





№ 27. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 2. Juli.

Inhalt.

Negerleben auf der Insel Hayti.

Die schöne Insel St. Domingo oder Hayti ist nicht minder eine wahre Perle der Antillen als das vielgerühmte Cuba. Sie steht dem letztern an Fruchtbarkeit nicht nach, und könnte durch fleißige, geistig begabte Menschen in ein wahres Paradies umgeschaffen werden; sie ist aber den Negern anheimgefallen, welche das Land verwildern ließen, während sie selbst in Barbarei zurücksanken.

Die Verwirrung der Zustände auf Hayti, wo die Neger und Mulatten, frei von aller Sclaverei und ohne Druck von Seiten weißer Gebieter, sich selber bestimmen, hat den Freunden des schwarzen Menschenstammes viel Sorge und Kummer bereitet, weil alle ihre Hoffnungen und Voraussagungen durch die Thatsachen nicht bestätigt wurden. Das neue Staatswesen, welches die dunkelgefärbten Leute einrichteten, will die Probe nicht bestehen; sie werden aus den Armen der Anarchie in jene der Willkürherrschaft geworfen, zwischen den gelben Mulatten und den schwarzen Negern liegt eine tiefe Kluft, und beide Theile stoßen einander ab. Dazu kommt, daß die gesellschaftlichen Verhältnisse in wahrhaft kläglicher Weise sich gestaltet haben; aller bürgerliche Zusammenhang fehlt, und die urwüchsige africanische Rohheit trägt nur in den Städten einen Firniß europäischer Civilisation. Aber dieser Lack ist nur dünn und reibt sich an vielen Stellen ab, so daß die Barbarei zum Vorschein kommt. Daß unter den sechsmalhunderttausend Haytiern einige hundert, vielleicht ein paar tausend Leute sich befinden, die sich einigermaßen Bildung angeeignet haben, soll nicht in Abrede gestellt werden; aber es steht fest, daß sie sehr vereinzelte Ausnahmen bilden.

Die Negerfreunde in den Vereinigten Staaten von Nordamerica gingen von der Ansicht aus, daß die meisten Schilderungen, welche über Hayti veröffentlicht werden, nicht lebenstreue Gemälde liefern, sondern nur Zerrbilder geben. Berichtigungen erschienen wünschenswerth, und ein standhafter Abolitionist, Herr Jakob Redpath, setzte sich in Boston auf ein Schiff und fuhr nach Hayti, um mit eigenen Augen zu sehen. Er hat eine Reihe von Briefen geschrieben, in denen er seine Wahrnehmungen mittheilt. Gewiß sind die Schilderungen dieses Negerfreundes unverdächtig, und wir entlehnen ihnen deshalb einige Lebensbilder.

— Wir befanden uns am 23. Jan. 1859 auf der Höhe von Cap Hayti, und der Lootse kam an Bord. Sein Boot wurde von vier schwarzen Jungen gerudert, welche dasselbe am Schiffe befestigten und sich dann bei 78 Grad Wärme der Länge nach ausstreckten, um zu ruhen; dabei ließen sie sich die Sonnenstrahlen auf Kopf und Gesicht scheinen. Sie waren durchaus zerlumpt und höchst unsauber. Der Lootse führte den süßen Namen Honig, trug einen alten Panamahut, blaue Matrosenjacke, weite weiße Beinkleider und Schuhe von Leinwand. Als ehrlicher Mensch verschmähete er vor zwei Jahren eine beträchtliche Summe, die man ihm geboten hatte, wenn er ein Schiff so steuern wolle, daß es an den Klippen zu Grunde gehen müsse.

Mit großem Behagen erzählte er, daß eine Revolution gemacht und Kaiser Soulouque vertrieben worden sei: „Wir nun Präsident haben; Alles am Lande lustig sein; reiche Leute Geld ausgeben; alter Mann von Blut (d. h. der grausame Soulouque) fortgejagt sein; viel Plaisir jetzt am Lande!"

Wir warfen vor dem Zollhaus Anker, und sogleich waren drei Beamte auf dem Verdeck. Der eine, ein breitschulteriger von Schweiß triefender Neger, war sehr schlecht gekleidet und sah höchst gemein aus; der zweite war ein hübscher Mulatte mit elegantem Anzuge; der dritte, ein alter Neger, hatte sich mit abgelegten Soldatenkleidern behängt und war ein wandelndes Bild lächerlicher Eitelkeit. Sein altehrwürdiger Dreimaster, den er etwas schief auf dem wolligen Haupte trug, stand ihm bewunderswürdig; er war allerdings sehr schäbig und sehr schmutzig, paßte aber vortrefflich zu dem Manne. An der fadenscheinigen Uniform fehlten die meisten Knöpfe, und auch an offenherzigen Stellen war kein Mangel; allein in dem heißen westindischen Klima schadet das ja nichts.

Ein Neuengländer sagte mir: Auf Hayti ist Jedermann ein Bettler. Ich weiß nicht, ob er vollkommen Recht hat, aber in Betreff der Herren Beamten möchte ich ihm beipflichten. Der Lootse war kaum auf unserm Schiff, als er auch schon

27

fragte, was wir zu essen und zu trinken hätten. Nachdem er sich eine Güte gethan, bettelte er um Tabak und dann wieder um ein Stück Rindfleisch. Dasselbe that der Würdenträger mit dem Dreimaster, während der Mulatte einen Erlaubnißschein mit der Ueberschrift: Freiheit und Gleichheit! aussertigte. Dann konnten wir ans Land gehen. Von Schiffsländen, gemauerten Werften und dergleichen war nichts zu bemerken, wohl aber prangten überall herrliche Blumen, welche von den Negern als Unkraut bezeichnet werden. Beim Hafencapitän mußten wir unsere Namen einschreiben und dann dem befehlhabenden General uns vorstellen. Er war rabenschwarz, hatte ein so intelligentes Gesicht, wie ich es noch nie bei einem Neger gesehen habe, saß aber in einem schäbigen, schmutzigen Zimmer, umringt von zerlumpten Soldaten; er selber trug eine hübsche Uniform und mächtige Epauletten mit Diamanten. Nachdem wir ihm erklärt, daß wir gesundheitshalber einige Zeit in Cap Hayti verweilen und dann nach Port au Prince reisen würden, konnten wir gehen und uns die Stadt betrachten.

Diese ist, americanisch ausgedrückt, zweimal „ausgelegt" worden, zuerst von Denen, welche sie gründeten, und nachher durch das große Erdbeben. Sie besteht aus einer Masse malerischer Ruinen, die mit üppigem Pflanzenwuchs der Tropen überzogen sind; dazwischen liegen viele einstöckige Hütten und einige Gebäude mit einem Obergeschoß. Das eben erwähnte große Erdbeben vom 7. Mai 1842 war fürchterlich; nahe an sechstausend Menschen verloren dabei ihr Leben. Ein Neger sagte mir: „Binnen fünf Secunden war die ganze Stadt über den Haufen geworfen." Ich sehe überall mehr Ruinen als Häuser, und von den letzteren sind manche unbewohnt. In französischen Zeiten waren die Straßen gepflastert, aber nun ist auch das Pflaster Ruine; was vom Erdbeben verschont blieb, wurde vom Regen weggewaschen. In der südlichen Vorstadt sah ich einige hundert Hütten, die aus Brettern zusammengezimmert sind, aber alle fand ich schmutzig und im Verfall; in der Stadt selbst bauet man mit Stein oder Ziegeln, und überkleidet die Mauern mit Mörtel; den Fußboden bildet die nackte Erde. Die Magazine und Läden sind ohne Glasfenster, die sich überhaupt bei den etwa siebentausend Bewohnern der Stadt keiner Gunst erfreuen. Ich habe nicht ein halbes Dutzend weiße Menschen gesehen; sie sind seit den Wüthereien des Kaisers Dessalines „abgeschafft" worden. Die Mulatten bilden etwa den zehnten Theil der Einwohner, und in ihren Händen befindet sich, außer dem gesammten Großhandel, auch ein beträchtlicher Theil des Kleinverkaufs. Man findet an ihnen alle möglichen Farbenabstufungen vom dunkeln Braungelb bis zum lichten Hellgelb; manche sind von Gesicht und Gestalt hübsch, tragen sich modisch, führen eine lebhafte Unterhaltung und benehmen sich höflich. Die jungen Mulattinnen werden als Creolinnen bezeichnet, und ich habe unter ihnen sehr hübsche Mädchen gesehen.

Die Neger fühlen sich unabhängig und haben ein Bewußtsein der Gleichheit, das sie im Verkehr geltend machen; sie treten ganz anders auf als jene in den südlichen Staaten der nordamericanischen Union. Wer in Cap Hayti Kleider hat, die nicht in Lumpen an ihm herabhängen, trägt sich ziemlich einfach. Aber die weit überwiegende Mehrzahl geht zerlottert, nachlässig und sehr unsauber; die meisten sind barfuß, manche haben Sandalen, viele auch niedergetretene alte Schuhe. Der Mulatte dagegen sucht sich elegant zu kleiden, hängt womöglich Goldketten und dergleichen an sich, und ist immer bemüht, die Blicke und die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zu lenken. Die Kinder laufen in schwarzem Naturkleid umher, so wie der liebe Gott sie geschaffen hat. Einige Knaben waren mit dem seltenen Luxus eines schmutzigen Hemdes versehen und hatten an die nackten Füße Sporen geschnallt; in der Hand hielten sie eine Kinderklapper.

Ich sah einige Pferde in den Straßen, kleine magere Gäule, die aber sehr dauerhaft sind. Der Neger nimmt sich nicht die Mühe sein Pferd zu striegeln, und so gewährt solch ein Thier einen höchst ruppigen und struppigen Anblick. Esel sieht man in großer Menge, aber sie sind merkwürdig klein. Die Negerinnen gehen nicht gern, sie reiten lieber auf solchen winzigen Thieren. Ochsen sind in geringer Anzahl vorhanden und werden von den schwarzen Treibern mit abscheulicher Grausamkeit behandelt; die armen Thiere, welche ich sah, waren durch Schläge oder Stiche gräßlich zerfleischt. Die Hunde sind höflich, unterwürfig, und träg wie die Neger; sogar zum Knurren und zum Bellen zu faul. Den Schweinen läßt man die größte Freiheit und Gleichheit, und die zuthulichen Ferkel haben mir manchen Höflichkeitsbesuch in meinem Zimmer abgestattet; die Borsten sind schwarz. Hühner bedürfen keiner Pflege, und deshalb findet man sie in großer Menge. Ich habe auch ein Schaf gesehen; es ist eine Merkwürdigkeit. Hier haben die Menschen Wolle auf dem Kopfe, und die Schafe lange Haare auf dem Leibe. Hayti ist das Land der Ziegen.

Ein gelber Handelsmann sagte mir: „Man beurtheilt uns gewöhnlich falsch; man muß uns als Franzosen betrachten, denn solche sind wir in Sitten und Sprache, Ideen und Moral." Das letztere ist leider richtig. Ein anderer Creole sagte: „In unserer Stadt kann man nicht zehn Prostituirte nachweisen," was mir von einem Dritten bestätigt wurde; er gestand ganz aufrichtig, daß in ganz Cap Hayti nicht zwanzig Männer angetraute Frauen haben. Vor fünfzehn Jahren gab es noch gar keine Ehen, seitdem hat sich der Eine oder Andere dazu herbeigelassen, wohlverstanden, weil Ehen eine europäische Mode sind, und ein wirklich verheiratheter Neger oder Mulatte sich für vornehmer hält, als andere. Auf Hayti gilt das Frauenzimmer, welches bei einem Manne im Hause wohnt, für seine Frau; aber außerhalb des Hauses unterhält er „Freundinnen", so viele als ihm eben beliebt. Bei diesen verbringt er einige von seinen Mußestunden, deren er an jedem Tage vierundzwanzig hat. Für ein Hauptkennzeichen der Respectabilität gilt, daß der Mann nicht bei Nacht außer seinem Hause bleibt; im Uebrigen mag er thun was er will, er bleibt respectabel im höchsten Grade. Ein englischer Missionär sagte mir: „Die Trauungen, welche hier dann und wann geschlossen werden, hatten ihren Grund nicht in irgend einer Vorstellung von Recht oder Pflicht, sondern weil man etwas Apartes vor Andern voraus haben wollte." Ein

junger Creole (Mulatte) äußerte: Das „Vorurtheil" für die Ehe ist durch die jungen Leute, welche in Europa erzogen werden, zu uns herübergekommen. Aus unserer Stadt sind deren immer etwa zwanzig in Havre oder in England, die mit christlichen Ideen zurückkommen und zuweilen ihre Eltern dahin bringen, daß sie sich noch trauen lassen. —

Im Uebrigen wird durch die Trauung an den Verhältnissen gar nichts geändert; sie bleibt eine bloße Förmlichkeit. Man hat eben Negerbegriffe auf Hayti und hält es mit einer sogenannten Verheirathung in folgender Weise. Ein Mann wünscht ein Mädchen zu „placiren". Er läßt sich bei den Eltern der Schönen einführen, die natürlich niemals getraut waren, und macht einige Abende seinen Besuch. Die Negersitte verlangt, daß dabei kein Licht brennt; denn bei Licht könne das junge Paar sich nicht so gut kennen lernen als im Dunkeln. Freiheiten, vor welchen man in Europa zurückschrecken würde, sind bei solchen Bewerbungen erlaubt und verstehen sich von selbst. Nach einigen Tagen fragt die Mutter den Bewerber, in welcher Absicht er Abends erscheine, und die Antwort lautet, daß es darauf abgesehen sei, die Tochter zu „placiren". Das wird dann sofort bewilligt, und das Mädchen von der Mutter in die Wohnung geführt, die nicht nothwendig jene des Freiers zu sein braucht; dieser hat vielmehr in der Regel seine Behausung in einer ganz andern Straße. So werden die „Negerehen" geschlossen. Ein wohlhabender Mann zahlt seiner Frau, die er solchergestalt geheirathet hat, vierhundert hayti'sche Papierdollars, aber viele sind auch mit zweihundert zufrieden, also kostet eine Frau von dreizehn bis zu sechsundzwanzig Silberdollars monatlich, und davon hat sie Alles zu bestreiten. Sobald der Mann die Frau nicht mehr mag, scheidet er sich von ihr; sie geht ihn nichts mehr an, und mag sich durchbringen, wie es eben geht. Aber es geht; denn sie eröffnet irgend einen Laden, oder nähet, und zum Lebensbedarf ist nicht viel nöthig; sie ißt Bananen, und kann mit dem Geldwerth von etwa zwei Neugroschen täglich ihren Unterhalt bestreiten. Freilich muß sie dabei auf Putz und seidenen Turban verzichten!

Die Haytierinnen sind gutmüthige Geschöpfe und zanken mit einem Manne niemals. Die Frau vom Hause ist nicht eifersüchtig, wie die Bewohnerinnen der türkischen Harems, sondern lebt mit den Freundinnen ihres Gemahls in gutem Einvernehmen; freilich wohnen diese nicht unter demselben Dache mit ihr. Eine Negerin schließt solche Heirathen etwa im fünfzehnten Lebensjahre. Die schwarze Geistlichkeit, die sich als römisch-katholisch bezeichnet, findet alle diese Dinge in gehöriger Ordnung. Kaiser Faustin Soulouque ließ sich erst einige Tage vor seiner Krönung trauen. —

Daß unter solchen Verhältnissen auf Hayti von bürgerlichem Leben und von Bürgerlichkeit gar keine Rede sein kann, versteht sich von selbst. Ohnehin kommt noch hinzu, daß die Verehrung der Congoschlange, dieses Nationalgötzen der Schwarzen, immer weiter um sich greift und die klägliche Carricatur von Christenthum verdrängt, welche auf Hayti im Schwange geht. Man sieht nicht ab, wie der allgemeinen Verwilderung gesteuert werden könne. C. C.

Die Prinzen des Hauses Orleans.

Der Herzog von Chartres kämpft in den Reihen der Sardinier, der Verbündeten jenes Mannes, der den Thron seines Bruders einnimmt, gegen Oesterreich, und dieser Bruder selbst, der Graf von Paris, soll den gleichen Wunsch gehabt haben und nur durch seine Großmutter verhindert worden sein, ihm nachzugeben. Sie wollen, so scheint es, zeigen, daß sie überall einzustehen bereit seien, wo sie die französische Nationalehre betheiligt glauben. Vielleicht hätten sie fragen sollen, ob es eine wahre französische Nationalsache sei, um die es sich handelt, ob sie wahrhaft Frankreich dabei dienen, oder nur den hinterhaltigen Plänen seines Gewaltherrschers, vielleicht sich erinnern, daß das Julikönigthum nicht die Eroberung und die Herrschaft nach Außen, sondern die gemäßigte constitutionelle Freiheit und den friedlichen Einklang mit Europa, nicht das Heer und den Kriegsruhm, sondern das industrielle Frankreich und seine gebildeten, gewerbsamen Bürgerclassen vertreten sollte. Wie dem auch sei, jene Nachrichten haben immerhin wieder an diese Prinzen erinnert, an die wohl auch sonst gedacht wurde, wenn man die Möglichkeit einer Krisis ins Auge faßte, die von neuem politische Freiheit und innere und äußere Sicherheit in Frankreich begründen könne.

Es gehörte zu den mancherlei Begünstigungen, welche Ludwig Philipp zu Theil geworden waren, daß er von einem Kreise kräftiger und begabter Söhne umgeben war, die, in bürgerthümlicher Weise erzogen, nach Geist und Wandel achtungswerth, mehrfach mit Auszeichnung an den Kämpfen ihrer Landsleute als Streiter und Führer Theil genommen hatten, und ganz geeignet schienen, in einträchtigem Zusammenwirken die Interessen der jungen Dynastie auch unter schwierigen Verhältnissen mit Erfolg zu vertreten. Und doch haben sie im Augenblicke der Entscheidung nichts gethan und vermocht, es ist ihrer nicht gedacht worden, und sie schienen und scheinen von Frankreich vergessen. Allerdings der schon durch seine Stellung als Erstgeborner bedeutsamste unter ihnen, der aber auch durch schöne Eigenschaften des Geistes und Charakters vorragte, der eine feste, ruhige Kraft, einen biederen, nobeln Charakter, einen einsichtsvollen Freisinn bewährte, und von dem man sagen konnte, daß er von allen Parteien geachtet war und, wenn es ihm auch bei längerem Leben nicht an Gegnern gefehlt haben möchte, doch keinen Feind hatte, der Herzog Ferdinand von Orleans (geb. am 3. Sept. 1810) war durch einen frühen und plötzlichen, für Frankreich und Europa verhängnißvollen Tod in der Blüthe des Mannesalters hinweggerafft worden (am 13. Juli 1842). Ihm eben hatte die edle Helene von Mecklenburg-Schwerin,*) die ihm am 18. Mai 1858 in die Gruft gefolgt ist, die beiden Söhne geboren, von deren derzeitigem Streben wir ausgingen: den Prinzen Ludwig

*) Vergl. Europa Nr. 12.

Philipp Albert, Grafen von Paris (geb. am 24. Aug. 1838), der ohne die Februarrevolution jetzt auf dem Throne von Frankreich sitzen dürfte, und den Prinzen Robert Philipp Ludwig Eugen Ferdinand, Herzog von Chartres (geb. am 9. Nov. 1840). Sie begleiteten ihre Mutter bei jenem muthvollen, tragischen Gange in die letzte Sitzung der Deputirtenkammer, der soviel Unheil hätte ersparen können, wenn alle den Muth und das Pflichtgefühl dieser Frau gehabt hätten. Von hier vom Volke fortgerissen, wobei der Herzog von Chartres von seiner Mutter getrennt und ihr erst später wieder zugeführt ward, folgten sie derselben nach Deutschland, wo die Prinzessin sich erst zu Coblenz, dann für längere Zeit zu Eisenach niederließ, bis sie, nachdem ihre Söhne herangewachsen waren, mit denselben nach England übersiedelte, wo der größte Theil der Familie Orleans lebt. Die Prinzen haben, unter der Leitung dieser trefflichen Mutter, eine ausgezeichnete Erziehung genossen und sollen sich befähigt und würdig zeigen. Der Jüngere derselben bezog vor nicht langer Zeit die Militärschule zu Turin und ist von da aus als Volontair in ein Reiterregiment eingetreten, mit dem er an dem Kriege in, wie es heißt, rühmlicher Weise Theil nimmt.

Der Herzog von Némours,

Prinz Louis Charles Philipp Rafael von Orleans, geb. am 25. Octbr. 1814, ist der zweite Sohn Ludwig Philipps und der Königin Maria Amalia. Zwischen ihm und seinem um vier Jahre ältern Bruder standen zwei Schwestern, Louise, die Königin von Belgien, und Maria, die dem Prinzen Alexander von Württemberg vermählt ward. Wie sein Bruder nahm er an dem Unterricht im College Henry IV. und in der polytechnischen Schule Theil, und trat dann in die Armee ein. Ebenso wohnten beide Prinzen gemeinschaftlich der französischen Expedition nach Belgien bei (1831—32), dessen Krone sogar dem Herzog von Némours von dem belgischen Congresse angeboten, für den noch minderjährigen Prinzen aber von seinem Vater, aus Rücksichten auf England, abgelehnt ward. 1836 waren beide Prinzen wieder bei dem damaligen unglücklichen Zuge gegen Constantine, und Némours war es vergönnt, die damals erhaltene Scharte der Franzosen auswetzen zu helfen, indem er 1837 als Brigadegeneral an der Eroberung Constantine's mit Auszeichnung Theil nahm. Er wurde darauf zum Generallieutenant ernannt, entging übrigens bei der Rückkehr aus Algerien einem auf ihn und seinen Bruder Aumale gemachten Attentate (am 13. September 1841) glücklich. Nach dem Tode des Herzogs von Orleans erschien es nothwendig, daß für den Fall, wo Ludwig Philipp versterben sollte, bevor der Graf von Paris volljährig wäre, gesetzliche Vorkehrungen für die Regentschaft getroffen würden. Das mit den Kammern vereinbarte Regentschaftsgesetz bezeichnete denn, der natürlichen Ordnung gemäß, den Herzog von Némours, als den nächsten volljährigen Agnaten, für den angenommenen Fall zum Regenten. Von dieser Zeit an gab sich aber auch eine gewisse Feindseligkeit gegen Némours in der Parteipresse kund. Er war nie populär gewesen, wenn er auch seiner Familie so werth war, wie irgend ein anderes Glied, einige gewählte anhängliche Freunde besaß und wesentlichen Grund für Tadel nicht geboten hatte. Eine gewisse Schüchternheit und Zurückhaltung, die ihm eigen war, ward ihm als Stolz ausgelegt und behinderte ihn, um Popularität zu werben. So lange der Herzog von Orleans lebte, fast immer mit diesem gemeinsam erscheinend, trat er doch neben demselben in Schatten. Man sagte ihm nach, daß er aristokratische Cirkel liebe und eigentlich der legitimistischen Partei sich zuneige und seine Zweifel über das Recht seines Vaters zu der Krone hege. Gewiß erscheint, daß er keinen persönlichen Ehrgeiz, außer soweit dieser zu den Tugenden des Kriegers gehört, gezeigt hat, und immer ein stilles, zurückgezogenes Wesen behauptete. Die Art von unbestimmter Ungunst, in die man ihn bei den größeren Kreisen des Volks versetzte, erhielt obendrein durch die Beharrlichkeit Nahrung, mit welcher sein Vater, nachdem der Prinz sich (am 27. April 1840) mit der Prinzessin Victoria von Sachsen-Coburg-Cohary (geb. am 14. Febr. 1822) vermählt hatte, das unpopuläre Project einer Dotation desselben betrieb.

Nach der Abdankung und Abreise des Königs befehligte Némours die Truppen, welche die Tuilerien besetzt hielten, ließ sich aber bestimmen, dieselben zurückzuziehen und die weitere Vertheidigung aufzugeben. Während das Volk in die Tuilerien strömte, begleitete der Herzog seine Schwägerin auf jenem kühnen Gange in die Deputirtenkammer, wo er unter all den tumultuarischen Scenen seine ruhige Fassung bewahrte, Bemerkungen über das Vorgehende niederschrieb und auf den Schutz der Prinzessin und ihrer Söhne bedacht war. Zuletzt bei dem Eindringen des bewaffneten Volks wurden sie gleichwohl getrennt, der Herzog heftig bedrängt, seines Generalshuts und seiner Epauletten beraubt, worauf ihn endlich die Nationalgarde in Schutz nahm, sodaß er sich in ein Bureau zurückziehen und hier in die Uniform eines Nationalgardisten hüllen konnte. Er hat dann noch zwei Tage bei einem Pariser Bürger verborgen gelegen, bis es ihm gelang, seine Abreise nach England in Sicherheit zu bewirken. Seitdem hat er, gelegentliche Besuche bei seinen Verwandten auf dem Festlande abgerechnet, wesentlich in England gelebt, sich aber nicht weiter bemerklich gemacht. Dem Fusionsproject wird er günstig gewesen sein. Aus seiner Ehe erwuchsen die Prinzen Ludwig Philipp Maria Ferdinand Gaston Graf von Eu, geb. am 28. April 1842 und Ferdinand Philipp Maria Herzog von Alençon, geb. am 12. Juli 1844, sowie die Prinzessin Margarethe Adelaide Marie von Orleans, geb. am 16. Febr. 1846, und diesen ist am 28. Oct. 1857 noch eine Tochter gefolgt.

Der dritte der Söhne Ludwig Philipps, der

Prinz von Joinville,

Franz Ferdinand Philipp Ludwig Maria, geb. am 14. Aug. 1818, war der populärste unter den Brüdern, da dem Herzog von Orleans, bei all seinen Ansprüchen auf Popularität, immerhin seine Eigenschaft als voraussetzlicher Thronfolger in etwas entgegenstand. Joinville entwickelte früh ein besonders geradsinniges, biederes, etwas derbes Wesen, und man durfte ihm wohl zutrauen, daß er mit der gewundenen Politik seines Vaters, wenigstens was die Mittel anlangte, nicht einverstanden war und es vorgezogen haben würde, den Versuch zu machen, wie weit man mit Offenheit und Ehrlichkeit in der Politik komme.

Mit seiner ganzen Richtung hing es wohl auch zusammen, daß er sich, ungeachtet er Anfangs von schwächlicher Gesundheit war, sowie er auch andauernd an Schwerhörigkeit leidet, dem Schiffsdienste widmete und sich diesem Berufe mit ganzer Liebe und angestrengtestem Eifer hingab. 1836 als Schiffslieutenant eingetreten, nahm er an fast allen bedeutenden Seeexpeditionen der nächsten Jahre Theil, wie namentlich 1838 an der Beschießung des Forts San Juan d'Ulloa und dem Ueberfall von Veracruz. 1839 zum Commandeur der Fregatte Belle-Poule befördert, erfüllte er 1840 den zu einer Thiers'schen Komödie gehörigen Auftrag, die Asche Napoleons von St. Helena nach Frankreich zu bringen. Wichtigere und rühmlichere Dienste leistete er 1844, wo er als Contreadmiral die Expedition gegen Marokko leitete, Tanger und Mogador bombardirte und letzteres nahm (16. Aug.). Dabei war er nicht blos ein praktisch erfahrener, thatkräftiger und unerschrockener, sondern auch ein denkender und kenntnißreicher Seemann, wie er denn um jene Zeit in einer eigenen Schrift, unter dem Titel: Note sur l'état des forces navales de la France, die Mängel der französischen Marine sehr unumwunden darlegte und geeignete Reformvorschläge machte. Seinem Vater soll dies, sowie überhaupt die Sympathie des Prinzen mit vernünftigen Reformers, nicht recht gewesen sein; wiewohl eine ernstere Trübung des schönen Familienverhältnisses, das wohl der ansprechendste Zug in dem Lebensbilde Ludwig Philipps war, nicht hervorgetreten ist.

Bei seinen Seezügen in die americanischen Gewässer hatte er den Hof von Rio Janeiro besucht und gewann hier das Herz und die Hand der schönen, lebensfrohen und reichen Prinzessin Franzisca von Brasilien (geb. am 2. August 1824, vermählt am 1. Mai 1843), einer Tochter des Kaisers Dom Pedro I. und der Erzherzogin Leopoldine von Oesterreich. 1846 wurde er zum Viceadmiral ernannt. 1848 hatte er mit seiner Gemahlin den Herzog von Aumale nach Algerien begleitet, als die Revolution ausbrach. Die Prinzen versuchten keinen Widerstand, sondern ließen die Republik proclamiren, verließen die Colonie und gingen über Gibraltar nach England, wo der Prinz seitdem im Wesentlichen gelebt hat. Wenn die Orleanisten bei der Präsidentenwahl eine Aussicht gehabt hätten, so dürfte Joinville ihr Candidat gewesen sein. — In seinem Exile hat er sich, wie seine Brüder, still und würdig gehalten. Der große Grundbesitz, der seiner Gemahlin in Brasilien zusteht und auf welchem der Prinz auch europäische Colonisation zu fördern bemüht ist, mag ihm Beschäftigung geben. Auch ist in diesen Tagen eine Schrift von ihm über die französische Marine erschienen, die sehr gediegen sein soll. Seine Gemahlin hat ihm eine Tochter, die Prinzessin Franzisca Marie Amalie von Orleans, geboren am 14. August 1844, und einen Sohn, Peter Philipp Johann Maria, Herzog von Penthièvre, geb. am 4. November 1845, geschenkt.

Der Herzog von Aumale,

Heinrich Eugen Philipp Ludwig, wurde seinen Eltern am 16. Januar 1822 geboren und besuchte, auch nachdem sein Vater den Thron bestiegen hatte, die Pariser Colleges neben den Söhnen der Bürger. Wichtig ward es für ihn, daß der überaus reiche Herzog von Bourbon-Condé zu seinem Taufpathen gewählt worden war. Denn als dieser Prinz, der Vater des unglücklichen Herzogs von Enghien, sich, mitten unter den Stürmen der Julirevolution und wahrscheinlich aus Besorgniß, die Schreckensjahre seiner Jugend möchten zurückkehren, am 27. August 1830 selbst entleibt hatte, fand sich, daß in seinem Testamente vom 30. August 1829 der Herzog von Aumale zu seinem Universalerben ernannt war. Ludwig Philipp sah damit seinen vierten Sohn in pecuniärer Beziehung trefflich ausgestattet und versorgt. Ihm selbst, und indirect der Dynastie, sollte die Sache jedoch manchen Schaden bringen. War auch der Vorgang unter den damaligen spannenden Ereignissen unbemerkter vorübergegangen, als in ruhigeren Zeiten geschehen sein dürfte, so verfehlte die gegnerische Parteipresse doch nicht, denselben auszubeuten und allerhand verdächtigende Gerüchte über die letzten Jahre des Erblassers, die Geschichte des Testamentes und den Tod des Herzogs zu verbreiten. Schlimmer noch, als die Seitenverwandten Bourbon-Condé's das Testament förmlich angriffen und dabei die Behauptung aufstellten, der Herzog sei ermordet worden, und das Testament ein Werk der Erbschleicherei, bei welchem die Maitresse des Herzogs, die Engländerin Sophie Dawes geb. Clarke, die an den Adjutanten des Herzogs, Baron Feuchères, verheirathet gewesen, auch von diesem geschieden, im Testament aber mit zwei Millionen Francs und zwei Gütern bedacht war, als Werkzeug gedient habe. Zwar erklärten die Gerichte sowohl den Tod des Herzogs für das Werk seines eigenen Entschlusses, wie das Testament für rechtmäßig zu Stande gekommen und vollkommen gültig, und man hat keinen materiellen Grund, an der Gerechtigkeit dieser Richtersprüche, die sich durch alle Instanzen gleichblieben, zu zweifeln. Indeß, wie es zu geschehen pflegt, es blieb doch etwas hängen, und namentlich die Legitimisten benutzten die Sache eifrigst, das Ansehen des Königs herabzusetzen und den ohnedies verbreiteten Glauben zu nähren, daß er von einer Geldgier beseelt sei, die es mit den Mitteln zu ihrer Befriedigung nicht genau nehme.

Für Aumale konnte aus diesem Verhältnisse kein Vorwurf erwachsen, und da er sich stets als ein tüchtiger, gemäßigter und besonnener Mann bewährte, so hat er sich allseitige Achtung erworben und behauptet. Er trat 1840 in die Armee und kämpfte schon 1841 in Algerien. Wie er damals, an der Spitze des 17. Regiments, nach Frankreich zurückgekehrt, am 13. Sept. 1841 seinen Einzug in Paris hielt, entging er glücklich dem Attentate, welches der Arbeiter Quenisset auf die Prinzen machte. 1843 ward unter seiner Führung die Smala Abd-el-Kader's erobert, und 1847 wurde er zum Generalgouverneur von Algerien ernannt. Es schien ein glücklicher Anfang seiner Verwaltung, daß sie mit der Capitulation Abd-el-Kader's eröffnet ward. Doch sollte die Nichterfüllung dieser Capitulation, woran Aumale freilich ohne Schuld war, ihre Nemesis finden, und sowenig einst die Eroberung Algiers die Julirevolution verhütet hatte, sowenig hielt die Bezwingung des gefährlichsten Gegners in Algerien die Februarrevolution auf. Als die Nachricht von dieser nach Algier kam, hätte der Prinz vielleicht versuchen können, mit Hülfe des ihm anhänglichen Heeres in Algerien den neuen Gewalthabern der Heimath Trotz zu bieten, wiewohl es zweifelhaft bleibt, ob das Heer ihm wirklich gefolgt wäre und wie er, selbst

in diesem Falle, es gegen Frankreich hätte wirksam machen wollen. Es scheint aber auch gar nicht, daß ihm ein solcher Gedanke gekommen ist, vielmehr fügte er sich ruhig in das Geschehene, verließ die Colonie und ging nach England. Seine Waffenbrüder in Algerien haben ihm ein wohlwollendes Andenken bewahrt, wie noch kürzlich Pelissier, bei zufälliger Begegnung in London, an den Tag gelegt haben soll.

Der Herzog hat seit 1848 seinen wesentlichen Aufenthalt in England genommen. Vermählt hatte er sich am 25. Nov. 1844 mit der Prinzessin Karoline (geb. am 26. April 1822), einer Tochter des Prinzen Leopold von Sicilien-Salerno, eines Oheims des eben verstorbenen Königs Ferdinand II., und der Erzherzogin Maria von Oesterreich. Aus dieser Ehe sind zwei Söhne am Leben, Prinz Ludwig Philipp von Condé, geb. am 15. November 1845, und der Herzog von Guise, geb. am 5. Januar 1854. Zwei andere Söhne, in den Jahren 1842 und 1852 geboren und auch nach Guise benannt, starben noch im Jahre ihrer Geburt.

Der Herzog von Montpensier,

Anton Maria Philipp Ludwig, geb. am 31. Juli 1824, der jüngste der Söhne Ludwig Philipps, besuchte auch als königlicher Prinz das College Henri IV. und die polytechnische Schule und widmete sich besonders dem Artilleriewesen, wie er denn auch in dieser Waffe Dienst nahm und zum Generalmajor der Artillerie aufrückte. Persönlich ist er weniger als seine Brüder vorgetreten, ist aber durch seine Verheirathung, ohne seine Schuld, vielleicht verhängnißvoll für die Dynastie geworden. Denn sein Vater, in seinem Eifer, seinen Söhnen aussichtreiche Verbindungen und Versorgungen zu verschaffen, gewann ihm die Hand der Infantin Marie Louise Ferdinanda von Spanien (geb. am 30. Januar 1832, vermählt den 10. October 1846), der jüngeren Schwester der sich gleichzeitig vermählenden Königin Isabella. Dies war nicht ohne eine gewisse Ueberlistung der englischen Politik erfolgt, und man glaubte in dieser Verbindung den Gedanken an eine dereinstige Einbürgerung des Hauses Orleans auf dem spanischen Thron erblicken zu dürfen, ein Verhältniß, dem schon die Verträge entgegenstanden, unter denen einst die Bourbons in den Besitz von Spanien gekommen waren. So trug diese Vermählung wesentlich dazu bei, die ohnedies schon erkaltete entente cordiale zwischen Frankreich und England zu schwächen, woraus Gegensätze der Politik hervorgingen, die auch mit vorbereitend auf die Februarrevolution gewirkt haben. Ludwig Philipp gab allerdings auf Beruhigung berechnete Erklärungen, und die damals nicht erwartete Fruchtbarkeit der Königin Isabella hat die damaligen Besorgnisse zurückgedrängt.

Bei Ausbruch der Februarrevolution befand sich der Herzog in Paris, wo ihm mehrfach die Aufgabe zufiel, den König von der zunehmenden Gefährlichkeit der Bewegung zu unterrichten, sowie er ihm auch, statt zu energischem Widerstande, zur Thronentsagung gerathen haben soll. Denn damals scheinen nur die Frauen des Hauses Orleans, die Königin voran, den Muth bewährt zu haben, welcher retten konnte. — Nach der Revolution hat er seinen Aufenthalt in Spanien genommen, ohne irgend einen Einfluß auf das dortige Staatsleben üben zu wollen oder zu dürfen, und meist in Sevilla residirend. Aus seiner Ehe wurden zunächst vier Töchter geboren, die Prinzessinnen Marie Isabelle, geb. am 21. September 1848, Marie Amalie, geb. am 28. August 1851, Marie Christine, geb. am 29. October 1852, und Marie de Regla, geb. am 8. October 1856, denen Ende Mai 1859 ein Prinz gefolgt ist.

Die Quellen des Schiller'schen Don Carlos.

Daß Shakespeare für seinen alle Züge und Gedanken der modernen Menschheit umfassenden Hamlet aus einer uralten Sage des Saxo Grammaticus geschöpft haben, und daß Lessing zu seinem Nathan dem Weisen, einer Schöpfung voll sittlichen Ernstes und erhabener Religiosität, durch eine Novelle des leichtfertigen Boccaccio veranlaßt worden sein sollte, konnte uns kaum mehr Wunder nehmen, als zu erfahren, daß Schiller in seinem mit der Genialität einer neuen Litteraturepoche gedichteten Carlos ein französisches Theaterstück aus der steifen Zopfzeit des Alexandriners benutzt habe. Und doch ist dem so, was H. J. Heller in Berlin durch einen in der Gesellschaft für die Beförderung des Studiums neuerer Sprachen gehaltenen Vortrag zuerst dargethan hat. Es giebt — dies ist das Resultat der Heller'schen Untersuchungen — nicht blos eine Quelle, sondern Quellen des Schiller'schen Don Carlos; jene eine allbekannte war die kleine Erzählung von St. Réal „Dom Carlos, nouvelle historique"; ganz unbekannt aber war es bisher, daß diese Novelle noch einem anderen, älteren und zwar französischen Stücke, einem Stücke nach der Schablone Racine's und Corneille's, einer Tragödie Campistrons zu Grunde liegt, sowie daß die letztere Schiller gleichfalls für seinen Carlos benutzte. Das Buch von St. Réal gab ihm, wie mehrere Briefstellen ausweisen, der Freiherr v. Dalberg, indem er ihm damit auch die Idee des Drama's überhaupt zuwies; mit dem Stücke Campistrons aber ward er, wie es scheint, zufällig bekannt, indem er sich damals schriftlichen Belegen zufolge sehr viel mit französischen Tragödien aus der sogenannten classischen Zeit beschäftigte. Daß er es in seinen Briefen nicht namentlich anführt, darf uns nicht wundern, denn auch die Novelle St. Réal's erwähnt er früher, in den Jahren 1783—84, mit keinem Worte, sondern führt sie erst in der Vorrede zur Thalia 1785 an, weil eine damals in Eisenach erschienene Uebersetzung es nothwendig zu machen schien; er konnte also, wie gesagt, das französische Trauerspiel wohl auch benutzt haben, selbst wenn er es ebenso wenig nennt. Den Namen Don Carlos führte dasselbe zwar nicht; die Etikette verbot es natürlich, und noch dazu bei einem Hofmann, wie Campistron war, ein aus der neuesten Geschichte gezogenes Sujet unter seinem Namen oder gar eine französische Prinzessin in einer bedenklichen Situation auf die Bühne zu bringen.

Campistron verlegt daher den Gegenstand nach Griechenland, aus dem König Philipp wird bei ihm Colojean, Kaiser von Byzanz, aus der Königin Elisabeth Irène, Prinzessin von Trapezunt; Don Carlos nimmt den Namen Andronic und von diesem Namen das Stück den Titel an; aber trotz dieser Veränderungen schließt sich Campistron der St. Réal'schen Novelle noch viel genauer an als Schiller. Was das betrifft, so liegt es uns freilich ferner, und wir verweisen die, welche die Sache noch weiter verfolgen wollen, auf den Vortrag Hellers selbst, der im neuesten Hefte des Herrig'schen Archivs bereits abgedruckt worden ist. Wir haben es im Folgenden auch nicht damit zu thun. nachzuweisen, in welchem Verhältnisse die Schiller'sche Tragödie zur Erzählung St. Réal's steht; dies ist, soviel wir wissen, nicht erst durch Heller, sondern schon früher durch Anderer Bemühungen klar geworden. Wir wollen hier nur den Don Carlos unseres deutschen Dichters mit dem französischen Andronic vergleichen, und sehr Recht hat der genannte Gelehrte, wenn er meint, „der Nachweis, daß Schiller sich zum Theil auch nach Campistron gerichtet habe, werde geführt sein, sobald sich habe herausstellen lassen, daß die Tragödien Beider in der Erfindung und im Gang der Handlung, in Auftritten, Charakterzügen, Ausdrücken, welche sich bei St. Réal gar nicht oder anders vorfinden, unter einander übereinstimmen." Diesen Nachweis nun werden wir, indem wir den Untersuchungen Hellers Folge leisten, eben zu führen im Stande sein; vorher aber müssen wir, um gegen Schiller gerecht zu werden, noch einige andere Worte unseres Gewährsmannes anführen. „Vor allen Dingen — heißt es bei ihm — muß ich mich dagegen verwahren, als wollte ich andeuten, daß Schiller auf so manche Einfälle, Erfindungen und Ausdrücke nicht auch selbst habe kommen können, als sei er arm genug gewesen, um von Campistron borgen zu müssen. Es ergiebt sich vielmehr, daß, was er entlehnt hat, großentheils das Unbedeutendere und Schwächere seines Werkes ist, daß er in der Regel das Entlehnte verbessert oder bedeutsamer zu machen weiß, daß endlich alles das Anziehende und Große, die Götterempfindungen und die Himmelsworte, welche früher unsere Jugend elektrisirt haben und unser gereifteres Mannesalter noch jetzt mit Bewunderung erfüllen, ihm allein eigenthümlich sind."

Zuerst sucht Heller zu beweisen, daß Marquis Posa zu der Stellung, welche er im Schiller'schen Stücke einnimmt, und zu dem Charakter, den ihm der Dichter gegeben hat, gar nicht gekommen sein würde, ohne daß die Tragödie Campistrons dazu den Anstoß bewirkt hätte. Bei St. Réal nämlich sind der Vertraute des Prinzen in seiner Leidenschaft für die Königin und der Abgesandte der flandrischen Provinzen, welcher den Don Carlos um Schutz und Beistand gegen Alba bittet, nicht eine und dieselbe, sondern zwei verschiedene Personen. So ist es auch bei Campistron, wo der Vertraute Martian und der Gesandte Léonce heißt. Aber da sie in dem französischen Stücke immer zusammen auftreten, zusammen zur Vorbereitung der Flucht des Prinzen wirken, zuletzt auch zusammen sterben — was in der Novelle St. Réal's eben nicht der Fall — so war es für Schiller leicht, nach dieser Anleitung Campistrons aus jenen getrennten Personen den einen Marquis Posa zu machen, der von Martian das Vertrauen des Don Carlos in seiner Liebe, von Léonce die Fürsprache für das unterdrückte Volk übernommen hat. „Und so ist es — meint Heller — zu erklären, wie der Marquis Posa, der nach dem ersten aus der St. Réal'schen Novelle entstandenen Entwurfe Schillers nur eine Nebenfigur sein sollte (s. Hoffmeister I, 249), nachdem der Dichter Kenntniß von dem Campistron'schen Stücke bekommen hatte, durch die Verschmelzung der beiden zusammengehörenden Personen desselben, der Haupthebel der Handlung und der Anstifter der Flucht des Prinzen werden konnte. Nun erst fand Schiller, der Spur des französischen Dichters folgend, der den Léonce sehr eindringlich für die Rechte seines Volkes sprechen läßt, die erwünschte Gelegenheit, das ganze Feuer seiner freisinnigen Ansichten auf die Person des Marquis Posa zu werfen; nun erst konnte er die Macht der ihn selbst bewegenden liberalen Ideen auf eine Weise in jener Person seines Stückes verkörpern, daß sie das Interesse der ganzen Handlung überwiegend auf sich zog, daß das Stück, welches laut den Briefen an Dalberg Anfangs kein politisches hatte werden sollen, nun ein durchaus politisches wurde, daß endlich das Familiengemälde in dem fürstlichen Hause für den gewichtigeren politischen Theil, den der Marquis Posa hineinbrachte, fernerhin nur noch den Hintergrund bildete. Schillers eigenen Neigungen kam der geringe Anstoß, den Campistron ihm gab, so sehr entgegen, daß von nun an der Plan des ganzen Stückes eine veränderte Richtung empfing." Dies war jedenfalls die wichtigste Folge, welche sich für den Don Carlos unseres Dichters aus dessen Bekanntschaft mit der französischen Tragödie ergab.

Wir folgen dem Wege, den Heller uns vorgezeichnet hat, nun noch weiter. Auch darin stimmen die beiden Dramen überein, daß Prinz Andronic sowohl als Don Carlos ihrer Liebe zuletzt förmlich und für immer entsagen, um ihr eigenes Wohl dem eines ganzen Volkes nachzusetzen, und daß sie beide eine Zusammenkunft mit der bisher geliebten Fürstin nur zum Abschiednehmen und, um die Erklärung ihrer Resignation abzugeben, benutzen. Ganz anders bei St. Réal, wo von einem eigentlichen, feierlichen und schmerzlich bewegten Abschied weder von Seiten der Prinzen, noch — wie es gleichfalls sowohl bei Campistron, als bei Schiller der Fall — von Seiten der beiden Fürstinnen die Rede ist. — Ferner hat der deutsche Dichter in der ersten Zusammenkunft des Don Carlos mit der Königin sich nicht minder, wie in der letzten, unzweifelhaft nach seinem französischen Vorgänger gerichtet. Denn diese Unterredung ist in der Novelle keine durch den Vertrauten des Prinzen mühsam herbeigeführte, sondern macht sich wie von selbst und ganz zwanglos auf einer Reise des Hofes; besonders aber ist das Ende der Unterhaltung ein ganz anderes als bei Campistron und Schiller, und erregt nicht die geringste Eifersucht des Königs, der übrigens auch nicht einmal dazukommt, noch den mindesten Verdacht der Hofleute. Das Benehmen der Fürstin, die erst scheinbar unwillig über die Annäherung des Prinzen ist, und zuletzt von dem König befangen und in Verlegenheit angetroffen wird, findet sich gleichfalls nicht bei St. Réal, sondern bei Campistron, und nach ihm, wie jeder weiß, auch bei Schiller.

Mehr aber noch, als die Composition, verrathen einzelne Reden und Ausdrücke, daß unser Dichter das französische Stück gelesen hatte und Vieles daraus theils in seiner Weise überarbeitet, theils aus dem Gedächtnisse danach niedergeschrieben hat. Zum Belege dieser Behauptung treffen wir eine Auswahl aus den von Heller angeführten dreiundzwanzig längeren oder kürzeren Stellen.

Campistron. Act I, Scene 3.

(Andronic zu den Ministern:)

Songez que vos conseils ont causé ma misère.
Il me reste à vous dire,
Que je dois être un jour le maître de l'empire.

Schiller. Act II, Scene 2.

Wo sind sie,
Die mich aus meines Königs Gunst vertrieben? . . .
Auf diesem Grund, wo ich einst Herr sein werde.

Campistron. I. 6,

Tout m'en presse, seigneur; un peuple que je plains,
Et qui brûle de voir son destin en mes mains.
Oui, j'exige de vous cette marque d'amour.
Me refuserez-vous une première grace?

Schiller. II, 2.

Mir, mein König,
Mir übergeben Sie das Heer! Mich lieben
Die Niederländer.

Schicken Sie
Mich mit dem Heer nach Flandern, wagen Sie's
Auf meine weiche Seele.
Auf meinen Knieen bitt' ich drum. Es ist
Die erste Bitte meines Lebens.

Campistron. I, 5.

Tout un peuple, seigneur, vous parle par ma bouche.

Schiller. I, 2.

Ein Abgeordneter der ganzen Menschheit
Umarm' ich Sie —

Campistron. I, 7.

Non, non, d'aucun repos je n'ose me flatter;
C'en est fait, mes tourments ne me sauraient quitter;
Loin de guérir des traits dont mon âme est blessée,
Je n'en puis seulement concevoir la pensée.
Irène est trop charmante; et je sens mon amour
Sans espoir, sans désirs s'accroître chaque jour.
Mais ce feu malheureux que je ne puis éteindre
Peut-être plus long-temps ne pourrait se contraindre.
Je ne puis voir mon père avec tranquillité
Possesseur d'un trésor que j'avais mérité.
Il m'a fait trop de maux en m'enlevant Irène.
Il s'élève en mon coeur des sentiments de haine
Que toute ma vertu ne saurait étouffer.
Je sais tous les égards que je dois à mon père
Et le ciel m'est témoin combien je le révère.
Je voudrais faire plus: mais il m'a tout ôté,
Son choix . . . N'en parlons plus, je suis trop agité.
Je ne me connais plus, et je me crains moi-même . . .
Je suis jeune, jaloux . . .

Schiller. I, 2.

Sprich's aus,
Sprich, daß auf diesem großen Rund der Erde
Kein Elend an das meine grenze — sprich —
Was Du mir sagen kannst, errath' ich schon.
Der Sohn liebt seine Mutter . . .
Mein Anspruch
Stößt fürchterlich auf meines Vaters Rechte.
Ich fühl's und dennoch liebe ich . . . .
Ich liebe ohne Hoffnung — lasterhaft —
Das seh' ich ja, und dennoch liebe ich;
Mit Todesangst und mit Gefahr des Lebens . . .

Schiller. I, 5.

Und Philipp, Philipp hat mir Sie geraubt.

Schiller. I, 2.

O Roderich, wenn ich den Vater je
In ihm verlernte — Roderich, ich sehe,
Dein todtenblasser Blick hat mich verstanden —
Wenn ich den Vater je in ihm verlernte,
Was würde mir der König sein?

Campistron. IV, 9.

(L'empereur:)

Moi qui, par tant de soins et de persévérance,
De pénétrer les coeurs possède la science.

Schiller. III, 10.

Ich bin gewiß, daß der erfahrne Kenner,
In Menschenseelen, seinem Stoff, geübt,
Beim ersten Blicke wird gelesen haben,
Was ich ihm taugen kann, was nicht.

Campistron. IV, 6.

(Andronic, als er den Brief Irenens empfängt:)

O bonté sans exemple! Adorable princesse!
Irène, de vos voeux je me fais une loi:
A vos moindres désirs je suis prêt à me rendre.

Schiller. IV, 5.

(Carlos liest den Brief der Königin:)

Engel
Des Himmels! Ja ich will es sein — ich will,
Will Deiner werth sein — Große Seelen macht
Die Liebe größer. Sei's auch, was es sei,
Wenn Du es mir gebietest, ich gehorche.

Aber wir wollen es der Anführungen genug sein lassen. Die Menge der ähnlichen Stellen ist groß, und, wie Heller versichert, könnte er noch ebenso viele, als von ihm schon erwähnt sind, ausziehen. Nur muß man, seinen Worten nach, überall annehmen, daß Schiller aus dem Franzosen nicht in seine Sprache, sondern seine Empfindungen übersetzt. — Noch mancherlei andere treffende Bemerkungen und geistvolle Nachweise enthält außerdem der Heller'sche Vortrag, und so ist namentlich darin mit ihm übereinzustimmen, daß, mag auch manche gute Idee durch Campistron hervorgerufen worden sein, die wichtigsten Fehler des Schiller'schen Don Carlos gerade aus der Zugrundelegung einer doppelten Quelle entsprungen sein mögen. Was die einzelnen Charaktere des Stückes anlangt, so haben wir von Posa schon gesprochen. Der der Königin fand sich in der Novelle St. Réal's im Allgemeinen vorgezeichnet, noch deutlicher bei Brantome in der Geschichte Philipps II., welche Schiller zu historischen Studien für sein Drama vornehmlich benutzte, sowie bei Campistron. Das Urbild seiner Königin ist also nicht, wie Maaß vermuthet hat, die Monime im Mithridat von Racine, sondern die Irene Campistrons, ins Deutsche übersetzt. Don Carlos selbst gleicht in seinem Schwanken in den ersten Acten dem Helden der Novelle, im letzten Acte gelangt er zu der Entschlossenheit, welche, wenn-

gleich mit geringerer Entschiedenheit, der Campistron'sche Andronic für den Anfang des Stückes mitbringt. Zum Philipp endlich hat unser Dichter aus St. Réal nur die den König betreffenden Begebenheiten und einen äußeren Anstrich von religiösem Fanatismus entnommen; einige Züge und mit in das Stück verflochtene Ereignisse hat ihm Brantome, haben ihm vielleicht noch andere Historiker geliefert; etwas hat auch der Campistron'sche Kaiser beigesteuert; Vieles endlich ist aus Shakespeare's Othello und Hamlet geflossen. Dies zuerst nachgewiesen zu haben, ist gleichfalls ein Verdienst Hellers. So erinnern die Worte:

Schiller. III, 3.
O, einen neuen Tod hilf mir erdenken,
Der Rache fürchterlicher Gott, u. s. w.

an Othello III, 3.
O, that the slave had forty thousand lives!
One is too poor, too weak for my revenge.

Schiller. III, 4. Guter Name
Ist das kostbare einz'ge Gut, um welches
Die Königin mit einem Bürgerweibe
Wetteifern muß....

an Othello III, 3.
Good name in man and woman, dear mylord,
Is the immediate jewel of their souls.

E—l.

Chronik.

Niels Wilhelm Gade,

geboren am 22. Oct. 1817 zu Kopenhagen, zeigte schon im zarten Alter Talent zur Musik, zu dessen frühzeitiger Bethätigung das Gewerbe seines Vaters, eines Instrumentenmachers, fördernd mitgewirkt haben mag. Die erste Unterweisung, welche der Knabe auf mehreren Instrumenten, als auf der Violine und Guitarre, sowie auf dem Pianoforte erhielt, wird als mangelhaft bezeichnet. Erst später soll er einen geregelten, tüchtigen Musikunterricht genossen haben. Folge davon war, daß Gade, die Kunst zum Lebensberuf erwählend, eine Anstellung als Violinist in der königlich dänischen Kapelle zu Kopenhagen erhielt. Durch sein Talent dazu angeregt, wandte er sich nun auch dem Fache der Composition zu. Er genoß, soviel bekannt, den theoretischen Unterricht des durch seine Klavierwerke, namentlich aber durch seine Klavieretuden ehrenvoll bekannten dänischen Componisten Weyse. Die lohnende Frucht dieser Bestrebungen ließ nicht lange auf sich warten. Gade hatte eine Ouverture für Orchester geschrieben, mit welcher er bei dem vom Kopenhagener Musikverein im Jahre 1841 ausgeschriebenen Preise concurrirte. Es war dieselbe Ouvertüre, welche, in gewisser Hinsicht noch immer eines seiner besten Werke, später unter dem Titel: „Nachklänge von Ossian", aber ohne Opuszahl im Druck erschien. Sie wurde von den erwählten Preisrichtern, Ludwig Spohr und Friedrich Schneider, unter den eingesandten Compositionen einstimmig für die Beste erklärt, und demgemäß mit dem ausgesetzten Preise gekrönt. Dieser Umstand entschied mittelbar zu Gunsten der weiteren Laufbahn Gade's. Der König von Dänemark gewährte ihm nämlich ein beträchtliches Stipendium. Dasselbe setzte ihn in Stand, eine Reise nach dem Süden, dem Ziel aller Künstler, zu unternehmen. Er trat sie im Herbste 1843 an. Zunächst verweilte Gade längere Zeit in Leipzig. Er führte hier in einem der Gewandhausconcerte, unter persönlicher Leitung, seine erste Symphonie in C-moll (op. 5) auf, nachdem dieselbe bereits ein Jahr zuvor, auf Veranlassung Mendelssohns, an derselben Stelle zu Gehör gebracht worden war. Der Erfolg, welchen Gade mit dieser Symphonie errang, war ein glänzender, enthusiastischer.

Während dieses ersten Leipziger Aufenthaltes entstand Gade's zweite Symphonie in E-dur. Sie kam sofort nach ihrer Vollendung in einem Gewandhausconcerte zur Aufführung, erhielt indeß blos einen succès d'estime. In der That erfüllte sie nicht die Hoffnungen von dem Talente des Componisten, zu denen die erste Symphonie Anlaß gegeben hatte.

Gegen Ende des Winters 1843—44 verließ Gade Leipzig, um über Paris nach Italien zu gehen. Er kehrte jedoch nach Verlauf einiger Monate schon nach Leipzig zurück, um für die Saison 1844—45 die Leitung der Gewandhausconcerte zu übernehmen. Den darauf folgenden Sommer verlebte Gade in seiner Heimathstadt Kopenhagen. Zu Anfang des Winters zog er wiederum in Leipzig ein, um abwechselnd mit Felix Mendelssohn Bartholdy als Dirigent der Gewandhausconcerte zu fungiren. Auch für den nächsten Winter verblieb Gade in dieser Stellung. Für die Saison 1847—48 wurde ihm dagegen wiederum ausschließlich die Leitung der Gewandhausconcerte übertragen. Während derselben trat Gade mit seiner inzwischen componirten dritten Symphonie (A-moll) hervor, nachdem vorher schon die „Comala" zur Aufführung gekommen war.

Zum Frühjahr 1848 verließ Gade, mit bestimmt dazu durch die damaligen politischen Verhältnisse, seinen bisherigen ehrenvollen Wirkungskreis und nahm seinen festen Aufenthalt, mit geringen Unterbrechungen, in Kopenhagen. Er erhielt hier eine Anstellung als Organist nebst dem Titel eines Hofkapellmeisters. Auch wurde er weiterhin durch den dänischen Hof auf mannichfache Weise ausgezeichnet, so durch Verleihung des Danebrogordens. Neben seiner amtlichen Thätigkeit leitet Gade den Kopenhagener Musikverein, welcher in den Wintermonaten regelmäßige Concertaufführungen veranstaltet.

An größeren Compositionen entstanden in Kopenhagen eine mit wenig Erfolg aufgeführte Oper „Mariotta", und zwei Symphonien in B-dur und D-moll. Die beiden im Druck erschienenen Werke für Kammermusik, nämlich das Streichquintett und Octett, wurden in Leipzig componirt, desgleichen die beiden Ouverturen in C-dur und D-dur. Außerdem existiren von Gade noch eine ziemlich bedeutende Anzahl gedruckter Compositionen, von denen nur noch zwei Sonaten für Klavier und Violine, sowie die Gesangscompositionen „Frühlingsphantasie" und „Erlkönigs Tochter" hier erwähnt seien.

Gade gehört zu denjenigen Componisten der Neuzeit, welche sich neben Mendelssohn und Schumann im Gebiete der Instrumentalmusik ausgezeichnet haben. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß der Schwerpunkt seines Schaffens zur Hauptsache in dem instrumentalen Colorit liegt. Er beherrscht es in so meisterhafter Weise, wie es in neuerer Zeit außer ihm nur noch Mendelssohn (die Verdienste Berlioz' um das Wesen der neuesten Instrumentalmusik erfordern behufs ihrer Beurtheilung einen andern Maßstab) vermocht hat. Der Gedankeninhalt seiner Compositionen steht jedoch dagegen zurück. Hierdurch erklärt sich einerseits der Erfolg, welchen Gade mit einem Theile seiner Orchesterwerke errungen hat, andererseits aber auch der Mangel an allgemeiner Theilnahme für diejenigen seiner Erzeugnisse, bei denen der Gedankeninhalt wesentlich und ausschließlich den Werth einer productiven Leistung bestimmt. Zu den letzteren gehören seine Gesangscompositionen, sowie seine Werke für Kammermusik. Sie sind keineswegs werthlos, vielmehr bekundet sich in ihnen stets der gebildete, feinfühlende und begabte Musiker; allein es mangelt ihnen tie-

ser geistiger Inhalt, höchster Schwung, kunstvolle Combination und logische Kraft. Auch an Gade's Orchesterwerken, wenige Ausnahmen abgerechnet, läßt sich diese Wahrnehmung machen. Wenn man Anfangs hierüber nicht so zur Klarheit kam wie späterhin, so lag dies theils in der nordisch nationalen Frische und Ursprünglichkeit der ersten Werke, theils in dem lebensvoll blühenden Instrumentalcolorit derselben. Beides vereint erzeugte eine so fesselnde Wirkung, daß man darüber fürs Erste vergaß, sich von dem innern Werthe der Musik Rechenschaft zu geben. Später, als sich in Gade's weiteren Compositionen der specifisch nationale Typus durch ein entschiedeneres Anlehnen des Tonsetzers an deutsche Meister, überhaupt an deutsche Weise, mehr und mehr verwischte, und überdies das Feuer der Jugend etwas abgedämpft war, trat der Mangel an bedeutendem künstlerischen Gehalt immer schärfer hervor. Nichtsdestoweniger ist Gade einer der tüchtigsten Tonsetzer der Gegenwart. Freilich liegt dies mit an dem Mangel großer productiver Geister, die unserer Zeit, wenigstens was die Tonkunst anlangt, überhaupt fehlen. Eine neue Musikepoche scheint sich erst wieder vorbereiten zu wollen. Man muß den desfallsigen Bestrebungen jedenfalls alle Aufmerksamkeit und Achtung zollen. Doch ist es noch etwas Anderes um den reinen künstlerischen Genuß. Und so lange dieser von den Männern des Fortschrittes nicht geboten werden kann, darf man es einem Theile des musikalischen Publicums nicht verargen, wenn er an diejenigen Leistungen der Gegenwart sich hält, die, wenigstens als Epigonenwerke, eine künstlerische Geltung haben. Und zu diesen gehören die Gade'schen Compositionen in erster Reihe. (40.)

Auguste von Bärndorf auf der Leipziger Bühne.

Wir haben Frau v. Bärndorf aus Hannover, wo sie als ebenbürtige Rivalin der Marie Seebach betrachtet wird, nun auch in Leipzig gesehen und können von ihr sagen, daß ihr Name sehr mit Recht zu den gefeiertsten in der deutschen Bühnenwelt von heute gehört. Es wußte von derselben fast Niemand etwas, solange sie noch in Petersburg engagirt war, denn es ist ja bekannt, daß die russischen Zeitschriften dem Theater nur wenig Raum widmen, und daß Deutschland sie überhaupt nicht oft zu Gesicht bekommt. Man war daher um so mehr erstaunt, als Frau v. Bärndorf — damals noch unter dem Namen eines Fräuleins — im Sommer 1856 zum ersten Male auf deutschen Bühnen als Gast sich zeigte und das Publicum plötzlich und unerwartet einer ganz bedeutenden künstlerischen Erscheinung sich gegenüber sah, welche die Sympathien eines Jeden, die ihr ausnahmsweise nicht im Voraus rasch und gastfreundlich zuflogen, im wahren Sinne des Wortes sich sogleich zu erobern verstand. In Wien, Berlin und Dresden gastirte sie nun wiederholt mit dem glänzendsten Erfolge, dem Hoftheater zu Hannover aber gelang es endlich ihre Contracte in Petersburg zu lösen und sie dauernd an sich zu fesseln. — Manche Blätter, die über Frau v. Bärndorf bisher berichteten, verweilten gern bei der Beschreibung der herrlichen Gestalt und der feinen, ausdrucksvollen Gesichtszüge der schönen Frau. Wir haben — diese äußeren Eigenschaften nicht gering achtend — schwerer wiegende innere Eigenschaften und Kennzeichen eines großen und geläuterten Talentes aufzuzählen. Wenn man von irgend Jemandem sagen kann, sie sei eine geborene Künstlerin, so ist das gewiß Frau v. Bärndorf, denn ohne natürliche Begabung, ohne den Fond eines reichen und schönen Naturells hätte sie nimmer das werden können, was sie ist. Es kommt zu diesem inneren, angeborenen Berufe für die Bühne bei ihr aber noch ein anderes Element, das sie auf die Höhen der Kunst hebt: das der Bildung nämlich, einer allseitig vollendeten geistigen Ausbildung, eines umfassenden und gründlichen Studiums, welches sich in ihr mit den Eingebungen des Genies verbindet und in dieser Vereinigung Gestalten hervorzubringen weiß, die ebenso sehr im Gemüthe wurzeln, als sie von der Schärfe eines künstlerischen Verstandes geformt und geläutert erscheinen. Es wird nicht viele Colleginnen der Frau v. Bärndorf geben, bei denen dies einträchtige Zusammenwirken zweier geistigen Kräfte in so hohem Maße stattfindet, wie bei ihr. Marie Seebach kann sich dieses Vorzugs allerdings auch rühmen, und von den Größen des Auslandes Niemand mehr, als Adelaide Ristori, mit der übrigens unser Gast eine ganz auffallende, nicht blos äußerliche Aehnlichkeit hat — ein eigenthümlicher Zufall, den wir besonders betonen und in ihrer Charakteristik festhalten möchten. — Frau v. Bärndorfs Debüt auf unserer Bühne fand in Moreto's „Donna Diana" statt, sehr mit Recht, denn von allen Partien, in denen wir sie gesehen, dürfte diese als ihre eigentliche Glanzrolle zu bezeichnen sein. Es ist eine Meisterleistung voll Anmuth und Hoheit der Erscheinung und voll Grazie und höchster Würde des Spiels. Bemerkenswerth ist an dieser interessanten Gestaltung vor allem ein gewisser tragischer Anflug in der ergreifenden Nüancirung der wechselnden Gefühlsstimmungen Diana's, wodurch in die etwas oberflächliche, reflectirte Zeichnung der Figur viel reicheres, inneres Leben kommt, als ursprünglich darin vorhanden ist. Als Maria Stuart gehört Frau v. Bärndorf zu den wenigen Darstellerinnen, die aus der Rolle nicht auch jene oft genug gesehene sanfte Dulderin machen, deren bewegungslose Resignation das dramatische Interesse zerstört und die geschichtliche Vergangenheit der schönen Königin völlig unerklärt läßt. Dieser Maria Stuart war vielmehr, wie wir es bisher nur erst einige Male gesehen haben, der alte Stolz der Majestät und die alte Gluth der Leidenschaften im Herzen des liebenden und hassenden Weibes unverloren. Die Marquise v. Pompadour in Brachvogels „Narciß", welche Frau v. Bärndorf uns vorführte, entfaltete eine ganz erstaunliche Kunstfertigkeit nach der pathologischen Seite des Spiels hin, ohne daß doch von diesem virtuosenhaften Realismus, welchen die Rolle erfordert, die ideale Auffassung, welche sonst der Darstellerin immer eigen ist, allzu sehr verdrängt worden wäre. Der Herzkrampf, der die Pompadour beim Lachen ergreift, wurde in all seinen Symptomen aufs genaueste geschildert, und der stöhnende, kurz abgebrochene Aufschrei am Ende zeigte uns mit fast erschrecklicher Naturwahrheit, wie ein Mensch stirbt; man merkte ordentlich, jetzt tritt Apoplexie ein und der Lebensfaden reißt entzwei. In Scribe's „Glas Wasser" fand die Herzogin an unserem Gaste eine blendende, geistvolle Repräsentantin, welche die vielen einzelnen Pointen in den Redekämpfen mit Bolingbroke alle in's hellste Licht zu setzen und den Sieg desselben vor den Augen der Zuschauer im höchsten Grade zu erschweren wußte. Für „die bezähmte Widerspenstige" will die am liebsten auf dem Kothurn gehende Gestalt der Frau v. Bärndorf zwar weniger passen, als z. B. für Donna Diana, bei der Bewegung und Haltung voll spanischer Grandezza ebenso charakteristisch erscheinen, wie beides mit der „wilden Hummel", die Gervinus in der Shakespeare'schen Katharina sieht, unverträglich sein müßte. Gegen den Schluß hin aber, wo der störrische Sinn der jungen Frau gebändigt worden ist, hört das Mißverhältniß zwischen Figur und Wesen ganz auf, und wir erhalten in der Leistung des Gastes ein Bild schöner und edler Weiblichkeit, welches sich unserem Sinne unvergeßlich einprägt. An Kunstwerth stand der „Donna Diana" zunächst die Lady Milford in „Kabale und Liebe", eine Figur voll der feinsten Tournure im äußeren Spiele und beseelt von einer Leidenschaft, die sich in hinreißender Form zu offenbaren verstand. Frau v. Bärndorf hat Temperament für solche Rollen, und mögen dieselben noch so sehr auf die Spitze getrieben, raffinirt und unwahr erscheinen, ihr künstlerisches Gewissen giebt für die Fehler des Dichters den Corrector ab, und der zu Herzen gehende Ton wahrer Empfindung durchdringt selbst die Schemen der Phantasie mit vollstem Leben. Das schöne Fräulein Adelheid von Walldorf in Goethe's „Götz", welches

der Gast zuletzt uns vorführte, besaß die Allgewalt der Reize, die den guten Jungen Franz in Entzücken versetzen und den leicht vom Scheine bethörten Weislingen der Zauberin in die Arme führen. Der Dichter erzählt uns, daß er beim Schaffen der Gestalt selber in sie verliebt worden sei und Alles gethan habe, um die Zeichnung mit glänzenden Farben auszustatten. Dies blendende Colorit verlieh ihr auch Frau v. Bärndorf, und so kam es, daß uns vor ihrer Adelheid Heine's Worte einfielen: „sie ist das Weib in der holdseligsten und zugleich vermaledeitesten Bedeutung des Wortes". Es erschien auch in ihrem Wesen, wie Laertes, freilich in anderem Sinne, von seiner Schwester sagt, „Alles, die Hölle selber, schön und liebenswürdig!"

W. v. Humboldts Briefe an F. G. Welcker.

Zur Herausgabe der Briefe des großen Staatsmannes und Forschers an den noch lebenden Professor der classischen Philologie in Bonn, Friedrich Gottlieb Welcker, konnte sein Biograph, Rudolph Haym in Halle, den Letzteren leicht veranlassen, weil es „eine Pflicht sei, der Nation nichts vorzuenthalten, was einen Beitrag zur Charakteristik des Mannes abzugeben vermöge." Als junger Mann von zweiundzwanzig Jahren war er, wie wir im Vorwort lesen, im Herbste 1806 von Gießen, wo er am Gymnasium eine Lehrerstelle bekleidete und überdies an der Universität alttestamentarische Vorlesungen gehalten hatte, nach Rom gekommen. Er wollte ein halbes Jahr hier bleiben, und nur auf so lange lautete sein Urlaub, während dessen ihn ein Bruder am Gymnasium vertreten sollte. Eben dieser Bruder starb jedoch unerwartet am Nervenfieber, und früher noch, als Welcker selbst, kam die Nachricht davon in Rom an. Der Vater, Pfarrer im hessischen Dorfe Oberofleiden, hatte sie an W. v. Humboldt geschickt, der als preußischer Ministerresident zugleich Geschäftsträger für Darmstadt war, und so wurde die Todesbotschaft der erste Anlaß zu dem Verhältniß zwischen den beiden Männern. Bald sollte dasselbe intim werden, denn nach wenigen Monaten verließ Dr. Sickler, der als Hauslehrer bei Humboldt lebte, plötzlich die Familie, und schon am folgenden Morgen wurde Welcker durch Zoega der Antrag zu Theil, auf vier Wochen statt jenes den Unterricht der Kinder zu übernehmen. Was nur als vorläufige Aushülfe gemeint war, wurde dann zu einer dauernden Uebereinkunft. Humboldt selbst bat nach einiger Zeit die darmstädtische Regierung um Verlängerung des Urlaubs für Welcker; bereitwillig und auf unbestimmte Zeit ward derselbe ertheilt, und erst im Frühling 1808 kehrte Letzterer, durch die inzwischen eingetretenen Verhältnisse am Gymnasium bewogen, nach Gießen zurück. Die Erinnerung aber an dies römische Zusammensein hielt fürs Leben vor, und ununterbrochen dauerte die Verbindung Welckers mit der Familie fort; es fehlte nicht an gelegentlichem Wiedersehen, vor allem aber blieb man in brieflichem Verkehr, woran sich, besonders in früherer Zeit, auch Frau v. Humboldt betheiligte. — Die uns nunmehr wenigstens zur Hälfte bekannt gemachte Correspondenz, deren anderer von Welcker herrührender Theil freilich nicht zugleich mitgetheilt werden konnte, weil keine Abschrift von den Briefen zurückbehalten worden war, erregt zu allermeist zwar nicht ein allgemeineres, sondern ein speciell wissenschaftliches Interesse, insofern darin fast ausschließlich nur von dem großen, vor einigen Decennien Epoche machenden Streite zwischen symbolischer und rationeller Erklärungsweise der altgriechischen Mythen und Kunstdenkmale die Rede ist. Auf der einen Seite stand der vor Jahresfrist ungefähr gestorbene Professor Creuzer in Heidelberg, auf der anderen eben unser Welcker, und wenn man nun sieht, daß dessen Standpunkt auch Humboldt einnahm, so wird man begreifen, daß sein Einfluß auf den jüngeren Freund gerade in diesen gelehrten Fragen und Bedenken ein bedeutender gewesen und letzterer in seinen Ansichten durch jenen wesentlich bestärkt und gefördert worden sein mag. Humboldt erscheint hier, um mit R. Haym zu reden, durch seine ganze Geistesart als der berufenste Richter, Rathgeber und Warner; es ist die Stimme des zartesten und zugleich unbestechlichsten wissenschaftlichen Gewissens, die wir zu vernehmen glauben. Das ist die philologische Bedeutung dieser Briefe, neben der freilich ihre allgemein menschliche, sowie nicht minder auch ihre speciell litterarische ziemlich in den Hintergrund tritt. Doch mag man auch in persönlicher Beziehung verhältnißmäßig nur wenig durch sie inne werden; was man davon bemerkt, ist doch ganz geeignet, uns aufs neue mit Freude und Bewunderung für den unvergeßlichen Mann zu erfüllen. Wir wollen noch einmal R. Haym selber reden lassen, der diese Briefe aufs treffendste zu würdigen weiß, wenn er sagt: „Da bestätigt sich wieder jene ideale Höhe der sittlichen Anschauung, die über allen Gegensatz der Empfindungen hinaus zu sein scheint, und aus welcher der wunderbare Mann für das Verhältniß zu Anderen die schöne Toleranz, Milde und Humanität, für sich selbst die Freiheit entnimmt, das Leben ästhetischer zu behandeln, als es im Ganzen erlaubt ist. Da begegnet uns wieder, in scheinbarem Contrast damit, jene umständliche Feinheit, jene bis zum Peinlichen gewissenhafte Sauberkeit, mit welcher praktische Verhältnisse fast wie theoretische Probleme entwirrt oder zurechtgerückt werden." Genug, auch für die, welche zwar jene gelehrten Untersuchungen nicht mit lebendigem und thätigem Interesse begleiten, welche aber doch voll Theilnahme für die großen Erscheinungen der Menschheit den Spuren eines bedeutenden und makellos edlen Charakters, wo immer sie dieselben antreffen, gern und mit Vergnügen nachgehen, werden die uns vorliegenden Briefe nicht ohne Ausbeute sein, und Elisa Maier wäre im Stande, aus ihnen, ebenso wie früher schon aus denen an Charlotte Diede, Frau v. Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf, „Lichtstrahlen" zu sammeln. — In eigentlich litterarischer Hinsicht war uns besonders ein Urtheil über die Goethe'schen „Wahlverwandtschaften" merkwürdig, welches wir unsern Lesern im Folgenden mittheilen wollen. Es sind goldene Worte. „Was sagen Sie — schrieb Humboldt an Welcker — zu Goethe's neuem Romane? So manches Treffliche auch darin ist, bin ich nicht ganz Eins mit dem Werke. Einmal ist eine gewisse Trockenheit und Weitläufigkeit in Herzählung des äußeren Lebens, der Parkanlagen &c., in die Goethe manchmal, vielleicht selbst durch das Dictiren, verfällt. Dann kommen die großen Evenemens, wie der Tod des Kindes, so plötzlich und unvorbereitet, daß sie mehr Zufall scheinen als Schicksal, was nie sonderlich ergreift. Endlich ist eine Tendenz im Ganzen, die zerreißt, ohne wieder durch Versetzung ins Unendliche zu beruhigen. Die Charaktere entfernen sich von der Bahn gewöhnlicher Pflichten und gehen doch nicht recht ins Idealische über. Es sollte mich nicht wundern, wenn Manche die Wahlverwandtschaften unmoralisch fänden. Eine Sonderbarkeit ist noch das häufige ins Wasser Fallen und die wiederholten Rettungsversuche. Demungeachtet liebe ich indeß das Ganze, man wird es immer mit Interesse wieder lesen, und es ist vorzüglich eine unglaublich wahre Naturschilderung darin."

Die sieben Todsünden in Bildern.

Eduard Ille in München, auch als Dichter nicht unrühmlich bekannt, hat auf mehreren Bleistiftzeichnungen in Kleinfolio, die jetzt in der genannten Stadt ausgestellt waren und vom dortigen Kunstverein angekauft worden sind, die „sieben Todsünden" bildlich dargestellt. Das Ganze ist eine Art Todtentanz, und zwar in der Weise, daß der Tod auf jedem der sieben Blätter unter anderer Verhüllung wieder zum Vorschein kommt, während auf dem Titelblatt er und die Sünde, letztere als abgelebtes Weib, das Haupt bekränzt

und mit abgenommener jugendlich schöner Maske, sich die Hand zum Bunde reichen. Die Hoffart ist personificirt durch einen Staatsmann, welcher voll Ehrgeiz es wagt, die Stufen zum königlichen Thron hinanzuklimmen, an dem unten der Tod als militärisch salutirende Ehrenwache seiner wartet. Weiter erblicken wir den Geiz in Gestalt eines Habgierigen, der im Keller mit Furcht in den Mienen auf seinem Geldsack sitzt, um ihn so am längsten vor jeder Gefahr zu schützen, während neben diesem Thoren der Tod steht und die Fruchtlosigkeit seines Beginnens zu belächeln scheint. Den Preis unter den Blättern verdient die Darstellung der Wollust, auf welcher ein Mann voll kecken Liebesverlangens eine schöne weibliche Maske aus dem Tanzsaal verfolgt, unter der das höhnische Antlitz des Todes leicht genug zu erkennen ist. Weniger gelungen erscheint dagegen das Bild des Neides, auf dem eine vornehme Dame, aus der Kirche kommend und begleitet von ihrem Diener (dem Tod), der ihr das Gesangbuch nachträgt, mit neidischen Blicken auf eine ärmliche Frau am Wege schaut, welche ein Kind auf ihren Armen hält und ein anderes an der Hand führt. Abgesehen davon, daß hier der Tod in zu wenig Beziehung zur Hauptgruppe steht und nicht activ der Handlung sich beigesellt, wäre wohl auch die Sünde des Neides noch treffender darzustellen gewesen, als durch eine Frau, die beim Anblick einer Mutter ihre eigne Kinderlosigkeit beklagen muß. Sehr gelungen im Ausdruck, voll Leben und Bewegung ist dann wieder das Bild des Zornes, auf dem sich eine Anzahl Bauern in einer italienischen Dorfschenke streitend bedrohen, während der Tod beide Parteien noch mehr in Wuth zu entzünden strebt und eine gegen die andere aufreizt. Die Trägheit ist durch einen reichen Müßiggänger zur Erscheinung gebracht, der arbeitslos und gelangweilt auf seiner Lagerstatt sich umherwälzt; im Schooße liegt ihm als Zeitvertreib sein Affe, und zu Häupten steht der Tod als Kammerdiener, der ihm das Kissen zurechtlegt. Freilich könnte man auch hierbei fragen, in welcher Weise die Verheißung des Todes in dem unter das Bild geschriebenen Verschen — daß er nämlich dem Nichtsthuer die Zeit kürzen wolle — in Erfüllung gehen werde. Desto verständlicher sind die unter dem letzten Blatte stehenden Zeilen:

Wird mich dein Mahl auch sattsam nähren?
— „Kein andres sollt Ihr mehr begehren!"

Wir erblicken hier nämlich einen Gourmand, der sich in der Küche beim Koch nach den Leckereien des kommenden Mahles erkundigt; der Koch aber ist wieder, wie man sich denken kann — der Tod. — Die ganze Reihe der Zeichnungen ist sinnvoll erdacht und mit großer Feinheit in der Charakteristik ausgeführt. Wie die Hauptgestalten, sind auf den einzelnen Blättern auch alle die Dinge, die zur Staffage gehören, treffend erfunden und wohl gelungen — kurz, das Werk in seiner Totalität nimmt unter den neuesten Schöpfungen der zeichnenden Kunst einen hervorragenden Platz ein und wird nicht verfehlen, den Namen seines Schöpfers in weiteren Kreisen bekannt zu machen. Es ist ganz in der volksthümlichen Manier der früheren „Todtentänze" gehalten, und kann daher voraussichtlich ebenso populär werden.

Otto Müllers „Klosterhof".

—„Der Klosterhof" nennt sich ein neuer, dreibändiger Familienroman von Otto Müller (Frankfurt a. M. bei Meidinger). Der Leser kennt vom Verfasser ein bürgerliches Dichterleben in der Schilderung Bürgers, und das Leben der deutschen Schauspielerin Charlotte Ackermann in dem sehr bürgerlichen Hamburg des vorigen Jahrhunderts. Die neue größere Erzählung Otto Müllers ist ebenfalls und vorzugsweise höchst bürgerlich. Wir denken, sie wird im nächsten, hoffentlich wieder friedlichen Winter eine willkommene Lectüre bieten. Denn für solche Zeit möchten wir das gute, brave Buch mit seinen Familieninteressen und mit seinem gemächlichen Humor den Lesern empfehlen. Der klaffende Zwiespalt zwischen deutschem Norden und Süden, der politisch in unseren Tagen so grell zu Tage tritt, dämpft sich hier zu dem natürlichen Gegensatz zwischen Schwaben und Hamburg ab. Ein junger Doctor aus Schwabenheim, von der Auswanderungslust seiner Landesgenossen erfaßt, hat auch politisch-sociale Gründe, seine deutsche Heimath mit Texas, seine begonnene Gelehrtenlaufbahn mit dem Leben des Ansiedlers jenseit des Meeres vertauschen zu wollen. Allein er bleibt in der Nordseestadt hangen. Er hat daheim „trockenen" Schiffbruch gelitten, bevor er dem „nassen" entgegengeht, und der Humor seines akademischen Stiefelputzers, der ihn begleiten will in die neue Welt, verhilft ihm zu einem Auskunftsmittel, den Genossen in der schwäbischen Heimath die überseeische Unternehmung als gemacht zu schildern, sie aber nur zu fingiren, während sie auf dem Lande in der Nähe der Hansestadt sich ansiedeln und die zur Auswanderung angekauften Gegenstände den Raritätenkrämern am Resbach als transmaritime Objecte zusenden und verkaufen. Der Held fühlt sich wohl in einem Clubb junger Humoristen, und der Zutritt zum „Klosterhof" führt zur Bekanntschaft mit drei Schwestern, Töchtern eines alten Kaufherrn, unter denen er sein Arkadien findet, so daß er mit Goethe's Romanhelden ausrufen kann: Hier oder nirgend ist America! Dieser Klosterhof bringt uns keineswegs eine mittelalterliche Stimmung; der Klosterhof ist ein höchst modern und profan gewordener Complex von Gebäuden, die der alte Kaufherr zu Waarenlagern umschuf. Gespenster gehen da weder ein noch aus; höchstens sind die pietistischen Gestalten der Nordseestadt von lästigem Druck. Und der junge Held aus Schwaben, als solcher mit lyrischem Anflug, hat den Gegensatz zu überwinden, dem er in seiner Person auf dem Boden jener Kaufmannswelt begegnet, wo die Shylocks in Frack und Glacéhandschuhen einherstolziren. — Wir haben den etwas allzu gemächlichen, aber frischen und gesunden Humor als kennzeichnend für den neuen Roman des geschätzten Otto Müller hervorzuheben.

Das Haus der Capuleti.

ε. In Titus Ulrich's „Reiseerinnerungen" fanden wir die Heimath der Shakespeare'schen Julia von neuem beschrieben und dadurch wiederholt die Angabe bestätigt, daß die Stätten des Gedächtnisses an jenes romantische Liebespaar von Seiten der Veroneser ohne jede schonende Beachtung geblieben sind. Auf der Via Capello in der Nähe der Ponte della Navi genannten Etschbrücke steht die „Casa Capuleti," der ehemalige Palast der Capulets, der Ort, wo Giulietta lebte und liebte — wohl ist das Haus noch da, aber alle Herrlichkeit verschwand daraus schon seit langem, und das „Sic transit gloria mundi" kommt Einem hier so lebendig, wie sonst fast nirgends zu Sinn. Wenn es wirklich eine Zeit gab, da hier Kerzenlicht die Nacht verscheuchte und Musik und Becherklang durch alle Räume tönten, da die jungen schönen Damen und die stattlichen Cavaliere Verona's sich zur fröhlichen Maskerade herandrängten und Scherz und Spiel um sie einen ausgelassenen Reigen schwang — wo ist diese Zeit, so fragt man unwillkürlich, nun denn hin, und warum hat sie nicht einen Zeugen ihres Daseins zurückgelassen? In den oberen Gemächern, die dem mächtigen Nobile und seiner stolzen Gemahlin gut genug waren, wohnt jetzt eine „von der Universität zu Padua approbirte" Hebamme, und die unteren Säle sind zu einem Wirthshaus eingerichtet, wo Fuhrleute und allerlei wüstes Volk verkehren. Während im Hofe an der Front des innern Thores, oben ganz in der Mitte des Bogens, sich noch eine jedenfalls ächte Reliquie der Capulets, das plump in den Stein gehauene Wappen der Familie, erhalten hat, hängt ungefähr auf derselben Stelle nach Außen zu der sprechende Beweis dessen, was aus dem Palaste nun geworden ist: ein rother Blechhut, das Zeichen des Hauses, darunter eine Tafel mit der lakonischen

Inschrift: Trattoria, Locanda e Stallo, und unter dieser Tafel ein wirkliches Bündel Heu. Das Gebäude ist verhältnißmäßig ziemlich schmahl, aber hoch, d. h. über der Parterre-Etage noch vier Stockwerke bis zum flachen Dache hinauf. Zwei Eingänge führen von der Straße ins Innere: eine kleine viereckige, jetzt aber unbenutzte Pforte, und rechts davon ein großes, mit gelbröthlichen Quadern ausgelegtes Bogenthor, das einen Blick durch die dumpfe gewölbte Flur in den Hof öffnet. Die schmucklosen Fenster, deren jede Etage, mit Ausnahme der obersten, vier nebeneinander enthält, wechseln fast ohne jede Symmetrie in allen möglichen Größen und Formen, hier bogig, dort viereckig, hier schmahl, dort breit, hier hoch, dort niedrig, und nur ein einziges in der Beletage verräth noch etwas von alter Zierlichkeit und reicherem Geschmack, indem sein Bogen auf schlanken Säulchen ruht. Höher, als die erste Etage, scheint sich jetzt das Alltagsleben des Hauses nicht mehr zu versteigen, denn die Fenster der unmittelbar darüberliegenden sind mit Holzlatten, die der dritten mit Papier verschlossen, und über der obersten Etage, welche nur zwei kleine viereckige Fensterchen ausweist, ruht ein schmahles hölzernes Schirmdach von uraltem, morschem Ansehen. Der innere Hof ist jetzt, ohne Oeffnung nach einem Garten zu, von Ställen und Seitengebäuden rund umher eingeschlossen, und erscheint seinem Charakter nach eben ganz als Hof einer italienischen Locanda der gemeinen Art, d. h. nämlich als ein Pfuhl von Schmutz und Gerumpel. Wonach Der, welcher seinen Shakespeare im Kopfe hat, hier vor Allem späht, das ist der Balcon Juliens, und wirklich erblickt man auch eine offene Gallerie von Holzgebälk, die sich die Fronte zweier Hofgebäude entlang zieht — aber zu denken, daß von diesem unsaubern, schmutzigen Altan herab wirklich einmal so süßes Liebesgeschwätz getönt haben sollte, wie in der Tragödie, scheint fast unmöglich. — Nicht bessern Erfolg, als der Besuch des bis zum Erbarmen entstellten Palastes, hat der Gang zu Giulietta's Grabe. Der Weg dahin führt nach der südlichen Partie der Stadt, durch ein Thor innerer alter Befestigungen, und dann in einer breiten, aber sonst ärmlichen Straße weiter. Ehe man noch die Hälfte derselben zurückgelegt hat, wendet man sich linker Hand in eine wenige Schritt lange, von ächt italienischer Unsauberkeit strotzende Seitengasse, die im Hintergrunde durch ein Quergebäude mit einem großen rohen Bogenthor geschlossen ist. An dieser Thür klingelt man einmal, zweimal, dreimal aus Leibeskräften, und es dauert immer noch lange genug, ehe geöffnet wird, denn hier ist der Eingang zu einem Garten, und die Leute wohnen ganz am entgegengesetzten Ende. Die Frau des Gärtners öffnet uns endlich das Thor, und wir gelangen durch einen gewölbten Flur in einen gewöhnlichen, ziemlich baumlosen Gemüsegarten, den ehemaligen Kirchhof der Franciscaner. Das Kloster ist jetzt eine Kaserne, sowie die Kapelle in ihrem noch leidlich erhaltenen Theile die Wohnung des Gärtners. Die andere Hälfte, an deren Wänden man nur zwei schlechte, halb verblichene Fresken, einen Christus am Kreuz und einen St. Christophorus, gewahrt, ist fast ganz von ihrem Dache entblößt, sodaß der Himmel blau und heiter hereinlacht. Hier nun in diesem armseligen, remisenartigen Raume, auf dem Erdboden an der Längenwand steht der berühmte Sarkophag, überaus einfach, aus braunrothem Marmor grob genug zugehauen, ohne Deckel. Hat Julia hier wirklich bange Tage und Nächte gesäumt? Hat sie hier, als die Leiche des Geliebten ihren zum Leben wieder erwachten Blicken begegnete, schnell und entschlossen den letzten Seufzer ausgehaucht? Die skeptische Kritik lächelt über die vermeintliche Aechtheit der Reliquie, stürzt von den Höhen der tragischen Poesie hinunter in klägliche Prosa und sieht in dem angeblichen Sarkophag nichts als eine — Badewanne oder gar — einen Tränkkübel.

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Auf ganz unerklärliche Weise blieben bisher vier Manuscripte verschwunden, die man von Cartesius (Descartes) geschrieben wußte und die folgende Titel trugen: „Betrachtungen über die Wissenschaft im Allgemeinen", „Etwas über Algebra", „Experimente" und „Olympika". Der französische Graf Foucher de Carail hat jetzt zufällig dieselben in Abschriften, welche Leibnitz davon genommen, auf der Bibliothek zu Hannover wieder entdeckt, wo sie in einem seit Jahren nicht geöffneten alten Schrank verborgen waren. Eine der Handschriften trägt die Randbemerkung: Abgeschrieben am 4. Juni 1676. Noch wunderbarer erscheint es, daß die Manuscripte auch neuerdings noch einmal Gefahr liefen, verloren zu gehen, denn auf dem Wege von Rouen nach Paris ging die sie enthaltende Kiste sammt dem Boote am Pont de l'Ecole beim Louvre unter. Erst nach drei Tagen wurden sie im Wasser wieder aufgefunden, und sie mußten dann wie Wäsche an der Leine getrocknet werden.

Prof. Ludwig Häusser in Heidelberg, bekannt als Verfasser einer trefflichen „deutschen Geschichte seit Friedrich dem Großen", ließ soeben ein Charakterbild des Reichsfreiherrn v. Stein (Leipzig bei J. J. Weber) erscheinen, dessen Ertrag für das demselben auf dem Stein bei Nassau zu errichtende Denkmal bestimmt ist, und welches besonders auch in der Absicht geschrieben wurde, um den großen Mann durch eine unparteiische Darstellung seiner Verdienste in den Augen des Publicums eines Monumentes werth zu machen und die Leser zu Beiträgen für letzteres aufzumuntern. Schon des Zweckes wegen verdient daher die mit ebenso gründlichen historischen Kenntnissen, als mit edler Wärme und Freimuth der Gesinnung geschriebene Schrift weite Verbreitung. Sie ist in ihrer Kürze und Klarheit geeignet für die große Menge der Gebildeten, während z. B. das vielbändige Werk von Pertz mehr für die gelehrten Forscher berechnet war.

Das Leben des Erzherzogs Johann von Oesterreich finden wir in einem illustrirten Prachtwerke geschildert, dessen Text aus der Feder Eduard Dullers herrührt, und dessen Zeichnungen von Pettenkofer, Hasselwender, Geiger u. A. geliefert werden. Je unbeachteter der Tod des trefflichen Mannes inmitten der gegenwärtigen drängenden Ereignisse vorüberging, umsomehr ist es die Nachwelt ihm schuldig, einen Rückblick auf sein thatenreiches und rühmlich verbrachtes Leben zu werfen, wozu das erwähnte Buch die passendste Gelegenheit bietet.

Dr. Vehse, dessen „Geschichte der deutschen Höfe" bereits bis zum vierundvierzigsten Bande vorgeschritten ist, will nun auch die geistlichen Höfe zum Gegenstand monographischer Darstellungen machen. Ein Berliner Blatt bemerkt hierzu, daß „wenn Alles über die geistlichen Höfe mitgetheilt werden solle, diese als die weltlichsten erscheinen würden."

Zwei Gelehrte, August Henneberger und Emil Müller-Samswegen, haben gleichzeitig die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß Wilhelm Hauff den Rhythmus und auch mehrere Gedanken zu seinem bekannten Reiterliede „Morgenroth, Morgenroth, leuchtest mir zu frühem Tod," einem Gedichte des schlesischen Lyrikers Christian Günther, dem „Abschied von seiner ungetreuen Liebsten", entlehnt habe. Die „Blätter für litterarische Unterhaltung" stellen die betreffenden Verse der beiden Gedichte vergleichend nebeneinander, und danach bleibt kein Zweifel an der Richtigkeit der Conjectur.

Aus dem ersten Hefte der „Findlinge" von Hoffmann v. Fallersleben theilen wir einige interessante Nachrichten über den „Landesvater", diese bedeutungsvollste, poesiereichste und ergreifendste Ceremonie unseres deutschen Studentenlebens, mit. Sie selber ist, wenn auch in kürzerer Form, wohl schon gegen 150 Jahre alt, das jetzt dazu gesungene Lied aber stand zuerst in dem 1782 erschienenen „akademischen Liederbuch" (Dessau und

Leipzig) abgedruckt. Als Verfasser war August Niemann angegeben, „Cand. jur. in Kiel, aus Altona gebürtig,“ am 30. Jan. 1761 geboren und am 22. Mai 1832 als Professor der Philosophie in Kiel gestorben.

Wir erwähnten bisher noch nicht, daß Passavant von seinem berühmten Werke über „Rafael von Urbino und dessen Vater Giovanni Santi“ einen dritten Theil hat erscheinen lassen, welcher die zwei ersten, vor zwanzig Jahren herausgegebenen Bände durch hunderte von längeren oder kürzeren, auf Kunstreisen durch fast ganz Europa angesammelten Notizen zu ergänzen im Stande ist. Die Nachträge zum ersten Theile bestehen zuvörderst in gesonderten Bemerkungen über Giovanni Santi und einige seiner Werke, sodann in solchen über Rafael und näheren Angaben über einige seiner Kunstleistungen und schriftlichen Arbeiten, gefolgt von solchen über verschiedene seiner Kunstgenossen und Schüler. Der Anhang zum zweiten Theil besteht dagegen aus Nachträgen, Zusätzen und Berichtigungen zu den Verzeichnissen der Gemälde und Zeichnungen Rafaels, sowie seiner plastischen Werke und architektonischen Pläne, sowohl in älteren als neuentstandenen Sammlungen. Das ganze Werk ist, wie es nunmehr fertig vor uns liegt, eine der geistvollsten und gründlichsten Monographien, die für jeden Kunsthistoriker immer unentbehrlich sein wird.

Eine Gelegenheitsbroschüre, die jedoch auch nach dem Tage, der sie hervorgerufen hat, noch lesenswerth geblieben ist, empfingen wir in Karl Dunckers Buche „Iffland in seinen Schriften als Künstler, Lehrer und Director der Berliner Bühne. Zum Gedächtniß seines 100jährigen Todestages am 19. April 1859 zusammengestellt.“ Am interessantesten ist darin das berühmte Circular, welches Iffland während der Anwesenheit einer französischen Besatzung in Berlin an sämmtliche damalige Mitglieder der Hofbühne erließ; aber auch die Aufsätze „über den Hang, Schauspieler zu werden“ und „über die Bildung der Künstler zur Menschendarstellung auf der Bühne“ enthalten wahrhaft goldene Worte, die von Allen, welche es betrifft, beherzigt werden sollten.

Eine interessante Neuigkeit der französischen Presse ist die bisher unveröffentlichte „Correspondenz der Madame du Deffand“, herausgegeben und mit einer sehr lehrreichen Einleitung versehen vom Marquis St.-Aulaire. In stylistischer Beziehung sind diese Briefe, was Formvollendung und Glätte des Ausdrucks anlangt, wahre Meisterwerke, aber auch ihr Inhalt ist höchst merkwürdig und fesselnd. Sie schildern nämlich die französische Gesellschaft von der Regentschaft an bis zu den ersten Jahren der Herrschaft Ludwigs XVI., indem sie von den Sitten der damaligen vornehmen Welt und von dem Leben, welches man in Chanteloup führte, die unterhaltendsten und erstaunlichsten Details mittheilen. Gerichtet sind die Briefe an die Herzogin von Choiseul und den Abbé Barthélémy.

Das „Magasin de Librairie“, eine neue Zeitschrift in Paris, gab vor kurzem einen mit werthvollen Noten versehenen Auszug aus den Memoiren des Barons v. Breteuil, welche handschriftlich auf der Stadtbibliothek zu Rouen zu finden sind, durch den Druck aber bisher noch nie bekannt gemacht wurden. Der Genannte war Einführer der Gesandtschaften am Hofe Ludwigs XIV. und hielt sich ein höchst genaues Tagebuch, in welchem er auch allerlei wichtige geheime Notizen über Ereignisse der damaligen Zeit und über Persönlichkeiten, mit denen er seiner Stellung zufolge verkehren mußte, aufzeichnete.

Das nunmehr erschienene Buch „Précieux et précieuses“ von Livet, welches einem erklärenden Nebentitel gemäß „litterarische Charaktere und Sitten des 17. Jahrhunderts“ schildern will, giebt mancherlei neue und pikante Nachrichten von Madame de Rambouillet, Abbé Cottin, Madame Cornuel, Abbé d'Aubignac, Scudéry, Mademoiselle de Gournay, Grillet, Bois-Robert u. A. m. Schon aus dem Verzeichniß dieser Personen kann man ersehen, daß das Buch nur für einen, der mit der französischen Litteratur- und Sittengeschichte ganz speciell vertraut ist, geschrieben wurde; dieser aber wird darin viel Anregendes und Förderndes für seine Studien finden.

Villemain, der Akademiker, vollendete soeben ein neues ästhetisch-kritisches Werk, „Untersuchungen über Pindar und die lyrische Poesie in ihrem Einfluß auf die sittliche und religiöse Entwickelung der Völker.“ Der Verfasser ist unter den französischen Gelehrten einer der wenigen, welche Dichtung und Dichter mit philosophischem Auge betrachten, und besonders eigenthümlich ist ihm die Stellung, welche er in theoretischer Hinsicht zwischen den Anhängern der Classicität und den Romantikern einnimmt. Sein neues Buch enthält von diesem Standpunkte aus viel neue und geistvolle Anschauungen, die Behandlung des weitschichtigen Stoffes ist aber sehr ungleich, und namentlich ist unsere deutsche Lyrik nur höchst spärlich bedacht worden. Wenige Zeilen genügen dem Verfasser zur Besprechung gerade der reichsten aller lyrischen Poesien, und auf die einzelnen großen Erscheinungen derselben wird gar keine Rücksicht genommen. Es scheint, als hätte er sie gar nicht gekannt.

Der Franzose P. Tarbé lieferte ein Buch „la vie et les oeuvres de Jean Baptiste Pigalle, sculpteur.“ Soviel wir wissen, ist das die erste monographische Darstellung des Lebens und der Werke jenes Künstlers, welcher unter den Bildhauern des 18. Jahrhunderts bei mancherlei manieristischen Mängeln doch sicherlich einen der obersten Plätze einnimmt. Er war 1714 in Paris als Sohn eines armen Zimmermanns geboren und hatte mit vielen Widerwärtigkeiten der äußeren Lage zu kämpfen, ehe er sich der Kunst ganz widmen konnte und in ihr Anerkennung fand. Später freilich ging es ihm als königlichen Bildhauer, als Rector und Kanzler der Akademie desto besser. Sein letztes, allgemein bewundertes Werk war ein der Antike nachgebildetes Mädchen, das sich einen Dorn aus dem Fuße zieht; am hervorragendsten unter seinen Schöpfungen ist aber jedenfalls das Grabmal des Marschalls von Sachsen in der Thomaskirche zu Straßburg. Das Denkmal Louis' XV. in Rheims rührt ebenfalls von seiner Hand her, und auch wir in Deutschland besitzen mehrere seiner Statuen. So werden gewiß Allen, die jemals Sanssouci besuchten, die schönen Standbilder des Mercur und der Venus in Erinnerung sein, welche der König von Frankreich dem von Preußen im Jahre 1748 zum Geschenk machte. Pigalle starb am 20. August 1785.

Von Victor Hugo, der lange geschwiegen hat, werden wir nächstens wieder eine neue Dichtung zu lesen bekommen: „les légendes des Siècles.“ Er wollte derselben erst den einfacheren Titel „les petites épopées“ geben, zog dann aber jenen ziemlich mysteriös klingenden vor, der in dem Inhalte des Werkes seine Erklärung findet. Die Stoffe desselben sind nämlich der Reihe nach und in historischer Folge allen Jahrhunderten entnommen, so zwar daß theils geschichtliche Figuren in erfundenen Handlungen, theils erfundene Figuren auf historischem Hintergrund erscheinen. Das Ganze wird mit einer poetischen Composition eröffnet, in der Eva die Hauptrolle spielt. Eine andere Dichtung des ersten Bandes betitelt sich „Rolands Hochzeit“. Freunde des Verfassers, die Einsicht in das Manuscript genommen haben, melden, daß etwas Bedeutendes zu erwarten sei. — Georges Sand hat ihrem „Narcisse“ mit erstaunlicher Schnelligkeit schon wieder einen Roman, „l'homme de neige“, nachfolgen lassen.

Bildende Kunst.

Gustav König in München, bekannt unter dem Namen des „Lutherkönigs“, hat wieder zwei neue Blätter seines für den König von Preußen bestimmten „David-Cyclus“ vollendet, auf denen der Uebergang über den Jordan nach dem Sieg über Absalon und die der Eitelkeit des gottgesalbten Königs entsprungene Volkszählung mit der nachfolgenden Strafe dargestellt sind. Man

rühmt an den Bildern die Schönheit der Composition ebenso sehr, wie die biblische Hoheit und Simplicität der Darstellung.

Im neuen Museum zu Köln soll das Bildniß Zwirners, mit dessen Ausführung der Maler Correns aus München betraut worden ist, zu ehrendem Gedächtniß an seine Verdienste um den Dombau aufgestellt werden.

Das in der Schloßkirche zu Augustusburg befindliche werthvolle Altargemälde Lucas Cranach des Jüngeren, welches, da es auf Holz gemalt ist, Gefahr lief, durch Wurmfraß zerstört zu werden, ist durch den Gallerieinspector Renner in Dresden, der schon früher durch mehrere Leistungen der Art sich ausgezeichnet hat, auf's schönste restaurirt worden.

Die französischen Maler ermüden noch nicht Scenen aus dem africanischen, wie aus dem orientalischen Kriege bildlich darzustellen. Die zahlreiche Schule von Ingres und H. Vernet ist es, welche diese Bilder malt, und die diesjährige Pariser Kunstausstellung hat nicht weniger als ungefähr sechszehn solcher Schlachtgemälde aufzuweisen. Den Preis unter denselben erringt **Adolphe Yvon's** „Kampf am Malakoffthurm", es sind aber auch noch mehrere andere sehr werthvolle Werke darunter zu erwähnen. So gab **Philippoteaux** eine „Episode aus der Schlacht von Inkerman" und **Dumaresq** „den Tod des Generals Bizot vor Sebastopol". **Rigo** stellte den General Canrobert dar, wie er Verwundete besucht und tröstet, und **Bellangé** malte die tragische Scene eines Begräbnisses, welches einem im Kampfe gefallenen Zuavenofficier durch seine Soldaten bereitet wird. Lebensvolle Composition und ergreifender Ausdruck sind allen diesen Bildern eigen.

Dem in der Schlacht bei Magenta gefallenen General Espinasse wird auf Befehl des Kaisers Napoleon eine Statue in den Gallerien von Versailles errichtet.

Am 29. Mai fand die Enthüllung eines Standbildes Napoleons I. zu Brienne, wo derselbe bekanntlich die Militärschule besuchte, statt. **Louis Rochet** ist der Schöpfer dieses in Marmor und Bronze vor dem neuen Stadthause aufgestellten Werkes. Man erblickt auf einem Postament von grünem ägyptischen Marmor, das mit vier Adlern geschmückt ist, den nachmaligen Kaiser der Franzosen noch als Jüngling. In der einen Hand hält er den Plutarch, der damals seine Lieblingslectüre bildete, und am Piedestal sind die auf St. Helena gesprochenen Worte eingegraben: „Dans ma pensée Brienne est ma patrie; c'est là que j'ai ressenti les premières impressions de l'homme." Die Idee, den Kaiser in einer anderen als der gewöhnlichen Weise darzustellen, wird von französischen Zeitungen als eine sehr glückliche gepriesen. Ebenso würde es uns freuen, wenn unter den verschiedenen Standbildern Goethe's auch eine vorhanden wäre, die den großen Dichter in seiner Jugend abbildete.

Die vom Bildhauer **Friedrich** in Straßburg der Stadt Colmar versprochene Statue des blinden Fabeldichters Pfeffel ist nunmehr fertig und wird in dankbarer Erinnerung an den Gründer der altberühmten Militärakademie in der genannten Stadt nächstens enthüllt werden. Wie der Künstler schon früher in seinen Standbildern Gottfrieds v. Straßburg, Erwins v. Steinbach, Turenne's, des Bischofs Wernher u. A. ausgezeichnete Werke schuf, so verdient auch wieder seine neueste Schöpfung in mannichfacher Hinsicht hohes Lob. Die Haltung der Statue ist voll ruhiger Würde, das Costüm charakteristisch in der Mode des 18. Jahrhunderts, das Gesicht zeigt vollkommene Aehnlichkeit, und besonders gelungen ist die Darstellung der erblindeten Augen, indem das Licht ihnen zwar mangelt, aber die ohne Zwang und nur wie zum besseren Nachsinnen im Geiste geschlossenen Lider nichts Störendes oder Unschönes an sich haben.

Das von uns in voriger Nummer erwähnte Monument für Colberg ist bereits die dritte Statue Friedrich Wilhelms III., welche **Drake** in Berlin bildete. Die zwei früheren stehen, wie man weiß, in Stettin und im Thiergarten der Hauptstadt. Noch unerwähnt blieb von uns aber, daß derselbe Künstler gleichzeitig noch ein lebensgroßes Standbild Christian Rauch's vollendete, welches in der Halle des alten Berliner Museums aufgestellt werden soll, wo seiner schon die Statue Schinkels von Tiecks Hand wartet. Und für dieselbe Stätte wird Professor **Wichmann** auch noch das Bildniß Johann Winckelmann's liefern.

Drake's Collegen in Berlin sind ebenso fleißig wie er. So geht in **Wolffs** Atelier die Reiterstatue des Königs Ernst August für Hannover schon stark ihrer Vollendung entgegen, während sein „Löwenkämpfer" — das Seitenstück für die Kiß'sche Amazone auf der Treppenwange des alten Museums — bereits im Bronzeguß begriffen ist und unter seiner Leitung auch die noch von Rauch modellirte Mosesgruppe jetzt eben in carrarischem Marmor ausgeführt wird. — **Hagen** arbeitet an den Reliefs für das Postament des Thärdenkmals, welche theils in realer, theils in symbolischer Weise die praktische und wissenschaftliche Thätigkeit des großen Oekonomen darstellen sollen, während das zuletzt vollendete Werk des genannten Künstlers das Modell zu einem Relief war, welches an dem Monument auf dem Schlachtfelde von Roßbach angebracht werden soll. Es zeigt die Victoria zu Pferde mit einer preußischen Standarte in der Hand, unter deren im schnellsten Laufe begriffenen Rosse ein gefallener Feind liegt. — **Schievelbein** ist bei der Ausführung einer kolossalen Gruppe des Pegasus, der von einer Muse getränkt wird, und derselbe soll, wie Glasbrenners „Berlin" berichtet, „neben einer ähnlichen bei Hagen bestellten die Quadrille vervollständigen, welche die beiden Dioskuren auf der höchsten Höhe des alten Museums nun schon seit mehr als drei Jahrzehnten à deux ausführen." — **Bläser** endlich ist mit den Entwürfen für zwei Statuen des jetzigen Königs und des Prinz-Regenten von Preußen beschäftigt, welche in Sandstein ausgeführt zu Köln am Rheine aufgestellt werden sollen.

In Birmingham wurde dieser Tage ein Standbild Th. Attwoods enthüllt, des Gründers der weiland Birminghamer „politischen Union", welcher England die Reformbill von 1832 zumeist zu danken hatte. Das Denkmal ist 9' 4" hoch, aus sicilischem Marmor und von der Hand des Bildhauers **John Thomas**, welcher den berühmten Patrioten in lebendig charakteristischer Weise als Redner vor einer Versammlung, oder, wie englische Blätter sagen, „addressing a meeting" darstellte. Die rechte Hand des Mannes macht eine Geste, die seine eben gesprochenen Worte zu besserem Nachdruck begleitet, während die linke eine Rolle von Schriften hält, auf der mit großen Buchstaben „Reform" zu lesen ist.

Die nunmehr eröffnete Cartonausstellung in Brüssel nimmt nicht weniger als neun Säle des herzoglichen Palastes ein. Zwei davon erfüllen allein die Werke von Cornelius und Kaulbach, ebenso viele auch die Schöpfungen des unglücklichen, der Kunst allzu früh verlorenen Alfred Rethel. Jedes Zimmer trägt den Namen des betreffenden Meisters. Ueber die Zweckmäßigkeit und geschmackvolle Anordnung der Aufstellung, welche vornehmlich die beiden Maler Guffens und Swerts besorgten, herrscht nur eine Stimme. Der Besuch des Publicums ist ein sehr lebhafter und das allgemeine Urtheil voll höchster Anerkennung.

Theater und Musik.

Die Händelstatue in Halle soll am 1. Juli feierlich enthüllt werden. Der Festlichkeit wird die Aufführung des „Samson" vorangehen, wobei die Leitung der Kapelle der bekannte Liedercomponist Robert Franz übernommen hat, die Soli aber von Frau Johanna Wagner-Jachmann, Fräulein Wippern und Herrn Sabbath aus Berlin, sowie von Herrn Tichatscheck gesungen werden. Das Orchester besteht aus dem Halle'schen Stadtmusikchor, wird aber durch hervorragende Kräfte von Leipzig, an deren

Spitze Herr Concertmeister David steht, verstärkt sein. Während der Enthüllung des Denkmals wird auf dem Marktplatz das Händel'sche „Hallelujah" gesungen.

Franz Liszt hat schon wieder ein neues Werk vollendet, er hat die acht Seligkeiten der Bergpredigt für Baritonsolo mit gemischtem Chor und obligater Orgel componirt. Veranlaßt wurde er dazu wohl besonders durch die schöne Stimme des in Weimar engagirten Feodor v. Milde.

Félicien Davids Oper „Herculanum" ist nachträglich noch Gegenstand verschiedener Streitigkeiten über Autorrechte und litterarisches Eigenthum geworden. Vor sechs Jahren ungefähr schrieben nämlich Mirécourt und Gabriel gemeinschaftlich ein großes Spectakelstück „der Untergang der Welt", welches von dem Theater der Porte St. Martin nicht angenommen wurde. Daraus nun machten, freilich mit Bewilligung der Verfasser, Méry und Hadot zusammen das Textbuch für die Oper, und obgleich sie die Handlung des Stückes beträchtlich veränderten und z. B. am Schlusse nur Herculanum, nicht aber die ganze Welt untergehen ließen, so ward doch vor Gericht entschieden, daß zwei Sechstel der Einnahme von den Bühnenaufführungen der Oper dem Componisten, zwei Sechstel den Librettoverfertigern und zwei Sechstel endlich den Autoren jenes Drama's gebühren sollten. Damit noch nicht zufrieden, verlangen dieselben nun aber auch noch ihren Antheil von dem Honorar, welches der Buch- und der Musikalienhändler für den Druck des Werkes bezahlt haben, und wie es scheint, werden sie in diesem letzteren Theile des Streites gleichfalls ihr Recht bekommen.

Hermann Schmids neue Tragödie „Thassilo", eines der neun zur engeren Concurrenz zugelassenen Dramen von der vorjährigen Preisbewerbung, ist auf der Münchener Hofbühne mit Beifall gegeben worden. Möglich, daß zur Erhöhung dieses Beifalls die augenblickliche erregte Stimmung des Publicums mit beigetragen haben mag, gewiß aber ist, daß das Stück selbst ohne naheliegende Beziehungen zur Gegenwart allein durch seinen dichterischen Gehalt die Herzen der Hörer anhaltend fesseln und rühren kann. Thassilo, der Bayernherzog, will, wie Wittekind die Sachsen, den bayerischen Stamm und Namen gegen fränkische Uebermacht schützen und die Freiheit des Volkes vor fremdem Joche bewahren. Dies rühmliche Beginnen schließt aber zugleich ein Vergehen in sich: er muß seinen Lehnseid brechen, und das ist die Schuld, an der ihn der Dichter zu Grunde gehen läßt. Auf dem Reichstag verurtheilt, ist Verbannung ins Kloster sein Loos, und dieser Schluß ist von H. Schmid zu so großer tragischer Wirksamkeit gebracht worden, daß, wie ein Referent bemerkt, dadurch bewiesen wird, „wie wenig die Katastrophe einer Tragödie im Blute zu schwimmen braucht, um erschütternd empfunden zu werden." Jedenfalls ist der Dichter des „Thassilo" ein bemerkenswerthes Talent, dessen fernere Ausbildung noch viel Schönes erwarten läßt. Der Styl seiner Dramen ist der höhere, edle, und wie eifrig er nach Vollendung strebt, beweist der Fortschritt, den er mit seinem neuen Stücke im Verhältniß zu dem früheren, „Columbus", gethan hat.

Es war uns, wie wir in der vorigen Nummer schrieben, nicht bekannt, ob auch in dem gegenwärtigen piemontesischen Kriege die Zuaven wieder ihre aus der Krim her noch bekannte ambulante Bühne aufgeschlagen hätten. Wir wissen nun, daß dies wirklich so ist, und theilen als Curiosität folgenden Theaterzettel mit: „Theater zu Tortona, ohne Erlaubniß des Herrn Bürgermeisters. Heute den 23. Mai 1859 werden die Schauspieler des dritten Zuavenregiments aufzuführen die Ehre haben: „Eine gute Prügelsuppe", Trauerspiel in 1 Act mit Gelegenheitscouplets. Frau Ristori konnte nicht zu gehöriger Zeit eintreffen, weshalb ihre Rolle von Jean Beauvallet gespielt wird, der zugleich die Ehre haben wird, sich auf der Trompete zu produciren. Hierauf Ballet, ausgeführt von den schönsten Männern des Bataillons. Intermezzo: der Marketender des Corps wird die Ehre haben, sich ohne Spiegel zu rasiren. Die Vorstellung findet unter freiem Himmel statt, bei schlechtem Wetter ebendaselbst. Es ist im Schauspielhause erlaubt zu rauchen. Eintrittspreis: Nichts."

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 28. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 9. Juli.

Inhalt

Ein Culturbild aus Montenegro.

Seine Eminenz, Daniel der Erste, „Fürst und Gebieter von Montenegro und der Berda," ist eine beachtenswerthe Erscheinung. Innerlich ein Barbar, äußerlich mit Wiener und Pariser Glanzwichse überzogen, ist er würdig befunden worden, im Namen der Civilisation und der Nationalitäten mit dem Großkreuz der französischen Ehrenlegion behängt zu werden. Noch mehr; der große Völkerbefreier, welcher seit dem Staatsstreich vom zweiten December die Beglückung der Menschheit so eifrig betreibt, hat sich jenen Tschernagorzen zum Verbündeten erkoren, und die Gemahlin desselben hat als Geschenk aus den Tuilerien eine Wiege erhalten, in welcher die fürstlichen Heldensprossen aus Daniels Blute geschaukelt werden.

Das herzliche Einvernehmen zwischen Montenegro und dem Napoleonischen Frankreich ist vollständig und läßt nichts zu wünschen übrig; selbst der weiße Czar an der Newa thut für den Augenblick keine Einsprache dagegen.

Aber wie verhält es sich mit diesem Träger der Civilisation und mit seinem Volke, das unten am adriatischen Meere, landeinwärts von der Hafenstadt Cattaro, in den sogenannten schwarzen Bergen wohnt, die freilich in der Wirklichkeit so weiß und kahl sind, wie alle Höhenzüge am adriatischen Meere von Fiume bis zur Grenze Albaniens? Das Land, ein wahres Labyrinth von Felsen, Schluchten und Thälern mit nur wenigen fruchtbaren Strecken, ist zumeist ohne Feuchtigkeit, ohne Bäume und Gesträuche, alles nur Fels oder Felsgetrümmer, und ein glaubwürdiger Reisender behauptet, daß er auf dem Wege von Cattaro bis Cettinje, dem Hauptdorfe Montenegro's (eine Stadt ist nicht vorhanden), auf der Straße selbst nicht so viel Erde gesehen habe, als der Huf eines Rosses bedecken könnte.

Den Montenegrinern, oder wie sie sich in ihrer slawischen Sprache selbst nennen, den Tschernagorzen, das heißt Bewohnern der schwarzen Berge, hat noch Niemand bestritten, daß sie ein Gemeinwesen von Räubern und Kopfabschneidern bilden. Es wäre vermessen, bei ihnen von einem Staate zu reden. Ihre Nachbarn, gleichviel ob Christen oder Mohamedaner, haben Gebete, in welchen sie den lieben Gott anflehen, daß er sie vor „dem Räuber Montenegro's" bewahren und beschützen möge. Der Tschernagorze verachtet die Arbeit und überläßt dieselbe seiner Frau; er selber geht einem andern Berufe nach. Aus seiner mit Schilf bedachten Steinhütte tritt er nicht anders als bis an die Zähne bewaffnet heraus; sein Gürtel ist ein Arsenal von Säbeln, Dolchen und Pistolen, und mit Recht hat man gesagt, bei ihm sei ein Säbelhieb oder ein Flintenschuß der Ausdruck des Gedankens, und mit solchen spreche er Zuneigung oder Achtung aus, Furcht oder Zorn; mit Pulver grüße er, mit Pulver belohne oder strafe man.

Kurzum beim Montenegriner ist, obgleich auf hunderttausend Menschen mehr als zweitausend Geistliche der orthodoxen griechischen Kirche kommen, Alles urwild und urroh; oder ist es nicht naturwüchsig, wenn der Fürst und Gebieter, der Verbündete des Civilisationsempereurs und Ritter russischer, österreichischer und französischer Orden, dieser Knäs von Tschernagora und der Berda, auf offener Straße zu Gericht sitzt, wo ihm statt der Uhr die Sonne dient, statt eines Richterstuhles ein Stein oder im besten Fall eine Bank? Dieser Gebieter wohnt im Dorfe Cettinje, in einem Kloster, das er für seine aus Triest gebürtige Frau etwas wohnlicher hat einrichten lassen, als es sonst gewesen; denn eine slawische Kaufmannstochter aus einer österreichischen Stadt, und in einer Wiener Pension erzogen, macht wenigstens auf einige Eleganz Anspruch. Neben dem Klosterpalaste erhebt sich eine Art von Thurm, auf welchem bis vor kurzem Türkenköpfe als Siegeszeichen prangten. Jetzt hat man, zum großen Mißvergnügen der biedern Montenegriner alten Schlages, darin eine Aenderung getroffen; es geschah lediglich der Civilisation halber. Der englische Reisende Wingfield, welcher vor ein paar Wochen Reiseskizzen über die slawischen Länder am adriatischen Meere veröffentlichte, erzählt Folgendes: „In Cettinje diente mir der Archimandrit, der höchste geistliche Würdenträger, als Führer, und mit ihm ging ich auf den Thurm; dieser war bis vor kurzem mit Türkenköpfen geschmückt. Man hatte sie herabgenommen, und nun lagen die Schädel weit und breit am Boden zerstreut umher; an manchen befanden

sich noch Haare und Kopfhaut. Ein russischer Oberst hatte den Montenegrinern zu Gemüthe geführt, daß die landesübliche Art, Siegeszeichen aufzustecken, sich mit dem Christenthum und der Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts nicht vertrage; die Tschernagorzen würden dadurch bei den übrigen Europäern in schlechten Ruf kommen. Der Archimandrit bemerkte mir, die überall herumliegenden Schädel seien nicht im letzten Kriege erbeutet worden, denn sonst würde der ganze Platz mit solchen bedeckt sein; man habe etwa dreitausend Türkenköpfe abgeschnitten. Diese wurden auf Piken oder Bayonnetten im Triumph herumgetragen."

Der Fürst hat nichts dagegen einzuwenden, daß der russische Kaiser ihm ein Jahresgeld verabfolgt; der von Oesterreich schickte auch manchmal Geld und dazu Brot in Natura; aber das ist unterblieben, seitdem Danilo mit dem dritten Napoleon Arm in Arm geht. Seine Haupteinkünfte bezog er im Uebrigen bis vor einigen Jahren aus geräucherten Sardellen, welche im See von Skutari gefangen und unter der Benennung Skoranzen nach Cattaro zum Verkaufe gebracht werden. Der Montenegriner war zu urwüchsig, als daß er sich zu Steuern und Abgaben herbeigelassen hätte; die wenigen Schulen, welche früher vorhanden waren, hat Knäs Danilo wieder in Abgang decretirt, denn Köpfe kann man ja abschneiden, ohne das ABC zu verstehen.

Seit zweihundert Jahren nahm die Blutfehde gegen die Türken kein Ende; wer einen Türkenkopf nach Cettinje brachte, erhielt eine Prämie. Im Jahre 1851 starb der Wladika Peter Petrowitsch Njegosch, in dessen Familie seit langer Zeit die Häuptlingswürde erblich war. Diese übertrug er durch Testament auf seinen Neffen Danilo Njegosch, einen jungen Menschen, welcher, wie schon gesagt, einige abendländische Abrichtung erhalten hatte. Mit Genehmigung des russischen Kaisers trennte dieser die geistliche Würde von der weltlichen; seither waren beide in der Person des Wladika vereinigt gewesen. Das Volk wurde zusammenberufen, und die Senatoren sprachen aus, „daß die Staatseinrichtungen der Tschernagora mit den Ideen des Jahrhunderts und den Anforderungen der Civilisation in Uebereinstimmung gebracht werden müßten." Deshalb wurden beide Gewalten getrennt, und die Knäsenwürde in der Familie Njegosch für erblich erklärt. Rußland willigte ein, und die „Civilisation" nahm ihren Fortgang. Seit 1855 werden die Gesetze nicht mehr nach altem Herkommen im Namen der Landesältesten erlassen, sondern nur noch in Uebereinstimmung mit denselben; die Richter werden nicht mehr vom Volk ernannt, sondern von dem Gebieter. Das sind absolutistische Neuerungen, die den Tschernagorzen ans Herz gehen; aber doch bei weitem nicht so sehr, als ein Gebot, nach welchem in Friedenszeiten keine Raubzüge mehr auf türkisches Gebiet unternommen werden sollten. Nur das Eine gereicht dem urwüchsigen Bewohner der schwarzen Berge zum Trost, daß viele Sachen befohlen werden und auf dem Papier stehen, ohne daß er sich darum kümmert. Der Knäs drückt ein Auge zu, wenn eine tapfere Schaar über die Grenze geht, um Köpfe und Beute zu holen, und eben jetzt, im Juni des laufenden Jahres, sind die Montenegriner in Gemeinschaft mit stammverwandten Bosniaken und Serben lustig darüber aus, in hellen Haufen die Türken zu brandschatzen und zu plündern.

Zu den Werken, welche die öffentlichen Einrichtungen der Tschernagora mit den „Ideen des Jahrhunderts und den Anforderungen der Civilisation" in Uebereinstimmung bringen sollen, gehört auch das „Gesetzbuch Daniels des Ersten", von welchem kürzlich in Wien (bei F Manz, 1859) eine deutsche Ausgabe erschien. Als wir es durchlasen, gemahnte es uns an die Leges barbarorum aus den Zeiten nach der Völkerwanderung; es gewährt einen Einblick in die Culturzustände des kleinen Räubervolkes, das wohl demnächst als Bundesgenosse Napoleons und des Czaren viel von sich reden machen wird.

Der „Fürst und Gebieter von Montenegro und der Berda", Daniel der Erste, veröffentlichte das allgemeine Landesgesetzbuch in Uebereinstimmung mit den Vorstehern und Dorfältesten, damit Jedem ohne Unterschied, gleichviel ob er reich oder arm sei, gleiches Recht gesprochen werden solle und Jeder zu seinem Rechte gelange. „Der Fürst und Gebieter, in seiner Sorgfalt für das Heil und die Wohlfahrt seines Staates, seiner Nation, seiner heldenmüthigen Brüder, welche durch so viele Jahrhunderte ihr Heldenblut vergießend sich eine stolze Freiheit bis auf den heutigen Tag zu bewahren wußten, hegt den Wunsch, daß seine geliebte Nation, seine theuren Brüder Montenegriner und Berdaner, in dem Genusse sowohl der äußern als der innern Freiheit verbleiben und sich derselben mit Recht vor der Welt rühmen mögen." Er sagt seinen Brüdern Montenegrinern und Berdanern weiter, dieses Gesetzbuch werde das theuerste Kleinod, ein kostbares Angebinde sein, weil in demselben Jeder das Unterpfand und den Schutz eines ruhigen Lebens, der Ehre und Rechtschaffenheit, seines Vermögens und seiner Habe besitze; dasselbe gebe Jedem seine gesetzliche Freiheit, schaffe jede Willkür in der Rechtsprechung ab, stelle Gesetzlichkeit und Gerechtigkeit fest, und wer lesen könne, solle es denen erklären, welche nicht lesen können, damit Jeder sich vor Verbrechen hüte.

Dann folgt der Text, welcher den großen Vorzug hat, daß er aus nur fünfundneunzig Paragraphen besteht, die alle kurz und bündig abgefaßt sind. Sie bilden den ganzen Codex, das Landrecht, und es wird für die Leser nicht ohne Interesse sein, wenn wir Einiges aus demselben hervorheben.

Bei den Südslawen hat nie eine eigentliche Aristokratie aufkommen können, deshalb erklärt auch das Landrecht, daß Alle vor dem Gesetze gleich seien. Der Fürst ist unverletzlich; Niemand darf Uebles von ihm reden oder gegen ihn aufwiegeln, und wer die Person oder die Würde des Gebieters verletzt, wird gleich einem vorsätzlichen Mörder bestraft. Alle Todesurtheile müssen ihm zur Bestätigung vorgelegt werden; er kann begnadigen.

Wer einen Richter wegen Bestechung anzeigt, erhält fünfzig Thaler Belohnung, die der bestochene Richter zu zahlen hat; auch wird dieser abgesetzt und muß außerdem noch 120 Thaler

Buße erlegen. — Wer Richter und Dorfälteste an ihrer Ehre kränkt, oder sie verunglimpft, zahlt eine Buße von 10 Thalern, und ein Richter, Vorsteher oder Dorfältester, welcher einen Montenegriner oder Berdaner beschimpft, unterliegt einer Geldstrafe von 20 Thalern.

Der Paragraph 16 und folgende lauten: „Jeder Verräther unseres Vaterlandes und unserer Brüder, welcher sich zu einem unserem Lande schädlichen Unternehmen mit unserm Feinde verabredet, oder die Nation aufzuwiegeln versucht oder wirklich aufwiegelt, ist auf den Beweis durch zwei glaubwürdige Zeugen sofort zu erschießen. Einen solchen Vaterlandsverräther und Missethäter kann jeder Montenegriner und Berdaner ohne Unterschied tödten, sobald er vernimmt, daß derselbe ein Verräther sei und daß unsere Landesbehörde ihn verfolge. Wer einen solchen Verräther verheimlicht, oder, nachdem er Kunde erhalten, er sei ein Verräther, es unterläßt denselben anzuzeigen oder zu tödten, ist selber gleich einem Verräther zu verfolgen und zu bestrafen."

In Kriegszeiten muß jeder Mann zu den Waffen greifen „und gegen den Feind unseres Vaterlandes und Mörder unserer Freiheit ziehen." Wer sich weigert gegen den allgemeinen Feind auszurücken, sich also feig und gleichgültig gegen das Vaterland zeigt, dem sollen die Waffen abgenommen werden, und so lange er lebt, darf er nie mehr Waffen tragen und ist auf immer der Ehre für verlustig zu erklären; „außerdem soll man ihm eine Weiberschürze umbinden, zum Zeichen, daß er kein Männerherz besitze" (§. 18). Sobald dem Lande irgend welche Gefahr droht, soll jeder Vorsteher seine Leute unter die Waffen rufen; wer es unterläßt, wird mit dem Tode bestraft. Wer einem Schuldigen, welchen die Behörde ergreifen will, gleichviel auf welche Art zur Flucht behülflich ist, hat die Schuld mit der nämlichen Strafe zu sühnen, zu welcher der Flüchtige verurtheilt worden wäre, und sei es selbst mit dem Leben.

Streifzüge über die Grenze in das Gebiet der Nachbarn sind in Friedenszeiten verboten, und wer dort eine Uebelthat begeht, soll dafür ebenso bestraft werden, als habe er sie an einem Bruder Montenegriner begangen.

Wer ohne erlittenes Unrecht und außer dem Fall einer Nothwehr einen Bruder Montenegriner oder Berdaner gewaltthätig und böswillig tödtet, kann sich durch kein Geld loskaufen, sondern soll erschossen werden; entweicht aber der Mörder außer Landes, so ist sein Antheil an Haus und Hof und sonstigem Vermögen als Strafe einzuziehen und der Erlös an die Landescasse abzuführen. Der Mörder darf nie wieder zurückkehren; wer ihm Obdach giebt, verfällt der Todesstrafe. „Solcher Handanleger und desgleichen auch sein Vertheidiger können von jedem Montenegriner und Berdaner ebenso wie vom Bruder des Getödteten erschossen werden."

Wunden, welche einer dem andern mit dem Schießgewehr oder dem Messer beibringt, sind nach Gerechtigkeit abzuschätzen; die Strafe besteht entweder in Gefängniß oder einer Geldbuße, welche in die Landescasse fließt. Wer gewaltthätig und böswillig einen Schuldlosen mit der Waffe oder dem Stocke blos deshalb verwundet, um dort für einen Helden zu gelten, wo keine Nothwendigkeit einer Heldenthat besteht, muß für die Verwundung eine doppelte Geldbuße erlegen. — Für eine vorsätzliche Verstümmelung an Hand oder Fuß zahlt der Thäter 100 Thaler, wenn unvorsätzlich 50 Thaler; für Kopfverletzungen durch Schläge, oder für das Ausschlagen eines Auges 60 Thaler. Die Krankenkosten trägt der Urheber. „Wer einen Schuldlosen mit dem Fuße stößt oder mit dem Pfeifenrohre schlägt und ihn verwundet, hat für einen solchen Schlag 50 Ducaten zu zahlen. Tödtet jedoch der Geschlagene seinen Angreifer im Augenblicke der That in der ersten Aufwallung, so ist die Sache abgethan, und ist um der Tödtung willen ebenso wenig einzuschreiten, als im Fall ein Dieb beim Stehlen um sein Leben kommt. Tödtet aber der Geschlagene seinen Angreifer erst nach einer Stunde oder am Tage nach der Mißhandlung, so unterliegt er der Strafe gleich einem vorsätzlichen Mörder."

Wir übergehen die Paragraphen, welche weitere Bestimmungen über verübte Gewaltthätigkeiten enthalten, und heben nur §. 39 hervor, in welchem es heißt: „Die Sitte, nicht nur am Schuldigen und Mörder, sondern auch an seinem unschuldigen Bruder Blutrache zu üben, ist von heute an streng verboten, und wer einen Unschuldigen tödtet, ist zum Tode zu verurtheilen. Nur einen vom Gerichte verfolgten Mörder kann man erschießen, nicht aber einen Bruder, Anverwandten oder Verschwägerten, welcher keinen Antheil am Morde hatte; denn blos derjenige hat mit dem Leben zu büßen, der die böse That vollführte."

Merkwürdig erscheint die Bestimmung über den Zweikampf. Derselbe ist erlaubt, jedoch weder in Gegenwart gewöhnlicher Kampfzeugen, noch vor versammelten streitbaren Leuten; wer als Secundant oder Beistand erscheint, hat hundert Thaler Strafe zu zahlen. Ein Brandstifter büßt sein Verbrechen mit dem Leben; der Beschädigte darf ihn tödten.

Manche privatrechtliche Bestimmungen sind eigenthümlicher Art, z. B. folgende. Wer liegende Habe, gleichviel welcher Art, verkaufen will, muß dieselbe zuerst seinen Anverwandten, und zwar im Beisein von Zeugen, zum Verkauf anbieten; und falls diese nicht kaufen wollen oder können, seinem Nachbar. Will auch dieser nicht, dann kann er sie an einen Beliebigen aus seinem Dorf oder Stamme verkaufen, aber nur, wenn vorher durch Zeugen und Urkunde festgestellt worden ist, daß jene ersteren nicht kaufen wollten. Söhne können nur mit Einwilligung ihrer Eltern aus der Familiengemeinschaft treten; der Vater kann das, was er selbst erworben hat, nach Belieben unter die Söhne vertheilen; Jeder ist Herr seines Vermögens und kann dasselbe ganz nach Belieben vertheilen oder vererben. Eine Tochter erhält bei ihrer Verheirathung keinen Antheil, sondern nur eine Mitgift, welche die Eltern ihr freiwillig geben.

§. 59 motivirt die Nothwendigkeit einer Steuerzahlung damit, daß die Anschaffung von Pulver und Blei unumgänglich sei, und weist dann auch auf Straßenbau und andere allgemeine Landesbedürfnisse hin. Wer Steuern verweigert, ist wie ein Verräther und Vaterlandsfeind (also mit dem Tode) zu bestrafen; wer steuerpflichtige Gegenstände verheimlicht, dem nehmen die Dorfältesten dieselben fort, und der Erlös fällt den Schiedsrichtern zu, welche ihn unter sich vertheilen.

Wer künftighin mit einem um den Hals gebundenen Steine seine Beschwerde vor Gericht anbringt, ist körperlich zu züchtigen, einerlei, ob er schuldig oder schuldlos sei.

Wer zum dritten Male eines Diebstahls überwiesen wird, ist zum Tode zu verurtheilen; wer einen Dieb beim Stehlen erschießt, erhält 20 Thaler Belohnung; „doch möge Jeder sich vorsehen und keinen Unschuldigen tödten, denn in diesem Fall ist er, wie ein Mörder, dem Gericht verantwortlich." Wer beim Kirchendiebstahl ertappt wird, muß ohne Weiteres sterben; ebenso derjenige, welcher Landesschießbedarf stiehlt oder sich auf irgend eine unerlaubte Weise aneignet. „Kommt ein Dieb bei Verübung des Diebstahls um sein Leben, oder wird er verwundet, so ist darüber weiter nichts zu verhandeln; denn zu Recht besteht der Grundsatz: das ganze Land verfolge und züchtige einen Dieb wie einen Handanleger."

Wer die Ruhe auf dem Markte stört, zahlt 20 Thaler Strafe oder wird körperlich gezüchtigt; 25 Thaler, wer in der Kirche zankt oder sich dort unanständig benimmt.

§. 89. „Der seitherige Brauch, daß nach einem Sterbefall in der Familie Männer und Weiber sich das Haar abschneiden und ihr Gesicht durch Zerkratzen verunstalten und längere Zeit verunstaltet bleiben, ist von heute an verboten. Wer diesem Verbote zuwider handelt, ist für das erste Mal mit einer Geldbuße von zwei Ducaten zu bestrafen. — Der Brauch, noch andere Tage außer jenem des Schutzheiligen zu feiern und dabei Geschenke zu verabreichen, soll nicht mehr stattfinden, weil wegen des damit verbundenen Aufwandes der Hausstand zerrüttet wird und die Leute verarmen. Wer gegen das Verbot fehlt, hat zwei Ducaten zu zahlen oder ist mit Kerker zu bestrafen. Es ist hinreichend, wenn nach unserer serbischen Sitte blos der Schutzheilige des Hauses, zum Andenken an die Taufe unserer Vorfahren, gefeiert werde."

Ein Flüchtling der „unser freies Land" betritt, genießt volle Sicherheit. Jeder der auch einer andern Nationalität oder Kirche, als der unseren, angehört, kann unbehindert hier leben, und Freiheit und Gerechtsame gleich jedem Montenegriner genießen; es wird auch nach dem Gesetzbuch über ihn Recht gesprochen.

Man sieht, wie einfach die Verhältnisse eines Landes sein müssen, für welches solch ein Gesetzbuch ausreicht, und wie mittelalterlich seine Bestimmungen sind. Es ist am 23. April 1855 zu Cettinje veröffentlicht worden, und bildet einen bemerkenswerthen Beitrag zur Culturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

—ee.

Oesterreichische Tagescharaktere.*)

Joh. Bernh., Graf v. Rechberg. — Feldzeugmeister Franz v. Wimpffen. — Karl, Freiherr v. Urban — Karl Ludwig, Graf v. Grünne.

1. Graf von Rechberg.

Durch kaiserliches Handschreiben vom 17. Mai 1859 wurde Graf v. Buol-Schauenstein auf dessen Bitte seiner Aemter in Gnaden enthoben und, unter Bezeigung der vollsten Anerkennung seiner geleisteten Dienste, zum (Titular-) Staatsminister, der zeitherige bevollmächtigte Minister und Präsidialgesandte am Deutschen Bundestage, Johann Bernhard Graf v. Rechberg-Rothenlöwen, aber zu seinem Nachfolger als Minister der auswärtigen Angelegenheiten und des kaiserlichen Hauses ernannt. Die eigentlichen Gründe dieser Veränderung und den speciellen Hergang dabei werden zur Zeit nur Wenige kennen, und in weiteren Kreisen wird es wohl erst in späterer Zukunft bekannt werden, wieweit die darüber in der Presse lautgewordenen Conjecturen begründet sind. Man hat bald in dem Wunsche eines freundlicheren Einvernehmens mit Rußland, das denn doch nicht erzielt scheint, bald in dem eines solchen mit Preußen, bald auch in einem Mangel an Energie, den Graf Buol bei den dem Kriege vorhergegangenen Verhandlungen gezeigt haben soll, die Ursache dieses Schrittes gesucht. Der Umstand, daß Graf Buol mit seiner Familie die österreichischen Staaten verlassen und seinen ferneren Wohnsitz außerhalb derselben gewählt hat, scheint dafür zu sprechen, daß er selbst in seiner Amtsentbebung eine Kränkung gefunden hat. Daß er ein Mann von fleckenloser Ehrenhaftigkeit und nicht geringer staatsmännischer Erfahrung, auch, wenn er davon Gebrauch zu machen für gut fand, in den Künsten des Diplomaten wohlerfahren war, wird auch Der gern zugestehen, der mit den Zielen, die er der auswärtigen Politik Oesterreichs gesteckt hat, nicht einverstanden ist. Dagegen wurde von sehr competenten Stimmen gleich bei seinem Eintritte in seine nun verlassene Stellung das Bedenken erhoben, daß er ein sehr stolzer und starrsinniger Mann sei, der namentlich die Gesandten kleinerer Staaten hochfahrend behandele, und zu wenig Conciliantes und Nachgiebiges habe. Von dieser Seite aus kann seiner Entfernung der Wunsch zu Grunde gelegen haben, wenigstens diejenigen Verstimmungen zu heben, die weniger aus der Sache, als aus der Form geflossen sein mochten. Das Hauptmotiv suchen wir aber allerdings in dem ganzen Gange der Verhandlungen seit Anfang dieses Jahres, bei denen österreichischerseits die Vortheile der österreichischen Position keineswegs gehörig benutzt worden zu sein scheinen.

Der Nachfolger des Grafen Buol, Graf Rechberg, gehört einem alten schwäbischen, ursprünglich reichsritterlichen Geschlecht an, dessen Stammburg bei Gmünd, im Jaxtkreise des heutigen Königreichs Württemberg, dem hohen Staufen gegenüber liegt, welche letztere berühmte Burg die Rechberg schon im 12. Jahrhunderte besaßen. Urkundlich kommt zuerst Ulrich v. Rechberg 1163, als Marschall des Herzogthums Schwaben, vor und war der Vater dreier Bischöfe und eines Marschalls. Von den mancherlei Linien, in die das Geschlecht im Mittelalter sich theilte, blüht nur noch die nach Weißenstein benannte. Freiherren wurden sie im 16. Jahrhunderte. Zu Reichsgrafen wurden Mitglieder der Familien zu drei verschiedenen Zeiten, 1613, 1626 und 1699 erhoben, und haben auch eine Zeit lang die schwäbischen

*) Vergl. Europa Nr. 21.

Kreistage besucht. Die Grafenwürde der jetzigen Grafen ist aber erst 1810 von dem König von Württemberg verliehen worden, wie sie denn zu den württembergischen Standesherren gehören.

Ein Enkel des ersten württembergischen Grafen und ein jüngerer Bruder des jetzigen Standesherrn und Besitzers der in Württemberg und Bayern gelegenen Familiengüter ist Graf Johann Bernhard, der seinem Vater, dem Grafen Aloys Franz Xaver, am 17. Juli 1806 von dessen Gemahlin, der Gräfin Marie Anna Amalie Friederike v. Schlitz gen. Görtz, geboren wurde. Nach sorgfältiger Vorbereitung trat derselbe in den österreichischen Staatsdienst ein, und suchte sich in der praktischen Laufbahn sowohl für die Civilverwaltung, wie für die Diplomatie auszubilden. Nachdem er verschiedene Anfangsposten bekleidet, allmählich die Ehrentitel eines k. k. Kämmerers und Geheimraths erhalten hatte, und mit mehreren nicht unwichtigen außerordentlichen Aufträgen und Missionen betraut worden war, wurde er am 9. Juni 1851 zum Internuntius in Constantinopel ernannt; ein Beweis, welches Vertrauen man auf seine Geschäftstüchtigkeit und staatsmännische Befähigung setzte. Er blieb hier, bis er am 15. Juni 1853 den Freiherrn v. Bruck zum Nachfolger erhielt und seinerseits dem Feldmarschall Radetzky für die Civilangelegenheiten des lombardisch venetianischen Königreiches ad latus gegeben wurde; eine Stellung, welche jedenfalls viel Takt und Vorsicht bedingte, und ihm zugleich die Gelegenheit gegeben hat, die Zustände jener Provinzen genau kennen zu lernen. Am 12. Oct. 1855 wurde er zum Bundes-Präsidialgesandten ernannt, aus welcher Stellung er denn nunmehr zur Leitung der gerade jetzt so verwickelten auswärtigen Angelegenheiten des Kaiserstaates berufen worden ist.

Vor seiner jüngsten so bedeutsamen Beförderung haben wir nicht gefunden, daß er in der Presse ein Gegenstand feindseliger Besprechung gewesen wäre. Die gleich bei seiner Ernennung verbreitete Nachricht, daß er bei der Bundesexecution in Kurhessen als Civilcommissar fungirt habe, beruht auf einer Verwechselung mit dem Grafen Leiningen-Westerburg, und alle daraus gezogenen Folgerungen über die politische Richtung des neuen österreichischen Ministers des Auswärtigen fallen daher selbstverständlich zu Boden. Wie es mit seinen angeblichen ultramontanen Tendenzen steht, wissen wir nicht, doch erscheint es uns einigermaßen bedenklich, daß die Blätter dieser Farbe seinen Amtsantritt mit besonderm Beifall begrüßt haben. Daß der Graf namentlich ein Gegner Preußens sei, hat sich in seiner zeitherigen Thätigkeit offenkundig nicht dargelegt. Soweit wir über ihn urtheilen können, halten wir ihn für einen gemäßigten, besonnenen Mann, von festem Charakter, gediegenen Gaben und Kenntnissen. Ob er der Mann ist, der großen Politik in Oesterreich, für die daselbst kein Ueberfluß an Männern zu sein scheint, welche sie mit schöpferischem Geiste, mit großartigen Conceptionen, mit zugleich tiefdringendem und weitreichendem Blicke und dabei mit sorgfältiger Rücksicht auf Maß und Gewicht der Zustände und Kräfte des Landes zu betreiben wüßten, ein neues Leben einzuhauchen, muß die Zukunft lehren.

Der Graf ist seit dem 26. Juli 1834 mit einer Engländerin vermählt, Miß Barbara Jones, der ältesten Tochter des verstorbenen Viscount Ranelagh.

---

2. Feldzeugmeister Franz von Wimpffen.

Nach den Unfällen der österreichischen Armee in Italien, welche dieselbe in noch nicht vierzehn Tagen vom Tessin bis an den Mincio zurückgeführt, hat der Kaiser Franz Joseph sich entschlossen, den Oberbefehl selbst zu übernehmen, und dem Feldzeugmeister Grafen von Wimpffen die Führung des linken Flügels der österreichischen Streitkräfte übertragen. Dieser verdiente General ist ein halber Ausländer, indem er, einem edlen schwäbischen Geschlechte entstammend, dem württembergischen Generalmajor, Reichsgrafen von Wimpffen, von dessen Gemahlin, der verwittweten Erbprinzessin von Hessen-Philippsthal, am 1. April 1797 zu Prag geboren ward. Wenig älter als sechszehn Jahre trat er im August 1813 als Unterlieutenant in die österreichische Armee ein, machte die Feldzüge von 1813 und 1814 in Deutschland und Frankreich mit, ward dann 1815 unter Frimont in Italien verwendet, und rückte 1822 zum Hauptmann, 1848 zum Major auf. Der Ausbruch des Kriegs mit Sardinien fand ihn als Feldmarschallieutenant und Divisionär in dem zweiten Armeecorps unter dem tapferen und unternehmenden d'Aspre. Schon bei der Einnahme von Vicenza am 10. Juni 1848 bei den Angriffen auf die Vorstädte der Porta Padua, S. Vito und Porta S. Lucia zeichnete er sich rühmlichst aus.

Seine schönsten Lorbern aber pflückte Wimpffen an den Tagen des 23., 25. und 26. Juli, an den Tagen von Sommacampagna, Custozza und Volta. In dem ersten dieser Gefechte, mit welchem Radetzky seine siegreichen Kriegsoperationen gegen die sardinische Armee begann, wurde der Division Wimpffen, aus den Brigaden Friedrich Liechtenstein und Gyulai bestehend, die schwierige Aufgabe zugetheilt, Sona, sowie die links von demselben liegende Bergkuppe Montebello mit der Kirche Madonna del Monte, zwei sehr starke und gut verschanzte Punkte, zu nehmen; sie führte sie glücklich und mit großer Tapferkeit, obgleich mit schweren Verlusten aus. Am 25. wurde dann diese eroberte Stellung der Ausgangspunkt neuer Operationen gegen den Monte Boscone, wo die Division in der fürchterlichsten Hitze unter dem heftigen Feuer der Vertheidiger die steilen Höhen erstürmte, den Feind in Verwirrung nach Villafranca hinabwarf, und auch noch den Feind von Monte Godio vertrieb, wodurch das Schicksal des Tages entschieden ward. Am folgenden Tage erhielt die Division Wimpffen Befehl, dem sich zurückziehenden Feinde über Valeggio nach Volta zu folgen, stieß aber bei dem letztgenannten Ort auf keinen weichenden, sondern auf einen wieder vorrückenden Feind, der sie mit großer Uebermacht bedrängte. Schon hatte er eine Häusergruppe besetzt, welche die zur Hülfe eilende Brigade Kerpan am Vorrücken hinderte, als auf Wimpffens Anordnung das Regiment Kinsky und ein Bataillon Sluiner den wichtigen Punkt mit dem Bayonnet nahm und dadurch die Fortschritte des Feindes auf diesem Flügel hemmte. In seinem Berichte hebt der Corpscommandant Freiherr d'Aspre noch besonders hervor, daß dem Grafen von Wimpffen die Ehre gebühre, „durch Schnelligkeit der Bewegung, Entschlossenheit und Muth, Ausdauer und besonnene Dispositionen, besonders aber auch durch freiwillige Wahl der zweckentsprechenden und entscheidenden Mittel, während ein Rückzug unter den damaligen schwierigen Umständen keiner Verantwortlichkeit unterworfen gewesen wäre, zu dem glücklichen Resultat des Tages erheblich beige-

tragen zu haben." Die Verdienste des Grafen wurden auch durch die Verleihung des Theresienkreuzes anerkannt.

In dem kurzen Feldzuge gegen die Sardinier im Jahre 1849 erhielt Wimpffen keine Gelegenheit sich besonders auszuzeichnen, da er den Poübergang bei Casale zu decken hatte und während der sechstägigen Operationen keinen Feind zu bekämpfen bekam. Dafür erhielt er nach dem Friedensschluß den Auftrag, die Romagna bis nach Ancona zu unterwerfen, während in Toscana die Herrschaft des Großherzogs durch d'Aspre wiederhergestellt ward. Am 8. Mai erschien er vor Bologna, konnte aber, da er nur Feldartillerie bei sich hatte, gegen die stark verbarrikadirte und massive Stadt durch Beschießung nichts ausrichten, und mußte die Ankunft Gorczkowsky's mit Verstärkungen abwarten, worauf die Stadt am 15. capitulirte. Wimpffen brach nun gegen Ancona auf, vor welcher Stadt er am 25. Mai eintraf. Anfangs konnte er sie mit seinen drei Brigaden blos cerniren, und erst als seine Streitkräfte auf fünf Brigaden gebracht waren und schweres Geschütz seine Artillerie verstärkt hatte, begann er die Belagerungsarbeiten, die am 10. Juni soweit gediehen waren, daß er das Feuer gegen die Festungswerke eröffnen konnte. Mit solcher Energie setzte er die Beschießung fort, daß bereits am 19. die Besatzung capitulirte.

In Folge der Reorganisation der Armee im Spätherbst 1849 wurde Wimpffen das Gouvernement von Triest und die Statthalterschaft des Küstenlandes zugetheilt, und einige Zeit lang führte er provisorisch das Obercommando über die Marine. 1854 zum Feldzeugmeister ernannt, ersetzte er den in Pension getretenen Feldmarschall Wratislaw in dem Oberbefehl über die fünfte Armee, und steht gegenwärtig an der Spitze der ersten österreichischen Armee, in welcher Eigenschaft er das Obercommando über den linken Flügel der österreichischen Aufstellung in Italien führt.

---

3. Karl, Freiherr von Urban,

k. k. österreichischer Feldmarschalllieutenant und Divisionär bei der italienischen Armee, in den Kämpfen des Monat Mai 1859 in der Lombardei vielfach genannt, steht in dem Rufe eines der vorzüglichsten Parteigänger in der österreichischen Armee. Geboren im Jahre 1802 zu Krakau als der Sohn eines österreichischen Hauptmanns, genoß er seine militärische Ausbildung in der Cadettencompagnie zu Olmütz, und diente nach Beendigung derselben im 59. Infanterieregiment Graf Thun bis zum Hauptmann. Schon als Fähnrich wohnte er dem Treffen bei Novara am 8. April 1821 bei. Seine ausgezeichneten Kenntnisse führten ihn bereits in der Stellung eines Subalternofficiers zu hervorragenden Posten in der Adjutantur, insbesondere bekleidete er lange Zeit die Stelle eines Generalcommando-Adjutanten im Banat. — 1841 war er bei der Bundesinspection des bayrischen Contingents betheiligt. 1845 zum Major, und zwei Jahre später zum Oberstlieutenant befördert, ward er dann zu dem damaligen zweiten Rumänengrenzregimente versetzt, in welcher Stellung ihn die verhängnißvollen Märztage des Jahres 1848 trafen. An den entfernten Grenzen des Reiches waren die kaiserlichen Officiere ohne Kenntniß der leitenden Verhältnisse für ihr richtiges Verhalten, und in einen Conflict von Pflichten geworfen, welcher manchen braven Mann in die Reihen der Insurrection führte. Oberstlieutenant Urban war der erste Officier, der dem neuen constitutionellen Ministerium den Gehorsam und auf die erlassene Verfassung den Eid verweigerte. Die fanatischen Szekler und das zu einer ungarischen Union aufgestachelte Landvolk standen in Masse auf und wurden Urbans erbitterte Gegner, der mit 1500 Grenzern, 1 Escadron und 2 Geschützen den 8—10,000 Mann starken Gegner niederzuwerfen suchte. Ohne Geld, ohne Verpflegung und ohne höhere Weisung, sind Urbans rastlose Streifzüge gegen die Szekler im Monat October 1848 schöne Beweise seiner Energie, Unermüdlichkeit und Pflichttreue. Mit der aus Galizien ihm zu Hülfe eilenden Brigade Wardener vereinigt, bereitete er den 13. Novbr. den Insurgenten eine totale Niederlage vor Klausenburg, welches in Folge dessen in seine Hände fiel, wendete sich dann gegen Dees, welche starke Bergfeste er wegnahm, aber auf die Länge der Zeit war es den kaiserlichen Truppen bei ihrer geringen Zahl nicht möglich, den unter den Polen Bem herbeigeeilten regulären ungarischen Truppen mit Erfolg zu widerstehen. Dieser geniale Feldherr rieb die schwachen österreichischen Heerkörper einzeln auf, nahm Mitte December Klausenburg wieder weg und schnitt Urban mit 1500 Mann gänzlich von den Seinigen ab. Nur indem dieser kühn im Rücken Bems vorübermarschirte, gelang es ihm Bistritz zu erreichen und sich damit in das nördliche Siebenbürgen zu werfen. Nach heftigen Kämpfen den 1.—3. Januar 1849 ward Urban, der nur 1800 Mann und 5 Kanonen hatte, genöthigt über die Grenze in die Bukowina sich zurückzuziehen, wo ihn Bem beobachten ließ. Urban, mittlerweile zum Obersten aufgerückt und mit dem Leopoldorden decorirt, benutzte die Zeit sich neu zu organisiren. Während Bem im Süden beschäftigt war, überschritt er am 6. Febr. 1849 bei 20 Grad Kälte auf Saumwegen durch Urwälder das Gebirge mit 6 Compagnien, und überfiel in Maroscheni — ohne einen Schuß zu thun — den feindlichen Beobachtungsposten. Der schönste Erfolg krönte diesen kühnen Handstreich. 400 Mann, 1 Fahne und 2 Geschütze wurden dem Feinde weggenommen, wobei Urban nur 1 Mann verlor, aber 40 seiner Leute Hände und Füße erfroren. Als Bem herbeieilte, war Urban längst wieder verschwunden. Die Verleihung des österreichischen Maria-Theresiaordens war der Lohn für diese kühne That. Im Februar brach Urban verstärkt von neuem in Siebenbürgen ein, mußte aber bald wieder in die Bukowina zurückeilen, doch hatte er dem bedrängten Südcorps durch diese Diversion Luft gemacht und einen großen Vortheil bereitet. Dieses, unter General Puchner, konnte dem strategisch wie numerisch überlegenen Bem aber nicht mehr lange widerstehen und mußte in die Walachei übertreten. Erst in der zweiten Hälfte des Juni 1849 konnten die durch ein russisches Corps verstärkten Oesterreicher vom Norden und Süden her wieder zur Offensive übergehen. Urbans Detachement, auf 3000 Mann verstärkt, bildete die Vorhut des Generals Grottenhjelm, mit dem den 17. Juni abermals auf Bistritz vorgedrungen ward. Hier erkrankte Urban, dessen Detachement unter Oberstlieutenant Springensfeld nunmehr an dem interessanten und lehrreichen Kampfe gegen Bem den ruhmvollsten Antheil nahm. Erst am 15. August, kurz vor der Beendigung desselben, genas Urban, aber schon am 17. August war er dem Feind wieder auf dem Nacken und zersprengte bei Banffi-Hunyad das Corps Gal-Sandor's, am 26. August endlich vernichtete er den schon auf der Flucht begrif-

fenen Rest des Kazinczy'schen Corps, womit der Krieg in Siebenbürgen beendigt war. —Im Jahre 1850 zum Generalmajor und 1857 zum Feldmarschallieutenant vorgerückt, eröffnete sich für den kühnen Parteigänger ein neues Feld der Thätigkeit, als er 1859 bei Beginn des italienischen Krieges an die Spitze einer mobilen Division gestellt ward, welche das aufgeregte Land im Zaume zu erhalten hatte. Mit rastloser Thätigkeit sehen wir Urban erst in Parma, dann in Como, dann bei der Recognoscirung von Montebello, endlich gegen seinen würdigen Nebenbuhler Garibaldi zu Feide ziehen, der am Lago Maggiore in die Lombardei einfällt. Schon hat er diesen bei Varese eingeengt, als die Schlacht bei Magenta die österreichische Hauptarmee veranlaßt, sich längs des Po auf Mantua zurückzuziehen. Durch einen Gewaltmarsch entzieht sich Urban der Bedrohung seiner Flanke durch die Franzosen, und unter zähen und blutigen Arrieregardegefechten gelangt er glücklich bis zum Mincio. Nach der Schlacht von Solferino zum Commandanten von Verona ernannt, hat er an dessen Bewohner eine Proclamation erlassen, welche mit den charakteristischen Worten schließt: „Damit die Bewohner wissen mögen, mit wem sie es zu thun haben, erkläre ich, daß mir als ehrlichem Oesterreicher Jedermann vertrauen kann, und daß ich keinem von Euch vertraue."

---

4. Karl Ludwig, Graf von Grünne.

Die Grünne sind ein niederländisches Geschlecht, dessen Stammname Hemricourt ist und das zuerst im 12. Jahrhundert auf dem linken Maasufer im Lütticher Lande vorkommt, später aber sich mit der Herrschaft Mozet in der Grafschaft Namur und mit der Herrschaft Grünne im wallonischen Theile des Herzogthums Luxemburg seßhaft machte. Von da aus kam Nikolaus Franz Hemricourt de Mozet, Herr von Grünne, mit Franz von Lothringen, zu dessen Lieblingen er gehörte, nach Oesterreich, stieg hier zum wirklichen Geheimrath und Feldzeugmeister auf, wurde auch zu diplomatischen Missionen verwendet, erwarb ansehnliche Güter in den Erzherzogthümern, und erlangte 1745, bei der Krönung seines kaiserlichen Gönners, für sich und seine Geschwister die reichsgräfliche Würde. Er selbst hinterließ keine Nachkommen, aber von seinen Brüdern stammen zwei Linien, davon der einen die niederländischen, der anderen die österreichischen Besitzungen zugetheilt sind. Unser Graf Grünne gehört der österreichischen Linie an.

Er wurde dem Grafen Philipp Wilhelm Ferdinand von Grünne-Pinchard, Herrn zu Markt-Dobersberg, Illmau, Taxen und Peygarten, von dessen Gemahlin Rosalie Freiin von Felz zu Wien am 25. August 1808 geboren. Sein Vater war ein Mann von ächtem, erprobtem Verdienst, der schon 1797 Generaladjutant des Erzherzogs Karl wurde, sich seitdem das ungeschmälerte Vertrauen dieses großen Feldherrn bis an dessen Tod bewahrte und wesentlichen Antheil an den von demselben betriebenen militärischen Reformen hatte, 1809 Chef seiner Kanzlei war, und nachdem er nach der Schlacht von Wagram den activen Dienst als Feldmarschallieutenant quittirt hatte, auch ferner in der Umgebung seines Gönners, als dessen Oberhofmeister, blieb. Karl Ludwig ist sein einziger Sohn und hat nur noch eine mit dem Grafen Wallmoden verheirathete Schwester. Er trat 1820 in das Uhlanenregiment seines Vaters, in welchem er 1839 schon zum Obristen aufgerückt war, ward aber damals zugleich zum Chef des Hofstaates des Erzherzogs Stephan ernannt. In dieser Stellung, in der er 1847 zum Geheimrath ernannt worden war, verblieb er bis in den August 1848, wo er zu derselben Function bei dem Erzherzog Franz Joseph, dem jetzigen Kaiser, berufen ward. Hier wurde er, ohne an dem activen Heerdienste weiteren Theil zu nehmen, sogleich Generalmajor, 1849 Chef der Leibgarde-Gensdarmerie, 1850 Feldmarschallieutenant, dann auch erster Generaladjutant, Stellvertreter des Oberst-Stallmeisters, und mit Orden und Ehrenzeichen aller Art begnadigt. In dieser Stellung hat er sich zeither nicht blos äußerlich behauptet, sondern auch, wie man annimmt, einen namentlich seit dem Tode des Fürsten Schwarzenberg sehr gewichtigen Einfluß auf den Kaiser geübt, soll auch jeden Mitbewerber aus dessen Gunst zu verdrängen gewußt haben. Nur wahrhaft Nahestehende und Eingeweihte werden mit Sicherheit entscheiden können, welchen Umständen der Graf diesen Einfluß verdankt, ob, wie seine Gegner und, man muß sagen, die Stimme des Publicums behaupten, lediglich den Künsten und Diensten des Hofmannes, oder der Ueberzeugung des Kaisers von reeller Gediegenheit und Zuverlässigkeit seines Günstlings. Daß Männer in seiner Stellung immer dem Neide und der Mißgunst ausgesetzt sind, ist allerdings richtig, und einzelne über den Grafen ausgesprengte Gerüchte waren offenbare Erfindungen. Auch möchte sich aus der langen Dauer seiner Stellung bei dem Erzherzog Stephan, nach Geist und Charakter dieses Prinzen, kein ungünstiger Schluß ziehen lassen, und jedenfalls mag wohl dieser Erzherzog am besten wissen, wie es mit Grünne's Kopfe und Herzen steht. Daß er im Wesentlichen durch den Hofdienst gestiegen, wobei ihm die Verbindungen seines Vaters und vielleicht auch die seiner Gemahlin — er hatte sich am 16. Mai 1831 mit der Gräfin Karoline, einer Tochter des Fürsten Johann Joseph von Trautmannsdorf-Weinsberg und einer kaiserlichen Palastdame, vermählt — zu Statten gekommen sein mögen, liegt allerdings vor, und jedenfalls ist ihm keine Gelegenheit geworden, in einer auch dem Publicum zugänglichen Weise durch Thathandlungen zu bewähren, wie weit seine staatsmännische und militärische Befähigung reiche. Doch wird ihm, wie dem Grafen Gyulai, ein besonderes Talent für militärische Organisation nachgerühmt. Wohl aber scheint ihm, noch bevor er so glänzend gestiegen, die Volksmeinung entgegengestanden zu haben, wie denn schon bei dem ersten Einzuge des Kaisers in Wien dem entsprechende Rufe erschollen sein sollen, und gewiß ist, daß er im Volke äußerst unbeliebt ist und daß man, mit Recht oder Unrecht, alles Mißliebige und alles Fehlschlagen in Oesterreich ihm zur Last legt. Da es nun kaum zu verkennen war, daß die militärischen Operationen der Oesterreicher in dem gegenwärtigen Kriege, soviel die oberste Leitung anlangt, zeither überaus übelberathen erscheinen, und daß Fehler auf Fehler begangen worden sind, so war es wohl natürlich, daß man seine Wünsche und Hoffnungen nicht blos auf eine Aenderung im Obercommando, sondern auch auf eine Entfernung des Grafen Grünne aus der Nähe des Kaisers richtete, indem man annahm, daß die zeitherige Leitung wesentlich auf Grünne beruht habe, und daß nichts gut gehen könne, wobei er die Hände im Spiele habe.

Vorsündfluthliche Menschen und antediluvianische Alterthümer.

Daß unser Menschengeschlecht seine Entstehung weit über die armselig kurze Periode von sechs- oder achttausend Jahren hinauf zu datiren habe, wird von Niemand mehr in Abrede gestellt; ob es fossile Menschenknochen gebe, ist noch streitig. Viele Geologen sprechen sich bejahend aus. Agassiz fand Menschenknochen in den Korallenriffen von Florida; am Mississippi hat man ein menschliches Geripp unter dem fünften Cypressenlager in den Sümpfen Louisiana's gefunden, das dort mindestens 45,000 Jahre gelegen haben muß. Vor kurzem hat Hakekyan Bey im Nilthale, acht englische Meilen oberhalb der Spitze des Delta's, nicht weniger als 95 Schächte graben lassen; in beträchtlicher Tiefe kamen Knochen von unseren heutigen Hausthieren zum Vorschein; in sechszig Fuß Tiefe fand man Bruchstücke von an der Sonne gedörrten Backsteinen und Töpfergeschirren. Nun ist von Geologen und Ingenieuren berechnet worden, daß der Boden im Delta sich in je hundert Jahren um etwa 5 Zoll erhöhe, oberhalb desselben, da wo die Statue des Königs Rameses des Zweiten stehe, etwa um 3½ Zoll. Sie wurde zwischen 1394 und 1328 vor Christus errichtet. Dicht neben ihr holte man aus dem Schooße der Erde Töpfergeschirr herauf, das 10,285 Jahre vor Errichtung der Statue, 11,646 Jahre vor Christus, oder vor nun 13,500 Jahren, verfertigt und an den Fundplatz gekommen sein muß.

Neuerdings wurden abermals in verschiedenen Gegenden Europa's interessante Ausgrabungen gemacht. Ein Herr Boucher de Perthes fand schon vor etwa zehn Jahren bei Abbeville in der Picardie Feuersteine, welche durch Menschenhände in Geräthschaften verwandelt worden sind. Vor wenigen Monaten fand man in der Brigham-Höhle in Devonshire, England, Waffen aus Feuerstein neben und zwischen Knochen ausgestorbener Thierarten. Diese Entdeckung veranlaßte den englischen Geologen Prestwich, nach Abbeville zu reisen und dort die Untersuchungen des Herrn Perthes wieder aufzunehmen. In Gemeinschaft mit dem Geologen Evans durchforschte er jene Gegend in der Picardie. Die Kreidehügel bei Abbeville und Amiens sind mit sogenanntem Drift überlagert, welcher in den Thälern einen mehr sandigen Charakter annimmt. Auf den Hügeln werden Knochen von Säugethieren in großer Menge gefunden, z. B. von dem ausgestorbenen Elephanten, Rhinoceros, Bären, Hirsch, Tiger, Stier, Roß und der Hyäne, überhaupt solcher Thiere, die man im Drift und in den Höhlen aus der Nachpliocen-Periode häufig findet. Auf den Hügeln bei Abbeville und bei St. Acheul unweit Amiens hat der Drift eine Dicke von zehn bis zwanzig Fuß und besteht aus Lagern von beinahe winkeligem Kies, mit großen Feuersteinen dazwischen; darüber liegt Sand, welcher Schalen von Süßwassermollusken und Lager von Thon enthält. In dem untersten Kieslager, ein klein wenig oberhalb der Kreide, findet man gewöhnlich Feuersteingeräthe in verschiedenen Gestalten, insbesondere 1) Platten, die als Messer oder Pfeilspitzen benutzt wurden, 2) zugespitzte Werkzeuge, die am andern Ende abgestumpft sind, von vier bis neun Zoll Länge, und speerförmig, 3) ovale, mandelförmige Geräthe, zwei bis neun Zoll lang, und an den Seiten scharf geschliffen. Die beiden letzten Arten von Geräthschaften sind unbestreitbar von Menschenhänden verfertigt worden, bieten aber keine Aehnlichkeit mit den Werkzeugen aus der sogenannten keltischen oder Steinperiode, die überdies nicht selten abgeglättet sind und auch oft aus andern Steinarten als Feuerstein bestehen. Jene aus dem Drift sind niemals polirt, durchgängig aus Feuerstein verfertigt, und machen durchaus den Eindruck, daß sie von ganz andern Menschen herrühren. Denn keltische Steinwaffen hat man in den Erdschichten oberhalb des Driftes gefunden, und die Leute, von welchen die roheren Feuersteingeräthe herrühren, wohnten sicherlich lange Zeit vor der keltischen Besitznahme an Ort und Stelle. Auch treten diese Geräthe unter ganz anderen Verhältnissen auf als die keltischen, sie liegen nämlich in Lagern von Kies, Sand oder Thon, die seit ihrer Bildung nie eine Störung erfahren hatten. Mancherlei Umstände, insbesondere auch die Verfärbung, welche die Werkzeuge erlitten haben, machen es nicht blos wahrscheinlich, sondern gewiß, daß sie in jenen Schichten zu derselben Zeit abgelagert wurden, als diese sich bildeten. Sie sind bräunlich, wo sie mit ocherhaltigen Stoffen in Berührung liegen, weißlich, wenn in thonigen, und in manchen Fällen haben sie einen Ueberzug von kohlensaurem Kalk. Die daneben liegenden, unbearbeiteten Feuersteine sind denselben Einflüssen und genau in demselben Grad ausgesetzt gewesen.

Im Jahre 1797 wurden Feuersteinwaffen dicht neben Elephantenknochen in Suffolk gefunden; elf bis zwölf Fuß tief unter der Erdoberfläche in Kies, über welchem Sand und Thon lagerten, ähnlich wie bei Abbeville; diese Waffen befinden sich im Britischen Museum und gleichen genau jenen in der Picardie. Auch bei Peterborough hat man dergleichen ausgegraben. Das Athenäum, welchem wir die obigen Angaben entlehnen, bemerkt: „Aus vielen Thatsachen geht der Beweis hervor, — und zwar so klar, daß von einer Controverse kaum noch die Rede sein kann, — daß diese von Menschenhand verfertigten Werkzeuge gleichzeitig mit Knochen ausgestorbener Säugethiere im Drift der Nachpliocen-Periode abgelagert worden sind. Dagegen bleibt es der Vermuthung überlassen, ob das Dasein des Menschen auf der Erde weit über die höchsten Angaben der ägyptischen und chinesischen Zeitrechnung hinaufreicht, oder ob die ausgestorbenen Arten von Elephanten, Rhinoceronten und anderen Thieren aus jüngeren Zeiten stammen, als man bisher im Allgemeinen annahm. Unbestreitbar scheint es zu sein, daß in einer sehr fernen Zeit, möglicherweise vor der Trennung Englands vom festen Lande, jene Gegenden eine dichte Menschenbevölkerung hatten, daß die von ihnen verfertigten Geräthe gleichzeitig mit Knochen nun ausgestorbener Säugethiere durch Wassersgewalt, welcher auch die Kieslager ihr Dasein verdanken, weggetrieben und eingelagert sind. Ueber dieses Kieslager wurden in vergleichsweise ruhigem süßen Wasser dicke Lager von Sand und Lehm niedergeschlagen, in welchen man die dünnen Schalen von Süßwassermollusken findet.

Und wo das Alles geschah, erblicken wir jetzt ein Tafelland auf Hügeln, die etwa zweihundert Fuß Höhe über dem Meere, und die seit jener Bildungszeit keine geologische Veränderung mehr erfahren haben."

Als wir eben jene Nummer des Athenäums aus der Hand gelegt hatten, fanden wir in einem Neuyorker Blatte eine Mittheilung aus dem zu Charleston in Süd-Carolina erscheinenden Mercury vom 28. April dieses Jahres, welche wir beifügen wollen. Vor etwa einem Jahre wurden unter den fossilen Thierknochen am Flusse Ashley, unweit von Charleston, durch Professor Holmes vorweltliche Pferdeknochen gefunden. Nun hat derselbe Gelehrte Erzeugnisse des menschlichen Gewerbfleißes unmittelbar neben Mastodontenknochen gefunden. Er will daraus folgern, daß in America Menschen gleichzeitig mit dem Mastodon gelebt haben. Die Fundstätte ist auf dem Landgute eines Deutschen, des Doctors Klipstein, in Christ Church Parish. Die Gegend trägt den wellenförmigen Charakter, welcher in den tiefer liegenden Landstrecken von Süd-Carolina so vielfach auftritt. Innerhalb eines schmalen Gürtels von Höhenzügen befindet sich eine Vertiefung, die einst ein Teich gewesen sein mag. Noch vor einigen Jahren war der Platz üppig mit Weiden, Wachholder und Cedern bestanden, die man nun abgeholzt hat, und bei dieser Gelegenheit fand Dr. Klipstein, als er einen tiefen Graben ziehen ließ, einen Oberzahn vom Mastodon und zwei fossile Pferdezähne. Ganz vor kurzem besuchte Professor Holmes, in seiner Eigenschaft als Geolog des Staates und in Hinblick auf eine größere Arbeit, die er demnächst veröffentlichen will, jene Fundstätte. Gleich zu Anfang seiner Nachgrabungen fand er einen abgebrochenen Mastodontenfangzahn von achtzehn Zoll. Auf der andern Seite des eben erwähnten Grabens wurden weitere Bruchstücke desselben Zahnes zum Vorschein gebracht, der im Ganzen sechs Fuß lang ist. Außer der Wurzel oder Basis dieses Fangzahnes fand er auch den Theil des Schnauzenknochens, in welchen jene Wurzel genau paßte. Er ist sehr wohl erhalten, der Fangzahn dagegen, weil von Elfenbein, zerbrechlich. Nach und nach wurden mehrere Zähne ausgegraben, so daß der Oberkiefer vollständig ist; der kleinste Backenzahn hat drei Zoll Länge und zwei Zoll Breite, der hinterste Zahn ist achthalb Zoll lang und drittbalb Zoll breit. Professor Holmes fand auch das linke Schenkelblatt des Cervus virginianus, also desselben Hirsches, der noch heute in Nordamerica lebt, und den Rand vom Schilde einer Emys oder Süßwasserschildkröte. Zwischen diesen lag ein Bruchstück von Töpfergeschirr. Der Boden, in welchem alle diese Fossilien gefunden wurden, ist Dammerde, die über einem dünnen Streifen Flugsand lagert. Unter und neben den Fossilien lagen Zweige von Cederbäumen und dergleichen vegetabilische Sachen.

Wir unsererseits möchten nicht den Schluß ziehen, zu welchem Professor Holmes sich berechtigt glaubt, daß nämlich das Bruchstück von Töpfergeschirr an jener Stelle, so nahe an der Erdoberfläche, von Menschen herrühre, die schon in der Mastodontenperiode gelebt hätten, obwohl wir zugeben, daß der Fund jener Fossilien interessant genug ist.

Chronik.

J. G. v. Quandt †.

Am 19. Juni starb in Dittersbach der bekannte Forscher und Kenner der Kunst, Johann Gottlob v. Quandt, Mitglied des akademischen Rathes und der Galleriecommission zu Dresden. Er war am 9. April 1787 zu Leipzig geboren, wo sein Vater als Chef der gegen das Ende des 17. Jahrhunderts von Amsterdam dahin verlegten und jetzt noch dort bestehenden großen Tabakshandlung lebte. Auch er sollte, wie seine Vorfahren, Kaufmann werden, doch sein Lehrer, der nachmalige Hofrath Rochlitz, dessen Briefwechsel mit Goethe uns erhalten ist, machte seinen Sinn für die Kunst empfänglich, der er sich bei seinen glücklichen Vermögensumständen ohne Hinderniß widmen konnte. Theoretisch sowohl wie praktisch beschäftigte er sich damit eifrig, schon im zwölften Jahre legte er den Grund zu seinen nachmals so reichhaltigen berühmten Sammlungen, und mehrfache Reisen nach Italien machten es ihm möglich, auch als Schriftsteller mit Ehren auf künstlerischem Gebiete thätig zu sein. Die Frucht seines ersten Ausfluges nach dem Süden im Jahre 1811 waren die aus politischen Rücksichten erst später (1829) erschienenen „Streifereien im Reiche der Kunst" (3 Bde.). Nach seiner Vermählung 1820 ging er mit seiner Gattin zum zweiten Mal nach Italien, von wo zurückgekehrt er bis jetzt als Privatmann in Dresden oder auf seinem Gute Dittersbach bei Stolpen lebte. Oefters hielt er Vorlesungen, sowohl vor einem geladenen Publicum, als in der Akademie; seine Schriften aber wuchsen nach und nach zu beträchtlicher Zahl heran, und wir erwähnen davon hier nur den „Entwurf zu einer Geschichte der Kupferstichkunst" (1826), die „Vorträge über Aesthetik für bildende Künstler" (1844), die „Briefe aus Italien über das Geheimnißvolle der Schönheit und Kunst" (1830), die „Nippes von einer Reise nach Schweden" (1843), die „Beobachtungen und Phantasien über Menschen, Natur und Kunst auf einer Reise ins südliche Frankreich" (1846), den „Leitfaden zur Geschichte der Kunst" (1852), sowie das „Verzeichniß meiner Kupferstichsammlung" (1853). Mit Wagner zusammen gab er außerdem eine deutsche Uebersetzung von Luigi Lanzi's bekannter „Geschichte der Malerei in Italien" (1830—33). In allen seinen Werken offenbaren sich gründliche Kenntnisse, feiner Geschmack und geläuterter Sinn für das Schöne. Seinen persönlichen Werth bezeugen die vielen freundschaftlichen Verhältnisse, die für die ganze Dauer seines Lebens Leute aus allen Ständen, namentlich auch unsere berühmtesten Künstler mit ihm unterhielten. Als er starb, nahm er das Bewußtsein mit sich weg, das Wesen der Kunst in ihren Tiefen erkannt, sie auf geistreiche Weise studiert und ihre Pflege in der Gegenwart in sehr erheblichem Maße gefördert zu haben. Das städtische Museum zu Leipzig verdankt ihm z. B. die schönen altdeutschen Bilder, die er in ihrer Verborgenheit aufsuchte und deren Wiederherstellung er sich eifrig angelegen sein ließ. Auf seinen Antrieb ferner bewerkstelligte einst der sächsische Minister v. Lindenau eine gründliche Reform der Akademie zu Dresden, und er war es endlich auch, der durch öfteres Hervorheben der Mißstände des früheren Galleriegebäudes den Neubau eines Museums daselbst zumeist mit veranlaßte.

Hermann Kothe †.

Zu Sterkrade in Rheinpreußen starb am 2. Juni nach kurzer Krankheit der Gedächtnißkünstler Dr. Hermann Kothe, nachdem er kaum sein einundvierzigstes Lebensjahr überschritten hatte. Er war es, der die in ihren Grundzügen vor Alters schon von Simonides erfundene Mnemotechnik nach dem Vorgange des Spaniers Castilho, des Franzosen Aimé Paris und des Dänen Reventlow zuerst in Deutschland wieder erneuerte, sie modernisirte und in beträchtlicher Weise fortentwickelte. Die Proben seiner Gedächtnißkraft, die er bei öffentlichem Auftreten dem Publicum der verschiedenen Städte gab, schienen wunderbar genug; für die systematische Ausbildung seiner Lehre war auch das schriftstellerische Wirken Kothe's bedeutsam, indem er nicht nur ein Lehrbuch der Mnemonik, sondern auch die Mnemonik der lateinischen und griechischen Sprache, sowie der Geographie und der Bibel abfaßte. Trotz dieser Versuche jedoch gelang ihm die Durchführung der praktischen Verwerthung seiner Kunst nicht, und sie blieb bei ihm meist nur Curiosität, welche man Anfangs zwar anstaunte, dann aber zu verlachen die Lust verspürte. Im Gegensatz zu dieser Skepsis giebt es freilich auch jetzt noch Leute, welche die Spielerei mit der Mnemonik zum Ernste erheben und sie auf die Wissenschaft, und zwar alle mögliche Gebiete derselben, anwenden wollen, und sich glänzende Resultate davon versprechen.

Nathan auf dem Theater.

Die Wiener „Recensionen und Mittheilungen über Theater und Musik" machten neulich darauf aufmerksam, wie der Bühnenerfolg des Lessing'schen „Nathan" doch so ganz im Gegensatz stehe zu der anfänglichen schwachen Zuversicht des Dichters, welcher unter anderm einmal sogar schrieb: „Es kann wohl sein, daß mein Nathan wenig Wirkung thun würde, wenn er aufs Theater käme, was wohl nie geschehen wird." Und später meinte er, es wäre ihm doch lieb, wenn das Stück irgendwo einmal gegeben werden könnte, „wenn es auch erst nach hundert Jahren sein sollte." Schon zwei Jahre nach seinem Tode aber, in den letzten Lebensjahren des großen Friedrich, ging sein Wunsch in Erfüllung, indem der bekannte Director Döbbelin den Nathan am 14. April 1783 zum ersten Mal in Berlin zur Aufführung brachte. Er hatte keine Kosten gescheut, um das Meisterwerk würdig zu insceniren; neue Decorationen und Costüme waren eigens dafür hergerichtet worden — doch blieben alle diese Bemühungen ohne den rechten Lohn. Die erste Vorstellung fand zwar ein ziemlich großes und hochbegeistertes Publicum; im Hause herrschte die lebendigste Theilnahme und eben darum auch die feierlichste Stille; Applaus folgte jeder rührenden Situation, jeder rhetorischen Glanzstelle, und überall hörte man von den „Göttlichkeiten" des Stückes sprechen. Das alles wiederholte sich beim zweiten Male in etwas abgeschwächtem Maße, aber schon die dritte Reprise fand vor leeren Bänken statt. Der Grund, warum die Zuneigung des Publicums für das Drama nicht andauerte, war theilweise wohl in den unzulänglichen Leistungen einiger der Spieler zu suchen, und namentlich soll Döbbelin selber trotz des besten Willens der Hauptrolle nicht gerecht geworden sein. Kenner versprachen sich schon im Voraus nicht viel von ihm, und mit Beziehung darauf erzählte man sich in Berlin sogar folgende Anekdote. Döbbelin und Engel, der Verfasser des bekannten „Lorenz Stark" und der „Ideen zur Mimik", sahen sich am Tage vor der Vorstellung, und Ersterer theilte dem Letzteren mit, was morgen gegeben würde. „Wer soll Nathan sein?" fragte dieser, und als jener antwortete: „Ich selber!" fuhr er alsbald fort: „Nun, und wer wird dann den Weisen geben?" — Viel besser als Döbbelin würde wohl sein Zeitgenosse, der große Schröder, die Rolle gespielt haben; wenigstens versichert einer von dessen Schülern, der spätere Hamburger Theaterdirector Friedrich Ludwig Schmidt, er habe ihm einmal die berühmte Scene mit Saladin „in jener erhabenen Einfachheit" vordeclamirt, worin das Gedicht geschrieben ist; doch in Schröders Jugend dachte man noch nicht an eine Aufführung des Stückes, und als er alt war, beklagte er es zwar, daß er in der Partie nicht habe auftreten können, wollte aber das Debut in einer neuen Rolle nicht mehr wagen. — Eigentlich für die Bühne gewonnen wurde Lessings „Nathan" erst am Beginn unseres Jahrhunderts durch Goethe's und Schillers vereinte Bemühungen, die ihn in einer von ihnen selbst besorgten Einrichtung am 28. November 1801 zum ersten Mal auf die Weimarer Bühne brachten. Dem damit gegebenen Beispiele folgten nunmehr auch andere größere Theater, zunächst wieder das Berliner, wo das Stück am 10. Februar 1802 von neuem in Scene ging. Iffland spielte den Nathan, und er war es wohl, der zuerst „den Geist der Rolle in seinem Spiele verkörperte." Bis jetzt wurde das Drama in Berlin ungefähr siebenzig Mal, und in Wien an der Hofburg, wo es am 28. Januar 1819 zum ersten Mal erschien, ungefähr fünfzig Mal gegeben. Daß französische und englische Uebersetzungen davon existiren, ist bekannt; auch sprach sich die Stimme des Auslandes in kritischer Hinsicht über dasselbe bisher immer sehr günstig aus, zum Belege wofür wir hier nur die Worte der Frau v. Staël in ihrem Buche über Deutschland erwähnen wollen: Le plus bel ouvrage de Lessing, c'est Nathan le Sage; on ne peut voir dans aucune pièce la tolerance religieuse mise en action avec plus de naturel et de dignité. Ce caractère est d'une admirable simplicité. L'on s'étonne de l'attendrissement qu'il cause, quoiqu'il ne soit agité ni par des passions vives, ni par des circonstances fortes." — Doch wenn auch der Werth des Drama's von competenten Richtern überall anerkannt wurde, auf der Bühne erschien es bisher nur in Deutschland, mit alleiniger Ausnahme von — Constantinopel, wo es eine athenische Schauspielertruppe in einer neugriechischen Uebersetzung von Kaliurgos unter dem Titel „der weise Judengreis" am 26. März 1842 zum ersten Male gab. Ueber den Freimuth Nathans gegenüber Saladin sollen die Türken sich allerdings verwundert haben, über die Erzählung von den drei Ringen aber ganz entzückt gewesen sein, und „so übte denn — wie die „Recensionen" sagen — das milde Licht der Toleranz, welches in dem unvergänglichen Werke strahlt, auch auf die Bekenner der dritten Religion seine erwärmende Kraft aus." — Fragen wir zum Schluß, wer unter den Darstellern der Gegenwart bei uns in Deutschland als bester Nathan zu bezeichnen sei, so nennen wir drei Künstler auf einmal und gestehen, daß wir nicht so schlechthin entscheiden mögen, wer von denselben primus inter pares sei: Anschütz in Wien, Döring in Berlin und Grunert in Stuttgart. Dawison hat, soviel wir wissen, die Rolle noch nie gegeben, oder wir wenigstens haben sie nicht von ihm gesehen. Was jene Drei anlangt, so ist es vielleicht richtig geurtheilt, wenn wir sagen, daß bei Döring der Calcul, der Scharfsinn und die kluge Ueberlegung des Juden am vollendetsten zur Anschauung kommt, während in der Weichheit der Empfindung an den gemüthlichen Stellen Anschütz und Grunert am hinreißendsten wirken. Im Ganzen genommen stehen sich die Genannten in der Rolle aber wirklich gleich, und die einzelnen Züge des unsterblichen Charakterbildes sind bei allen in ebenso geistvoller und künstlerisch schöner, als menschlich liebenswürdiger Weise ausgeprägt; wir nennen z. B. die wahrhaft liebevolle Hingebung und das Wohlwollen, mit dem Nathan die subjective Berechtigung jeder Individualität begreift und sie erträgt, ohne das gute Recht seiner Natur zu opfern, die sittliche und geistige Größe, mit der er sich frei macht von den Fesseln, die seinen Stamm drücken, und mit der er ebensowohl die orientalische Herrscherlaune des Sultans, als den jugendlich übermüthigen Christenstolz des Templers besiegt, und die fremden Individualitäten dahin bringt, die seinige auch in ihrer Berechtigung anzuerkennen, den feinen und maßvollen Humor, mit dem er sich gegen Wunderlichkeiten und Beschränkt-

heiten, wie die Grillen des gutmüthigen Sonderlings Al Hafi und den Hochmuth der Christin Daja, sowie die wohlthuende Milde neben allem Ernste der Ueberzeugung, mit dem er sich gegen phantastische Ueberschwenglichkeiten, wie die wundersüchtige Schwärmerei Recha's, wendet.

Klopstock am badischen Hofe.

Noch bevor Karl August von Weimar auserwählte Männer der deutschen Nation zu intimem Umgange bei sich versammelte, schlossen einzelne vaterländische Fürsten sogenannte Dichterfreundschaften, um ohne Rücksicht auf Standesvorurtheile die Annehmlichkeiten eines geistreichen Verkehrs genießen zu können. So berief unter Anderen der Markgraf Karl Friedrich von Baden den Sänger des „Messias" an seinen Hof, und wenn dessen Verweilen daselbst später Veranlassung zu allerhand irrigen Darstellungen geworden ist, so hat es jetzt endlich David Friedrich Strauß durch Benutzung handschriftlicher Quellen, die ihm vom badischen Freiherrn v. Uexküll überlassen waren, möglich gemacht, über Klopstocks Berufung nach Karlsruhe, seinen Aufenthalt am dortigen Hofe und baldigen Wiederabgang von demselben in der „historischen Zeitschrift" von Sybel den ersten urkundlichen Bericht zu liefern. Wir erfahren daraus Folgendes. Unser Dichter hatte während der Jahre 1751—70 mit einem Gehalte von 400 Thalern, die ihm vom König Friedrich V. von Dänemark auf die Empfehlung seines Ministers Bernstorf ausgesetzt worden waren, und seit 1763 mit dem Titel eines Legationsrathes, in Kopenhagen gelebt. Als im September 1770 Bernstorf durch Struensee gestürzt wurde, begab sich Klopstock in Gesellschaft seines Gönners nach Hamburg, und hier erhielt er zunächst Anerbietungen nach Wien, die sich aber wieder zerschlugen. Die Aussicht auf schriftstellerischen Verdienst war ihm eine zu ungewisse, und so kam es ihm denn gerade erwünscht, als der am Karlsruher Gymnasium als Professor der Mathematik angestellte Lübecker Böckmann, der dem Markgrafen von Baden mehreres aus der Messiade vorgelesen hatte, im Namen seines Herrn an ihn den Antrag ergehen ließ, er möge als Hofrath in dessen Umgebung leben. Nur Eines behielt sich Klopstock vor: daß er nicht für immer in Karlsruhe zu bleiben gezwungen würde. Darauf schrieb der Markgraf selber an ihn und gab ihm seinen Wunsch, „den Dichter der Religion und des Vaterlandes in seinem Lande zu haben," zu erkennen; den „uneingeschränkten Aufenthalt" gestand er ihm zu, weil „die Freiheit das edelste Recht des Menschen und von der Wissenschaft ganz unzertrennlich sei." So brach denn Klopstock im September 1774 von Hamburg auf und reiste über Göttingen, wo die Hainbündler ihn mit Begeisterung aufnahmen, Cassel und Frankfurt, wo er das Goethe'sche Haus besuchte, nach seinem neuen Bestimmungsorte ab. Wohnung nahm er zu Karlsruhe bei seinem Freunde Böckmann, während er, wenn der Hof in Rastatt war, im Schlosse selber ein Logis eingeräumt erhielt. Der Markgraf war glücklich, den verehrten Mann bei sich zu sehen; er besuchte ihn oft, und Klopstock durfte während dieser Besuche in seiner ganzen häuslichen Bequemlichkeit bleiben. Das Einvernehmen zwischen Fürst und Dichter schien ein herzliches und dauerndes zu sein — wie kam es daher, daß der Letztere dennoch nicht länger als nur ein halbes Jahr in Karlsruhe verweilte? Es ist bisher immer gesagt worden, er habe es übelgenommen, daß Mittags für ihn an der Marschallstafel, und nicht an der der markgräflichen Familie selber gedeckt gewesen sei — dem ist aber, wie Strauß glaubhaft genug darstellt, nicht so, sondern es waren andere, tiefer liegende Gründe, welche bewirkten, daß Klopstock sich am badischen Hofe nicht so recht gefiel. Vor allem ging es dort für ihn zu steif her, er war von jeher an eine gewisse geniale Unordnung gewöhnt und fühlte sich darin durch die neue Umgebung gestört. Dann mag er auch den Neid der Höflinge, die über die Bevorzugung des Ausländers ungehalten waren, bitter genug empfunden haben, und endlich war der Markgraf selber, wiewohl ein im höchsten Grade gebildeter, braver und aufgeklärter Mann, doch keine poetische Natur, die dem feurigen Sinne des Dichters ein tieferes Verständniß entgegengebracht hätte, so ungefähr wie Goethe später einen Genossen seines Strebens in Karl August fand. Diese drei Umstände zusammen waren wohl hinreichend, um in Klopstock die Sehnsucht nach seinem freieren Leben in Hamburg bald genug wieder erwachen zu lassen, und als ihn daher im Mai 1775 sein Bruder Karl Christoph auf der Durchreise besuchte, konnte er nicht umhin, denselben nach der genannten Stadt zurück zu begleiten. Einen Formfehler freilich ließ er sich dabei zu Schulden kommen: er hielt seinen Plan zum Weggang nämlich geheim, nahm bei Hofe gar keinen Abschied — „weil ihm dieser zu empfindlich gefallen wäre" — und schrieb an den Markgrafen erst, nachdem er sich schon wieder drei Wochen fern von Karlsruhe befand. Die Höflinge, die ihn erst nur zu gern hatten verdrängen wollen, tadelten nun aufs heftigste sein „schändliches Weggehen", der Markgraf aber blieb ihm ohne Sinnesänderung in Huld gewogen, und beide Männer schrieben sich bis an den Tod des Einen die freundlichsten Briefe. Als Klopstocks Bruder endlich dem badischen Herrn das Hinscheiden des Dichters meldete, antwortete dieser alsbald und gab jenem die Versicherung, „das Andenken des Gestorbenen werde ihm stets schätzbar bleiben." Dies klingt nun freilich etwas kühl, ebenso wie das früher einmal von Klopstock über den Markgrafen gefällte Urtheil, „er sei ein Mann, mit dem sich sprechen lasse." Doch hat wohl David Friedrich Strauß Recht, wenn er seinen Aufsatz mit den Worten schließt: „Beide waren sich menschlich nahe gekommen, und da ist Schätzung, wenn sie bleibt, mehr werth als Bewunderung. Friedrich der Große, nachdem er seinen Voltaire eine Zeitlang bei sich gehabt hatte, fuhr wohl fort, ihn zu bewundern, aber schätzbar kann ihm der Mann nicht mehr geblieben sein."

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Eine höchst interessante und im jetzigen Augenblick doppelt lesenswerthe historische Monographie ist die von Kurd von Schlözer in Petersburg verfaßte Schrift: „Friedrich der Große und Katharina die Zweite." Aus archivalischen Quellen, sowie aus den Manuscripten des großen Preußenkönigs selber stellt dieselbe seine Beziehungen zum russischen Hofe von 1740—72 richtiger, als es bisher irgendwo geschehen, dar und entwickelt namentlich in vollster Klarheit die Gründe, die ihn bei der ersten Theilung Polens zur Betheiligung an jenem Staatsact vermocht haben. Wir behalten uns vor, über die wichtigen Aufschlüsse, die Schlözers Buch bringt, noch ausführlicher zu berichten, und gedenken hier nur der auch für die Gegenwart wieder bedeutsamen Art und Weise, wie Friedrich der Große das Verhältniß Preußens zu Rußland auffaßte. „Von allen Nachbarn des preußischen Staates, schrieb er, verdient als der gefährlichste das Kaiserreich Rußland die meiste Beachtung. Die, welche in Zukunft Preußen regieren, werden immer in der Lage sein, sich mit jenen Fremden in Freundschaft erhalten zu müssen. Anderen Staaten können wir Böses mit Bösem vergelten, das ist aber hinsichtlich Rußlands unmöglich, da wir keine Flotte haben, ansehnlich genug, um eine Armee direct nach Petersburg zu führen."

Es wurde berichtet, Metternich habe ein dreibändiges Memoirenwerk vollendet, was jetzt von der Wiener „Presse" zum großen Theile dementirt wird. Die nachgelassenen Manuscripte des Fürsten bestehen nämlich nicht in einheitlich abgefaßten und etwa gar in Bände getheilten größeren Schriftstücken, sondern nur

in kleineren in sich abgeschlossenen Aufsätzen, die der Verstorbene, je nachdem ihn dieser oder jener geschichtliche Abschnitt, oder irgend ein Ereigniß seines Lebens besonders anregte, auf das Papier hingeworfen hat. — Beiläufig wollen wir hier erwähnen, daß die Herausgabe der Correspondenz zwischen Erzherzog Johann von Oesterreich und dem großen Orientalisten Joseph v. Hammer-Purgstall in Wien vorbereitet wird.

Die erste Lieferung der neuen, von **Julian Schmidt** revidirten, ergänzten und mit Einleitung versehenen Gesammtausgabe der Werke **Heinrich v. Kleist's** ist nunmehr erschienen und enthält außer jener biographisch-kritischen Introduction die zwei Anfangsacte der „Familie Schroffenstein". — Noch vor kurzem machte der Kritiker über deutsche Litteratur in der „Revue des deux mondes", René Saint-Taillandier, seine französischen Leser in einem ausführlichen Aufsatz mit dem Leben und Wirken dieses Dichters bekannt, der jedenfalls als der bedeutendste Geist der Restaurationsepoche, als das hervorragendste dramatische Talent der Epigonenzeit nach Schiller zu bezeichnen ist.

Es mag ein Jahr her sein, daß das sogenannte „Zeitgemälde": „der Weltpriester und Försters Lieschen" ein gewisses Aufsehen unter den neueren Romanen hervorrief. Jetzt hat **K. Gruenz**, der Verfasser desselben, noch durch die gleiche Tendenz, wie damals, bestimmt, wieder eine Erzählung, die er „**Eine gemischte Ehe**" nennt, herausgegeben, ohne daß man sagen könnte, sie vermeide die Fehler jener früheren Production. Der Realismus in der Schreibweise des Autors ist nicht mehr gesund und glücklich zu nennen, sondern artet in seiner Derbheit zum Materialismus aus, neben der das ideale Wesen ächter Poesie nicht bestehen kann. Was uns K. Gruenz schildert, trägt eine gewisse Frische und kernige Lebenswahrheit an sich, aber künstlerische Haltung wird darin durchaus vermißt, und die, ebenso wie im „Weltpriester", durch religiöse Intoleranz herbeigeführte Katastrophe tritt gar zu schnell und ohne geschickte Vermittelung ein.

Auch die von dem „Anzeiger des Westens" in St. Louis gekrönte „deutsch-americanische Preisnovelle" von **Adolph Douai** „**Fata Morgana**" trägt Spuren solch kunstlosen Erfindens und Schaffens an sich. Sie ist spannend erzählt und ihr Stoff erregt unsere Theilnahme. Alle Bestrebungen des deutschen Geistes auf americanischem Boden zu charakterisiren — nichts Geringeres war es, was der Verfasser in novellistischer Form bezweckte, aber diese Form entbehrt der Vollendung und rechten Abrundung. Für den Ideengang des Autors ist die an vielen Stellen höchst unwahrscheinliche Erzählung ein gar zu loser Faden, und man merkt deutlich, daß ihm die Entwickelung seiner Ideen, nicht aber, wie sich doch gehört hätte, die Fabel selber die Hauptsache war.

Ludwig Eckardt in Bern arbeitet an einem historischen Roman, der einen Helden der schweizerischen Reformation, den Maler **Niklaus Manuel**, zur Hauptfigur hat. Daß der Verfasser dichterisches Talent besitzt, ist uns durch sein Drama „Sokrates" zur Ueberzeugung gekommen, und es wäre ganz gut, wenn ihn poetische Beschäftigung einmal für längere Zeit abzöge von seinen kritischen Versuchen, die der Tiefe der Gedanken und anziehenden Neuheit doch gar zu sehr entbehren. Von seinen Commentaren zu deutschen Classikern ist neuerdings wieder eine ganze Reihe von Bändchen erschienen, ohne daß auch nur eines derselben irgendwie von erheblicher Bedeutung wäre. — Auch **Moritz Hartmann** ist mit einem Roman aus der modernen Gesellschaft „**Erste und letzte Liebe**" beschäftigt.

Arsène Houssaye schrieb die Erzählung „**Mademoiselle Marionie**". Der „Nord" spricht sich darüber höchst lobend folgendermaßen aus: „Wenn man die traurigen Schicksale dieses Weibes zu Ende gelesen, so wird man nicht müde an sie zu denken, und zuletzt glaubt man fast, sie wirklich lebend vor sich zu sehen. Das Pulver, das Schlachtgewühl, die Tagesbefehle schaden diesem reizenden Weibe nichts, dessen Züge zur Hälfte der Wirklichkeit entlehnt, zur Hälfte der idealen Welt entnommen sind. Man beweint sie, man ist gerührt, ergriffen von ihrem Unglück." — Gleichzeitig schrieb Arsène Houssaye mit der ganzen Eleganz seines Styles auch eine Einleitung für die soeben erschienene neue Uebersetzung des Goethe'schen Faust aus der Feder des Fürsten **Polignac**.

Louis Lurin in Paris gab eine Sammlung zierlicher Novelletten theils rührenden, theils heiteren Inhalts, für die er den Titel „Ici l'on aime" gefunden hat. In der That spielt die Liebe in mannichfachen Variationen allenthalben in diesen kleinen Sächelchen die Hauptrolle; zwar ist es oft genug eine wenig ernsthafte, leichtfertige und flüchtige Liebe, aber doch eine Liebe, wie sie die moderne Welt, die heutige Gesellschaft kennt, und daher von einer Lebenswahrheit, gegen die man nichts einwenden kann. Lurin besitzt in seiner Schreibweise etwas von der Sauberkeit im Ausmalen des Details und von der Feinheit des Styles, welche die Schule Balzacs und Alfred de Mussets, ganz abgesehen von ihrem inneren Gehalt, so sehr zu ihrem Vortheil charakterisirt.

In einem ästhetischen Cirkel zu Paris ward neulich eine Erzählung der Dichterin **Maria Mathilde Stevens** vorgelesen, die daselbst nicht nur Lob und Beifall, sondern geradezu bewunderndes Entzücken erregt haben soll. Sie betitelt sich „le Oui et le Non d'une femme" und wird nächstens im Buchhandel erscheinen.

Alexander Dumas ist nach seiner Rückkehr aus Südrußland nicht lange in Paris geblieben, sondern bereits wieder zur Reise nach Aegypten aufgebrochen. Vielleicht fühlt er endlich doch, daß er als Romancier sich ausgeschrieben hat, und wird auf seine alten Tage nun noch Tourist. Vor seinem Weggang aber passirte ihm noch der unangenehme Fall, daß ein anderer Schriftsteller ihn des Plagiats beschuldigte, indem er behauptete, das Buch „le Caucase" sei ein fast wörtlicher Abdruck der früher erschienenen „Erinnerungen eines von Schamyl Gefangenen". Wie wir hören, ist der Proceß gegen Dumas durch Merliaux bereits vor Gericht anhängig gemacht worden. — Auch ein früherer College des Ersteren, **Alphonse Karr**, der geistvolle Herausgeber der „Wespen" (les Guêpes), hat aus seiner Verbannung in Nizza ein Reisewerk „Sous les orangers" nach Paris gesandt.

Die Philosophie der Geschichte ist eigentlich, ähnlich wie die Aesthetik, eine speciell deutsche Wissenschaft, wie denn schon ihr Begründer, der große Herder, ein Deutscher war. In jüngster Zeit haben auf diesem Gebiete aber auch die Franzosen mehrere erfolgreiche Versuche gemacht, als deren neuester die „**Geschichte der Moral**" von **Louis Auguste Martin** anzusehen ist. Das Werk wird, wie man denken kann, viele Bände in Anspruch nehmen, da der ganze erste, welcher vor kurzem erschien, nur allein der Geschichte der Moral bei den Chinesen gewidmet ist. Wieviel muß der Verfasser, der seines Stoffes in der That Herr zu sein scheint, da erst über die Römer, Griechen und andere civilisirte Völker zu sagen haben!

Eine Art Seitenstück zu der Geschichte Maria Antoinettens von den Brüdern Goncourt ist Cordiers Buch: „Madame Elisabeth de France, soeur de Louis XVI., ses vertus, sa correspondance et son martyre." Auch das Blut dieser edlen Frau ward von den Tyrannen der Revolution unschuldig und ohne Fehl auf dem Schaffot vergossen. Lediglich der Uebung weiblicher Tugenden beflissen, lebte die Princeß Elisabeth, ohne sich je um die Politik bekümmert zu haben, in Zurückgezogenheit auf ihrem Lustschloß Montreuil und kam erst, als der Aufstand schon ausgebrochen war, nach Paris, um hochherzig genug der königlichen Familie in allen Gefahren nahe zu sein. Sie begleitete ihren Bruder mit kühnem Muth in die Nationalversammlung, ward zugleich mit ihm in den Tempel abgeführt und stand ihm bis zum letzten Gange nach der Guillotine tröstend zur Seite. Bald nach seinem Tode wurde dann auch ihr von Fouquier-Tin-

ville der Proceß gemacht, weil sie mit ihren emigrirten Brüdern Briefe gewechselt hatte. Eine genaue Darstellung aller dieser Verhältnisse liefert eben das oben angezeigte Buch.

Aus noch früherer Zeit des ancien régime giebt einen interessanten Beitrag zur französischen Hof- und Sittengeschichte das Werk von Capefigue: „Mademoiselle de la Vallière et les favorites des trois âges de Louis XIV.“ Die etwas lahme, sonst aber höchst reizende und schöne Luise de la Vallière, deren Erlebnisse in früheren Jahren schon, soviel wir wissen, von Karoline Pichler novellistisch erzählt worden sind, war einst die Erste, welche das leicht erregte Herz des Königs entzündete; sie sowohl, als ihre zahlreichen, zum Theil noch berühmteren Nachfolgerinnen, sind in dem genannten Buche nach chronikalen Studien und mit viel Geschick in weiblicher Charakterzeichnung geschildert.

Unseren Lesern, die, wenngleich sie nicht selbst gelehrten Studien obgelegen haben, doch über Leben, Kunst und Wissenschaft der vorchristlichen Zeit sich gründlich unterrichten wollen, empfehlen wir zu bequemem Gebrauche das „Dictionnaire des Antiquités Romaines et Grecques par Anton Rich“. Es ist ein Lexikon, ein Summarium des Wissenswürdigsten aus der Archäologie, dem außerdem nicht weniger als 2000 Abbildungen nach den alten Schriftstellern und noch vorhandenen Denkmalen beigegeben sind. Wir in Deutschland besitzen ein ähnliches übersichtliches Werk noch nicht, und jenes zu übersetzen, dürfte daher keine verlorene Mühe sein.

„George Canning and his times“ betitelt sich ein soeben in London erschienenes Buch von Augustus Granville Stapleton. Canning, der Freund Pitts und Gegner von Fox, hat in den Entwickelungsgang der englischen Politik bedeutsam genug eingegriffen, sodaß eine monographische Darstellung seines Lebens und Wirkens wohl gerechtfertigt erscheint. Noch bis weit in unser Jahrhundert hinein verfolgte er die diplomatische Carriere und bewährte sich unter vielfach wechselnden Constellationen der Politik stets als Patriot, wenngleich er diesen seinen Patriotismus öfters mit zuviel Rücksichtslosigkeit und in engherziger Anschauungsweise von den öffentlichen Verhältnissen befangen geltend machte. Eine biographische Schilderung Cannings muß zugleich eine ziemlich lange und ereignißvolle Periode des englischen Staatslebens ins Bereich ihrer Betrachtung ziehen.

Charles Wright, der englische Uebersetzer von Dante's „göttlicher Komödie“, hat nun auch Homers Ilias in seiner Sprache herausgegeben, und man rühmt an seiner Uebertragung die Schönheit und Glätte der Verse, sowie die Treue des Ausdrucks und der Wendungen im Sinne des classischen Dichters, wodurch diese neueste Uebersetzung des althellenischen Epos die früheren von Pope und Chapman weit übertreffen soll.

Charles Dickens war, wie man weiß, mit den Verlegern der „Household Words“, den Herren Bradbury und Evans, in eine Streitigkeit gerathen, die das Eingehen jener Zeitschrift und von Seiten des erstgenannten Autors die Gründung eines neuen Journals „All the year round“ zur Folge hatte. Als Concurrenzblatt dieses letzteren kündigen nun die beiden Buchhändler eine andere Zeitung „Once a week“ (Einmal die Woche) an, für deren Illustrationen bedeutende Kräfte, wie Leech, der Zeichner des „Punch“, und Millais, „der große Präraphaelit“, gewonnen worden sind.

Die sämmtlichen Werke Alexander v. Humboldt's werden nächstens russisch erscheinen. Uebersetzer des „Kosmos“ ist der Schriftsteller Kosloff in Petersburg.

Bildende Kunst.

Professor Cretius in Berlin, der Schöpfer vieler anmuthigen und sinnvollen Genrebilder, wie der „römischen Bettler“, der „Seiltänzergarderobe“, der „Schachpartie“, des „Unterrichts im Citherspiel“ u. a., hat plötzlich eine Schwenkung auf das bisher nie von ihm betretene religiöse Gebiet gemacht und es übernommen, für eine Kirche bei Freistadt in Niederschlesien ein großes Altargemälde des „sich aus dem Grabe erhebenden Heilandes“ zu liefern, welches jetzt in der preußischen Hauptstadt ausgestellt allenthalben lobende Beachtung findet. Daß der Maler des Bildes sich immer nur mit weltlichen Gegenständen abgab, merkt man an seinem neuen Werke durch einen gewissen freien, von der Tradition sich lossagenden Zug in der Auffassung und Formgebung, der keineswegs unangenehm und störend empfunden, im Gegentheil sehr zum Vortheile des Gemäldes bemerkbar wird. Die lebensgroße Gestalt Christi und sein edles, innerlich beseligtes Antlitz mit dem Glorienscheine um die Stirne trägt durchaus den Charakter idealer Höhe und frommer Weihe; zugleich aber ist der Typus des Gesichts menschlich allgemeiner gehalten, als dies gewöhnlich bei den Werken der religiösen Kunst zu sein pflegt, und auch das stereotype lang herabfallende Lockenhaar erscheint hier in kurzes, doch freiflatterndes Haar verwandelt, welches dem schöngeformten Haupte bestens sich anpaßt. Zu beiden Seiten des Erlösers schweben Engel, die ihn nach seiner Auferstehung aus dem Grabe in die himmlischen Regionen geleiten werden, während unten neben dem geöffneten Grabmal zwei Kriegsknechte liegen, von denen einer noch ruhig, als wenn nichts geschehen wäre, schläft, wogegen der andere, von dem Jubelgesang der Engel erweckt, und von dem überirdischen Glanze der ihm werdenden Erscheinung geblendet, regungslos emporblickt.

Wilhelm v. Kaulbach hat den Entwurf zum sechsten Wandgemälde im Treppenhause des neuen Berliner Museums, darstellend den „Reichstag zu Worms“ mit der Hauptfigur Luthers, nunmehr vollendet; er wird aber in diesem Sommer nicht, wie gewöhnlich, nach der preußischen Residenz kommen, und man sieht darin von neuem eine Folge der Anfeindungen, deren Gegenstand in confessioneller Hinsicht der große Künstler von Seiten des derzeitigen Museumsvorstandes geworden ist.

Friedrich Echter, der Schüler und Freund Kaulbachs, der demselben im Verein mit Muhr bei den Wandgemälden im Berliner Museum so treue und talentvolle Beihülfe geleistet hat, vollendete soeben ein großes historisches Gemälde für das Münchener Maximilianeum, „die Hunnenschlacht auf dem Lechfeld.“ Kühnheit der Composition und edle, effectvolle Darstellungsweise machen es zu einer hervorragenden künstlerischen Erscheinung. In einer Schilderung des Bildes heißt es: „Wie ein Gewitter braust die Schlacht vorüber, wirft die Barbaren in's Wasser und stürzt sie zu Boden.“

Die mehreren jüngeren Mitgliedern der Münchener Schule höchsten Orts gewordenen Aufträge zu Fresken für das Maximilianeum sind, wie schon früher berichtet ward, wegen des trüben Blickes in die Zukunft zeitweilig zurückgenommen worden; doch muß man um so mehr wünschen, daß dieselben den Betreffenden sobald als möglich von neuem zu Theil werden mögen, weil, was bis jetzt davon vollendet war, im Ganzen sehr Erfreuliches und Großes erwarten ließ. In seinen nunmehr fertigen Cartons aus dem Leben der schwedischen Herrscher aus Wittelsbacher Stamme hat sich z. B. **Theodor Pixis** als ein nicht gewöhnliches malerisches Talent gezeigt, auf dessen weitere Ausbildung beträchtliche Hoffnungen zu setzen sind.

Eduard Bendemann geht mit frischer Kraft und kühner Zuversicht schon Anfang Juli zur Uebernahme der Akademiedirection nach Düsseldorf. Man darf unter seiner Leitung wohl einem neuen Aufschwung der altberühmten Kunstschule am Rhein entgegensehen. Wie man hört, hat er zur Bedingung gemacht, daß der Akademie von Staatswegen größere Aufträge ertheilt würden, als bisher.

Bénouville, der allzu früh Verstorbene, dessen „heiliger Franciscus von Assisi auf der Todtenbahre“ den Preis des diesjähri-

gen Pariser Salons gewann, hat außerdem eine „Jungfrau von Orleans" ausgestellt, die jedenfalls zu den besten Bildern dieser in Frankreich jetzt mehr als je verehrten, bald vielleicht gar kanonisirten Heldin gehört. Der Künstler erfaßte für sein Werk den Moment, wo Jeanne d'Arc jene göttliche Stimme hört, die sie zur Retterin ihres Vaterlandes macht. Auf der Höhe des Berges sitzt die Hirtin, und ihre Lämmer grasen neben ihr auf der Haide, während rechts in weiter Ferne eine Stadt brennt und am Horizonte allerlei geisterhafte Gestalten mit kriegerischen Zeichen sich aneinanderdrängen. Johanna stützt sich mit beiden übereinander gelegten Händen, deren eine noch den Rocken hält, auf ihre Kniee, und die Bewegung des Kopfes nach Oben, der verklärte Gesichtsausdruck, ihr in Selbstvergessenheit halb geöffneter Mund, das unbemerkt sich lösende Haar, die wie zur Bewunderung eines unsichtbaren Etwas weit offenen Augen — das alles giebt ein so schönes, begeisterndes Bild der „Seherin unter dem Druidenbaume", daß man nur beklagen kann, daß die Hand, welche dies kunstvolle Werk schuf, keine weiteren Proben eines auserwählten Talentes mehr geben kann.

Gérome, welcher sich im vorigen Jahre mit seinem tragisch-effectvollen „Duell nach dem Maskenball" rühmlichst hervorthat, hat diesmal drei zum sogenannten historischen Genre gehörige Gemälde ausgestellt, welche einzeln betrachtet zwar viel Vorzügliches enthalten, im Ganzen aber keinen harmonischen Eindruck machen können. Die alte Sage des naiven Herodot von jenem „König Kandaules", der die Schönheit seines Weibes unverhüllt den Blicken eines Freundes preisgiebt und dann von der aufs tiefste in ihrer Scham Verletzten getödtet wird, ist der Gegenstand des ersten Bildes, und wenn man auch mit Rücksicht auf Hebbels denselben Stoff behandelndes Drama, den „Ring des Gyges", sagen darf, daß die Poesie jene Mythe mit allerlei fesselnden psychologischen Zügen verweben und ethisch gehaltreich machen kann, so ist doch die Malerei, die es nur mit der Darstellung Eines Momentes zu thun hat, dies nicht im Stande, und das sinnliche Element, die Bloßstellung weiblicher Reize, wird in ihr bei dem betreffenden Stoff das Einzige sein, was zum Vorschein kommt. Eine Diana im Bade, die Actäon überrascht, eine keusche Susanne, die von den Hohenpriestern belauscht wird, ist da aber immer noch motivirter, glaubhafter und erträglicher, als diese heidnische Königin, die ihr Gemahl so wahnsinnig ist, aus närrischer Freude über ihre Schönheit an ihrer weiblichen Ehre zu kränken. „Der Tod Cäsars" heißt ein anderes Bild Gérome's, und Jeder, der das liest, denkt gewiß, es werde darauf der Moment des Sterbens, der letzte vorwurfsvolle Blick des Helden mit dem schmerzlichbewegten „Auch Du, mein Brutus!" dargestellt sein. Im Gegentheil sieht man, nach Weggang der Verschworenen, nach Beendigung der stürmischen Mordscene, nur den Saal, wo dieselbe stattgefunden hat, einen umgeworfenen Stuhl, der doch wohl zu spärlich auf das frühere Getümmel deutet, sowie im Vordergrunde den von der Toga fast ganz verhüllten regungs- und ausdruckslosen Leichnam des Julius Cäsar. „Die Gladiatoren im römischen Circus", von demselben Künstler, enthalten viel mehr Leben und Charakteristik und weisen eine bis in's Detail gehende archäologische Kenntniß nach. In dem blutigen Spiele ist so eben ein Zwischenact gemacht worden, die bereits gefallenen Kämpfer werden dem Orte ihrer Niederlage entrückt, und Hände von Sclaven streuen frischen Sand über die Arena aus, damit sie wieder glatt und eben werde. Vor der Tribune des Kaisers aber, aus der das Gesicht des wüsten Schlemmers mit wollüstig schläfrigem Behagen herabsieht, stehen die Gladiatoren, die nunmehr ihre Kräfte an einander messen sollen, zum Gruße vor dem Imperator vereint. Wie die Physiognomien und Gestalten, so ist auch der architektonische Theil des Gemäldes sehr gelungen. Jedenfalls ist der Künstler, von dem wir sprechen, ein Talent, groß genug, um verlangen zu können, daß jeder neuen Bethätigung desselben gehörige Beachtung gewidmet werde.

Der französische Maler Baudry hat sich wieder einmal an den biblischen Stoff von der „büßenden Magdalena" gewagt, welcher schon die größten Genies in der Malerei, einen Tizian, Carlo Dolce, Correggio, sowie von den Bildhauern keinen Geringeren als Canova, beschäftigte. Merkwürdiger Weise trug auf allen diesen Werken die Gestalt nirgends Spuren der altchristlichen Zeit, oder den orientalischen Typus an sich, sondern man sah immer nur eine moderne Schöne in der reuigen Sünderin, deren unversehrte in üppiger Schönheit prangende Formen keine äußeren Zeichen der Buße wahrnehmen ließen. Der genannte Künstler hat es seinen Vorgängern nachgemacht, und man glaubt auf seinem Bilde kaum etwas Anderes, als eine hübsche Pariserin von heutzutage im Deshabillé vor sich zu haben.

Für die bildliche Ausschmückung des englischen Parlamentshauses ist unter andern Vorwürfen auch „die Begrüßung Blüchers und Wellingtons nach der Schlacht von Belle-Alliance" ausgewählt worden. Eine Darstellung dieser historischen Scene findet sich auch in der Gedenkhalle des Palais des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, und man wird bei jenem Gemälde auf dies früher vollendete, namentlich was Porträtähnlichkeit anlangt, Rücksicht nehmen.

Die Royal Academy zu London hat ihre diesjährige große Kunstausstellung eröffnet, die aus 1181 Gemälden und Zeichnungen (die Architekturen mit inbegriffen), 49 Kupferstichen und 152 plastischen Arbeiten, im Ganzen von 850 Künstlern, besteht. Unter den Bildern verdient, was Ausdruck und poetische Stimmung anlangt, den Preis ein Werk von J. E. Millais: „The Vale of Rest", zwei Nonnen, die auf einem einsamen, von Cypressen eingeschlossenen Kirchhof das Grab einer ihrer Schwestern graben. — Neben der von der Royal Academy veranstalteten sind jetzt eben in London noch sieben andere Ausstellungen der verschiedenen Kunstvereine dem Publicum zugänglich.

Die Enthüllung des auf der Insel Rügen errichteten Monumentes für den verstorbenen Fürsten von Putbus ist am 15. Juni von großen Feierlichkeiten begleitet gewesen, an der die ganze Bevölkerung den regsten Antheil genommen hat. Die plastische Darstellung des Denkmals von der Hand Drake's ist eine höchst gelungene. Entblößten Hauptes steht der Fürst in Militärtracht mit umgeschlagenem Hermelin auf einem Postament, auf dem Reliefs mit Scenen aus dem Leben des Verewigten und Persönlichkeiten, die ihm nahe standen, angebracht sind.

Zu Cöln wird während des nächsten Monats die öffentliche Versteigerung der von Frau Sibylle Mertens-Schaaffhausen in Rom hinterlassenen großen und werthvollen Sammlung von Alterthümern, sowie mittelalterlichen und neuern Kunstgegenständen stattfinden. Die seltene Frau, als Tochter eines reichen Bankiers geborne Cölnerin, starb, wie seiner Zeit in unserer „Chronik" erwähnt worden ist, am 23. October 1857 in der ewigen Stadt, wo sie nach einem wechselvollen, bewegten Leben und nach mancherlei bitteren Erfahrungen in der Heimath für den Rest ihrer Tage Wohnsitz genommen hatte. Durch langjährige Studien brachte sie es dahin, daß sie, was antike Kunst und namentlich Numismatik anlangt, zu einer nicht zu verachtenden Autorität wurde, von der freilich in Deutschland nur einzelne Gelehrten etwas wußten, die aber italienische Schriftsteller viel häufiger citirten. Es fragt sich, ob Cöln, vor allen dazu verpflichtet, ihre Sammlungen in der Gesammtheit ankaufen will, oder ob dieselben zersplittert und so ihres besten Werthes beraubt werden sollen. Zu den Besitzthümern der Frau Mertens gehörte unter anderm eine kostbare, zu 10—15,000 Thalern angeschlagene Sammlung geschnittener Steine und Gemmen, welche vielleicht die bedeutendste dieser Art in Privathänden sein dürfte. Das Münzcabinet besteht ingleichen aus nicht weniger als 6000 Nummern.

Theater und Musik.

Wir haben heute unseren Bericht über das Gastspiel der Frau von Bärndorf auf der Leipziger Bühne zu vervollständigen. Die Orsina in Lessings „Emilia Galotti“ ist eine ebenso schwierige als undankbare Rolle, aber doch wußte die Künstlerin damit eine großartige und ergreifende Wirkung zu erzielen. Die edle, schöne, feurig schwungvolle Darstellung verschmähter Leidenschaft hatte nicht nur etwas ungemein Rührendes, sondern zugleich eine dämonische Kraft an sich, wie wir es bisher fast noch nie zu bemerken Gelegenheit hatten. Nicht nur der Charakter der Rolle, sondern ebenso die Nationalität trat sichtbarlich vor uns hin: wir vergaßen die deutsche Schauspielerin und sahen an ihrer Statt die Italienerin, das Weib, das mit aller Gluth der Empfindung lieben, aber auch, wenn sie getäuscht worden, mit derselben Gluth hassen kann. — Als eine ganz Andere erschien Frau v. Bärndorf dagegen wieder in Scribe's „Damenkampf“. Hier war sie die Französin, die Dame aus den aristokratischen Kreisen der Gegenwart, aus der „großen Welt“ von heute, deren Manieren die Künstlerin mit vollendeter Wahrheit und Grazie zur Darstellung zu bringen weiß. Abwechselnd, wie es die interessante Rolle verlangt, zärtlich und kühn, weich und feurig, offen und versteckt, zeigte sich ihre Gräfin d'Autreval besonders bedeutend in den Situationen einer energischen Thatkraft, eines weiblichen Heroismus, der vor Gefahren nicht zurückschreckt, und welchem selbst der Edelmuth der Entsagung von einer tief und innig gefühlten Liebe nicht zu schwer fällt. Ueber diese Scenen der Resignation lag ein tragischer Hauch ausgegossen, der von unwiderstehlicher Wirkung auf die Herzen der Zuschauer war und ebenso wie die „Donna Diana“, auch Scribe's Komödie aus dem Bereich des Intriguenstücks in das eines Seelengemäldes voller Wärme und Wahrheit emporhob.

Das Weimarer Hoftheater brachte ein Zaubermärchen mit Gesang und Tanz, betitelt „Heidenglück“ von Josef Rank — soviel wir wissen, erst den zweiten Versuch, den der beliebte Dorfgeschichtenerzähler aus dem Böhmerwalde auf dramatischem Gebiete wagte, nachdem sein „Herzog von Athen“ ziemlich spurlos vorübergegangen war. Das neue Stück tritt nicht mit den Prätensionen einer historischen Tragödie auf, sondern hält sich in den bescheideneren Grenzen einer Posse im Raimund'schen Genre, hinter deren ausgelassenen Späßen und tollem Geistertreiben eine gewisse ernste Tendenz sichtbar wird, was dem Ganzen auch einzig und allein Halt und Werth zu verleihen im Stande ist. Ein plötzlich reich gewordener Bauer ist auf dem besten Wege, ein träger Arbeiter und verschwenderischer Müßiggänger zu werden, doch die kluge List seiner Frau rettet ihn noch zeitig genug von der drohenden Gefahr. Sie läßt nämlich das viele Geld auf einmal verschwinden, und der Mann muß nun glauben, es sei ihm gestohlen worden. Da denkt er einfach: Wie gewonnen, so zerronnen, findet sich leicht wieder in seine Armuth und wird aufs neue, was er schon früher gewesen ist, ein braver, fleißiger, sparsamer Mensch. Als nach einiger Zeit die Frau seine Besserung für vollendet hält, kommt natürlich der vermißte Schatz wieder zum Vorschein, und nun lebt Alles in Freude und Herrlichkeit. Das Stückchen ist gerade nicht von Bedeutung, bekundet aber in der Ausführung einen feinen poetischen Sinn, und die harmlose, gemüthliche Stimmung darin wirkt in den jetzigen schweren Zeiten doppelt erfrischend.

„Thassilo“, der Bayernherzog, der männlich gegen fremde Uebermacht für die Freiheit seines Stammes streitet, ist zu gleicher Zeit der Held zweier historischen Dramen geworden. Ueber Hermann Schmids Tragödie berichteten wir schon; ein „Thassilo“ von Franz Wigand in Mannheim ist nun noch vor kurzem im Buchhandel erschienen, nicht ohne das Verlangen rege zu machen, auch dies Stück der Bühne übergeben zu sehen. Es tritt darin viel patriotische Gesinnung und ein schönes Compositionstalent zu Tage, welches Kraft genug besitzt, in großem Style zu dichten und die hohen Gestalten unserer Vergangenheit in würdiger Form auf den Bretern der Gegenwart erscheinen zu lassen.

Ein Spectakelstück origineller, wenn auch sehr kunstloser Art, das dem Tivolitheater zu St. Georg in Hamburg fast allabendlich Schaaren von neugierigen, Beifall spendenden Zuschauern verschafft, betitelt sich „Garibaldi, der kühne Freischaarenführer“. Es ist in demselben auch schon auf die neuesten Streifzüge des kecken Abenteurers gegen Oesterreich Rücksicht genommen, und es fehlt nicht an hochtönenden Phrasen und Schlagwörtern, welche den politischen Sympathien des Publicums zu schmeicheln verstehen.

Zu einem ganz andern Genre von Bühnenstücken gehört eine Tragödie des Franzosen Guillemin, welche zwar nicht auf dem Theater, aber als Buch gedruckt die Aufmerksamkeit der Pariser Kritik in hohem Grade für sich in Anspruch nimmt. Guillemin war früher Advocat am Cassationshof, als Dichter jedoch hat er sich fast ausschließlich biblischen Stoffen ergeben, welchen er eine seltene Innigkeit des Gemüthes und milden Ernst der religiösen Ueberzeugung entgegenbringt. Er gab früher schon nicht nur die Psalmen Salomonis in französischen Versen, sowie eine Interpretation des hohen Liedes, sondern auch eine umfängliche symbolische Dichtung „Die Engel der Bibel“; sein neues Drama „Jonathan“ gewährt zum Theil den reinsten poetischen Genuß. Eine große theatralische Wirksamkeit liegt darin nicht, aber schon daß es Vorzüge besitzt, die in der modernen Litteratur Frankreichs immer mehr zu den seltenen gerechnet werden müssen, räumt ihm einen beachtenswerthen Platz unter den gleichzeitigen Bühnenwerken ein. Eine untadelhafte Reinheit der Gedanken verbindet sich darin mit einer Formvollendung, die mit Erfolg dem Vorbild Corneille's und Racine's folgt.

Der Bau eines neuen Vorstadttheaters in Wien unter Leitung Nestroy's ist, wie es heißt, seit Eintritt der Kriegsperiode wieder zweifelhaft geworden, sodaß der genannte „alte Komödiant“ wohl nicht mehr lange allein auf den Bretern stehen würde, auf denen er einst mit Wenzel Scholz vereinte Erfolge erzielte. Auch Karl Treumann, jetzt der eigentliche Heros der Wiener Localkomik, und für dies specielle Genre womöglich mit noch mehr Genie begabt, als Helmerding in Berlin für das seinige, dürfte dem Karlstheater bald verloren gehen, da, wie Theaterzeitungen berichten, die Direction in Pesth von ihm übernommen werden soll.

In Philadelphia ist ein weibliches Seitenstück zum „schwarzen Roscius“, Ira Aldridge, eine Negerin auf den Bretern erschienen, die ein merkwürdiges Talent zur Darstellung Shakespeare'scher Frauenrollen besitzen soll. Den Macbeth als Mohrenkönig ließ sich, wie man weiß, das Publicum noch gefallen; eine schwarze Ophelia oder Julia aber hätte man sich denn doch wohl verbeten, und so blieb der Künstlerin vom Senegal nichts übrig, als sich, so gut es gehen wollte, weiß zu schminken. Vielleicht findet sie Jemanden, der ihr eine Negerinnenrolle schreibt, wie Ira Aldridge sich seinen Mungo im „Vorlegeschloß“ (the Padlock) schreiben ließ, und sie kann sich dann ebenfalls so produciren, wie die Natur sie erschaffen hat.

Die italienische Opernsaison in London steht während dieses Sommers außergewöhnlich in Blüthe. Die englische Oper muß sich mit dem einen St. Jamestheater begnügen, wogegen von den fremden Gästen zwei Schauspielhäuser in Beschlag genommen sind und ein ganzer Flor von Primadonnen verschiedener Länder sich darin vor dem Publicum entfaltet. Die Italienerin Lotti della Santa, von der wir schon einmal sprachen, entzückte die Hörer zuletzt durch ihre vollendete Gesangsleistung in der „Martha“. Mademoiselle Marotta, die glücklich mit ihr wetteifert, ist, soviel wir wissen, eine pseudonym auftretende Ungarin, und Victorine Balfe, deren „Somnambula“ und „Lucia von Lammermoor“ höchlichst gerühmt werden, ist bekanntlich eine Engländerin, die Tochter des gleichnamigen Com-

ponisten. Das Wiener Hofoperntheater endlich stellte gleichfalls, und zwar in doppelter Weise, sein künstlerisches Contingent, indem in diesem Jahre die schon von früher her in London beliebte Therese Tietjens auch noch von ihrer gleichbegabten Collegin, Frau Herrmann-Csillag (der Gattin des einst vielgenannten Escamoteurs) dorthin begleitet wurde. Und binnen kurzem wird endlich aus Paris noch Madame Miolan-Carvalho eintreffen, um in Meyerbeers „Wallfahrt nach Ploermel" die Hauptrolle der Dinorah zu übernehmen. Später begiebt sich die soeben erwähnte Künstlerin auch nach dem fashionablen Baden-Baden, wo die Saison nebst dem grünen Tische trotz Kriegslärm und Geldstockung so, wie immer, florirt. Der Spielpächter Benazet bestellte für dieses Jahr bei Gounod, dem Componisten des „Faust", eine Oper, deren einzelne Partien von Roger, Bataille und Madame Miolan-Carvalho gesungen werden sollen.

Die Bouffes parisiennes wollten ursprünglich auch diesen Sommer wieder nach Deutschland kommen, wo sie im vorigen Jahre so gastliche Aufnahme gefunden hatten. Nun jedoch ist die Gesellschaft zu einem andern Beschluß gelangt, und sie bezog bereits ihr Sommertheater auf den elysäischen Feldern, wo nächstens eine neue Operette des, wie es scheint, an leichten und sangbaren Melodien unerschöpflichen Offenbach gegeben werden soll, dessen zuletzt aufgeführtes Werk „Un mari à la porte" vor so kurzer Zeit erst erschien, daß es gleichfalls noch zu den Novitäten zu rechnen ist. Der Titel des neuesten seiner Stücke „Une nuit de noce" klingt fast bedenklich. Seinem Texte soll, wie die Independance berichtet, kein Geringerer als Graf Morny nahestehen. Unterdessen finden die anmuthigen, wenn auch wenig gehaltreichen Stücke des in Paris acclimatisirten Cölners auch in seinem eigentlichen Vaterlande immer weitere Verbreitung. „Die Hochzeit bei Laternenschein" ist Repertoirstück einer ganzen Anzahl deutscher Bühnen geworden, und „Orpheus in der Hölle" wird nächstens, wenn durch nichts Anderes, so doch durch die Kalisch'sche Textbearbeitung dem Berliner Publicum mundgerecht gemacht werden. Das Wallner'sche Theater ist die Pflanzstätte jener Operetten, wo sie, ihrem ursprünglichen Boden entnommen und in fremdes Erdreich versetzt, doch auch ganz gut fortzukommen scheinen. Denn nach der „Mariage à la lanterne" erwarben sich neuerdings „das Mädchen von Elisonzo", sowie „Martin der Geiger" (le Violoneux) gleichfalls viele Freunde in der preußischen Residenz.

In Bezug auf die Oper, welche nach einem Texte Eduard Tempeltey's der Graf Redern in Berlin componirt, hört man jetzt, daß ihr Stoff der schwedischen Geschichte entnommen ist und Königin Christine die Hauptrolle innehaben wird.

Das große Händelfest im Londoner Krystallpalaste ist mit leidlichem Erfolge vorübergegangen. Ein Correspondent der „Nationalzeitung" berichtet, der Anblick sei ein imposanter gewesen, und das Gleiche gelte von der Wirkung einzelner Chöre, während von feinerer musikalischer Nuancirung nur in den seltensten Fällen hätte die Rede sein können. Ueberdies seien alle beabsichtigten Vergnügungen in den Parkanlagen durch strömenden Regen unmöglich gemacht worden. Gegen 80,000 Billets sollen im Ganzen ausgegeben und bei einem der Concerte 27,000 Menschen auf einmal im Zuhörerraum gewesen sein, der Ausgang des Festes scheint aber doch nicht den dafür gemachten ungeheuren Aufwand von Mitteln und Kräften gerechtfertigt zu haben. Zur Ergänzung unserer neulichen Notiz über das Orchester geben wir im Folgenden ein noch detaillirteres Verzeichniß der einzelnen Instrumente. Es waren nämlich 182 Violinen, 60 Violas, 60 Violoncellos, 60 Doppelbässe, 10 Oboen, 10 Clarinetten, 10 Flöten, 6 Trompeten, 12 Hörner, 9 Trombonen, 3 Ophikleiden, 2 Bombardons, 8 Serpents, 3 Doppeltrommeln, 1 Baßtrommel, 6 kleinere Trommeln und eine Riesenorgel (gespielt von Herrn Brownsmith) im Orchester, während der Sängerchor aus 725 Sopran-, 719 Alt-, 659 Tenor- und 662 Baßstimmen bestand.

Der berühmte, leider seit längerer Zeit erblindete belgische Violinvirtuos de Bériot in Paris hat wieder einmal ein Zeichen seines Lebens gegeben, indem von ihm eine Schule seines Instrumentes (Méthode du violon) angekündigt wird, die von ganz vorzüglichem praktischen Werthe sein soll.

Am 3. Juni starb in Stuttgart, wo sie sich zeitweilig aufhielt, an den Folgen ihrer ersten Entbindung die spanische Sängerin Madame Amalie Anglès de Fortuni. Sie machte sich im vorigen Jahre durch mehrere Concerte in Berlin und Wien, sowie durch achtmaliges Auftreten im Opernhause der ersteren Stadt sehr vortheilhaft bekannt, sodaß ihr frühzeitiger Tod im Interesse der Kunst schon zu bedauern bleibt. Ihre Stimme war nicht gerade eine „große" zu nennen, doch besaß sie eine seltene Volubilität, Bildung und Leichtigkeit im Anschlagen der Töne. Der Ausspruch eines Berliner Kritikers, „ihr Gesang erinnere mehr an den des Kanarienvogels, als den der Nachtigall," möchte nicht ganz zu verwerfen sein.

Von der Redaction der „neuen Zeitschrift für Musik" werden wir um die Berichtigung einer in voriger Nummer gegebenen Notiz ersucht. Die Theilnehmer der in Leipzig stattgefundenen Tonkünstlerversammlung haben sich nicht als „Weimarische Schule" constituirt, sondern ein Vorschlag des Hrn. Dr. Franz Brendel ging nur dahin, „die ganze nach-Beethoven'sche Entwickelung unter dem Namen der neudeutschen Schule zusammenzufassen und das Wort „Zukunftsmusik" gänzlich außer Gebrauch zu setzen."

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 29. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 16. Juli.

Inhalt.

Abenteuer eines englischen Flüchtlings im indischen Kriege.

Der Sipoyaufstand war eine prüfungsreiche Zeit für die Engländer. Aus dem süßen Schlummer unbeschränkten Vertrauens auf die Treue der Eingeborenen gerissen, sahen sie sich plötzlich, oft ganz vereinzelt, mitten in einem tobenden Meere des Aufruhrs, aus dessen Stürmen nur die Charakterkraft, die Seelenstärke und der Heldenmuth des Individuums retten konnten. Wie sehr diese Eigenschaften in Anspruch genommen wurden, haben seiner Zeit die englischen Zeitungen tausendfach in kurzen Anekdoten erzählt. Aber jetzt zum ersten Male erhalten wir die ausführliche Geschichte der Flucht eines vereinzelten Häufleins, das sich nach langen Fährlichkeiten und Beschwerden, wenigstens zum Theil, glücklich rettete.

Seit anderthalb Jahren bereits verrichtete Mr. William Edwards, dessen eigenes Tagebuch uns die folgenden Erlebnisse mitgetheilt hat, ruhig und ungestört das Amt eines Richters oder Statthalters in Budaon, einer Stadt des Königreichs Delhi im Districte von Rohilcund, als plötzlich die Nachricht von dem Aufstande in Mierut dahin gelangte. Acht Tage waren kaum verflossen, und schon hatte sich die Rebellion über den ganzen Bezirk ausgebreitet. Edwards, der nicht mit Unrecht für seine Frau und Kinder besorgt wurde, ließ sie alsbald auf eines seiner Güter bringen, welche, tief versteckt im Himalayagebirge, bis zuletzt vor der revolutionären Bewegung sicher bleiben mußten, und diese Vorsicht war, wie die Zukunft lehrte, keineswegs unnütz oder auch nur vorzeitig, denn, um nach Nynee-Tal zu gelangen, hatte die Familie vorher noch die Stadt Bareilly zu passiren, welche sie bereits von allen europäischen Familien verlassen fand. Schon eine Woche nach ihrer Abreise brach hier unter den Soldaten ein Aufstand los, der ebenso mörderisch wurde, als er im Voraus klug überlegt und verborgen gehalten worden war. Die englischen Officiere, bis auf die letzte Minute durch hundertmal wiederholte Versicherungen der Treue getäuscht, zweifelten an ihren Soldaten nicht eher, als bis das Blutbad selber begann. Am 31. Mai 1857, früh 8 Uhr, verbürgte sich noch Major Pearson, der eines der eingeborenen Regimenter commandirte, für den unerschütterlichen Gehorsam seiner Leute, und drei Stunden später gab ein Kanonenschlag letzteren das Zeichen dafür, daß der Augenblick des Handelns gekommen sei. Die Wachen richteten sich nun gegen dieselben Officiere, vor denen sie fünf Minuten vorher noch mit allem möglichen Respect salutirt hatten. Die Geschütze wurden gegen den Ort, wo der englische Generalstab sich beisammen fand, aufgefahren, und es kostete Mühe, daß unter Cavallerieescorte diejenigen von den Officieren, welche von den Kugeln noch nicht getroffen waren, Bareilly in der Richtung nach Nynee-Tal hin verlassen konnten. Einige Meilen weit von der Stadt begehrte die Reiterei umlenken und die kleine Rotte von Empörern, welche sie verfolgte, niedermetzeln zu dürfen. Man lobte ihren Muth und der Capitän Mackensie führte sie ins Feuer; kaum aber standen sie ihren Kameraden gegenüber und sahen vor sich die grüne Fahne, ihr gemeinsames Zeichen, entfaltet, als sie auf die Seite der Rebellen übergingen. Unter Androhung des Erschießens befahl man den Officieren, sich schleunigst hinwegzubegeben, und wirklich ritten dieselben auch im gestreckten Galopp davon. Was den Major Pearson betrifft, so war er als einer der Ersten mit getödtet worden. — Aber kehren wir nach Budaon zurück, wo wir Mr. Edwards in den immer mehr wachsenden Schwierigkeiten einer Verwaltung verließen, der Niemand mehr gehorchen wollte. Die erste Handlung der Rebellen in Muradabad war nach der allgemein angenommenen Gewohnheit die Befreiung der Gefangenen gewesen. Darunter befand sich auch ein indischer Großer, Namens Rudschu-Khan, welcher wegen eines Mordanschlags auf eine Magistrats-Person zur Strafe gezogen und erst zwei ganze Jahre später, durch die Wachsamkeit des Mr. Edwards, ins Gefängniß gekommen war. Er hatte geschworen sich zu rächen, und in solch einem Moment mußten die Drohungen dieses Menschen gewiß furchtbar erscheinen. Sobald als Edwards wußte, daß sein Tod von einem jener Verzweifelten, welche in dem Aufstande nothwendiger Weise die bedeutendsten Rollen zu spielen bekamen, beschlossen worden sei, konnte er sich als unwiderruflich verurtheilt ansehen, und als einziger Vertreter der Regierung gegenüber einer Million von Feinden durfte er es

für ausgemacht halten, daß sein Untergang unvermeidlich sein würde. Da erhellte noch einmal ein Hoffnungsschimmer den trüben Blick in die Zukunft. Aus dem Distrikt von Etah, am andern Ufer des Ganges gelegen, kam die Nachricht, daß in der Hauptstadt Puttialee zwei treugesinnte Regimenter angelangt seien, und von Bareilly erschien außerdem ein Brief, welcher baldige militärische Hülfe versprach. Dadurch ruhiger, als zuvor, geworden, hatten sich — es war am 31. Mai 1857 — Edwards und sein Vetter Philipps, der Statthalter von Etah, welcher vier Tage früher in Budaon angekommen war, zum Schlafen niedergelegt. Aber gerade als es wieder Tag wurde, trat athemlos ein Bote ins Zimmer und meldete, daß der ganze Weg zwischen Bareilly und Budaon bedeckt sei mit Gefangenen, welche die Rebellen befreit hatten. Beinahe viertausend Verbrecher waren somit, plötzlich ihrer Fesseln ledig, über die Provinz zerstreut, Mord und Brand bezeichnete den Weg, den sie einschlugen, und zudem näherte sich auch eine Rotte von Aufrührern in Eilmärschen der unglücklichen Stadt. Zwei Minuten später saß Mr. Philipps bereits im Sattel und sprengte im Galopp davon, begleitet von einem Dutzend Reitern, die zusammen sich gegen den Ganges hin wendeten. Ihre einzige Hoffnung war noch, den Rebellen an den seichten Stellen des Flusses zuvorzukommen. Edwards hätte mit seinem Vetter gehen können, und die Klugheit, die Sorge für sein Wohl, rieth ihm jedenfalls, Budaon schleunigst zu verlassen; indessen das Gefühl der Pflicht, das Bewußtsein seines Amtes hielt ihn noch auf dem gefährlichen Posten zurück. Einige Europäer, die durch den Sturm der Empörung noch nicht hinweggescheucht waren, hielten es zudem für gut, sich um den einzig ihnen gebliebenen Repräsentanten der Obrigkeit zu schaaren: zwei Besitzer von Indigoplantagen, Mr. Donald und dessen Sohn, ein Zollbeamter, Mr. Gibson, und ein im Gouvernement selbst Angestellter, Mr. Stewart nebst Familie. Natürlich wurde die Gefahr für jeden Einzelnen in solcher Gesammtheit nur noch größer, und die Aussicht auf Rettung oder Verbergung schwand immer mehr, so lange an der einen Person noch eine Anzahl andere hingen. Edwards blieb, weil sein Amt es verlangte; alle Uebrigen aber hatten diese Rücksicht nicht zu nehmen, und sie brauchten nur ihr eigenes Interesse zu bedenken. Doch Vorstellungen der Art, Beweise, Bitten, Alles war vergebens, und Edwards konnte sie nicht aus dem Hause entfernen, welches sie, weil es das obrigkeitliche hieß, für den nächsten Schutz ihrer selbst ansahen. Gegen vier Uhr Nachmittags kam einer der eingeborenen Officiere, der die etwa hundert Mann starke Schatzwache commandirte, und machte, wie es tägliche Gewohnheit war, seinen Rapport mit der Meldung, daß Alles in Ordnung sei. Edwards nimmt ihn auf die Seite und dringt in ihn mit Fragen. Aber mit anscheinend rückhaltslosem Freimuth und immer in der gebührenden Form des Respects behauptet der Officier, daß der Aufstand in Bareilly ihm, wie seinen Leuten, durchaus unbekannt geblieben sei, daß sie von daher keinerlei Mittheilung empfangen hätten, und daß, was ihn selber anlange, er gar nicht an jene Empörung glauben könne. Das alles bringt er, wie gesagt, in so wahrklingendem, überzeugendem Tone vor, daß Edwards endlich seinen Worten Vertrauen schenkt und sogar einwilligt, sich zu der Wache zu begeben, um ihr zu zeigen, daß er sie nicht beargwöhne. Schon seit Vormittag aber war es unter derselben eine mit einem Boten der Rebellen in Bareilly ausgemachte Sache, den Statthalter zu tödten, sobald er sich ihr nahen würde, und wirklich wäre das geschehen, wenn er nicht noch zur rechten Zeit von einem vertrauten Diener erfahren hätte, welche Falle ihm gestellt worden sei. Anderthalb Stunden erwarteten nun die Soldaten ihr Opfer vergebens, dann aber verloren sie die Geduld und brachen in offene Empörung aus. Es wäre ihnen auch jetzt noch leicht gewesen, Edwards, der sein Haus nicht verlassen hatte, zu tödten, keiner von ihnen wollte jedoch eines Mordes wegen aus der Schatzkammer, die reiche Beute versprach, sich wegbegeben. Um sechs Uhr erfüllte ihr wüstes Geschrei die Luft, und sie zogen auf das Gefängniß los, um die 300 Uebelthäter, die es einschloß, zu befreien. Im selben Moment meldete man die Ankunft der Rebellen von Bareilly, womit für die Engländer Alles unrettbar verloren schien. Nun endlich glaubte auch Edwards an sich und seine Familie denken zu müssen. Auf einem Pony, den er in glücklicheren Tagen seiner Frau geschenkt hatte und dessen vortreffliche Eigenschaften ihm bekannt waren, verließ er in nicht zu großer Eile seine Wohnung, auf die bereits die befreiten Gefangenen mit lautem Gebrüll losstürmten. Die beiden Plantagenbesitzer und der Zollbeamte wollten auch jetzt noch ihr Geschick von dem seinigen nicht trennen und folgten ihm auf der Flucht nach. Ebenso sein Diener Wufir-Singh, während die Familie Stewart aus Mangel an Pferden zurückbleiben mußte. Nicht weit von seiner Wohnung traf Edwards einen der vornehmsten Muselmänner des Bezirks, einen reichen Grundbesitzer, den Scheick oder Herrn von Schikuporah, mit dem er genauer befreundet war. Dieser mächtige Mann, welcher an dem Schicksal seines Bekannten viel Antheil zu nehmen schien, rieth ihm entschieden davon ab, Wege zu betreten, welche von den Rebellen und befreiten Verbrechern angefüllt waren. Er bot ihm deshalb ein Asyl bei sich in seinem drei Meilen von der Stadt entfernten Hause an, und Edwards willigte mit Dank ein, weil er hoffte, in nächster Nähe von Budaon sich verborgen halten und, sobald die Aufrührer dasselbe verlassen hätten, sein Amt wieder antreten zu können. Freilich den andern Flüchtlingen, seinen Begleitern, wollte der Scheick keinen Schutz angedeihen lassen, indessen sie hofften, ihn auch dazu noch zu bestimmen. Man kehrte also die Schritte rückwärts, und als man von neuem an dem Hause vorüberkam, welches soeben erst verlassen worden war, hatte Edwards den traurigen Anblick, es bereits der Plünderung preisgegeben zu sehen. Seine eigenen Leute waren die ersten gewesen, die Hand anlegten, und einer der Rebellen erschien schon mit dem Ehrendegen geschmückt, welchen der Statthalter als Zeichen seiner Würde bei festlichen Gelegenheiten trug. Dieser selbst hatte auf seiner schnellen Flucht nichts mit sich nehmen können, als etwa 400 Frcs. in Gelde, einen Rock zum Wechseln der Kleidung (der ihm aber einige Stunden später von dem Diener, welchem er ihn

zum Aufbewahren gab, gestohlen wurde), ferner eine kleine Bibel, eine Geldbörse, als theures Andenken aus England, die unumgänglich nöthige Taschenuhr, sowie endlich den noch nöthigern Revolver.

Kaum waren die Flüchtlinge im Hause des Scheicks, als der Bruder desselben zu ihnen kam und höflich, aber entschieden, erklärte, nur Edwards allein könne hier einen Zufluchtsort erhalten: wolle er sich von seinen Genossen, die sämmtlich so nahe bei der rebellischen Stadt zu beherbergen nicht möglich und höchst gefährlich sei, nicht trennen, so müßten sie wenigstens alle weiter ziehen nach einer noch mehrere Meilen entfernten Besitzung des Scheicks am linken Ufer des Ganges. Entschlossen, zusammenzuhalten, blieb den Engländern nichts übrig, als zu gehorchen; sie reisten sogleich wieder ab, und gut, daß es so kam, denn wenige Stunden nachher hielt man im Hause bereits Nachsuchung wegen des Statthalters, dessen Aufnahme daselbst schon bekannt geworden war. Die Flüchtlinge machten sich also wieder auf den Weg und erreichten gegen Mitternacht, unbelästigt von einem Feinde, den kleinen Flecken Kukorah, wo sie in einer Villa des Scheicks Rast machten. Edwards konnte trotz seiner Müdigkeit doch kein Auge schließen, und kaum waren vier Stunden der Ruhe vergangen, als er die Nachricht erhielt, daß er noch immer verfolgt werde und ohne Aufschub den District von Budaon verlassen, den Ganges überschreiten und sich nach Etah begeben müsse. Er that dies um so lieber, als er in Puttialee seinen Vetter und vielleicht auch militärische Hülfe zu finden hoffte; genug, bald darauf fuhren die Genossen schon über den Ganges in einem Fahrzeug, das für sie durch die Sorgfalt ihres Wirthes bereit gehalten war. Eben, als sie vom Ufer abfuhren, versammelte sich daselbst ein Haufen von Marodeurs, welcher der Barke einige Flintenschüsse nachsendete, sie aber nicht zu verfolgen suchte, so daß die Darinsitzenden ohne Schaden Kadir-Schuk am andern Ufer erreichten, wo sie einen neuen Beschützer in einem gut englisch gesinnten Semindar fanden. Edwards ließ von hier aus in dem gar nicht mehr weiten Puttialee bei Philipps anfragen, ob er etwas zu seiner Hülfe thun könne, erhielt jedoch die Antwort, daß derselbe nicht, wie man gehofft hatte, von militärischem Schutz in größerem Maßstabe, sondern nur von einigen wenigen Leuten umgeben sei, mit denen er sich einen Weg nach Agra zu bahnen suchen wolle. Natürlich wurden die Flüchtlinge eingeladen, mit jenen sich zu verbinden, um dann gemeinschaftlich ihrer Rettung nachzugehen, und wirklich trafen sie auch am 2. Juni in Puttialee mit ihren Freunden wieder zusammen. Noch waren sie an den nächsten Tagen mit den Plänen und Vorbereitungen zur weiteren Reise beschäftigt, als Mr. Philipps die Meldung erhielt, daß 200 Mann von den Rebellen sich der Stadt näherten; ohne ferneren Aufschub verließ man daher dieselbe am 5. Juni mit den zwanzig Reitern, aus denen allein noch die Escorte der Flüchtlinge bestand. Bei Beginn des nächsten Morgens stießen sie in der Gegend von Mynpurie auf eine Verschanzung, deren Commandant sie erst für Feinde hielt, bis er in dem Anführer der begleitenden Cavallerie, Mr. Bramley mit Namen, einen seiner Bekannten entdeckte. Da aber eine Rotte von Aufrührern, die nach Delhi zog, in der nächsten Nähe jenes festen Platzes sich aufhielt, ward den Flüchtenden auch hier noch keine Ruhe zu Theil, und sie beschlossen, sich zurückzuwenden in eine Stadt, die sie einige Stunden vorher passirt hatten und wo sie bis Abends bleiben zu können hofften. Sie schickten einen Kundschafter im Voraus dorthin, doch der brachte die Nachricht wieder, daß jener Rebellenhaufe, welcher früher nach Puttialee hatte kommen wollen, seinen Weg plötzlich geändert habe und eben den Ort, auf den sie ihr Augenmerk richteten, besetzt hielte. So war denn der Weg vor und hinter ihnen versperrt. Das Einzige, wovon noch Hülfe sich versprechen ließ, war der Plan, auf Fußwegen sich nach Puttialee zurückzuziehen, wozu man aber natürlich die Reiterescorte nicht mehr brauchen konnte. Dieselbe schien übrigens auch schon sehr verdächtig, und die Furcht, daß sie jetzt offen zu den Feinden sich bekennen und die wenigen Europäer niedermachen würde, war keine grundlose; doch geschah dies nicht, sondern sie entfernte sich sogleich und fügte den Flüchtlingen nicht noch irgend welchen Schaden zu. Letztere gelangten glücklich wieder nach Puttialee und hielten hier, fast ganz erschöpft von der immerwährenden Anstrengung der früheren Tage, ungefähr vierundzwanzig Stunden sich auf, während welcher sie, um ihre weitere Flucht besser bewerkstelligen zu können, sich zu trennen beschlossen. Philipps und Bramley wollten nach Agra, Edwards mit seinen Begleitern zurück nach Budaon, von wo aus er die Gebirge erreichen zu können hoffte. Am 7. Juni früh trennte sich die kleine Karavane, und was nun die nach Kadir-Schuk Wandernden anlangt, so fanden sie die Wege zwar voll bewaffneter Bauern, welche, die allgemein eingerissene Unordnung benutzend, die vorhergehende Nacht an verschiedenen Orten geplündert hatten, die aber, mit Beute beladen, auf die Europäer nicht Acht gaben. Weiterhin fanden sie die Stimmung der Dorfbewohner sogar den Engländern günstig, und überall fragte man sie, wann denn wieder deren Regiment hergestellt und Frieden und Ruhe in die Gegenden zurückgebracht werden würde. Der Semindar von Kadir-Schuk war aber nicht mehr so freundlich und eifrig besorgt für die Flüchtlinge als früher, wenn er ihnen auch aufs neue ein Fahrzeug zum Ueberschreiten des Ganges zur Verfügung stellte. Ein zufällig eintreffender Reisender brachte ihnen die Nachricht, wie schlecht es im District von Budaon stehe, wie Alles daselbst in offener Empörung und bei der Plünderung sei, und wie die Rebellen den Statthalter zu suchen noch immer nicht aufgegeben hätten. Man wollte deshalb aus Kadir-Schuk nicht sogleich weg, doch der Semindar kündigte nun mit trockenen Worten die Gastfreundschaft auf, welche er nur wider Willen gewährt hatte. Es half kein Bedenken, und die Flüchtlinge begaben sich daher alsbald an das Ufer, fanden aber das bereit stehende Fahrzeug zu klein für sich und ihre Pferde. Sie mußten also nochmals zum Semindar, und dieser schlug ihnen vor, sich jetzt nach Furruckabad zu begeben, wo, wie er sagte, der Aufstand noch nicht losgebrochen sein könne. Er gab ihnen zwei Führer mit, und diese begleiteten sie bis auf einen Weg, der in gerader Linie nach Futtehghur führte. Allein

gelassen, ritten sie nun noch die ganze übrige Nacht ohne Stillstand weiter und kamen endlich des Morgens gegen acht Uhr in die Stadt Kaim-Gunge, wo ein alter Tehsildar sie gastfreundlich aufnahm; als jedoch die Menge des Volks sich vor seinem Hause versammelte und er einsah, daß sein Schutz nicht hinreichen würde, brachte er sie zu dem vornehmsten, reichsten und einflußreichsten Bewohner des Städtchens, der sich Ahmed-Yar-Khan nannte. Dieser wollte sie jedoch nicht bei sich behalten, sondern sandte sie sogleich weiter nach Shumshabad, wohin er ihnen fünf berittene Führer mit auf den Weg gab, die ein gewisser Multan-Khan befehligte. Es hieß, in der genannten Stadt würden sie an dem Nabob Dullah einen mächtigen Beschützer finden. Aber bald, nachdem sie sich von neuem auf den Ritt gemacht hatten, nahm Wusir-Singh seinen Herrn auf die Seite und erzählte ihm, daß er, während jener oben im Zimmer des Khans gespeis't habe, unten im Hofe die Gespräche ihrer Escorte belauscht und daraus entnommen hätte, daß sie die Flüchtlinge bei der ersten besten Gelegenheit ermorden wollten. Was war nun dagegen zu thun?

Beim Nabob Dullah wurden sie vom Intendanten des Hauses mit großer Höflichkeit empfangen; man bereitete ihnen ein Gastmahl, was sehr zur Stärkung ihrer im höchsten Grade geschwächten Kräfte beitrug, und versprach ihnen, ein Fahrzeug auszurüsten, worauf sie nach Futtehghur gelangen könnten. Bald darauf aber ergriff Multan-Khan die Gelegenheit, Edwards unter vier Augen zu versichern, daß der Nabob nichts Gutes mit ihnen vorhabe und daß sie sogleich wieder nach Kaim-Gunge reiten sollten, ohne sich auch nur um die Länge eines Fußes von der Escorte, die sie daher gebracht hätte, zu entfernen. Zu gleicher Zeit meldete Donald der Vater voller Schrecken, daß der Hof des Gebäudes sich mit Bewaffneten fülle. Edwards verlor also keine Zeit, ließ so schnell als möglich die Pferde satteln, und wieder machten die ruhelosen Reisenden sich auf den Rückweg, indem sie dazu verdammt schienen, nicht vom Flecke kommen zu können und stets dahin, wo sie eben erst gewesen waren, zurückkehren zu müssen. Nicht weit von der Stadt bemerkten sie unter einem Baume eine Anzahl Berittener. Multan-Khan machte sofort Rechtsumkehrt und schärfte den Flüchtlingen ein, dasselbe zu thun. Als sie wieder an der Mauer anlangten, drang daraus mit wildem Geschrei ein Haufe von Rebellen hervor, welcher sich alsbald auf sie stürzte. Flintenschüsse krachten, und Kugeln schwirrten in der Luft herum. Edwards ritt ein Pferd, welches, durch Lärm scheu geworden, auf eine Weise ausschlug und sich bäumte, daß es sich und seinen Herrn in förmliche Staubwolken hüllte. In der Hand hielt Edwards seinen Revolver, ohne ihn jedoch abzuschießen, weil er klug genug berechnete, daß er die Feinde besser in Entfernung halten würde, solange die einzige darin befindliche Ladung noch nicht verbraucht wäre. Gibson hatte das Unglück in die Mitte der Aufrührer zu gerathen, die ihn geradezu in Stücke rissen und wüthend mit Säbeln und Flintenkolben auf ihn losschlugen. Auch an Donald den Vater wagten sie sich ganz nahe heran, indessen es gelang ihm doch, den anderen Flüchtenden, deren schnellster Multan-Khan war, unversehrt nachzukommen, wie denn auch sein Sohn ohne Verletzung blieb. Als der rasche Lauf der Pferde sie aus der Schußweite gebracht hatte, hielten sie einen Augenblick an, und Edwards, der über die Absichten seiner Reiterescorte noch immer nicht im Klaren war, beschwor deren Anführer bei seiner Liebe zu Frau und Kindern, ihn selber und seine Genossen zu schonen und ihre eigne Familie nicht des Ernährers zu berauben. Multan-Khan versprach das und schien überhaupt von Ursprung an den Engländern nicht übelgesinnt gewesen zu sein, wofür auch die in Shumshabad ertheilte Warnung ein Zeugniß ablegte. Einige seiner Untergebenen freilich hegten andere Gedanken, wie Wusir-Singh richtig vorhergesagt hatte, doch wußte er dieselben im Zaume zu halten und seine Schutzbefohlenen gesund und wohlbehalten nach Kaim-Gunge zurückzubringen. Der Nabob daselbst, der ohne Zweifel geglaubt hatte, er würde sich der Fremden für immer entledigen, wenn er sie zu seinem verrätherischen Collegen schickte, erklärte ihnen rund heraus, daß er ihnen keinen Schutz angedeihen lassen würde und daß die Einwohner der Stadt, die, weil sie an Edwards ein goldenes Petschaft gesehen hatten, sie im Besitze von Reichthümern und Edelsteinen glaubten, große Lust verspürten, sie zu tödten, weshalb schleunige Wiederabreise das Einzige sei, was er ihnen rathen könne. Diener zur Begleitung verweigerte er, und so war denn die Lage der Flüchtlinge kritischer als je. Nur ein Weg, der nach Futtehghur, war noch nicht versperrt, welcher ihnen aber unbekannt war. Edwards begab sich nun zu dem alten Tehsildar, der sie schon einmal freundlich aufgenommen hatte, und bat denselben, in den Nabob zu dringen, daß er seine Gesinnung gegen die Fremden ändern möge. Wirklich gelang ihm das, insofern derselbe endlich zwei Leute verschaffte, die die Flüchtlinge escortiren wollten, wenn sie sich zuvörderst verkleidet hätten. Im Costüm der Eingebornen zogen sie nun alsbald aufs neue von Kaim-Gunge fort, nachdem ihre Kleider, um jeden Verdacht zu tilgen, noch vor ihren Augen verbrannt worden waren.

Die fünf Meilen, welche Futtehghur von Kaim-Gunge entfernt liegt, wurden in einigen Stunden der Nacht zurückgelegt, doch nicht ohne unglückliche Zufälle. Bei solchen Gelegenheiten lauert überall Gefahr im Hintergrunde. Jetzt war es ein Baumzweig, welcher unversehens den künstlich umgeschlungenen Turban vom Kopfe eines der Genossen riß und sie in die Lage brachte, entdeckt zu werden; dann hielt das störrische Pferd eines anderen die Karawane durch seine tückischen Launen im Verfolgen ihres Wegs auf; endlich kamen sie durch eine Stadt, welche eben von Plünderern in Brand gesteckt war, und bei dem Scheine der Flammen erkannte der wilde Haufe die Vorüberziehenden, warf sich auf sie mit wüthendem Triumphgeschrei, und wieder hatten sie es nur der rasenden Schnelligkeit ihrer Rosse zu danken, daß der Pöbel schließlich unverrichteter Sache weit hinter ihnen zurückbleiben mußte. Am 9. Juni des Morgens erreichten sie Futtehghur, wo aber auch der Aufstand bereits losgebrochen und deshalb gleichfalls keine Sicherheit zu finden war. Edwards dachte daran, sich nach Cawnpore zu begeben, von da langte jedoch gerade die Nachricht an, daß seit dem 5. Juni auch dort unter den Truppen des Generals

Wheeler rebellische Scenen stattfänden; nun hatte man die Absicht, nach Agra zu ziehen, hörte aber, daß die Wege dahin von den Empörern, die auf Delhi losrückten, unsicher gemacht seien; es blieb also zuletzt nichts übrig, als am 10. mit Mr. Probyn, dem Statthalter von Futtehghur, den Marsch zu einem Semindar in Audh, am anderen Ufer des Ganges, anzutreten, der den bedrohten Europäern Aufnahme bei sich versprochen hatte. Noch denselben Abend kamen sie bei dem gastfreundlichen Hurdeo-Buksh in Dhurumpore an, wo sie schon eine ganze Anzahl von Flüchtlingen beisammen fanden. Diesen jedoch gefiel es hier schon nicht mehr, und sie beschlossen daher, nach Futtehghur zurückzugehen, wo sie, weil einige Regimenter der dort liegenden Soldaten noch nicht zu den Rebellen übergegangen waren, immer noch sicherer zu sein hofften, als da, wo sie sich jetzt befanden. Die beiden Donalds ließen sich verleiten, mit ihnen fort zu ziehen, so daß also Edwards mit seinem treuen Wusir-Singh allein unter dem Schutze des Semindars zurückblieb. Außer Mr. Probyn war aber daselbst auch noch seine Frau, die schon vor ihrem Gemahl die vom Aufruhr bedrohte Stadt verlassen hatte. Einen Tag lang hielten sich die Flüchtlinge, ohne von irgend Jemand belästigt zu werden, in der Wohnung von Hurdeo-Buksh auf, am anderen jedoch traf hier gleichfalls die Meldung ein, daß von Futtehghur aus sich eine Rotte Aufrührer der Stadt Dhurumpore nähere, weil dieselbe den Statthalter dort verborgen wisse. Der Semindar rieth ihnen nun, nach einem kleinen Dörfchen drei Meilen weit jenseit des Flusses Ramgunga zu ziehen, wo sie, wie er mit seinem Ehrenworte gelobte, durch einige seiner Verwandten gastfreundlich aufgenommen werden würden. So wanderten denn die Flüchtlinge, und diesmal zu Fuß, wieder weiter. Mistreß Probyn trug eines ihrer vier Kinder, Edwards ein anderes, Wusir-Singh und der Diener von Probyn die beiden übrigen, während letzterer selbst drei Gewehre und die nöthige Munition in den Händen hielt. Gegen Mitternacht fuhren sie über die Ramgunga und erreichten nachher glücklich Kussowrah, wo sie von zwei Oheimen des Semindars Hurdeo-Buksh erwartet wurden. Zur größeren Sicherheit übernachteten nun die Armen in einem Pferdestall, neben Mist, in schlechter Atmosphäre und in einer inneren Aufregung, die keinen Schlaf in ihre Augen kommen ließ. Doch thaten die folgenden Tage ungestörter Ruhe auch in solchem Locale wohl, bis am 20. Juni ihre Sicherheit von neuem bedroht schien durch den wachsenden Aufstand in Futtehghur, der seinen Lärm sogar bis dahin, wo die Flüchtlinge waren, ertönen ließ. Tag für Tag dröhnte der Kanonendonner durch die Luft, und immer trauriger wurden die Botschaften, die unaufhörlich kamen und gingen, bis ihnen endlich gemeldet wurde, daß die Engländer in ihrem Fort nach dem heldenmüthigsten Kampfe sich doch ergeben hätten und die Aufrührer nunmehr in barbarischer Weise unter der unglücklichen Bevölkerung hausten. Die Anwesenheit der beiden Statthalter in Kussowrah war auch schon offenbar geworden und an Hurdeo-Buksh die Weisung ergangen, er solle ihnen das Leben nehmen. Dieser aber blieb dem einmal gegebenen Versprechen der Gastfreundschaft auch jetzt noch treu und sprach die Hoffnung aus, die Rebellen würden nicht gleich daran denken, selbst nach Dhurumpore und Kussowrah zu kommen; ehe dies geschehe, könnte die Zeit der Regengüsse eintreten, während welcher die ganze Landschaft ringsum unter Wasser stände, was sie vor der Ankunft der Aufrührer erst recht sicher stellen würde. Das klang immer noch erträglich genug, wenn ihr Aufenthalt in dem Stalle selber nur erträglicher gewesen wäre. Zudem waren die Verwandten des Semindars, seitdem die Ereignisse in Futtehghur eine so schlimme Wendung genommen hatten, gegen die Flüchtlinge übelwollend und tückischen Sinnes geworden; Hurdeo-Buksh selber ließ sich nicht ein Mal bei ihnen sehen, sondern nur durch Boten mit ihnen verhandeln, und endlich verlangte er auch von ihnen, sich von dem Ufer des Ganges weg noch tiefer in die Wildniß zu begeben, weil die Rebellion immer weitere Fortschritte mache. Die Europäer in Cawnpore nämlich waren getödtet bis auf den letzten Mann, Agra befand sich in dem Besitze der Aufständischen, die Armee in Bombay begann eben zu revoltiren. Deswegen also hielt es der Semindar für gerathen, die Flüchtlinge an einen noch verborgeneren Ort zu transportiren, in einen elenden Flecken, wo ein Aufenthalt ihrer wartete, gegen den ihr bisheriger paradiesisch gewesen war. Vier oder fünf halbzerfallene Hütten wurden von armen Hirten und ihren Heerden bewohnt. Bis an die Knöchel mußte man hier im Miste waten, und kaum schien es möglich, einen reinen Athemzug zu thun.

Mistreß Probyn, bisher muthig und unverzagt, wollte beim Anblicke dieses Gräuels doch verzweifeln und fürchtete für das Leben ihrer Kinder, die man erst nicht einmal hatte mitnehmen wollen; ihr Gemahl war in keiner ruhigeren Stimmung und rief: Man sollte sich lieber auf der Stelle tödten. Doch, was half's? Edwards kroch in jede einzelne Hütte und fand endlich in einer derselben einen etwas trockenen Winkel, dessen Dach ohne Lücke zu sein schien. Hier nun kauerten sich die neun Personen dicht zusammen und erhielten die strenge Weisung, sich nicht von der Stelle zu rühren und von Niemandem sehen zu lassen, bis sie Weiteres hören würden. Aufrecht zu stehen, oder ein Paar Schritte sich fortzubewegen, war unmöglich. Als Nahrung diente nur etwas Milch und grobes Brot. Und zu dem allem kam noch die glühende Hitze des Juli unter indischem Himmel, die zudringliche Neugierde der anderen Hüttenbewohner, der ängstliche Gedanke, ob die Kinder im Stande sein würden, die Trübsal zu überstehen, oder, was Edwards speciell anlangt — ob die Seinigen überhaupt noch lebten und nicht vielmehr dem Aufstande auch schon zum Opfer gefallen seien? Endlich begannen die Regengüsse jener Jahreszeit und überschwemmten bald die ganze Gegend ringsum, so daß ein Verlassen des Ortes, selbst wenn sie dasselbe beabsichtigt hätten, nunmehr durchaus unmöglich schien.

Wochen vergingen, und das jüngste Kind Probyns fing schon an zu kränkeln. Da, am 22. Juli, kam unerwartet die Nachricht, daß Havelock auf Cawnpore losrücke und Nena-Sahib die ersten Niederlagen erlitten habe. Die Stunde der Erlösung war nahe. Hurdeo-Buksh ließ von Kussowrah aus sich nun sogleich nach dem Befinden seiner Schützlinge erkundigen und die nöthigsten Bequemlichkeiten und Erfrischungen

ihnen zu Theil werden. Sie verlangten, dahin zurückkehren zu können, und ihr Wille ward erfüllt, weil, wie es hieß, die Rebellen von Futtehghur, in Schrecken gesetzt durch die nahende englische Armee, nun nicht mehr zu fürchten seien. Am 26. Juli kamen sie an dem ersehnten Orte wieder an; in den frohen Gedanken der Befreiung mischte sich aber gerade an diesem Tage noch herbe Trauer, indem der kleine Knabe Probyns seinen Leiden endlich erlag. Bald darauf starb den unglücklichen Eltern auch noch eines ihrer Mädchen, wogegen Edwards die Freude hatte, durch einen Boten, den er nach Rynee-Tal abgehen ließ, benachrichtigt zu werden, daß seine Frau mit den Kindern gesund und unversehrt geblieben wäre. Seit mehreren Monaten wußte er nichts von ihnen, und nun endlich ward ihm die frohe Botschaft, daß sie, wie er, noch am Leben seien. Die Rebellen mußten sich unterdessen immer weiter zurückziehen, oder der siegreichen Armee Havelocks, die nichts in ihrem Laufe aufhalten konnte, sich auf Gnade oder Ungnade ergeben. Edwards und Probyn schrieben an den General nach Cawnpore, und in seiner Antwort versprach er dem Semindar Hurdeo-Buksh eine namhafte Belohnung, wenn derselbe die Flüchtlinge wohlerhalten zu ihm bringen könnte. So rüstete dieser ihnen denn ein Schiff aus, welches sein eigener Schwiegersohn befehligte und in dessen Compaßhäuschen die getreue Schaar sich versteckte. Siebenundzwanzig bange Stunden dauerte die Fahrt auf dem Ganges, und mehr als einmal wurden sie vom Ufer aus angerufen und zum Landen aufgefordert. Der Führer der aus elf Mann bestehenden Escorte aber ließ sich darauf nicht ein, und behauptete gegenüber jeder an ihn gerichteten Frage, er führe die Familie des Semindars an Bord. Endlich erreichte das Fahrzeug die Nähe des englischen Lagers, und die geretteten Flüchtlinge wurden daselbst mit enthusiastischen Hurrah's begrüßt. Die Soldaten der Garde stritten sich um die Ehre, der Mistreß Probyn Gefälligkeiten zu erweisen, ihre Kinder oder ihr Gepäck zu tragen, und die glückliche kleine Karavane schien den Freunden, die keinen mehr lebend geglaubt hatten, wie vom Tode wieder auferstanden zu sein.

Eine Aetnafahrt.

Unter den vielen interessanten Abschnitten in Otto Speyer's „Bildern italienischen Landes und Lebens" ist einer der interessantesten derjenige, welcher die Fahrt des Verfassers nach dem Gipfel des Aetna in frischen und lebendigen Farben schildert. Wir wollen versuchen, die ausführlichere Schilderung des Buches zu einer kurzen Skizze zusammenzufassen.

Von Catania aus, mit ihren breiten, luftigen Straßen, in die überall der rauchende Aschenkegel des Vulcans hineinragt, begiebt sich der, welcher den Krater hinanzuklimmen Lust hat, auf der vielfach gewundenen, schlecht unterhaltenen Strada Etnea die sanfte Berglehne hinan nach dem Dorfe Nicolosi, das von allen Ortschaften auf der Südseite des Vulcans der Waldregion am nächsten liegt, und von wo aus fast alle Aetnabesteigungen unternommen werden. Wie jene Straße, die den freilich immer zweideutigen Ruf, die beste Siciliens zu sein, längst eingebüßt hat, mit Lava chaussirt und mit mattschwarzem Lavasand bedeckt ist, so fassen auch in Nicolosi, dessen erster Anblick ebendarum kein vielversprechender ist, schwarze Lavamauern die Wege ein, und die aus demselben Material gebauten, zerstreut liegenden Häuser sind nicht geeignet, Licht in das Gemälde zu bringen. Die interessanteste Persönlichkeit des Dorfes, zu der sich auch Speyer und sein Gefährte sogleich führen ließen, ist der Doctor Gemmellaro, das Orakel aller Reisenden, und sozusagen der Thürhüter und Schlüsselbewahrer des Aetna. „Welcher Aetnafahrer — fragt unser Autor — kennt nicht den kleinen, dicken, freundlichen Mann mit den lebhaften schwarzen Augen, dessen ganzes Leben, Denken und Thun so mit dem gewaltigen Berge, den er bewohnt, verwachsen ist, daß sich einer ohne den andern kaum noch denken läßt. Er ordnet alle Besteigungen an; von ihm hängen sämmtliche Führer ab, er setzt ihre Reihenfolge, ihre Anzahl und die Preise der Fahrt fest; er ist immer bereit, den Fremden guten Rath zu ertheilen, von den Anweisungen über Bekleidung und Provision an bis zu den schätzbarsten Winken für den wissenschaftlichen Forscher. Die Geschichte des Berges ist ihm bekannt, wie die seines eignen Lebens. Von allen den Wissenschaften, die bei der Untersuchung des Aetna in Frage kommen, hat er sich wenigstens durch Routine einige praktische Kenntniß erworben. Er verfertigt Pläne, Reliefkarten und Abhandlungen, bei denen freilich, wenigstens was die Karten anlangt, zuweilen mehr der gute Wille als die gelungene Ausführung Anerkennung verdient. Immer bereit, die zahlreichen Besucher mit Rath und That zu unterstützen, verlangt er dafür keinerlei Vergütung, aber er hat natürlich nichts dagegen, wenn ihn begüterte Aetnafahrer ersuchen, ihnen von seinem Vorrathe an Schriften, Karten und Curiositäten etwas zu überlassen. So ist er ein Typus jener Classe von Menschen, die Sicilien eigenthümlich ist und von der wir bei uns vergebens ein Specimen suchen würden."

Mit allen nöthigen Anweisungen zur bevorstehenden Fahrt ausgerüstet, brachen die beiden Reisenden mit dem Läuten der ersten Nachtstunde (etwa 8½ Uhr) auf. Die Maulthiere standen gesattelt und gezäumt vor der Pforte der Locanda, der nöthige Mundvorrath war in die Satteltaschen gepackt, und der Sohn des Wirthes, ein junger Mann von kräftigem, hohem und schlankem Körperbau, schönen und ausdrucksvollen Zügen, lebhaften, blitzenden Augen und beduinenartig brauner Gesichtsfarbe, harrte als Führer bei den Thieren. Ein zwölf- bis vierzehnjähriger Knabe zu Fuß mit einer Laterne war der vierte im Bunde. Die kurze Dämmerung der südlichen Gegenden erlosch bald, und schweigende Nacht ward es um die Reisenden, nur hoch oben am Krater des Vulcans weilte noch

ein blasser, weißlichgrauer Schein. Kein Wölkchen trübte den sternebesäeten, mondlosen Junihimmel, die Luft war weich und warm, aber rein und ohne Schwüle. Langsam, vorsichtig und nach ihrer Art eines hinter dem anderen, schritten die Maulthiere auf dem allmählich emporführenden Wege durch tiefen Lavasand, der mit rauhen, loseliegenden Blöcken untermischt war, vorwärts, während die Laterne des Knaben wie ein Irrlicht bald vor, bald neben, bald hinter dem Zuge leuchtete. Nach dreistündigem Ritt, als die obere Grenze der ersten Region (regione coltivata) und dann auch die steile und beschwerliche Waldregion (regione nemorosa) überschritten war, wurde zum ersten Male Halt gemacht, weil, wie der Führer sagte, die Maulthiere das so gewohnt seien. Trockenes Reisig, welches man zum Schutz gegen die kühlgewordene Nachtluft entzündet hatte, loderte bald in hellen Flammen auf; dicht in Mäntel gehüllt, lagerten sich die Reisenden auf den rauhen Lavaboden, ihren einfachen Eßwaaren zusprechend, während die große Korbflasche voll feurigen Ungarweines die Runde machte. Eine halbe Stunde, meinte dann Domenico der Führer, müsse geschlafen werden, weil noch Mühe und Anstrengung genug zu erwarten sei; kaum aber war diese Zeit abgelaufen, als der Zug, um den Sonnenaufgang nicht zu versäumen, wieder hinein in die finstere Nacht ritt, die ihn gleichsam zu verschlingen schien. So dunkel es aber auch um die Reisenden war, herrlicher und immer herrlicher entwickelte sich die Sternenpracht über ihren Häuptern. Zahllose Sterne, die in der Ebene nur das bewaffnete Auge entdeckt, erschienen hier auch dem unbewaffneten in scharfer, deutlicher Begrenzung; ja die Milchstraße selbst schien sich ganz in einzelne Funken aufzulösen. Mühsamer noch, als vorher, klommen die Maulthiere in der Nacht, die vor ihren Blicken lag, den stets steiler werdenden Weg empor. Um die dritte Morgenstunde endlich erbleichten die Gestirne vor dem helleren Schimmer im Osten: langsam stieg die Sichel des schwindenden Mondes herauf, zuerst nur ein unbestimmtes Halblicht über die düstern Aschenfelder und Lavaklippen werfend, dann aber in fast erschreckendem Glanze schimmernd und Alles zu riesenhaften Schatten ausdehnend. Immer schneidender ward die Luft, trotz Mantel und Handschuhe erstarrten die Glieder. Nun erschienen auch schon weite Schneefelder, die wie ungeheure weiße Tücher über den schwarzen Grund gebreitet waren. Die Kräfte der Maulthiere erlahmten fast auf dem festgefrornen Boden, und weil jeder es seinem Thiere überlassen mußte, den besten Weg zu finden, wurden die Reisenden oft durch weite Zwischenräume getrennt, bis der laute Ruf des Führers sie wieder zusammenführte.

Endlich war das letzte Schneefeld überschritten, die letzte Kuppe erstiegen, und der Aschenkegel erhob sich scheinbar dicht darüber in die Lüfte. Am sogenannten englischen Hause, welches zum Schutz und Zufluchtsort der Aetnafahrer im Jahre 1814 auf Betrieb und durch freiwillige Beiträge englischer Officiere von Dr. Gemmellaro in Nicolosi erbaut wurde, hatte das Reiten ein Ende, und die Thiere wurden an der Ostseite des Hauses angebunden, wo der erste Sonnenstrahl sie treffen mußte. Für die Reisenden selber aber war die Zeit der Ruhe, der Erquickung und Erwärmung noch nicht gekommen. Das Innere des ungastlichen Gebäudes lag mehrere Fuß hoch voller Schnee, und es fehlte an allem Material zur Feuerung, sodaß man sich in Geduld und Schweigen fügen mußte. Die Strecke von der Casa inglese bis zum Fuße des Aschenkegels bildet eine wenig geneigte, etwa tausend Schritte breite Fläche, die in ihrer ganzen Ausdehnung von einem ungeheuren Lavastrom eingenommen wird, wahrscheinlich dem letzten, der sich aus der Riesenöffnung des großen Kraters selbst in die Tiefe ergoß. Es war keine leichte Aufgabe, in dem schwachen Dämmerlichte des nahenden Morgens seinen Weg durch die furchtbar zerklüfteten Lavamassen zu suchen, und die Haut der Hände, welche den Füßen nicht selten zu Hülfe kommen mußten, ward den Reisenden arg zersetzt. Das wollte aber noch Alles nichts sagen gegen das Erklimmen des Aschenkegels selbst, bei dem man, da nicht mehr feste Lava, sondern feuchte Asche den Grund bildet, bald bis an die Knöchel einsinkt und unendliche Mühe hat, den Fuß aus dem schlammigen Boden wieder zu erheben und ihn noch dazu auf immer steileren Wegen weiter aufwärts zu führen. Ein unaussprechliches Gefühl von Mattigkeit bemächtigte sich Speyers, er mußte alle fünfzig Schritte einen Augenblick still halten, um Athem zu schöpfen und eines Gefühls von Schwindel oder nahender Ohnmacht los zu werden. Sein Gefährte erklärte etwa in der Hälfte der Höhe, wo ein kleiner Vorsprung dem gleitenden Fuß einen sichern Stützpunkt darbot, gar mit Entschiedenheit, er könne und wolle nicht weiter, sodaß von da an Speyer und der Führer noch allein den Marsch fortsetzten. Mit jedem Schritte wurde der Weg beschwerlicher, das Schauspiel ringsum aber großartiger. Weiße, gelbe und grünliche Krystalle bedeckten leuchtend die steilen Wände, an denen die Beiden emporklommen. Dichte, weiße Dampfknäuel wälzten sich aus dem schon rosig angestrahlten Gipfel und flossen wie Wasserströme eine Strecke lang an den Seiten herab, bis sie sich wieder im Luftzuge hoben und verschwanden, um neuen Platz zu machen. Unter den Füßen glühte der Boden, wo ein Fuß sich zurückzog, drang Dampf nach, und erstickender Schwefelgeruch erfüllte die Luft. Die letzten hundert Schritte sind die mühsamsten und erfordern die Anspannung aller Kräfte. Halb erstickt, bei jedem Schritt ausgleitend, das Taschentuch vor den Mund gedrückt, erreichte Speyer den oberen Rand. Die Dampfmassen umwirbelten ihn so dicht, daß ihm fast die Besinnung schwand. Der Führer faßte ihn bei der Hand und zog ihn auf dem Kraterrande fort zu einer freieren Stelle. Erschöpft wollte er sich niederlegen, aber mit den Worten: „Auf, oder Sie verbrennen Ihre Kleider und sich selbst!“ ward er wieder von der Erde aufgezogen. In der That war der feuchte, mit Schwefelkrystallen überzogene Boden wie im Zustande des Siedens, sodaß fortwährend der Platz gewechselt werden mußte, weil die Hitze sogar durch die Fußbekleidung drang. Endlich gewann man einen der höchsten und weniger erhitzten Punkte des Kraterrandes, wo zwar auch an ein Niedersetzen nicht zu denken war, wo man aber wenigstens, ohne allzu sehr von Schwefelqualm und Gluth zu leiden, frei um sich blicken konnte. Hierher kam auch der Gefährte Speyers, nachdem er schließlich doch noch wieder Muth gefaßt hatte, den beiden Vor-

angeschrittenen nach. Eines leichten Schauders konnten sich die Reisenden, obgleich sie freier athmeten, nun nicht erwehren. Denn wie nach außen der steile Hang des Kegels, so senkte sich nach innen der noch steilere des großen Kraters unmittelbar in die Tiefe; der Rand, auf dem sie standen, war so schmal, daß ihre Füße kaum auf dem Kamme Platz finden konnten, und dieser Kamm selbst war doch nur von lockeren, mit grell weißen und gelben Schwefel- und Salzkrystallen dicht belegten Aschenschichten gebildet, die unter jedem Tritte zitterten und schwankten, wie die dünne Deckenlage in dem oberen Stockwerke eines italienischen Hauses, und aus deren zahllosen Spalten unablässig die weißlichen Schwefeldünste bald langsam und unhörbar aufstiegen, bald wild und zischend hervorbrachen.

Den Hauptkrater umlagern gewaltige lose Massen von Asche und Bimsstein, durch breite Risse unterbrochen, verrätherisch von allen Seiten. Ein Stoß mit dem Fuße reißt ganze Lagen in den Abgrund, die mit dumpfem Rollen und Poltern hohlen und hohleren Schalles in der Tiefe verschwinden, aus der oft erst nach vielen Secunden ein ferner Ton wie ein Echo die endliche Ankunft auf dem Boden, vielleicht das Versinken in die kochenden Lavamassen auf dem Grunde dieses Höllenkessels verkündet. Die Ausdehnung des kreisförmigen Hauptkraters möchte leicht eine halbe Stunde betragen. Bis zu einer Tiefe von etwa hundert Fuß senken sich die Wände, von Asche und Bimsstein gebildet, in regelmäßiger Trichterform abwärts; dann beginnt der senkrechte Felsschlund, aus dessen nackten, vom Feuer rothgebrannten Seiten zahllose Zacken und Spitzen hervorragen. Das Auge verliert sich in die düstere bodenlose Tiefe, ohne den Grund erreichen zu können. Aus der Mitte steigt eine mächtige, senkrechte Säule weißblauen Rauches unhörbar und ununterbrochen aufwärts. Nur oben, wo der Morgenwind sie trifft, ballt sie sich zu allerlei seltsamen Knäueln zusammen, in unaufhörlichem Wechsel die phantastischsten Gestalten bildend. Tief aus dem innersten Grunde, aus den Eingeweiden des Berges, dringt von Zeit zu Zeit, in ungleichen Zwischenräumen, ein dumpfes Stöhnen, ein Ton von so unterirdischem Klang, daß man unwillkürlich davor zusammenfährt und Einem die Lust ankommt, dem drohenden Ungethüm der Tiefe sogleich den Rücken zu wenden. Solche Gedanken vergaßen die Reisenden aber bald genug. Denn eben erhob sich der obere Rand der Sonnenscheibe aus den Fluthen des jonischen Meeres, und nun begann ein Schauspiel, das — wie Speyer sagt — keine Feder zu schildern, ja keines Malers Pinsel darzustellen vermag. Im prachtvollsten Hellpurpurroth, wie das reinste Brillantfeuer, stieg, gleichfarbige Strahlen werfend, der Sonnenball über den Horizont. Eine Decke schimmernden Goldes lagerte sich über das östliche Meer; wunderbar leuchteten die weißen Dampfmassen, von den rothen Strahlen durchzuckt oder sie spiegelartig reflectirend. Die Krystalle des Bodens schimmerten in blendendem Lichte; alles Andere aber lag noch in tiefem Dämmerungsgrau, ja unten lagerte die Nacht noch schwarz auf Thal und Ebene. Gegen Westen hin trat da plötzlich den Blicken eine Erscheinung entgegen, die, so oft die Reisenden schon davon hatten reden hören, ihnen dennoch einen unwillkürlichen Ausruf des Staunens und der Bewunderung entriß. Ueber der dunklen Fläche der calabresischen Halbinsel, auf der äußersten Woge des libyschen Meeres schwebend und hoch am Horizonte emporsteigend, erschien ein mächtiges, kegelförmiges Gebilde von tiefveilchenblauer Farbe, mit goldenem Rande umsäumt. Es war das Schattenbild des Aetna selbst, von den dichten, feuchten Luftschichten des Westens in festen und bestimmten Umrissen abgespiegelt. Immer höher stieg nun die Sonne und verklärte mit ihrem Strahl bald auch die Niederungen. Die Luft war von unbeschreiblicher Reinheit und Durchsichtigkeit. Klar und scharf lag das Riesendreieck der ganzen Insel Sicilien vor den Augen da, einer ungeheuren Reliefkarte vergleichbar. Berge und Thäler, Schluchten und Hochflächen, Felsen und fruchtbare Ebenen — ein Blick umfaßte Alles. Rings leuchtete die blauschimmernde Meerfluth; von einem Ende zum andern erschienen die langhin sich ziehenden Ketten der Gebirge, von den Quellen bis zur Mündung die zahlreichen Flüsse. Die beiden Hauptstädte, Palermo und Messina, verbargen sich zwar hinter ihren hohen, dichtumlagernden Bergamphitheatern, dafür aber gewahrte man zahllose andere Städte und Städtchen, vor allen Taormina auf seinem Felsenberge mit dem wunderbar märchenhaften Trümmergemisch von arabischen Palästen, griechischen Theatern, römischen Piscinen, normännischen Castellen und Mauerzinnen. In unendlicher Ferne und doch deutlich erkennbar hob sich die Felseninsel Malta aus den südlichen Fluthen. — Die Herrlichkeit der seit Sonnenaufgang sich darbietenden Aussicht hatte die Reisenden eine Zeitlang alles Ungemach ihres Aufenthaltes vergessen lassen. Aber immer dichter umwirbelten sie die mit dem höher steigenden Tage zunehmenden Dampfwolken, immer unerträglicher ward die Hitze des Bodens, da ihre halbverbrannten Schuhe nur noch wenig Widerstand zu leisten vermochten. Vergebens machten sie noch einen Versuch, den großen Krater zu umgehen, ob es nicht möglich sei, den schrägen Abhang wenigstens bis an die senkrechte Felswand hinabzuklimmen, von wo sie vielleicht auf dem Grunde des Kessels die glühende Lava hätten aufkochen sehen. Der erstickende Qualm trieb sie trotz der vorgehaltenen, schon von den schwefeligen Niederschlägen gelbgefärbten Taschentücher immer von neuem zurück, und bei jedem Versuche zum Niedersteigen warnten sie die unter ihren Füßen weichenden und in der Tiefe verschwindenden Aschenmassen vor dem sichern Verderben. So blieb ihnen denn nichts übrig, als den Rückzug anzutreten, denn das ist die Schattenseite der Aetnabesteigungen, daß an ein ruhiges, bequemes Genießen des großen Schauspieles nicht zu denken ist. So langsam sie hinaufgeklommen, so windschnell flogen die Reisenden nun mehr, als sie gingen, in gewaltigen Sprüngen den steilen Abhang hinab und langten nach wenigen Minuten glücklich am Fuße des Kegels an. Bei der Casa inglese ward diesmal wirklich Halt gemacht; man setzte sich auf ein Paar mächtige Lavablöcke im hellen Sonnenschein und stärkte sich mit dem Rest des mitgenommenen Mundvorrathes, dann aber ging es wieder weiter, während bis zu etwa 7000' Meereshöhe die herrliche Aussicht über Berg, Ebene und Meer die einzige Erquickung für das Auge bei dem beschwerlichen Abwärtsklimmen auf dem rauhen, einförmig schwarzgrauen,

vollkommen nackten Boden darbot. Von hier ab zeigten sich die ersten Spuren einer alpinen Vegetation phanerogamischer Pflanzen. Von Alpmatten und ihrer üppigen Wiesenvegetation ist hier keine Rede, und alle Gewächse haben ein dem dürren und heißen Boden entsprechendes wolliges, graugrünes Aussehen. Die Waldregion selbst erfüllte jetzt bei Tage nicht die Erwartungen, welche die pomphaften Schilderungen mehrerer Reisebeschreiber von ihr rege machen können. Mit einem deutschen Laubwalde kann sich diese Waldregion des Aetna an Frische, Kraft und Ueppigkeit der Vegetation nicht vergleichen. Die Bäume haben zwar starke und kräftige Stämme, sind aber zum größten Theile wipfeldürr und von geringer Höhe, während von einem Gras- oder Moosteppich und irgend einer Blume keine Spur sich bemerkbar macht. — Die Dorfuhr von Nicolosi schlug die sechszehnte, d. h. die Mittagsstunde, als die Reisenden todtmüde, staub- und schweißbedeckt, halb verschmachtet vor Durst, vor der gastlichen Thüre ihrer Locanda von den Maulthieren stiegen. Aber die Eindrücke, welche auf dem Gipfel des Berges die Seele in sich aufgenommen hätte, wogen zehnfach alle die Beschwerden auf, die man deshalb erdulden mußte.

Chronik.

Maria Paulowna von Sachsen-Weimar †.

Nachdem der Weimarer Hof erst ganz vor kurzem durch den Tod einer noch in zartem Kindesalter stehenden Prinzessin in Trauer versetzt worden war, wurde diese Trauer sogar eine doppelte und ungleich tiefere seit dem am 23. Juni d. J. erfolgten Hintritt der ehrwürdigen Großherzogin-Mutter Maria Paulowna. Als Schwester des Kaisers Nikolaus und dritte Tochter Pauls I. am 16. (4.) Februar 1786 geboren, kam dieselbe 18 Jahre alt an den kleinen deutschen Hof, dessen Ruhm und Bedeutung damals in der von Karl August, dem Vater ihres Gemahls, berufenen dichterischen Tafelrunde bestand. Ein Schiller schrieb zur Bewillkommnung der erlauchten Erbin des Throns seine „Huldigung der Künste", und auch Goethe ehrte sie durch mehrere seiner sinnvollen Lieder. Die poetische Atmosphäre, in welche die schöne Fürstin trat, ließ sie leicht den äußeren Glanz ihrer Heimath und die Hoheit des kaiserlichen Hofes vergessen. Wir sagen: leicht; und doch gehörte eine für deutsche Innigkeit und geistigen Werth empfängliche Seele dazu, um mit Lust und Liebe im einfachen Weimar zu leben und dasselbe gegen die prunkvolle Czarenstadt einzutauschen. Mit mehr frauenhafter Anmuth und weiblicher Würde hat aber selten eine Prinzessin die Aufgabe erfüllt, wahrhaft und in hingebender Weise Mutter ihres Landes zu sein. Maria Paulowna war das Musterbild einer Fürstin, gleich ausgezeichnet als Frau, Gattin und Familienmutter, wie als Herrscherin, die (bei einer Dotation von 60,000 Thalern jährlich) des Edlen und Nützlichen sehr viel im Staate thun konnte und that. Die Errichtung des Goethe-Schillerdenkmals betrieb sie wie eine persönliche Ehrensache, und dadurch, daß sie Liszt mit seiner Schule an Weimar fesselte, gab sie noch in ihren letzten Lebensjahren der kleinen Residenz neue Bedeutsamkeit. Auch die anderen Gebiete der Kunst, sowie die Wissenschaft hatten an ihr eine hochsinnige Gönnerin, deren Verlust aufrichtig zu betrauern ist. Sie muß dem Volke, und nicht blos dem ihres eigenen Landes, auch als Stammmutter eines erlauchten, an edlen und hoffnungsvollen Sprossen reichen fürstlichen Geschlechtes immer werth bleiben.

Der Text zu Schumanns „Genoveva".

Das Leipziger Theater brachte neulich als Epilog zu der „Tonkünstlerversammlung" nach langer Pause wieder einmal Schumanns Oper „Genoveva" zur Aufführung, was uns Gelegenheit giebt, der eigenthümlichen Entstehungsart des Textes derselben hier mit einigen Worten Erwähnung zu thun. Durch einen Aufsatz in der „neuen Zeitschrift für Musik" erfuhren wir, daß dieser Text, abgesehen von einigen Entlehnungen aus Tiecks Märchen, größtentheils nach dem gleichnamigen Hebbel'schen Drama bearbeitet wurde, seine jetzige Gestalt aber nicht unter Beihülfe Hebbels selbst erhalten habe. Schon seit 1840 war es die Absicht des Componisten, auch einmal für die Bühne thätig zu sein, und was ihn von diesem Vorhaben immer wieder abzog, war einzig eine sonderbare und fast unerklärliche Unschlüssigkeit hinsichtlich der Wahl eines Stoffes. Nicht weniger als dreiundzwanzig verschiedene Projecte hatte er sich gebildet, doch kam schließlich keines derselben zur Ausführung, denn als Schumann zu Anfang des Jahres 1847 Hebbels „Genoveva" kennen lernte, faßte er sogleich den Plan, hieraus eine Oper zu gestalten, und er wußte seinen Dresdner Freund, den nun auch schon seit längerer Zeit gestorbenen Malerdichter Robert Reinick, zur Bearbeitung des Textbuches nach dem Muster des genannten Drama's zu veranlassen. Schumann wollte, wie er klar und deutlich an Heinrich Dorn nach Berlin schrieb, „nicht die alte, sentimentale Genoveva", sondern was Hebbel daraus gemacht hatte, sollte ihm auch bei seiner Composition zum Vorbilde dienen. Doch der Herstellung und Vollendung des Textes setzten sich unerwartete Schwierigkeiten entgegen, da Reinick nicht zur Zufriedenheit Schumanns arbeitete oder, mit anderen Worten, es ihm „für den schönen Stoff an Kraft fehlte." Endlich entschloß sich der Componist an den Dichter selber zu schreiben und ihn um persönlichen Beistand zu bitten, als schon die Hälfte des Reinick'schen Textes fertig war. Der betreffende Brief, von der oben genannten Zeitschrift aus den Papieren Hebbels vor kurzem zum ersten Male mitgetheilt, möge in einem Auszuge wenigstens hier stehen. „Nach dem Lesen Ihrer Genoveva", heißt es darin, „beschäftigte mich, wie die Dichtung selbst, so auch der Gedanke, welch herrlicher Stoff sie für die Musik sei. Je öfter ich Ihre Tragödie las, die ihres Gleichen sucht, je musikalisch lebendiger gestaltete sich die Poesie in mir. Endlich berieth ich mich mit einem in Dresden lebenden poetisch begabten Mann, und von der außerordentlichen Schönheit der Dichtung ergriffen, ging er schnell auf meinen Wunsch ein, sie mir zu einem Operngedicht nach besten Kräften umbilden zu wollen. Zwei Akte liegen jetzt vor mir, aber so viel guten Willen der Bearbeiter zeigte, so behagte mir doch das Wenigste; vor allem fehlte es überall an Kraft — und der gewöhnliche Opernstyl ist mir nun einmal zuwider; ich weiß zu solchen Tiraden keine Musik zu finden und mag sie nicht. Endlich in einiger Desperation über das Gelingen fuhr es mir durch den Sinn, ob nicht der gerade Weg der beste, ob ich mich nicht an den rechten Poeten selbst wenden, ihn selbst um seinen Beistand angehen dürfte. Aber mißverstehen

Sie mich nicht; nicht als ob ich Ihnen zumuthete, Sie möchten, was Sie einmal im Tiefsten und Innersten erschaut und in Meisterschaft hingestellt, nun noch einmal opernhaft nachdichten — sondern daß Sie sich das Ganze ansähen, Ihr Urtheil mir sagten, und nur hier und da Ihre kräftigende Hand anlegten — das wäre meine herzliche Bitte! Thue ich sie vergebens? Ist es nicht das eigene Kind, das um Ihren Schutz bittet? Und tritt es dann musikalisch angethan später vor Ihre Augen, möcht' ich gern, daß Sie sagten: „auch so liebe ich dich noch." So weit Schumann, doch Hebbel schien nicht glauben zu wollen, daß er seine Genoveva „auch so noch lieben werde." Zwar antwortete er dem Componisten freundlichst und verhieß für den Sommer eine Zusammenkunft mit ihm in Dresden. Diese fand auch wirklich statt, aber sie führte zu keinem Resultate, und der Dichter gab damit stillschweigend zu verstehen, daß er mit der Reinick'schen „Genoveva" nichts mehr zu thun haben wolle. Schumann sah sich dadurch gedrungen, die Aenderungen, welche er im Texte anzubringen wünschte, selbst vorzunehmen, wozu er eine mehrwöchentliche Entfernung seines Freundes von Dresden benutzte. Die Folge davon war die, daß Letzterer, als er wieder zurückkam, sich veranlaßt sah, auch seinerseits auf die Autorschaft zu verzichten, und deshalb trägt denn das Tonwerk keinen anderen Namen, als den Schumanns, und wird einfach aufgeführt als „tragische Oper in vier Acten nach Tieck und Hebbel," — doch wenngleich das Verhältniß zwischen dem Componisten und dem Wiener Dichter in der Folge ohne weitere Annäherung blieb, so lebte die frühere Verehrung des Einen für den Andern doch unveränderlich fort. Schumann setzte sogar zwei der schönsten und eigenthümlichsten Hebbel'schen Balladen, „den Haideknaben" und „Schön Hedwig", melodramatisch in Musik und sandte dem von ihm hochgeschätzten Manne später noch das „Nachtlied" gleich nach dessen Erscheinen als Geburtstagsgeschenk, während Hebbel seinen Gefühlen für den Componisten durch die Widmung seines Künstlerdrama's „Michel Angelo" Ausdruck verlieh.

Die Denkwürdigkeiten Eugen Beauharnais'

enthalten eine Menge von Einzelheiten über die Stellung, welche dieser Sohn der Creolin Josephine Beauharnais seinem Stiefvater Napoleon gegenüber einnahm. Auch als jener Vicekönig von Italien geworden, und den leichtgläubigen, immer erst zu spät enttäuschten Italienern die Unabhängigkeit vorgespiegelt worden war, bestimmte Napoleon Alles bis ins Einzelne hinein, und der sogenannte Vicekönig hatte etwa die Stellung wie ein Handlungsgehülfe im Comptoir. Eugen war ein fleißiger und dankbarer Schüler, der kein größeres Glück kannte, als die Zufriedenheit seines Herrn. Die Stimmung in Italien war für die Franzosen sehr ungünstig; Piemont zürnte über den Verlust seiner Nationalität, denn es war in französische Departements zerschnitten worden; Genua beklagte den Verlust seiner Selbständigkeit, Toscana wünschte sein Herrscherhaus zurück, der Papst hatte seine Legationen verloren; Neapel konnte nur durch eine französische Armee unter Gouvion St. Cyr vom Anschluß an Oesterreich zurückgehalten werden. Eugen mußte die ohnehin schwer drückenden Abgaben noch verdoppeln, Napoleon verlangte immer mehr Rekruten für seine französische Armee, Italien mußte ihm stellen soviel er vorschrieb, und Massena, ein „edler" Marschall, plünderte die Italiener ganz unverschämt aus, wobei er Anfangs an Napoleon einen Rückhalt fand. Dieser verfuhr auch in Herzensangelegenheiten despotisch; einer der neugebackenen Rheinbundskönige mußte seine Tochter (Auguste von Bayern, die mit dem Prinzen Karl von Baden, welchen sie liebte, verlobt war) dem nunmehrigen Prinzen Eugen zur Gemahlin geben, und Napoleon machte die Sache kurz und gut damit ab, daß er an Eugen schrieb: „Ich habe Deine Verheirathung mit der Prinzessin Auguste arrangirt." Er fügte hinzu, daß der Prinz zwölf Stunden nach Empfang dieses Schreibens schon auf dem Wege nach München sein müsse, wo er dann den Kaiser fand, welcher ihm die Krone Italiens in Aussicht stellte. Das war im December 1805. Im Jahre 1806 führt Eugen ununterbrochen Klage bei Napoleon über die schamlosen Plünderungen und Erpressungen, welche sich Massena fortwährend erlaubte und in denen jetzt Marmont mit ihm wetteiferte; Eugen bat, die von beiden gestohlenen oder unterschlagenen Gelder anderweit herbeischaffen zu dürfen; davon wollte aber Napoleon nichts wissen, sondern bestand darauf, daß Massena 150,000 und Marmont 325,000 Francs erstatten sollten, für Quecksilber das sie aus den Gruben von Idria unter der Hand zu eignem Nutzen verkauft hatten. In wie sklavischer Abhängigkeit der Vicekönig von Napoleon stand und daß er gleichsam nicht einmal eine Stecknadel ohne kaiserliche Erlaubniß vom Boden aufheben durfte, geht aus einem merkwürdigen Schreiben hervor, in welchem es heißt: „Wenn ein Minister Ihnen sagt: diese Sache ist dringend, oder: das Königreich ist verloren, oder: ganz Mailand steht in Flammen, oder was sonst, so haben Sie ihm zu antworten: Ich kann nichts thun, sondern habe die Entscheidungen des Königs (Napoleons) abzuwarten, und harre seiner Befehle." z.

Die noms de guerre in der Litteratur.

Das folgende, freilich durchaus noch nicht vollständige Verzeichniß sogenannter noms de guerre kann, weil wir uns nur an die bekanntesten oder solche Namen gehalten haben, von denen der Schleier der Pseudonymität schon früher irgendwo weggezogen worden ist, von uns ohne eine Indiscretion zu begehen zusammengestellt werden und wird vielleicht bei den Lesern d. Bl. keine unfreundliche Aufnahme finden. Zuerst erwähnen wir zwei altberühmte Wiener Dichter, den Grafen v. Münch-Bellinghausen, der sich Friedrich Halm, sowie den Grafen v. Auersperg, der sich Anastasius Grün nennt. W. Constant, Verfasser der „Parallelen" und des Epos „von einer verschollenen Königsstadt", heißt eigentlich Constant Wurzbach Edler von Tannenberg, während der rechte Name Hieronymus Lorms, des Dichters des „Abdul", Heinrich Landesmann ist. Der beliebte Novellist Gustav v. Berneck erschien mit verändertem Klange der Sylben als Bernd v. Guseck vor der Oeffentlichkeit. R. Köstlin erwarb sich neben seiner juristischen Berühmtheit auch im Bereiche der Poesie kurzweg als Reinhold einen guten Namen. Albert Schultz heißt der geschickte Uebersetzer altclassischer und italienischer Dramen und Epopöen, San Marte. Aus neuerer Zeit datirt die Wirksamkeit des Gerichtsraths Reinhardt in Magdeburg unter dem Namen Ernst Fritze, des Regierungsraths v. Struensee in Breslau als Gustav vom See, sowie des früheren preußischen Justizbeamten Temme als „Verfasser der neuen deutschen Zeitbilder". Philipp Galen nennt sich auf dem Titel seiner vielgelesenen Romane der Regimentsarzt Lange in Münster, und Julius v. Rodenberg ist der klangvollere Schriftstellername des Touristen und Lyrikers Levy. Daß der geniale Schilderer mittelalterlicher und neuerer brandenburgischen Zustände, als Willibald Alexis ebenfalls ein Pseudonym ist, und eigentlich Häring heißt, dürfen wir als bekannt voraussetzen. Der Chronist der „Sperlingsgasse", Jakob Corvinus, hat seinen Namen Wilhelm Raabe, wie man sieht, theilweise latinisirt; Georg Dannenberg ist der Novellist Golo Raimund, den zuerst die Preise des Hannöverschen Couriers bekannt machten; der sinnige Lyriker „unterm Schindeldache", Robert Waldmüller, benennt sich eigentlich Du Bock; Kertbeny, der Uebersetzer ungarischer Nationaldichter, heißt richtiger Benkert; Franz Nissel, der Autor des „Wohlthäters" und „Heinrichs des Löwen", ist der Sohn des Wiener Hofschauspielers Korner, und den „Buchenhof" schrieb unter dem Namen Ludwig Rosen der Gymnasiallehrer Jüngst in Elberfeld. Vor kurzem Gestorbene, welche sich eines Pseudonyms bedienten, waren z. B. Nikolaus

Niembsch v. Strehlenau (Nikolaus Lenau), Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf), Spiller v. Hauenschild (Max Waldau), sowie Millenet (Tenelli).

Maria Theresia's geheimer Minister.

Im Familienarchiv des Schlosses Czech in Mähren hat der Wiener Professor Theodor v. Karajan einen Theil des vertrauten Briefwechsels zwischen der Kaiserin Maria Theresia und ihrem „ministre particulier", dem Grafen, nachherigen Fürsten, Emanuel Sylva Tarouca, aufgefunden. Als Sohn des portugiesischen Gesandten war Letzterer mit nach Oesterreich gekommen und hatte unter Prinz Eugen die Schlachten bei Peterwardein und Belgrad mitgemacht. Später, bis 1740, war er in der Verwaltung der Niederlande, theils in Brüssel selbst, theils in Wien thätig und erwarb sich dadurch Kaiser Karls VI. besonderes Vertrauen. Noch höher aber, als ihr Vater, schätzte den trefflichen Mann Maria Theresia, zu der er schon, als sie noch Erzherzogin war, in intime Beziehungen getreten zu sein scheint. Gleich nach ihrem Regierungsantritt wurde Tarouca zum Präsidenten des obersten niederländischen Rathes ernannt, welchen Posten er bis zur Aufhebung desselben bekleidete, indem er aus Rücksicht auf die finanziellen Mißstände des Reichs von dem dafür ausgesetzten Gehalt von 26,000 Gulden immer nur 16,000 Gulden beanspruchte. Nebenbei bekleidete er fünf Jahre lang die Stelle eines Hofbaudirectors und sieben Jahre die des Präsidenten des obersten italienischen Rathes. Die Verpflichtungen, welche seine Kaiserin ihm auferlegte, waren aber noch ganz anderer, außerordentlicher Art. Auf dem berühmten Landtag zu Preßburg „suchte Maria Theresia, an ihrer eignen Kraft verzweifelnd, in dem Gewirr der Bedrängnisse, die sie von allen Seiten umlagerten, nach der treuen Hand, die sie aufrecht erhielte in all den Kümmernissen." Sie erkannte die Nothwendigkeit eines „zweiten, ungetrübten Gewissens neben sich", und ihre Wahl fiel auf Tarouca, so daß sie demselben gebot, „ihr von da an ohne Unterlaß zu sagen, wo sie fehle, die Mängel ihres Charakters zu erforschen und ihr offen mitzutheilen." Bisher war die hervorragende und tiefeingreifende Stellung, welche der portugiesische Graf somit am kaiserlichen Hofe zu Wien einnahm, noch gar nicht recht und vollständig bekannt geworden; das hellste Licht auf das Verhältniß zwischen ihm und Maria Theresia werfen nun aber die vierzig von Herrn v. Karajan zum ersten Male mitgetheilten Briefe, welche für die specielle Geschichte der großen Monarchin das schätzbarste Material enthalten und beiden Theilen das ehrenvollste Zeugniß ausstellen. Denn gewiß ist wahr, was gesagt worden ist: „Selten findet ein Fürst solchen Rathgeber, noch seltner der Rathgeber eines Fürsten so williges Gehör, so dankbare Anerkennung seines redlichen Willens." Der Freimuth Tarouca's gegenüber einer Gebieterin ist der höchsten Ehre werth, und er zieht ohne Rücksicht selbst die wichtigsten und bedenklichsten Fragen in's Bereich seiner Betrachtung. Wir können hiervon natürlich nur wenige Beispiele anführen. Wie gänzlich ohne Scheu erörtert der Graf z. B. die Ursachen der Mißstimmung im Volke! Er verkennt nicht, daß letzteres schon an und für sich unzufrieden und argwöhnisch sei, zeiht die Kaiserin aber auch der Leichtfertigkeit und Unüberlegtheit im Ertheilen oder Entziehen ihres Vertrauens, wirft ihr unbillige Aeußerungen über ihre Räthe und Generale vor und tadelt die oft allzu strenge und unvermittelte Einführung von Reformen und Gesetzen, sowie die „inégalité de traiter les sujets d'une même catégorie." In einem andern Schreiben kehrt sich Tarouca sehr ernstlich gegen die zurückgezogene Lebensweise der Kaiserin. Wie sie es anders machen solle, habe sie gefragt; er antwortet: wie dieselbe Maria Theresia es vor 10—12 Jahren gemacht habe, als sie kaum 24 oder 25 Jahre alt, viele Feinde, sehr wenig Geld und Hülfe, und vor allem wenig Erfahrung gehabt habe. „Damals waren Sie ganz allein sich selbst überlassen und lernten erst das ABC des Regierens, Sie arbeiteten für vier, und dennoch fanden Sie Zeit, sich zu zerstreuen und uns mit Ihrer Gegenwart zu erfreuen. Sie ritten, tanzten, spielten, conversirten und aßen Mittags sowie Abends in Gesellschaft, machten Reisen und bekamen auch noch fast jedes Jahr ein Kind. Also hatten Sie damals ebenso viel, wenn nicht mehr Gründe sich abzuschließen, thaten aber doch Alles, und Alles gut." — Die Liebe und Verehrung der Monarchin für ihren Rathgeber tritt bei jeder Gelegenheit zu Tage. Ihren besten, ältesten Freund nennt sie ihn stets, nimmt an seiner Person und Familie den innigsten Antheil, gratulirt ihm aufs herzlichste zu seinen Geburtstagen und schreibt vor einem solchen z. B. einmal: „Meine beiden besten Freunde sind im selben Monat geboren. Der arme Daun ist nicht mehr; aber mein ältester und jederzeit meines Vertrauens würdigster Freund lebt noch recht gut, doch seine Schülerin schlecht." Ein andermal: „Die Begegnung mit Ihnen hat mir gezeigt, daß ich doch noch nicht ganz unempfindlich geworden bin. Sie sehen, daß Sie mir in der Zeit des Alters und der Schwäche ebenso nützlich und nothwendig sind, als in meiner Jugend und Unbesonnenheit." Und wieder ein andermal: „Ich war wahrhaft erfreut, einen Charakter wiederzusehen, welchem ich vielleicht die Besonnenheit und Mäßigung meiner jungen Jahre schulde, meinen genauen Freund und geheimen Minister."

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Karl Wartenburg in Gera machte sich unter den Novellisten unserer Zeit zuerst durch seine „Verlorene" bekannt, eine pikante Gestalt voller Lebenswahrheit und mit viel feinen, einer minutiösen Beobachtung gewisser gesellschaftlichen Schichten entnommenen einzelnen Zügen. Von der subtilen Zeichnung, die in jenem Erstlingswerke zu Tage trat, ist aber in einem neuen Buche des Verfassers, dem dreibändigen satyrischen Roman „Die Väter der Stadt" (Leipzig. Herbig) wenig mehr sichtbar geblieben; im Gegentheile bildet das Eigenthümliche an ihm eine gewisse Derbheit und materielle Schwere der Schilderung, der in ihrer gemächlichen Prosa alles leichte, luftige poetische Wesen abgeht. In den Figuren der städtischen Honoratioren und Spießbürger der verschiedenen Art waltet zwar ein gewisser leidlich anständiger, hier und da glückliche Resultate erzielender Humor; auch ist im Ganzen die Charakteristik, wenngleich schablonenhaft und flüchtig, doch wenigstens nicht falsch oder übertrieben, und jedenfalls muß man ihr eine seltene Mannichfaltigkeit zugestehen, insofern das Personal des Buches aus einer ungewöhnlich langen Reihe von Namen besteht. Was wir jedoch in der Ausführung des mit viel Ueberlegung gefertigten Romanentwurfes vor allem vermissen, das ist die ächt dichterische Stimmung der Seele, die selbst trivialen Stoffen den Odem der Poesie einzuhauchen und auch die Gestalten der Alltäglichkeit mit ihrem Schimmer zu verklären im Stande ist. Einige Geschmacklosigkeiten oder geradezu ungehörige Episoden, worunter wir besonders die sehr sinnliche Scene zwischen Babette und dem Katecheten rechnen, müssen außerdem noch in den Kauf genommen werden. Das Grundthema der Erzählung, die freie Selbstverwaltung der Gemeinden, nimmt nicht mehr Raum in Anspruch, als bei einem Werke, das der Verfasser selber nicht zu einem politischen Tendenzroman machen wollte, nöthig und hinsichtlich des spröden, an und für sich ziemlich ungefügigen Stoffes statthaft erschien. Zur Entwicklung dieses Thema's wurde übrigens mit Recht eine Mittelstadt und kleinstaatliche Verhältnisse als Local ausgewählt.

Emanuel Geibel ist entschlossen, im nächsten Jahre seine Professur an der Universität, sein Amt als Capitular des Maxi-

milianordens, überhaupt seine glänzende Stellung in der Nähe des königlichen Hofes zu München aufzugeben und sich als Privatmann nach seiner Heimath Lübeck zurückzuziehen, wo er mit der Tochter eines dortigen Kaufmanns einen zweiten Ehebund zu schließen gedenkt. Seine erste Frau, die frühere Schauspielerin Elisabeth Trummer, welche einst als Thekla in Schillers „Wallenstein“ sich sein Herz gewann, wurde ihm leider nach nur einjährigem Zusammenleben wieder durch den Tod entrissen. Vielleicht wird dann die Unabhängigkeit und Freiheit von allen Geschäften ihn mehr als bisher zu größeren poetischen Entwürfen veranlassen — wenigstens wäre es Schade, wenn ein Talent, wie das seinige, in so kräftigem Mannesalter schon der dichterischen Thätigkeit entsagen wollte.

Feodor Wehl hat die Redaction der Hamburger „Jahreszeiten“ aufgegeben und wird sich nach Berlin wenden, um da, unbehindert durch journalistische Beschäftigung, in ausgedehnterer Weise, als bisher, im Gebiete des Romans und für die Bühne thätig zu sein. Das deutsche Theater verdankt ihm aus früherer Zeit eine Anzahl sehr anmuthiger und humorvoller, in Charakteristik und Sprache fein durchgebildeter Kleinigkeiten, wie z. B. „Die Tante aus Schwaben“, „Ein Bräutigam, der seine Braut verheirathet“, „Heraclit und Democrit“, „Eine Frau, die Zeitungen liest“, „Caprice aus Liebe und Liebe aus Caprice“, „Graf Thyrsis“, „Romeo auf dem Bureau“, „Man soll den Teufel nicht an die Wand malen“ u. a. m. Sie alle entrollen vor uns sinnig erfaßte, treugezeichnete Bilder aus der modernen Gesellschaft, und werden hoffentlich noch viele Nachfolger erhalten, die mit ebenso viel Esprit und Laune gezeichnet sind, als sie.

Bei Brockhaus in Leipzig ist vor kurzem auf Kosten eines brasilianischen Gelehrten (des Dr. Joaquim Jomes de Souza in Rio de Janeiro) eine „Auswahl der besten lyrischen Dichtungen verschiedener Nationen in der Ursprache“ unter dem Titel Anthologie universelle erschienen. Sie ist 59 Bogen stark und höchst geschmackvoll ausgestattet. In einer voranstehenden, in französischer Sprache geschriebenen Vorrede erklärt sich der Herausgeber über die Absichten und Zwecke, welche er bei dieser Zusammenstellung gehabt hat, sowie über die Grundsätze, von denen er sich bei der Ausführung seines Unternehmens hat bestimmen lassen; aber er verkennt auch die großen Schwierigkeiten nicht, die dasselbe unter allen Umständen haben müsse. Jedenfalls wird die Kritik im Einzelnen Manches an der Sammlung auszustellen haben, besonders da der Herausgeber für die Auswahl aus den einzelnen Litteraturen sich der „Mitwirkung competenter Personen“ bedienen mußte, und diesen vielleicht ebenso wenig seine Absichten, Zwecke und Grundsätze hierbei bekannt waren, als er selbst die Einsicht und den Geschmack dieser Personen kannte. Indeß bleibt trotzdem, daß selbst eine unbefangene Kritik das Zuviel und Zuwenig ebenso wie das Unpassende der Wahl hier und da tadeln möchte, das Unternehmen an und für sich ein beachtenswerthes Zeichen der Zeit, die darnach strebt, die verschiedenen Nationen auch auf dem Gebiete des geistigen Lebens, auf dem Gebiete der Litteratur, einander zu nähern und die gebildeten Völker der Erde als ein großes Ganzes zu betrachten. Es sind hier alle Litteraturen Europa's, mit Ausnahme der türkischen, und sogar auch die altgriechische und römische vertreten, übrigens zunächst und vorzugsweise nur in Ansehung der lyrischen Gattung, wennschon hin und wieder auch einzelne Stücke epischer und dramatischer Dichtungen mit aufgenommen worden sind.

Alfred v. Wolzogen wird binnen kurzem eine auf authentische Quellen gestützte Geschichte seines mit der Glanzzeit unserer Litteratur so eng verflochtenen und an bedeutenden Gliedern so reichen Geschlechtes erscheinen lassen. Auch ist ihm die Redaction der Familienpapiere übertragen worden, aus denen das von uns bereits angekündigte Buch über „Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie Wolzogen“ zusammengestellt werden soll.

A. v. Sternberg hat sich nach Antwerpen begeben, um daselbst für sein lange schon vorbereitetes Werk über Rubens noch verschiedene gründliche Studien zu machen. Der „Malerkönig“ empfing bekanntlich in jener Stadt durch Adam van Oort und van Vien den ersten Unterricht in der Kunst, nachdem er der Gräfin von Lalain eine Zeitlang als Page gedient hatte. Aus Italien kehrte er dann als berühmter Mann nach Antwerpen zu seiner Mutter zurück und verlebte hier die übrigen Jahre in einem eignen Hause. Viele seiner Werke befinden sich noch jetzt in der Stadt.

Der eben in London weilende Professor **Friedrich Bodenstedt** hat bei Gelegenheit seiner gelehrten Nachforschungen über die Zeitgenossen Shakespeare's auch die berühmte Folioausgabe dieses Dichters mit den Anmerkungen des alten Correctors einer genauen Prüfung unterzogen und gefunden, daß die Handschrift des Letzteren nicht, wie bisher geglaubt, schon dem siebenzehnten Jahrhundert angehört und also alle auf der Annahme eines so frühen Datums fußenden Conjecturen unrichtig werden. Sir Frederic Madden im Britischen Museum geht sogar noch weiter, indem er die Aechtheit des ganzen Manuscriptes in Zweifel zieht, und der Besitzer desselben, der Herzog von Devonshire, will davon nun photographische Abdrücke machen lassen, um alle Handschriftenkenner zu befähigen, ihr Urtheil über die Streitfrage abzugeben. — Während wir zur Presse gehen, lesen wir in der Times einen Brief von Mr. Hamilton, Angestelltem im Manuscriptendepartement des Britischen Museums. Er hat die fragliche Ausgabe einer gründlichen Prüfung unterzogen, und behauptet, entdeckt zu haben, daß die Correcturen, weit entfernt, aus dem siebenzehnten Jahrhundert zu stammen, in modernster Hand mit Bleistift geschrieben, dann halb ausgewischt, und dann erst, mit Tinte, mit Buchstaben, deren Form der im siebenzehnten Jahrhundert üblichen künstlich nachgeahmt sei, überschrieben worden, und zwar so, daß z. B. die Bleistiftcorrectur „bearing the body“, weil sie in größeren Zügen geschrieben, um den Raum auszufüllen und die alte Orthographie nachzuahmen, mit „bearing the dead bodie“ übermalt sei. Wir haben uns daher einer interessanten litterarischen Controverse zu gewärtigen.

Heinrich Künzel hat „Leben und Briefwechsel des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt“ herausgegeben — ein Buch, worin die Thaten des tapfern Prinzen von seiner ersten Schlacht bei Mohacz 1687 bis zu seinem Heldentode vor Barcelona 1705 klar und anschaulich erzählt werden, und welches zugleich in der mitgetheilten Correspondenz eine hochwichtige Quelle für die diplomatischen und militärischen Vorgänge jener Zeit erschließt. Der Verfasser hegt die Absicht, auch die übrigen in der Reihe der besonders als Feldherren berühmt gewordenen hessischen Prinzen zum Gegenstand solcher monographischen Darstellungen zu machen.

In gelehrten Kreisen erregt es Aufsehen, daß der Druck des fünften Bandes von Franz Palacki's „Geschichte von Böhmen“ höherer Anordnung gemäß plötzlich sistirt worden ist. Das Werk war gerade bei der Zeit des Königs Podiebrad angekommen, d. h. also bei der klerikalen Revolution gegen die legitime weltliche Macht, die den Abfall der Kronlande und den Sturz des Königs zur Folge hatte.

Der Sohn Karl Maria von Webers wird einer neuen Ausgabe von dessen Werken eine Biographie seines Vaters beifügen, welche, so viel wir wissen, die erste sein würde, die existirt. Und doch war das Leben des großen Componisten so wechselvoll, bewegt und an Ehren reich, daß sehr viel davon zu erzählen sein dürfte.

Amédée Rénée, Redacteur en Chef des „Constitutionnel“ und Verfasser der zwei Bücher über „die Nichten Mazarins“ und „Ludwig XVI. und seinen Hof“, wird, wie es heißt, auf speciellen

Wunsch der Kaiserin Eugenie einen historischen Roman „La grande Italienne" veröffentlichen. Die Heldin desselben ist die Markgräfin Mathilde von Tuscien, die vor fast acht Jahrhunderten den Versuch machte, die apenninische Halbinsel von der Fremdherrschaft zu befreien. Das (Phantasie-) Porträt dieser Dame, welches das Titelblatt des Romans zieren soll, ist von der Prinzessin Mathilde, des Kaisers Cousine, gezeichnet worden.

Eine Neuigkeit des Pariser Buch- und Kunsthandels wird sich betiteln: „Les Saint-Aubin, étude contenant quatre portraits inédits gravés à l'eau forte." Eine dieser St.-Aubins ist jedenfalls die vierzehnjährige Alexandrine St.-Aubin, für die im Jahre 1810 Nicolo Isouard seine „Cendrillon" (das französische Aschenbrödel) componirte. Der Jubel der Pariser über die Oper nicht minder, wie über die jugendliche Vertreterin der Hauptrolle war so groß, daß die ersten zwanzig Vorstellungen 110.000 Livres einbrachten und das Theater Feydeau damit allein vom Bankerott errettet wurde. Niemand nach ihr soll wieder die kleine köstliche Romanze Aschenbrödels so zu Herzen sprechend, so rührend und kindlich gesungen haben, als Alexandrine, die diese Nummer der Oper zu einem aller Orten gern gehörten Volksliede in Frankreich machte.

Die „Pensées et réflexions morales du comte de Ficquelmont" hat Barante gesammelt herausgegeben und es den Lesern somit möglich gemacht, über die Weltanschauung des berühmten Diplomaten und seine Ansichten in Bezug auf Moral, Politik, Geschichte und Kunst einen Totalüberblick zu erhalten. Man wird sich erinnern, daß Ficquelmont unter dem Metternich'schen System eine sehr einflußreiche Stellung in Oesterreich einnahm, sowie daß er daselbst auch noch nach der Revolution eine Zeitlang Minister des Auswärtigen war. Seinem Ursprung nach aber gehörte er nicht einer deutschen Familie, sondern einem französischen Adelsgeschlecht aus dem Lothringenschen an. Wenn der Tod des Nestors der Diplomatie von neuem die Aufmerksamkeit auf die Motive seiner Politik gelenkt hat, muß es um so willkommener sein, die Meinungen eines von ihm Inspirirten kennen zu lernen.

„Charles Bonnet, philosophe et naturaliste, sa vie et ses oeuvres" ist der Titel eines Buches vom Herzog von Caraman, welches nicht nur den Werth einer einzelnen Biographie, sondern auch den einer allgemein interessirenden wissenschaftlichen Studie beanspruchen kann. Bonnet nahm in der Naturforscherschule, die sich an die Cartesianische Philosophie in Frankreich wie in Deutschland anschloß, einen der ersten Plätze ein und förderte die Wissenschaft namentlich durch seine Untersuchungen über Natur und Fortdauer der Seele und über den Unterschied organischer und anorganischer Wesen. Er war einer der Ersten, der sich genauer auf derlei subtile Unterscheidungen einließ.

Eine „Geschichte Saint-Justs" hat Ernest Hamel in Paris geliefert. Saint-Just bildete mit Robespierre und Couthon das sogenannte Triumvirat des Schreckensausschusses und trug zum Sturze Dantons und der Girondisten besonders viel durch seine glänzende Beredsamkeit bei. Unter den Jakobinern stach er vornehmlich dadurch hervor, daß er sich von dem Cynismus seiner Genossen frei erhielt und feines Aeußere ebenso liebte, wie Weiber und Wein. Die schöne St. Amaranthe soll er sogar blos deswegen auf die Guillotine befördert haben, weil sie ihn in seiner Leidenschaft für sie nicht erhören mochte. Durch das zwanzig Gesänge enthaltende Gedicht „Organt" und die sehr leichtfertige und schlüpfrige Poesie „Mes passe-temps ou le nouvel Organt" machte er sich auch als Dichter bekannt — kurz er war in jeder Hinsicht eine sehr interessante Persönlichkeit, deren specielle Geschichte zu lesen Jeder begierig sein darf. Die vorliegende verdient in der Erzählung des Thatsächlichen vielen Glauben, da der Verfasser von seinem mit St.-Just befreundet gewesenen Großvater mancherlei authentische Nachrichten erhielt. Aus derselben Quelle aber leiten wir auch die allzu enthusiastische, parteiische Haltung des Buches her, dessen gute Seiten somit nur im Factischen bestehen.

In Edinburg ist das Buch „Maria Stuart, von Alphonse de Lamartine" erschienen, und wir ersehen daraus zunächst, daß der Verfasser es nicht selber in der fremden Sprache schrieb, sondern daß es nur aus seinem französischen Manuscripte, ohne erst in Paris zum Drucke zu gelangen, gleich ins Englische übertragen wurde. Von neuen historischen Forschungen über die geschilderte Persönlichkeit wird man in dem Werke nichts gewahr; eine Geschichte kann man es überhaupt nicht nennen, vielmehr einen Panegyricus, einen Hymnus mit lyrischem Schwung in Ton und Ausdruck. Die Namen der gefeiertsten Schönheiten des Alterthums werden herbeigeholt, um Maria Stuart damit zu schmücken, die Lamartine einmal die Cleopatra von Schottland, und ein andermal die Helena der neuen Zeit nennt. „Von ihr sprechen heißt sie lieben" — diese Worte, die gleichfalls in dem Buche zu lesen sind, bezeugen schon im Voraus, daß es in durchaus subjectiver Stimmung gehalten ist und die Objectivität, die ernste und gerechte Anschauung des Historikers gänzlich vermissen läßt.

Bildende Kunst.

Christian Köhler, der Maler alttestamentlicher Frauengestalten aus der Düsseldorfer Schule, welcher, erst als Aufwärter an der Akademie beschäftigt, von Schadow zufällig in seinem Berufe erkannt und, sich nach Lessing und Bendemann bildend, bald genug eines der hervorragendsten Mitglieder der früher von ihm bedienten Kunstgenossenschaft wurde, hat sich nach dem glücklichen ersten Versuche mit „Aschenbrödel" nochmals vom biblischen auf romantischen Boden begeben und eine Scene aus Shakespeare's „Othello" dargestellt, die bei ihrem Rundgang durch die deutschen Gemäldeausstellungen überall Beifall und Beachtung findet. Gern schuf er früher, wie gesagt, altbiblische Frauen im Reiz der unseren Begriffen gemäßen Schönheit und fern von der Sucht französischer Maler, durch fremdartigen Typus in der Erscheinung wirken zu wollen. Seine „Brautwerbung Rebekka's", seine „Aussetzung" und seine „Auffindung Mosis", seine „Rahel und Jakob", seine „Mirjam und David" — sie alle sind beliebt geworden durch das Edle und Milde, das unnachahmlich Züchtige und Jungfräuliche ihres Wesens. Die „Semiramis" entfaltete dagegen heroische Seiten, ein bedeutendes dramatisches Leben, und zu verwundern bleibt, daß der Künstler sich die „Judith" bisher noch entgehen ließ. Nun hat er eine Episode des entsetzlichen Kampfes behandelt, welchen Shakespeare seinen Othello vor der erschütternden Katastrophe durchkämpfen läßt. Die männliche Gestalt ist freilich nicht durchaus gelungen, und namentlich möchte das Gesicht mehr Ruhe und Maß, mehr schmerzliche Fassung als ungebändigte Wuth zeigen; dagegen ist das eigentliche Motiv des Bildes, der Contrast lieblichen Friedens zu rasender Leidenschaft, in Desdemona, die schlaf- und traumumfangen in holder Weiblichkeit noch auf ihrem Lager ruht, zur befriedigendsten Lösung gebracht. Köhler ist nun einmal, wie sein College Karl Sohn freilich in etwas anderem Sinne, speciell Maler der Frauenschönheit, nicht aber ein Maler männlicher Würde und Erhabenheit.

Shakespeare hat auch dem Breslauer Bräuer Stoff zu einem Bilde gegeben, auf dem der unvergleichliche Sir John Falstaff mit seinen lustigen Zechgenossen dargestellt ist. Man rühmt an dem Gemälde eine seltene Gabe humoristischer Charakteristik, und namentlich soll die Hauptperson sich durch die glücklichste Individualisirung auszeichnen.

Unter den Porträtmalern Frankreichs ist Hippolyte Flandrin jetzt ein vielgenannter Name, und auch er scheint, wie Gustav Riccard, von dem wir früher schon berichteten, sogar noch Winterhalters und Dubufe's Ruhm überflügeln zu wollen. Sein „Mädchen mit der Nelke" auf der diesjährigen Pariser Ausstellung wird von verschiedenen Seiten geradezu als das Ju-

wei derselben bezeichnet: eine allerliebste dunkelgrün gekleidete Brunette, die sich an ein geblümtes Kissen lehnt und in ihren auf dem Schooß gekreuzten, wunderschön gezeichneten Händen eine rothe Nelke hält. Aus dem feinen schelmischen Gesicht des Mädchens strahlen ein Paar kleine lebendige Augen in tiefstem Schwarz. — Unter den neuern Porträts Winterhalters verdient den Preis das der Prinzessin Marie Woronzoff.

Ländliche Scenen in Bildern sind jetzt in Frankreich noch viel mehr Mode, als bei uns in Deutschland. Werke dieser Art von Hebert, Knaus, und Anderen wurden von uns schon besprochen; außer ihnen bleiben aber besonders noch zwei von den naturalistischen Malern der modernfranzösischen Schule zu erwähnen übrig: **Breton** und **Brion**. Letzterer lieferte in den diesjährigen Salon z. B. eine „Begräbnißscene an den Ufern des Rheins", welche man ein meisterlich gelungenes Stimmungsgemälde nennen darf. Die finstere Traurigkeit in den Mienen der Bauern, die unbeweglich am Ufer zurückbleiben, während ein Kahn die Ueberreste eines geliebten Todten davonträgt, der tiefe, aber schweigsame Schmerz der beiden neben dem Sarge sitzenden Alten, die Verzweiflung der vor ihnen stehenden jungen Frau, die den Mann ihres Herzens für immer verloren hat, das alles ist mit einer rührenden Einfachheit, mit wahrer Empfindung dargestellt, und der schwache Schein am Himmel und auf dem Wasser trägt nur dazu bei, den tragischen Ausdruck der Figuren, die ernste Bedeutung des ganzen Bildes noch zu erhöhen. Breton lieferte „Aehrenleserinnen auf dem Felde" zur Zeit des nahenden Feierabends — ein Gemälde, auf dem nicht nur die einzelnen Gestalten der arbeitsamen Frauen von der gelungensten Naturwahrheit sind, sondern worauf auch der sinkende Tag in der Luft, in dem eigenthümlich falben Scheine, der vom Horizont aus sich über den Vordergrund verbreitet, sowie in den kräftigen Umrissen des Schattens, welchen die mit dem Rücken nach der Sonne stehenden Figuren werfen, auf sehr malerische und effectvolle Weise zur Erscheinung kommt. Die beiden Bilder sind übrigens nicht die einzigen, welche Breton und Brion ausstellten; jener gab z. B. noch eine heitere Scene am blauen Montag, dieser eine Gesellschaft von Kegelspielern u. a. m., welche beiden Bilder gleichfalls die Spuren ihres unzweifelhaft großen Talents auf mannichfache Weise deutlich an sich tragen.

Rosa Bonheur, die geniale Thiermalerin, vollendete ein neues großes Gemälde, eine „Heuernte", worüber der wohlthuende Zauber frischen Lebens und naturgetreuer Darstellung in hohem Grade ausgegossen ist. Gelungen sind vor allem die kräftigen Gestalten der vier Stiere, die den mit Heu beladenen Wagen ziehen; aber auch die Figuren der Bauern und Bäuerinnen, sowie die Partien der Wiese selbst lassen nichts zu wünschen übrig und bekunden einen erheblichen Fortschritt der Künstlerin, insofern dieselbe früher Alles, was außer der Thierwelt lag, nicht so recht zur Geltung zu bringen wußte.

Am 29. Juni starb in Berlin an der Lungenlähmung der im Jahre 1785 zu Potsdam geborene Bildhauer und Professor an der Akademie **Ludwig Wichmann**, jüngerer Bruder des schon seit 1836 der Kunst entrissenen Karl Friedrich Wichmann. Mit diesem zusammen studierte jener in Rom die Antike, nachdem er in der Heimath von Bove und Unger elementaren Unterricht empfangen und in Paris zugleich mit seinem nachmaligen Collegen Friedrich Tieck die Schule Davids und Bosio's besucht hatte. Seit 1821 arbeitete er dann in Berlin, wo er sich an Gottfried Schadow und dessen realistische Manier anschloß. Unter seinen ziemlich zahlreichen Werken nennen wir die schöne Gruppe „Amor und Psyche" im Marmorpalais zu Potsdam, die nach der Erfindung von Rauch und Tieck im Großen modellirten Figuren, die das Schlachtdenkmal auf dem Kreuzberg zieren, ferner die Statue der Kaiserin Alexandra von Rußland für den Winterpalast in Petersburg, welche schon sein Bruder gebildet, ein Brand aber zerstört hatte, weshalb unser Künstler nach dem vorhandenen Entwurf ein zweites Werk zu liefern den Auftrag erhielt. In Arbeit hatte er noch kurz vor seinem Tode eine Büste Winckelmanns für die Säulenhalle des alten Museums; zu einem in Stendal dem Andenken Winckelmanns zu errichtenden Denkmal fertigte er das Modell, für das Berliner Opernhaus mehrere Gruppen und für das Nikolaus-Bürgerhospital die Basreliefs. Am Portale der Werder'schen Kirche befindet sich sein heiliger Michael, und von den Wredowschen Entwürfen zu den Gruppen auf der Schloßbrücke führte er den von Nike unterstützten verwundeten Krieger aus. Unter seinen vielen Büsten befinden sich z. B. die von Prinz Louis Ferdinand, Stein, Hardenberg, Hegel, Fichte, Schleiermacher, Theodor Körner, dem Prinzen von Hessen, der Fürstin von Liegnitz, Ludwig Devrient, P. A. Wolff, Charlotte v. Hagn, Meyerbeer, Mendelssohn, Wilhelm v. Kaulbach ꝛc. Unter seinen Schülern sind besonders die Bildhauer Hagen und Schievelbein zu erwähnen.

Knaur in Leipzig hat seine für die erzherzogliche Bibliothek in der Villa Mira mare bei Triest bestimmte Dantebüste zeitweilig im städtischen Museum ausgestellt und findet für das nicht nur höchst porträtähnliche, sondern auch charaktervolle Werk großen Beifall bei den Beschauern. Auf die im „Tageblatt" ausgesprochene Klage darüber, daß die Stadt, wo der Künstler wohnt, selber noch keine seiner Arbeiten ihr eigen nenne, entgegnen wir, daß die Aula unserer Universität mehrere derselben aufzuweisen hat.

Von den für ein Denkmal des Feldmarschalls Fürsten Karl v. Schwarzenberg nach Wien gesendeten Entwürfen ist des ersten Preises keiner für werth erachtet worden. Den zweiten Preis von 250 Ducaten erhielt jedoch der Bildner der „Amazone", August Kiß in Berlin, den dritten der bisher weniger genannte Pilz in Wien.

Der akademische Rath zu Dresden hat beschlossen, ein in Bronzeguß auszuführendes Reliefbrustbild des verstorbenen Johann Gottlob v. Quandt an der Außenseite des Akademiegebäudes, gegenüber dem Porträtmedaillon des Ministers Bernhard v. Lindenau, anzubringen.

Händel, der deutsche Componist, hatte bisher nur in England an dem schönen Werke Roubiliacs ein Monument seiner Verdienste. Die hundertjährige Wiederkehr seines Todestages gab Veranlassung dazu, ihm auch in der Heimath ein Denkmal zu errichten, und dasselbe ist in Halle, seiner Geburtsstadt, am 1. Juli unter großen Feierlichkeiten enthüllt worden. Heidel in Berlin lieferte dafür das Modell, den Erzguß besorgte der königliche Kunstgießer Gladenbeck, und die Ciselirung unternahm der Ciseleur Sprel. Die zehn Fuß hohe bronzene Statue zeigt uns Händel in der Ausübung seiner Kapellmeister-Pflichten begriffen, während auf seine Werke durch das mit allegorischem Beiwerk verzierte Notenpult, worauf er sich lehnt, und das die Partitur des „Messias" trägt, hingedeutet ist. Seine linke Hand stützt sich in die Seite, und mit der rechten hält er eine Taktir-Rolle, als wäre er im Momente bereit, zu dem Einfallen des Orchesters das Zeichen zu geben. Das Gesicht ist in ausdrucksvollster Weise gebildet, und besonders charakteristisch erscheint an dem Standbild das Costüm der damaligen Zeit, die stattliche langherabwallende Allongeperrücke, der reiche goldbrokatene Frack, die seidenen gezwickelten Strümpfe und Schuhe. An der Vorderseite des ungefähr elf Fuß hohen Postamentes aus schlesischem Marmor prangt in Goldschrift der Name „Händel", auf der Rückseite stehen die Worte: „Errichtet von seinen Verehrern in Deutschland und England 1859", während die eine Nebenseite mit einem Eichenkranz, die andere mit einem Lorbeerkranz, beide goldbronzirt, geschmückt sind. — Erwähnt sei hierbei noch, daß die der Enthüllung des Denkmals folgende, von uns schon erwähnte Aufführung des Oratoriums „Samson" in der Marktkirche mit dem besten Erfolge von Statten gegangen ist.

Theater und Musik.

Die nachgelassene Tragödie einer bereits verstorbenen böhmischen Dichterin, „Ladislaus Hunyady“ von Katharina Klauczeck, erlebte vor kurzem im Neustädtischen Theater zu Prag ihre erste, vom Beifall des Publicums begleitete Aufführung. Die Verfasserin, welche im Alter von kaum vierundzwanzig Jahren am 9. Januar 1858 schon diesem Leben entrückt wurde, schrieb das genannte Drama, als sie noch nicht zwanzig Jahre alt war, und man muß mit Rücksicht auf solche Jugend billig erstaunen über die bereits ungewöhnliche Reife ihres Talentes, die in dem bühnengerechten Entwurf und dem technisch-geschickten Aufbau des Stückes zu Tage tritt. Es ist eine Tragödie der Eifersucht, und in der Darstellung dieser Leidenschaft offenbaren sich bei Katharina Klauczeck viele wahrhaft poetische Züge. Bei Lebzeiten blieb dem größeren Publicum ihre dichterische Begabung unbekannt; erst nach dem Tode der jungen Dame erschienen sowohl ihre lyrischen Gedichte, als nun auch dies Drama, welches nachträglich noch einem allzufrüh untergegangenen Talente zu gerechter Anerkennung verhelfen wird.

An die deutschen Bühnen wurde als Manuscript gedruckt ein neues Drama von Gustav Kühne gesendet: „Kuß und Gelübde oder die Geheimnisse von Venedig“, Schauspiel in vier Acten nebst Vorspiel.

Moritz Heydrich in Loschwitz bei Dresden, der Dichter des „Tiberius Gracchus“, den körperliche Leiden Jahre lang schon an größeren poetischen Arbeiten verhinderten, beschäftigt sich, wie wir vernehmen, mit einer Tragödie, deren Held der Sandwirth Andreas Hofer sein soll. Es ward derselbe, wie man weiß, früher bereits von Immermann und Berthold Auerbach zur Hauptfigur zweier Bühnenstücke gemacht, die trotz großer Vorzüge und Schönheiten sich doch nicht auf den Brettern halten konnten; es muß sich nun zeigen, welchen Erfolg Heydrichs Arbeit erringen wird. Sein obenerwähntes Drama ist, bei mancherlei Fehlern der Anfängerschaft, in einem so edlen tragischen Style gehalten, daß man, danach zu schließen, nur Gutes erwarten kann; es wäre doch aber Schade, wenn er künftighin sich immer zur Tragödie halten und das heitere Bühnenspiel, für das er seinem köstlichen „Prinz Lieschen“ zufolge vor allem befähigt erscheint, ganz außer Acht lassen wollte.

„Wie denken Sie über Rußland?“ — diese Worte, jetzt auf dem Theaterzettel gelesen, müssen nothwendiger Weise die Neugierde des Publicums rege machen und es zu zahlreichem Besuche anlocken. Sie stehen als Titel vor dem neuesten Stückchen des talentvollen G. v. Moser, welches neulich von der Wallner'schen Gesellschaft in Berlin mit durchschlagendem Erfolge zum ersten Mal gegeben wurde. Jener Titel, auf dessen Frage keine Antwort erfolgt, ist freilich eine harmlose Mystification, denn politische Anspielungen, die man hinter ihm wittern möchte, bilden keineswegs die Hauptsache in dem Lustspielchen, welches sich vielmehr gewisse Einbildungen und Vorurtheile der adeligen, exclusiven Gesellschaft in unschuldiger Weise zu geißeln vorgenommen hat. Vielleicht ist es das Beste, was Moser bisher schrieb, und einige Berliner Kritiker behaupten geradezu, noch keinen eleganteren und dabei wirksameren Scherz gesehen zu haben. Der Dichter versteht die dramatische Miniaturmalerei in seltener Weise, und er wird, wenn er fortfährt, seine Begabung auf ersprießliche Art zu entwickeln, vor Allen dazu berufen sein, die originellen Seiten und feinen dialogischen Reize des französischen Proverbe's in deutschem Sinne bei uns einzubürgern. Wie sehr es uns aber Noth thut, die Form zu pflegen und in ihr uns zu vervollkommnen, da wir nur so hoffen können, auch Herren über den Stoff zu werden, braucht gar nicht erst gesagt zu werden.

„Eine übereilte Ehe“ nennt sich das in Dresden gegebene deutsche Lustspielchen einer dort lebenden russischen Dame von Stande, der Frau Karoline von Pawloff, geb. von Jänisch aus Moskau. Zwei junge Leute hatten sich ohne gegenseitige Neigung aus Convenienzrücksichten geheirathet und wurden zu spät inne, daß zum ewigen Bunde sich nur liebende Seelen die Hand reichen sollten. Sie kannten einander nicht genug, und geben sich nunmehr keine Mühe, sich noch kennen zu lernen; sonst würden sie auch jetzt noch sich lieb gewinnen und glücklich sein. Statt dessen schweift ihr Sinn zu fremden Idealen; beide suchen anderweitige Neigungen, sie verabreden endlich mit dem persönlich ihnen noch unbekannten Dritten beide ein Stelldichein, und als die Stunde desselben naht, entdecken sie zu ihrer großen Ueberraschung, daß sie selber sich diese Ideale gewesen sind. Der junge Mann ist Dichter, und wie Dichter nie ohne Capricen sind, so war es die seinige, ohne Namen vor die Oeffentlichkeit zu treten und sogar der eigenen Frau seine Autorschaft zu verheimlichen; diese aber gewann mit den Poesien zugleich auch den Poeten lieb, sie wagt an ihn zu schreiben, ihm ihr inniges Interesse zu verrathen, und so treten sie beide unbewußter Weise in einen Briefwechsel, der endlich eine so glückliche unerwartete Lösung findet. Man wird nicht übersehen, daß einzelne von selbst sich aufdrängende wichtige und ernste Fragen bei diesem heitern Schluß ohne Beachtung geblieben sind. Wie nämlich — denkt man unwillkürlich — wäre es denn geworden, wenn Dichter und Gatte wirklich verschiedene Personen gewesen wären? Und muß nicht der Letztere, wenn er diese Alternative sich stellt, und in Anbetracht dessen, was seine Frau thun wollte, die mit ihr geschlossene Ehe jetzt erst recht als übereilt anerkennen? Das sind, wie gesagt, Lücken und schwache Stellen in dem sonst sehr zierlichen und künstlichen Intriguengeflecht des Stückes, welches sich außerdem auch durch feingebildeten, witzigen Dialog auszeichnet und im Ganzen als das Werk eines mit ruhigem und sinnigem Behagen gestaltenden Talentes gelten muß. Es verräth die Schule der französischen Grazie, wie denn die Verfasserin, dreier Sprachen gleich sehr mächtig, früher russische Lyrik in französischen wie in deutschen Maßen mit großem Glücke wiedergab. — Die Aufführung des Stückes in Dresden ließ recht sehr wieder den Mangel einer kleineren königlichen Bühne fühlen. Dresden besitzt ein Opernhaus, in welchem auch das große heroische Drama zu seinem Rechte kommt, der kleine und feine Conversationsstyl der Komödie jedoch nicht die Pflege hat, die ihm nur in einem traulich engeren Raum zu Theil wird.

„Ehen werden im Himmel geschlossen,“ sagte Saphir, „weil die Vermählten gleich nach der Hochzeit aus den Wolken fallen.“ Keinen so boshaft witzigen, aber einen desto harmloseren, annehmlicheren Aufschluß über den Ursprung jenes Sprichworts giebt das gleichnamige Liederspiel Julius v. Rodenbergs, zu dem Goltermann eine originelle begleitende Musik schrieb. Als selbständiger Erfinder des Inhaltes seines Stückchens kann der Erstgenannte freilich nicht angesehen werden, denn dasselbe ist nur die in eine hübsche scenische Form gebrachte Umschreibung des uns zuerst durch Pierre Levassor bekannt gewordenen Gedichts „Ein Briefchen an den lieben Gott“. Diesen bittet nämlich ein naives Bauernkind in seiner elternlosen Verlassenheit schriftlich um einen braven Mann, benutzt den Almosenkasten an der Kirchthür zur Beförderung ihres Herzenswunsches und erhält als Antwort darauf den jungen reichen Besitzer des Dörfchens, der das niedliche Mädchen in ihrem rührenden Treiben belauscht hat. Im Bereiche des Liederspieles machte Rodenberg schon früher einen gelungenen Versuch mit des „Waldmüllers Margret“, die Heinrich Marschner in Musik setzte; man darf überhaupt sagen, er habe Talent für dies Genre, dem Bühnenwirksamkeit nicht abzusprechen ist und das sogar Goethe, z. B. in „Jery und Bätely“, zu cultiviren unternahm. Die Hauptrolle gab an der Berliner Friedrich-Wilhelmsstadt Fräulein Goßmann, die daselbst im Ganzen genommen nicht weniger als vierundzwanzig Mal aufgetreten ist. Der Erfolg dieses ihres ersten Gastspieles in der preußischen Hauptstadt war fortdauernd ein glänzender, und sie wird schon im October

dieses Jahres dahin zurückkehren, um dann auch im königlichen Schauspielhause sich dem Publicum vorzuführen.

Es schien zweifelhaft, ob Marie Seebach in Hannover nach ihrer Vermählung mit dem Heldentenor Niemann der Bühne, wie zuvor, angehören würde; doch hören wir zu unserer Freude, daß dies wirklich der Fall und daß die junge Frau bereits wieder in Pesth aufgetreten ist, wohin sie ihren Gemahl zum Gastspiel begleitete. Neben ihm als Masaniello debütirte sie dort als Fenella — eine Rolle, die bisher noch gar nicht auf ihrem Repertoir stand. Später kommt sie ebenso, wie Friederike Goßmann, zu uns nach Leipzig, und wir werden dann nicht verfehlen, den beiden Phänomenen der ernsten und heiteren Kunst auch unsrerseits die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen.

Es wird so viel und so oft geklagt über gewisse Hoftheater, die den Anforderungen der Zeit nur langsam nachhinken und den allerwenigsten neuen Erscheinungen im Bereiche des Drama's wie der Komödie ihre Beachtung schenken. Diese trägen Bühnenleitungen können sich sämmtlich ein Beispiel an dem Hamburger Thaliatheater nehmen, dessen Rechenschaftsbericht über die Zeit vom 1. August 1858 bis 31. Mai 1859, d. h. also über die zehn Monate des Jahres, während welcher an dieser einen Theil des Sommers hindurch geschlossenen Bühne überhaupt blos gespielt wird, so eben veröffentlicht worden ist. Er enthält das überraschende Resultat, daß das genannte Theater binnen jenem Zeitraume nicht weniger als 47 ganz neue und 69 neueinstudierte Stücke in sein Repertoir aufnahm.

Wir lasen neulich eine Zeitungsnotiz aus der Schweiz, nach welcher das Bühnenwesen in diesem Lande noch auf sehr niedriger Stufe steht und die Einwohnerschaft dem Interesse für die dramatische Kunst so ziemlich ganz fremdbleibt. Es dürfte bemerkenswerth sein, daß von den vielen großen und wohlhabenden Städten der verschiedenen Cantone nur allein Genf ein erträgliches Theater hat, während weder das reiche Basel noch das industrielle Zürich oder St. Gallen, weder das diplomatische Bern noch das zur Sommerzeit von Fremden angefüllte Luzern sich eines Gleichen rühmen kann. Im Winter wurde an diesen Orten zwar immer Komödie gespielt, doch die Directoren, die waghalsig genug waren, eine Gesellschaft nach der Schweiz zu führen, sind bisher fast sämmtlich nach kurzer Zeit bankerott geworden.

In Constantinopel befindet sich jetzt zum ersten Mal eine deutsche Schauspielertruppe, und so stark ist das deutsche Element unter der dortigen Bevölkerung schon vertreten, daß die fremden Gäste im Reiche des Islam gar wohl ihre Rechnung finden. Könnte man nur über die Auswahl der dargestellten Stücke Gutes berichten, doch ist dieselbe keine eben geschmackvolle zu nennen. Bei der Eröffnung wurde z. B. das classische Stück des Wiener Possendichters Hopp „Pelzpalatin und Kachelofen“ gegeben.

Die große Oper zu Paris hat ein neues Werk des Fürsten Poniatowski zur Aufführung angenommen. Auch bestätigt sich das Gerücht, daß Auber nach langer Muße nochmals eine komische Oper componirt hat, für die ihm, wie für seine früheren Schöpfungen „die Stumme von Portici“, Fra Diavolo“, „den Schwur“ u. a., wieder der unerschöpfliche Scribe den Text geschrieben hat. — „Die Wallfahrt zu Ploermel“ soll nun auch in der italienischen Oper zu Petersburg mit Debassini und Madame Charton-Demeur in den Hauptrollen gegeben werden. Für die gestorbene Angiolina Bosio engagirte das letztgenannte Theater Fräulein Emmy La Grua, die vor kurzem erst aus Brasilien zurückgekehrt ist. Sie war mehrere Jahre lang jenseits des Meeres und erntete in den fernen Welttheilen Triumphe, von denen die im Vaterlande verbliebenen Sängerinnen nichts zu erzählen wissen. Statt der verbrauchten Huldigungen durch Blumen und Gedichte kam es z. B. vor, daß der gefeierten Dame Kränze von Marabouts und Flamingofedern zugeworfen wurden. Ob ihre Stimmmittel noch so schön und unversehrt sein mögen, wie damals, als wir sie am Beginn ihrer Künstlerlaufbahn, vor nun beiläufig acht bis neun Jahren zu hören Gelegenheit hatten? Sie ist uns seit der Zeit immer unvergeßlich geblieben, auch wegen des Eindrucks ihrer äußeren Erscheinung. Solche dunkelstrahlende, geistbeseelte Augen, durch die in die wundersame Werkstätte des Herzens hinunterzuschauen, es uns unwiderstehlich hinzog, sahen wir außer bei Emmy La Grua später nur noch bei der Rachel wieder.

Hans v. Bronsart, eines der talentvollsten und gebildetsten Mitglieder der sogenannten „neudeutschen“ Musikschule, hat sich von Weimar auf sein Gut in Ostpreußen begeben, um eine Oper zu componiren, deren aus den nordischen Sagenkreisen entnommenen Text er sich selber geschrieben hat. Daß er mit der Feder umzugehen weiß, zeigte er durch die sogar von Gegnern als maßvoll und klug belobte Abwehr, welche er unter dem Titel „Musikalische Pflichten“ den Angriffen in Alfred v. Wolzogens „Musikalischen Leiden“ zu Theil werden ließ.

In Edinburg starb am 10. Juni im achtundvierzigsten Lebensjahre der Musikdirector Dürrner, der sich besonders durch seine einfach schöne, rührend naive Composition des Volksliedes „Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß ꝛc.“ unvergeßlich gemacht hat.

St.-Léon, der geschiedene Mann der Cerrito, gastirte vor kurzem am Dresdner Hoftheater in einem neuen Divertissement „Tartini, der wahnsinnige Violinist“, welches die bekannte Sage von der Entstehung der Tartini'schen sogenannten „Teufelssonate“ behandelt und worin sich der Gast zugleich als Tänzer, Componist und Violinspieler von Bedeutung zeigte. Das letztere war er von Anfang an, bis die Liebe zur Cerrito ihn auch zum ausgezeichneten Tänzer machte. Die Ehe der beiden ist zwar längst schon wieder aufgelöst, der von seiner ehemaligen Frau erlernten Kunst blieb St. Léon aber fortdauernd treu.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Hierzu eine Beilage.

Der Krieg in Italien.

Erster Abschnitt.
Magenta und Solferino.

Indem wir es unternehmen, den kriegerischen Ereignissen in einer zusammenhängenden Darstellung zu folgen, geben wir uns hinsichtlich des geschichtlichen Werths unserer Arbeit keinen Täuschungen hin. Wir schreiben Tagesgeschichte und erzählen Begebenheiten, die, indem sie in voller Bewegung fortschreiten, viele Spuren des eben Geschehenen mit sich nehmen und verwischen. Ein Einblick in die Motive und Pläne der Feldherren ist uns nicht vergönnt, ja selbst der äußere Gang der Begebenheiten wird uns oft in gefärbten Berichten mitgetheilt. Wie in einem Kriege jeder Theil seine Erfolge überschätzt, seine Verluste in den niedrigsten Zahlen angiebt, ist bekannt. Ein kritisches Verfahren, die Linie der Wahrheit festzustellen, giebt es für uns Mitlebende nicht. Vieles läßt sich jedoch durch eine gewissenhafte Vergleichung der Angaben aus beiden Lagern mit den Schilderungen unbetheiligter Augenzeugen und mit den Ergebnissen des gewaltigen Kampfes als geschichtliche Wahrheit ermitteln. Wir werden alle Resultate, zu denen wir auf diese Weise gelangen, ohne Rücksicht darauf, ob sie den österreichischen oder den französischen Waffen günstig sind, mittheilen. Wir haben es hier nicht mit politischen Fragen, sondern mit Thatsachen zu thun, und diese irgend wie zu fälschen, kommt uns nicht in den Sinn. Je ernster der Kampf ist, der sich in diesem Augenblicke noch auf die oberitalienische Ebene beschränkt, um so ernster müssen wir selbst sein. Es wäre eine Vaterlandsliebe der schlechtesten und gefährlichsten Art, wollten wir die großen kriegerischen Eigenschaften der Franzosen herabsetzen, oder suchten wir den Eindruck hervorzurufen, daß auf österreichischer Seite Alles so gewesen sei, wie es hätte sein können. Vor allen Dingen werden wir uns bemühen, ein klares und übersichtliches Bild der Ereignisse zu entwerfen, damit unsern Lesern kein bedeutsamer Zug des großen Tagesdrama's entgehe. Die politischen Zeitungen sind in diesem Punkte im Nachtheil. Sie sind genöthigt, eine Menge einzelner unzusammenhängender Nachrichten zu bringen, die sich zum Theil widersprechen und eine über der andern vergessen werden. Sie liefern mit einem Worte einen unfertigen Stoff, den in seinem Gedächtniß zu ordnen dem aufmerksamsten Zeitungsleser nicht gelingt. Dieses Ordnen und Sichten ist unsere Aufgabe. Wer uns folgt, wird den Gang der Begebenheiten im Ganzen verstehen — das können wir versprechen. Wo für uns im Einzelnen Dunkelheiten bleiben, werden wir es offen sagen. Hinsichtlich der geographischen Beschaffenheit des Landes verweisen wir auf den Artikel: Das Kriegstheater in Oberitalien (Europa Nr. 22). Das diplomatische Vorspiel wurde in dem Artikel: Wie der Krieg entstand (Europa Nr. 20), erzählt.

In den letzten Tagen des Aprils hatte sich eine österreichische Armee am Tessin aufgestellt, der sardinischen Antwort auf das Ultimatum harrend, das Baron Kellerberg in Turin übergeben hatte. Das lombardisch-venetianische Königreich war in diesem Augenblick von etwa 200,000 Mann besetzt. Oberbefehlshaber war Graf Gyulai, an der Spitze des Generalstabs stand Oberst Khun von Khunenfeld, eine zum Rückhalt bestimmte zweite Armee befehligte Graf Wimpffen, Venedig war dem General Aleman übergeben worden. Außerhalb des eigentlichen Kriegsschauplatzes befanden sich österreichische Besatzungen in Piacenza, Ferrara und Commacchio, in Bologna und Ancona. Die Flotte, einschließlich des unvollendeten Linienschiffes Kaiser Franz, hatte sich in den Hafen von Malamocco zurückgezogen, um mit ihren 450 Geschützen zur Vertheidigung von Venedig beizutragen. Da man die See nicht zu halten im Stande war, hatten auch die Küsten von Istrien und Dalmatien befestigt werden müssen. In dem letztern Kronlande war noch die Gefahr ins Auge zu fassen, daß die Montenegriner, deren Feindseligkeit keinem Zweifel unterlag, wie ein Jahr zuvor einen bosnischen Aufstand erregen und durch die Serben, von denen man sich ebenfalls des Schlimmsten zu versehen hatte, unterstützt werden würden. Durch die Besetzung so vieler Punkte kam in die österreichischen Streitkräfte natürlich eine gewisse Zersplitterung.

Auf sardinischer Seite war man zum Krieg entschlossen und auf Alles vorbereitet. Von einer offenen Feldschlacht gegen die Oesterreicher, ehe die Franzosen herbeigekommen waren, konnte bei der geringeren Anzahl der sardinischen Truppen keine Rede sein. Der klügste Entschluß war der, die Ebene preiszugeben und das Heer Stellungen beziehen zu lassen, wo es sich bis zur Ankunft der französischen Verbündeten halten und zugleich die beiden Wege, auf denen man diese erwartete, decken könne. Dieser Entschluß wurde gefaßt und ausgeführt. Um Turin und die Straße über den Mont Cenis zu schützen, stellte sich Generallieutenant Cialdini an der Dora Baltea auf. Den Befestigungen, die man dort aufgeworfen hatte, diente das Dorf Rondissone zum Mittelpunkte. Durch ein anderes, hochliegendes Dorf Mazza und durch das alterthümliche Schloß Verrua, das in früheren Kriegen eine Rolle gespielt hat, erhielt diese Stellung eine nicht unbedeutende Stärke. Sie be-

herrschte die Dora-Brücke auf der Straße von Turin nach Vercelli, die überdies in jedem Augenblicke zerstört werden konnte. Die Fähren von Verrua und Pontestura und alle Kähne wurden auf das rechte Ufer geführt und 2500 Mann unter Garibaldi bis Pontestura vorgeschoben. Die Stärke dieses Heerkörpers betrug 20,000 Mann, über die Generallieutenant Cialdini, ein alter Soldat der Napoleonischen Kriege, den Oberbefehl führte. Die sardinische Hauptmacht — vier Divisionen Fußvolk, vier Regimenter leichte Reiterei und zwölf Batterien — ging auf das rechte Po-Ufer. Der König, der hier persönlich den Oberbefehl führte, hatte sein Hauptquartier in Alessandria und stützte seinen linken Flügel auf Casale, seinen rechten auf Valenza. Er konnte sich in diesen festen Plätzen selbst gegen die größte Uebermacht wochenlang halten. In Alessandria münden zwei Eisenbahnen, von denen die eine von Turin, die andere von Genua kommt. So lange Alessandria nicht genommen oder umgangen wurde, blieben beide den Franzosen offen.

Während die Oesterreicher am Tessin Halt machten, weil man in Wien eine neue englische Vermittelung angenommen hatte, verlor man in Turin keinen Augenblick, sich der französischen Hülfe zu versichern. Der Telegraph spielte zwischen der sardinischen Hauptstadt, Paris, Toulon und Algier unaufhörlich, und schon am 26. April landeten die ersten französischen Truppen, einheimische Schützen aus Algier, in Genua, wo sie mit glühender Begeisterung aufgenommen wurden. Mit derselben Schnelligkeit setzte Sardinien seinen zweiten Verbündeten in Thätigkeit — die italienische Revolution.

Die Nationalpartei der Halbinsel besteht aus zwei Gruppen, einer monarchischen und einer republikanischen. Die letztere, deren Haupt Mazzini ist, befindet sich augenblicklich stark in der Minderheit. Die Monarchisten hatten sich durch ihre geheimen Gesellschaften eine vortreffliche Organisation gegeben und leisteten allen Weisungen aus Turin den pünktlichsten Gehorsam. Die dortige Centralgesellschaft wurde von La Farina, einem ehemaligen sicilianischen Minister während der Revolution, geleitet und hatte Garibaldi zu ihrem Feldherrn ernannt. Bisher hatte sie die Ungeduld der Italiener gezügelt, jetzt gab sie das sehnlich erwartete Zeichen zum Losbrechen. Massa und Carrara, zwei modenesische Provinzen, die der Apennin vom Hauptlande trennt, erhoben sich zuerst (26. April). Nachdem bereits eine französische Fregatte von 50 Kanonen in den Golf von Spezzia eingelaufen war, machten 200 in Piemont bewaffnete und organisirte Flüchtlinge von Sarzana aus bei Fontia einen Einfall in's Gebiet von Carrara, das nur von einem kleinen Piket bewacht wurde. Die wenigen Soldaten desselben mußten sich vor der Uebermacht der Angreifenden zurückziehen, und sogleich setzten Massa und Carrara im Namen Victor Emanuels eine provisorische Regierung ein.

An demselben Tage gerieth Florenz in Gährung, doch zerstreuten sich die versammelten Massen auf den Wink ihrer Leiter wieder. Am 27. April wurde die Bewegung allgemein und unwiderstehlich. Mit den Massen, die vom Lande und aus andern Städten herbeiströmten, wogten wohl 100,000 Menschen in den Straßen. An allen Ecken las man Anschläge desselben Inhalts: „Die Stunde hat geschlagen. Der Kampf für die Unabhängigkeit Italiens wird schon gekämpft. Auch Ihr müßt Euch als Italiener fühlen. Die Hindernisse, welche entgegenstehen, daß die toscanischen Soldaten an der Seite der Piemontesen für Italiens Unabhängigkeit kämpfen können, müssen gehoben werden. Brüderschaft zwischen den toscanischen Soldaten und dem Volk! Es lebe der König Victor Emanuel!" Diesen Ruf, verbunden mit den andern Losungsworten: Es lebe Italien! Es lebe Frankreich! hörte man überall, und überall erschienen dreifarbige Kokarden und Bänder, während von den Dächern und aus den Fenstern Fahnen mit den Farben Italiens flatterten. Die Haltung der Menschenmassen blieb musterhaft. Wollte sich irgendwo eine Störung bemerkbar machen, so genügte es, daß ein anständig gekleideter Mann unter die Haufen trat, und mit einigen leisen Worten war Alles abgethan. Da zeigten sich Soldaten mit dreifarbigen Bändern an der Brust. Man jubelte ihnen entgegen, und die Hüte tanzten wie Schneeflocken in der Luft. Nicht lange, so war die Verbrüderung der Truppen mit dem Volk eine zweifellose Thatsache. Die Offiziere schlossen sich fast ohne Ausnahme an, auch die Veliti, eine der Garde anderer Länder vergleichbare Truppe, fielen von der Regierung ab.

Im Palaste war man in ernster Berathung. Der Großherzog glaubte den Sturm beschwichtigen zu können, wenn er den verhaßten General Ferrari entlasse, das Ministerium wechsle und die Neutralität Toscana's erkläre. Er berief den Marchese Lajatico, aber dieser erklärte die Lage für so ernst, daß es nur ein Mittel gebe, eine Revolution zu verhindern — die Abdankung. Nach dieser Unterredung versammelte der Großherzog den diplomatischen Körper und theilte den Gesandten tief erschüttert mit, daß man von ihm die Niederlegung seiner Krone fordere, zu der er sich nie entschließen könne; von seinen Truppen verlassen, bleibe ihm nichts übrig, als aus dem Lande zu gehen. Er wandte sich nach Bologna, weil dort die nächsten Oesterreicher standen. Eine provisorische Regierung übernahm die Geschäfte, der General Ulloa, der tapfere Vertheidiger Venedigs im Jahre 1849, die Führung der Truppen. Die gegen Oesterreich verfügbaren Streitkräfte wurden durch diese Revolution, bei der nicht ein Tropfen Blut floß, nicht das geringste Eigenthum in Schaden kam, um 17,000 Mann vermehrt. Vier Bataillone verschiedener Truppengattungen mit vier Batterien und vielen hunderten Freiwilliger machten sich sogleich auf den Weg nach Turin. Auch die sonstigen Hülfsmittel des Landes, die sich nach der jährlichen Ausfuhr von 60—70 Mill. Franken ungefähr abschätzen lassen, bekam der König von Sardinien als toscanischer Dictator in seine Gewalt.

Eine förmliche Kriegserklärung war in diesem Augenblicke von keiner Seite erfolgt. Frankreich ersetzte dieselbe durch eine Note seines auswärtigen Ministers vom 29. April, durch die der Verkehr mit Oesterreich abgebrochen wurde, und die beiderseitigen Gesandten, Freiherr von Hübner in Paris, Herr von Bonneville in Wien, verließen nun jene Hauptstädte. Am Tage vorher war ein österreichisches Kriegsmanifest erschienen, in dem der Kaiser seinen Völkern verkündete, daß er seiner Armee den Befehl gegeben habe, den von dem Nachbarstaat

Sardinien ausgehenden, in der jüngsten Zeit auf ihrem Höhenpunkte angelangten Anfeindungen unbestreitbarer Rechte seiner Krone und des unverletzten Bestandes des ihm von Gott anvertrauten Reichs ein Ziel zu setzen. In dem französischen Kriegsmanifest vom 3. Mai, das auf dieses österreichische antwortete, erklärte der Kaiser, er wolle keine Eroberungen und habe blos den Zweck, Italien sich selbst wiederzugeben, damit Frankreich dort ein befreundetes Volk, das ihm seine Unabhängigkeit verdanke, zum Grenznachbar habe. So hatten denn die Waffen die Entscheidung zu geben.

Am 28. April, in der elften Morgenstunde, war der nach Turin abgegangene österreichische Bote in Mailand zurück und überbrachte die sardinische Antwort auf das österreichische Ultimatum, welche durchaus ablehnend lautete. Man war darauf gefaßt gewesen und hatte alle Maßregeln vorbereitet. Um theilweisen Aufständen, die bei der Stimmung der städtischen Bevölkerung mehr als wahrscheinlich waren, vorzubeugen, wurde das Land in Kriegszustand erklärt und eine Anzahl fliegender Colonnen gebildet, welchen die Aufgabe zufiel, sich nach jedem Punkte zu begeben, wo die Ruhe gestört werde. Ueber die stärkste derselben übernahm General Urban den Oberbefehl. Die Truppen waren so weit fertig, daß ihr Abmarsch bereits um vier Uhr Nachmittags erfolgen konnte. Zur Bewachung von Mailand blieben nicht mehr als zwei Fußbataillone zurück, die in den festen Stellungen des Castells und der Porta Tosa, wo sie über genug Geschütze verfügten, für ihren Zweck vollkommen hinreichten.

Der Uebergang über den Tessin erfolgte am 29. April an drei Punkten, bei Buffalora, Gravellona und Vigevano. Graf Gyulai mit dem Hauptquartier hatte sich nach Pavia begeben und überschritt den Grenzfluß dort. Alles war in der gehobensten Stimmung. Die Officiere umarmten sich unter Glückwünschen, die Soldaten jubelten laut, und namentlich begrüßten die ungarischen Regimenter ihren Landsmann Gyulai mit endlosen Eljens. Das düstere Pavia, ein „trockenes Venedig" ohne den Reiz der Poesie, der die Lagunenstadt umschwebt, ein Ort mit engen Gassen und nachlässig gehaltenen Häusern, dessen imposante Paläste neben halbverfallenen Kirchen stehen, gewann den Anblick eines großen Feldlagers. Die Einwohner hielten sich in den Häusern, und von Nichtsoldaten sah man blos ärmliche Bauern, die in dem bunten Treiben auf eine Gelegenheit zu Gewinn warteten. Vor den Thoren hielten lange Wagenzüge, Pferdekoppeln und Munitionscolonnen, in den Straßen schallte der eherne Schritt deutscher und kroatischer Regimenter, zwischen und hinter denen Ordonnanzen und Couriere, Aerzte, Militärbeamte, diese in übergroßer Anzahl, Nachzügler und Vorspannkutscher sich drängten. Die Officiere vermochte man nur an den Waffen und an den schwarzgelben Feldbinden zu unterscheiden, denn ihre Tracht war wie bei den Gemeinen der leinene Kittel.

Von den drei Abtheilungen des österreichischen Heeres war die eine, die sich bei dem Oberfeldherrn Gyulai unmittelbar befand, 30,000, die zweite unter Benedek 60,000, die dritte unter Zobel 30,000 Mann stark. Der unmittelbarste Zweck des Vorgehens, die Besitznahme der sardinischen Provinz Lomellina, wurde ohne Widerstand erreicht. Die nächsten Bewegungen erweckten die Erwartung, daß Graf Gyulai rasch eine große Entscheidung suche. Sein rechter Flügel, der über Novara und Vercelli vorging, schien bestimmt zu sein, Turin zu bedrohen, hauptsächlich aber die Eisenbahn bis zur Dora Baltea zu zerstören und Wege und Brücken ungangbar zu machen, um einen Marsch der Franzosen auf der Straße nach Mailand zu erschweren. Die österreichische Hauptmacht nahm die Richtung gegen den Po und gegen die bei Alessandria versammelten Sardinier. Es war anzunehmen, daß sie diese isoliren wolle, indem sie sich auf der einen Seite auf der Eisenbahn, die von Turin über Asti nach Alessandria führt, festsetze, auf der andern Seite bis Novi vorgehe, um die Franzosen, sobald sie in die Ebene vordrängen, in die Gebirge zurückzuwerfen. Auf einen solchen Plan schloß man um so sicherer, als Graf Gyulai bis Voghera und Castelnuovo vorging. Kühn war der Plan, aber er gewährte die Aussicht, daß man die Franzosen und Sardinier getrennt schlagen konnte. Einer Niederlage setzte man sich nicht aus, da man schlimmsten Falls die Rückzugsstraße nach Piacenza frei behielt.

Bestand die Absicht, die wir angedeutet haben, wirklich, so blieb sie mitten in der Ausführung stecken. Nachdem Graf Gyulai sich Uebergangspunkte über den Po gesichert und sie oberflächlich befestigt hatte, blieb er plötzlich stehen. Den fortgesetzten Vormarsch des rechten Flügels in der Richtung auf Turin, wobei verschiedene unbedeutende Vorpostengefechte, die ersten Neckereien in einem Kampf auf Tod und Leben, vorkamen, ziehen wir als nichts entscheidend nicht in Betracht. Dem Streben nach großen Vortheilen entsagend, begnügte sich der österreichische Oberfeldherr mit dem verhältnißmäßig geringen Nutzen, den ihm die Lomellina bot. Diese sechs Meilen breite und zwölf Meilen lange Provinz, einer der fruchtbarsten Theile Piemonts, mußte ihm Lebensmittel und andere Bedürfnisse seines Heeres liefern. Die Gründe, weshalb der Graf seine Thätigkeit einstellte, vermögen wir nicht anzugeben. Möglicher Weise ließ er sich durch zwei Momente bestimmen, durch das schlechte Wetter und durch das unerwartet rasche Eintreffen der französischen Verbündeten Sardiniens. Es könnte sein, daß ihm die Gefahr vorgeschwebt habe, auf seinem weitern Marsch gegen Asti und Novi durch Wetter und Wege so aufgehalten zu werden, daß er seine Gegner, die durch Eisenbahnen begünstigt würden, dort bereits in überlegenen Massen vorfinde.

Das frühzeitig eingetretene milde Wetter hatte den Alpenschnee, von dem die piemontesischen Gewässer gespeist werden, jählings ins Schmelzen gebracht. Die Flüsse traten aus und überschwemmten die nächsten Ländereien, so daß die Reisfelder, in denen der Hauptreichthum der Lomellina besteht, dem Auge die Spiegelflächen von Seen zeigten. Dazu goß es Tage lang in vollen Strömen vom Himmel. Die Leiden der Soldaten wurden durch dieses Unwetter nicht wenig erhöht. Obdach gab es keines, oder nur für eine geringe Zahl, die der Zufall in die Nähe von Häusern, Hütten oder Schuppen brachte. Die größte Mehrzahl war zwischen die kalte nasse Erde und den regnenden Himmel hingestellt.

Noch weit mehr hatten die französischen Truppen bei ihrem Marsch über die Alpen zu leiden. Sie benutzten dazu zwei Wege, den über den Montcenis mit der Seitenstraße, die von Grenoble her einmündet, und den über den Mont Genevre, die directe Verbindung zwischen Grenoble und Susa. Die Schneemassen, die den Montcenis fast sperrten, waren von 4000 Leuten der Eisenbahn durch unausgesetzte Arbeit beseitigt worden. Es fiel aber wieder neuer Schnee, der den Boden über einen Fuß hoch bedeckte, und nicht selten waren die marschirenden Truppen in dichte Nebel oder in Schneewirbel eingehüllt. Dies hinderte den Marsch übrigens keinen Augenblick, und selbst die Nacht wurde benutzt, indem man die Soldaten von Führern mit Fackeln begleiten ließ. Die von Grenoble ausgehenden Abtheilungen hatten zwei Bergrücken zu übersteigen, den Col du Lautaret, der die Thäler der Romanche und der Guizanne von einander trennt, und den Mont Genevre. Sie fanden fast noch größere Hindernisse vor sich, als beim Montcenis zu besiegen waren. Ein Theil von ihnen folgte jenseit des Mont Genevre dem Wege, der über Fenestrelles und Perouse auf Pignerol führt, wo eine Zweigbahn nach Turin ihren Anfang nimmt. Die Reiterei benutzte hauptsächlich die schöne Straße vom Var nach Genua. Alle diese Bewegungen wurden mit einer solchen Umsicht und Energie geleitet, daß weder das Wetter, noch die unvermeidlichen Zufälligkeiten jedes Marsches eine Unterbrechung herbeiführten.

Die meisten französischen Truppen wurden jedoch nicht zu Lande, sondern zur See befördert. Die Einschiffungspunkte waren Marseille und Toulon. Das französische Seetransportwesen ist in einer Weise geordnet, um die selbst England seinen Nachbar beneiden kann. Eine eigene Transportflotte ist hergestellt und mit den besten Einrichtungen versehen worden. Bei den Einschiffungen der Truppen entfalteten sowohl die Soldaten als die Matrosen eine ungemeine Gewandtheit und Schnelligkeit. Ein französisches Bataillon war so rasch an Bord, daß in einem Zuschauer der Gedanke entstehen konnte, es handle sich um eine kleine Lustfahrt von wenigen Stunden. Unter Lachen, Singen und den Rufen: „Es lebe der Krieg!“ sprangen die Soldaten, ihr volles Feldgepäck auf dem Rücken, in die Boote und kletterten im Nu in die Schiffe. Ihr sehr geringfügiges Gepäck wurde im Raum aufgeschichtet, und die Einschiffung war fertig, so daß man ohne weiteres aus dem Hafen fahren konnte. Das Landen dieser Truppen in Genua bot ein nicht minder interessantes Schauspiel dar. Kaum hatten die Schiffe im Hafen Anker geworfen, so bedeckten sich die Quais mit Soldaten, die sich im Augenblick ordneten und mit ihrer Musik an der Spitze, von der Bevölkerung begeistert empfangen und von schönen Händen mit Blumen überschüttet, durch die Straßen auf ihre Posten zogen. Am 30. April war die Zahl der in Genua gelandeten Franzosen, Garde, Linie, Zuaven, Turcos und Artillerie, bereits auf 30,000 gestiegen. Alle diese Truppen wurden sogleich auf der Eisenbahn nach Alessandria befördert, demselben Zielpunkt, den die über den Montcenis und den Mont Genevre gegangenen Franzosen nahmen.

Der Kaiser der Franzosen hatte angekündigt, daß er den Oberbefehl in Person übernehmen werde. Er wartete, bis die Truppen in den ihnen angewiesenen Stellungen schlagfertig dastanden, und dann brach er von Paris auf. Die frühere Verstimmung der Franzosen wegen des Kriegs hatte jetzt aufgehört, das kriegerische Blut des Volkes war in Wallung gerathen. Der 10. Mai war der zur Abreise bestimmte Tag, und schon am Mittag waren die Straßen vollgepfropft von Menschen. Die Bürgerwehr war der einzige Theil der Bevölkerung, der an diesem Tage unzufrieden nach Hause ging. Sie hatte sich unter ihrem Befehlshaber Lawoestine auf dem freien Platze vor dem Invalidenhotel aufgestellt und rechnete mit Sicherheit auf die Ehre einer Musterung. Der Kaiser fand indessen keine Zeit, eine Handlung vorzunehmen, die Ludwig Philipp in Folge seiner Politik, in dem besitzenden Mittelstande seine Stütze zu suchen, keinenfalls unterlassen haben würde. Napoleon III. kam es darauf an, die Arbeiter, die in dichten Massen auf dem Wege zum Bahnhofe Hecke bildeten, nicht warten zu lassen. Die Vorstädte hatten sich völlig entleert, und mit ihrer Bevölkerung verband sich Alles, was Paris an feurigen oder schaulustigen Elementen enthält. Der Kaiser konnte mit dem Empfange dieser nach Zehntausenden zählenden Menge zufrieden sein. Man umringte ihn, wie man einen Volkshelden umringt, man betäubte ihn mit einem Donner von Hochrufen, und die Arbeiter ließen sich mit Mühe abhalten, ihm am Bastilleplatz, vor der Julisäule, unter der Statue der Freiheit, die Pferde auszuspannen.

Bis Fontainebleau begleitete ihn die Kaiserin, die zur Regentin ernannt worden war. Längs der Eisenbahn empfing man ihn überall mit stürmischem Jubel, namentlich in Marseille, wo er mit dem Prinzen Napoleon am Mittag des 11. Mai eintraf. Im Angesicht des Hafens war ein Zelt errichtet, von dem der Kaiser, nachdem er die Behörden empfangen hatte, an Bord der „Königin Hortense“ ging. Am 12. Mai, in der zweiten Nachmittagsstunde, war er im Hafen von Genua. Mehr als tausend mit Flaggen geschmückte Boote begleiteten das kleine Dampfschiff Authion, das ihm auf die Rhede entgegenfuhr. Die Quais des Handelshafens und die Schiffe waren mit begrüßenden Menschen bedeckt. Abends wiederholte sich der feierliche Empfang in dem ungeheuren Saale des Theaters Carlo Felice, zu dem der Kaiser durch taghell erleuchtete Gassen fuhr.

Nächsten Tags empfing der Kaiser einen Besuch des Königs von Sardinien, der incognito nach Genua kam, um ihn und den Prinzen Napoleon zu begrüßen. An demselben Tage richtete er an sein Heer einen Aufruf, der den Soldaten sagte, daß sie für eine heilige Sache föchten, welche die Sympathien der Welt besitze. „Ueberstürzt Euch nicht,“ lautete der Schluß, „das ist die einzige Sache, die ich fürchte. Die neuen Präcisionswaffen sind nur in der Ferne gefährlich, und sie verhindern nicht, wie ehemals, die schreckliche Waffe des französischen Fußvolks, das Bayonnet, zu gebrauchen. Soldaten, thun wir alle unsere Pflicht und setzen wir unser Vertrauen auf Gott! Das Vaterland erwartet viel von Euch. Schon tönen durch ganz Frankreich Worte einer glücklichen Vorbedeutung: möge die neue Armee von Italien ihrer älteren Schwester würdig sein!“

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 30. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 23. Juli.

Inhalt

Mütter berühmter Männer.

Unter diesem Titel hat eine Engländerin, Mrs. Ellis, ein Werk herausgegeben, welches einen interessanten Stoff leider nicht allzu glücklich behandelt. Mit richtigem Takte hat die Verfasserin erkannt, daß die Einwirkungen der mütterlichen Erziehung viel mehr zur Ausbildung des kindlichen Charakters, selbst bei dem Knaben, beitragen als die des Vaters, und den Versuch gemacht, in einer Reihe von Charakterbildern bedeutender Frauen diese Einflüsse nachzuweisen. Der gute Wille ist aber größer gewesen als das Vermögen, und die salbungsvolle Breite, in welcher sich die Verfasserin zu ergehen liebt, ersetzt nicht den Mangel an fester und bestimmter Zeichnung und macht es sogar dem Leser schwer, die vielen interessanten Thatsachen und Züge, welche der Fleiß der Verfasserin gesammelt hat, aus dem Ocean wenig sagender Redensarten wieder zu sammeln und zu einem neuen Bilde zusammenzustellen. Wenigstens hinsichtlich eines der geschilderten Frauencharaktere, der Mutter Heinrichs IV. von Frankreich, wollen wir versuchen, dem Leser diese Mühe zu ersparen.

Johanna von Albret war eine der merkwürdigsten Frauen ihrer Zeit. Durch die Stellung ihres Hauses frühzeitig in die politischen Wirren ihrer Zeit hineingerissen, legte sie schon in ihrer Jugend Proben von einem Charakter ab, der sie sehr bald befähigte, eine selbständig eingreifende Rolle zu spielen, die weit über das Verhältniß ihrer materiellen Machtmittel hinausging. Aber über den schweren und zeitraubenden Sorgen der Politik vergaß sie auch der Mutterpflichten nicht und zog einen Sohn heran, der bei allen seinen Schwächen eine der schönsten Zierden des französischen Thrones geworden ist und durch Eigenschaften, die man als eine Erbschaft von seiner Mutter anerkennen muß, Frankreich aus einem Abgrund der Anarchie herausriß, in dem es rettungslos zu liegen schien.

Die Mutter Heinrichs IV., geboren im Januar 1528, war eine Prinzessin von Navarra, des kleinen Königreichs, das einen beständigen Zankapfel zwischen Frankreich und Spanien bildete und sich nur erhalten konnte, wenn es die Eifersucht des einen seiner Gegner gegen den andern auszubeuten suchte. Ihre Mutter, die hochbegabte Schwester Franz I., hielt sich zur Zeit ihrer Geburt mit ihrem Gemahl am Hofe von Fontainebleau auf, wo auch Johanna ihre erste Erziehung empfing. Sie blieb auch dort zurück, als der König von Navarra mit seiner Gemahlin sich nach Pau zurückzog, denn schon in frühester Jugend war sie bestimmt, die Braut des zweiten Sohnes des Königs, Heinrich von Orleans, zu werden und ihr zukünftiger Schwiegervater wünschte, daß ihre Erziehung in der Nähe des Hofes vollendet werde. Frühzeitig wurde sie ein Opfer der Politik, denn Franz, der sein Versprechen, sie mit dem Herzog von Orleans zu verloben, mit der ihm eigenen Selbstsucht über einen ihm bessere Aussichten gewährenden Plan vergessen hatte, gedachte sie nun an den Herzog von Cleve zu verheirathen, um damit für seine Absichten gegen seinen gehaßten Nebenbuhler, Karl V., einen neuen Bundesgenossen zu gewinnen. Johanna, zu jener Zeit erst zwölf Jahre alt, wurde natürlich nicht gefragt, aber sie gab damals das erste Zeichen der frühreifen Selbständigkeit ihres Charakters. In Alençon sollte sie mit ihrem Bräutigam zusammentreffen, aber sie benahm sich schon bei ihrer ersten Zusammenkunft mit so schroff abweisendem Stolz und gab so deutlich zu erkennen, daß sie eine Verbindung mit dem Herzog für eine Entwürdigung ihres alten Hauses halte, daß selbst Franz in Verlegenheit gerieth und Briefe über Briefe an seine Schwester schrieb, in denen er die Hoffnung aussprach, daß es ihr gelingen werde, ihre Tochter zur Vernunft zu bringen. Sie sparte auch keine Bemühung, ohne daß sich Johanna dadurch abhalten ließ, als sie kein Mittel mehr sah, der verhaßten Verlobung zu entgehen, mit einer Festigkeit und Fähigkeit, die weit über ihre Jahre ging, in wohlgewählten Worten eine entschiedene Verwahrung gegen die Heirath aufzusetzen, in welcher sie erklärte, daß die Verbindung ganz gegen ihren Wunsch und ihren Willen sei, und daß sie die Gattin des Herzogs von Cleve niemals werden könne und wolle, außer durch Zwang. In diesem merkwürdigen Document erwähnt sie der Drohungen, mit welchen man ihren Widerstand zu brechen versucht habe, und wir lernen daraus das interessante Factum kennen, daß die Mutter die Strafe des Ruthenstreichens für diejenige hielt,

welche am wahrscheinlichsten den gewünschten Erfolg haben würde. Die Prinzessin erklärt mit den ernstesten Worten eine durch Zwangsmittel herbeigeführte Ehe für null und nichtig und schließt unter feierlichen Anrufung Gottes, als ihres einzigen Beschützers, mit ihrer Namensunterschrift, welcher die Namen dreier Personen aus ihrer Dienerschaft als Zeugen beigefügt sind. Das Document wurde dann sorgfältig versteckt, um seiner Zeit benöthigten Falles vorgelegt zu werden. Trotz dieser Vorsichtsmaßregel gingen die Vorbereitungen zur Hochzeit ihren Gang, und die vorläufige Ceremonie der Verlobung fand im Schlosse Alençon statt. Damit nicht zufrieden, bestand Franz auch auf der sofortigen Trauung, zu welchem Zwecke Johanna nach Chatellerault gebracht wurde. Vor ihrer Abreise aber entwarf sie eine andere Verwahrung, welche die erste als von ihr eigenhändig geschrieben bestätigte und von neuem in nicht weniger entschiedener und kräftiger Sprache die Heirath für eine durch Zwang vollzogene und gegen ihren Willen stattfindende erklärte. Auch diese Urkunde wurde durch Zeugen unterschrieben, und in dieser Stimmung reiste die jugendliche Braut nach Chatellerault, wo der Herzog von Cleve ihre Ankunft erwartete und wo es ihm, wie bei dem ersten Zusammentreffen, nicht gelang, der zürnenden Prinzessin auch nur das leiseste Zeichen des Wohlwollens abzugewinnen.

Trotz des hartnäckigen und andauernden Widerstands Johannens fand die Trauung im Juli 1540 statt. Die Anstalten dazu waren mit großem Prunk getroffen, und die größten Ausgaben galten für nicht zu groß für die Gelegenheit. Die Braut, die unter der schweren Last von Edelsteinen, Hermelin und der langen Schleppe fast zu Boden sank, erklärte, als für sie der Zeitpunkt kam, vor den Altar zu treten, daß sie nicht gehen könne. Durch eine solche Einwendung ließ sich jedoch Franz von seinem Ziele nicht abwendig machen. Wenn die Braut nicht gehen konnte, mußte sie getragen werden. Demgemäß gab der König dem alten Marschall Montmorency einen Wink, und dieser hob Johannen auf seinen Armen in die Höhe und trug sie nach der Kapelle, wo die Ceremonie ohne weitere Behinderung vor sich ging. Diese schließliche Nachgiebigkeit der Braut läßt sich wohl mit dadurch erklären, daß sich der Bräutigam verpflichtet hatte, sie unmittelbar nach der Trauung der Obhut ihrer Mutter zu übergeben, unter der sie bleiben sollte, bis sie alt genug war, seine Frau zu werden.

Die Ehe kam auch wirklich nicht zur Vollziehung, denn der Herzog von Cleve war in der Ausführung seiner politischen Pläne nicht glücklich. Er hatte Krieg gegen den Kaiser begonnen, aber die ihm von Franz zugesagte Hülfe blieb aus; die Uebermacht seines Gegners war zu unverhältnißmäßig groß, und er konnte nur durch schleunigste Unterwerfung unter den demüthigendsten Bedingungen, unter denen sich auch die rückhaltlose Aufgabe des Bündnisses mit Frankreich und die Auflösung der Ehe mit der Prinzessin von Navarra, die dieses Bündniß besiegeln sollte, befanden, Verzeihung erhalten. Etwas später wurde durch den Papst die Ehe auch formell gelöst, wobei die Protestation, welche Johanna eigenhändig aufgesetzt hatte, von nicht geringem Nutzen war.

Fünf Jahre vergingen jedoch, ehe Johanna auf diese Weise frei wurde, und sie verlebte die letzte Hälfte dieses Zeitabschnitts meistens an dem Hofe ihrer Eltern in Pau, am Fuße der Pyrenäen. Um die Königin Margarethe, durch ihren hochgebildeten, in den Schönheiten der Poesie wie in den strengen Disciplinen der Wissenschaften gleichen Genuß findenden Geist selbst eine der merkwürdigsten Frauen ihrer Zeit, und um ihren gleichgesinnten Gemahl sammelten sich einige der gelehrtesten und ausgezeichnetsten Männer, welche Frankreich und die Nachbarländer aufzuweisen hatten. Fast ohne Ausnahme gehörten damals die strebsamen Geister in der Wissenschaft zu denen, welche sich zu einem reineren Glauben als dem von der katholischen Kirche gebilligten sehnten, und unter den Gästen, welche in den gastlichen Räumen des Bearner Königsschlosses Aufnahme fanden, waren auch gelehrte Professoren und eifrige Verkündiger der neuen reformirten Lehre, welche an der Königin eine gleichgestimmte Zuhörerin hatten.

In dieser Umgebung wuchs Johanna auf, bis sie nach Franzens Tode, im März 1547, nach länger als zweijähriger Frist wieder am Hofe erschien. Ihre Schönheit sowohl als ihr Geist hatte sich entwickelt, aber die feinere Politur, die sie in den geistvollen Cirkeln am Hofe ihrer Mutter empfangen, hatte die natürliche Offenheit und Geradheit nicht beeinträchtigt, welche der Grundzug ihres Charakters war. Sie fand am Hofe des jungen Königs von Frankreich bald Verehrer und wählte aus dem zahlreichen Kreise derselben den unbedeutendsten an Charakter, obgleich er vornehm und schön war, den nur zwanzigjährigen Anton von Bourbon, Herzog von Vendome, dessen einzige wirkliche Tugend seine Tapferkeit als Soldat war, denn sonst war er eitel, schwankend in seinen Entschlüssen und flatterhaft in seinen Leidenschaften. Die Vermählung fand im October 1548 statt, nachdem die Eltern sich lange gesträubt hatten, ihre Einwilligung zu geben, und schließlich nur die Rücksicht den Ausschlag gegeben hatte, daß Anton von Bourbon sich entschieden zur reformirten Religion hinneigte, und seine nahe Verwandtschaft mit dem königlichen Hause in Frankreich für die Zukunft der Unabhängigkeit des Königreichs Navarra eine Stütze zu werden versprach.

Schweres Unglück trübte die ersten Jahre der Ehe. Die Mutter Johannens starb bereits am 25. December 1549, ihr erster und ihr zweiter Sohn starben kaum ein Jahr alt, und wenig mehr als ein Jahr nach der Geburt ihres dritten Kindes, des so berühmt gewordenen Heinrichs IV., verschied auch ihr Vater, der König von Navarra, im Mai 1555 an einer ansteckenden Krankheit im Feldlager.

Heinrich IV. ist im Schlosse Pau geboren, und dort zeigt man heute noch das Zimmer, in welchem er am 13. December 1553 das Licht der Welt erblickte. In einem andern Zimmer hebt man auch die Wiege auf, in welcher der zukünftige König von Frankreich schlummerte, oder wie Andere behaupten wollen, zur Taufe getragen ward. Es ist eine große Schildkrötenschale, welche aus den Stürmen der Revolution, während welcher der Pöbel das Schloß erstürmte, um die letzten Spuren des untergehenden Königthums zu vernichten, von einem Herrn in Pau durch die List gerettet ward, daß er die

königliche Wiege mit einer andern ganz ähnlichen Schildkrötenschale, die er in seinen Sammlungen hatte, vertauschte und diese letztere der Zerstörung preisgab. Ein anderes denkwürdiges Gemach befindet sich in einem kleinen Thurme an der Südwest-Ecke des Schlosses: das Arbeitszimmer Johanna's von Albret, als sie Königin von Navarra war. Vielleicht war es dieses Zimmer, wo sie den unerschütterlichen Entschluß faßte, welchem sie in den denkwürdigen Worten Ausdruck gab, „lieber, als in die Messe gehen, oder dulden, daß ihr Königreich oder ihr Kind es thäten, wolle sie, wenn es möglich wäre, diese in die Tiefen des Meeres werfen, um es zu verhindern!" oder wo sie vor den Augen des Cardinals Ferrara den jungen Prinzen mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit in die Arme schloß und ihn auf das feierlichste ermahnte, niemals, unter keinem Vorwand, in die Messe zu gehen, und, für den Fall seines Ungehorsams, die Drohung hinzufügte, ihn enterben und nicht länger als Sohn betrachten zu wollen. Fern vom Hofe, unter der Obhut der Gattin eines Landedelmannes, wurde Heinrich in der einfachsten Weise erzogen. Er wurde ganz wie die andern Kinder des Dorfes behandelt, trug dieselben Kleider wie sie und nahm an ihren Spielen Theil. Oft aß er, wie sie, nur trocknes Brot, und oft erkletterte er die Felsen barfuß. So wuchs er unter einer wahrhaft spartanischen Erziehung heran.

Er war nicht viel mehr als ein Jahr alt, als sein Großvater, der König von Navarra, starb und die Krone an seine Mutter fiel. Es war eine sorgenvolle Erbschaft, denn Heinrich, der regierende König von Frankreich, versuchte die Gelegenheit zu benutzen, das Ländchen an sich zu reißen, und Anton, der Gemahl Johannens, war schwach genug, sich für solche Pläne gewinnen zu lassen. Von ihrem natürlichen Beschützer verlassen, mußte die Königin für sich allein handeln und that es mit seltener Entschlossenheit und klugem Takte. Um ihre Pläne durchzusetzen, mußte sie sich selbst an den französischen Hof nach St. Germain begeben, wo sich ihr Gatte bereits befand. Hier von Verräthern umgeben, mußte sie ihrem feurigen Temperamente Zügel anzulegen und sich jeder unbewachten Aeußerung zu enthalten. Ruhig und vollständig ging sie auf die Vorschläge zur Abtretung von Bearn an Frankreich gegen Entschädigung durch andere, nicht souveraine Besitzungen ein, denen ihr Gemahl bereits Gehör geschenkt hatte, und als der versammelte Rath ihre Antwort erwartete, erklärte sich Johanna, ohne ihre innerliche Entrüstung zu verrathen, bereit, den Willen Sr. Majestät zu thun, wenn bei ihrer Rückkehr ins Königreich ihre Unterthanen ihre Einwilligung dazu gäben. Frankreich glaubte gewonnenes Spiel zu haben, und Johanna durfte ungefährdet nach Hause zurückkehren, begleitet von Commissarien, welche das abgetretene Bearn übernehmen sollten. Aber Johanna war ihrer Sache sicher. Alle nöthigen Maßregeln waren längst vor ihrer Abreise getroffen, und als die Absicht des französischen Königs bekannt wurde, erhob sich ein solcher Sturm unter den abgehärteten Bergbewohnern von Bearn, daß die Commissarien froh waren, von der Königin sicheres Geleit über die Grenze zurück zu erhalten. Von Johannen nahmen sie an ihren König die Botschaft mit, daß ihre Unterthanen, weit entfernt, sich bewegen zu lassen, der beabsichtigten Abtretung Bearns an die Krone Frankreichs ihre Zustimmung zu geben, schon über das bloße Gerücht von dem Vorhandensein eines solchen Planes so in Zorn gerathen wären, daß es ganz außer ihrer Macht stehe, ihrer Abneigung gegen die Verwirklichung dieses Planes Herr zu werden. In der That war die Aufregung, in welche das ganze Land gerieth, ungeheuer. Das Volk stand wie ein Mann auf, um aus kurzer Hand Rache an denjenigen zu nehmen, welche hochverrätherisch den Plan hatten unterstützen wollen, und einige, welche in hohen Aemtern waren, mußten, nur um ihr Leben zu retten, eiligst das Land verlassen. In raschester und kräftigster Weise wurden Maßregeln zur Vertheidigung des Landes ergriffen, und das ganze Land war einig, bis aufs Aeußerste Widerstand zu leisten. Einem so entschieden an den Tag gelegten Volkswillen gegenüber hielt es der französische Hof für gerathen, seine Pläne zu vertagen und sie bei günstigerer Gelegenheit wieder aufzunehmen.

Diese Gelegenheit bot sich ihm sehr bald durch das unkluge Benehmen Antons, dem Johanna den Titel König verliehen und den sie zum Mitregenten gemacht hatte. Die Königin, obgleich von frühester Jugend an unter der Anleitung ihrer Mutter mit der Bibel vertraut geworden, und von Haus aus durch das kräftige Gepräge ihres Geistes und ihre Umgebung dem reformirten Bekenntniß geneigt, zögerte immer noch, sich von der alten Kirche zu trennen, gewiß weniger aus politischer Klugheit, denn ihr späteres Leben beweist, daß sie selbst unter den gefährlichsten Verhältnissen nie anstand, dem Gebote ihres Gewissens zu folgen, sondern weil sie noch nicht fest genug in ihrer Ueberzeugung geworden war, um einen so wichtigen Schritt zu thun. Ihr Gemahl dagegen widmete sich den Interessen der neuen Kirche mit einem Eifer, der nur heilsam hätte sein können, wenn er von Charakterkraft und Entschlossenheit begleitet gewesen wäre. Aber so forderte er nur Mächte heraus, denen zu widerstehen er zu schwach war, und gab dem französischen Hofe Gelegenheit, unter dem Vorwand, die in Bearn unterdrückten Interessen der katholischen Kirche zu schützen, mit dem Einrücken einer französischen Armee zu drohen. Sie stand auch wirklich schon an der Grenze, und das kleine Königreich schien abermals am Vorabende der Vernichtung seiner Unabhängigkeit zu stehen. Jetzt griff Johanna ein, rasch und entschieden wie gewöhnlich. Ohne die vielen Reformirten, die eine sichere Zuflucht in Bearn gefunden hatten, im Mindesten zu beeinträchtigen, ertheilte sie doch einigen der fanatischsten Prediger, welche die Zwietracht schürten, den Befehl, das Land zu verlassen, und faßte den Entschluß, um den König zu versöhnen, mit ihrem Sohne selbst nach Paris zu reisen. Das königliche Paar wurde mit Kälte empfangen und hatte sehr heftige Verhandlungen mit dem König von Frankreich, die fast zu einem Bruche geführt hätten. Diesmal diente der junge Heinrich als Vermittler. Er war im Vorzimmer geblieben, während Johanna eine wichtige Conferenz mit dem französischen Könige hatte. Es kam zum heftigen Streit zwischen den Beiden, als der kleine Prinz von Bearn des Wartens müde plötzlich hereingesprungen kam und „mit

welches selbst einem Coligny nicht mehr gehorchen wollte. Mit den beiden Prinzen, ihrem eigenen Sohne und dem jungen Condé, eilte sie in das Lager und trat mit ihnen vor die schon in halber Auflösung befindlichen Truppen. De Thou hat uns die Anrede aufbewahrt, welche sie an die Versammelten hielt: „Kinder Gottes und Frankreichs — Condé ist nicht mehr! Dieser Fürst, der Euch so oft das Beispiel tapfern Muthes und unbefleckter Ehre gegeben, der immer bereit war, für seinen König, sein Vaterland und seinen Glauben zu kämpfen, der nie zu den Waffen griff, außer um sich gegen unversöhnliche Feinde zu vertheidigen; dieser heldenmüthige Fürst, den selbst seine Gegner achten mußten, hat sein Leben für die edelste Sache hingegeben! Anstatt von uns die Lorbeerkrone, den gerechten Lohn für seine Tapferkeit zu empfangen, ist seine Stirn jetzt mit dem Diadem unsterblichen Ruhms geschmückt. Condé hat auf dem Schlachtfeld in der Mitte seiner Ruhmeslaufbahn ausgeathmet. Soldaten, Ihr weint! Aber verlangt das Gedächtniß Condé's nicht mehr, als Thränen? Wollt Ihr Euch mit nichtigen Klagen begnügen? Nein! Laßt uns zusammentreten und wieder Muth fassen, um eine Sache zu vertheidigen, die nie untergehen kann, und ihn zu rächen, der ihre beste Stütze war! Ueberwältigt Euch Verzweiflung? Verzweiflung! Diese Schwäche feiger Seelen können edle Krieger und christliche Männer nicht fühlen. Wenn ich, die Königin, noch hoffe, was habt Ihr da zu fürchten? Ist Alles verloren, weil Condé todt ist? Hört unsere Sache auf, gerecht und heilig zu sein? Nein! Gott, der Euch schon aus unzähligen Gefahren errettet hat, hat auch für Krieger gesorgt, die würdig sind, ihn zu ersetzen und für die Sache des Königs, des Vaterlands und der Wahrheit zu fechten! Es bleiben Euch als Anführer nicht blos Prinzen von königlichem Geblüt, sondern auch Coligny, la Rochefoucault, la Noue, Rohan, de Piles, d'Andelot, Montgomery! Unter diese tapfern Krieger stelle ich meinen Sohn. Stellet seine Tapferkeit auf die Probe! Das Blut der Bourbons und der Valois fließt in seinen Adern! Er glüht von heiligem Eifer, den Tod des Prinzen zu rächen. Seht auch Condé's Sohn, der jetzt mein Sohn geworden ist. Er ist der würdige Erbe der Tugenden seines Vaters. Er erbt seinen Namen und seinen Ruhm. Soldaten! Ich biete Euch Alles an, was ich zu geben vermag: meine Besitzungen, meine Schätze, mein Leben und was mir mehr werth ist, als dieses Alles, meine Kinder! Ich schwöre hier feierlichst vor Euch Allen — und Ihr kennt mich zu gut, um an meinem Worte zu zweifeln — ich schwöre, bis zu meinem letzten Athemzug die heilige Sache zu vertheidigen, die uns zusammenhält, die Sache der Ehre und Wahrheit." Tiefes Schweigen folgte auf Johannens Anrede; dann erscholl begeisterter Zuruf von allen Seiten. Die Soldaten drängten sich um die Königin und forderten stürmisch, in die Schlacht geführt zu werden, und mit einer Stimme riefen sie den jungen Prinzen von Navarra zu ihrem Führer aus. Johanna gab ihre Zustimmung, und Heinrich von Navarra wurde unter der Leitung Coligny's der Oberbefehlshaber der Hugenottenarmee.

Selbst die Gefahren des Schlachtfelds scheute die Königin nicht, und bei einer Gelegenheit finden wir sie mitten unter Kugeln, Wunden und Tod beschäftigt, einem der Führer ihres Heeres zuzureden, sich den Arm ablösen zu lassen, wodurch allein sein Leben erhalten bleiben konnte. Es war der tapfere und treue la Noue, der sich der Operation nicht unterwerfen wollte, weil er seinen Arm zum Fechten brauchte. Wie gewöhnlich, hatte man nach Johannen geschickt, denn wo Niemand überreden konnte, da konnte sie es. Sie bewog ihn nicht blos, sich den Arm abnehmen zu lassen, sondern hielt auch mit eigenen Händen das zitternde Glied während der Operation und sprach dem Leidenden Muth und Trost zu. Auf diese Weise fesselte die Königin die Herzen ihrer Anhänger unauflöslich an sich.

Während Johanna in ihrer unmittelbaren Umgebung alle ihre Kräfte in Anspruch genommen sah, empfing sie zugleich die traurigsten Nachrichten von der Verheerung ihres kleinen Königreichs, das sie so plötzlich hatte verlassen müssen. Die französische Armee hatte sich grausam an ihren Unterthanen gerächt, die ohne einen Anführer waren. Die unzufriedenen Edelleute, die schon einmal von der Königin unverdiente Verzeihung erhalten, hatten wieder, den Landesfeind unterstützend, zu den Waffen gegriffen. Verrath, Plünderung und Blutvergießen verbreiteten Schrecken unter diejenigen, die treu geblieben wären, wenn sie gewußt hätten, wem sie trauen konnten. Unmöglich konnte Johanna jedoch das Lager der Hugenotten verlassen, und sie ernannte daher den Grafen Montgomery zum Befehlshaber ihrer Heere im Süden. Er erhielt unumschränkte Vollmachten und schwor ihr dagegen, in ihrem Dienst das Leben hinzugeben, oder ihr ihr Königreich wiederzugewinnen. Rasch aber auch streng, vielleicht strenger als Johanna gewünscht hatte, führte er seinen Auftrag aus. Ueberall war er siegreich mit seinen Truppen. Die Franzosen mußten Bearn räumen, die Spanier verschwanden von der Grenze, und in unglaublich kurzer Zeit war die Ordnung wieder hergestellt.

Durch eine jener Schwenkungen, die manchmal Berechnung und manchmal Laune waren, sah sich Catharine von Medicis jetzt veranlaßt, gegen die Hugenotten eine versöhnlichere Politik zu versuchen und Anerbietungen zu machen, die auch schließlich zu einem Frieden führten. Von der ganzen Partei der Hugenotten war es nur die Königin von Navarra, welche nicht an die Aufrichtigkeit dieses Friedens glaubte. Coligny ließ sich bald an den Hof locken, wo ihn die arglistigen Schmeicheleien Catharinens von Medicis ganz zu umstricken verstanden und wo er als eine Art Lockvogel blieb, der durch sein leichtgläubiges Vertrauen viele andere angesehene Parteigenossen ins Verderben riß. Nur die Königin von Navarra hielt sich fern vom Hof, während es gerade das Hauptziel Catharinens und Carls war, sie mit ihrem Sohne dorthin zu locken, wo den Prinzen Heinrich eine glänzende Heirath mit der schönen Margarethe von Valois, der Schwester des Königs, erwartete.

Der Gedanke an dieses Ehebündniß, welches die ganze hugenottische Partei als das sicherste Mittel zur Versöhnung betrachtete, war Johannen unerträglich, und sie legte ihre Abneigung dagegen so deutlich an den Tag und hielt daran so lange fest daß sie sich zuletzt die Beschuldigung zuzog, ihren

Privatgefühlen die Oberhand über die höhern Interessen zu lassen, denen sie bisher so viele Opfer gebracht. Johanna berieth sich mit den Führern ihrer Partei, die alle mit großer Entschiedenheit für die Heirath sprachen. Sie legte diese Frage, als eine Gewissensfrage, ihrem Prediger und ihren geistlichen Rathgebern vor, die alle ihre Weigerung in demselben Lichte betrachteten. Immer bereit, ihre Privatinteressen dem allgemeinen Besten zu opfern, und immer ebenso groß wie in der Nachgiebigkeit, gab Johanna schließlich ihre Einwilligung, aber mehr wie Jemand, der aus Pflichtgefühl sich einem traurigen, aber unvermeidlichen Schicksal fügt.

Sie hätte ihre schlimmen Ahnungen erfüllt gesehen, wenn sie die Hochzeit erlebt hätte. Noch einmal besuchte sie ihr Königreich, beschäftigte sich mit der Abfassung eines Gesetzbuches für ihr Land und beschenkte ihre Unterthanen mit einer Bibel in baskischer Sprache, die sie in La Rochelle hatte übersetzen lassen und auf ihre Kosten herausgegeben hatte. Aber die Hand des Todes lag schon auf ihr, und mitten in den Vorbereitungen zur Vermählung ihres Sohnes starb sie an einer Brustentzündung in Paris am 9. Juni 1572. Am 24. August desselben Jahres wurde in der Bartholomäus-Nacht die Bluthochzeit gefeiert.

Magenta und Solferino.

Geschichte des Italienischen Kriegs bis zum Abschluß des Friedens.

Zweiter Artikel.

Vor dem Beginn der eigentlichen Feindseligkeiten hatte die französisch-sardinische Armee die folgende Organisation. Den Oberbefehl führte der Kaiser Napoleon, sein Chef des Generalstabs war der Marschall Vaillant, an der Spitze des gesammten Geschützwesens stand der General Leboeuf. Von den fünf Heerkörpern, welche die französische Armee bildeten, befehligte Marschall Baraguay d'Hilliers den ersten. Er bestand aus den drei Fußdivisionen Forey, Ladmirault, Bazaine, und aus einer Reiterdivision, welcher die piemontesische Reservereiterei unter General Sonnaz beigegeben war. Generalstabschef war General Foltz. Zu dem zweiten Heerkörper unter Generallieutenant Mac Mahon gehörten die beiden Fußdivisionen De la Motte Rouge und Espinasse nebst einer Brigade Reiterei. Den Generalstab leitete General Lebrun. Der dritte Heerkörper unter Marschall Canrobert setzte sich zusammen aus drei Fußdivisionen Bourbaki, Bonat, Regnault und aus der Reiterdivision Montauban. Der Generalstab war unter General Senneville gestellt. Den vierten Heerkörper befehligte General Niel, dessen Generalstabschef Espivent de la Ville-Boisnet war. Die beiden Divisionen dieses Heerkörpers waren Vinoy und Failly, von Reiterei hatte er nicht mehr als eine Brigade. Der fünfte Heerkörper unter dem Prinzen Napoleon war noch nicht fertig gebildet. Die Garden standen als besondere Reserve unter dem unmittelbaren Befehl des Kaisers in Alessandria. Den Oberbefehl über die Piemontesen behielt der König bei, indem er den General Marazzo della Rocca zu seinem Generalstabschef ernannte. Er hatte das Heer in einen rechten und in einen linken Flügel getheilt und den Befehl über den ersten dem General Alfons della Marmora, den über den linken dem General Hector von Sonnaz übergeben. Je zwei Brigaden bildeten eine Division, die Brigaden Savoyen und Gardegrenadiere unter General Castelborgo die erste, Piemont und Aosta unter Fanti die zweite, Pignerol und Acqui unter Durando die dritte, Königin und Savona unter Cialdini die vierte, Casale und Coni unter Cucchiari die fünfte. Führer der Reiterdivision war General Sambry, der Artillerie General Pastore, des Genies General Menabrea.

Graf Gyulai hatte die Franzosen und Sardinier ohne alle Störung ihre Vorbereitungen treffen und ihre Stellungen nehmen lassen. Er war thätig, aber er war es nicht in der rechten Weise. Aus der Geschichte aller Feldzüge hat sich die richtige Theorie entwickelt, daß die reine Vertheidigung ihre Zwecke immer verfehlen muß. Beschränkt sich ein Feldherr ganz und ausschließlich auf die Abwehr, so kann der Gegner mit aller Muße seinen Angriffspunkt wählen und alle seine Kräfte dorthin führen. So wird eine feindliche Uebermacht entstehen, die um so gefährlicher wird, je länger die Linie ist, auf der der Vertheidiger steht. Ganz anders gestaltet sich die Sache, wenn der letztere von Zeit zu Zeit, den besten Augenblick wahrnehmend, zum Angriff übergeht. Er stört dann den Gegner, zwingt ihn seinerseits auf seiner Hut zu sein und überrascht ihn wohl gar mitten in einem Marsche, mitten in den Vorbereitungen zu einer neuen Aufstellung, das heißt in einer Lage, wo ein unvermutheter Angriff die besten Truppen leicht in Verwirrung bringt. Dieser Verbindung von Angriff und Abwehr entsagte Graf Gyulai und wählte das fehlerhafte System der reinen Vertheidigung. In seiner Lage war dasselbe doppelt gefährlich, da die beiden Flußlinien der Sesia und des Po, die er benutzen wollte, zu lang sind, als daß sich an allen Punkten ein feindlicher Durchbruch verhindern ließe. Hinter diesen weitgedehnten Linien suchte er seine Deckung, versäumte jedoch nicht, auf den beiden jenseitigen Ufern Brückenköpfe anzulegen und sich auf diese Weise gesicherte Uebergänge zu verschaffen. Die Operationen, die zu diesem Ziel führten, wurden gut geleitet. Man beunruhigte die ganze Linie von Cornale am Po bis Candia an der Sesia, und täuschte den Feind dadurch über die Stellen, denen es wirklich galt. Der Uebergang bei Cornale erfolgte am 7. Mai in einer rabenfinstern Nacht und bei fortwährenden Regengüssen. In einer Stunde hatten die Pionniere eine Brücke von 120 Fuß Länge fertig, worauf jenseits ein Brückenkopf errichtet wurde. Außerdem legte Graf Gyulai hie und da Befestigungen an, um seiner Stellung mehr Stärke zu verleihen. Daß die Eisenbahn von Mailand nach Novara nicht ganz fertig ist, erwies sich als ein schwerer Nachtheil. In Folge dieses Uebelstandes war man beim Transport auf einen Canal,

den von Mailand herabführenden Naviglio Grande, und auf Wagen angewiesen, während die Franzosen ein zusammenhängendes Eisenbahnnetz zu ihrer Verfügung hatten.

Alle bisherigen Gefechte waren auf die Vorposten beschränkt geblieben. Kamen ja einmal, wie am 3. Mai bei Frassinetto an der Sesia, Geschütze mit ins Spiel, so suchte doch kein Theil einen größeren Erfolg. Im Anfang waren es die vorgehenden Oesterreicher, von denen der Angriff ausging, später, als Graf Gyulai seinen rechten Flügel, der gegen die Dora Baltea Abtheilungen vorgeschoben hatte, weiter zurücknahm, um ihn nicht einem Flankenangriff von Süden her auszusetzen, drängten die Piemontesen lebhaft nach. Bei Vercelli an der Sesia machte der österreichische Rückzug Halt.

Graf Gyulai erwartete den Hauptangriff auf seinem linken Flügel, oder im Südosten am Po, das heißt also da, wo er am stärksten war und den größten Theil seines Heeres bei einander hielt. Betrachtet man die Karte, so wird man gewahren, daß hier am wenigsten zu fürchten war. Tessin und Po, die bei Pavia zusammenkommen, bilden gute Linien, und das österreichische Heer konnte sich nicht blos auf die genannte Stadt, sondern auch auf die Festung Piacenza lehnen. Die Entfernung zwischen beiden beträgt fünf deutsche Meilen, und vier Meilen weiter abwärts folgt an der Mündung der Adda Cremona, ein alter Platz in zerfallenem Zustande. Erfolgte auf dieser Seite wirklich ein Angriff, so war Graf Gyulai in seinem Hauptquartier Garlasco nahe genug, um zu rechter Zeit am Platze sein zu können. Dennoch beschloß er, sich durch eine Auskundschaftung mit gewaffneter Hand zu überzeugen, in welcher Stärke der Feind jenseit des Po stehe. Durch Kundschafter konnte er dies ebenso gut erfahren, wenn er überhaupt noch nicht wußte, daß die französisch-sardinische Hauptmacht unter den beiden Monarchen zwischen Tortona, Alessandria und Casale vereinigt sei. Alles dieses liegt so auf der Hand, daß die Absicht der Auskundschaftung vielfach als die wirkliche bezweifelt worden ist. Ein im Uebrigen sehr verständiger militärischer Kritiker hat die Ansicht ausgesprochen, daß Graf Gyulai die sardinische Reiterei habe gefangen nehmen wollen. In diesem Falle würde er die Abtheilung, die er bei Montebello ins Gefecht schickte, nicht so überwiegend aus Fußvolk zusammengesetzt haben. Leichte piemontesische Reiterei fängt man mit schwerbepackten österreichischen Infanteristen nicht. Auch daß Gyulai an einen bedeutenderen Sieg gedacht habe, wie Andere meinen, glauben wir nicht. Dazu war die vorgehende Truppe, selbst wenn sie die Stärke hatte, die ihr von einigen der französischen Angaben zugeschrieben wird, zu schwach, ganz davon zu schweigen, daß es offenbarer Wahnsinn gewesen sein würde, den Francosarden vor den Thoren ihrer Festungen eine Schlacht zu liefern.

Am frühen Morgen des 20. Mai vereinigten sich die beiden österreichischen Heerestheile, die zur Auskundschaftung bestimmt waren. Der eine Theil war von Stradella herangerückt, der andere bei Vacarizza über den Po gegangen. Es waren Jäger aus Oberösterreich, Bataillone der Fußregimenter Don Miguel (Ungarn), Roßbach (Galizier), Heß (Niederösterreicher), Karl (Mähren), Zobel (Serben) und Culoz (Sachsen aus Siebenbürgen, Cumanen und Szekler), je eine Schwadron des Husarenregiments Haller (Ungarn) und des Uhlanenregiments Sicilien (Krainer und Kroaten), endlich ein Bataillon Liccaner Grenzer, dazu $3\frac{1}{2}$ Batterien. Eine amtliche Angabe über die Anzahl dieser Truppen fehlt. Den Oberbefehl führte Feldmarschall-Lieutenant Stadion.

Auf dem rechten Po-Ufer steigt das Gelände gegen Süden höher an. Das Dorf Casteggio, wo die Straße von Alessandria sich gegen den Po und gegen Piacenza hin abzweigt, liegt am tiefsten, höher hinauf folgt Montebello, und den Kamm der Erhebung bezeichnet Genestrello, ein Landgut des Marchese Trivulzio Pallavicini. Die Entfernung Casteggio's von Montebello beträgt eine halbe Stunde. Bei Genestrello fließt ein Bach Fassagazzo, der den Abhang gegen Montebello in schräger Linie durchschneidet.

Die vorrückenden Oesterreicher stießen auf nichts als piemontesische Reiterei, die drei Regimenter Aosta, Novara und Montferrat. Ihr Befehlshaber General Sonnaz handelte den Umständen völlig angemessen. Indem er den Marschall Baraguay d'Hilliers eiligst benachrichtigte, daß er angegriffen werde, warf er sich wiederholt auf seine Gegner. Besiegen konnte er sie nicht, aber er hielt sie auf. Bei diesen Angriffen bewiesen beide Theile eine glänzende Tapferkeit. Die Piemontesen kehrten immer wieder zum Anprall zurück, so schwere Verluste sie auch erlitten, die österreichischen Fußtruppen ließen die Reiter bis auf dreißig oder vierzig Schritte herankommen, ehe sie ihr Feuer abgaben. Graf Stadion blieb im Vorrücken, bis er das Gehöft Genestrello erreichte. Hier kam das Gefecht zum Stehen, denn bereits waren französische Hülfstruppen eingetroffen. Sie konnten die Eisenbahn benutzen und warfen sich, sobald sie aus den Wagen gesprungen waren, unmittelbar ins Gefecht. Genestrello wurde von den Oesterreichern hartnäckig festgehalten, und an diesem Punkte floß viel Blut. Er mußte aufgegeben werden, sobald General Forey, der mit neuen Truppen herbeigeeilt war, auf der Eisenbahn und in Cascina Nuova eine Stellung nahm, welche die Vertheidiger in die Flanke faßte. General Forey hatte in der Krim, von wo er abberufen worden war, Mißdeutungen auf sich gezogen, und wollte an diesem Tage beweisen, daß er ein Gefecht energisch zu leiten verstehe. Er folgte den zurückgehenden Oesterreichern auf dem Fuße, und diese hatten auf ihrem Wege bis Montebello einen harten Stand. Im Dorfe fanden sie Unterstützung und setzten ihren Widerstand fort. Von Gasse zu Gasse, von Haus zu Haus wurde gekämpft, oft mit der blanken Waffe und Mann gegen Mann. Der Kirchhof, der auf einer Höhe liegt, wurde bis sechs Uhr Abends gehalten. Die oberösterreichischen Jäger, 300 Mann mit zwei Sechspfündern, wiesen zwei Angriffe blutig zurück. Um jene Stunde bildete General Forey eine neue Sturmcolonne, an deren Spitze er sich mit General Beuret stellte. Sein Waffengefährte fiel, von einer Kugel mitten in die Brust getroffen, und er selbst wurde in der Hand verwundet, aber er überwand die letzte Schranke, die so lange seiner Anstrengungen gespottet hatte. Der Verlust des Kirchhofs war die Entscheidung. Graf Stadion ordnete den Rückzug an, der von der Brigade Bils so kräftig

geschützt wurde, daß die verfolgenden französischen Plänkler bereits bei Casteggio umkehrten.

Die Franzosen geben die Anzahl der Oesterreicher, gegen die sie fochten, zu 12,000 an und wollen selbst nicht mehr als 8000 Mann im Gefecht gehabt haben. Ist die letzte Zahl richtig, was wir nicht zu beurtheilen vermögen, so läßt sich die österreichische Behauptung, daß die gegenseitigen Kräfte nach dem Eintreffen des Generals Forey mindestens im Gleichgewicht gewesen seien, ganz wohl damit vereinigen. Ein bedeutender Theil der österreichischen Truppen, der ganze rechte Flügel, kam nämlich gar nicht ins Gefecht. Unbegreiflicher Weise rief Graf Stadion den Prinzen von Hessen, den er ganz in der Nähe hatte, nicht herbei. Die Truppen, die im Feuer waren, schlugen sich gleich tapfer wie ihre Gegner. Auf jeder Seite kamen nationale Eigenschaften zur Geltung, hier die Zähigkeit in der Ausdauer, die den Völkerschaften des Kaiserstaates eigen ist, dort der französische Ungestüm, dem die Sardinier nacheiferten. Auf beiden Seiten bewährte sich die Büchse als eine furchtbare Waffe. Im Bayonnetkampf zeigten sich die Franzosen überlegen, was vielleicht dem Umstand zuzuschreiben ist, daß man sie vernünftiger Weise ihr Gepäck hatte ablegen lassen, während die österreichischen Soldaten ihre schweren Tornister mit sich schleppen mußten. Die österreichischen Kanoniere nahmen ihr Ziel besser als die französischen, die es in der Regel überschossen. Graf Gyulai gab seinen Verlust zu 294 Todten, 718 Verwundeten und 283 Vermißten (Gefangenen) an, General Forey den seinigen zu 600 bis 700 Todten und Verwundeten. So war das erste Gefecht für die Franzosen ein siegreiches gewesen. Die Oesterreicher hatten ihre Stellungen nicht freiwillig geräumt, sondern waren daraus vertrieben worden.

Graf Gyulai verfiel nach dem verunglückten Versuche von Montebello in seine alte Unbeweglichkeit. Weil er den Feind an einem bestimmten Punkte in großer Anzahl vorgefunden hatte, schloß er, daß jener immer dort bleiben werde. Seine Maßnahmen von dieser Zeit an liefern den unwiderleglichsten Beweis, daß er keinen andern Gedanken hatte, als die Abwehr eines Stoßes, der den mittlern oder untern Po treffen werde. Die Ansammlung der Franzosen und Sardinier bei Alessandria, die Revolutionsversuche in Parma und Modena, die Landung des Prinzen Napoleon in Livorno, Alles bestärkte ihn in dieser Ansicht.

Der Prinz Napoleon ging vorläufig mit geringen Streitkräften nach Toscana. Am 23. landete er in Livorno, am folgenden Tage hielt er seinen Einzug in Florenz. Die Straßen der Stadt waren mit Fahnen geschmückt, die italienische Tricolore wechselte mit der französischen, das piemontesische Kreuz mit dem Napoleonischen Adler ab. Die Truppen, die ihn begleiteten, größtentheils Fußvolk mit etwas Reiterei, marschirten blos durch. Sie zogen von der Porta S. Frediano zur Porta a Prato, um sich in den Cascinen zu lagern. In einem Aufruf widerlegte der Prinz die umlaufenden Gerüchte, daß er komme, um für sich ein neues Königreich Etrurien zu gründen. Seine Aufgabe, erklärte er, sei ausschließlich eine militärische; mit innern Fragen könne und wolle er sich nicht beschäftigen. Napoleon III. habe erklärt, daß er nur den einen Ehrgeiz kenne, die heilige Sache der Befreiung eines Volks triumphiren zu machen, und daß er sich nie von Familieninteressen werde leiten lassen. Die Italiener möchten sich nun aber auch erinnern, daß es kein zu großes Opfer gebe, wenn die Unabhängigkeit der Preis der Anstrengungen sei. Er begann nun die Organisation der toscanischen Truppen für den Krieg, die bisher keine großen Fortschritte gemacht hatte. In einem abgefallenen Heer von 17,000 Mann wird es immer nicht Wenige geben, welche ihren Schritt bereuen. Mehrere Truppenabtheilungen, namentlich die ehemalige Leibwache, hatten aufgelöst werden müssen, unter den kleinen Besatzungen von Lucca, Filigare und Orbitello waren Empörungen ausgebrochen, und man hatte deshalb piemontesische Reserve ins Land gezogen. Prinz Napoleon sollte nach und nach 15,000 Franzosen zugeschickt erhalten, die, falls man ihm die Toscaner ließ, sein Heer auf 32,000 Mann gebracht haben würden. Ein Einfall dieses Heeres in die Lombardei lag noch in weitem Felde, mochte die Organisation auch möglichst beschleunigt werden.

Ebenso wenig hatte Graf Gyulai von Modena und Parma zu befürchten. In Parma war nach einer augenblicklich erfolgreichen Revolution wieder Ruhe eingetreten. Am 1. Mai sah die Herzogin, daß sie auf ihre Truppen, die von einigen Offizieren in nationalitalienischem Sinn bearbeitet worden waren, nicht mehr zählen könne, und verließ daher, um sich und ihre Kinder in Sicherheit zu bringen, die Hauptstadt, nachdem sie ihren Ministern unter dem Namen eines Ausschusses die Regierung übergeben hatte. Dieser Ausschuß wurde fast augenblicklich von einer sogenannten provisorischen Junta gestürzt. Die dreifarbige Fahne wurde aufgezogen, eine Bürgerwehr errichtet und König Victor Emanuel als Herrscher ausgerufen. Nun versuchte aber die Gegenpartei ihren Einfluß auf die Soldaten, und mit dem glücklichsten Erfolge. In der Nacht vom 2. auf den 3. Mai trafen die letztern ihre Vorkehrungen, die alte Regierung wieder einzusetzen. Am nächsten Morgen verließen sie ihre Kasernen und zogen in die Citadelle, wo sie der Junta erklärten, daß sie keine andere Regierung als die des Herzogs Robert I. dulden würden. Die revolutionäre Regierung ergriff die Flucht, am 4. Mai Abends kehrte die Herzogin zurück. Auch in Borgotaro und Pontremoli wurde die Ordnung hergestellt, ohne daß man zur Anwendung von Gewalt hätte Zuflucht nehmen müssen.

Im Modenesischen blieben Massa und Carrara fortwährend in sardinischer Gewalt. An diese Provinzen stößt die Lunigiana, und weiterhin folgt die Garfagnana, die gegen Toscana hin offen und mit Massa und Carrara durch die über Fivizzano führende Straße verbunden ist. So lange die estensischen Truppen die Linie Cerreto-Fosdinovo besetzt hielten, wagte man von den aufgestandenen Provinzen aus keinen Angriff. Durch das Einrücken von Piemontesen in Toscana, denen Franzosen folgen sollten, wurde ihre Lage gefährdet. Ein Angriff vom Lauf des Serchio aus würde sie aufgerollt und von der Verbindung mit dem Hauptlande jenseit des Apennins abgeschnitten haben. Sie wurden am 23. Mai über das Ge-

birge zurückgezogen, und die nächste Folge war ein allgemeiner Aufstand der Lunigiana und Garfagnana.

Das waren die Ereignisse, die auf Graf Gyulai einen so verhängnißvollen Einfluß übten. Ganz von dem Gedanken erfüllt, daß eine verabredete Bewegung der französisch-sardinischen Hauptmacht und des Prinzen Napoleon ihn in der Seite und im Rücken bedrohe, zog er seine Truppen mehr und mehr am Po zusammen und entblößte sowohl seine Flanke an der Sesia als die nördliche Gegend an den Alpenseen. Das eben hatte man im französischen Lager zu Alessandria gewollt.

An dem Tage, der auf das Gefecht von Montebello folgte, zeigte sich der sardinische General Cialdini vor Vercelli. Die österreichische Brigade Ceschi, die dort stand, war zu schwach, um sich halten zu können, und wurde nach Orsengo, halbwegs zwischen Vercelli und Novara, zurückgeworfen. Dabei gingen viele aufgehäufte Lebensmittel und viel Gepäck verloren. Ein weiteres Vordringen der Piemontesen fand nicht statt, und ihr Angriff sah ganz so aus, als habe er die feindliche Aufmerksamkeit von einem Unternehmen, zu dem Garibaldi auserkoren war, abziehen sollen.

Garibaldi hatte Alpenjäger errichtet, zu denen Freiwillige aus allen Theilen Italiens zuströmten. Wie es in solchen Freischaaren immer geht, vereinigen sich in diesem Truppenkörper die edelsten mit den bedenklichsten Elementen. Neben den Söhnen der angesehensten Familien, neben jungen Männern mit großen geschichtlichen Namen, steht ein nicht kleiner Theil der Hefe, die sich in den italienischen Hafenstädten umhertreibt, in Reihe und Glied. In Italien setzt man auf diese Freischaar große Hoffnungen. Sie ist ganz aus Italienern zusammengesetzt und stellt also eine rein nationale Waffenbrüderschaft dar, in der man den Kern eines dereinstigen Heeres sieht. Man möchte sie auf die höchste Stärke bringen, aber dem ist die französische Politik entgegen. Garibaldi repräsentirt die Revolution, die man benutzen will, ohne sie zu einer Macht heranwachsen zu lassen. Garibaldi hatte seine besten Soldaten an das regelmäßige Heer abgeben müssen und verfügte in dem Augenblick, als er von Vercelli nach der Gegend der Alpenseen aufbrach, über höchstens 6500 Mann. Er scheint sogar einen beträchtlichen Theil seiner Freischaar, fast die Hälfte, zu seinem Zuge nicht mitgenommen zu haben.

Ueber Arona ging Garibaldi auf Castelletto und Sesto Calende, wo er den Tessin überschritt. Am 23. Mai stand er, der erste General der verbündeten Armee, auf lombardischem Boden. In Sesto Calende theilte er seine Leute in drei Abtheilungen. Die eine unter Decristoforis, seinem besten Hauptmann, blieb zur Bewachung von Sesto Calende zurück, die zweite erhielt den Auftrag, bei Nacht über den Langensee (Lago maggiore) zu setzen und einen Angriff auf Laveno, den Stationsort der österreichischen Dampfer, zu machen, mit der dritten marschirte er auf Varese. Sein Unternehmen hatte einen so verzweifelten Charakter, daß man ihn allgemein für verloren hielt. In der That hing er mit seiner Rückzugsstraße an einem einzigen schmalen Faden zusammen. Warfen sich die Oesterreicher von Magenta aus auf Sesto Calende, so war er von Sardinien abgeschnitten. Im Rücken hatte er dann den Langensee, dessen sardinische Schiffe sämmtlich in die neutrale Schweiz geflüchtet waren und der von österreichischen Kriegsdampfern beherrscht ward. Glücklichsten Falls, so meinte man, werde er, der weder Reiterei noch Geschütze besitze, nach einer Niederlage die Schweiz erreichen.

Der Bundesrath der Republik der Alpen war auf den Uebertritt geschlagener Truppen gefaßt. Er schickte dem Obersten Bontems, der die Grenze besetzt hielt, schleunigst Verstärkungen und wies ihn an, vor Lugano Stellung zu nehmen, die Unverletzlichkeit des Bundesgebiets zu überwachen und jede bewaffnete Truppe, welche die Grenze zu überschreiten versuche, abzuwehren. Um diese Maßregeln zu unterstützen, wurden die italienischen Flüchtlinge, die es vorzogen, auf neutralem Boden ihre Vaterlandsliebe in Worten zu bethätigen, statt in den sardinischen Reihen zu kämpfen, in die innere Schweiz gewiesen. Bontems behielt immer noch einen schweren Stand, denn die Tessiner nahmen für Italien, mit dem dieselbe Abstammung und Sprache sie vereinigt, aufs lebhafteste Partei und machten ihm ein Verbrechen daraus, daß er, seiner Pflicht getreu, alle nach der Lombardei bestimmten Waffen und Kriegsvorräthe wegnahm.

Garibaldi's Lage war indeß durchaus nicht so ungünstig, als man sie auffaßte. Das ganze Gebiet, in das er kühn eindrang, war in diesem Augenblicke von österreichischen Truppen fast gänzlich entblößt. Graf Gyulai hatte auch die fliegende Colonne Urbans an sich gezogen, weil er am Po nicht genug Menschen vereinigen zu können glaubte. In einem dem Geiste der heutigen Kriegführung durchaus widersprechenden Aufruf an die Lombarden gab er dem Gedanken, der ihn ausschließlich beschäftigte, den unvorsichtigsten Ausdruck. Es scheine in der Absicht des Feindes zu liegen, sagte er, die Revolution im Rücken seiner Armee hervorzurufen und ihn dadurch zu bewegen, seine jetzige Stellung zu verlassen, in der man ihn offen anzugreifen nicht wage, aber das solle nicht gelingen. Dann drohte er mit Verpfändung seines Wortes, daß er jene Orte, welche sich der Revolution anschließen, Zuzüge zu seiner Armee verhindern, Wege oder Brücken zerstören würden, mit Feuer und Schwert heimsuchen wolle. Der mildere Schluß des Aufrufes, er hoffe, daß man zu den unvermeidlichen Folgen des Kriegs nicht auch die Schrecknisse eines Bürgerkriegs hinzufügen werde, kann uns mit jener Drohung nicht versöhnen. Man zerstört nicht ganze Orte, weil einzelne ihrer Einwohner — wenige oder viele, darauf kommt nichts an — feindselige Handlungen begangen haben. Der Schaden wird unter allen Umständen die Unschuldigen mit den Schuldigen treffen.

Das obere mailändische Gebiet ist zu einem Parteigängerkriege, wie Garibaldi ihn führen wollte, wie geschaffen. Schon wenige Stunden nördlich von Mailand zeigen sich Hügelketten, die gegen die Seen hin an Höhe zunehmen und endlich mit den mächtigen Gebirgsketten der Alpen verschmelzen. Die Berge durchkreuzen sich in den verschiedensten Richtungen, tragen einen üppigen Pflanzenwuchs, sind mit Wäldchen, Gärten, Landhäusern und Dörfern besetzt und werden an ihrem Fuße von zahlreichen Bächen und Flüssen durchschnitten. Für Reiterei ist hier kein Raum, Geschütz kann wenig wirken, und dem Fuß-

volk werden regelmäßige Bewegungen erschwert. Die Bevölkerung dieser Gegend, zu der Varese, Como, Bergamo, Lecco, Brescia und das Veltlin*) gehört, sind die kriegerischsten, unzufriedensten aller Lombarden, und die Jagd, der sie sich mit Leidenschaft widmen, hat sie zu guten Schützen gemacht. Erreichte Garibaldi, durch sie unterstützt, Sondrio, so beherrschte er die Straße zum Wormser Paß, und es war selbst eine Möglichkeit vorhanden, daß er die an der Etsch hinabführende Tyroler Straße zu bedrohen vermochte. Unruhe in Mailand rief er vom ersten Augenblicke seines Marsches an hervor. Diese Gefahr bestimmte Graf Gyulai, Urban mit seiner fliegenden Colonne nach dem Norden zu entlassen.

Damals hatte Garibaldi bereits Erfolge erreicht. Der Theil seiner Truppen, den er einen Angriff auf Laveno machen ließ, richtete allerdings nichts aus, aber er selbst gewann Boden auf Boden. Ueber Gallarate erreichte er Varese, wo sich sogleich Alles an ihn anschloß. Mit Hülfe der Einwohner verschanzte er sich und erwartete die Oesterreicher festen Fußes. Urban, der jetzt herbeikam, wurde mit bedeutendem Verlust zurückgeschlagen. Der durchschnittene Boden und die Bäume, die, obwohl einzeln stehend, von den hochgezogenen Reben in Verbindung gesetzt werden und förmliche Verstecke bilden, begünstigten die Freischaar, deren Plänkler gegen die österreichischen Linien mit Vortheil operirten und selbst wenig litten. Urban überzeugte sich, daß er für den Moment gegen Varese nichts ausrichten könne, und zog sich nach Olgiate zurück. Den Kampf, den er hier in einer offenen Ebene anbot, lehnte Garibaldi ab und verschwand in den Bergen zu seiner Linken. Er zog so nahe an der Schweiz hin, daß man glaubte, er werde dort eine Zuflucht suchen, aber mit einem Male tauchte er am entgegengesetzten Ende auf. Er hatte die Oesterreicher in ihrem rechten Flügel umgangen. Nun fiel auch Como in seine Hände, und diese Hafenstadt des schönen Sees, dem sie ihren Namen giebt, lieferte ihm zugleich ihre Dampfschiffe aus. Die Freischaar verlor keinen Augenblick, beide Ufer zu befahren und die Umgegend weit und breit in Aufstand zu bringen. Urban gewann die beherrschende Höhe von Camerlata und belagerte von da aus Como förmlich, jedoch ohne allen Erfolg. Die in die Stadt geworfenen Brandraketen zündeten nicht, und als Garibaldi die Höhen vor der Stadt mit seinen Schützen besetzte, wurde Urban gezwungen, selbst die Stellung von Camerlata zu räumen. Er ging bis Monza zurück, wo er auf Verstärkungen wartete. Während dieser Zeit drang Garibaldi in der Richtung des Veltlins und der obern Brianza bis gegen Lecco vor. Die Eisenbahn von Mailand bis Camerlata hatte Urban selbst aufgegeben, und nun wurde durch jene Bewegung Garibaldi's auch die Schienenverbindung zwischen Verona und Mailand gefährdet. Sie war unbedingt verloren, wenn nicht frische Truppen Bergamo wirksam besetzten. In dieser Beziehung rechneten die Oesterreicher auf ihren ersten Heerkörper, der sich bei Prag zusammengezogen hatte und auf den sächsischen und bayerischen Bahnen nach Tyrol befördert worden war. Dort fand er wieder Eisenbahnen, wenn auch mit einer Unterbrechung, und konnte bald eintreffen.

Wir wissen, wie Graf Gyulai diese Bewegungen Garibaldi's auffaßte. Nach seiner Ansicht kam Alles darauf an, den Engpaß von Stradella zwischen Voghera und Piacenza stark zu besetzen, und hier häufte er demgemäß seine Truppen zusammen. Von Alessandria wurde ihm berichtet, daß der Kaiser der Franzosen Spazierritte in der Umgegend mache, die Schlachtfelder besuche, die den Ruhm seines Oheims begründeten, seine Truppen mustere und zuweilen in Voghera erscheine, um Bodenstudien zu machen. Die letztere Richtung war gerade die, wo der österreichische Feldherr den Angriff erwartete. Nicht lange, und er wurde auf die unsanfteste Art aus seinem Irrthum gerissen.

An der Sesia standen die Piemontesen in Vercelli, die Oesterreicher in Palestro. Der letztere Ort ist ein unbedeutendes Dorf, das nur einmal in der Kriegsgeschichte genannt wurde, als der Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen es 1614 niederbrannte, um das gleiche Schicksal zu rächen, das seinem Dorfe Caresana durch die Spanier widerfahren war. Palestro ist indessen wichtig, weil die Straßen von Borgo-Vercelli, Confienza, Robbio und Candia hier zusammentreffen. Auch nach Candia führt eine Straße, die aber jetzt, da die Oesterreicher die Fähre über die Sesia fortgeführt hatten, nicht benutzt werden konnte. Der ganze Boden um Palestro wird von Bewässerungscanälen durchzogen und ist mit Culturen dicht bedeckt.

Am 30. Mai gingen die Piemontesen mit vier Divisionen, denen starke Reserven zum Stützpunkte dienten, über die Sesia. Die österreichische Stellung wurde durch die Canäle und Dämme zu einer starken gemacht, war indessen zu schwach besetzt, um behauptet werden zu können. Der piemontesische Angriff traf drei Punkte zugleich, Palestro, Vinzaglio und Castalino. Mehrmals wurde er abgeschlagen, endlich erreichte der König Victor Emanuel durch eine Flankenumgehung das Ziel, dem er mit höchster Energie zustrebte. Er eroberte die drei Dörfer und übernachtete in Torrione, halbwegs zwischen Vercelli und Vinzaglio. Nächsten Tags erneuerte sich der Kampf um die drei Dörfer. Dieses Mal waren es die Oesterreicher, die, durch eingetroffene Verstärkungen dazu in Stand gesetzt, ihn suchten. Nahmen sie Palestro, so verhinderten sie die Vereinigung des Marschalls Canrobert, der bei Prarolo über die Sesia zu gehen im Begriff war, mit den Piemontesen. In diesem Falle würden sie dem Linksmarsch der Franzosen, von dem sie erfahren hatten, Störungen bereitet haben. Nach einem längern Ringen um Palestro war die piemontesische Brigade Cialdini, an deren Spitze der König mit glänzender Tapferkeit kämpfte, in Begriff zu erliegen. Da kamen die ersten Franzosen an. Dies geschah in dem Augenblicke, als eine österreichische Abtheilung auf der Straße von Rosasco zwischen einem Canal und die Sesia vorgedrungen war und

*) Das Veltlin, Val Tellina, wird jetzt viel genannt, und manche Zeitungsleser werden nicht wissen, was man geographisch darunter versteht. Es ist das obere Thal der Adda, mit dem Seitenthale Chiavenna, östlich vom Comer See, eines der bedeutendsten südlichen Alpenthäler, mit Weinbau und Viehzucht. Sondrio ist die Hauptstadt. Das Veltlin führt zum Wormser Paß, der kürzesten Straße von Innsbruck nach Mailand.

die Piemontesen in der rechten Flanke bedrohte. In dem Winkel, den der Canal mit dem Flusse bildet, hatte sich das dritte Zuavenregiment in einem Maisfeld gelagert. Feuer geben und mit dem Bayonnet vorstürzen, war für diese ausgezeichneten Soldaten, die in Algier eine langjährige Schule gemacht haben, das Werk eines Augenblicks. Die Oesterreicher wurden von diesem unerwarteten Angriff aus der Fassung gebracht, schwankten einige Augenblicke und wendeten sich dann zur Flucht. Viele von ihnen wurden gefangen, andere ertranken im Canal Sartirana, den sie für gangbar halten mochten, der aber nach Regengüssen bedeutend angeschwollen war. Die amtlichen Berichte der Piemontesen geben den eigenen Verlust zu etwa 700, den feindlichen zu 1000 Gefangenen, 2000 Verwundeten oder Getödteten und 8 Geschützen an. Oesterreichische Angaben über den Verlust bei Palestro sind uns nicht zugekommen. Der König von Sardinien hatte so tapfer mitgekämpft, daß das dritte Zuavenregiment, einer schönen Tradition der französischen Kriegsgeschichte folgend, ihn zum Corporal ernannte.

Der Zweck der Piemontesen bei diesen Kämpfen bestand darin, eine Bewegung der Franzosen von der entscheidendsten strategischen Bedeutung zu verschleiern. Indem sie vorgingen, versetzte der Kaiser der Franzosen hinter ihrem Rücken den weit größten Theil seiner Streitkräfte vom Süden nach dem Norden, vom Po nach der Sesia. Die Gefahr, die einen solchen Flankenmarsch, dicht bei einem aufmerksamen Feinde vorbei, zu begleiten pflegt, war hier nicht vorhanden. Die Piemontesen waren den Oesterreichern, die Graf Gyulai für die Sesia entbehren zu können glaubte, überlegen. Aufmerksam war der österreichische Oberfeldherr wenigstens. Am 30. Mai hatten die Piemontesen Palestro genommen, und schon am 31. ordnete er die neue Aufstellung an, die durch die Durchbrechung seiner rechten Flanke nothwendig wurde. Jetzt räumte er den Po- und Sesiawinkel bei Pavia und befahl den Rückzug hinter den Tessin. Einen verhängnißvollen Fehler beging er bei dieser nothwendigen Maßregel dennoch. Er unterließ die Zerstörung der Eisenbahnen des Gebiets, welches er räumte. Ihm hatten diese Wege nie Nutzen gebracht, da die Piemontesen bei der Räumung der Lomellina die Vorsicht gebraucht hatten, alle Maschinen und Wagen mit sich zu nehmen. Die Franzosen zogen von ihnen den Vortheil, ihre Truppen rasch vorwärts bringen und in Masse an den Flußpunkten, welche sie zu Uebergängen auserseben hatten, erscheinen zu können.

Am 1. Juni hatte Graf Gyulai drei Heerkörper in dem Bogen Castel d'Agogna, Robbio und Vespolate vor Mortara bei einander. Die Franzosen führten in diesem Augenblicke auf der großen Straße von Novara nach Mailand das kecke Manöver eines Vorbeimarsches aus. Im österreichischen Lager hoffte Jedermann auf eine Schlacht, für die der Augenblick in der That gekommen war. Siegte Gyulai in seiner günstigen Stellung, so drängte er die Francosarden in die Gebirge zwischen der obern Sesia und dem Tessin, unterlag er, so besaß er durch Mortara, die Brückenköpfe S. Martino und Vigevano, den Uebergang bei Bereguardo und endlich durch die Straße nach dem befestigten Pavia mit dem Brückenkopf Gravellone Sicherheit genug, daß er in Ordnung über den Tessin gehen konnte. Der Kaiser der Franzosen erwartete selbst einen Angriff und hatte Maßregeln getroffen, bei Olengo vor Novara 100,000 Mann vereinigen zu können. Es kam jedoch zu keinem Zusammenstoße. Graf Gyulai wählte unter den beiden Manövern, zwischen denen er die Wahl hatte, das zaghaftere, sich fast ohne Schwertstreich aus seiner Stellung herausmanövriren zu lassen und den Rückzug über den Tessin anzutreten.

Die Franzosen setzten ihre Bewegung mit energischer Schnelligkeit, einer ziemlich sichern Garantie des Siegs, fort. Am 2. Juni schlug eine Division der kaiserlichen Garde bei Turbigo, wo sich nicht ein Feind sehen ließ, drei Brücken, an demselben Tage ging General Espinasse, die Brücke von Buffalora bedrohend, bis Trecate vor. Graf Gyulai ordnete seine Truppen so, daß alle Abtheilungen Abbiate grasso zum Zielpunkte nehmen sollten. In der Stellung von Magenta hatte er nicht mehr als 20,000 Mann, von denen 7000 den so eben aus Deutschland eingetroffenen Truppen des Grafen Clam Gallas angehörten. Als nächste Reserve dieses ausgesetzten Heertheils diente die Division Reischach in Corbetto, während eine zweite Division in Castelletto, anderthalb Meilen weiter, und in Abbiate grasso der dritte Heerkörper stand. Der fünfte Heerkörper hatte Abbiate grasso noch nicht erreicht, auf den achten und neunten Heerkörper, die den weiten Weg von Bestazzo und Pavia zurückzulegen hatten, war nicht vor dem Mittag des 4. Juni zu rechnen. Diese verderbliche Zersplitterung der Streitkräfte würde verhindert worden sein, wenn Graf Gyulai nicht Abbiate grasso, sondern Binasco zum Sammelplatze bestimmt hätte. Ueberdies hatte der Rückzug die Heerverwaltung in Unordnung gebracht. Für Lebensmittel war so schlecht gesorgt worden, daß viele der Soldaten, die am 4. Juni in's Feuer gingen, seit sechsunddreißig Stunden nichts gegessen hatten. Als die Brücken von Buffalora und von Ponte Nuovo di Magenta gesprengt werden sollten, hatte man kein Pulver. Man telegraphirte nach Mailand, und von dort kam die Antwort, es sei keines vorhanden.

Am 4. Juni eröffnete sich der Kampf an mehreren Punkten zugleich. Der erste und zweite österreichische Heerkörper, die beide nicht einmal in ihrer vollen Stärke waren, mußten den heftigen Anprall der feindlichen Hauptmacht in Buffalora und Ponte di Magenta einen halben Tag lang aushalten. Sie thaten es mit großer Tapferkeit, aber natürlich nicht ohne große Verluste. Die beiden Orte wurden von den Gardegrenadieren und den Zuaven erstürmt, verloren und wiedergenommen. Um Mittag sahen sich die Oesterreicher genöthigt, die beiden Orte aufzugeben. Auf ihrer Seite blieben dieselben Truppen im Gefecht, während der Kaiser der Franzosen, der ihnen gegenüber stand, die Truppen der Brigade Picard und der Divisionen Vinoy, Renault und Trochu zugeführt erhielt. Der fernere Kampf drehte sich um den Besitz des Dorfes Magenta. In diesem Dorfe treffen drei Straßen zusammen, die von Buffalora, die Mailänder Hauptstraße und die Eisenbahnstraße, die jene beiden kreuzt und den Ort auf seiner westlichen Seite berührt. Die Stellung war so stark, daß die Oesterreicher gegen die französischen Truppen unter dem Kaiser im

Vortheil blieben. Sie gewannen sogar Boden, indem die Division Reischach die französische Garde mit dem Bayonnet zurückwarf, wobei ihr Führer von einem Zuaven aus nächster Nähe im Schenkel verwundet wurde. Jetzt trat die Wendung ein, die über das Schicksal des Tags entschied. General Mac Mahon kam, von Turbigo vordringend, den Oesterreichern in die Flanke und den Rücken.

Es ist gewiß, daß die Oesterreicher von dieser Seite keinen Angriff erwarteten. General Mac Mahon kam auf der Eisenbahnstraße heran. Die sardinische Armee sollte ihm folgen, wurde aber durch die Beschaffenheit des Wegs aufgehalten und traf daher erst nach Beendigung des Kampfs auf dem Schlachtfelde ein. Die Schlacht entbrannte rasch auf der ganzen Linie. Das zweite Regiment der Fremdenlegion, das die Spitze der Franzosen bildete, hatte so viel zu leiden, daß die Reserve zu seiner Unterstützung herangezogen werden mußte. Sobald dies geschehen war, rückte die ganze Linie vor und drängte die österreichischen Truppen Schritt für Schritt zurück. Die Flinte und das Bayonnet arbeiteten fast allein, denn Geschütze ließen sich blos auf der Straße verwenden. Um ein vorwärts gelegenes Bauernhaus wogte der Kampf unentschieden hin und her. Als die Oesterreicher endlich weichen mußten, machten sie das Stationshaus der Eisenbahn und das Dorf zu ihren Stützpunkten. Jedes einzelne Haus wurde zur Festung; so furchtbar die Angreifer drängten, ebenso wüthend wehrten sich die Vertheidiger. Als bereits Alles verloren, Mac Mahon im Besitz der beherrschenden Punkte war, kämpften die Oesterreicher noch fort, oft abgeschnittene Abtheilungen in kleinen Gruppen an Punkten, wo kein Rückzug denkbar war. Um acht Uhr Abends hatte Mac Mahon seine Aufgabe erfüllt und Magenta genommen. Der Kampf zog sich nun um Carpenzago und vor Robecco zusammen, wo der dritte österreichische Heerkörper focht, bis auch hier die einbrechende Nacht ihm ein Ende machte.

Am 5. blieben die Franzosen in ihren Stellungen, weil sie, wie der Kaiser in seinem telegraphischen Bericht an die Kaiserin sagt, der Ruhe und der Reorganisation bedurften. Graf Gyulai wollte, wie er in seiner Darstellung der Schlacht erklärt, die Schlacht erneuern, als ihm gemeldet wurde, daß der erste und zweite Heerkörper, welche am Tage vorher am meisten gelitten hatten, zurückgegangen seien und wegen ihrer Entfernung am Gefecht keinen Antheil zu nehmen vermöchten. Unter solchen Umständen habe er die noch kampfbereiten Truppen zur Deckung der übrigen unberührt erhalten müssen und den Rückzug angeordnet, zu dessen Sicherung das Regiment Großherzog von Hessen einen letzten Angriff auf Magenta machte, worauf die anbefohlene Bewegung vom Feinde unbelästigt begann.

Was dem Grafen Gyulai bei dieser Schlacht hauptsächlich zur Last fällt, ist das vereinzelte Verwenden seiner Truppen und die Vernachlässigung der Flanke gegen Turbigo. Die einzelnen günstigen Momente, die während der Schlacht eintraten, verdankte er der Tapferkeit der Soldaten, von der die Franzosen mit der größten Achtung sprechen. Völlig unklar ist, wie er den ersten und zweiten Heerkörper seiner Leitung entgehen lassen konnte. Befand er sich, wie er in seinem Bericht sagt, in Robecco, so war er jenen Abtheilungen nahe genug, um ihnen seine Befehle zukommen zu lassen. Ob er mit dem inzwischen eingetroffenen fünften und achten Heerkörper am 5. eine neue Schlacht hätte liefern sollen, wagen wir nicht zu entscheiden. Er hatte von fast allen Regimentern der französischen Armee Gefangene gemacht und mußte daraus schließen, daß auf feindlicher Seite alle Reserven im Feuer gewesen seien. Aber die Sardinier, die ganz frisch waren, konnten in jedem Augenblicke eintreffen, und seine Verstärkungen des fünften und achten Heerkörpers waren abgemattet.

Die Franzosen haben ihre Verluste bei Magenta auf 52 todte, 194 verwundete Officiere, 512 todte, 2951 verwundete und 735 vermißte (gefangene) Soldaten, die Oesterreicher auf 63 todte, 218 verwundete Officiere, 1302 todte, 4130 verwundete und 4000 vermißte (gefangene) Soldaten angegeben. Auf österreichischer Seite fiel kein General, aber drei, Reischach, Lebzeltern und Dürfeld, wurden verwundet. Auf französischer Seite fielen die Generale Clerc und Espinasse, welcher letztere von einer Kanonenkugel in zwei Stücke zerrissen wurde, und die Generale Wimpffen und Martimprey erhielten Wunden. Trophäen wurden auf beiden Seiten wenige erbeutet, von den Franzosen zwei Fahnen und drei Geschütze, von den Oesterreichern eine gezogene Kanone.

Die Schlacht von Magenta hatte für die Oesterreicher die Folgen einer großen Niederlage. Graf Gyulai entschloß sich, die ganze Lombardei bis auf die Provinz Mantua zu räumen. Man hat dieses Aufgeben eines ganzen Kronlandes dadurch gerechtfertigt, daß das Gebiet bis zum Mincio keine strategische Bedeutung besitze, denn nur der könne sich als Herrn der Lombardei betrachten, der über die Festungen am Mincio und an der Etsch verfüge. Wir geben dies zu, müssen aber bemerken, daß das Opfern der Lombardei bedeutende moralische und materielle Verluste herbeiführte. Man hatte österreichischer Seits großes Gewicht auf die Besitznahme der Lomellina gelegt, weil die Provinz dem Heer eine Verpflegung auf mindestens sechs Wochen darbiete, und jetzt räumte man ein Land, das in dieser Beziehung von zehnfacher Wichtigkeit war, indem man dem Feind zugleich den größten Theil der aufgehäuften Vorräthe überließ. Man gab seinen Truppen überdies den Aufschwung, der aus der Berührung mit der freiheitstrunkenen Bevölkerung der lombardischen Städte hervorgehen mußte, und gewährte ihm die Möglichkeit, seine Reihen durch die Jugend, seine Kriegsmittel durch das Geld des eroberten Gebietstheils zu vermehren.

Es fragt sich jedoch, ob Graf Gyulai nicht gezwungen war, jenen Entschluß zu fassen. Die Schlacht von Magenta hatte ihn so in Nachtheil gebracht, daß er es auf eine zweite Schlacht in der Ebene nicht ankommen lassen durfte. Adda und Oglio bieten keine guten Stellungen dar. Radetzky hat nicht umsonst — und immer vergebens — auf die Anlage eines verschanzten Lagers bei Mailand gedrungen. Dieser beste Kenner des oberitalienischen Kriegsschauplatzes erklärte ohne ein solches die Behauptung des Landes bis zum Mincio nach einer ersten unglücklichen Entscheidung für unmöglich. Was Gyulai in seiner Lage thun konnte, beschränkte sich auf die Behauptung

von Piacenza. Er hatte jene Festung binnen drei Monaten mit einem Gürtel von fünfzehn neuen Werken umgeben und sie dadurch befähigt, eine Besatzung von 30,000 Mann aufzunehmen. Gab er ihr eine solche Besatzung, so bannte er wenigstens die doppelten feindlichen Kräfte vor Piacenza fest und erschwerte eine Festsetzung der Franzosen an der Addalinie, welche von Piacenza in die Flanke und in den Rücken genommen wird.

Die Räumung von Mailand war die erste und nächste Folge der Schlacht von Magenta. Die geringe Entfernung des Schlachtfeldes machte es möglich, daß man im Castell bereits am Abend des 4. Juni Nachricht hatte, bei Magenta sei eine Schlacht verloren gegangen. Viele Vorräthe mußten zurückgelassen werden, die Geschütze, die man nicht mitnehmen konnte, wurden vernagelt. Die übrigen Gegenstände von Wichtigkeit schaffte man während der Nacht ins Castell, benachrichtigte die deutschen Beamten und ließ in früher Morgenstunde des 5. den ersten Eisenbahnzug mit Verwundeten und Flüchtlingen abgehen. Um neun Uhr Morgens folgte der zweite Zug mit allen Truppen — Mailand war geräumt. Mißhandlungen einzelner Soldaten oder Officiere durch den städtischen Pöbel waren wohl vorgekommen, aber die bessern Classen hatten ihnen, sowie sie bemerkt wurden, immer Einhalt gethan. Gegen Mittag flatterte die dreifarbige Fahne auf allen Gebäuden. Die Nacht verging ruhig; eine schnell errichtete Bürgerwehr, die gegen etwaige Streifmannschaften der Oesterreicher Barricaden aufwarf, sorgte für die Erhaltung der Ordnung.

Gleich nach Abmarsch der Oesterreicher ließ man von Mailand einen Eisenbahnzug abgehen, um Verwundete vom Schlachtfelde abzuholen. Auf dem Bahnhofe standen Aerzte bereit, um die ersten Verbände anzulegen, und sofort ging der Zug nach Mailand ab, um bald wieder zurückzukehren und eine neue Ladung erbarmenswerther Passagiere abzuholen. Der Bahnhof bot die erschütterndsten Scenen menschlichen Elends dar, die man sich denken kann. Verwundete in allen Stadien der Qual und des Todeskampfes, nur halb bekleidet, bestaubt, mit ihrem eigenen Blut übergossen, lagen umher. Die französischen Soldaten gingen unter diesen elenden Gruppen mit Wein und Wasser umher, den feindlichen Verwundeten dieselbe Sorgfalt widmend wie den eigenen.

In Mailand wurden die armen Verwundeten durch Straßen getragen, die ein Schauplatz der Glückseligkeit waren. Man sah, blickte man von den bleichen Verstümmelten weg, nichts als freudestrahlende Gesichter, ein jubelndes, in seinem Entzücken rasendes Volk, eine große Stadt in ihrem vollen Sonntagsschmuck, die Fenster mit Teppichen und französischen oder italienischen Fahnen behängt, die Balcone gefüllt von Damen, die jede neue Uniform begrüßten und die vorüberziehenden Soldaten mit Blumen bestreuten. Der wärmste Empfang wurde den Sardiniern zu Theil, unter denen manche lombardische Freiwillige mit einzogen. Jeder Tag brachte festliche Demonstrationen für die neue Ordnung der Dinge, wobei die Bevölkerung fast einstimmig sich betheiligte. Bald feierte man den Grafen Cavour, der auf einige Stunden kam, bald wurde Garibaldi, als er dem König von Sardinien für die ihm verliehene Tapferkeitsmedaille seinen Dank darbrachte, jubelnd umdrängt.

Am 7. Juni zogen 20,000 Franzosen in Mailand ein, Linientruppen, Zuaven, Turcos, Artillerie und berittene Jäger. Um neun Uhr Morgens empfingen Mitglieder des Stadtraths, von der Bürgerwehr und der Stadtmusik begleitet, am Arco del Sempione den General Mac Mahon — jetzt Marschall und Herzog von Magenta — mit seinem Generalstab, auf den französische Truppen folgten. Sechs Stunden lang brauste die Luft von dem immer wiederholten Ruf: „Brave Soldaten! Tapfere Soldaten! Es lebe Italien! Es lebe Frankreich!" Mancher erhielt einen warmen Händedruck, und besonders die fremdartigen Gestalten der Turcos wurden mit rauschendem Enthusiasmus begrüßt. Der erhebende Eindruck eines solchen Empfangs auf Truppen, die ihren Gegnern an Begeisterung wie an Kriegserfahrung ohnedies überlegen waren, darf nicht gering angeschlagen werden.

Der Kaiser der Franzosen und der König von Sardinien hielten am Morgen des 8. Juni ihren Einzug. Beide Monarchen richteten Aufrufe an die Bevölkerung. Der Kaiser gab wiederum die Versicherung, daß er den Krieg nicht aus persönlichem Ehrgeiz, oder um Frankreichs Gebiet zu vergrößern, führe. Man sei heute größer durch den moralischen Einfluß, den man ausübe, als durch unfruchtbare Eroberungen. Diesen moralischen Einfluß suche er mit Stolz, indem er zur Befreiung eines der schönsten Theile von Europa beitrage. Er komme nicht, um Fürsten abzusetzen, sondern um den Lombarden zur freien Kundgebung ihrer Wünsche Gelegenheit zu verschaffen. Deutlicher als diese Hinweisung auf die staatsrechtliche Theorie der Napoleoniden, daß jede Nation das Recht habe, sich ihren Herrscher zu wählen, sprach der König von Sardinien. Die Lombardei habe sich für Vereinigung mit seinem Königreich ausgesprochen, aber er müsse der Regierung eine provisorische Form geben, weil die Anforderungen des Kriegs sie erheischten. Beide Monarchen ermahnten die Lombarden, nun auch durch die That zu beweisen, daß sie der Freiheit würdig seien.

Inzwischen setzten die Oesterreicher ihren Rückzug fort. Die Soldaten waren wüthend, trotz ihrer Anstrengungen zurückgehen zu müssen. Die Uhlanen rissen die Fähnlein von ihren Lanzen, und die Jäger warfen die Blumen von sich, die sie während des Kriegs auf ihren Hüten zu tragen pflegen. Manche Officiere machten ihren Gefühlen durch Worte Luft, die vorsichtigeren behaupteten ein düsteres Schweigen. Der Rückzug gegen die Adda erfolgte auf drei Linien. Der rechte Flügel unter Urban schlug den Weg nach Cannonica und Cassano ein, in der Mitte wendete sich Benedek gegen Lodi, der Haupttheil unter Graf Gyulai zog unverfolgt und unbehelligt auf dem linken Ufer des Po. Diesem Truppenkörper schloß sich die Besatzung von Piacenza an, nachdem sie binnen zwanzig Stunden die Festungswerke zerstört und die Vorräthe und Geschütze theils in den Po gestürzt, theils auf Dampfern eingeschifft hatte. Auch die kleine Festung Pizzighettone wurde geräumt und die Brücke über die Adda verbrannt.

Benedek hatte auf seinem Rückzuge bei Melegnano ein Ge-

fecht zu bestehen. Er selbst war über diesen Ort hinaus, aber eine Brigade hielt ihn noch besetzt, eine zweite war in der Nähe. Am 8. Juni rückte Marschall Baraguay d'Hilliers mit drei Colonnen heran. Der österreichische Befehlshaber beging den Fehler, den Ortstheil westlich des Lambro zu besetzen, statt gleich auf das östliche, eine bessere Stellung darbietende Ufer überzugehen. Da ihm die linke französische Colonne die schwächere zu sein schien, vernachlässigte er seinen rechten Flügel*), und die Folge war, daß dieser von Baraguay d'Hilliers umgangen wurde. Das Gefecht war kurz, aber heftig. Die geworfene Brigade Roden wurde von der Brigade Boer, deren General dabei fiel, aufgenommen, worauf die Franzosen nicht weiter vorgingen. Weiterhin wurde der Rückzug Benedeks nicht mehr gestört. Die Oesterreicher verloren bei Melegnano nach ihren Angaben an Todten 8 Officiere und 112 Mann, an Verwundeten 15 Officiere und 234 Mann. Von ihren Vermißten sagen sie nichts, als daß sie aus mehreren Officieren und einigen kleinen Abtheilungen des Regiments Kronprinz von Sachsen bestanden hätten. Wir ergänzen daher aus französischen Berichten, daß die Gefangenen in 800 Mann bestanden haben. Die Einbußen der Franzosen werden von ihnen zu 12 Todten und 56 verwundeten Officieren und zu 141 todten, 669 verwundeten und 64 vermißten Soldaten angegeben.

General Urban war kurz vor der Schlacht von Magenta in Vortheil gekommen. Er hatte sowohl Como als Varese wieder genommen und dem letzteren Orte eine starke Contribution auferlegt, aber Garibaldi war ihm entschlüpft, um sich rasch in eine Stellung zu werfen, die auf der österreichischen Rückzugslinie senkrecht aufstand. Die von Mailand eintreffenden Nachrichten machten die schnellste Räumung der Gegend an den Seen nothwendig. Sowohl die drei Kriegsdampfer auf dem Langensee als die Besatzung von Laveno mußten geopfert werden. Die Dampfer zogen sich in einen Hafen der Schweiz zurück, wo man sie entwaffnete, und dasselbe Schicksal wartete der 650 Oesterreicher aus Laveno auf dem neutralen Boden der Republik. Der Aufstand des Veltlins, der bereits begonnen hatte, wurde nun allgemein. Da der Wormser Paß dadurch bedroht wurde, so rief der Erzherzog Karl Ludwig die Tyroler zu den Waffen.

Das einzige Gefecht, das Garibaldi den abziehenden Oesterreichern am 15. Juni bei Castelnedolo lieferte, nahm für ihn keinen günstigen Ausgang. Es war ihm gelungen, zwei österreichische Bataillone zu umzingeln, aber diese fuhren fort, sich aufs tapferste zu vertheidigen, wodurch ein drittes Bataillon Zeit gewann, die Freischaaren zu umgehen. Garibaldi mußte sich darauf mit Zurücklassung von Gefangenen, meistens jungen Leuten aus gebildeten Familien, nach Brescia zurückziehen.

Am Mincio fand die österreichische Armee ihren Kaiser. Er hatte Wien am 29. Mai mit dem Erzherzog Wilhelm, dem Feldzeugmeister Heß, dem Generaladjutanten Grünne und dem Freiherrn v. Kellner verlassen. Am 9. Juni traf das Heer von Magenta an der Minciolinie ein, am 14. übernahm der Kaiser den Oberbefehl über alle Truppen, am 17. wurde Gyulai des Befehls über die zweite Armee enthoben und derselbe dem Grafen Schlick übertragen. Der entlassene Feldherr hatte nicht in einem einzigen größeren Gefecht gesiegt, und das Heer mußte von der seltensten Vortrefflichkeit sein, wenn sein Muth dadurch nicht gebeugt wurde.

Wir haben nun noch der Nebenfolgen der Räumung der Lombardei zu erwähnen. Daß die Oesterreicher gezwungen wurden, Ancona, Bologna und Ferrara zu räumen, kurz ihre sämmtlichen Stellungen im Kirchenstaat aufzugeben, war in militärischer Beziehung ein Vortheil. Ihre dortigen Truppen hatten mit dem Gewehr im Arm müßig dagestanden und waren nicht einmal zu dem einzigen Dienste verwendet worden, den sie zu leisten vermochten, wenn man sie bei Bologna aufstellte, um einen Vormarsch der Franzosen von Toscana aus in der Flanke zu fassen. Man zog sie jetzt zur Hauptarmee, die durch sie verstärkt wurde. Aber wo die Oesterreicher abzogen, nistete die Revolution sich ein. Als die Oesterreicher Bologna räumten, verließ auch der päpstliche Legat die Stadt, und sofort war eine provisorische Regierung da, welche unter der allgemeinen Zustimmung der Bevölkerung den Anschluß der Romagna an die Revolution verkündete.

Der Herzog von Modena verließ seine Staaten mit seinen Truppen. Die Herzogin von Parma ging allein, indem sie ihre Soldaten, im Fall sie der Gewalt weichen müßten, ihres Eides entband. Zwölf Stunden nach ihrer Abreise schlugen alle Officiere mit ihren Abtheilungen und mit acht Geschützen und zwei Mörsern die Richtung nach Brescello ein. Auf dem Gebiete von Modena angelangt, entwaffneten die Officiere die Soldaten und entließen sie mit regelmäßigen Abschieden. Die meisten Officiere begaben sich in die Schweiz, die Soldaten gingen in ihre Heimath. Einige Truppentheile zogen nach Mantua und nahmen dort österreichische Dienste.

Die Lage der Dinge war in diesem Augenblicke folgende. Die Oesterreicher standen in der Nähe ihres Festungsvierecks am Mincio und an der Etsch, vereinigt mit ihrer zweiten Armee und im gesicherten Besitz ihrer Verbindungen mit Tyrol und Kärnthen. Die Verbündeten hatten die Lombardei fast ganz, Modena, Parma und Toscana gewonnen. Ihre Hauptmacht zog von Mailand gegen den Mincio, von Süden her nahm Prinz Napoleon dieselbe Richtung. Von der Flotte, die bisher blos Venedig gesperrt hatte, setzte man voraus, daß sie durch bedeutende Verstärkungen in den Stand gesetzt werden solle, im adriatischen Meer eine Diversion zu machen, vielleicht durch einen Angriff auf Venedig, vielleicht durch eine Landung am Tagliamento.

Der Kaiser von Oesterreich hatte sein Hauptquartier in Verona genommen. Hat man die berühmte Brücke überschritten, die von den Scaligern erbaut noch heute den Wogen und Eisschollen der wilden Etsch Trotz bietet, so gelangt man am Ende der Strada del Castel Vecchio zu den imposanten Massen des alten Dynastenschlosses, das mit seinen festen Mauern von röthlichbrauner Farbe, seinen ausgezackten Brustwehren, seinen trotzigen Thürmen wie ein naturgetreuer Repräsentant

*) Die Ausdrücke rechts und links sind selbstverständlich immer von der Stellung desjenigen der kriegführenden Theile gemeint, von dem eben gesprochen wird.

der eisernen Zeiten des Mittelalters dasteht. Jetzt ist dieses Schloß ein Arsenal, und auf einem seiner Thürme arbeitet ein optischer Telegraph, der am Tage mittelst flügelähnlichen Brettern, bei Nacht mittelst Siderallichtern mit Mantua verkehrt. Dieses alte Schloß ist gleichsam die Schutzwache des hellen und freundlichen Palazzo Carli, in dem der Kaiser wohnte. Um Napoleon drängten sich in Mailand huldigende Adelige, und rings um ihn tönte es von Hochrufen einer zahllosen Menge, die das Glück berauscht hatte. Um Franz Joseph sah man nichts als Offiziere, und was man in seiner Umgebung hörte, war der gleichmäßige Schritt der wachehaltenden Grenadiere.

Im Palazzo Carli wurde der fernere Operationsplan erwogen. Von den Feinden erfuhr man, daß sie jetzt in der Nähe der österreichischen Stellungen angekommen seien. Garibaldi war wieder, wie vor dem französischen Uebergange über den Tessin, gegen Norden vorgeschoben worden, um die österreichischen Verbindungen mit dem Hauptlande zu bedrohen. Um diesen Gegner brauchte man sich vor der Hand nicht zu bekümmern. Was in den nördlichen Gegenden an Truppen und Tyroler Schützen des Landesaufgebots vorhanden war, reichte zur Vereitelung eines Handstreichs hin. Was die Hauptarmeen betrifft, so waren der Kaiser der Franzosen und der König von Sardinien am 18. Juni in Brescia eingezogen. Am 20. hatten die beiden Monarchen die Stadt verlassen, um die Stellungen von Lonato, Castiglione und Montechiaro zu besetzen, die von den Oesterreichern verlassen worden waren. Sollte man sie am Mincio erwarten, oder ihnen an die Chiese entgegengehen? Das war die Frage, die in Verona erörtert wurde. Man entschied für das Letztere, wozu auch die Rücksicht beitrug, daß man die Vereinigung des Prinzen Napoleon mit der Hauptarmee nicht abwarten wollte. Er war mit einem Heer, dessen Stärke auf 35,000 Mann angegeben wurde, über die Apenninen gegangen, hatte Parma erreicht und konnte binnen einigen Tagen eintreffen.

Die Gegend, in der abermals unter furchtbarem Blutvergießen gefochten werden sollte, besteht aus Hügeln und aus Ebene. Der Mincio nimmt von seinem Austritt aus dem Gardasee an eine südliche Richtung, und die Berge, die seine Ufer auf beiden Seiten begleiten, ziehen fast in rechten Winkeln mit demselben. Die des rechten oder westlichen Ufers machen, nachdem sie eine Strecke weit eine südliche Richtung innegehalten haben, bei Castiglione eine Wendung gegen Südosten und gegen den Mincio. So bildet das bergige Gebiet ein fast regelmäßiges, von Nordosten gegen Südwesten gerichtetes Parallelogramm, in dessen Winkeln Lonato, Peschiera, Volta und Castiglione liegen. Die Länge des Parallelogramms beträgt etwa 2¾, die Breite 2 deutsche Meilen, und ein kleiner Fluß, der sich in den Mincio ergießt, durchschneidet es ziemlich in der Mitte. An der Quelle dieses Flusses erreichen die Berge ihre höchste Höhe, um sich gegen den Mincio wieder zu senken. Diese höchste Stelle ist zugleich der Mittelpunkt des Parallelogramms, und hier liegen auf der linken Seite des Flusses Rondoletto und Pozzolengo, auf der rechten Seite Solferino, Monte Oliveto und Cavriana. Bei Solferino wird die Bergkette in rechtem Winkel von einem Thal durchschnitten, so daß der Ort als Spitze eines Bergdreiecks aufzufassen ist, dessen Seiten sich südwestlich gegen Volta, nordwestlich gegen Pozzolengo neigen. Die Bildung des Berges, um den herum die Häuser von Solferino erbaut sind, ist so, daß er sich von der übrigen Kette lostrennt und drei Hochflächen, eine gegen den Gardasee, die zweite gegen die Ebene, die südlich von Castiglione beginnt und sich in unabsehbare Fernen fortsetzt, die dritte gegen Cavriana vorschiebt. Auf diese Weise entsteht ein natürliches Bergschloß mit drei Bastionen, von denen alle gegen Solferino laufenden Straßen eingeschlossen werden. Der Berg hat auf allen Seiten, nur gegen die Ebene hin nicht, einen steilen Abfall und heißt deshalb Scale di Solferino (Treppe von Solferino). Von der Ebene aus ist das Steigen bis zu den ersten Häusern des Orts, wo der Abhang plötzlich jäh zu werden anfängt, ein allmähliches. Auf den Seiten der von der Ebene zum Gipfel führenden Straße liegen Weinberge, und hie und da giebt es vorspringende Punkte, die sich zur Aufstellung von Geschütz eignen. Die höchste Spitze des Berges von Solferino, die sich der Kegelform nähert, nimmt ein viereckiger Thurm ein, der in der Umgegend Spia d'Italia (Ausspäher von Italien) genannt wird. Die Aussicht, die man von diesem Punkt mit dem Blicke beherrscht, reicht gegen Süden bis zum Po, ist aber auf der andern Seite sehr beschränkt, weil der Boden jenseit des Thals höher ist. Südöstlich von Solferino und durch ein Thal von geringer Tiefe davon getrennt, liegt das Dorf Cavriana, ein unordentlicher Haufen von steinernen Häusern und alten Ruinen. Etwas weiter gegen Südwesten erhebt sich San Cassiano aus der Ebene. Diese, der sogenannte Campo di Medole, ist vollständig flach und hin und wieder mit Bäumen besetzt, ohne daß der Reiterei dadurch Bewegungen untersagt werden.

Am 20. Juni verlegte der Kaiser sein Hauptquartier von Verona nach Villafranca, einem Städtchen von 5000 Einwohnern, das im Mittelpunkte des Festungsvierecks und in der nächsten Nähe der Schlachtfelder von Sommacampagna, Santa Lucia, Custozza und Valeggio liegt. Der Stab der zweiten Armee unter Graf Schlick befand sich in Castiglione delle Stiviere, dann in Volta und später in Custozza, der der ersten Armee unter Graf Wimpffen in Mantua. Der Kaiser besuchte die verschiedenen Lager eines nach dem andern und ritt bis zu den äußersten Vorposten. Wo er sich zeigte, bewiesen ihm die Truppen durch ihre Haltung, daß ihr bisheriges Unglück sie keineswegs entmuthigt habe. Dem Kaiser der Franzosen war die Nachricht zugegangen, daß die Oesterreicher die oben beschriebene Gegend geräumt hätten, und er hatte Befehl gegeben, sämmtliche Höhen von Lonato bis Volta zu besetzen.

Verschiedene Auskundschaftungen, die am 23. Juni vorgenommen wurden, verschafften den Oesterreichern die Ueberzeugung, daß das französische Hauptquartier noch hinter der Chiese sei. Darauf stützte man den Plan, folgenden Tags den Mincio mit sieben Heerkörpern und zwei Reservedivisionen der Reiterei bei Monzambano, Valeggio, Ferri und Goito zu überschreiten, concentrisch gegen Castiglione vorzurücken und am 25. an der Chiese eine Schlacht zu liefern. Die Heerkörper, die man zu diesem Zweck vereinigte, waren die von Benedek, Stadion, Clam-

Gallas, Zobel, Schwarzenberg, Schaffgotsch und Weigl. Sie gingen staffelförmig vor und hatten die Weisung, am 24. blos vertheidigungsweise zu verfahren. Erwarteten die Franzosen den Angriff in ihren alten Stellungen, so war der Vortheil auf Seiten der Oesterreicher. Sie hatten dann alle ihre Kräfte beisammen und konnten auf einem Schlachtfelde, das ihnen die freieste Bewegung gestattete, gegen die Franzosen, hinter deren Rücken die Chiese unmittelbar floß, andrängen.

Die Franzosen wußten aber, was drüben sich vorbereite. Sie waren durch die österreichischen Auskundschaftungen aufmerksam geworden und hatten sich außerdem über die feindlichen Stellungen durch ein Mittel Aufklärung verschafft, das unseres Wissens seit den Kriegen der französischen Republik nicht wieder in Anwendung gekommen ist. Sie hatten einen Luftballon steigen lassen, der gerade lange genug in der Höhe blieb, um einen Ueberblick des in Anmarsch befindlichen österreichischen Heeres zu gewähren. Ueberdies waren sie durch zuverlässige und zahlreiche Kundschafter aufs beste bedient, und wenn ihnen auch die Pläne der feindlichen Oberfeldherren nicht verrathen wurden, so waren sie doch gewarnt genug, um alle ihre Streitkräfte so zu concentriren, daß sie dem Angriff der Oesterreicher begegnen und ihn nöthigenfalls durch einen Gegenstoß beantworten konnten.

Die Ausführung des österreichischen Planes bedingte, daß die Armee, um die verschiedenen zur Chiese führenden Straßen zu gewinnen, die ausgedehnte Linie von Pozzolengo über Solferino, San Cassiano, Guidizzolo, Castelgoffredo und Acquafredda besetzte. Ehe der Vormarsch, der für den 24. bestimmt worden war, seinen Anfang nahm, erfolgte der französische Angriff. Durch die Schnelligkeit, mit der der französische Generalstab die ihm zukommenden Nachrichten benutzte, waren die Rollen gewechselt. Die Oesterreicher hatten gehofft, die Franzosen überraschen zu können, und nun wurden sie selbst mitten in ihren Vorbereitungen angegriffen. Kaiser Napoleon hatte sein Heer vor Anbruch des Tages, um zwei Uhr Morgens, in Bewegung gesetzt. Auf dem linken Flügel stellte er die Piemontesen auf, denen er zwei Brigaden und eine Division seiner eigenen Truppen beigab, in der Mitte vereinigte er mit den Heerkörpern des Marschalls Baraguay d'Hilliers und des Marschalls Mac Mahon die Kerntruppen der Garde und der Zuaven, auf dem rechten Flügel ließ er die Ebene von Niel und Canrobert besetzen. Auf der österreichischen Seite stand gegen die Piemontesen Benedek, in der Mitte dehnten sich zwei Heerkörper, bei denen der Kaiser sich befand, von Cavriana nach Solferino und San Cassiano aus, auf dem linken österreichischen Flügel entwickelten sich drei Heerkörper, von einer Reiterdivision unterstützt.

Die österreichische Aufstellung hatte etwa eine Länge von vier Stunden. Ein Ueberblick dieses ungeheuren Schlachtfeldes ließ sich auf keiner Seite gewinnen, und die leitenden Feldherrn mußten sich nach den Eingebungen ihres militärischen Genies richten. Von der Spia d'Italia auf der Höhe von Solferino übersah man wenigstens die Ebene im Süden, wo bald ein erbitterter Kampf hin und her wogte. Bei Medole, wo gegen fünf Uhr Morgens die ersten Kanonenschüsse fielen, stieß General Niel im Vorgehen auf zwei österreichische Bataillone, die er gegen Guidizzolo zurückwarf. Die österreichische Reiterdivision Zedwitz war in der Nähe und eilte sofort zur Unterstützung herbei. Sie machte einige glänzende Angriffe auf französische Reiterei und auf ein Viereck Fußvolk, durch die indessen keine Entscheidung gewonnen wurde. Um französische Batterien, die sich in einem Halbmond aufgestellt hatten und die österreichischen Geschütze mit Ueberlegenheit beschossen, zum Schweigen zu bringen, drangen diese Reiter noch einmal vor, wobei sie in ein Kreuzfeuer geriethen und furchtbare Verluste erlitten. Sie zogen sich bis Cerezara und Goito zurück und nahmen an dem Gefechte weiter keinen Antheil.

Auf beiden Seiten waren inzwischen Verstärkungen eingetroffen, und von den Oesterreichern kamen nach und nach zwei Heerkörper und zwei Brigaden in den Kampf, während gegenüber die Abtheilungen Niels und des Herzogs von Magenta standen. Der Gegenstand des furchtbaren Ringens, das durch Stunden mit unveränderter Wuth fortdauerte, war das Dorf Rebecco zwischen Medole und Guidizzolo. Es wurde mehrmals genommen und wieder verloren, ohne daß das Feuer aus Geschützen und Gewehren und das Bayonnet eine der kämpfenden Heermassen erschütterte. Waren die Oesterreicher im Besitz des Dorfes, so suchten sie Medole zu nehmen, waren die Franzosen die augenblicklichen Sieger, so strebten sie gegen Guidizzolo vorwärts. Weder den Einen noch den Andern gelang es, die erstrebten Eroberungen zu machen. Auf dem engen Raume um Rebecco drängte man sich hin und her, und wie dicht er sich auch mit Leichen und Schwerverwundeten bedeckte, keines der Heere gab ihn auf. Das Gefecht stand, wie der militärische Ausdruck sagt. Der österreichische Schlachtbericht klagt darüber, daß zwei Brigaden, durch welche in der Flanke und im Rücken der Feinde eine entscheidende Wirkung ausgeübt werden konnte, in den Gang des Gefechts nicht eingriffen. Sie glaubten in der Nähe des Oglio-Uebergangs bleiben zu müssen, da bei ihnen die falsche Nachricht eintraf, daß eine starke französische Abtheilung von Cremona und Piadena heranziehe. Ebenso klagt der französische Schlachtbericht, daß bei Medole nicht alle die Truppen gewesen wären, welche dort hätten sein können. Marschall Canrobert hatte die Weisung erhalten, eine Stellung einzunehmen, in der er den von Mantua heranziehenden Oesterreichern (Division Lichtenstein) die Spitze biete. Obgleich diese Abtheilung, deren Marsch auf die Umgehung der Franzosen berechnet war, sich nicht zeigte, befolgte er doch den Befehl, der ihm geworden war, fast buchstäblich, und gab an General Niel viel zu wenig Truppen ab, als daß diese Verstärkungen ein Zurückwerfen der österreichischen Schlachtlinie ermöglicht hätten.

(Schluß folgt.)

Chronik.

Joseph, Fürst von Chimay.

Die unerwartete Wendung, welche die Dinge in Italien wieder einmal genommen haben, der plötzlich von Frankreich angebotene und von Oesterreich angenommene Waffenstillstand und die daran geknüpften Friedensunterhandlungen wurden von dem Gerücht mit einer angeblichen geheimen Sendung in Verbindung gesetzt, die den Fürsten von Chimay nach Italien geführt habe, und allerdings wäre es nicht das erste Mal, daß dieser hochgestellte und unabhängige Mann sich in hochwichtigen Angelegenheiten zu dergleichen gebrauchen lassen.

Joseph von Riquet Fürst von Caraman und Chimay, spanischer Grand erster Classe, hat weder auf väterlicher noch auf mütterlicher Seite einen sehr alten und durch den Rang der Vorfahren glänzenden Stammbaum aufzuweisen, kann sich aber des besseren rühmen, auf beiden Seiten von Männern zu stammen, die sich durch Geschick und Verdienst aus unscheinbaren Verhältnissen zu den höheren Stufen der Gesellschaft emporgeschwungen. Sein väterlicher Ahnherr war jener Peter Paul Riquet (geb. 1604 zu Beziéres), der, in seiner Jugend Gärtner, dann Ingenieur und durch vom Glück begünstigten Betriebsfleiß und Unternehmungsgeist reich geworden, den für seine Zeit doppelt großen Gedanken des Canals von Languedoc faßte, der das mittelländische Meer mit dem atlantischen Ocean verbindet, und den Bau dieses großen Werkes, mit vom Könige und von den Ständen von Languedoc bewilligten Beiträgen, auf seine Rechnung übernahm (1666). Die gänzliche Vollendung desselben erlebte er nicht, indem er 1680 zu Toulouse mit Tode abging, der Canal aber erst im nächsten Jahre zum Ziele geführt ward. Er hatte sein bedeutendes Vermögen, angeblich drei Millionen Francs, dabei zugesetzt und soll noch zwei Millionen Schulden dafür gemacht haben, während der Canal selbst erst seit 1724 der Familie einträglich zu werden anfing. Indeß die Familie war gehoben und genoß die Gunst Ludwigs XIV., welcher Riquet schon 1666 in den Adelstand versetzt hatte. Einer seiner Söhne kämpfte als General mit Auszeichnung in dem spanischen Erbfolgekriege und erwarb die Grafschaft Caraman bei Toulouse, die er einem Neffen hinterließ und nach der sich die Familie fortan benannte. Ein Sohn dieses Neffen, Graf Victor Moritz, heirathete 1750 die Schwester des letzten Fürsten von Chimay aus dem Hause der Hénin d'Alsace Grafen von Bossu, und ihren jüngsten Sohn ernannte ihr Bruder, der am 24. Juli 1804 mit Tode abging, zum Erben, worauf er 1814 von dem König der Niederlande den Titel Fürst von Chimay, für sich und seine Erben nach dem Rechte der Erstgeburt, erhielt, und denselben am 2. März 1843 auf seinen ältesten Sohn, den jetzigen Fürsten, vererbte. Die Mutter des letztern war die Tochter jenes Franz Cabarrus, der, zu Bayonne 1752 geboren, in Spanien im Handel sein Glück machte, dann ein Rathgeber und Beistand des spanischen Staats in Finanz- und Handelssachen ward, unter vier Regierungen großen Einfluß übte, hohe Stellen bekleidete, in den Grafenstand erhoben ward und als Finanzminister des Königs Joseph am 27. April 1810 zu Sevilla starb. Sie selbst war die schöne, geistreiche und vielgefeierte Therese Cabarrus, die, zu Saragossa 1775 geboren, einem ungeliebten Gemahl, dem Parlamentsrathe de Fontenay nach Paris gefolgt war, sich den Anfängen der Revolution mit Eifer angeschlossen hatte, dann die Geliebte Talliens ward, nur durch Robespierre's Sturz der Guillotine entging, nachher Tallien ihre Hand reichte und zu dem vertrauten Kreise der Beauharnais, Barras, Bonaparte gehörte. Da sie aber von dem Hofe des Consuls und Kaisers, der bekanntlich die geistreichen Frauen nicht sonderlich schätzte, trotz der frühern Freundschaft ausgeschlossen ward, so schloß sie sich an die Frau von Staël, und durch diese lernte sie den Fürsten von Chimay kennen, mit dem sie sich, von Tallien längst wieder getrennt, 1805 vermählte. (Sie starb zu Brüssel am 15. Januar 1835.)

Ihm gebar sie am 20. August 1808 den Prinzen Joseph, der seinem Vater 1843 in der Fürstenwürde folgte. Vater und Sohn bewiesen der niederländischen Regierung gegenüber unabhängige Gesinnung und schlossen sich der belgischen Revolution an, wiewohl der Vater, bis dahin Mitglied der ersten Kammer der Generalstaaten, nachher keinen thätigen Antheil mehr an dem politischen Leben nahm. Der Sohn dagegen widmete sich dem Dienste der neuen belgischen Regierung längere Jahre, und vertrat dieselbe in amtlicher Stellung als Gesandter im Haag, in Frankfurt a. M. und in Rom. Später lehnte er aber die Bekleidung öffentlicher Gesandtschaftsposten beharrlich ab und lebte seit längerer Zeit theils auf seinem Schlosse Chimay, theils in Brüssel, wo er den seine Güter umfassenden Bezirk Thuin fast fortwährend im Congresse vertreten hat. Hauptsächlich aber ist er von dem Könige Leopold, zu dessen Vertrautesten er gehört, vielfach zu geheimen Sendungen gebraucht worden, die dieser bald im speciell belgischen Interesse, öfterer in allgemeinen europäischen Angelegenheiten für gut fand. Vollkommen eines Sinnes mit dem König und mit sicherstem Verständniß seiner Intentionen, tief eingeweiht in die Geheimnisse der europäischen Machtkreise, ein umsichtiger, zuverlässiger, menschenkundiger Mann, ist er von dem Könige stets als das geeignetste Organ für solche Sendungen, als sein bester Alterego erprobt worden. Dem Kaiser Napoleon trat er öffentlich zuerst 1853 nahe, wo er ihn, im Namen des Königs der Belgier, im Lager von Helfaut begrüßte. Damals soll der Kaiser den Wunsch ausgedrückt haben, ihn als belgischen Gesandten in Paris zu sehen, was jedoch als bleibende Stellung nicht in die Absichten des Fürsten paßte. In welchem Zusammenhang seine neueste Reise nach Italien mit der vorhergehenden des Königs nach London und mit dem nachfolgenden Abschluß des Waffenstillstandes steht, bleibt bis jetzt Sache der Vermuthung.

Der Fürst ist seit dem 25. August 1830 mit Emilie von Pellapra (geb. am 11. Nov. 1808) vermählt, die ihm zwei Söhne und eine Tochter geboren hat. Sein ältester Sohn, der Prinz Joseph von Caraman-Chimay (geb. am 9. 1836), wurde am 16. Juni 1851 der Gemahl einer Tochter des Vicomte Napoleon von Montesquiou-Fezensai.

Joseph Stuntz †.

Am 18. Juni endete ein Herzschlag das Leben des Münchner Kapellmeisters Joseph Hartmann Stuntz, der als Componist von Liedern und kirchlichen Gesängen sich einen sehr rühmlichen Namen erworben hatte. Er war den 23. Juli 1793 zu Arlesheim im Canton Basel, wohin sein Vater, ein Maler aus Straßburg, vor den Schrecken der französischen Revolution geflohen war, geboren, erhielt aber nach der Rückkehr seiner Familie ins Elsasser Land in Straßburg den ersten Unterricht in der Musik, für die er schon sehr frühzeitig Liebe und Talent gezeigt hatte. Im vierzehnten Jahre bereits schrieb er ein Tedeum, welches, bei feierlicher Gelegenheit im Münster aufgeführt, dem jugendlichen Tonsetzer einen Lorbeerkranz als Ehrengewinn einbrachte. Um seinen Sohn von der Conscriptionspflicht zu befreien, ging der alte Stuntz 1809 mit ihm nach München, und hier ward der König Max Joseph bald genug auf den begabten jungen Mann aufmerksam. Er machte ihn zum Accessisten der Hofkapelle, ja er gab sogar die Mittel zu einer Reise nach Wien her, wo sein Günstling sich der Leitung Salieri's anvertrauen mußte, um dann in München auch noch

Winters Unterricht zu genießen. 1816 bereits wurde J. H. Stunz zum Kapellmeister der italienischen Oper in der bayerischen Hauptstadt ernannt. Später, von 1819—22, hielt er sich fast vier Jahre lang in Italien auf und zwar abwechselnd in Turin, Mailand und Venedig. Bei seiner Rückkehr nach München erhielt er sofort die Stelle des wirklichen Hofkapellmeisters und Vocaldirectors, welch letzteres Amt er aber 1836 wieder niederlegte. Damals nun war es, wo jene Thätigkeit begann, die seinen Namen als Componisten sicherlich noch auf die Nachwelt bringen wird. Das „Walhallalied" machte schnell die Runde durch Deutschland, und alle seine übrigen Schöpfungen wurden ebenso rasch Eigenthum der Sangvereine, die sie noch jetzt gern vortragen und hochzuschätzen wissen. Seine Musik hat nichts augenblicklich Imponirendes, für den Moment Packendes und Zündendes an sich, ihr Wesen ist aber ein tiefinnerliches, das, einmal erkannt, um so mehr sich einprägt und nicht leicht wieder vergessen wird.

Aristokratische Heirathen von Künstlerinnen.

Die Tageblätter meldeten neulich, daß im bayerischen Fürstenhause zwei morganatische Ehen auf einmal geschlossen worden seien. Der schon in den Sechszigen stehende Prinz Karl von Bayern erhob seine langjährige Geliebte, die Wittwe des Münchener Hofschauspielers Hölken, nachträglich noch zur Gemahlin, während der junge Prinz Ludwig, ältester Sohn des Herzogs Max und Bruder sowohl der Kaiserin von Oesterreich als der Königin von Neapel, nach Verzichtleistung auf das Recht der Erstgeburt sich mit der schönen Schauspielerin Henriette Mendel aus Darmstadt vermählte. Diese ward vorher zur Baronin v. Waldsee und jene zur Baronin v. Frankenberg erhoben. Die beiden jetzt geschlossenen Ehen an die linke Hand stehen nicht einzig da, denn bekannt ist es, daß Therese Elsler, die Schwester der Tänzerin Fanny Elsler, als Frau v. Barnim Gemahlin des Prinzen Adalbert von Preußen wurde, und daß ein Sohn des Kurfürsten von Hessen vor einigen Jahren in London sich mit der Schauspielerin Birnbaum verheirathete — eine Ehe, die vollständig rechtskräftig angesehen werden mußte, bis sie durch große Geldopfer des fürstlichen Vaters gerichtlich wieder getrennt worden ist. — Wenn nicht bis an die Stufen eines Thrones, so sind doch auf die Höhen der Aristokratie Künstlerinnen oft genug schon durch die Liebe gehoben worden. In hundert Fällen blieben die Bande, die ein solches Verhältniß schlangen, freilich geheim und ohne kirchliche Sanction, wie z. B. die Rachel sich mit der Anerkennung ihrer Söhne durch die beiden Grafen Walewski und Morny vollständig befriedigt erklärte. Adelaide Ristori wurde dagegen — um nur einige Beispiele anzuführen — legitime Gemahlin des italienischen Marchese del Grillo, und Clara Novello ist rechtmäßige Gräfin Ghigliucci, während Anna de la Grange durch ihre Heirath zur Gräfin Stankowitsch, Sophie Cruvelli zur Baronin Vigier gemacht ward. Bei uns in Deutschland gaben einst, wie jeder weiß, Henriette Sonntag und Wilhelmine Schröder-Devrient ihr glänzendes Bühnenleben auf, um dem Grafen Rossi und dem liefländischen Baron v. Bock in die Zurückgezogenheit der Familiengüter nachzufolgen. Und ebenso entführte noch vor Jahresfrist ungefähr die Liebe dem Wiener Publicum einen seiner gefeiertsten Lieblinge, indem Luise Neumann, die geniale Tochter der Frau Haitzinger, dem Grafen von Schönfeld in Gratz die Hand zum Bunde reichte.

Der Bregenzer Wald und seine Bewohner.

Der Bregenzer „Wald" in Tyrol ist ein Winkelchen der Erde, welches den Blicken der Touristen bisher noch ziemlich entgangen und trotz der prächtigen Schönheit seiner Gebirgsnatur lange nicht genug aufgesucht, noch seltener aber beschrieben worden ist. Andreas Oppermann entdeckte ihn eigentlich erst für die Litteratur, und sein Buch „Aus dem Bregenzer Walde" (Breslau, Trewendt) hat daher neben den Vorzügen sehr lebendiger, ansprechender Schilderungen der verschiedensten Art den Reiz der Neuheit in hohem Grade für sich. Das Bild, welches er von Land und Leuten in jenem Erdenfleckchen entwirft, ist so anziehend und originell, daß es zu einem Besuch der Gegend wohl auffordern könnte. Wenn man von den südlichen Ufern des Bodensees aus den Rücken des Lorenaberges überstiegen hat, erblickt man, „gleichsam wie auf einem Situationsplane", den „Wald" in seiner ganzen Ausdehnung vor sich. Nach Osten hin sieht man über den tief unten liegenden, soeben verlassenen Thalkessel, in dem sich das Dorf Alberschwende mit seinen zerstreuten Häusern und Gehöften bis ziemlich hoch an den umliegenden Berg hinauf ausbreitet, nach den waldigen Vorbergen des „Bregenzer Waldes". Aus diesem blickt das Kloster Bildstein mit seinen Thürmen und Gebäuden hervor, und weiterhin erstrecken sich die Berge in wellenförmigen Linien bis an den Gebhardsberg bei Bregenz, an den das Schwabenland mit seinen unzähligen Hügelwellen sich anschließt, bis es am Horizont in weichen Contouren fast mit dem Blau des Himmels verschwimmt. Geradeaus, über zwei waldigen Hügeln hin, erfreut der Blick nach dem Rheinthal und seinem blauen jungen Strom, der in schönen Windungen dies Thal durchfließt, bis er im leuchtenden Spiegel des gleichfalls noch sichtbaren Bodensees verschwindet. Nach Westen zu begrenzen den Horizont die colossalen Formen des Appenzeller Gebirgs; über alle umliegende Höhen erhebt sich das Schneehaupt des Säntis, und auf ihm, wie auf den Gipfeln der ferneren Glarner Gletscher, lagert ewige Stille. Ganz neuer Art ist die Aussicht von der anderen Seite des Lorenaberges. Mattenreich und buschig ist hier sein Abhang, der sich hinabsenkt in ein reichbelebtes Thal, welches den Mittelpunkt des ganzen „Waldes" bildet. Es ist das Thal der Bregenzer Ach, eines mannichfach gewundenen schönen Gebirgswassers, das sich endlich im Bodensee verliert. Ueber das heitere Thalgelände, auf dem sich, umgeben von Weide, Wald und Hügel, allerwärts freundlich gelegene Ortschaften ausbreiten, erheben sich in gewaltigen Umrissen die „Winterstauden", das „hohe Joch", der „Didamskopf", der „Mörgelberg" und der in hundert Spitzen emporstarrende Gebirgsstock der Vorarlberge mit der „Canisflue". „Nach der andern Seite", so berichtet uns Oppermann, „konnte der Blick in die weiten in blauen Duft sich verlierenden Fernen über See und weites Land hinwegschweifen, hier wird er überall durch die hohen Bergspitzen beschränkt; nicht mehr ist es jenes Bild reicher Anmuth, einschmeichelnder Milde, aber wohl das Bild einer nicht minder zauberisch wirkenden Pracht. Wie die Spitzen der Berge erglühen im tiefen Blau des Himmels; wie der Wald mit seinen sonniggrünen Gipfeln schweigsam an die Berge sich anlehnt; wie drunten die Sonne sich im Wasser spiegelt und Gottes Segen offenbar auf der engen Thaleswelt ruht!" — Nicht aber blos der todten Natur, sondern auch der lebenden Wesen kann man sich bei der Wanderung durch den Bregenzer Wald freuen, und zu der herrlichen Landschaft bilden die Menschen, die sie bewohnen, eine charakteristische, angenehme Staffage. Es sind, wie sie Oppermann uns schildert, Leute, mit denen sich gut leben läßt. Bieder und gutmüthig, besitzen sie doch auch einen hellen, schnell Alles erfassenden Verstand und eine anmuthige Grazie des Geistes, Eigenschaften, welche ganz dazu angethan sind, die ihnen durchaus nicht mangelnde Leidenschaftlichkeit jederzeit zu mäßigen und ihrem ganzen Wesen jenes sofort bei der ersten Berührung auffallende humane Gepräge aufzudrücken. Rasch und gewandt, ja routinirt im Benehmen, voller Humor, zu Scherz und Neckerei jederzeit aufgelegt, mit scharfer Beobachtungsgabe für das Lächerliche, ist der Bregenzer „Wäldler" an sich eine liebenswürdige Erscheinung. Außerdem ist ihm eine frische, elastische Männlichkeit eigen; sie offenbart sich in seinem Thun und Treiben, in seinen Reden, in seiner Kleidung. Fragt er etwas, so weiß er sich klar auszu-

drücken; antwortet er, so geschieht dies in nicht minder treffender Weise, und er ist darin dem benachbarten Schweizer ähnlich, wie denn überhaupt der Grundtypus des Bregenzers der schweizerische ist. Zwar scheint ihn Oppermann, gegen seine Nachbarn gehalten, wirklich etwas stark zu bevorzugen, doch hat er im Wesentlichen wohl Recht, wenn er sagt: „Von jener Verschlossenheit und von dem Mißtrauen, von welchem der neben ihm wohnende Allgäuer und zum Theil der Tyroler überhaupt nicht frei ist, weiß der Wäldler wenigstens nichts. Er schließt sich ganz dem Fremden an und kennt keinen Rückhalt. Weder die bornirte Kleinbäuerlichkeit, die sich nicht „ausholen“ läßt, noch die Schlauheit, welche den Fremden gern „stimmt“ und aufzieht, und die der unliebenswürdigere Bayer im hohen Grade besitzt, habe ich beim Bregenzer gefunden.“ In dem Aeußern desselben, wie in der inneren Naturanlage, herrscht, wie unser Gewährsmann meint, ein „gesunder Realismus“ vor; im Gegensatz hierzu erscheint die Frauenwelt des Waldes „in einer gewissen Idealität“. Die Wäldlerinnen sind in ihrem Benehmen äußerst unbefangen: ohne Verlegenheit und Unruhe verkehren sie mit Unbekannten, wie mit ihres Gleichen; „gläubig“, möchte man sagen, schauen sie Einem mit ihren großen, meist schönen und kindlichen Augen in's Gesicht; „es ist als fürchteten sie keinerlei Berührung mit der Außenwelt.“ Auf ihren einsamen Höfen, in ihren hoch abgelegenen Sennerhütten bewahren sie neben anmuthigster Harmlosigkeit strenge Reinheit der Sitten, und diese möchte vor allem an ihnen charakteristisch sein. Sie plaudern viel und gern, im allemannischen Dialekt, wie auch der Typus des Gesichts dieser Bregenzer Wäldler und ihrer Frauen erkennbar der allemannische ist. Wie gern sie am Alten festhalten und wie wenig sie die Außenwelt auf sich Einfluß gewinnen lassen, beweist ihre geschmackvolle und saubere Nationaltracht, welche heutzutage sich noch fast ebenso erhalten hat, wie vor mehreren Jahrhunderten.

Der toscanische Volkscharakter.

In dem eine reiche Fülle neuer und interessanter Mittheilungen enthaltenden Reisewerke Otto Speyers, welches wir schon einmal erwähnten, den „Bildern italienischen Landes und Lebens“, finden wir unter anderem auch eine Schilderung des toscanischen Volkscharakters, welche jetzt, da dieser Staat inmitten revolutionärer Bewegung steht, doppelte Beachtung verdient, um so mehr, als sie sich eben nicht zu Gunsten der Nationalität äußert und wenig Zuversicht darauf erweckt, daß die letztere die ihr etwa zugedachte politische Rolle gut und zum eigenen Vortheil spielen werde. „Der Toscaner — meint O. Speyer — ist im Allgemeinen lebhaft, gutmüthig, gefällig, weniger reizbar und rachsüchtig als die übrigen Stämme der Halbinsel; von Natur fein und höflich, mit großem angeborenen Takte für das Schickliche, reich an geselligen Talenten; mit einem aufgeschlossenen Sinn für das Schöne begabt, der sich selbst in den untersten Schichten des Volkes nicht verleugnet; weit weniger träge und arbeitsscheu, als sein römischer Nachbar oder gar der Bewohner Unteritaliens, mit einer Leichtigkeit der Auffassung und einem Talent für die Aneignung fremden Wissens und fremder Erfindungen, wie wenig andere Völker: selbst in der größten Unwissenheit nie plump und gemein erscheinend. Dagegen fehlt es ihm durchschnittlich an einer tieferen sittlichen und religiösen Grundlage; sein Sinn ist nur auf das Aeußere gerichtet; die Religion selbst fast nie Sache des Gemüthes, sondern mehr ein Cultus des Schönen und ein gedankenloses Mitmachen überkommener Gebräuche, vermischt mit Aberglauben aller Art. Zumal in der Auffassung der Ehe und in dem Familienleben, oder eigentlich in dem Mangel eines solchen tritt die Leichtfertigkeit und der fehlende sittliche Ernst oft erschreckend zu Tage. Unersättlich in seiner Vergnügungssucht, ist das Volk verweichlicht und entnervt durch den ihm systematisch seit Jahrhunderten von Oben herab eingeträufelten Mohnsaft und die Zurückhaltung von allen ernsten öffentlichen Angelegenheiten; ohne Ausdauer in der Arbeit; rasch begeistert und zum Handeln bereit, noch rascher ermattend und die kaum ergriffene Fahne wieder sinken lassend; ohne Gemeinsinn in der höchsten Bedeutung des Wortes, wenn auch durch und für politische Schlagwörter leicht zu entzünden; wo überhaupt öffentliches Leben erwacht, noch immer, wie in alter Zeit, mehr Sinn und Verständniß für Communalfreiheit, als für die Rechte und Pflichten des Staatsbürgers und das große gemeinsame Vaterland zeigend; so viel sich bis jetzt übersehen läßt, in der Vergangenheit größer als in der Gegenwart und Zukunft; in dieser Vergangenheit für die gegenwärtige Inferiorität im Staats- und im wissenschaftlichen Leben der Gegenwart, die ihm doch nur halb zum Bewußtsein gekommen ist, Trost suchend und findend.“

Weibliche Aerzte und Prediger.

Daß es unter den Yankees „Medicinerinnen“ giebt, ist allbekannt. Eine derselben erregte in Neuyork vor kurzem sogar einen öffentlichen Scandal, indem sie einen Collegen, auf den böse zu sein sie das Recht zu haben glaubte, vor aller Welt auf der Straße zur Rede setzte und ihre Boxerkünste gegen ihn auszuüben begann. Er aber wußte die gefährliche Situation überraschend gut zu bestehen. Statt sich nämlich mit den Fäusten zu wehren, umschlang er galant die Taille der erbosten Dame und gab ihr, ohne daß sie es hindern konnte, für jeden Stoß, den er noch empfing, einen lauten und schallenden Kuß auf den Mund. In solch unerwarteter Weise beschämt, machte sich die Heilkünstlerin sobald als möglich aus dem Staube und überließ ihrem klugen Feinde wohl oder übel das Feld. — Als Seitenstück zu den weiblichen Aerzten in America giebt es jetzt in Norwood bei London einen weiblichen Prediger. Diese Dame hat etwa vierzig Jahre und ein durchaus nicht ascetisches Embonpoint aufzuweisen. Auch zieht sie sich mit einer Eleganz an, die noch eine gewisse Anhänglichkeit an die Dinge dieser Welt bekundet. So predigt sie jeden Sonntag zwar nicht in der Wüste, sondern in einer Scheune, und die Neugier versammelt um sie ein Auditorium, welches nicht allein aus armem Landvolke, sondern auch aus fashionablen Damen und Herren besteht.

Ein Bankier des Talents.

Wenn die Pariser Autoren in Geldverlegenheit sind, so kommt es wohl vor, daß sie Wechsel auf ihre Tantième an den Bühnen ausstellen, die von anderen Personen auf ihre Gefahr gegen gehörige Procente honorirt werden. Ein gewisser P. hat es dahin gebracht, diesen einträglichen Handel fast ganz und gar für sich zu monopolisiren. Er führt so genaue Bücher, wie der größte Industrielle oder Kaufmann, in denen jeder seiner Kunden seine monatliche Rechnung einsehen kann. Er ist „der Bankier des Talents“, er macht auf Opern und Stücke, sobald sie in das Stadium der Proben getreten sind, Vorschüsse, die er dann bei den Generalagenten nach der Aufführung wieder einzieht. Das ist nicht so gefährlich, als man glauben sollte, denn Herr P. ist zugleich auch Erfolgbesorger (Entrepreneur de succès), ein wohlerfahrener Taktiker in der Führung der Schaaren, die unter dem Kronleuchter sitzen. Jedermann wird jetzt den Rang begreifen, den dieser Mann in Paris einnimmt. Es ist in ganz Paris kein Dichter oder Componist, der ihn nicht grüßt und voll Höflichkeit gegen ihn ist. Uebrigens weiß, wie sich die „Didaskalia“ schreiben läßt, P. zu leben; er hat eine Villa und eine Frau, die ebenso liebenswürdig und fein wie jede Salondame empfängt, kurz, er ist in seiner Art eine berühmte Persönlichkeit, ein öffentlicher Charakter — ein Mann, den man nirgends in der Welt, außer in Paris, treffen kann.

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Ein nicht gewöhnliches Talent für die in sprachlicher Hinsicht anziehende und ergreifende Schilderung von innerlichen Zuständen und Gemüthsstimmungen offenbart **Sophie Verena** in ihrem „Sohn des Südens“ (2 Bde., Leipzig. Costenoble), einer Novelle, die in der Erfindung zwar einigermaßen romanhaft im üblen Sinne des Wortes zu nennen ist, in der Darstellung aber soviel feinen Geschmack, poetischen Sinn und Kraft des Ausdrucks aufzuweisen hat, daß allein deswegen ihre Lectüre empfehlenswerth scheint. Wo solch hervorragendes Formtalent vorhanden ist, sollte da nicht in Zukunft auch hinsichtlich der Composition noch mehr geleistet werden können, als bisher Sophie Verena geleistet hat? Die Katastrophe des Romans bildet der Tod eines jungen Mädchens an gebrochenem Herzen. Ihr Geliebter, der sie zur Frau begehrt, befand sich einst während eines furchtbaren Sturmes auf hoher See und Niemand wagte ihn zu retten, außer dem „braunen Matteo“, einem trotzigen, leidenschaftlichen Fischerbuben, der, weil es ihm Helene gleichfalls angethan hatte, auf das Glück des bevorzugten Richard eifersüchtig war und von der für das Leben ihres Bräutigams Zitternden sich, ehe er zum Rettungswerk hinauseilte, schwören ließ, nie die Seine werden zu wollen.

Der „neue Jean Paul“, **Jakob Corvinus**, hat unter dem etwas gesuchten Titel „Halb Mähr, halb mehr“ (Berlin, Schotte) eine Sammlung seiner kleineren, aus früherer Zeit stammenden Erzählungen veranstaltet, und daraus ist denn ein Buch geworden, welches alle die zahlreichen Freunde seiner originellen, um nicht zu sagen barocken Manier, alle Liebhaber seines mit Sentimentalität versetzten Sonderlingshumors zwar mit Vergnügen zur Hand nehmen, doch vielleicht mit weniger Befriedigung zu Ende lesen werden, als dies bei seinen größeren Romanen der Fall war. Das Jean-Paulisirende Wesen seiner Poesie, welches nicht ohne Geist und Phantasienreichthum, aber auch nicht ohne Gefallsucht und Unnatur ist, tritt am meisten in dem Schwanke „Weihnachtsgeister“ zu Tage. Auch „der Weg zum Lachen“ zeigt Spuren dieser eigenthümlich gearteten, etwas launenhaften dichterischen Erfindungsgabe. Realistischer und besonnener gehalten sind die Novellen „Lorenz Scheibenhart“ und „der Student von Wittenberg“ — beides ein paar treu im Tone und Charakter der Zeit ausgeführte Nachtgemälde aus der trüben und schrecklichen Periode vor und während des dreißigjährigen Krieges. Wieviel des Furchtbaren und Dunklen uns auch darin mitgetheilt wird, so muß man doch sagen, daß der Erzähler immer in der Stimmung zu bleiben wußte, und dies Behaupten der von Anfang an herrschenden Stimmung, das Harmonische des Eindrucks ist bei einem Kunstwerk doch immer die Hauptsache. Darum loben wir auch das letzte Stück der Sammlung, „Einer aus der Menge“ betitelt, welches sonst dem Vorwurfe absichtlichen Rühreffects kaum wird entgehen können.

Die „Hausblätter“ brachten in ihren letzten Nummern treffliche Novellen aus der Feder ihrer beiden Herausgeber. **Edmund Höfer** vereinigte in seinem „Schäfer von Rodeck“ wieder alle die seltenen und schwerwiegenden Vorzüge seiner Erzählungsweise, die ihn zu einem erklärten Lieblinge des deutschen Lesepublicums gemacht haben, und wir möchten der genannten Novelle unter allen bisher von ihm bekannt gewordenen einen der hervorragendsten Plätze anweisen. Der Eindruck, den wir zunächst von einem Werke E. Höfers zu empfangen gewohnt sind, ist der einer noblen Natur; überall herrscht bei ihm gewählter Geschmack und edler Sinn. Den größten, eigenthümlichsten Reiz auf den Leser übt aber in seinen Dichtungen ein gewisser verhaltener Ton der Leidenschaft aus, die aus Rücksicht auf Form und maßvolle Begrenzung mit Willen nicht recht zum Durchbruch zu kommen scheint und oft nur mehr andeutet und ahnen läßt, als wirklich ausführt und zur Darstellung bringt. Dieser Schein von Resignation, von still elegischem Wesen gießt über die Gestalten Höfers eine so anziehende Beleuchtung aus, daß wir uns stets davon aufs nachhaltigste gefesselt und tief gerührt sahen. Es war auch bei der Lectüre des „Schäfers von Rodeck“ wieder der Fall. — **Hackländer**, der sich in der letzten Zeit viele Fehler der Flüchtigkeit hatte zu Schulden kommen lassen und an dem eben durch diese Leichtfertigkeit des Producirens bereits eine merkliche Abnahme seines ursprünglich so bedeutenden Talentes offenbar wurde, erscheint dagegen in der neuesten seiner Novellen, dem „Tannhäuser“, wieder ganz als der Alte, der er damals war, als er sich seinen Ruf und seine Popularität durch Bilder aus dem modernen Leben erwarb, die in der Harmlosigkeit ihrer Stimmung und mit ihrer glänzenden Laune unwillkürlich an Dickens erinnerten. Dieser „Tannhäuser“, soweit er jetzt vor uns liegt — denn den Schluß kennen wir noch nicht — ist ein prächtiges Stück Arbeit, eine Erzählung mit interessantem Stoff und einer Fülle köstlicher und charakteristischer einzelner Züge. Der Held der Novelle selber, der ein Maler ist, besitzt eine ächte Künstlernatur; sein College, der Thiermaler Wulf, ist ein Original, das in der Gallerie Hackländer'scher Gestalten einen sehr hervorragenden Platz einnimmt, und die kleine Francesca bietet ein liebliches Bild reizender Mädchenhaftigkeit und jugendlich unschuldiger Neigung für einen Mann dar.

Der nächstdem erscheinende neue Roman von **Brachvogel** wird sich „Benoni“ betiteln und das ganze seit dem siebenjährigen Kriege verflossene Jahrhundert in seinen verschiedenen großartigen und bedeutenden Erscheinungen und Ereignissen zu schildern unternehmen. Ob der Verfasser, der in seinen Dramen sowie in dem früheren Roman „Friedemann Bach“ zwar viel Geist und Originalität, aber ein sehr schwaches Compositionstalent bekundete, einen so weitschichtigen Stoff in künstlerische Form bringen können wird, steht noch dahin.

Das Uhland'sche Wort „Singe, wem Gesang gegeben“ beherzigen bei uns in Deutschland noch immer auch solche, auf die es niemals passen will. Sie singen, obgleich ihnen kein „Gesang gegeben ist“, und quälen sich ab, Reime zu finden, für die sie doch keine Seele und keinen Inhalt haben. Die „Lieder eines Verbannten“ von Benno Tschischwitz, die „Gedichte“ von Wilhelm Batz, die „Poetischen Studien“ von Karl Furkert — das sind alles Bücher, die den Verfassern selber und ihren Freunden, denen sie gewidmet wurden, gewiß viel Freude machen werden, die aber auch ohne jeden Verlust unserer Litteratur gar nicht zu existiren brauchten. Doch während Viele den Versuch machen, den Gipfel des deutschen Parnaß zu besteigen, und schon am Fuße des Berges ohnmächtig niedersinken, gelingt es dagegen auch jetzt noch Dem und Jenem, seine Höhe zu erklimmen. Aus der jüngsten Zeit stellen wir z. B. den Autoren der genannten Bücher einen Dichter der Münchner Schule, **Julius Große**, gegenüber, der schon früher sich als Lyriker wie als Dramatiker rühmlich bekannt machte, der aber bisher noch niemals so Bedeutendes geschaffen hat, wie seine Epopöe „das Mädchen von Capri“, welche der neueste Jahrgang des Schad'schen Musenalmanachs uns mittheilt. Es weht darin etwas wie Goethe'scher Geist, und wenn frühere Kritiker sich dahin äußerten, daß Paul Heyse's „Idyllen von Sorrent“ den „römischen Elegien“ nicht unebenbürtig sich zur Seite stellten, so möchten wir behaupten, daß „das Mädchen von Capri“ in gleichem Verhältnisse zu „Hermann und Dorothea“ stände.

Der zweite Band der „Italienischen Zustände“ von **Theodor Mundt** (Berlin, Janke) ist unter dem Titel „Rom und Pius IX.“ nunmehr erschienen und enthält, wie das bei einem Werke des geistvollen Verfassers nicht anders zu erwarten war, vieles höchst Anziehende und Lesenswerthe. Das in scharfen Umrissen gezeichnete und unparteiisch gehaltene Portrait des jetzigen Papstes bildet die Hauptpartie und den Glanzpunkt des Buches, aber auch die übrigen Schilderungen aus der modernen

römischen Gesellschaft, z. B. das Haus des steinreichen Bankiers und Fürsten Torlonia mit seiner wahnsinnigen Frau Teresa sind mit Geist entworfen und mit Geschick ausgeführt. Prächtige, liebliche Landschaftsbilder geben die Kapitel des Ausflugs nach der Campagna und nach dem Hain der Nymphe Egeria.

„Was sich die Schlesier vom alten Fritz erzählen“ — wird uns in einem Büchlein mitgetheilt, das dem Sammelfleiß des Herausgebers **Otto Falch** in Brieg ein günstiges Zeugniß ausstellt. Mehr als die Besitzergreifung des Landes Schlesien wollte es bedeuten, daß Friedrich der Große sich bald auch die Herzen des Volkes gewann, denn hier konnte nicht von der Stärke seiner Armeen, sondern nur von der siegreichen Macht seiner eigenen Persönlichkeit die Rede sein. In welchem Lichte dieselbe den Bewohnern der genannten Provinz erschien und noch erscheint, welche Anekdoten und Sagen noch jetzt dort von ihm umlaufen, aus welchen einzelnen kleinen und verschiedenen Zügen sich die Schlesier das Charakterbild des großen Preußenkönigs noch heutzutage zusammensetzen — das alles lernen wir aus dem Büchelchen, mit welchem Otto Falch uns beschenkt hat.

Einer unserer fleißigsten Schriftsteller ist jedenfalls **Eduard Schmidt-Weißenfels**, dessen Werken ein gewisses geniales Wesen nicht abgesprochen werden kann, nur Schade, daß sie sämmtlich auch deutliche Spuren der flüchtigen Arbeit, zu der ihr Autor bei seinem raschen Produciren genöthigt ist, an sich tragen. Was Solidität der Forschung und Gründlichkeit des Urtheils anlangt, so könnte selbst sein bestes Buch, die Biographie von Friedrich Gentz, noch gleichartiger behandelt sein. Nachdem Schmidt-Weißenfels erst vor kurzem eine „Geschichte der französischen Revolutionslitteratur“ erscheinen ließ, bringt er jetzt schon wieder eine Lebensbeschreibung des in der deutschen Lyrik oft besungenen preußischen Generals Scharnhorst, während er ein drittes umfangreicheres Werk bereits unter der Feder hat. Längere Zeit nämlich ging er schon mit dem Plane um, eine monographische Darstellung des Fürsten Metternich und seiner Zeit zu liefern, bis der Tod des Staatsmannes ihm den günstigsten Moment zur Verwirklichung seiner Idee darzubieten schien. Wir werden also nun, seinem Versprechen gemäß, „eine ausführliche und historisch gehaltene, aus den besten Quellen und zum Theil aus ihm privatim überlassenen Materialien geschöpfte Geschichte des österreichischen Staatskanzlers“ erhalten.

In Frankreich sind die Essais ebenso Mode, wie in England und Deutschland. Es erschienen z. B. während der letzten Wochen „Essais de politique et de littérature“ von **Prevost-Paradol** und „Essais de morale et de critique“ von **Ernest Renan**, dem Akademiker. Beide Bücher sind die Erzeugnisse eines feinen Kopfes und gewählten Geschmacks, die Früchte sehr specieller gelehrter Studien. Aus dem ersten dürften besonders die Aufsätze über die französische und englische Presse, über die französische Revolution und die Verfassungen Frankreichs seit 1789, sowie über Cäsar, aus dem zweiten dagegen die Aufsätze über Sacy und die freisinnige Schule, den Philosophen Cousin, den Historiker Thierry und Lamennais, ferner über die Pariser Akademie und endlich über die Poesie der celtischen Racen, d. h. der Bretagner, Walliser und Irländer, hervorzuheben sein. Der letztere Stoff ist wohl noch nie so ausführlich behandelt worden, wie hier.

Das Buch „William Burke, the author of „Junius.“ An essay of his era by Jelinger Cookson Symons“ nimmt noch einmal die litterarische Controverse über den eigentlichen Urheber jener sogenannten „Juniusbriefe“ auf, die, in den Jahren 1769—71 zuerst im „Public advertiser“ veröffentlicht, wegen ihrer oppositionellen Haltung gegen die Regierung ein so ungemeines Aufsehen erregten und bis auf den heutigen Tag eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der politischen Litteratur der Engländer geblieben sind. Als Candidaten für ihre Autorschaft nannte man früher nach einander eine ganze Reihe berühmter Männer: den General Lee, Glover, den Genfer Delolme, den Herzog von Portland, den Lord Temple, den Lord Sackville, den Philologen Horne Took ja sogar den berüchtigten Wüstling Lord Thomas Lyttelton, den großen Staatsmann Edmund Burke, vor Allen aber — was die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat — den ehemaligen Kriegsministerialbeamten und nachherigen Theilhaber des Regierungsconseils in Bengalen, Sir Philipp Francis. Einen neuen Prätendenten führt Symons dem Publicum vor, den früheren Unterstaatssecretär William Burke, der übrigens kein Verwandter, wohl aber ein Freund und Zeitgenosse von Edmund war. William Burke war von 1760—74 Parlamentsmitglied und lebte später eine Zeitlang in Indien, zuletzt aber mit Edmund Burke in Beaconsfield, wo er ein Jahr nach diesem, 1798, gestorben ist. Die Beweisführung für seine Autorschaft der Juniusbriefe läßt jedoch sehr viel zu wünschen übrig.

Dante's „göttliche Komödie“ ist auf einmal in zwei englischen Uebersetzungen erschienen, deren jeder werthvolle kritische Noten zur Erläuterung des tiefsinnigen Gedichts beigegeben wurden. **John Wesley Thomas** gab die ganze Trilogie, **Bruce Whyte** aber nur ein Drittheil davon, die Hölle. Uebrigens ist das Nationalepos der Italiener schon früher einmal, von Charles Wright, dem neuesten Uebersetzer der Ilias, in die englische Sprache übertragen worden.

Das von uns bereits angekündigte neue Werk von **Alfred Tennyson**, dem poeta laureatus des Hofes von St. James, ist nunmehr unter dem Titel „Idylls of the King“ (Arthur) erschienen. Auch bringt von demselben die dritte Nummer der Zeitschrift „Once a week“ ein bisher noch nie veröffentlichtes schönes und klangvolles Gedicht, wozu Millais eine Illustration lieferte.

Unter der Presse befindet sich „the life and theatrical times of Charles Kean.“ Charles Kean, der Sohn des berühmten Zeitgenossen von Garrick und Kemble, Edmund Kean, gilt gegenwärtig nächst Samuel Phelps für den Shakespearedarsteller par excellence in England. Die beiden Männer sind es auch, deren Theater — jener ist Director des Sadler's-Wells- und dieser Director des Princeßtheaters — als die eigentlichen Shakespearebühnen des heutigen Londons bezeichnet werden können.

Bildende Kunst.

Während Eduard Bendemann an die Düsseldorfer Akademie, von der er ausgegangen, soeben als Director zurückkehrt, verliert dieselbe in dem als Lehrer der Ornamentik an die Industrieschule nach Karlsruhe berufenen **Adolph Schrödter** eines ihrer hervorragendsten Mitglieder, den ältesten und vielseitigsten der an ihr wirkenden Genremaler, ja man kann sagen den Begründer dieser Richtung in der rheinischen Kunstschule. Der Großherzog von Baden zog von da schon Schirmer, Schenren und Lessing nach seiner Residenz; nun will er denselben auch noch den Schöpfer unzähliger humoristischer Gestalten, den Meister des Don Quixote und des Falstaff, des Münchhausen und des Eulenspiegel zugesellen, und so sehr wir uns freuen, daß Schrödter damit eine Stellung erlangt, die ihm in materieller Hinsicht wünschenswerth erschienen sein mag, so möchten wir doch erst darüber beruhigt sein, ob sie ihn nicht allzusehr an einer freien künstlerischen Thätigkeit behindern werde?

Ein „italienisches Gastmahl“ von **Muhr**, dem Schüler und Freunde Wilhelm v. Kaulbachs, kann als sinnige und poesiereiche Illustration von „Wein, Weiber und Gesang“ gelten. Unter grüner Veranda, an reichbesetzter, blumengeschmückter Tafel sitzen in süßes Liebesgeflüster vertieft mehrere Paare edler Männer und Frauen beisammen, während vorn eine tanzende Gruppe größere Mannichfaltigkeit in das Bild bringt und weiter nach dem Hintergrunde zu ein Guitarrespieler seinem Instrumente Töne der Freude entlockt. Ein ungemein heiteres Leben waltet in dem Gemälde, dessen elegante Manier zu dem gewählten, der feineren Gesellschaft entnommenen Stoffe trefflich paßt.

Als einen der liebenswürdigsten Genremaler der Gegenwart hat sich Eduard Meyerheim auch durch sein neuestes Werk „die wandernden Musikanten" erwiesen. Ihr Weg führt dieselben durch einen Bach, über den die Primadonna getragen wird, während Cello, Baßgeige und Posaune in originellen, höchst ergötzlichen Gestalten per pedes durchwaten. Das Launige, Gemüthliche, Saubere in der Ausführung, welches bei Meyerheims Stoffen aus dem ländlichen und kleinbürgerlichen Leben immer mehr in Betracht kam als die Erfindung selber, läßt sich auch auf dem erwähnten Bilde nicht vermissen.

Von ähnlichem Standpunkte aus übt A. von Rentzell seine Kunst, indem auch für das Talent dieses Malers das Genre und zwar vor allem der Kreislauf der Kindheit das Bereich ist, in dem es eigentlich heimisch erscheint. „Der Faulpelz" dürfte eines der angenehmsten und humorvollsten Erzeugnisse seines im Kleinen Großes leistenden Pinsels sein. Ein derber, gesunder Junge hat sich zu trägem Schlummer auf einen Lehnstuhl niedergelassen, und meisterlich ist die Lässigkeit des Müßiggangs, die Wirkung des „gliederlösenden Schlafes" dargestellt. Jedoch die Situation wird sich im nächsten Moment schon ändern, denn vor dem Faulpelz steht sein neckisches Schwesterchen, die eine Ruthe in der Hand hält, womit sie, des Bruders Nase berührend, ihn unsanft wach kitzeln will.

Die Kirche St. Cunibert in Cöln hat als vorzüglich schönes Denkmal romanischen Styles aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts eine weitverbreitete Berühmtheit in Deutschland. Alle übrigen Theile derselben, besonders das Langhaus, sind schon vielfach verändert und restaurirt worden, nur allein der Chor mit seinen zwei übereinander gebauten Arcaden von je fünf Bogenstellungen nebst zehn Rundbogenfenstern hat seine ursprüngliche Form vom Jahre 1218 beibehalten. Mancherlei Ueberreste alter Wandmalereien bezeugen deutlich, daß die Kirche in reichem Maße polychromisch ausgeschmückt war, wie das alle Kirchen romanischen Styles zu sein pflegten, und es schien daher ein naheliegender Gedanke, den Chor als den hervorragendsten und schönsten Theil des ganzen Baues in früherer Pracht wiederherzustellen. Eine Wohlthäterin der Kirche hatte derselben ein Legat vermacht mit der ausdrücklichen Bedingung, es zu einer würdigen Ausstattung des Chores zu verwenden. Lange schwankte man in der Wahl des Künstlers, dem man diese wichtige Arbeit übertragen sollte, bis man zuletzt den Cölner Maler Michael Welter damit betraute, und das jetzt vollendete Werk bekundet, daß man keine glücklichere Wahl treffen konnte. Der gesammte bildliche Schmuck ist enkaustisch in Wachsfarben ausgeführt, weil diese den klimatischen Einflüssen am meisten Trotz bieten. Bei dem unsäglichen Reichthum der Motive der Ornamentation findet sich auch nicht das Mindeste, was gegen die Styltreue fündigte, und dabei fühlt man immer, daß der Künstler nicht geistlos copirte, daß er frei mit den durch den Styl bedingten Formen und Farben schuf, daß er phantasiereicher Meister des Styls und der Farbenharmonie war. Drei der unteren von den zehn Rundbogenfenstern hinter dem Chor haben noch ihre ursprüngliche Glasmalerei; so überreich und brillant aber auch die Farbengebung in dem von Welter Neuhinzugeschaffenen erscheint, derselbe wußte sie doch überall in wahrhaft meisterlicher Weise dem Schmucke der Fenster unterzuordnen und eine so überraschende Harmonie zu schaffen, daß weder die Ornamentation, noch die schönen figürlichen Darstellungen aus den Evangelien den Gedanken, ein modernes Kunstwerk vor sich zu haben, rege machen können.

Wie Italien in dem vor kurzem gestorbenen Revelli, so verlor Norwegen in Hans Michelsen einen der berühmtesten, und zugleich seinen ersten und ältesten Bildhauer. Er hatte bereits das siebenzigste Jahr erreicht, als er am 20. Juni starb. Nachdem Thorwaldsen einen Abguß seines Christusbildes der Drontheimer Domkirche geschenkt hatte, bestellte der König Karl XIV. Johann von Schweden für dieselbe Kirche bei Michelsen die zwölf Apostel, und das war seine bedeutendste Arbeit. Später lieferte er noch im Auftrag König Oskars für die Oskarhalle vier alte norwegische Königsbilder, sowie verschiedene Büsten, z. B. die von Holberg u. A. Künstlerische Anlagen besaß Michelsen in hohem Grade, aber er gelangte zu spät nach Rom und zur Ausbildung seines Talentes.

Am 3. Juli fand in Gegenwart des Herzogs von Brabant die Enthüllung des Denkmals zu Wavre statt, das man bei Gelegenheit des Königsfestes im Jahre 1856 dem Monarchen zu errichten beschloß. Das Monument, von der Hand eines jungen waverischen Bildhauers, van Oemberg, stellt Klio, die Muse der Geschichte, dar, wie sie die fünfundzwanzigjährige Jubelfeier der Regierung König Leopolds in ihre Tafeln einträgt.

Die Cartonausstellung deutscher Maler im herzoglichen Palaste zu Brüssel ist in belgischen Blättern, z. B. der Independance, Gegenstand ausführlicher Berichte geworden. Als Haupt und Chorführer der neuen Schule der Freskomalerei in Deutschland gilt den fremden Kritikern insgesammt Peter v. Cornelius, und seine „Zerstörung Troja's", seine „Entführung der Helena", seine Bilder für den Berliner Campo Santo werden mit den Ausdrücken der höchsten Bewunderung besprochen. Ein belgischer Kunstverein kam eigens von Gent nach Brüssel, um unter die „apokalyptischen Reiter" als die Zierde der Ausstellung eine Ehrentafel aufzuhängen. Vereinzelt stand dagegen die Stimme, welche sich über das „letzte Gericht" Steinle's noch günstiger, als über das von Cornelius aussprach. Nächst den Werken des Letztern zogen besonders die Cartons von Kaulbach allgemeine Aufmerksamkeit an, und wenn an der „Blüthe Griechenlands" die Fülle und Schönheit der Composition bewundert wurde, so übte der geniale Humor des Frieses von der Münchner Glyptothek nicht minder große Macht auf die Beschauer aus. Sehr anerkennend lautete ein Urtheil über Alfred Rethel, „den deutschesten aller Maler, dessen Talent am wenigsten von Anderen entlehnt und der die meisten originellen Seiten an sich hat." Auch Bendemann, Julius Hübner, Lessing, Schirmer, Schwind, Schnorr u. A. erhielten Lobsprüche in Menge, auf besonders rühmliche Weise aber wurden außerdem die Scenen aus der Odyssee von Friedrich Preller erwähnt.

So wenig auch ächter Kunstsinn unter der amerikanischen Bevölkerung heimisch zu sein scheint, so ist doch das Bestreben, Familien- und Besuchszimmer mit Oelgemälden zu schmücken, jenseit des Oceans ein fast allgemeines und lebendiges. Auf den Werth der Bilder kommt es dabei weniger an, sondern daß sie da sind, ist die Hauptsache. Deswegen wird selbst in Rom nicht soviel gemalt als z. B. in Newyork, wo diese Beschäftigung ganz und gar fabrikmäßig betrieben wird. Die Maler stehen, wie die Gesellen der Meister in den verschiedenen Gewerken, bei einzelnen Malerherren oder Unternehmern in förmlichem Tagelohn, und was sie arbeiten, wird nach dem Zoll bezahlt, d. h. eine Landschaft in Oel von ca. 24—32 Zoll bringt ihrem Verfertiger gewöhnlich 3 Schillinge und 2 Cents ein. Dafür muß sich derselbe auch noch seine Farben selber schaffen, während er nur die Leinwand geliefert bekommt.

Theater und Musik.

Das Wiener Hofburgtheater pflegt regelmäßig am 30. Juni seine Ferien zu beginnen und nach sechswöchentlicher Pause Mitte August eine neue Saison anzufangen. Ueber die soeben zu Ende gegangene ist bereits ein Rechenschaftsbericht veröffentlicht worden, dem wir die folgenden Daten entnehmen. Während der zehn und ein halb Monate vom 16. August 1858 bis 30. Juni 1859 fanden im Hofburgtheater im Ganzen 293 Vorstellungen statt, die sich auf 161 Stücke vertheilten. Davon füllten 87 den Abend, wogegen die übrigen 74 von kürzerer Dauer waren. Unter 19 Neuigkeiten gab es nur 2 Trauerspiele (Laube's

„Montrose" und P. Heyse's „Sabinerinnen"), ferner 5 sogenannte Schauspiele („das Testament des großen Kurfürsten", „die Anna-Lise", „Ruth," „der Kopist" und O. Feuillets „verarmter Edelmann"), sowie endlich 12 Lustspiele, von denen wir nur die längeren erwähnen, wie Scribe's „Feenhände", Bauernfelds „Welt und Theater" und „das Fräulein Höckerchen". Als neueinstudiert, d. h. unter Laube's Direction bisher noch nicht gegeben, figuriren blos 2 Stücke: Molière's „Geiziger" (in Dingelstedts Bearbeitung) und Scribe's „Reisecommis". Unter den 142 älteren Stücken befanden sich 26 Tragödien, 28 Schauspiele und 85 Lustspiele und Possen. Was die einzelnen Autoren anlangt, von denen Werke aufgeführt wurden, so begegnen wir zunächst Shakespeare mit 11 Stücken, und das will in unsrer Zeit soviel heißen, daß wir glauben, nirgends anders fänden sich die Schöpfungen des großen Britten in so beträchtlicher Anzahl im Repertoire, als am Hofburgtheater. Diese 11 Stücke aber erlebten zusammen 17 Aufführungen, während 2 Stücke von Lessing 5, 5 Stücke von Goethe 12, 9 Stücke von Schiller 19 und 2 Stücke von Kleist 6 Aufführungen ermöglichten. Der sonst fast überall verschwundene Grillparzer erhält sich in Wien immer noch am Leben, und von ihm brachte die verflossene Saison 4 Stücke in 5 Aufführungen; Hebbel dagegen, den früher gleichfalls die Hofburg protegirte, scheint ganz in Ungnade verfallen und aus dem Repertoire gestrichen zu sein. Die allermeisten Aufführungen — 25 an der Zahl — erlebte mit 6 Stücken Frau Charlotte Birch-Pfeiffer; das macht, weil die Wiener sich an der „Grille" des Frl. Goßmann noch immer nicht satt gesehen haben. Ihr zunächst stand Laube mit 21 Aufführungen, die sich auf 5 Stücke vertheilten, sowie — außer Schiller und Shakespeare — Putlitz mit 16 Aufführungen und 2 Stücken, deren eines das als politisches Tendenzdrama betrachtete „Testament des großen Kurfürsten" war. Geändert wurden die angesetzten Vorstellungen nur 3 Mal, was jedenfalls für die Energie und Umsicht der Direction ein günstiges Zeugniß liefert. — Aus dem gesammten Personale war der Conversationsliebhaber und Bonvivant, Hr. Baumeister, der 160 Mal auftrat, am meisten beschäftigt; dann folgten der tragische Liebhaber Sonnenthal, der 155 Mal, der Komiker Beckmann, der 140 Mal, der Intriguant Gabillon, der 134 Mal, und der Charakterdarsteller La Roche, der 128 Mal auftrat. Auch der alte, schon in den siebenziger Jahren stehende Anschütz spielte noch 61 Mal. Von den Damen waren die muntere Liebhaberin, Frl. Boßler, und die Anstandsdame, Frau Kierschner, die am häufigsten Thätigen, indem jene 105 und diese 104 Mal beschäftigt wurde. 8 Mal nur trat dagegen die Soubrette Frl. Wildauer auf. Neu engagirt wurden 4 Damen, d. h. 2 tragische und 2 muntre Liebhaberinnen, die Fräuleins Rudloff, Bognar, Della und Preßburg.

Heinrich Laube's „Montrose oder der schwarze Markgraf" ist nun auch bei uns in Leipzig gegeben worden, und wir dürfen sagen, daß er einen neuen werthvollen Ring in der Kette jener Stücke des Dichters bildet, die die Geschicke königlicher Günstlinge mit Vorliebe dramatisch behandeln. Auf den „Monaldeschi" Laube's folgte bald auch der „Struensee", als dritter im Bunde erschien dann „Graf Essex", und diesen hat sich nun noch der Freund Karls I. von England, „Montrose" beigesellt. Ihrem innersten Wesen nach widerstrebt zwar die Handlung des letzteren Stückes der tragischen Bearbeitung — dem Autor bleibt aber unter solchen Umständen das doppelt große Verdienst einer im besten Sinne bühnengerechten Exposition und scenischen Entwickelung. In der That, der höchste Werth des Drama's ist in seinen drei ersten Acten enthalten, welche sowohl bezüglich der schon gerühmten technischen Vorzüge, als auch wegen der sprachlich schönen und gewaltigen Darstellung menschlicher Empfindungen und Leidenschaften vielfach mustergültig zu nennen sind. Freilich kommt auch hier noch ein hinkender Bote nach und will gehört sein, doch das ist bald geschehen, da er sich nur über einige leicht zu beseitigende Längen zu beklagen hat. In den Schlußacten werden dagegen mehrere Schwächen in ideeller und technischer Hinsicht fühlbar, im Ganzen genommen aber nimmt Laube's „Montrose" denselben Rang in der modernen Bühnenlitteratur ein, wie sein „Graf Essex", und er ist mehr als manches andre gepriesene Stück geeignet, uns den erfreulichen Beweis dafür zu liefern, daß die dramatische Kunst bei uns doch noch nicht im letzten Glühn ihres Lebens steht. Was bei einem Autor, der schon ziemlich lange im Schatten früher erworbenen Dichterruhmes wirkt, um so mehr sagen will, es durchweht auch dies sein jüngstes Stück noch immer ein Geist der Jugendlichkeit und Frische, dessen Flügelschlag die Zuhörer erhebt und begeistert.

Das neue Drama des Dichters der „Amaranth", „Philippine Welser" von **Oskar von Redwitz** wird nächstens im Druck erscheinen. Man hat an ihm die Kräftigung eines in frömmelnder Süßigkeit ganz verlorenen lyrischen Talentes zu rühmen. Die Frömmelei beschränkt sich in diesem Drama auf wenige Interjectionen „Weiß Gott!", die als Nothbehelfe den Gefühlsgang der Personen unterstützen. Die vier ersten Acte sind auch nicht frei von lyrischer Kopflosigkeit, die sich mit verstandeswidrigen Annahmen begnügt und die Situationen voraussetzt, statt sie zu entwickeln und ins Leben treten zu lassen. Der fünfte Act dagegen ist in dramatischer Spannung, Composition und Durchführung so vortrefflich, daß er die Schwächen der übrigen fast zu decken im Stande ist.

„Vor Roßbach" betitelt sich ein historisches Lustspiel des pseudonymen **Alberti** (Albert Ellmenreich in Schwerin), welches seinen Stoff einer Novelle der Frau Luise Mühlbach entlehnt hat. Die Berliner Friedrich-Wilhelmsstadt brachte es neulich unter dem Beifall des Publicums zur ersten Aufführung. Es behandelt die Verhältnisse des Coburger Hofes im siebenjährigen Kriege vor der Schlacht bei Roßbach und die dort herrschenden Sympathien für Preußen als den wahren Vertreter deutscher Interessen gegenüber den Franzosen unter Richelieu und Soubise und der kläglichen Reichsarmee der Mittelstaaten. Um die patriotische Tendenz des Stückes, das somit gerade auf Effect und Theilnahme in der Gegenwart rechnet, noch mehr ans Licht zu stellen, wird zuletzt der Reitergeneral Seydlitz, der Sieger von Roßbach, persönlich eingeführt, bei welcher Veranlassung genugsam zu zündenden Phrasen und Anspielungen Gelegenheit gegeben ist. Die Intrigue des Stücks betrifft einen Liebeshandel. Der Erbprinz Ernst von Coburg hat sich in dem Netz einer französischen Kokette fangen lassen, und vor der neuen blendenden Erscheinung ist das Bild seiner Braut, der Prinzessin Marie von Meiningen, einigermaßen in den Hintergrund getreten. Doch die Letztere verliert den Muth nicht und unternimmt es, in einer Verkleidung als Marquise dem jungen Fürsten die eitle Komödie einer solchen herzlosen Liebe vorzuspielen, wodurch derselbe bei Zeiten wieder auf den rechten Weg gelenkt und für die deutsche Sache empfänglich gemacht wird. Jene Maske für das ächte Gesicht zu halten, setzt freilich eine tüchtige Portion Kurzsichtigkeit und Leichtgläubigkeit voraus; auch entbehrt das Ganze der künstlerischen Feinheit und Grazie; es ist in etwas derbem Tone gehalten, und der Patriotismus des Stücks erscheint parteiisch, insofern die Repräsentanten des Franzosenthums sämmtlich sehr unvortheilhafte Rollen spielen. „Man merkt die Absicht und man wird verstimmt."

Wegen der Aufführung des Görner'schen Stückes „In Sanssouci" waren, wie seiner Zeit berichtet wurde, von Professor **Theodor Mundt** Anklagen gegen den Verfasser und gegen die Direction des Berliner Friedrich-Wilhelmsstädter Theaters bei der königlichen Staatsanwaltschaft eingereicht worden, indem das genannte Lustspiel das Plagiat eines Stückes von der Gattin des Dr. Mundt (Luise Mühlbach) sei. Die eine Herrn Director Deichmann betreffende Anklage ist jetzt von der Rathskammer des königlichen Stadtgerichts abgelehnt und der civilrechtlichen Pflege überwiesen worden.

Ein neues Drama von **Max Ring**, „Von Jena bis Belle-Alliance", worin unter Andern Stein und Blücher er-

scheinen sollten, hat, wie es heißt, aus politischen Rücksichten, nicht die Berliner Theatercensur passirt, während desselben Verfassers „deutsche Landesmutter“ noch immer in der preußischen Hauptstadt für ein zeitweilig gern gesehenes und ganz loyales Stück gilt. Für loyal, ja zu loyal und deshalb taktlos in dem jetzigen Zeitmoment mag wohl auch das neue Werk gehalten worden sein.

In Berlin ist auch die erneute Aufführung des im Jahre 1850 geschriebenen Schauspiels von Benke „Habsburg und Hohenzollern“ verboten worden.

Tom Taylor, der Autor des im Londoner Adelphitheater mit ungewöhnlichem Beifall aufgeführten Lustspieles „The home and the house“ hat schon wieder eine neue Komödie „the contested election“ (die streitige Wahl) vollendet, welche gleichfalls einen glänzenden Bühnenerfolg gehabt und dem Verfasser stürmische Ehrenbezeugungen eingetragen hat. Diesmal ist der Stoff Tom Taylors ein politischer, dem parlamentarischen Leben des Tages entnommener. „Wir haben hier“, sagt die Times, „eine lange und glanzvolle Satyre, die gegen ein nicht vorübergehendes Uebel gerichtet ist; sie stellt die Einzelheiten der Wahlcorruption mit einer Treue dar, die wir im Allgemeinen weniger von dem Dramatiker als von dem Historiker zu erwarten geneigt sind.“

Der Tenorist **Roger** hatte schon in den letzten Monaten mehrmals eine bedauerliche Abnahme seiner Stimme merken lassen; jetzt erfährt man, daß es mit derselben noch viel schlechter steht, als man bisher dachte. Der Künstler hat auf alle ihm für den Sommer angebotenen Gastspiele Verzicht leisten müssen und will sich einer längeren Kur unterwerfen, die ihm vom Arzt als dringend nöthig bezeichnet worden ist. — **Madame Pauline Viardot-Garcia** hat wieder ein festes Engagement angenommen, und zwar bei dem jetzt zeitweilig geschlossenen Théâtre lyrique in Paris, dessen Primadonna, die Frau des Directors, Madame Miolan-Carvalho, für die große Oper gewonnen wurde, da der letzteren Madame Borghi-Mamo, mit der sie bereits in Unterhandlungen stand, doch gar zu theuer war. Frau Viardot-Garcia, welche französische Blätter als die „einzige“ Sängerin der Gegenwart bezeichnen, wird in dem seit Jahren nicht in Paris gehörten „Orpheus“ von Gluck debutiren.

Der Pianist Ernst Pauer in London componirt eine dreiactige komische Oper, deren Text nach Julius Bachers Roman „Friedrichs des Großen Brautschau“ von **Karl Gollmick** bearbeitet worden ist. Die genannte Erzählung wurde bekanntlich schon einmal, von ihrem Verfasser selbst, in Lustspielform für die Bühne eingerichtet. — Auch der Kapellmeister **W. Tschirch** in Gera ist mit einer lyrischen Oper „Meister Martin und seine Gesellen“ beschäftigt, deren Libretto eine bekannte Novelle E. T. A. Hoffmanns zu Grunde liegt. — Die neue Oper von **Nagiller**, dem frühern Dirigenten des Mozartvereins in Paris, soll zuerst in München zur Aufführung kommen. Sie betitelt sich „Friedrich mit der leeren Tasche“, und das Textbuch rührt von Eduard Ille, dem dichterisch begabten Maler der „sieben Todsünden“ her.

Shakespeare's herrliches Seitenstück zum „Sommernachtstraum“, das, soviel wir wissen, in Deutschland noch niemals gegebene „Wintermärchen“, wird in einer Bühnenbearbeitung von Dingelstedt zur Wiedereröffnung der Saison in Weimar einstudiert. Die begleitende Musik zu der reizenden Dichtung schrieb der Componist der „Martha“, **Friedrich von Flotow**. Desselben auch von uns bereits annoncirte neue Oper „der Müller von Meran“ soll nichts Anderes sein als eine Umformung des schon früher vollendeten „Albin“, in ähnlicher Weise etwa, wie Meyerbeer aus seinem „Feldlager in Schlesien“ nachträglich noch den „Nordstern“ machte.

Den Freunden des ältern Theaters, dem sich die gelehrte Forschung jetzt mehr als je zuzuwenden beginnt, empfehlen wir ein neues Werk des bekannten Bibliophilen **Jacob**: „Receuil de farces, soties et moralités du quinzième siècle réunies pour la première fois et publiées avec des notices et des notes.“

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 31. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 30. Juli.

Schiller und seine Zeit.

Von den uns in Aussicht gestellten Festgaben, welche die litterarische Feier des auf den 10. November fallenden Jubiläums bezeichnen sollen, ist eines, Johannes Scherr's Prachtwerk „Schiller und seine Zeit" (Leipzig, Otto Wigand) bereits erschienen. Der Biographien unseres großen Nationaldichters gab es zwar früher schon viele, indeß ist das Material, aus dem dieselben zusammengestellt werden können, noch täglich im Wachsen begriffen, und erst neuerdings wieder wurden mehrere Briefsammlungen veröffentlicht, die in verschiedene Verhältnisse und Momente aus dem Leben Schillers zum ersten Mal Licht brachten und nicht von den bisherigen Biographen Schillers benutzt werden konnten. Das war erst dem Verfasser des in Rede stehenden Buches möglich. Dann aber darf auch nicht vergessen werden, daß derselbe sich nicht auf den gewöhnlichen Standpunkt eines Biographen gestellt und ebensowenig nur eine Kritik der Schillerschen Werke zu liefern bezweckt hat. Er ging vielmehr als Culturhistoriker an die Abfassung seines Buches, nicht aber ausschließlich als Litterarhistoriker. Keine Aesthetik unseres Dichters wollte Scherr schreiben, und darum ist der kritischen Analyse von Schillers Poesie nur soviel Raum gegeben, als sich mit dem Plane des Ganzen vertrug. Dieser war, ein Lebensbild Schillers und seiner Zeit zu entwerfen. Gervinus hat uns den Weg gezeigt, auf dem die Litteraturgeschichte zur Cultur- und Sittenhistorie sich erweitert, und auf diesem Wege ging Johannes Scherr vor, indem er versuchte, „innerhalb eines nicht allzuweit gespannten Rahmens ein treues Gemälde jener Epoche zu entwerfen und auszuführen, auf welche, allen ihren Schatten zum Trotz, kein Deutscher zurückblicken kann, ohne daß ihm gerechter Stolz die Brust schwellte."

Das treffliche Werk — seiner ganzen Anlage nach, wie in allen Einzelheiten der Ausführung wirklich das, was es seinem Vorworte zufolge sein wollte: ein biographisches Kunstwerk — enthält des Neuen, Interessanten und Ueberraschenden soviel, daß wir unsre Besprechung selbstverständlich nicht über sämmtliche Partien des Buches erstrecken, sondern damit nur an einige besonders fesselnde oder merkwürdige Kapitel anknüpfen können. Die erste Episode von Bedeutung ist die culturhistorische Schilderung des achtzehnten Jahrhunderts, dessen Kind ja auch Schiller war, und seines in schneidenden, tiefgreifenden Contrasten und Wandelungen sich bewegenden Zeitgeistes. Wie man auch immer — meint Johannes Scherr — über diese große Epoche denken mag, gewiß ist, daß sie eine der außerordentlichsten, vielgestaltigsten, poesievollsten, ideen- und thatenreichsten der Weltgeschichte war. Welche Fülle von „Menschengeschick bestimmenden" Gedanken auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Strebens! Welche unübersehbare Reihe von originellen Menschen, von edlen, großen, räthselhaften und schrecklichen Charakteren! Welches Gedränge von Helden, Dichtern, Denkern, Künstlern, von Originalen, Kraftgenies, Abenteurern und Courtisanen! Welche Gefühlsamkeit und Thränenseligkeit wechselt mit prometheischem Trotz, und der titanischen Kraft des Wollens gesellt sich die genialste Kraft des Vollbringens. Wildeste Skepsis, das schneidende Hohnlachen noch auf den Lippen, springt jach in mystische Verzücktheit um oder umgekehrt schwärmerische Zerknirschung in blasphemischen Atheismus. Neben dem unbändigen Gezisch und Gehöhne eines souveränen Spottes, der, trunken von Zerstörungslust, nichts Heiliges mehr anerkennt, jubeln die innigsten Herzenslaute erhabenster Begeisterung auf. Wunderbares wird erdacht, Unerwartetes geschieht auf diesem Boden, welcher vulcanisch unter den Füßen der Menschen schwankt. An der Stelle, wo noch eben ein Heros unsre Bewunderung, ein Gesetzgeber unsre Dankbarkeit, ein Poet unser Entzücken erntete, bläht sich im nächsten Augenblick ein frecher Charlatan. Eine schwüle Atmosphäre von Puder, Schminke, Frivolität, Mysticismus, Intriguengeist und stahlhartem Egoismus umgiebt uns; aber in dieser Luft des Verderbens blühen urplötzlich, himmlischen Wunderblumen gleich, hochherzige Ideen auf und reifen zu Epoche machenden Thatsachen der Vernunft und Humanität. Es war die Bestimmung des achtzehnten Jahrhunderts, die unvollendete Mission des sechszehnten wieder aufzunehmen. In Weiterführung derselben hat es auf allen Gebieten, wenigstens

theoretisch, die europäische Gesellschaft von der mittelalterlichen Befangenheit und Gebundenheit erlöst. Es hat das Vorurtheil der Kastenunterschiede spottlachend in die Luft geblasen, hat das Bürgerthum neu geschaffen, hat den leibeigenen Bauer in den Kreis der Menschen eingeführt; aber es hat auch das sittliche Fundament der Gesellschaft unterhöhlt und neben dem Schlechtesten auch das Beste entwürdigt und entwerthet. Ziemte es sich von der ernsten Geschichte in leichten Bildern zu sprechen, so könnte man diese wunderbar bewegte Zeit ein wahres Carneval von schneidenden Gegensätzen nennen. Allein aus diesem gährenden Chaos von Blasirtheit und Enthusiasmus, von mondscheinzarter Empfindsamkeit und grober Sinnenlust, von frechem Unglauben und kindischer Wundersucht, von rohestem Materialismus und ätherischer Gedankenhoheit, von raffinirter Unnatur und überschwenglicher Naturfreude klingt als starker Grundton immer wieder der emancipative Sturm- und Drangruf, und über die Wirrniß sittlicher Verkommenheit erhebt sich adlergleich der Glaube an das Ideal. Zwei intellectuelle Mächte lösen sich in der Herrschaft über diese Welt von Contrasten ab. Erst schwingt ein weltgeschichtlicher Witz sein boshaft lachendes Scepter und schlägt damit an die Grundsäulen der Gesellschaft, um zu zeigen, wie hohl und morsch dieselben geworden. Dann gestaltet sich der Ueberdruß an dem altersschwachen Bestehenden zur leidenschaftlichen Sehnsucht nach neuen Zuständen, und dies welthistorische Pathos macht, vermittelst einer ungeheuren Umwälzung, die moderne Weltanschauung über die mittelalterliche triumphiren. Alles drängt und treibt auf dies Ziel hin, bewußt oder unbewußt. Alle macht das Jahrhundert seinem Geiste dienen, von dem einsamen Denker an, der unter Noth und Verfolgung erhabene Zukunftsgedanken sinnt, bis hinab zu der üppigen Courtisane, die in byzantinischen Orgien den Schweiß eines Volkes vergeudet. Und merkwürdig, gerade in diesem Zeitalter der Aufklärung, wo eine unerbittliche Kritik alle Illusionen der Romantik zu zersetzen, zu vernichten sich abarbeitet, nimmt die Weltgeschichte eine ganz abenteuerliche Gestalt an, und diese Gesellschaft in Perrücke und Haarbeutel, im Reifrock und Stelzschuh wird von phantastischen Träumen, Wünschen und Begierden verzerrt. Ja, durch das ganze Jahrhundert spannt sich eine Kette von bizarren Erscheinungen, grellbunten Schicksalswechseln und romanhaften Ereignissen im öffentlichen und privaten Leben.

Das Talent Scherrs für glänzende, wenn schon etwas phrasenreiche Schilderung von Charakteren und geistvolles Herausheben einzelner Lichtpunkte aus den Wirrnissen einer chaotisch bewegten Geschichtsepoche erhält die beste Gelegenheit, sich zu zeigen, in den Bildern jener Persönlichkeiten, welche als besonders merkwürdiger und bedeutsamer Ausdruck des herrschenden Zeitgeistes im achtzehnten Jahrhundert historische Berühmtheit gewonnen haben. Da ist zuerst Voltaire, der große Persiffleur und Apostel des souveränen Witzes, das Genie absoluter Verneinung, welches, wie einst Lucian durch die verfaulte antike Welt gewandelt war, durch die abgelebte romantische wandelte und vor dem stereotypen Hohnlächeln seiner Lippen ein mittelalterliches Gespenst nach dem anderen erbleichen machte. Da ist ferner Rousseau, dessen weltgeschichtliche That es war, daß er die geistige Bewegung des Jahrhunderts zuerst mit Entschiedenheit aus der Sphäre des Witzes in die der Leidenschaft hinübergeleitet hat, daß mit ihm das geistreiche Spiel mit den Problemen der Zeit aufhörte und der pathetische Ernst anhob, daß er an die Mächte des Gemüthes, an die besten Kräfte des Menschen appellirte, statt sich zu begnügen, den Verstand zu beschäftigen und den Esprit zu amüsiren. Da ist ferner — um von Schreibtischen zu Thronen aufzusteigen — Friedrich der Große, dessen Bedeutung für Deutschland darin liegt, daß er durch seine heroische Laufbahn die tiefgesunkene Achtung der Welt vor deutschem Wesen wieder erhöhte und den Deutschen das verlorene Selbstgefühl zurückgab, daß er, dem kaiserlichen Oesterreich ein thatsächlich gleichberechtigtes Preußen zur Seite stellend, den Gegensatz der beiden Staaten zu dem Angelpunkte machte, um welchen sich fortan die Entwickelung deutscher Geschicke zu drehen hatte, sowie daß er endlich der erste Fürst war, der nicht als Absolutist schlechtweg, sondern als gekrönter Aufklärer, wenn schon immer noch als unbedingter Autokrat regierte. Da ist ferner — um dem Helden des Buches, dem Dichter Schiller immer näher zu kommen — Klopstock, der die goldne Zeit unserer Litteratur eröffnete und dessen „Messias" zwar jetzt nur noch die Bedeutung eines litterarhistorischen Ereignisses besitzt, damals aber das Gewicht einer nationalen That hatte, insofern er die Ueberzeugung von der Möglichkeit einer deutschen Originaldichtung zuerst wieder aufdämmern machte. Er wirkte in seiner Weise so mächtig auf das Volk, wie vor 200 Jahren die Luther'sche Bibelübersetzung gewirkt hatte; es war „das Rieseln eines köstlichen Felsenquells in der dürren Wüste der französischen Nachahmung." Der Spiritualismus Klopstocks fand in dem Sensualismus Wielands ein Gegengewicht der ersprießlichsten Art, denn Wieland leitete die junge deutsche Poesie aus den seraphischen Regionen, wo sie mitunter in Gefahr war, in Weihrauch- und Thränendampfwolken zu verflattern, auf den festen Boden der Wirklichkeit zurück. Ihm vornehmlich haben wir es zu danken, daß ein gedeihlicheres Wechselverhältniß zwischen Litteratur und Leben angebahnt wurde. Kein Genius ersten Ranges, aber ein elastisches und vielseitiges Talent, war der Mann wie eigens dazu gemacht, unsre noch ungefügige und täppische Dichtung weltmännisch zu schulen. Seine Muse ist doch in der That eine Grazie gewesen, wenngleich diese deutsche Griechin ihre Pariser Coiffure, Chaussure und Tournure etwas zu kokett sehen ließ. Wieland beabsichtigte nicht, absolut Neues und Originales geben zu wollen. Er beschied sich, thatsächlich zu beweisen, daß ein deutscher Poet gerade so elegant und galant, so leicht und im Nothfall auch so leichtfertig schreiben könne, wie ein französischer, wodurch er den Herren und Damen der französirten vornehmen Kreise ein Interesse für die vaterländische Litteratur abgewann. Ihren vollendetsten Ausdruck in nationallitterarischer Beziehung erhielt endlich die deutsche Aufklärung durch Lessing, dessen litterarische Bedeutung für unser Land keine geringere war, als die politische Friedrichs des Großen. Er ist der eigentliche Befreier Deutschlands von der geistigen Fremdherrschaft geworden, indem er darthat, daß der Deutsche da,

wo er diente, zu herrschen berufen sei. Mit seinen theologischen und archäologischen Streitschriften hebt unsre wissenschaftliche, mit seinen Litteraturbriefen, seinem Laokoon und seiner Dramaturgie hebt unsre ästhetische Kritik an. Er schob den pseudoantiken Flittertand des französischen Geschmacks bei Seite, zeigte hinter demselben das wirkliche antike Schönheitsideal und lehrte, was und wie von diesem die deutsche Kunst lernen solle. Er zuerst begriff und verkündigte die Größe Shakespeare's, und welche Wirkungen Deutschland und die Welt von diesem Genius empfangen könne. Wer weiß, ob wir uns eines Schiller, eines Goethe zu rühmen vermöchten, wenn ihnen nicht ein Lessing vorangegangen wäre! — Lessings Bild ist in Scherrs Buch das letzte in der Gallerie berühmter Persönlichkeiten aus der Zeit, welcher auch Schiller als jüngerer Genosse jener Männer schon angehörte. Indem er nun auf diesen selber zu sprechen kommt, theilt der Verfasser die Schilderung seines Lebens, anknüpfend an Goethe's Beispiel im Roman, in drei große Abschnitte: „die Lehr-, Wander- und Meisterjahre" ein. Aus dem ersten derselben ragen als besonders trefflich die Kapitel hervor, welche von der württemberger Hofhaltung unter Herzog Karl Eugen, und ferner von der litterarischen Sturm- und Drangperiode, d. h. dem Göttinger Hainbund, den „Kraftgenies" in Straßburg, sowie von der Weimarer Geniewirthschaft handeln. Die deutsche Geniezeit, in der auch Schillers Erscheinung wurzelt, wird von Scherr sehr richtig als eines der Vorspiele für die großen Umwälzungen bezeichnet, die sich am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts vollzogen. „Der Saus und Braus der Kraftgenialität — heißt es im Buche weiter — glich den Aequinoctialstürmen, die den Frühling ankündigen. Es brach auch wirklich in jenen Tagen für Deutschland ein neuer Geistesfrühling an; und nicht nur das; denn wenngleich die neue Litteratur als ihr nächstes Ziel nur die Souveränetät der Kunst im Auge hielt, so war sie doch zugleich voll befruchtender Anregungen für die Weiterentwickelung des politischen und socialen Lebens unseres Landes. Wer die Zustände der deutschen Gesellschaft in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts näher kennt, wird nicht bestreiten wollen, daß es schon ein Stück socialer Revolution war, wenn der Dichter des Götz und Werther mit einem deutschen Herzog auf Du und Du stand." Das darf man nicht vergessen, wenn man sich über das rauschende, wahrhaft sturm- und drangvolle, oft sogar ausschweifende Leben am Weimarer Hofe in der ersten Zeit der sogenannten Glanzperiode ein richtiges Urtheil bilden will. Der kraftgeniale Most wollte und mußte ausgähren, um sich in reinen Wein zu verwandeln. Diesen Gährungsproceß im Einzelnen weiter zu verfolgen, schien zwar in Scherrs Buche nicht statthaft, indessen in leichten Umrissen wenigstens mußte das Bild der vom Herzog ganz offen und von der Herzogin Mutter unter der Hand begünstigten, von der Herzogin Luise dagegen so gut wie möglich in den Grenzen der Sitte gehaltenen Geniewirthschaft doch gezeichnet werden. Wildlustig und ungefüge genug zeigte dieselbe sich oft. Es mag etwas von Böttiger'schem Klatsch in der Ueberlieferung sein, daß Goethe, wenn ihn der dämonische Drang erfaßte, sich mit aufgelöstem Haar mänadisch auf dem Boden gewälzt habe, daß der Dichter und sein herzoglicher Dutzbruder sich häufig stundenlang auf den Markt gestellt hätten, um mit „abscheulich großen" Parforcekarbatschen mit einander um die Wette zu knallen, daß das studentische „Schießen" von den Originalgenies im größten Style betrieben worden sei, und Anderes mehr. Aber so ganz unwahrscheinlich ist das alles keineswegs, denn Goethe selber schrieb 1776 noch an Merck: „Ich treib's hier freilich toll genug; wir machen Teufelszeug mit einander." Zwar hat derselbe in dem kraftgenialen Tumulte, dessen Mittelpunkt er war, ebenso wenig wie der Herzog Karl August, sein edleres Selbst verloren, aber doch war er immer dabei, wo es galt sich auszutoben. „Wir waren oft sehr nahe am Halsbrechen," erzählt er selbst. „Auf Parforcejagden über Hecken und Gräben und durch Flüsse, bergauf, bergab, Tage lang sich abzuarbeiten und dann Nachts bei einem Feuer im Walde zu campiren, das war nach des Herzogs Sinn." Die Lustschlösser Belvedere, Ettersburg und Tiefurt, dann die Umgebungen von Ilmenau, Dornburg, Lauchstädt, vor allen aber, was Scherr nicht genug betont, das Dorf Stützelbach, sowie das von diesem gar nicht erwähnte Städtchen Apolda, wo Goethe beim Vogelschießen sich einst in das „Christel von Artern" verliebte, dessen „schwarzes Schelmenauge" und „liebrunde Wänglein" er dann in einem den Namen der netten Bauerndirne tragenden Liede besang — das alles waren die Schauplätze des poetischen Zigeunertreibens, wobei natürlich tüchtig pokulirt und nicht weniger „gemiselt" wurde, denn die Mädchen hießen in dem kraftgenialen Rothwelsch „Misels". Das vergrößernde Gerücht, d. h. eine von neidischem Uebelwollen aufgestachelte Klatschsucht, ließ es nicht fehlen, die geniewirthschaftlichen Vorkommnisse ins Ungeheuerliche auszumalen, und so konnte Zimmermann aus Hannover an Herder die lächerlichen Worte schreiben, er habe aus Weimar eine Menge Dinge vernommen, bei denen sich „alle seine Haare senkrecht in die Höhe gerichtet hätten." Sogar in dem Komödienspiel, der Herzensfreude der Herzogin Amalia, gewann nicht selten die muthwilligste Neckerei offnen Raum. So wurde in einer tollkomischen, von Goethe gedichteten, von Seckendorf componirten Oper „die geflickte Braut", nachmals zum „Triumph der Empfindsamkeit" abgeschwächt, dem bei der Aufführung in Ettersburg anwesenden Papa Wieland so arg mitgespielt, daß er im Zorne davonlief. Aber auch Goethe's „Iphigenie" in ihrer ersten Gestalt kam am 6. April 1779 auf dem fürstlichen Privattheater zur Aufführung, und man möchte sagen, daß mit dem Erscheinen dieser edlen Dichtung die kraftgenialische Atmosphäre Weimars sich zu klären und zu reinigen begonnen habe. Den Abschluß des Kraftgeniewesens bildete dann die Geniereise, welche der Herzog im Herbste des genannten Jahres mit Goethe und Wedel zu Pferde nach der Schweiz unternahm. Und als später Schiller nach Weimar kam, hatte das höfische Leben der kleinen Residenz schon eine gänzlich veränderte Physiognomie.

Aber ehe wir in Scherrs Buche zu diesem Zeitpunkte gelangen, haben wir erst noch den Dichter auf seiner dornenvollen Poetenlaufbahn mit stets wachsendem Interesse hierhin

und dorthin zu begleiten. Von der Karlsschule aus ist unsere nächste Station der kleine Graben (jetzt die Eberhardtsstraße) in Stuttgart, wo der Regimentsmedicus Friedrich Schiller gemeinschaftlich mit dem Lieutenant Kapf ein nicht sehr großes Parterrezimmer in der Wohnung der Frau Luise Dorothea Vischer, Wittwe eines Hauptmanns, bezogen hatte. Die Vischerin, wie sie auf gut schwäbisch hieß, beschreibt Scherr als „eine magere Blondine von ungefähr neunundzwanzig Jahren, ohne körperliche Vorzüge, man hätte denn ihre schmachtenden blaßblauen Augen für einen solchen gelten lassen wollen. Aber sie war eine gutherzige Frau, ein „Bißle“ musikalisch und mehr als ein „Bißle“ schwärmerisch. Sie muß für Männer, namentlich für junge und unerfahrene, nicht ohne Anziehungskraft gewesen sein; denn noch 1783 hatte sie mit einem jungen Edelmann aus Wien, der auf der Karlsschule studierte, ein Abenteuer, das in eine förmliche Entführung auslief.“ Zu diesen von Scherr erwähnten „jungen und unerfahrenen Männern“, welche die hübschen Augen der sentimentalen Wittwe in Entzücken versetzten, gehörte, wie man für gewiß annehmen kann, auch unser Schiller. Er stand in dem Alter, in welchem Goethe bereits sein Gretchen in Frankfurt, sein Aennchen in Leipzig und seine Friederike in Sesenheim gehabt hatte, noch unter der strengen, militärisch-despotischen Zucht der Karlsakademie, „deren Thore, wie er selbst einmal äußerte, den Frauen sich nur öffneten, ehe sie anfingen, interessant zu werden, oder wenn sie aufgehört hatten, es zu sein.“ Eben deswegen war es denn wohl kein Wunder, daß das erste weibliche Wesen, mit dem er in nähere Berührung kam, ihn allsogleich zu „interessiren“ vermochte. Scherr bestreitet das und glaubt nicht, daß Frau Vischer, seine Wirthin, die Laura war, welche er in seinen überschwenglichen Jugendgedichten feierte. Irgend welches intimere Verhältniß habe zwischen jener Frau und unserm Dichter gar nicht existirt, und die Laura sei eine Fiction gewesen — nichts weiter. Wir sehen dagegen nicht ein, warum die hierauf bezügliche Aeußerung des sonst durchaus glaubwürdigen Generals von Scharffenstein in seinen „Erinnerungen eines Zöglings der hohen Karlsschule“ so ohne Weiteres Lügen gestraft werden soll. Dort lesen wir nämlich: „die gehalt- und gluthvollen Gedichte an Laura schlummerten schon lange in Schillers Brust; es war die Liebesmystik dieser jugendlichen, erst ausfliegenden Feuerseele, und nichts weniger als eine Laura — wie sie nämlich jene hyperpoetische „Phantasie“ und „Melancholie“, „das Geheimniß der Reminiscenz“, „die seligen Augenblicke“ und andere Ungeheuerlichkeiten schildern — gab dieser Flamme den Durchbruch. Schiller wohnte in dem Hause einer jungen Hauptmannswittwe, ein gutes Weib, das, ohne im mindesten schön oder sehr geistvoll zu sein, doch etwas Gutmüthiges, Anziehendes und Pikantes hatte. Dieses, in Ermangelung jedes anderen weiblichen Wesens, wurde Laura. Schiller entbrannte und absolvirte übrigens diesen ohnehin nicht lange dauernden platonischen Flug ganz gewiß ehrlich durch.“ Die Worte klingen, wie Jeder selbst hören wird, etwas sonderbar, sind aber doch leicht verständlich und drücken in der That Alles aus, was über unsers Dichters ersten Irrgang im Garten der Liebe gesagt werden kann. Auch wir wollen nur einen Schritt weiter gehen als Scherr, d. h. das Factische eines Verhältnisses zwischen den beiden ganz unerörtert lassen und blos die Behauptung aufrecht erhalten, daß die Vischerin gleichsam die Muse der Lauraoden war, die Personificirung von Schillers dichterischem Genius in jener ersten Zeit seiner Selbständigkeit und werdenden Reife.

Ein Ereigniß von entscheidender Wichtigkeit für Schillers ganzes künftiges Leben war damals die Anknüpfung von Unterhandlungen zwischen ihm und dem Freiherrn v. Dalberg als Intendanten des Mannheimer Theaters wegen Umarbeitung der vor kurzem im Druck erschienenen „Räuber“ behufs einer Darstellung derselben auf der von diesem geleiteten Bühne. Schiller hatte natürlich eine solche Aussicht mit lebhafter Freude begrüßt. Aber sofort begannen die dramaturgischen Leiden, die sich an diese Aussicht knüpften. Denn es galt, das Stück „bühnengerecht“ zu machen, und über „Bühnengerechtigkeit“ gingen die Meinungen des Dichters und des Intendanten himmelweit auseinander. Es half jedoch nichts, sie mußten vermittelt werden. „Wohl mag, um mit Scherr zu reden, Schiller, während er sein Drama für das Theater „gerecht“ machte, manchmal mit dem Helden desselben verzweifelnd ausgerufen haben: „Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust?“ Aber ohne Schnürbrust keine Aufführung! So kam endlich das Bühnenmanuscript, in welchem das Original vielfach verdreht und verstümmelt erscheint, zu Stande und ging am 6. October 1781 an Dalberg ab, welcher all der „eifrigen Fürsprache eines Vaters für sein Kind“ gegenüber unerbittlich geblieben war. Gewiß, Dalberg hatte Rücksichten zu nehmen; schon als Edelmann und mehr noch als Director einer fürstlichen Bühne mußte ihm daran gelegen sein, den sturm- und drangvollen, oder, wenn man will, den revolutionären Ton des Stücks möglichst zu dämpfen. Aber es war, ästhetisch angesehen, geradezu eine Monstrosität, den Sinn des Gedichts, welches, wie eine ächte Ausgeburt des Jahrhunderts, so auch eine Kritik und Befehdung desselben war, dadurch zu fälschen, daß man die Handlung auf der Bühne willkürlich um Jahrhunderte zurückverlegte, in die Zeit, „wo Kaiser Maximilian den ewigen Landfrieden in Deutschland stiftete.“ Neben solcher Mißhandlung des Stückes im Großen und Ganzen war es kaum noch von Belang, wenn im Einzelnen auf theilweise ganz absurden Veränderungen bestanden wurde. So z. B. meinte Dalberg, es sei doch gar zu gräßlich, daß Karl Moor seine Geliebte umbringe — ein Zug, der wesentlich zur Rolle des Räuberchefs gehört —, und so mußte die arme Amalie auf der Bühne zur Selbstmörderin werden. Es war gut, daß die Aufnahme des Stückes beim Publicum den Dichter für alle erlittenen Unbilden der Art entschädigen konnte, denn dieselbe war eine stürmische, enthusiastische. Der Eindruck, welchen bei ihrer ersten Aufführung „die Räuber“ machten, muß, wenn er richtig verstanden sein will, aus der ganzen Stimmung der Zeit erklärt werden, und hier ist ein Punkt, über den Scherr, besonders wenn man seine culturhistorische Tendenz bedenkt, doch gar zu schnell weggeht. Was wir heutzutage von der Tragödie urtheilen, kann nicht im Entferntesten mehr maßgebend sein für das, was bei ihrem Erscheinen die Zuschauer

und Leser ihr gegenüber empfanden. Die zündende Wirkung dieses Drama's entsprang nicht aus seinem dramatischen, künstlerischen Gehalt, sondern den philosophischen und politischen Ideen, die aus demselben zum ersten Mal so wild und stürmend, wenn auch ungebändigt und in einen rauhen Knäuel zusammengeballt, sich mitten in den deutschen Landfrieden und die Siebenschläferruhe der Nation hineinstürzten. Man begriff zwar nicht recht, was der junge Brausekopf wollte, aber man fühlte, daß er etwas, und zwar etwas Großes wollte. Merkwürdig genug ließ sich jedoch das Publicum für dasjenige Schiller'sche Stück, welches noch auf demselben revolutionären Boden, in der Sturm- und Drangperiode seines erst noch der Läuterung und Reife entgegensehenden Genius wurzelt, gleich von Anfang an nicht wieder so erwärmen, wie für die Räuber. Der Wirkung, welche diese hervorgebracht hatten, kam die des „Fiesco" bei weitem nicht gleich. Ueberhaupt mußte der Dichter dieses seines zweiten Drama's wegen womöglich noch mehr Unannehmlichkeiten erdulden, als wegen seines Erstlingswerkes. Dalberg hatte in ihm die Zuversicht rege gemacht, daß er es, natürlich auch in einer Bühnenbearbeitung, gleichfalls auf dem Mannheimer Theater geben würde; das vielfach veränderte Manuscript kam jedoch mit der kurzen Bemerkung zurück, es sei selbst in der jetzigen Gestalt nicht annehmbar, und erst als es dann beim Buchhändler Schwan im Druck erschienen war, ließ sich Dalberg zur Einstudierung des Stückes auf seiner Bühne herbei. Einen Grund, warum es dem Publicum nicht so recht behagen wollte, giebt Schiller selbst in einem Briefe an Reinwald, seinen nachmaligen Schwager, an. „Den Fiesco, schrieb er, verstand man nicht. Die Mannheimer sagen, er wäre viel zu gelehrt für sie. Republikanische Freiheit ist hier zu Lande ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name, in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut." Im Gegensatz zu diesem Stück war die „Luise Millerin" oder — wie Iffland das Drama zu benennen vorschlug — „Kabale und Liebe" von vornherein für bühnengerecht erklärt worden, und der Verfasser hatte Behufs der Aufführung in Mannheim, die bald nach der des Fiesco vor sich ging, keine Umänderungen, sondern nur einige Kürzungen und etliche Milderungen allzu drastischer Stellen zu bewirken. Allein seine Freunde, durch die laue Aufnahme jenes Trauerspiels stutzig gemacht, sahen dem 15. April 1784, an welchem Tage das Stück die Bühne beschreiten sollte, mit um so mehr Unruhe entgegen, als inzwischen Iffland vermittelst seines durch Schiller „Verbrechen aus Ehrsucht" getauften Stückes großen Beifall gewonnen hatte. Sie mochten nicht ohne Grund befürchten, daß ein Publicum, welches ein Iffland'sches Rührstück mit viel mehr Liebe aufgenommen als kürzlich den Fiesco, auch der neuen Schiller'schen Dichtung kein rechtes Verständniß entgegenbringen würde. Doch war diesmal die Furcht umsonst. Als der Vorhang niedergelassen worden war, erhoben sich alle Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise und brachen in stürmisches, einmüthiges Beifallrufen aus.

Das waren die Anfänge unseres Nationaldichters auf der vaterländischen Bühne. Ihm auf diesem Wege weiter zu folgen, würde zuviel Raum beanspruchen; wir übergehen daher seinen Weggang von Mannheim, sein Verweilen in Leipzig und Dresden, und führen den Leser sogleich an die Stätte seines höchsten Ruhmes, an den Ort seines ferneren Wirkens und allzufrühen Todes — nach Weimar. Wie das Genieleben der verflossenen Periode, so hat uns Scherr auch die einigermaßen blasirte Stimmung sehr gut geschildert, welche in den höfischen Kreisen der Residenz gerade zur Zeit der Ankunft Schillers herrschte. „Sie schlafen alle," hatte die gute und joviale Herzogin Amalia im Spätherbst 1785 mißmuthig geklagt, und im Winter schrieb Herzog Karl August an Knebel: „Unsere Gesellschaft ist wirklich die allerennuvanteste vom ganzen Erdboden." Das machte, weil dem Verrauschen der genialen Wirthschaft der siebenziger Jahre eine Stille gefolgt war, welche so beweglichen Naturen, wie die des Fürsten und seiner Mutter, nicht sehr zusagen konnte. Freilich hatte ein solches Drängen und Treiben und Stürmen nicht lange vorhalten können, und der Verschwendung von Zeit, Humor, Kraft und guter Laune war als naturgemäße Reaction eine Abspannung gefolgt, welche jedoch dem damals schon zeitweilig griesgrämig in sich zurückgezogenen Herder noch lange nicht geräuschlos genug vorkam. Es fehlte an Goethe, der früher Alles in Bewegung gesetzt hatte. Schon im Januar 1784 hatte Wieland gegen Merck besorgt geäußert, Goethe leide sichtlich an der drückenden Last, die er sich zum Besten Weimars aufgeladen, und der Gram nage wie ein verborgener Wurm an seinem Innern. Wilhelm Wachsmuth hat einen treffenden Ausdruck für die damalige Stimmung des großen Dichters gefunden: „das poetische Gewissen schlug mächtig in Goethe." Er hatte jetzt doch zehn Jahre theils am Hofe vertändelt, theils in verdrießlichen Geschäften verzettelt und jedenfalls eine kostbare Zeit verbracht, deren dichterische Ausbeute zu seinem Genius in keinem entsprechenden Verhältnisse stand. Egmont, Faust, Iphigenie, Tasso und Wilhelm Meister verlangten nach Weiterführung und Vollendung. Aber dazu bedurfte es einer andern Luft, anderer Umgebungen. Auch das Liebesverhältniß zu Charlotte v. Stein, welches keinen befriedigenden Abschluß in Aussicht stellte und deshalb aus einer Wonne mehr und mehr zu einer Qual geworden war, trieb ihn zu zeitweiliger Flucht, und vom Süden her winkte ihm das Land, wo, wie seine Mignon singt, „die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht," das Land, nach welchem er schon als Knabe und Jüngling sehnsüchtig ausgeblickt, wie ahnend, daß dort und nur dort seine Erziehung und Weihe zum Künstler vollendet werden sollte. So mächtig war dieser Zug geworden, daß er zuletzt „kein lateinisch Buch, keine Zeichnung einer italischen Gegend" mehr hatte ansehen können, ohne vor Sehnsucht fast zu vergehen. So hatte er sich denn nur mit Vorwissen seines herzoglichen Freundes und einer neugewonnenen Bekanntschaft, der Gräfin Lanthieri, am 3. September 1786 von Karlsbad aus plötzlich weggeschlichen, fort über die Alpen. — Die Lücke nun, welche Goethe's Abwesenheit in Weimar verursachte, war bei Schillers Ankunft daselbst nicht ausgefüllt und nicht auszufüllen. Das Weimarer Leben befand sich in dem Stadium einer gewissen Zerbröckelung. Der Hof selbst, welcher durch Schätzung und Beschützung deutscher Sitte, Gesinnung, Sprache und Kunst ein

so großes und fruchtbares Beispiel gegeben, zeigte an Stelle der früheren schönen und gedeihlichen Verbindung aristokratisch feiner Sitte und demokratischer Liberalität eine etwas kühle Würde und Zurückhaltung. Der Herzog, durch seine politischen und militärischen Beziehungen zu Preußen in Anspruch genommen, war sehr häufig abwesend, die Herzogin Amalia mit den Vorbereitungen ihrer Reise nach Italien beschäftigt. Bode war in Paris, Bertuch ebenfalls auf Reisen. Unter den Zurückgebliebenen fehlte es nicht an Häkeleien und Intriguen. Die Zeit sprühender Genialität, die Tage der harmlosen Feste in Ettersburg und Tieffurt waren dahin. Nicht alle „Blüthenträume" von damals hatten reifen können, und so fühlte sich überall eine gewisse Ermattung, wo nicht Verstimmung heraus. Ein neuer Aufschwung des Weimarer Lebens war der Zeit vorbehalten, wo Goethe und Schiller vereint daselbst wirkten.

Doch ehe wir von dieser großen Epoche, von der gemeinschaftlichen Blüthezeit der beiden größten dichterischen Genies, die Deutschland jemals besessen, wenigstens in einer gewissen Hinsicht ausführlicher reden, möchten wir erst noch auf Folgendes das Augenmerk der Leser richten. Ueber den Dramatiker Schiller ist man für gewöhnlich nur zu sehr geneigt, den Romandichter in ihm gänzlich zu übersehen und unbeachtet zu lassen. Und doch verdient derselbe nicht minder unsere hohe Anerkennung, wenn nicht wegen des „Verbrechers aus verlorener Ehre", so doch um des „Geistersehers" willen — eines höchst vortrefflichen Romans, der leider unvollendet geblieben, der aber ebenso recht aus dem achtzehnten Jahrhundert herausgeschrieben worden ist, wie etwa Goethe's Wilhelm Meister. Heutzutage würde man das Buch einen Tendenzroman nennen, und zwar mit Grund, denn der Dichter ging von der ganz bestimmten Tendenz aus, die religiösen Verirrungen seiner Zeit zu zeichnen. Ob er als Vorbild seines zum Katholicismus bekehrten Helden, wie Einige wollen, den Herzog Karl Alexander von Württemberg, den Patron des „Jud' Süß", oder wie Andere meinen, den Prinzen Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg vor Augen gehabt, ist von keinem Belang. Genug, der Geisterseher ist, wie Scherr sich sehr treffend äußert, ein poetisches Spiegelbild der großen Verschwörung des Obscurantismus gegen die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, ein Spiegelbild der Zeit, wo die Bedürfnisse des Gemüthes und die Forderungen der Phantasie, von den damaligen Industrierittern sofort zur Grundlage ihrer Operationen gemacht, gegen die Philosophie des gesunden Menschenverstandes reagirten, und zwar mit einem Erfolg, welcher unbegreiflich wäre, wüßte man nicht, daß die Extreme sich überall berühren. Durch die phantastische Schwärmerei des philosophirenden Görlitzer Schusters Jakob Böhme, durch den Swedenborgianismus, den pietistischen Gefühlsüberschwang, die sibyllinischen Orakeleien Hamanns (des „Magus des Nordens"), und durch die liebeseligen Missionsreisen Lavaters war in Deutschland, sowie in anderen Ländern, z. B. in Frankreich nicht minder, dem gegen die exclusive und mitunter tyrannische Herrschaft des gesunden Menschenverstandes reagirenden Mysticismus Raum geschaffen worden. Auch hier stand die Geheimnißsucht in üppigem Flor, auch hier tollte die Maskerade der Rosenkreuzerei, auch hier wollte man Geister sehen und Wunder haben — und kein Wunder war es, daß die Geisterbeschwörer und Wunderthäter sich einfanden. Fast ganz zur gleichen Zeit führte in Schwaben der Pater Gaßner den Scandal seiner angeblichen Wundercuren auf und narrte in Sachsen der Leipziger Kaffeewirth Schrepfer vornehme Edelleute und reiche Bürger mit den albernsten Geisterbeschwörungsfarcen. So war denn jenseit und diesseit des Rheins der Boden vorbereitet, auf welchem der „göttliche" Cagliostro die glänzendste Schwindlerrolle des Jahrhunderts spielen sollte. Diesen genialsten und berüchtigtsten aller damaligen Abenteurer machte unter dem Namen des „Sicilianers" Schiller zum Helden seines in Wahrheit culturhistorischen und tendenziösen Romans. Es mag hier noch erwähnt werden, wie Scherr sich über den berüchtigten Giuseppe Balsamo äußert. Er begann in Palermo und Rom seine Laufbahn, dort als Fischer, hier als Verkuppler seiner Frau, und endigte sie in den Gefängnissen der römischen Inquisition als Denunciant der Aufklärung. Diesseit der Alpen trat er, nach Führung verschiedener Namen und Betreibung verschiedener unsauberer Gewerbe in verschiedenen Ländern, unter dem Namen eines Grafen Cagliostro als Mystagog in großem Style auf. Ob er, wie Viele vermuthen, von Anfang an ein Werkzeug in den Händen der Jesuiten gewesen, steht dahin; gewiß aber ist, daß die obscurantistische Rückwärtsbewegung der Zeit in ihm gipfelte. Zu London in eine Freimaurerloge aufgenommen, beschloß er, den maurerischen Apparat zum Vehikel seines Glückes zu machen. Er erfand ein neues System, die „ägyptische Maurerei", die abenteuerlichste Stoppelei von Absurditäten, die sich denken läßt, und fand Glauben und Gehorsam als Besitzer der Würde eines Groß-Kophta, zu welcher er sich selbst erhöhte. Es ist unglaublich, und dennoch buchstäblich wahr, daß dieser gemeine, ungebildete, in kunterbuntester Phraseologie umhergaukelnde Abenteurer im vorletzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts der Aristokratie Europa's die Hebung ungeheurer Schätze, die Goldtinctur und den Stein der Weisen, den Umgang mit „Geistern" und physische und psychische Wiedergeburt versprechen durfte; und es ist noch unglaublicher und dennoch buchstäblich wahr, daß seine Anhänger ihm vertrauten, ihn als ein höheres Wesen betrachteten und unter seine Marmorbüsten schrieben: Divo Cagliostro. In Frankreich währte der Zauber des Schwindlers länger als in Deutschland, wo von Mitau aus seine frühere Jüngerin, Elise von der Recke, seine Entlarvung unternahm. Selbst seine Verwickelung in die schmutzige Halsbandgeschichte konnte den Groß-Kophta bei den Franzosen noch nicht discreditiren.

Für die spätere Zeit ist nächst der Liebe zu Lottchen von Lengefeld der Freundschaftsbund mit Goethe das bedeutsamste, förderlichste Moment in Schillers Leben. Es dauerte lange, ehe das Wunder geschah und die Stunde herankam, von der Frau v. Wolzogen so begeistert und freudig spricht, „die merkwürdige Stunde, über die ein günstiges Geschick den reichsten Segen ausschüttete". Schon im Jahre 1788 waren beide Dichter in einer Gesellschaft bei Lengefelds einander persönlich nahe gekommen; aber wie sie sich damals kalt und förmlich

begrüßt hatten, so waren sie lange gleichgültig, ja wohl gar mit feindlichem Sinne von einander fern geblieben, und erst 1794 brachte ein Zufall die zwei Männer plötzlich zusammen. Als der neunundzwanzigjährige Schiller ohne jegliche Aussichten für die Zukunft nach Weimar kam, befand sich der schon beinahe vierzigjährige, pecuniär ganz sorgenfreie und hochgestellte Goethe gerade in Italien. Das Bewußtsein von dem Unterschied zwischen seiner und jenes äußerer Lage ließ Schiller — und wer möchte ihn wegen dieses menschlichen Fehlers verdammen? — nicht frei von Neid. Nach Goethe's Rückkehr kamen noch andere Gründe hinzu, um seine Annäherung an Schiller zu verhindern. Jener empfand die Trennung von dem herrlichen Lande, wo er geistig und körperlich zu einem neuen schöneren Leben wiedergeboren worden war, aufs schmerzlichste und fühlte sich in der alten, abhängigen und vielfach beengten Stellung höchst unglücklich, zumal da während seiner Abwesenheit mancherlei ihn treffende Mißverständnisse entstanden waren und er nun bei der Rückkunft viele Mißdeutungen seiner Handlungsweise erfahren mußte. Wir brauchen hier nur an die Wendung, die damals sein Verhältniß zu Frau v. Stein nahm, zu erinnern, und man wird einsehen, wie gar wohl eine tiefe Verstimmung sein ganzes Wesen ergriffen haben und ihn wenig geneigt machen konnte, sein Herz einem ihm fremden und fernstehenden Manne entgegenzutragen. Das war Schiller für ihn; denn er, der seine Sturm- und Drangperiode bereits lange überwunden hatte, über den in Italien der Geist der Antike gekommen war, er konnte kein Gefallen mehr finden an den kraftgenialischen Producten, die der eben damals noch in seinem Läuterungsproceß begriffene Genius Schillers bisher von sich gegeben hatte. Und außerdem war ihm dieser in einer Recension des „Egmont“ in derber Weise gegenübergetreten. — Doch die Zeit brachte allmählich in dem allem eine tiefe Wandelung hervor, und es geschah mit Goethe und Schiller umgekehrt, wie mit Goethe und Herder, die sich frühe schon in Straßburg gefunden hatten, um sich bald und für immer wieder zu verlieren. Nach der Sitzung einer naturhistorischen Gesellschaft in Jena geriethen jene beiden ganz zufällig in ein wissenschaftliches Gespräch, und dies wurde der Anlaß zu baldiger Einigung, der erste Anknüpfungspunkt für einen nun sogleich eröffneten Briefwechsel.

In einer lebhaften Disputation über kunsttheoretische Fragen erwiesen sich die Geister der zwei großen Männer gegenseitig als unwiderstehliche Magnete. Aus Schillers Brust verschwand nun bald jene „Mischung zwischen Haß und Liebe“, die Goethe früher in ihm erregt hatte, und beide erkannten, was jener, als der Freund ihm den Wilhelm Meister zum Durchlesen schickte, in Worte kleidete, „daß nämlich das Vortreffliche eine Macht sei, daß es auf selbstsüchtige Gemüther auch nur als eine Macht wirken könne, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine andere Freiheit gebe, als die Liebe.“ Es geschah, was Schiller hoffte: „sie durchwandelten nun in Gemeinschaft, wieviel von dem Wege noch übrig war, und mit um so größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben.“ Wie sie nun im Leben sich gegenseitig, wie immer möglich, förderten und mit wahrer Freundschaft an einander hingen, so nicht minder in ihrer Kunst. Goethe's Einflusse hatte es Schiller zu danken, daß er, alles Zaudern und Zweifeln überwindend, das längst begonnene und oft wieder liegengelassene Werk des „Wallenstein“ endlich doch noch vollendete. Durch den unendlich anregenden Verkehr mit jenem half er sich ferner nach und nach aus der Periode der Unthätigkeit heraus, welche in den neunziger Jahren über ihn gekommen war; sein Freund überließ ihm sogar einen wunderbar dichterischen Stoff, den dieser sich bereits für ein Epos ausgesucht hatte, die Sage von Wilhelm Tell. Zusammen suchten die beiden Dichter Balladenstoffe auf und vertheilten sie dann unter einander zu poetischer Bearbeitung. Doch nicht blos in ihrem Streben nach Production, sondern sogar in ihrer Polemik gingen sie fortan Hand in Hand, wovon das gemeinschaftliche Werk der Xenien, jener beißenden Spottgedichte auf die Kunstphilister des achtzehnten Jahrhunderts, ein glänzendes Zeugniß ablegt. — Wir sind, weil das Verhältniß zwischen Goethe und Schiller in Scherrs Buche zwar ziemlich ausführlich und mit großer Pietät, doch nicht in zusammenhängender Weise dargestellt ist, auf den letzten Spalten ganz selbständig und losgetrennt von dem Gange, den jenes einschlägt, verfahren. Nun aber knüpfen wir wieder an dasselbe an, um unseren Lesern die geistvollen Bemerkungen des Verfassers über den Xenienkrieg nicht vorzuenthalten. Es galt, meint er, nicht nur, eine ideale Weltanschauung aufzubauen, sondern zugleich auch den Bau gegen eine Menge Widersacher zu vertheidigen. Dies ist der eigentliche Sinn des Xenienkampfes, zu dessen Führung sich Schiller und Goethe verbanden. Zunächst allerdings handelte es sich dabei nur um eine Abwehr der den Horen wiederfahrenen Angriffe, allein diese Absicht erweiterte sich zu der Idee und Ausführung eines umfassenden Strafgerichts, welches über alles Unzulängliche, Verzerrte und Gemeine in der zeitgenössischen Litteratur ergehen sollte. Der Gedanke ging ursprünglich von Goethe aus, Schiller aber nannte ihn sogleich einen „prächtigen“ und meinte, es solle heißen: „Nulla dies sine epigrammate.“ An Körner schrieb er: „Für das nächste Jahr sollst du dein blaues Wunder sehen. Goethe und ich arbeiten gemeinschaftlich an einem Opus für den nächsten Musenalmanach, welches eine wahre poetische Teufelei sein wird, die noch kein Beispiel hat.“ Als Antwort auf die neugierige Erkundigung des Freundes bemerkte er dann: „Das Kind, das Goethe und ich mit einander zeugen, wird etwas ungezogen und ein sehr wilder Bastard sein. Die ganze Sache besteht aus einem gewissen Ganzen von Epigrammen, davon jedes ein Monodistichon ist. Das Meiste ist wilde, gottlose Satyre, besonders auf Schriftsteller und ihre Producte, untermischt mit einzelnen poetischen, auch philosophischen Gedankenblitzen.“ Acht Monate lang ergötzten die Freunde sich an der Arbeit für die „fröhliche Posse der Xenien“, den „auf den Moment berechneten Schabernack“, der doch in der Ausführung ein wohlüberdachtes, vielfach erwogenes, auch vielfach verändertes und modificirtes Werk geworden war. So nun, wie die 414 Distichen Ende Septembers 1796 im Musenalmanach für das folgende Jahr erschienen, war ihre Wirkung eine ganz außerordentliche, in unserer Litte-

ratur bisher beispiellose. Selbst die poetischen Jugendthaten Klopstocks, Goethe's und Schillers hatten ein solches Aufsehen bei weitem nicht erregt. Die ganze litterarische Welt gerieth in tumultuarische Bewegung. Wunderbar zu sagen, etliche hunderte von Epigrammen vermochten Deutschland aufs heftigste zu erregen in einer Zeit, wo den Augen der Deutschen die ungeheuersten geschichtlichen Schauspiele kürzlich vorübergegangen waren und noch vorübergingen. Wir, in litterarischen Händeln aufgewachsen und an die Invectiven der Kritik gewöhnt, können uns kaum noch annähernd eine Vorstellung machen von der Aufregung und Erbitterung, welche die Xeniengabe hervorrief. Eine Menge von Männern der Gelehrsamkeit, der Litteratur, der Politik und Journalistik wurden von den Epigrammenpfeilen getroffen, manche tödtlich, viele schwer, selbst Wieland erhielt einen neckenden, Fichte und Jean Paul einen derberen Streifschuß. Am schlimmsten kamen Nicolai, Manso, Stolberg und Lavater weg, sowie die lärmenden Mitmacher der französischen Freiheitsmode. Unbedingte Huldigung erfuhr nur Einer, Lessing. An einzelnen Mißgriffen, Härten und Ungerechtigkeiten fehlte es nicht, aber im Ganzen hat das Xeniengewitter doch sehr wohlthätig reinigend, klärend und erfrischend auf die litterarische Atmosphäre gewirkt, und ohne Frage gebührt ihm deshalb eine bleibende Stelle in unserer Culturgeschichte. —

Auf der Höhe seines Ruhmes und seiner dichterischen Bedeutung, da, wo zu früh der Tod ihn fand, verlassen wir Schiller jetzt und wollen unsere Leser nicht schmerzlich bewegen durch Schilderung jener Tage, in denen sein unsterblicher Geist fast ängstlich und dennoch vergeblich mit dem siechen Körper rang. Unser Aufsatz möge gleichsam als Vorbereitung auf das Jubiläum angesehen werden, welches im November d. J. die deutsche Nation zu feiern hat, und hoffentlich voller Hingabe und Begeisterung trotz der bedrohlichen Gegenwart aller Orten feiern wird. Die Schlußworte des verdienstlichen, eine würdige Festgabe bildenden Werkes von Scherr mögen auch für die vorstehenden Zeilen den Schluß vermitteln: — „Eines ist an unseres Dichters Wirken in hohem und höchstem Grade eigenthümlich. Ich meine das Ewig-Jugendliche, das Thaten-Zeugende. Nur die Schöpfungen von wenig Auserwählten besitzen diesen nie veraltenden Zauber. Sie stehen am Eingange neuer Weltperioden und formuliren, vorschauend, die höchsten Ziele derselben auf Jahrhunderte hinaus. Diese seltenen Geister sind die eigentlichen Helden der Menschheit, weil sie ihre Erzieher und Bildner sind. So ein Heros ist Friedrich Schiller, der die Ideale der Nation geschaffen und den Volksgeist im Sinne der großen humanen Idee umgebildet hat. Und was ist das Grundmotto dieser erstaunlichen, aus allen zeitweiligen Verdunkelungen immer wieder siegreich aufleuchtenden Wirksamkeit? Kein anderes, als die sittliche Begeisterung, welche in Schiller lebte; der unwandelbare Glaube an den „göttlichen Lichtgedanken", die Seele der Geschichte der Menschheit. In diesem hohen Sinne, im Sinne einer rastlosen Entwickelung seines Volkes und aller Völker zum Menschlich-Freien, Großen, Guten, Schönen, war Schiller Dichter, Seher und Prophet. Und so sei er es immer und immer! Mit Stolz hat Goethe über das Grab des großen Freundes hinweg der Nation zugerufen: „Er war unser!" Ich vertraue meinem Volke, daß es nie aufhören werde, mit Liebe und Stolz zu fühlen und zu sprechen: „Er ist unser!" —e.

Magenta und Solferino.

Geschichte des Italienischen Kriegs bis zum Abschluß der Friedenspräliminarien.

Dritter Artikel. (Schluß.)

War die Schlacht im Süden eine unentschiedene, so nahm sie im Norden für die Oesterreicher die günstigste Wendung. Hier focht Benedek, derjenige ihrer Generale, welcher den französischen Führern an strategischem Scharfblick und kühner, rascher Entschlossenheit am ebenbürtigsten war. Auf dieser Seite begann die Schlacht mit einem Angriffe der Sardinier auf Pozzolengo in der siebenten Morgenstunde. Man schlug sich hartnäckig, unter beständigem Vordringen Benedeks, der Hügel auf Hügel einnahm. Die Piemontesen geriethen in Gefahr, von ihrer Rückzugslinie abgedrängt zu werden, und selbst bedeutende Verstärkungen (die Division Cucchiari, die Brigade Aosta und die Brigade Mollard) vermochten das Gefecht nicht wieder herzustellen. Um die Höhen von San Martino wurde mit wechselndem Erfolg gekämpft. Sie sind von Meierhöfen und einer Kirche besetzt, durch die einige feste Punkte entstehen. Nachdem die Oesterreicher die Höhen genommen hatten, traf die Brigade Mollard ein, deren Erscheinen den Piemontesen neues Leben einhauchte. Zweimal wurden die Oesterreicher vertrieben, zweimal kehrten sie zurück und bemächtigten sich wieder des ganzen Raumes. Denselben Ausgang nahmen zwei neue Sturmversuche, welche die Division Cucchiari machte. Die Höhen wurden von ihr besetzt, um ihr in dem nächsten Augenblicke von den Oesterreichern entrissen zu werden. Die Geschütze der letzteren, die ganz nahe heranfuhren und die feindlichen Reihen durch ein furchtbares Kartätschenfeuer lichteten, gaben den Ausschlag. Von nun an blieben die Höhen von San Martino den Oesterreichern.

Nicht auf dem linken und nicht auf dem rechten Flügel lag die Entscheidung, sondern in der Mitte. Die österreichische Stellung bildete eine Curve, deren vorspringender Punkt die Höhe von Solferino war. Wurde die Schlachtordnung hier durchbrochen, so mußten die beiden Flügel, wenn sie nicht vom Mincio abgeschnitten werden wollten, zurückgehen. Beim Beginn der Schlacht hatten die Oesterreicher auf jener entscheidenden Höhe nicht mehr als eine Brigade (Bils). Als diese die Brigade Puchner zur Unterstützung erhielt, hatten zwei österreichische Fußregimenter, ein Bataillon Grenzer und ein Jägerbataillon den Kampf gegen zwei französische Divisionen (Bazaine und Ladmirault) auszuhalten. Ohne die sehr günstige Bodenbildung

würde ihnen dies nicht möglich gewesen sein. In die Weinberge zu beiden Seiten der Straße, welche zur Höhe führt, warfen sich die Schützen, die bastionartigen Vorsprünge wurden mit Geschützen besetzt. Bis um elf Uhr vermochten die Franzosen gegen die furchtbare Stellung nichts auszurichten. So oft ihre Truppen die Höhe erklommen, ebenso oft wurden sie vor dem Thurm und der anstoßenden starken Kirchhofsmauer zurückgewiesen. Vergebens stellte sich Marschall Baraguay d'Hilliers mehrere Male persönlich an die Spitze seiner beiden Divisionen. Von dem feindlichen Gewehrfeuer gezehntet, erlagen sie fast der Hitze und der Anstrengung. Um die genannte Zeit zogen Franzosen und Oesterreicher Verstärkungen nach Solferino, die Oesterreicher zwei Brigaden (Koller und Gaal), die Franzosen zwei Divisionen (Forey und Camou). Graf Schlick hatte mehr Truppen in der Nähe, starke Abtheilungen des ersten und des siebenten Heerkörpers. Weshalb er diese nicht verwendete, wird aus seinem Bericht durchaus nicht ersichtlich. Er sagt nichts, als daß der erste Heerkörper die fechtenden Truppen nicht mit hinreichender Nachhaltigkeit unterstützt habe und der siebente Heerkörper nicht rechtzeitig eingetroffen sei.

Es war ein Heldenkampf, der jetzt um Solferino entbrannte. Die Truppen wußten, daß sie unter den Augen ihrer Kaiser fochten, und strengten jeden Nerv an. Die französischen Batterien bereiteten den Sturm vor, indem sie Solferino auf fast dreitausend Schritt Entfernung mit Granaten bewarfen. Ihre gezogenen Kanonen waren wegen ihrer größeren Tragweite im außerordentlichsten Vortheil. Auf Bergvorsprüngen aufgestellt, konnten die österreichischen Geschütze nicht nach Bedürfniß vorgehen, und ihre Kugeln fielen eine ziemliche Strecke vor den feindlichen Batterien unschädlich nieder. Der Sturm der Franzosen wurde von drei Seiten unternommen, in der Stirn und auf beiden Flügeln. Die Voltigeurs und Chasseurs der Kaisergarde waren oben die ersten, bald nach ihnen hatten auch die Linienregimenter die Höhe erreicht, und die Stellung ging für die Oesterreicher verloren. Diese nahmen die Reserven in die Schlachtlinie auf, stürmten wieder vor, eroberten Solferino und mußten erneuerten Anstrengungen der Franzosen abermals das Feld räumen. In dem Thurme, auf dem Kirchhofe und einigen der nächsten Häuser hatte sich das Regiment Reischach behauptet und war erst nach dem blutigsten Kampfe, nachdem es oft zum Bayonnet gegriffen hatte, zum Rückzuge zu zwingen. In Cavriana, Mescolaro und Pozzolengo waren die drei Heerkörper der österreichischen Mitte nunmehr vereinigt, doch handelte es sich blos noch um einen geordneten Rückzug. Man hatte keine Reserven mehr — bei der Länge der Schlachtlinie ein doppelter Nachtheil — und die im Feuer gewesenen Truppen waren auf den Tod erschöpft. Selbst das Wetter wurde den österreichischen Truppen ungünstig. Man hatte sich bis jetzt unter einem hellen Himmel, in der Hitze eines italienischen Junitages geschlagen, als plötzlich dem Rollen der Kanonen und dem Knattern des Gewehrfeuers das furchtbare Grollen des Donners folgte und in allen Himmelsgegenden Blitze zuckten. Ströme von Hagel und Regen trafen, von einem rasenden Winde gepeitscht, die Franzosen im Rücken und schlugen den Oesterreichern gerade ins Gesicht.

Nach beiden Flügeln schickte Graf Schlick Meldung, daß er in der Mitte zurückgedrängt werde und die Schlacht abbrechen müsse. Auf dem linken Flügel, wo das Gefecht stand, hatte der Rückzug die meisten Schwierigkeiten. Canrobert hatte dem General Niel eine Division und eine Brigade geschickt, und die letzten frischen Truppen der Oesterreicher, die zur Deckung der abziehenden Heerestheile benutzt werden konnten, bestanden aus zwei Reserve-Batterien, zwei Bataillonen Fußvolk und etwas Reiterei. Dennoch wurde der Abmarsch in Ordnung vollzogen und Guidizzolo bis in die Nacht behauptet. Der französische Kriegsbericht bezeichnet das Gewitter als Grund, weshalb nicht energischer verfolgt wurde.

Benedek erhielt den Befehl zum Rückzuge in dem Augenblicke, als er neue Sturmsäulen gegen die tapfer erkämpften und behaupteten Höhen von San Martino hervorbrechen sah. Er glaubte es seiner Ehre schuldig zu sein, diese Feinde noch zurückzuschlagen, ehe er vom Schlachtfelde abziehe. Er stellte sich persönlich an die Spitze von drei Bataillonen, führte sie dem andringenden Feinde entgegen, warf ihn nochmals siegreich von den Höhen herab und trat nun, dem Befehle gehorsam, bis zum letzten Augenblicke unbesiegt, den Rückzug an.

In der Mitte der Schlachtlinie fand bei Cavriana der letzte Kampf statt. Der Kaiser von Oesterreich war Zeuge, wie zwei Brigaden des siebenten Heerkörpers diesen Ort und die umliegenden Höhen noch längere Zeit vertheidigten. Als diese letzte Stellung geräumt worden war, zogen sich die Oesterreicher langsam von Höhe zu Höhe, während ihre Geschütze in jeder geeigneten Stellung auffuhren und den nachfolgenden Feind zurückhielten. In dem Bosco Scuro hinter Cavriana hörte jede Verfolgung auf, die Höhen dem Ort unmittelbar gegenüber wurden von den Oesterreichern bis um zehn Uhr Abends besetzt gehalten. Bis zu derselben Stunde blieben Abtheilungen von ihnen in Guidizzolo und Pozzolengo stehen. Am Morgen des folgenden Tages zog sich das ganze Heer über den Mincio zurück.

Die österreichischen Verluste betrugen nach der „Oesterreichischen Correspondenz" an Todten: 91 Officiere und 2261 Mann; an Verwundeten: 5 Generäle, 485 Officiere und 10,160 Mann. Vermißt wurden: 59 Officiere und 9229 Mann. Die Verluste der Verbündeten betragen nach ihren Angaben bei den Franzosen 720 kampfunfähige Officiere, von denen 150 getödtet worden sind, und 12,000 todte oder verwundete Soldaten, bei den Sardiniern 49 getödtete, 167 verwundete Officiere und 642 getödtete, 3405 verwundete und 1258 vermißte Soldaten. Die Franzosen erbeuteten 30 Geschütze und 4 Fahnen.

Wir haben der Bewegungen zur See, weil sie auf den Gang des Kriegs im Ganzen keinen Einfluß übten, bisher nicht erwähnt. Der Schaden, den Oesterreich durch die feindliche Flotte in seinem Handel und seinem Verkehrsleben erlitt, war ein beträchtlicher. Viele seiner Kauffahrer, die noch auf hohem Meere segelten, fielen den französischen Kreuzern in die Hände. Den Lloyddampfern gelang es dagegen ohne Ausnahme, die eigenen oder doch befreundete Häfen zu erreichen. Die auf der Heimfahrt von der Levante begriffen waren, fanden in Malta

oder Corfu unter der englichen Flagge Schutz. Ein weiterer Nachtheil für die Oesterreicher trat ein, als die französische Flotte am 16. Mai vor Venedig erschien. Der Lloyd war nun gezwungen, seine Fahrten zwischen Triest und jener Stadt einzustellen, und für die Beförderung der Truppen blieb blos der längere Landweg übrig. Die Sondirungen der Gewässer vor Venedig, welche das Geschwader durch Boote vornehmen ließ, wurden von der Besatzung gestört. Kaum zeigte sich Nachts ein fremdes Fahrzeug, so flammte auf dem Lido bengalisches Feuer auf, und im nächsten Augenblicke tanzten Kugeln über die glatte Fläche hin und zwangen den Feind zum schleunigen Rückzuge. Die Flotte schien ihre Aufgabe darin zu suchen, kleine Küstenfahrer und Fischerboote zu nehmen, aber diese Thätigkeit wurde ihr von ihrem Kaiser untersagt.

Daß eine ernstere Entscheidung vorbereitet wurde, verrieth sich durch die Anhäufung französischer Schiffe in Antivari. Nach und nach stellten sich 42 große Fahrzeuge und 10 schwimmende Batterien dort ein, zu denen ein sardinisches Geschwader stoßen sollte, welches, 2 Dampffregatten und 4 kleinere Kriegsdampfer stark, aus dem Hafen von Genua auslief. Antivari ist ein türkischer Seehafen, in der Nähe von Montenegro und von Cattaro. Dieser letztere österreichische Hafen, einer der besten am Mittelmeer, schien der Zielpunkt zu sein. Erobert und zu einem französischen Waffenplatze gemacht, würde Cattaro den besten Centralpunkt für französische Operationen im Mittelmeer abgegeben haben. Das französische Geschwader segelte indessen an Cattaro vorüber, um auf Lussin piccolo 10,000 Mann Landungstruppen auszuschiffen. Durch die Besitznahme dieser kleinen Insel im quarnerischen Meerbusen wurde ein zweiter Punkt gewonnen, von dem aus die österreichischen Küsten beunruhigt werden konnten.

Im Kirchenstaat ließ sich Alles dazu an, daß eine allgemeine Revolution den Verbündeten die sämmtlichen Kräfte des Landes zur Verfügung stellen werde. Stadt auf Stadt erklärte sich für die nationale Sache, und kaum wurde Rom selbst durch die Anwesenheit der Franzosen unter Goyon im Zaum gehalten. Der König von Sardinien mußte sich gegen Abordnungen der Aufgestandenen erklären, ob er die Dictatur über die Marken annehme. Er lehnte sie ab, weil der Krieg der päpstlichen Herrschaft keinen Eintrag thun dürfe. Die Kriegsmittel des Kirchenstaates nahm er um der nationalen Sache willen in Anspruch und schickte hundert seiner Officiere zur Einübung der ausgehobenen Mannschaften. Inzwischen hatte der Papst seine Schweizer und die andern Fremdenregimenter, durch alle verfügbaren Gensdarmen verstärkt, vorrücken lassen. Perugia, das gegen einen äußern Feind leicht zu vertheidigen ist, leistete diesen Truppen Widerstand, die anfänglich zum Rückzug gezwungen wurden, aber schließlich die Oberhand behielten. Ueber ihre erste Niederlage erbittert, sollen sie in den Straßen Greuelthaten verübt und arg gewirthschaftet haben. Von der andern Seite wird behauptet, daß man von den Häusern Steine und Balken, siedendes Wasser und siedendes Oel auf sie geschüttet habe. Oberst Schmidt, ihr Befehlshaber, giebt seinen Verlust zu 51 Todten und 63 Verwundeten, den der Aufgestandenen zu 300 Todten und Verwundeten an. Jene Scenen schreckten so, daß die Städte Urbino, Fossombrone, Fano und Jesi, um nicht dem Schicksal Perugia's zu unterliegen, die päpstlichen Behörden wieder einsetzten.

Einen größeren Nutzen zogen die Verbündeten aus der toscanischen Revolution. Prinz Napoleon führte ihnen die Truppen des Großherzogthums zu, in Verbindung mit seinen eigenen Truppen 35,000 Mann. Am 20. Juni trat er von Massa seinen Marsch an, überschritt in den nächsten Tagen die Apenninen, zog am 25. Juni in Parma ein und vereinigte seine Truppen am 30. Juni mit dem Hauptheer. Diese Verstärkung war eine willkommene, denn sie befähigte die Verbündeten, die am 28. Juni den Mincio überschritten hatten, ihre Truppen so zu vertheilen, daß die Belagerung der Festungen vorbereitet werden konnte. Die Piemontesen schlossen Peschiera ein, Garibaldi nahm gegen Tyrol Stellung, ein französischer Truppenkörper blieb bei Brescia, ein zweiter zog gegen das Stilfser Joch, ein dritter sammelte sich bei Goito, um Mantua zu beobachten. So war denn die Einleitung zu neuem Blutvergießen getroffen, als unerwartet von Seiten Napoleons das Anerbieten eines Waffenstillstandes gemacht wurde. Um die Bedingungen desselben festzusetzen, kamen am 8. Juli Feldzeugmeister Heß und Marschall Vaillant in Villafranca zusammen und vereinbarten noch an demselben Tage eine Waffenruhe, deren Dauer bis zum 15. August ausgedehnt ward. Der Friede folgte, alle Welt überraschend, auf dem Fuße. Am 11. Juli erhielt der Kaiser von Oesterreich von Ludwig Napoleon eine Einladung zu einer Zusammenkunft in Villafranca, wohin sich Franz Joseph sofort begab. Beide Kaiser trafen vor dem Ort zusammen und stiegen in dem Hause Gaudini ab, in dessen Salon sie ohne alle Zeugen eine Unterhaltung von ungefähr einstündiger Dauer hatten. In derselben wurden die Friedensbedingungen festgesetzt, die am Abend, nachdem Ludwig Napoleon noch mit dem König von Sardinien Rücksprache genommen, durch eine Sendung des Prinzen Napoleon nach Verona näher präcisirt wurden. Oesterreich trat durch dieselben die Lombardei bis an die Linie der Minciofestungen an Frankreich ab, das sie an Sardinien überließ, und versprach mit dem Rest seiner italienischen Besitzungen sich einer noch zu bildenden italienischen Conföderation anzuschließen. Keiner der kriegführenden Staaten hatte Ursache mit dieser Abmachung zufrieden zu sein. Oesterreich hatte das Prestige seiner Waffen verloren, und opferte nach nur achtwöchentlichem Feldzug die Lombardei, für die es bis auf den letzten Mann hatte kämpfen wollen; Sardinien gewann eine Provinz, aber auch eine politische Zukunft voller Gefahren; Napoleon hatte Italien nicht frei gemacht, sondern legte in dessen Zustände Keime einer viel schlimmeren Zerrüttung, als die vor dem Kriege vorhandene war.

Chronik.

Oskar, König von Schweden und Norwegen.

Auf dem uralten Throne des aristokratischen Schwedens, wie auf dem jenes norwegischen Reichs, in welchem das ungemischte und unverfälschte germanische Volksthum eine seiner letzten Zufluchtsstätten fand, starb soeben der Enkel eines gascognischen Advocaten, der Sohn eines französischen Generals und einer Kaufmannstochter von Marseille. Ward es durch große politische Krisen und ungewöhnliche Zeitlagen erklärt, daß sein Vater das Anrecht auf diese Throne erhielt, so waren doch auf den jetzt Geschiedenen die Kronen in gewöhnlicher Zeit, ruhig und friedlich übergegangen und von ihm getragen worden, und er hat so sicher und geehrt auf seinem Throne gesessen, als wäre er der Sprößling von vierzig Generationen von Königen. Das ist nicht blos Gunst der Umstände, daran hat auch eignes Verdienst seinen Theil.

Der Vater König Oskars, der einstige Marschall Bernadotte, durch Napoleon Fürst von Pontecorvo, durch die Wahl der Schweden und die Adoption von Seiten König Karls XIII. erst Kronprinz, dann König Karl XIV. Johann von Schweden, durch eignes Wirken auch König von Norwegen, ist bekanntlich sehr verschiedenartiger Beurtheilung ausgesetzt gewesen, bald vielleicht über Gebühr gepriesen, bald in sichtlich parteiischer Weise herabgesetzt worden. Soweit das letztere von erhitzten schwedischen Oppositionsmännern herrührte, hat es wenig oder keinen Eindruck gemacht. Größeren Glauben fanden die im Wesentlichen auch wohl begründeten, aber durch die eigenthümliche Stellung Karl Johanns und die Verschiedenheit der politischen Interessen erklärten Ausstellungen, welche besonders preußische Schriftsteller gegen die Lauheit und Zurückhaltung erhoben haben, welche er 1813 bei dem Kriege gegen Napoleon gezeigt haben soll. Am andauerndsten und erbittertsten verfolgt ihn der Haß der Franzosen, die es ihm nicht vergeben können, daß er einem Bunde gegen sein Heimathsland beigetreten, der Bonapartisten vor allen, die ihm grollen, weil er von jeher kein Freund ihres Kaisers gewesen. Noch neuerlich hat der berühmte Geschichtschreiber des Kaiserreichs, Thiers, diesem Grolle bei vielfachen Gelegenheiten Luft gemacht, giebt Bernadotte in alle den Streithändeln mit Napoleon, zum Theil freilich unter nachweisbarer Entstellung der Thatsachen, entschiedenes Unrecht, und stellt ihn im Wesentlichen als einen eitlen gascognischen Prahler dar, hinter dem eigentlich gar nichts gewesen sei. Bernadotte gehörte aber zuvörderst zu den nicht zu häufigen Generalen der französischen Republik und des Kaiserreichs, denen allseitig ein milder menschlicher Sinn nachgerühmt wurde, zu den äußerst Wenigen, die sich nach allen Zeugnissen in einer Zeit der schamlosesten Erpressung und Habgier nobel und uneigennützig erwiesen. Er ist überall, wo er in fremdem Lande oder über fremde Truppen befehligte, beliebt und geachtet gewesen, und eine Handlung der Humanität war es zunächst, die ihm auch in Schweden eine günstige Meinung gewann. Es wird weiter doch nicht geleugnet werden können, daß er, nachdem er sich in fünf Jahren vom Feldwebel zum Divisionsgeneral aufgeschwungen, in den Rheinfeldzügen, wie in Italien, mit Auszeichnung gefochten, ganze Heere mit Glück befehligt und auch als Kriegsminister (1799) der Republik achtungswerth gewirkt hat. Die Ungunst, in der er bei Bonaparte stand und die sich, da die Verschwägerung beiden denn doch Rücksichten auflegte, nicht in offner Unterdrückung Luft machen konnte und eben deshalb Schleifwege suchte, war alten Ursprungs und auf gegenseitige Abneigung gegründet. Bernadotte vergaß es nie, daß er über Bonaparte gestanden, und hatte allerdings eine zu hohe Meinung von sich selbst, als daß er sich demselben, um den Preis von Geld und Ehrenstellen, hätte willig unterordnen wollen. Bonaparte aber kannte diese Stimmung, traute Bernadotte nicht und sah es gern, wenn sich ein Schatten auf dessen Kriegsruhm werfen ließ. Die Fälle, in denen dies geschehen ist, sind sämmtlich mindestens zweifelhaft, und werden zum Theil eben durch die gegenseitige Stellung erklärt. Bei dem Anschluß an die Alliirten folgte Karl Johann höheren Pflichten, die er dem bloßen Heimathsgefühl nicht nachsetzen durfte. Als er Regent eines freien und unabhängigen Volkes wurde, mußte er aufhören, Franzose zu sein. Auf dem schwedischen Throne hat er sich mit Klugheit und Takt behauptet, viel für materielle Verbesserungen gethan, sich mild und menschlich erwiesen und eine Theilnahme für Wissenschaft und Kunst bewährt, die ihm auch unter den Gelehrten des Auslandes manchen enthusiastischen Lobpreiser gewonnen hat. Daß er den liberalen Bestrebungen, soweit sie eine Schmälerung seiner Machtstellung zur Folge gehabt hätten, nicht hold war, überhaupt für politische Reform im Sinne seiner Zeit nicht ernstlich gewirkt hat, ist zuzugeben. Auch mag bei manchen anderen Maßregeln und der ganzen Haltung Karl Johanns eine gewisse Ostentation im Spiele gewesen sein, sowie es auch nicht zu verkennen ist, daß er sich in das schwedische Volksthum nicht genug hineinzuleben wußte, um das eigentliche Herz des Volkes für sich zu gewinnen.

Anders war dies bei seinem Sohne. Derselbe war noch zu Paris, am 4. Juli 1799, von Eugenie Bernhardine Desirée Clary aus Marseille (geb. am 8. Nov. 1781), deren Schwester mit Joseph Bonaparte vermählt war, geboren worden, stand aber noch im Knabenalter, als er seinem Vater (1810) nach Schweden folgte, wo er zum Herzog von Södermanland ernannt wurde. Wie sein Vater, um sich zur Besteigung des schwedischen Thrones fähig zu machen, zur lutherischen Confession übertreten mußte, so wurde auch Prinz Oskar Joseph Franz in dieser erzogen. Graf Cederström wurde zu seinem Gouverneur ernannt und Tannström sein hauptsächlichster Lehrer, sowie im Schwedischen Atterbom. Seine Ausbildung, die er zu Upsala vollendete, war eine ebenso gründliche als vielseitige, und die Erfolge entsprachen der Sorgfalt, mit der sie geleitet ward, den glücklichen Anlagen des Prinzen und seinem regen Interesse für Wissenschaft und Kunst und für alles Gemeinnützige. Vor allem beschäftigte er sich mit Vorliebe mit Rechts- und Staatswissenschaften, Kriegswesen, Poesie und Musik, in welcher letzteren er selbst schöpferisch gewirkt hat. Mit der deutschen Litteratur ward er sehr vertraut und befreundet. Ein überaus schöner, stattlicher Mann, hohen kräftigen Wuchses, mit den feurigen Zügen des Südländers, entfaltete er früh große Thätigkeit und trug in seinem ganzen Wesen den Charakter des gewissenhaften Pflichteifers, der Zuverlässigkeit und der Gediegenheit. Von seinem Vater wurde er zeitig in vielfache Geschäfte im Civil- und Militärwesen eingeführt, ward Großadmiral, Generallieutenant, 1818 Kanzler der Universität Upsala und später auch der Universitäten Lund und Christiania, Vorsitzender vieler Ausschüsse. 1824 fungirte er als Vicekönig von Norwegen, und 1828 führte er, während einer längeren Krankheit seines Vaters, die Regentschaft. Auch als Schriftsteller trat er auf und bewährte dabei seine Sympathie für die philanthropischen Tendenzen, indem er über Volkserziehung und, im Sinne des Besserungssystemes, über Strafe und Strafanstalten schrieb. Schon als Kronprinz machte er größere Reisen ins Ausland, nach Dänemark, Deutschland, der Schweiz, Italien, Rußland, und wiederholte sie zum Theil auch als König. Dies wurde er nach dem Tode seines Vaters am 8. März 1844. Unter Karl Johann war die auch in Schweden betriebene Verfassungsreform von der Regierung mehr gehindert als gefördert, und eben des-

bald nicht in ernsteren Angriff genommen worden. König Oskar ergriff die Initiative in der Sache und ließ ihr dann freie Bahn, worauf sie freilich an der Schwierigkeit, die sehr divergirenden Richtungen und Interessen in einem haltbaren Plane zu vereinigen, gescheitert ist und jetzt so ziemlich in Vergessenheit gekommen zu sein scheint. Dagegen setzte der König eine Reform der Criminalgesetzgebung und die Einführung des gleichen Erbrechts, sowie eine Lüftung des Zunftzwanges durch, verbesserte die Wehrkraft des Landes und förderte den Eisenbahnbau. Von den auswärtigen Verwickelungen hielt er sich möglichst zurück, und selbst das in der holsteinischen Sache 1848 geschlossene Bündniß mit Dänemark führte schließlich doch zu keinem wirksamen Einschreiten Schwedens. Auch bei der orientalischen Krisis ging der König, trotz des Andringens der Westmächte und der antirussischen Stimmung des Volkes, nicht aus seiner gewaffneten Neutralität heraus. — Schon 1853 erkrankte der König, nach seiner Rückkehr von einer Reise nach Deutschland und der Schweiz, so bedenklich, daß mehrere Monate lang eine Regierungscommission für ihn eintreten mußte. Das Uebel wiederholte sich nach einigen Jahren dergestalt, daß am 11. Sept. 1857 der Kronprinz die Verwaltung des Reiches während der Krankheit seines Vaters übernehmen mußte. Diese Krankheit, dem Vernehmen nach ein Rückenmarksleiden, ward zwar durch ärztliche Kunst in ihrem Fortgange aufgehalten und zuweilen gemildert, endete aber am 8. Juli 1859 mit dem Tode des Königs.

Vermählt hatte er sich, schon als Kronprinz, am 19. Juni 1823 mit Josephine Prinzessin von Leuchtenberg (geboren am 14. März 1807), einer Tochter des edlen Vicekönigs Eugen Beauharnais und der Prinzessin Auguste von Bayern. Aus dieser Ehe erwuchsen: 1) der gegenwärtige König Karl XV. geboren am 3. Mai 1826, seit dem 19. Juni 1850 vermählt mit der niederländischen Prinzessin Luise von Oranien (geboren am 5. August 1828), aus welcher Ehe eine Tochter, Luise Josephine Eugenie, am 31. Oct. 1851 geboren ward, während der am 14. Decbr. 1852 geborene Prinz Karl Oskar bereits am 13. März 1854 wieder gestorben ist; 2) Prinz Gustav, Herzog von Upland, geb. am 18. Juni 1827, der seinen Eltern im blühenden Jünglingsalter am 24. Sept. 1852 entrissen ward; 3) Prinz Oskar Friedrich, Herzog von Ostgothland, geb. am 21. Jan. 1829, seit 6. Juni 1857 mit der Prinzessin Sophie von Nassau (geb. am 9. Juli 1836) vermählt, die am 16. Juni 1858 den Prinzen Oskar Gustav Adolf, Herzog von Wermland, gebar; 4) Prinzessin Charlotte Eugenie, geb. am 24. April 1830; 5) Prinz Nikolaus August, Herzog von Dalekarlien, geb. am 24. Aug. 1831.

Noch lebt die greise Mutter König Oskars, die erst seit 1829 ihren bleibenden Sitz in Schweden, das sie 1811 nur vorübergehend besuchte, genommen hat und am 21. Aug. 1829 gekrönt ward.

Deinhardstein †.

In Wien starb am 12. Juli nach mehrmonatlichen Leiden und nachdem er schon bald nach Beginn seiner letzten Krankheit fälschlich einmal todtgesagt worden war, der durch seine vielen, zum Theil sehr beliebten Theaterstücke bekannte Ludwig Franz Deinhardstein. Er war in der Kaiserstadt als Sohn eines Advocaten am 22. Juni 1794 (nicht, wie mehrfach angegeben ist, schon 1789) geboren und absolvirte seine juridischen Studien an der dortigen Universität, nahm aber 1827 in der philosophischen Facultät den Lehrstuhl der Aesthetik und classischen Litteratur an und wurde 1832 an Schreyvogels Stelle Vicedirector des Hofburgtheaters, bis er 1841 dies letztere Amt wieder abgab und von da an als Beirath des Statthalters fungirte. Aus der Zeit seiner Bühnenleitung hat man es ihm bis zum Tode nicht vergessen, daß er es war, welcher den trefflichen Künstler Karl La Roche von Weimar nach Wien brachte. Seit 1830 schon führte Deinhardstein nach Kopitars Abgange auch die Redaction der bekannten Wiener „Jahrbücher für Litteratur", deren Leiter er bis zu ihrem, 1851 erfolgten Schlusse blieb. „Dramatische Dichtungen", die als wenig bedeutende Erstlingswerke keine Verbreitung gefunden haben, erschienen von ihm bereis 1816; später veröffentlichte er noch zwei Sammlungen kleinerer Stücke unter dem Titel „Theater" (1827 und 1833), sowie drei Bände „Künstlerdramen" (1845) und von 1818—51 seine „gesammelten dramatischen Werke" in fünf Bänden. Am bekanntesten von denselben ist der „Hans Sachs" geworden, ein praktisch gearbeitetes, dankbare Rollen enthaltendes Bühnengemälde voll gelungener Charakteristik, und dieselben Vorzüge besitzt auch das sogar ins Englische übersetzte Lustspiel „Garrick in Bristol". Zwei andere Künstlerdramen — die Gattung derselben hat Deinhardstein eigentlich erst angebahnt — heißen „Pigault Lebrun" und „Boccaccio". Für die Tragödie in großem Style zeigte sich unser Dichter niemals befähigt, und was er im Gebiete des Ernsten geschrieben, beschränkt sich auf einige kleinere Stückchen rührenden Charakters, wie „der Gast" und „Floretta". Im Lustspiele ist er zwar nicht stets so geistvoll, pikant und blendend, wie sein College Bauernfeld, sondern im Allgemeinen nüchterner, prosaischer, darum aber oft auch wahrer. Am poesiereichsten dürfte das an spanische Muster erinnernde Lustspielchen „die verschleierte Dame" sein, worin viel heitere Laune in anmuthiger Form sich offenbart. Gebildete Sprache und geschicktes Arrangement erfreut bei Deinhardstein allenthalben, letzteres besonders in dem effectvollen Stücke „das Bild der Danaë". Deinhardstein war es auch, der, soviel wir wissen, zuerst und noch eher als Gutzkow, Goethe's Gestalt auf die Bühne brachte. Den Inhalt von „Fürst und Dichter" bildet nämlich eine Schilderung der Intriguen und kleinlichen Klatschereien, die den Frankfurter Bürgerssohn von seiner Stellung bei Hofe und in den adeligen Cirkeln der Residenz Weimar stürzen sollten, aus denen er aber siegreich hervorgeht. Freilich muß man sagen, daß der Deinhardstein'sche Goethe bei weitem nicht den günstigen und bedeutenden Eindruck hervorbringt, wie der wirkliche Goethe, wenn wir uns aus seinen eigenen Schriften und Briefen ein Bild seiner Persönlichkeit zusammensetzen. Besser, als unseren Nationalheros in der Dichtung, gelang es dem Wiener Dramatiker eine französische Berühmtheit darzustellen in dem sehr fein angelegten, graziösen Lustspiele „die rothe Schleife". Hier hat Voltaire die Hauptrolle, und wie derselbe durch die lustigen Schwänke einer geistreichen Frau (der Marquise v. Chatelet) eine Stelle unter den vierzig Unsterblichen der Pariser Akademie erhält, wie alle Figuren des Stückes halb dupirt, halb dupirend dem Einen Zwecke dienen, — das hat uns hier Deinhardstein auf so unterhaltende, leichte und feine Weise geschildert, daß das Ganze ein musterhaftes Conversationsstück im Sinne der nach dieser Seite hin so nachahmenswerthen französischen Dichterschule geworden ist. Und in wie wirksamem Gegensatz steht die Charakteristik der intriguanten und raffinirten Pariser Gesellschaft zu der ächt deutschen Gestalt des Berliner Professors der Mathematik, Friedrich König, welcher Voltaire an den preußischen Hof bringen sollte und der mit seiner ehrbaren Pedanterie, seiner gesunden Derbheit und ansprechenden Gemüthlichkeit eine sehr liebenswürdige Erscheinung ist. Auch die früher einzeln erschienenen Luspiele „Ehestandsqualen" und „Erzherzog Maximilians Brautzug" (nach dem Theuerdank) enthalten mancherlei lobenswerthe Seiten, wenngleich der fesselnde Stoff des letzteren von Deinhardstein nicht mit soviel poetischer Wärme des Gemüths und genialer Laune in Scene gesetzt worden ist, wie eine Reihe von Jahren später durch Gustav Freytag in seinem Erstlingswerke „Kunz von der Rosen." In verschiedener Art dürfte die Bühnenbearbeitung von Shakespeare's „bezähmter Widerspenstigen" zu beurtheilen sein, welche Deinhardstein während seines

Wiener Directorats zu liefern unternahm, insofern allerdings mehrere Rohheiten und unnütze Episoden aus dem Stücke entfernt worden sind, auch Manches der Wahrscheinlichkeit und namentlich das Ende durch Einfügen einzelner sinniger Züge unserem menschlichen Gefühle näher gebracht ist, dafür aber der Anfang, die Exposition durch gekünsteltes Verdrehen der Motive ein gut Theil seines frischen, ursprünglichen Lebens, seiner Naturwüchsigkeit eingebüßt hat. — Erwähnen wollen wir schließlich, daß Deinhardstein sich auch als angenehmer, wenn schon nicht besonders gehaltvoller oder tief empfindender Lyriker, sowie als gewandt erzählender Novellist versucht hat. Unter seinen Gedichten befindet sich z. B. ein speciell für Leipzig interessantes, welches den dasigen Johanniskirchhof und seine großen Todten besingt. Den von ihm im Jahre 1831 unternommenen Ausflug nach Deutschland beschrieb Deinhardstein in den „Skizzen einer Reise" (1834). Mit ihm ist wieder Einer von denen aus dem Reiche der Lebenden geschieden, die noch mit Goethe in persönlichem Verkehre standen.

„Die ungarische Rachel" in Deutschland.

Frau Lila von Bulyovszky ist, nachdem sie, durch herzogliche Huld dazu veranlaßt, in Gotha zum ersten Mal die deutsche Bühne betreten hatte, weiter auch noch in Breslau und Hamburg als Gast erschienen, nicht ohne hier gleichfalls den Eindruck einer ungewöhnlichen, viel und Großes versprechenden künstlerischen Begabung zurückzulassen. Die Aussicht zu einem Probespiel am Berliner Hoftheater hat sich freilich, wie es heißt, wieder zerschlagen; dagegen sollen sich ihr, neuesten Nachrichten zufolge, die Pforten der Wiener Hofburg öffnen, und somit dürfte ihrem Talente denn doch noch ein angemessener, würdiger Platz zur Entfaltung seiner Kräfte geboten werden. Sie wurde am 25. Mai 1834 zu Klausenburg in Siebenbürgen geboren, und ihr Vater war der einst ebenfalls in der ungarischen Bühnenwelt geschätzte Schauspieler Paul von Szilagyi. Als Tänzerin in Kinderballets, sowie in verschiedenen Knaben- und Mädchenrollen erschien die achtjährige Kleine oft schon vor dem Publicum und bezog damals bereits eine feste Gage, d. h. monatlich einen Silberzwanziger. Ein langwieriges und bedrohliches Augenübel hielt sie vom zwölften bis vierzehnten Jahre vom Theater fern, und nachdem dasselbe gehoben war, brachten sie ihre Eltern in das „Institut der englischen Fräulein" nach Pesth, wo sie den Grund zu ihrer späteren, für eine Frau ganz außergewöhnlichen Bildung legte. Wiederangelangt am Ziele ihrer Sehnsucht, der Bühne, machte sie einen erneuten Versuch auf den Brettern als Pauline in der ungarischen Bearbeitung des Lustspieles von Bayard „le mari à la campagne", und von nun an blieb sie ununterbrochen als darstellende Künstlerin am Pesther Nationaltheater thätig, auch nachdem sie sich mit Julius von Bulyovszky, Secretär im Gouvernement der Landschaft, vermählt hatte. Lehrer im eigentlichen Sinne hatte sie nie, und ihr directes, einziges Vorbild war in den Zeiten der Kindheit blos die damals hochgefeierte Frau Lendvai gewesen. Anfänglich erhielt sie freilich nur kleinere Rollen und wurde überdem ausschließlich im Lustspiele beschäftigt; als sie aber endlich zur Tragödie übergegangen war, entfaltete sich ihr Talent sogleich in vollstem Glanze, und leicht wurde es ihr, eine gefährliche Rivalin auf der Bühne, die vielbewunderte Ida Komlossi, sowie deren Anhang zu besiegen und sich günstig zu stimmen. Als ehrender Beiname, welcher zugleich die charakteristischen Merkmale ihres Spiels andeutet, ward ihr damals der der „ungarischen Rachel" gegeben. Was ihr reichhaltiges Repertoire in jener Zeit anlangt, so wollen wir, mit Uebergehung der nationalen Dramen, daraus nur Partien in deutschen, englischen und französischen Stücken erwähnen, von denen mehrere, namentlich die Tragödien Schillers, sie selber übersetzt hat: zu nennen sind hier besonders Maria Stuart, Eboli, Jungfrau von Orleans, Ophelia, Cordelia, Julia, Portia, A. Lecouvreur, Lady Rutland, die Grille, das Lorle, der Vicomte von Létorières u. s. w. Eine Sammlung von Originalnovellen ließ sie 1855—58 erscheinen, und nach ihrer Reise durch Deutschland und Frankreich veröffentlichte sie auch das Tagebuch derselben, welches ihr aber verschiedene erbitterte Angriffe einiger ihrer Gegner zuzog. Mißgestimmt über die ihr widerfahrene unfeine Behandlung, zögerte da die leidenschaftliche Frau nicht lange und nahm ihren Abschied von der ungarischen Nationalbühne, indem sie sich gelobte, dieselbe nie mehr betreten zu wollen. Nach Deutschland, dessen reiches und bewegtes Kunstleben sie auf ihrer Reise kennen gelernt hatte, richteten sich nun ihre Blicke; im Herbst vorigen Jahres kam sie in Berlin an, vervollkommnete sich hier den Winter über noch in deutscher Sprache und Spielweise und betrat endlich im März 1859 das Hoftheater in Gotha zum ersten Male als Maria Stuart und Donna Diana, welchen Rollen sie dann in Breslau und Hamburg auch noch Shakespeare's Julia und das Goethe'sche Clärchen nachfolgen ließ. Die Berichte aller Kritiker stimmen in bewundernder Anerkennung ihres Spiels überein, und so wäre denn, wie wir schon früher einmal bemerkten, nach Dawison, Fanny Janauscheck und Lewinsky binnen wenigen Jahren mit ihr das vierte ausländische Talent von Bedeutung für die deutsche Bühne gewonnen.

Der Aquarellmaler Cox.

Ueber die näheren Lebensumstände des vor kurzem verstorbenen englischen Malers **David Cox** war bisher wenig bekannt geworden; jetzt erfahren wir, daß er 1783 als Sohn eines Schmiedes in einem Dörfchen bei Birmingham geboren war. Der Vater wollte ihn auch zum Handwerker machen, die Mutter aber erkannte wohl, daß ihr Sohn für Höheres geboren sei und zu dem rohen Gewerbe ihres Mannes besonders nicht passen werde. Sie sorgte daher, so gut sie konnte, anderweit für sein Fortkommen. Er wurde zuerst Farbenreiber beim Decorationsmaler am Birminghamer Theater, und nach und nach stieg er zur letztgenannten Stelle selber auf. Im Jahre 1803 kam er in der gleichen Beschäftigung nach London ans Astleytheater, doch ging er bald von da weg und nährte sich, weil jene Thätigkeit seinem Streben nach Vervollkommnung nicht genügen konnte, spärlich genug durch Stundengeben und mit dem Verkaufe einzelner von ihm selbst gefertigter Skizzen, die damals freilich nur wenige Schillinge galten, während jetzt viele Pfunde dafür bezahlt werden. Diese Skizzen jedoch machten den bescheidenen, unbekannt lebenden David Cox allmählich zu einem berühmten Künstler; indem Kenner sie zufällig in die Hände bekamen, wurde ihr Werth entdeckt und nach dem Urheber eifrig geforscht. Cox brachte im Verein mit Girner, Turner, Prout u. A. nach und nach die Aquarellmalerei in England auf eine Höhe, die sie vorher noch nie erlangte und die sie schon jetzt nicht mehr innezuhalten gewußt hat. Er war übrigens auch von den Genannten der letzte, der am Leben blieb. Im Jahre 1815 begab er sich nach Hereford, 1827 kehrte er nach London zurück, 1844 aber nahm er seinen Wohnsitz in dem Dörfchen Harborne-Heath bei Birmingham, und hier starb er am 6. Juni im Alter von sechsundsiebenzig Jahren.

Die Ausschmückung der Dirschauer Brücke.

Das Meisterwerk des Geheimen Oberbauraths Lentze in Berlin, die Dirschauer Eisenbahnbrücke, wird auf der Ost- und Westseite von in gothischem Styl gehaltenen, von zwei mächtigen Thürmen flankirten Portalen geschlossen, über dessen Thorwölbung eine große Fläche für Einlassung eines Reliefs freigeblieben ist. Auf der Wand des westlichen Portals soll der Act der Brückenweihe durch den König vom Bildhauer Bläser darge-

stellt werden, das östliche Portal wird uns im Gegensatz zu dieser modernen Composition in die Vorzeit versetzen, welche jener Gegend durch die Herrschaft und die Culturbestrebungen des deutschen Ordens in hervorragender Weise Bedeutung verlieh. Das betreffende Relief, modellirt von **Schievelbein**, einem Schüler Ludwig Wichmanns, und in Thon gebrannt von der March'schen Fabrik in Charlottenburg, ist jetzt in Berlin ausgestellt und wird als Triumph einer Technik höchlichst gerühmt, die zwar schon im Alterthum und Mittelalter in hoher Blüthe stand, aber noch nie weder in Rücksicht auf Ausdehnung noch auf künstlerische Form etwas dem Aehnliches geschaffen hat. Wer hörte wohl je schon von einem gebrannten Thonwerk von 22′ Länge und 12′ Höhe, also von einem Flächeninhalt von 260 Quadratfuß? Zwar ist das Ganze aus einzelnen Theilen zusammengesetzt, aber selbst diese, deren einige 9—10′ Ausdehnung haben, übersteigen alles bisher Bekannte der Art. Voraussichtlich wird der gebrannte Thon, dem die March'sche Fabrik durch eine eigenthümliche Art der Zubereitung eine noch nie erreichte Härte und Widerstandsfähigkeit zu verschaffen wußte, immer häufiger für Kunstwerke an Stelle des durch Witterungsverhältnisse soviel leidenden Sandsteines verwandt werden. — Was die Composition Schievelbeins, die sich durch innere Abgeschlossenheit, treffliche Charakteristik und Wahrheit der Figuren auszeichnet, näher anlangt, so bildet den Mittelpunkt derselben die hoch zu Roß sitzende, mannhafte Gestalt des Hochmeisters Winrich von Kniprode, dessen Thaten im Kriege wie im Frieden ihn als den bedeutendsten Organisator der Ordensherrschaft erscheinen lassen. Er erhebt gleichsam segnend und Frieden verheißend die rechte Hand, während sein Pferd mit den Hufen die zu Boden geschmetterten Götzenbilder des Heidenthums zertritt. Vor ihm erblickt man den überwundenen Litthauerfürsten Keystut, der mit gebundenen Händen dem vom Bischof v. Samland ihm vorgehaltenen siegreichen Kreuz folgt und mit finsterem Trotz auf ein junges litthauisches Mädchen schaut, das, bereits zur neuen Lehre bekehrt, demüthig den Schaft des Kreuzes küßt. Das sind die Hauptfiguren des Reliefs, neben denen als charakteristische Staffage noch eine große Anzahl anderer Personen, theils Ordensritter zu Pferde, theils Landleute erscheinen.

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

„Sturm und Compaß" (Berlin, Guttentag) nennt sich ein anonym erschienener „philosophischer" Roman, der eine poetische Bethätigung von der Wahrheit und Gründlichkeit des Schopenhauer'schen Systemes sein soll. Diese Tendenz, so sonderbar, unstatthaft und wenig anziehend, waren wir geneigt, bei der Lectüre gänzlich zu übersehen, doch wurden wir durch die unfreie, reflectirte Haltung der einzelnen Figuren, die auf die Weise alle autonome Bewegung von vornherein eingebüßt haben, daran immer von neuem erinnert. Der Verfasser des Romans, der ein den musikalischen Kreisen Berlins angehöriger Mann sein soll, besitzt ohne Zweifel Geist, und seine dichterische Gestaltungskraft ist, was die ganze Anlage und planvolle Durchführung seines Werkes ausweist, keine unbedeutende zu nennen. Nur in der unzulänglichen Schilderung einiger Hauptmomente giebt sich etwas wie dilettantisches Wesen kund. Ein gewisser feiner Tic, der dem gebildeten Manne ziemt, ist charakteristisch für die Sprache und Darstellungsweise des Romans, ein Vorzug, mit dem freilich auch ein hier und da vortretender Mangel, die Kühle und Frostigkeit in der Stimmung mehrerer äußerlich bewegten Situationsgemälde, zusammenhängt. Die eigentlich schwache Seite des sonst vielfach lobens- und lesenswerthes Buches ist, wie schon angedeutet, die Charakteristik der Hauptgestalten, die, weil sie die bekannten Schopenhauer'schen Ideen vom Willen und der Vorstellung in sich verkörpern sollen, die Spur frischen Lebens und unmittelbarer Empfindung darüber so ziemlich verloren haben und in allzu hohem Grade „von des Gedankens Blässe angekränkelt" scheinen.

„Den letzten Kurfürsten von Mainz" machte zum Helden eines historischen Romanes die unter dem Namen **Paul Stein** schriftstellernde Frau eines Mainzer Arztes, welche sich bisher schon durch anmuthige „Bilder aus dem schwäbischen Volksleben" und ein effectvolles Familiengemälde „Das Haus der Hofräthin" bekannt gemacht hatte. Das neue Werk der talentvollen Dame ist gegen die erwähnten, hinsichtlich der Composition mehrfach verstoßenden Erzählungen in formeller Beziehung ein beträchtlicher Fortschritt zu nennen, insofern ein ziemlich weitläufig angelegter, viel umfassender Stoff darin auf passende Weise zu drei kleinen Bändchen geordnet worden ist. In der Schilderung einer bestimmten Zeit, der Verfallzeit des heiligen römischen Reichs, sowie eines bestimmten Locales, nämlich der glanzvollen und üppigen geistlichen deutschen Höfe am Rhein, entfaltet Paul Stein — um diesen männlichen Namen beizubehalten — ein so überraschendes Geschick, daß wir uns unwillkürlich an Heinrich König oder Levin Schücking erinnert fühlten. Nicht Alles, was wir im „letzten Kurfürsten" lesen, durchweht der Geist und die Seele ächter Kunst, aber was man eigentlich trivial und geschmacklos nennen könnte, findet man darin nicht, und das Ganze bildet eine sehr vergnügliche, empfehlenswerthe Lectüre. Für allerlei bunte und bewegte Bilder aus der vornehmen Gesellschaft am kurfürstlichen Hofe, wie aus dem Volke, fehlt es dem Autor des Buches keineswegs an frischen, stellenweise sogar glänzenden Farben.

Hofrath **Krause** hat das „Tagebuch Christians des Jüngeren, Fürsten zu Anhalt" herausgegeben. Es war Derselbe der älteste Sohn des Stifters der bernburgischen Linie des anhaltischen Fürstenhauses und, wie sein Vater, diente er im dreißigjährigen Kriege dem zum König von Böhmen erwählten Kurfürsten Friedrich von der Pfalz. In der Schlacht am weißen Berge 1620 mußte er sich nach mannhafter Gegenwehr einem berühmten Kriegshelden, dem Grafen Wilhelm Verdugo, ergeben und wurde nun erst nach Prag, sowie dann nach Wien gebracht. Die Vorzüge seines Umganges und seiner Person machten ihn aber dem Kaiser werth und immer werther; aus einem Gefangenen ward er zu dessen Vertrauten, der auf der Jagd, in der Messe, ja sogar bei der Brautfahrt zur Herzogin Eleonore Gonzaga neben ihm nicht fehlen durfte. Das sind die Jahre, aus denen sein Tagebuch über das Leben am kaiserlichen Hofe sehr wichtige und interessante Aufschlüsse mittheilt. Endlich erhielt er die Erlaubniß, in seine Heimath zurückzukehren, und hier kam er nach dem Tode des Vaters 1630 zur Regierung des anhaltischen Ländchens, über dessen specielle Verhältnisse in damaliger Zeit auch viel Lesenswerthes und dem Historiker noch Unbekanntes im Tagebuche Christians des Jüngern enthalten ist.

Zwei Beiträge zur Geschichte der Philosophie vom populärwissenschaftlichen Standpunkte aus sind die Bücher von Dr. **X. Schmid** „René Descartes und seine Reform der Philosophie. Aus den Quellen dargestellt und kritisch beleuchtet" — sowie von Professor **Noack** in Gießen „Schelling und die Philosophie der Romantik". Das letztere Werk ist polemisch gehalten und bringt die sehr scharfsinnigen, wohlausstudierten Angriffe eines Kantianers auf das naturphilosophische System Schellings, des Zeitgenossen der Romantiker, der auf die Poesie derselben, wie schon der Nebentitel des Buches andeutet, in der That entscheidenden Einfluß ausgeübt hat und zu ihnen ungefähr in demselben Verhältnisse stand, wie später Hegel zu der jungdeutschen Schule. Jetzt ist die Anschauungsweise Schellings, die nur eine sehr vorübergehende Blüthezeit hatte, bereits längst wieder überwunden, und es rüsteten sich zu ihrer Bekämpfung ebensowohl die Anhänger neuerer Systeme, als die Glieder älterer Philosophenschulen, zu welch letzteren auch Professor Noack gehört.

Auch in unseren Blättern ist der kritischen Arbeiten des Herrn Seingnerlet mit Anerkennung gedacht worden. Sie waren, wie

die Aufsätze Taillandier's, besonders auf Besprechung deutscher Litteraturerscheinungen in Frankreich gerichtet und zeichneten sich durch seltene Kenntniß deutscher Poesie und deutschen Wesens aus. Die „neue Preußische Zeitung" wollte nun wissen, Seinguerlet sei gar nicht der Name eines wirklichen Franzosen, sondern nur der französirte Name eines aus Schwaben gebürtigen Württembergers, welcher eigentlich Zängerle heiße. Dies widerlegt nun Seinguerlet in einem Schreiben an das betreffende Blatt, nach welchem er ein geborener Franzose ist, seit dem Staatsstreich des zweiten December in Heidelberg lebt und unter seinem wahren Namen schreibt.

Bildende Kunst.

Am 6. Juli starb im achtundvierzigsten Lebensjahre an einer Herzentzündung der Frankfurter Maler **Friedrich v. Stralendorff** aus Mecklenburg, ein Schüler Philipp Veits, der sich durch verschiedene, die Vorzüge und Schwächen seines Meisters gleichmäßig theilende Bilder einen klangvollen Namen erworben hatte. Ebenso wie der bekanntere Joseph Settegast, der sich ungefähr gleichzeitig an den genannten Meister anschloß, begann er seine Studien in Düsseldorf und gehörte dort zu den „Nazarenern", die sich um Ernst Deger als ihren Führer schaarten. Sein letztes Werk war eine „Verkündigung Mariä", die noch vor kurzem in Frankfurt ausgestellt und Gegenstand großen Lobes von Seiten der Kritik wie des Publicums war.

Zur Verwirklichung des Planes einer „Nationalgallerie" in Berlin sind, wie der Vicedirector der dortigen Kunstakademie, Professor Herbig, in einer ihrer letzten Sitzungen berichtete, bereits die einleitenden Schritte gethan worden. Das Bedürfniß derselben ward zunächst von mehreren ansehnlichen Künstlern getheilt, diese sprachen sich gegen die Akademie der Künste aus, und nachdem der Senat den Gedanken adoptirt hatte, wurde dem Cultusminister von Bethmann-Hollweg Eröffnung mit der Bitte gemacht, sich der Angelegenheit anzunehmen. Für alles Edle und Schöne lebhaft interessirt, hatte der Minister für die Sache nicht nur ein offenes Ohr, sondern gab auch die Zusicherung, daß er der Ausführung des Planes mit allen Kräften Vorschub leisten werde. Nunmehr wurden die künstlerischen Genossenschaften in Berlin, Düsseldorf und Königsberg veranlaßt, zur Wahl von Deputirten zu schreiten, die zu einem begutachtenden Comité zusammenzutreten hätten. In Berlin wurden die Professoren Magnus, Däge und Cretius, in Düsseldorf Karl Sohn und Andreas Achenbach, sowie in Königsberg Rosenfelder gewählt, und der Professor Dr. Guhl in Berlin ward diesen sechs Männern als Sachverständiger noch hinzugesellt. Das Gutachten ist jetzt bei dem Directorium der Kunstakademie eingegangen, der Inhalt desselben aber noch nicht bekannt geworden, wiewohl über dessen Richtung kein Zweifel obwalten kann.

Unter großartigem militärischen Pomp und dem Entfalten wahrhaft kaiserlicher Pracht fand am 7. Juli, dem Geburtstage des verstorbenen Czaren Nikolaus, die Enthüllung der Reiterstatue desselben in Petersburg statt. Nach der Bestimmung des jetzigen Kaisers wurde der Plan zu dem Denkmal von dem Architekten Montferrand entworfen und für dasselbe eine Summe von 753,000 Silberrubeln ausgesetzt. Das Modell zur Statue lieferte der Professor emeritus der Akademie der Künste, Baron **Klodt**, die Modelle von drei Basreliefs am Postament der Professor **Ramasanow**, die des vierten, emblematische Figuren, Trophäen und Verzierungen der Akademiker **Salemann**. Die Gesammthöhe des Denkmals beträgt 22 Arschin, also über 50 russische (oder englische) Fuß. Das Piedestal zeigt vier historische Darstellungen aus dem Leben des verewigten Kaisers, nämlich den Aufruhr des 26. December 1825 und dessen Besiegung durch den Czaren, den Ausbruch der Cholera 1831 und das Erscheinen des Herrschers unter den aufgeregten Volksmassen, ferner die Niederlage des Görgey'schen Insurgentencorps, sowie Bilder, die sich auf den Schutz der Künste und Wissenschaften unter Nikolaus beziehen. Nach Montferrands Tode (im Juni 1858) beaufsichtigte der Ingenieuroberst Jewreinow die Arbeiten an dem Monumente bis zu seiner jetzigen Vollendung. Den Guß der über tausend Pud schweren, nur auf die beiden Hinterfüße des Pferdes sich stützenden Reiterstatue leitete Baron Klodt.

Die Aufstellung des im Guß bereits vollendeten kolossalen Denkmals für den Erzherzog Karl von Oesterreich in Wien ist wegen der gegenwärtigen übien und ungewissen Zeiten auf das kommende Jahr verschoben worden.

Gegen den Plan des Brüsseler Gemeinderathes, den Grafen Egmont und Horn in der Hauptstadt des Landes ein Monument zu errichten, hat der Bürgermeister de Brouckere Protest erhoben, und fast die gesammte belgische Presse stimmt ihm nun darin bei, die beiden Opfer des spanischen Regiments ihrer nationalen Glorie zu entkleiden. In der That mag wohl die Legende im Volke bezüglich der beiden Männer Vieles in schönerem Lichte dargestellt haben, als es wirklich der Fall war. Ein so idealer Charakter, wie der Goethe'sche „Egmont", war der mit mancherlei Fehlern behaftete, namentlich egoistische Egmont der Geschichte gewiß nicht. — Keine Anfechtung findet dagegen in der Presse der Beschluß der Genter Bürgerschaft, ihren einstigen Bürgermeister Jakob v. Artevelde durch ein Denkmal zu ehren. Derselbe — von Otto Roquette neuerdings als tragischer Held auf die Bühne gebracht — war ursprünglich Bierbrauer und eignete sich durch seine machtvolle Persönlichkeit und populäre Rednergabe besonders gut zu einem Führer des Volkes. Den Einfluß, den er auf dasselbe besaß, wandte er dazu an, die Flamänder für die Interessen Englands, von dem er während des Krieges mit Frankreich gewonnen worden war, günstig zu stimmen.

Theater und Musik.

Unserer in der vorigen Nummer gegebenen Uebersicht über die während der verflossenen Saison am Wiener Hofburgtheater stattgehabten Vorstellungen können wir heute in einem Auszuge den soeben erschienenen Rechenschaftsbericht der Berliner Intendanz folgen lassen. Seit dem 18. August 1858 bis 30. Juni 1859 fanden in den beiden königlichen Theatern der preußischen Hauptstadt, dem Schauspielhause und dem Opernhause, im Ganzen nicht weniger als 503 Vorstellungen statt, die sich auf 61 Trauerspiele, 119 Schauspiele, 99 Lustspiele, 13 Possen, 100 ernste und 40 komische Opern, 12 Singspiele und 92 Ballette vertheilten. Unter den im Verhältniß sehr spärlichen Neuigkeiten gab es nur 2 Tragödien, Brachvogels „Mondecans" und Jordans „Wittwe des Agis", ferner 5 sogenannte Schauspiele, nämlich „das Testament des großen Kurfürsten", „Heinrich von Schwerin", die „Anna-Lise", „Philippine Welser" und „Auf der hohen Rast"; sodann gleichfalls blos 2 Lustspiele, das „Fräulein Höckerchen" und „Durchs Fernrohr" von Alexander Wilhelmi; 2 Opern, R. Wagners „Lohengrin" und Verdi's „Hernani"; sowie 5 Ballette, von denen die mit fabelhafter Pracht ausgestatteten „Abenteuer Flicks und Flocks" den meisten Succeß erhielten. Was die Vertheilung der zur Aufführung gebrachten Stücke auf die einzelnen Autoren anlangt, so erschien Hermann Hersch 30 Mal auf dem Theaterzettel mit seiner „Anna-Lise", worin Lina Fuhr als Heldin und Liedtcke als junger „alter Dessauer" wahre Triumphe ernteten. Nächstdem ist Putlitz mit 29 Wiederholungen seines zeitgemäßen Drama's „das Testament des großen Kurfürsten" zu nennen, sowie Shakespeare, von dem gleichfalls 29 Mal Stücke zur Darstellung gelangten, sodaß also der Cultus des großen Britten in Berlin noch viel mehr in Flor zu stehen scheint, als in Wien, wo er nur mit 17 Aufführungen bedacht war. Frau Birch-Pfeiffer erlebte 28 Aufführungen mit der „Grille" und dem „Fräulein Höckerchen", welche beide Rollen in Berlin an Frau Auguste Formes eine kaum minder geniale Vertreterin finden, als in Wien an der Goßmann.

21 Mal kam Schiller mit verschiedenen seiner Dramen an die Reihe, und 15 Mal Molière mit seinem „Tartüffe“, sowie seinem „Geizigen“, den Dingelstedt von neuem auf unseren Bühnen eingebürgert hat. Brachvogels „Narciß“ und „Mondecaus“ in der meisterlichen Darstellung der Hauptrollen durch Ludwig Dessoir brachten es zusammen bis auf 13 Aufführungen, und der gleichen Zahl ward in Berlin, der einzigen Stadt, wo man sich seiner noch erinnert, auch der alte langweilige Raupach theilhaft, besonders deswegen, weil das dortige Publicum nicht aufhören kann, den urkomischen Schelle des alten Gern immer aufs neue mit Vergnügen sich anzusehen. Goethe, der nun erst zu nennen ist, war mit 11 Aufführungen vertreten, Lessing mit 10, Kleist mit 4 u. s. w. Unter den Componisten standen obenan Mozart mit 20, Meyerbeer mit 18, Rich. Wagner mit 15, Auber mit 14 und Flotow mit 10 Aufführungen. Von den 92 Balletten waren nicht weniger als 72 von Paul Taglioni arrangirt, während die übrigen sich auf Hoguet, Perrot u. A. vertheilten. — Das Personal der beiden Theater erlitt so gut wie gar keine Veränderungen, indem nur die tragische Liebhaberin, Fräul. Harke von Cassel, neu engagirt wurde, unzureichender Beschäftigung wegen aber schon im Laufe der Saison wieder ihre Entlassung nahm. Im Bereiche des gesammten recitirenden Schauspiels fanden während des abgelaufenen Theaterjahres nur 4 Gastspiele und 1 Debüt, in der Oper jedoch 2 Debüts und 17 Gastspiele statt.

Dem neulich erwähnten „patriotischen Lustspiele“ von Alberti, betitelt „Vor Roßbach“, ist in der Berliner Friedrich-Wilhelmsstadt schon wieder ein neues gefolgt: „Marschall Vorwärts oder Blücher in Höchst“ von A. Hopf, der, soviel wir wissen, früher bereits ein auch für ein speciell preußisches Publicum berechnetes Stück „des Königs Sohn“ geschrieben hat. Das neue Werk verdient den Namen eines Lustspiels nicht, indem es keine eigentliche Handlung oder wenigstens keine Intrigue aufzuweisen hat, sondern sich lediglich mit der Zusammenstellung einzelner hübscher Zeitbilder, mit der Aneinanderreihung verschiedener Episoden, Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben „Vater Blüchers“ begnügt, den es uns nach der siegreichen Schlacht bei Leipzig während seines Verweilens in Höchst kurz vor dem ersehnten Uebergang über den Rhein vorführt. Das Bild des tapfern „Marschall Vorwärts“ in seiner soldatischen Derbheit, wie in seiner herzgewinnenden Leutseligkeit und seinem gemüthlichen Humor ist mit frischen, lebendigen Farben gezeichnet, worin eben der Hauptwerth des Stücks beruht. Auch der „Pievenmeister“ ist eine lebenswahre, ansprechende Soldatenfigur jener Zeit; alles Uebrige aber ist mehr oder weniger Staffage, aus der nur ein spionirender Kammerdiener noch einigermaßen in den Vordergrund tritt. Demselben verhalf der treffliche Komiker Weihrauch zum Erfolg, während die Titelrolle von dem sehr tüchtigen Charakterdarsteller Julius mit erstaunlich gelungener Porträtähnlichkeit gegeben ward. — Wir erwähnen noch, daß Blücher zu gleicher Zeit auch der Held eines Stückes von einem gewissen Saustleben geworden ist, sowie daß dem Vernehmen nach Arthur Müller ihn ebenfalls in einem Lustspiele auf die Bretter bringen will.

Rudolph Gottschall's schon früher geschriebenes, in einer zeitgemäßen Ueberarbeitung aber vor kurzem aufs neue an die Bühnen versandtes Drama „Schill“ ist von Seiten der Regierung auf preußischen Theatern verboten worden, indem zwar die patriotische Tendenz des Stückes bereitwillig anerkannt, ein derartiges Herausstellen derselben jedoch als unpassend für die gegenwärtige politische Situation bezeichnet wurde. Das wäre nun also — wir verweisen in dieser Hinsicht auf die vorige Nummer d. Bl. — schon das dritte Drama, dem ein gleiches Schicksal aus gleichem Grunde widerfährt. Nicht so leicht erklärlich scheint dagegen das Verbot, welches ebenfalls in Berlin das neueste Werk des Wiener Possendichters Berg, den „Waisenbub“, betroffen hat, der in einer Bühneneinrichtung von Löwenstein am Wallner'schen Theater gegeben werden sollte.

Der „Wanderer“ brachte vor kurzem eine Notiz von dem Tode **Anton Aschers** in Berlin, welche wir im Stande sind, als unrichtig und hoffentlich sehr verfrüht zu bezeichnen. Allerdings ist in dem Befinden des, schon seit längerer Zeit kränklichen Künstlers eine Verschlimmerung eingetreten, welche ihn nöthigte, auf alle Gastspiele für den Sommer zu verzichten und sich zur Badecur nach Gastein zu begeben — doch verlieren wir die Zuversicht nicht, daß er von derselben durchaus gesund zurückkehren und dann im Stande sein wird, mit verdoppelten Kräften sein Talent wieder zu entfalten.

Paris wird nächstens ein neues Theater erhalten, indem das seit beinahe zwanzig Jahren geschlossene Theater von St. Marcel durch einen früheren Director des Odeons wieder eröffnet werden soll. Man will daselbst alle Arten Schauspiele zur Aufführung bringen und mit einem Künstlerdrama „Leonardo da Vinci“ den Anfang machen.

In der obersten Leitung der königlichen Theater zu Kopenhagen ist ein Directionswechsel erfolgt. Der Etatsrath Professor Hauch, als Dichter bekannt, und der Justizrath Christensen sind auf ihr Ansuchen von ihrem Directorposten entlassen worden, und an ihre Stelle tritt, während der letztgenannte Titel ganz aufhört, als Chef des Hoftheaters und der Kapelle der Geheime Conferenzrath Kammerherr **von Tillisch**, früher Cabinetssecretair des Königs und Minister des Innern. — Der obenerwähnte Hauch ist durch einige ins Deutsche übertragene Stücke, z. B. „Tiberius“ und „Mastrichts Belagerung“ auch hier zu Lande bekannt geworden. Eine seiner Novellen „Wilhelm Zabern“ behandelt die tragische Geschichte der Dyveke, die bei uns schon Leopold Schefer in einer Novelle und Hermann Marggraff in einem Drama schilderte, welches er nächstens neu für die Bühne bearbeiten wird.

Der König von Belgien hat aus bisher unbekannten Gründen der großen Oper zu Brüssel die jährliche Subvention von 30,000 Frcs. entzogen.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№. 32. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 6. August.

Inhalt

Römische Zustände.

Die beiden treuesten Söhne der katholischen Kirche, die Kaiser von Oesterreich und Frankreich, haben nach blutigem, aber kurzem Kampfe um die Hegemonie in Italien Friede geschlossen, und sind auf den Einfall gekommen, zur Ausgleichung ihrer sich widerstreitenden Ansprüche wenigstens der Form nach den Papst als Bundesoberhaupt über Italien zu setzen. Werden damit die durch kaiserliche Proclamationen zu leidenschaftlicher Begeisterung aufgeregten nationalen Hoffnungen der Italiener befriedigt sein? Wir möchten es bezweifeln, wenn wir einen Blick werfen auf die letzte Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft und auf das, was sie nach dem Sturze der römischen Republik für die Consolidirung der Zustände des Kirchenstaats gethan, oder vielmehr unterlassen hat. Wir fürchten sehr, daß die zweite Restauration, denn so kann man die Neubefestigung der päpstlichen Herrschaft fast nennen, keine bessern Resultate haben wird als die erste. Damals, im Jahre 1849, rief Pius IX. die Hülfe der katholischen Schutzstaaten Oesterreich, Frankreich, Spanien und Neapel an. Die österreichische Hülfe allein wäre ihm die liebste gewesen, aber Frankreich ließ sich nicht umgehen, und so wurde die Wiederaufrichtung des päpstlichen Stuhls für eine allgemein katholische Angelegenheit erklärt und auch Neapel und Spanien zugezogen. Die Oesterreicher standen nahe an der Grenze, und doch kamen die Franzosen ihnen zuvor, weil der Präsident der Republik um jeden Preis in dieser großen italienischen und katholischen Sache die Initiative ergreifen wollte. Wenige Tage vor der Abfahrt seiner Truppen nach Civita Vecchia erklärte er, „indem er sich anschicke, Frankreich seinen Einfluß in Italien zu sichern, wolle er zugleich die Entscheidung des römischen Volks über seine Zukunft kennenlernen und werde dieser Entscheidung, wie sie auch ausfallen möge, Achtung zu verschaffen wissen." Als die französische Flotte am 24. April 1849 vor Civita Vecchia erschien, wiederholten die Abgesandten Oudinots gegen den römischen Befehlshaber der Festung, die französischen Soldaten beträten den Boden der Republik als Freunde und würden den Willen der Mehrheit des Volks anerkennen. Dagegen gab der erste französische Gesandte, der sich den Triumvirn Mazzini, Saffi und Armellini vorstellte, die Erklärung ab, die katholischen Mächte könnten nicht länger dulden, daß Pius IX. in der Verbannung lebe, und es handle sich um die Wiederherstellung des päpstlichen Thrones. Den römischen Bischof hätte man gern wieder aufgenommen, den Papst mit weltlicher Gewalt wollte man sich nicht gefallen lassen, und so war der Kampf unvermeidlich.

Der Heldenmuth, mit dem Rom sich Wochen lang seiner überlegenen Feinde erwehrte, ist bewunderungswerth. Die Oesterreicher, die sich in den Legationen ausbreiteten, und die Spanier, deren Lager der Stadt fern blieb, kamen bei dem Kampfe um Rom nicht in Betracht. Die Neapolitaner wurden im freien Felde in die Flucht geschlagen und die Franzosen sahen sich, nachdem ihr unvorsichtiges Vordringen ihnen empfindliche Niederlagen zugezogen hatte, genöthigt, gegen die halb verfallenen Mauern und Bastionen eine regelrechte Belagerung zu eröffnen. Garibaldi war die Seele der Vertheidigung, und seine Unterbefehlshaber Masi, Manara, Galetti, Roselli, Calandrelli, Savini, Medici, Daverio, Mellara und Masina wetteiferten mit ihm an aufopfernder Tapferkeit. Sie konnten den Fall Roms nur aufhalten, nicht hindern. Nachdem die beherrschenden Stellungen durch das Gefecht vom 30. Juni verlorengegangen waren, rieth Garibaldi zur Uebergabe, die am 2. Juli erfolgte.

Die Wiederherstellung des Papstthums war als Zweck des Zugs offen eingestanden worden, und die Wiedereinsetzung päpstlicher Behörden erfolgte daher unter dem Schutze der französischen Bajonnette. Statt selbst zu kommen, schickte Pius IX. drei Cardinäle, della Genga, Vannicelli und Altieri, welche so wirthschafteten, daß man sie das rothe Triumvirat nannte. Zuerst verfolgten sie die Personen und ließen massenhafte Einkerkerungen und Absetzungen vornehmen, dann richteten sie ihre Wuth gegen die Einrichtungen, namentlich gegen die Reformen, die in Pius IX. ersten Regierungsjahren zur Ausführung gelangt waren. Auf die Verhaftungen folgten die Verurtheilungen. Nicht zufrieden damit, die unschädlich zu machen, welche der Mazzinischen Regierung thätliche Hülfe gewährt hatten, bestrafte man auch die, welche während der Republik im Amte geblieben waren, ja die drei Priester kühlten ihre Rachsucht sogar an solchen Männern, die wie Farini dem Treiben

der Parteien entgegengetreten waren. Als diese ruchlose Restauration etwa anderthalb Jahre am Werke gewesen war, lagen 8800 politische Gefangene in den Kerkern. Die Zahl derer, gegen welche Todesurtheile gefällt und vollzogen wurden, ist unbekannt. Klein mag sie nicht gewesen sein, da man sogar junge Burschen erschoß, in deren Zimmer irgend eine Waffe gefunden worden war. Die Mittelpartei, ohne die keine Regierung auf die Länge besteht, konnte sich unter diesen Umständen nicht bilden. Auf der einen Seite gab es nichts als Mazzinisten, die ihren Groll durch gelegentliche Mordthaten verriethen, auf der anderen nichts als Sanfedisten, die durch die österreichischen und französischen Bajonnette im Zaum gehalten werden mußten, um nicht große Schlächtereien zu veranstalten.

In Gaëta unterhandelten die französischen Diplomaten um ein liberaleres oder doch menschlicheres Verfahren. Sie kamen keinen Schritt vorwärts. Die Cardinäle verschanzten sich dem französischen Drängen gegenüber hinter die passive Politik, in der der päpstliche Hof seit Jahrhunderten seine Stärke erkannt hat. Ihre Klagen, daß man der Kirche Gewalt anthue, ihr aalgleiches Entschlüpfen, ihre Duldermienen brachten die Vertreter Frankreichs zur Verzweiflung. Ludwig Bonaparte hielt sich endlich aller Rücksichten enthoben und schrieb seinen berühmten Brief an Oberst Ney, dem er durch die Zeitungen die größte Oeffentlichkeit geben ließ. Der Inhalt war eine wohlverdiente Anklage gegen den Papst, der zum Absolutismus zurückstrebe und die französischen Soldaten als Schergen bei Unterdrückungen und Aechtungen mißbrauche. „Sagen Sie dem General Rostolan," schrieb der Prinz-Präsident an Oberst Ney, „daß man sich im Schatten unserer Fahnen nichts erlauben darf, was den Charakter unserer Institutionen entstellen könnte. Als unsere Heere den Zug durch Europa machten, ließen sie überall als Spuren ihres Marsches die Vernichtung des Lehnswesens und die Keime der Freiheit zurück. Darum soll man 1849 dem französischen Heere nicht nachsagen, daß es mit anderen Gesinnungen zu anderen Zwecken gefochten habe. Ich verstehe die Wiederherstellung der zeitlichen Macht des Papstes nicht anders, als mit einem allgemeinen Gnadenact, einer Laienregierung, dem Code Napoleon und einer freisinnigen Verwaltung."

Pius IX. konnte den Rath, der ihm so öffentlich gegeben wurde, nicht ganz vernachlässigen und erließ das Motuproprio vom 12. September 1849, in dem er die Einsetzung eines Staatsraths, einer Staatsconsulta für die Finanzen, ferner eine Gemeindeverfassung und Reformen der Gerichtsverfassung in Aussicht stellte. Der Gemeinderath jeder Stadt sollte durch Wahlen der vermögenden Bürger gebildet werden. Aus Listen, welche die Gemeinderäthe aufstellten, wollte der Papst die Provinzialräthe zusammensetzen, und diese sollten ihm ihrerseits Candidaten für die Staatsconsulta vorschlagen. Der letztern wurde eine „Beschäftigung" mit den Finanz- und Steuerfragen in Aussicht gestellt, während der Staatsrath die Regierung bei Gesetzen und Verwaltungsfragen mit seinem Rathe unterstützen sollte.

Nach dieser Reform von zweifelhaftem Werthe verflossen noch mehrere Monate, ehe Pius IX. im April seinen Einzug in Rom hielt. Französische Soldaten, Priester, Beamte und Clienten der Geistlichkeit bereiteten ihm eine Art von festlichem Empfange. Die Männer, die früher so große Hoffnungen auf ihn gesetzt hatten, waren entweder verbannt, im Gefängniß, oder schlossen sich in ihre Häuser ein. Bei dem Papste war Antonelli, der seitdem unwandelbar in Gunst geblieben ist. Ihn nennt man immer, wenn nach den Einflüssen gefragt wird, die den römischen Hof von Reformen abhalten. Gewiß ist, daß unter seiner Leitung die Zustände entstanden sind, welche zwei fremde Heere im Kirchenstaate in Permanenz erhielten, und daß sein Name unter allen den Staatsschriften steht, durch welche die Mahnungen Oesterreichs und die ungestümeren Forderungen Frankreichs abgelehnt wurden.

Seit der Rückkehr des Papstes berichteten die Zeitungen zuweilen, in langen Zwischenräumen, von Gesetzen, durch welche ein gerechter Wunsch der Bevölkerung befriedigt werde. In der Nähe betrachtet, zerflossen alle diese Fortschritte in nichts. So war es unter anderm mit der Gemeindeordnung und den andern Einrichtungen, die sich auf dieser Grundlage aufbauten. Der Papst ernannte anstatt der Gemeinde die Wähler, welche je sechs einen Gemeinderath wählten. Die letztern überreichten ihm dann eine Liste mit vielen Namen, in der Provinz Bologna mit 156, aus denen er die Provinzialräthe, in Bologna elf, auslas. Zur Staatsconsulta schlugen diese Elf vier Candidaten vor, von denen der Papst Einen nahm. Weil diese so sorgfältig ausgelesenen Rathgeber möglicherweise doch üble Gesinnungen hegen konnten, gab man ihnen zu Vorsitzenden einen Cardinal und einen Legaten, welche zu entscheiden hatten, ob ihnen Papiere und Documente vorzulegen seien. Außer den beiden Vorsitzenden gab es ein Drittheil von Abgeordneten, die vom Papste unmittelbar ernannt wurden. Trotz allen diesen vorbeugenden Maßregeln mißtraut man der Staatsconsulta und hat bei keiner Anleihe, bei keinem Verkaufe von Staatsgütern, bei keiner neuen Besteuerung ihren Rath eingeholt. Sie machte einmal Miene, ein Budget zu prüfen, und da waren die Acten verlegt. Sie verwarf einige Male Finanzmaßregeln, bei denen sie ausnahmsweise befragt wurde, und man beachtete ihre Meinung nicht. Die Römer sind nicht unbescheiden, wenn ihnen diese Art von Volksvertretung nicht genügt.

Von 1851 bis 1858 gab die päpstliche Regierung in der Stille Schuldscheine der innern fünfprocentigen Schuld im Betrage von 33 Millionen Lire oder Franken aus und machte außerdem Anleihen. Die von 1857, die von Rothschild vermittelt wurde, belief sich auf 17 Millionen Lire. Noch in jedem Budget wurde ein Ueberschuß der Einnahmen versprochen, und immer war das Mehr auf der Seite der Ausgaben. Das Jahr 1858 schloß mit einem Ausfalle von 12 Millionen Lire. Die Schuldenlast stieg zuletzt auf 359.403.000 Lire. Der Bevölkerung kam von den mit jedem Jahre steigenden Ausgaben wenig zu gut. Zwei Millionen Lire kostete alljährlich die Justiz, und die Hälfte dieser Summe verschlang die Hauptstadt, deren Gerichte vorwiegend mit Prälaten besetzt und daher besonders kostspielig sind. 2½ Millionen wurden auf öffentliche Arbeiten verwendet, aber der größte Theil dieser Summe blieb in Rom, wo es immer Verschönerungen auszuführen und Kirchen auszubessern giebt. 1½ Million figurirten im Budget zu milden Zwecken, d. h. zur Ermunterung des Müssiggangs zahlreicher Familien, die von der Curie ihr Brot zu empfangen gewohnt sind. Der öffentliche Unterricht mußte sich mit 400,000 Lire begnügen. Dies sind die jährlichen Summen, welche, wenn man sie nicht in der angegebenen Weise verkümmerte, dem Besten

des Volks dienen würden. Die Lasten der Bevölkerung haben sich in einigen Städten unter Pius IX. verdoppelt. Zu den eigentlichen Staatsabgaben kommen noch die sogenannten Zuschläge, mit denen man die Ausgaben der Gemeinden besteuert. Die Erhebungskosten sind unverhältnißmäßig hoch. In England betragen sie 8, in Frankreich 14 und im Kirchenstaate 31%.

Die Belassung der Laien zu den Staatsämtern wurde oft in Aussicht gestellt, ohne jemals zu erfolgen. Nach der Auffassung, die man in dem bekannten Gesandtschaftsberichte des Grafen Rayneval findet, beginge man allerdings ein großes Unrecht, wollte man von einem Priesterregiment in Rom sprechen. Der französische Graf — seine Gesandtschaft gelangte durch jenen Bericht zu einem schnellen Ende — hat die Zahl der angestellten Priester genau gezählt und deren 98 gefunden. 14,576 Stellen befinden sich in den Händen von Laien. Leider ist die Rechnung nach falschen Grundsätzen gemacht worden. Graf Rayneval zählt die Prälaten zu den Laien, und alle diese Männer sind Geistliche, die in einem Seminar erzogen worden sind, die Tonsur empfangen und sich in die Denkungsweise der Geistlichkeit völlig eingelebt haben. Sie sind nicht geweiht worden und könnten deshalb heirathen, in welchem Falle sie aber ihrer Laufbahn entsagen müßten. Ein verheiratheter Prälat hört auf Prälat zu sein. „Wenn man in anderen Ländern an seiner Zukunft verzweifelt," sagt About, „so erschießt man sich, in Rom heirathet man." Was ferner die 14.576 weltlichen Beamten betrifft, so sind bei ihnen alle Polizeidiener, Kanzleiboten, Schreiber, Nachtwächter und Flurschützen des Kirchenstaats mitgezählt. Aemter, die kein Geistlicher haben mag, vergiebt man an Laien, andere höchst ausnahmsweise.

Sämmtliche Minister, also auch der Kriegsminister, alle Gesandten, alle Würdenträger des Hofs, die Vorsitzenden des Staatsraths und der Finanzconsulta, der Generaldirector der Polizei, der Director des Gesundheitswesens und der Gefängnisse, der Archivdirector, der Generalprocurator des Fiscus, der Präsident des Steuercollegiums und der Vorsitzende des Ausschusses für Ackerbau sind Geistliche. Der öffentliche Unterricht ist ganz in den Händen der Geistlichkeit und steht unter der Oberaufsicht von dreizehn Cardinälen. Alle Wohlthätigkeitsanstalten, alle milden Stiftungen stehen unter geistlicher Leitung. Die Congregationen der Cardinäle entscheiden in Mußestunden über Processe, jeder Bischof des Kirchenstaats ist ein verkörperter Gerichtshof. Der Almanach von Gotha für 1859 nennt neben neunzehn geistlichen Legaten zwei weltliche. Die letztern heißen Pro-Delegaten und gelten blos für Stellvertreter.

Die zwölf Prälaten, die das Höchstgericht (Sacra rota Romana) bilden, verstehen natürlich von der Rechtswissenschaft nichts. Jeder hat einen Secretär zur Seite, der für ihn Kenntnisse besitzt. Der Prälat will sich aber geltend machen, und seine Gunst zu gewinnen ist eine der Hauptaufgaben der streitenden Parteien. Die Advocaten müssen sich auf den höchst verwickelten Rechtsgang der Gerichte verstehen und obendrein die unverhohlene Verachtung der Geistlichkeit in den Kauf nehmen. Cardinal Antonelli hat eines Tags gegen den französischen Botschafter Herzog von Grammont geäußert: „Die Advocaten waren eine unserer Wunden, aber wir beginnen uns ihrer zu entledigen. Wenn wir diese Menschen ganz beseitigen könnten, so würde Alles vortrefflich gehen." Jeder weltliche Beamte wird von seinen geistlichen Vorgesetzten als Hülfsarbeiter behandelt und schlecht bezahlt. Die meisten sind daher gezwungen, irgend ein Nebengeschäft zu betreiben, von dem sie eigentlich leben. Diesem widmen sie ihre Kräfte, ihr öffentliches Amt ist ihnen Nebensache.

Entschlösse man sich wirklich zu den Reformen in der Rechtspflege und Verwaltung, die seit 1816 unerfüllte Versprechungen geblieben sind, so würden sie Maßregeln auf dem Papier bleiben, wenn man das Priesteramt nicht beseitigte. Aber man hütet sich wohl neue Gesetzbücher auszuarbeiten. Die Bevölkerung könnte so unverschämt sein, eine gute Ausführung der guten Gesetze, also eine Laienregierung, zu fordern. Um die Römer nicht durch Milde zu verwöhnen, hat Pius IX. nach seiner Rückkehr das strengste politische System befolgt. Er gab eine Amnestie, von der 283 Personen ausgenommen wurden, und als er nach und nach 59 derselben begnadigte, stellte er sie unter polizeiliche Aufsicht. Sie war, wie sie gehandhabt wurde, eine grausame Strafe. Daß man sie vor einiger Zeit abgeschafft hat, würden wir als einen höchst erfreulichen Fortschritt anerkennen, wenn die geheime polizeiliche Aufsicht, die sich über alle gebildeten Classen erstreckt, zugleich über Bord geworfen worden wäre. Diese besteht im alten Umfange fort. Jede unvorsichtige Aeußerung wird aufgezeichnet und ihr Urheber der langen Liste der Verdächtigen zugefügt. Man verweigert ihm den Paß, wenn er reisen will, man schlägt ihm jedes Gesuch ab, und es kann sich ereignen, daß er einen Proceß, bei dem der klarste Wortlaut der Gesetze für ihn spricht, dennoch verliert.

Die regierenden Priester stehen zu Rom noch ziemlich in demselben Rufe wie in Boccaccio's Tagen. An der Sittenreinheit des Papstes zweifelt Niemand, aber unmittelbar unter ihm heftet sich die üble Nachrede an die Männer, die seiner Politik dienen. Der Cardinal Antonelli, der bei Pius IX. im Vatican wohnt, hat sich ein ungeheures Vermögen erworben, und seine vier Brüder, Philipp, Ludwig, Gregor und Angelo, sind fast so reich wie er. Alle vier sind in den Grafenstand erhoben und an Stellen gebracht worden, wo viel Geld zu verdienen ist. Der eine ist Director der Bank und jetzt auch des Leihhauses, der andere Conservator von Rom und in dieser Eigenschaft mit dem nie controlirten Rechnungswesen der Stadt betraut, der dritte Großhändler mit solchen Eßwaaren, deren Ausfuhr sein mächtiger Bruder gestatten oder untersagen kann, der jüngste endlich der Geschäftsführer und Reisende der Familie. Hat der Papst dem Nepotismus für seine Person entsagt, so ist diese alte Geißel Roms bei seinen Dienern um so beliebter. Vom Cardinal Antonelli angefangen, huldigen die einflußreichsten Geistlichen bis auf die kleinen Würdenträger in den Provinzen herab dem Grundsatze, daß man zuerst selbst reich werden und dann die lieben Seinigen bedenken müsse. Was gegen die Sittlichkeit der Geistlichen sonst noch gesagt wird, hat für uns nur insofern Gewicht, als es beweist, daß man dem herrschenden Stande natürliche und unnatürliche Laster zutraut.

Die große Sorge, mit der Pius IX. nach seiner Restauration sich beschäftigte, war die Anerkennung des sehr streitigen Dogma's, daß nicht blos Christus sondern auch die heilige Jungfrau ohne Sünde empfangen worden sei. Der Glaubenssatz wird hauptsächlich von den Jesuiten verfochten, denen überhaupt die ganze Sym-

pathie des Papstes gehört. Nach dieser Vorliebe läßt sich der Zustand des öffentlichen Unterrichts beurtheilen. Man haßt und fürchtet die Mittelclassen und trifft seine Maßregeln so, daß man ihnen so wenig als möglich Bildung zukommen läßt. Wer seinen Söhnen die Art höherer Bildung zuwenden will, die in den schlechtest regierten Staaten des übrigen Europa's bei den bessern Ständen allgemein ist, muß sie ins Ausland schicken. Die Volksschulen lehren nicht einmal die Elementarkenntnisse vollständig und vernachlässigen die Ausbildung des Verstandes gänzlich. Man handelt buchstäblich nach einem Worte, das dem Kaiser Franz von Oesterreich in den Mund gelegt wird: „Ich will keine gescheidten Leute, ich will fromme Unterthanen!" Nicht genug, daß man den Gemeinden alle Ausgaben für die von Geistlichen geleiteten Schulen aufbürdet, streicht man regelmäßig alle Ausgaben in den Rechnungen, die für den Unterricht in so überflüssigen Dingen wie höheres Rechnen, die Elemente der Erdbeschreibung und Aehnliches angesetzt werden. Hunderttausende von Römern beiderlei Geschlechts genießen gar keines Unterrichts. Die Lehranstalten für die Ausbildung von Geistlichen sind die einzig reichbegabten.

Den großen Fortschritten der Zeit in den Verkehrsmitteln, im Handel und in den Gewerben sich anzuschließen, vermeidet man mit einer bezeichnenden Aengstlichkeit. Bei der Thronbesteigung Pius IX. stellten die Römer aus seinem Namen Mastai Ferretti ein Anagramm her, das ihnen Eisenbahnen versprach. Diese Hoffnung ist gleich so vielen andern zu Schanden geworden. Abgesehen von der Bahn zwischen Rom und Civita Vecchia, welche die Franzosen gebaut haben, besitzt der Kirchenstaat den einzigen, fünf Stunden langen Schienenweg von Rom nach Frascati. Er dient den Fremden, und sollten bei den außerdem projectirten Bahnen die Schwierigkeiten wieder erhoben werden, die man dieser unbedeutenden Vergnügungsbahn entgegengestellt hat, und sollen die Ingenieure ihre Linien so ziehen, daß womöglich kein Kloster und keine Kirche sich eines Besitzes entäußern muß, so werden die Römer ihr Eisenbahnnetz von 155 Stunden Länge nie bekommen. Was die gewöhnlichen Wege betrifft, so geht ihre Beschaffenheit aus der wohlbeglaubigten Thatsache hervor, daß Briefe aus Wien in Bologna um volle vierundzwanzig Stunden früher eintreffen, als Briefe aus Rom. Die zunächst um Rom gelegenen Ortschaften sind zwar mit der Hauptstadt, aber nicht untereinander, durch fahrbare Straßen verbunden. Will man zu einem seitwärts gelegenen, vielleicht ganz nahen Orte fahren, so muß man den Weg über Rom nehmen.

So schlecht die Wege sind, so unsicher sind sie. Jahre lang trieb der Passatore seine Räubereien, und keine seiner Schandthaten, nicht einmal seine Eroberung und Brandschatzung der Stadt Forlimpopoli rief die Energie der päpstlichen Regierung wach. Die Oesterreicher machten ihn unschädlich, und sie nebst der französischen Besatzung sind überhaupt von 1849 bis jetzt die Beschützer der Bevölkerung gewesen. Die Regierung läßt ihre Couriere und Sendungen von Gensdarmen begleiten. Sie sorgt für sich selbst und die Bevölkerung mag es ebenso machen. Leute, die in einzelnen Landhäusern oder in kleinen Ortschaften wohnen, pflegen den Räubern ein Jahrgeld zu bezahlen. Im Bewußtsein, wie schwach die Regierung ist, verfahren diese Menschen mit unerhörter Frechheit. Vor nicht langer Zeit überfielen sie einen Postwagen mitten in Bologna und belagerten einen reichen Gutsbesitzer fast vor den Thoren von Rimini. Am 16. Juni 1856 machte das Gericht von Bologna zu einem Urtheil den folgenden Zusatz: „In den verflossenen Jahren haben unzählige Verbrechen unsere Provinz in Betrübniß versetzt. Diebstähle, Räubereien und Einbrüche sind fortwährend und zu jeder Stunde vorgekommen. Die Zahl der Verbrecher hat sich zugleich mit ihrer Frechheit vermehrt."

Der außerordentliche Eifer, mit dem die Polizei an die Entdeckung und Verfolgung von Mißvergnügten geht, erkaltet gemeinen Verbrechern gegenüber gänzlich. Kommt man einem Missethäter wirklich auf die Spur, und dies geschieht im Verhältniß zu der Unzahl von Verbrechen nicht häufig, so weiß er sich dem strafenden Arme der Gerechtigkeit mit einiger Gewandtheit, noch leichter mit Geld, zu entziehen. Der Papst hält das Asylrecht eifersüchtig aufrecht. Da nicht blos die Kirchen, Kapellen, Klöster und Krankenhäuser, sondern auch die sämmtlichen Grundstücke der Kirche dieses Recht besitzen, so braucht ein flüchtiger Räuber oder Mörder um einen Zufluchtsort nicht verlegen zu sein. Selbst wenn man ihn einfängt, darf er noch nicht verzweifeln. Jüngst verließen alle Insassen eines großen Gefängnisses gemeinschaftlich mit ihren Wächtern ihren Kerker. Zum Tode Verurtheilte vergißt man oft, denn die Kirche dürstet nicht nach Blut. Vornehme Verbrecher werden mit den mildesten Strafen belegt, es sei denn, daß sie sich gegen einen Priester vergangen hätten. Wie die Straflosigkeit der meisten gemeinen Verbrechen wirkt, ersieht man aus der römischen Criminalstatistik, so mangelhaft sie ist. Im Jahre 1853 betrug die Anzahl der wegen Verbrechen gegen die Person vollzogenen Strafen im Kirchenstaate 1344, in Frankreich 1921. Frankreich hat 36, der Kirchenstaat etwas über 3 Millionen Einwohner, und wie viele Verbrechen bleiben im Kirchenstaate, wie wenige in Frankreich unbestraft!

Die wenigen Institute, die dem Handel dienen sollen, läßt man von ihm nicht benutzen. Die römische Bank hat ein Capital von zehn Millionen Lire, aber wenn ein Kaufmann einen Wechsel discontiren lassen will, ist kein Geld da. Es giebt in Rom eine Börse, aber sie ist blos einmal in der Woche geöffnet. Gesellschaften zu industriellen oder verwandten Zwecken zu gründen, wird nicht gestattet. Ein landwirthschaftlicher Verein, dem die Erlaubniß der Constituirung hartnäckig versagt wurde, verschmolz sich mit einer alten Gartenbaugesellschaft und veranstaltete unter dieser Maske Ausstellungen von Thieren und Pflanzen. Eine große Industrie läßt man nicht aufkommen, und der kleinen schmälert man den Verdienst durch Monopole. Der Verkauf von Tabak, Salz, Zukker, Glas und Stearinkerzen ist Günstlingen des Hofes vorbehalten, ebenso die Verfertigung von Stearinkerzen. Die Körbe der Händler, die auf dem Navonaplatze in Rom ausstehen, dürfen nur von einem einzigen Korbmacher gefertigt werden. Die Kleinhändler von Tivoli, die Fleischer von Frascati und alle Verkäufer im Kleinen, die es im Weichbilde Roms giebt, sind Privilegirte. Wo irgend ein neues Gewerbe auftaucht, das einträglich zu werden verspricht, meldet sich der Günstling eines Cardinals oder Prälaten und trägt ein Monopol davon.

Ein Jahr nach seiner Thronbesteigung erbarmte sich der Papst des traurigen Zustands der römischen Judenschaft, ließ die Thore des Ghetto niederreißen, erlaubte den Mitgliedern der zahlreichen

Gemeinde, in jedem Theile der Stadt zu wohnen, und erlöste sie von den beschimpfenden Gebräuchen, die sich vom Mittelalter her gegen sie behauptet hatten. Jetzt wohnen wieder alle Juden im Ghetto. Nicht das Gesetz, die Priester zwingen sie dazu. Unter Gregor XVI., der kein Reformator sein wollte, lebten 12.700 Juden in Rom; 1853 waren es noch 9237. Wer es weiß, wie sehr der Israelit an seiner Heimath hängt und wie schwer er durch Bedrückungen zu vertreiben ist, wird die Abnahme der jüdischen Bevölkerung unter Pius IX. um 3463 Köpfe zu würdigen wissen. Die widerrechtliche Bekehrung des Judenknaben Mortara ist noch in Aller Gedächtniß; und wir wollen daher blos daran erinnern, daß der römische Hof lieber den Tadel des gebildeten Europa's ertrug, als daß er den Knaben seinen jammernden Eltern wieder gab. Ein anderer Fall ist weniger bekannt. Vor nicht ganz zehn Jahren lebte zu Carbo in der Provinz Ferrara ein jüdischer Händler Padova, der eine hübsche Frau und zwei kleine Kinder hatte. Ein katholischer Handlungsgehülfe verführte die Frau, und sie folgte ihm mit ihren Kindern nach Bologna. Der Mann forderte nicht die Frau, sondern die Kinder zurück, aber man verweigerte sie ihm, denn die Frau war Katholikin geworden und versprach die Kinder im rechten Glauben zu erziehen. Auch das Gericht versagte dem Manne das Recht. Seine geistlichen Richter setzten sich um der Ehre Gottes willen über das römische Recht weg, das mit den klarsten Worten sagt, daß die Erziehung der Kinder der Ehebrecherin niemals zusteht.

Allen natürlichen Bedingungen nach müßte der Kirchenstaat ein blühendes Land sein. Der Flächenraum beträgt 12.041 italienische Geviertmeilen (60 auf 1 Grad), auf denen 3.126.263 Menschen leben. Der Apennin theilt das Land in zwei, beinahe gleiche Hälften, die vom Kamme des Gebirgs mit sanftem Falle zu den Meeren laufen. Oestlich und westlich gewährt je ein Hauptbafen den Schiffen Zugang, am Mittelmeere Civita Vecchia, am adriatischen Merre Ancona. Einen größeren Fluß besitzt blos der westliche Theil, den der Tiber fast in seiner ganzen Ausdehnung durchströmt. Er bringt gegenwärtig wenig Nutzen, da man sein Bett ihm selbst überläßt, und dasselbe gilt aus demselben Grunde von den kleineren Flüssen des östlichen Abhangs gegen das adriatische Meer.

Die Ebene ist in hohem Grade fruchtbar. Mehr als der vierte Theil des ganzen Bodens könnte mit Getreide bestellt werden. Der Weizen giebt auf guten Feldern das funfzehnte, auf mittelmäßigen das dreizehnte, auf schlechten das neunte Korn. Die unbebauten Felder verwandeln sich ohne Zuthun des Menschen in gute Weiden. Der Hanf ist vortrefflich, der Weinstock und der Maulbeerbaum gedeihen überall, wo man sie pflanzt, in den Bergen wachsen die besten Oliven Europa's. Das im Allgemeinen milde, aber sehr verschiedene Klima gestattet den Anbau einer Menge von Gewächsen. In der Hälfte des Landes kommen Palmen und Orangen fort. Die zahlreichen Heerden, die im Sommer in den Bergen, im Winter in der Ebene weiden, kommen das ganze Jahr unter kein Dach. Eisen und Steinkohlen fehlen, aber man hat genug Schätze des Mineralreichs, die man dagegen in Tausch geben kann. Der vulkanische Boden mehrerer Provinzen liefert ungeheure Mengen Schwefel, und der Alaun von Tolfa ist der beste in der Welt. Der Quarz von Civita Vecchia enthält eine vortreffliche Porzellanerde, der römische Marmor hat einen Namen und noch berühmter ist die Puzzuolanerde.

Die Vertheilung der Menschen ist eine ungleiche. Man kann als Regel annehmen, daß die Dichtigkeit der Bevölkerung mit der Entfernung von Rom zunimmt. Je weiter eine Provinz von den Augen der väterlichen Priester in der Regierung entfernt ist, um so wohler befindet sie sich. Von den drei Millionen Einwohnern lebt etwa eine Million vom Ackerbau oder von der Viehzucht. Arbeiter zählt man 258.872; Dienende etwas mehr. Mit dem Handel und anderen Geschäften verdienen 85.000 Personen ihr Brot. Grundeigenthümer giebt es 806.558 und sie machen etwa den funfzehnten Theil der Nation aus. Auch sie nehmen mit der Entfernung von Rom an Zahl zu. Die Provinz Rom hat unter 176.002 Einwohnern 1956 Grundeigenthümer, oder unter 90 etwa einen, aber in der Provinz Macerata kommen auf eine Bevölkerung von 243.104 Seelen 39.611, oder auf etwa 6 einer.

Durch die Güter der todten Hand wird das fortschrittfeindlichste Element in die Landwirthschaft eingeführt. Man schätzt den Werth der Güter im Kirchenstaate, welche der Kirche gehören, auf 500 Millionen Lire. Bezieht sich die Bemerkung eines amtlichen Statistikers, daß man in den päpstlichen Staaten das Grundvermögen möglichst niedrig abschätze, auch auf diese Güter, so ist ihr Werth ein weit größerer. Den Werth alles Grundeigenthums nimmt man zu 2610 Mill. Lire an. Das Land unmittelbar um Rom, der Agro Romano, gehört zu 6/10 der Kirche, zu 3/10 dem Adel und zu 1/10 andern Besitzern. Daß diese unermeßlichen Güter, die jährlich durch Vermächtnisse, Ersparungen und auf andere Weise um ½—2 Millionen Lire vermehrt werden sollen, nicht besteuert werden, ist nicht der größte der Mißbräuche, die sich an sie knüpfen. Um dies zu erläutern, müssen wir auf das landwirthschaftliche System des Kirchenstaats etwas näher eingehen.

Auf dem adriatischen Abhange der Apenninen herrscht das Colonatsystem. Dem Grundeigenthümer gehört außer dem Lande und den Gebäuden auch das Vieh, der Bauer bringt nichts als seine und seiner Familie Arme mit. Die Ernte wird zwischen dem Eigenthümer und dem Bauer zu gleichen Theilen getheilt, der Erstere trägt die Grundsteuer, der Letztere alle anderen Abgaben. So viele Mängel dieses System auch hat, führt es zu einer Theilung der Bodens in eine Menge von Parcellen, deren keine so groß ist, daß sie nicht von einer Familie bebaut werden könnte. Das Land wird alljährlich gedüngt, regelmäßig bearbeitet und nach italienischer Sitte mit Bäumen bepflanzt, zwischen denen Reben ihre Gewinde ziehen.

Auf dem westlichen Abhange der Berge ist das System der Verpachtungen im Großen gebräuchlich. Der Pächter, hier Landkäufer genannt, pachtet Strecken von Geviertmeilen, auf denen er Vieh weiden läßt, oder die er mit Getreide bestellt. Die letztere Benutzungsart kommt bei den Gütern des Adels am häufigsten vor. Der Landkäufer erscheint in der Zeit der Aussaat und der Ernte mit tausend Arbeitern und mehr. Das Korn wird gleich auf dem Felde gedroschen, in Säcke geschüttet, das Stroh in Bündel geschnürt und die ganze Ernte fortgeführt. Die Landkäufer werden in der Regel reiche Leute, aber an Verbesserung des Bodens, an die Aufführung von Gebäuden, die eine bessere Benutzung gestatten, können sie bei dem besten Willen nicht denken, da man

ihnen selten mehr als eine dreijährige Pacht bewilligt. Gehört der Grund und Boden einer geistlichen Körperschaft, so wird den Landkäufern die Bestellung des guten Bodens mit Getreide nie gestattet. Die Geistlichkeit geht von dem Grundsatze aus, daß dieser gute Boden, da ein Düngen nicht erfolgt, nach und nach erschöpft und ihr Grundeigenthum dadurch im Werth vermindert werden würde. Von dem schlechten Boden, den sie dem Kornbau preisgiebt, nimmt sie an, daß er durch die mehrjährige Brache sich erhole, bei dem guten Boden soll die Ruhe diese Wirkung nicht haben. In ihrer ängstlichen Sorge für die Erhaltung der jungfräulichen Kraft des fruchtbaren Landes geht sie so weit, daß sie sogar die Berieselung der Wiesen untersagt. Das hieße sie überreizen und mithin schwächen. Nach der landwirthschaftlichen Einsicht der römischen Geistlichkeit ist der beste Boden dazu bestimmt, so viel Gras zu erzeugen, als von Natur wächst, und dieses Gras darf nicht gemäht, sondern muß vom Vieh abgeweidet werden.

Dieses System des westlichen Gebiets hat eine furchtbare Folge. Die meisten der unermeßlichen Ebenen, die, von Bäumen entblößt und zum kleinsten Theile bebaut, von den Vorbergen der Apenninen zum Mittelmeere ziehen, hauchen eine verderbliche Luft aus, und die noch nicht ungesund sind, werden es nach und nach. Man bemerkt dies in der Umgegend von Rom und in Rom selbst nur zu sehr. Tivoli und Frascati haben ihren Ruf einer gesunden Luft verloren, ja der Monte Pincio, den die Aerzte noch vor wenigen Jahren dringend empfahlen, erzeugt jetzt Fieber. Man kennt in Rom die Ursache des Uebels sehr genau, und frühere Päpste sind ihm mit Gewaltmitteln entgegengetreten. Pius VI. befahl, daß jährlich 23,000 Rubbia — etwa 165,000 preußische Morgen — des Agro Romano in Cultur genommen werden sollten. Pius VII. ordnete an, daß zuerst alles Land bis auf eine Miglie von Rom (1/5 deutsche Meile) bestellt und der bebaute Umkreis später auf zwei, auf drei Miglien erweitert werden sollte. Die Raine sollten mit Bäumen bepflanzt werden, weil Bäume die Luft reinigen. Unter Pius IX. werden höchstens 5000 Rubbia in der Umgegend von Rom unter den Pflug genommen, die Bäume längs den Feldern sind, dem Viehe preisgegeben, verschwunden, und ganze Wälder hat man an Speculanten verkauft.

Die menschliche Sittlichkeit müßte geradezu unverwüstlich sein, wenn Zustände, wie wir sie geschildert haben, nicht die übelsten Wirkungen erzeugten. Die untern Classen sind unwissend, gewaltthätig, träg und ausschweifend. Man erzieht sie zum Betteln, man gewöhnt sie, fromme Uebungen zum Gelderwerbe zu machen. Die Pifferari aus den Bergen um Rom, die wir aus hundert Bildern deutscher Maler kennen, musiciren und singen vor den Marienbildern nicht aus Herzensdrange, sondern um Bajocchi einzusammeln. Im sogenannten Bergquartier der ewigen Stadt wird eine andere Industrie, der Taschendiebstahl getrieben und von der Polizei geduldet. Man glaubt, wenn man den Pöbel der Hauptstadt fromm und unwissend erhalte, ihn zuweilen füttere und ihm kleine und große Uebertretungen der Gesetze nachsehe, so werde er sich politisch ruhig verhalten. In den Jahren 1848 und 1849 hat dieser Regierungsgrundsatz die Probe nicht bestanden. Die armen Stadtviertel wimmelten damals von Republikanern, und die geheimen mazzinistischen Versammlungen, die man von Zeit zu Zeit im Quartier der Regola aufhebt, liefern keinen Beweis von einer Bekehrung der untern Classen Roms. Die des flachen Landes sind etwas besser, als in der Hauptstadt, und, wenigstens im Osten der Apenninen, ebenso unzuverlässig.

Die Mittelclassen werden systematisch niedergedrückt. Jede despotische Regierung wird die Politik befolgen müssen, den Mittelstand, den Träger und Repräsentanten der gemäßigten Ideen, nicht zu Kräften kommen zu lassen. So oft ein römischer Prälat vom mezzo ceto spricht, wird der Ton seiner Stimme etwas Verächtliches annehmen. Der Mittelstand ist wirklich unbedeutend und muß es nach den Maßregeln sein, die man gegen Handel und Industrie nimmt. In Rom leben einige gelehrte Aerzte, einige tüchtige Advocaten, nicht ein Dutzend guter Künstler. Den Reichthum des Mittelstandes repräsentiren einige Landkäufer. Wird ein Bankier oder Kaufmann reich, so sucht er geadelt zu werden, oder kauft ein adeliges Gut und bekommt in diesem Falle einen Adelstitel in den Kauf.

Der römische Adel leitet seinen Ursprung zum Theil von den altrömischen Geschlechtern her. Die Massimo wollen von dem Zauderer Fabius Maximus, die Santa Croce von Valerius Publicola, die Muti von Mucius Scävola abstammen. Andere Familien, wie die Orsini und Colonna, sind im Mittelalter mächtig geworden. Zu den vielen Adelshäusern, die ihre Erhebung den Päpsten verdanken, gehören die Borghese, Barberini, Pamfili, Chigi, Rospigliosi und Odescalchi. Beispiele von Adeligen, deren Stammbaum im Geld wurzelt, sind die Torlonia und Raspoli, die ursprünglich Bankiers waren, die Antonelli, deren Vater als Kornhändler starb, die Grazioli, die vom Backtroge kamen, die Macchi, die ihr Geld in einer Mühle verdienten, die Ferrazuoli, die als Tabakshändler, und die Calabrini, die als Landkäufer reich wurden.

Ein großer Theil dieses Adels ist verarmt und lebt vom Vermiethen der prächtigen Paläste, die sein einziges und untheilbares Erbtheil sind. Man nennt im ganzen Kirchenstaate vierzehn Familien, deren Majoratsherr ein Einkommen von 100,000 Lire oder darüber hat. Die allgemeine Armuth des römischen Adels trotz seiner Majorate und Fideicommisse, die das Familienvermögen zusammenhalten, ist eine Anklage gegen ihn. Er fehlt nach zwei Seiten hin, einmal durch seine Trägheit, die ihm die eigene Verwaltung seiner Güter verbietet und ihn betrügerischen Intendanten überliefert, dann durch seine Prunksucht, die ein allgemeines römisches Laster und vielleicht durch die pomphaften Kirchenfeste des Papstthums hervorgerufen oder mindestens genährt worden ist. Derselbe Adelige, der vielleicht den ärmlichsten Tisch führt, muß seinen Palast in der Stadt und seinen Palast auf dem Lande, seinen Garten mit Bildsäulen und seine Gemäldesammlung, seine Karossen, Pferde und Lakaien haben.

Ein Gönner der Literatur zu werden, dazu wird der römische Adel von seiner Regierung in keiner Weise ermuntert. In seinen eigenen Reihen besaß er einen einzigen Dichter, und dieser einzige Dichter ist im vorigen Jahre gestorben. Don Giovanni Torlonia, gestorben am 9. November 1858, hatte seinen Geist an den Meisterwerken unserer Literatur herangebildet. Selbst ein Dichter mit schönen Talenten, sammelte er um sich, was Rom an jugendlichen Talenten besaß, und gab mit seinen Freunden einen römi-

schen Musenalmanach heraus, der in Florenz gedruckt werden mußte. Diese Thatsache kennzeichnet die heutige römische Regierung mit einem Schlage. Es ist ihr so verhaßt, Volkslieder aus der Campagna erscheinen zu sehen, so verhaßt, daß der Versuch gemacht wird, die italienische Dichtkunst aus deutschen Quellen zu erfrischen, daß sie die Druckerlaubniß für ein solches Werk versagt. Die Alterthumsforscher, die in Rom nie fehlen können, fördert sie, und für eine Sammlung der ältesten christlichen Inschriften hat sie sogar Geld, aber lebendige Poesie darf zwischen den Kirchen und Trümmern der ewigen Stadt nicht sprudeln.

So vernachlässigt und gedrückt der Mittelstand ist, begreift er seine Aufgabe für geordnete und durch eine verfassungsmäßige Freiheit geschützte Zustände den Kern herzugeben. Würde er dabei durch die Regierung unterstützt, so würde er seine Aufgabe erfüllen können. Dann kehrten die vielen Verbannten, deren Abwesenheit ihn schwach erscheinen läßt, zurück und an guten Elementen die sich von oben und unten an ihn anschlössen, würde es nicht fehlen. Daß extreme Parteien — und in Rom giebt es augenblicklich fast blos solche — wenn die höchste Gewalt in eine versöhnende Bahn einlenkt, ihr dahin folgen, hat die Erfahrung anderer Länder bewiesen. Daß auch der Kirchenstaat dieses Schauspiel geben würde, glauben wir aus dem plötzlichen Uebergewichte, das die constitutionelle Partei bei dem Ausbruche des letzten Kriegs bekam, schließen zu dürfen. Die Regierung müßte jedoch auch richtig und für die Dauer reformiren, wenn das alte Mistrauen in ihre Absichten nicht wieder aufleben sollte. Daß sie dies thun wird, dafür bietet ihr bisheriges Verhalten nicht die mindeste Garantie. Sie hat bisher noch immer das System befolgt, ihre Unterthanen im Interesse der Kirche auszubeuten, keine Spur von Freiheit und Selbständigkeit aufkommen zu lassen und weder geistige Bildung noch leibliche Wohlfahrt zu gewähren, Alles zu dem Zwecke, damit nicht Richtungen entstehen, welche sich dem Regiment und dem Glauben der Kirche entziehen. Gerade die innige Verschmelzung geistlicher und weltlicher Gewalt, welche die Wurzel aller Uebel ist, wird vom Papste und seinen Cardinälen als ein Allerheiligstes betrachtet. Ist es richtig, daß der Katholicismus mit dem Papstthum, das Papstthum mit der Herrschaft des Papstes über den Kirchenstaat steht und fällt, wie man von Katholiken tausendfältig versichern hört, so hat das Oberhaupt der katholischen Kirche mit seinem leidenschaftlichen Widerspruche gegen jedes Rütteln an jener Vereinigung nicht so ganz Unrecht. Es fragt sich nur, wie kommt der Kirchenstaat dazu, sich für die gesammte katholische Welt zu opfern und ewig zu leiden, damit es ewig einen Papst geben könne?

Es ist bekannt, daß die Großmächte durch ihre Gesandten 1831 zu Gunsten der bedrückten Römer ein gutes Wort einlegten. Ebenso bekannt ist, daß dieses gute Wort keine gute Stätte fand, und daß Pius IX., sobald er erkannt hatte, wohin sein Reformiren führen werde, auf dieselbe Weise wie seine Vorgänger zu regieren begann. Die Vorstellungen, die ihm gegen sein System gemacht wurden, kamen von Frankreich. Von Oesterreich behaupten halbamtliche Quellen, daß es sich Frankreich bis zu einer gewissen Grenze angeschlossen habe, und wir glauben dies gern. Dem Wiener Cabinet konnte weder daran liegen, daß der Kirchenstaat in einem Zustande permanenter Gährung erhalten werde, noch hatte es etwas für sich zu befürchten, wenn der Papst Zugeständnisse machte, wie sie dem lombardisch-venetianischen Königreiche bewilligt worden waren. Der Fehler, den man in Wien beging, war der, daß man sich zum Schirm des Kirchenstaats gegen weiter gehende Zumuthungen machte und nicht die Bedingung hinzufügte, daß dabei die innere Politik, die man dem Papste selbst empfahl, befolgt werden müsse. Die französischen Forderungen waren nach den diplomatischen Enthüllungen, die uns zu Theil geworden sind, folgende:

1) Verweltlichung der Verwaltung und Bildung eines Staatsraths, aus Laien zusammengesetzt, mit berathender Stimme bei der Gesetzgebung.

2) Errichtung eines Landtags zur Vertretung der Landesinteressen und Vereinbarung des Budgets mit der Regierung.

3) Einführung von Provinzialräthen.

4) Annahme eines einzigen Gesetzbuchs für den ganzen Kirchenstaat und Neugestaltung der Gerichte.

5) Ordnung des Steuersystems auf einer neuen gesunden Grundlage.

Die Erfüllung dieser französischen Forderungen wäre für die armen Bewohner des Kirchenstaats die größte Wohlthat gewesen. Der Papst verweigerte sie, gegen außen der österreichischen Hülfe gewiß und gegen innere Unruhen auf sein Heer zählend. Nachdem man lange vergebens gestrebt hatte, ein eigenes Heer aufzustellen, besaß man endlich 15,000 Soldaten, die der Zahl nach ihrer Aufgabe genügt haben würden. Man hatte Fußvolk der Linie, Jäger, Dragoner, Artillerie, Genie, Gensdarmen und den ganzen äußerlichen Apparat einer brauchbaren Truppe. Dagegen ließ der innere Werth der Soldaten so viel zu wünschen übrig, daß blos auf die 3432 Schweizer zu rechnen war. Rom befolgt seinen Truppen gegenüber eigene Grundsätze. Es verabscheut die allgemeine Aushebung, weil sie eine Erfindung der Revolution ist. Der Soldat wird mit einem dürftigen Handgelde von zwölf römischen Thalern oder ungefähr 17 Thalern preußisch angeworben, erhält einen geringen Sold und sieht sich nach seiner Entlassung ohne Hülfsquellen. Ein solcher Dienst lockt nicht, am wenigsten ein Volk, das gegen den Soldatenstand Abneigung hat. Wer sich anwerben läßt, pflegt seine Gründe zu dem Wunsche zu haben, unter dem Soldatenrocke vergessen zu werden. Der Officiersstand wird von der Regierung mit Verachtung behandelt. Der höchste Rang ist der des Obersten, Generale ernennt man nicht, weil die Ordensgenerale sich beleidigt fühlen würden, wenn ein bloßer Soldat denselben Titel wie sie führte. Jeder Diaconus hat vor dem Obersten den Vortritt, und diese Herabsetzung des Kriegerstandes wirkt auf die öffentliche Meinung zurück. Ehrgeizige junge Leute treten in den geistlichen Stand, wo sie Aussicht auf die höchsten Würden haben, die Epauletten sind gut für die, welche ihren Lebensberuf darin finden, daß sie bei Kirchenfesten aufziehen und den Carossen der Kirchenfürsten das Geleit geben. Bildung besitzen diese römischen Officiere nicht. Man hat ein Cadettenhaus, in dem 1858 dreiunddreißig Zöglinge lebten, aber der Unterricht ist so eingerichtet, als ob die Cadetten Seminaristen wären.

Mitten in dem diplomatischen Streite Oesterreichs und Frankreichs überraschte Pius IX. die Welt durch die in Paris und Wien abgegebene Erklärung, daß er sich stark genug fühle, die Ordnung in seinen Staaten selbst zu erhalten, und den Abmarsch der fran-

zösischen und österreichischen Truppen wünsche. *) Durch die unglückliche Wendung des Kriegs, die durch die Schlacht von Magenta eintrat, wurden die Oesterreicher abberufen. Die Franzosen blieben in Rom, und zum Glücke für Pius IX. Zahlreiche Manifestationen der Bevölkerung, von denen die Straßen der Hauptstadt fast Tag für Tag Zeugen waren, erhoben es zur Gewißheit, daß Rom ohne die Franzosen der allgemeinen Erhebung der vier Legationen der Romagna nachgefolgt sein würde. In der Provinz hatten die päpstlichen Truppen, die nicht schon vorher nach Piemont desertirt waren, in ihrer großen Mehrzahl mit dem Aufstande gemeinschaftliche Sache gemacht. Allerdings unterwarfen päpstliche Truppen eine der aufgestandenen Städte wieder, aber es waren Schweizer, nicht Römer, welche Perugia erstürmten. Wenn der König von Sardinien auch den Anschluß der Romagna an seine Staaten nicht annahm, so ließ er doch durch seine Offiziere die Streitkraft dieses Gebiets für den Kampf gegen Oesterreich organisiren und schickte in der Person Massimo d'Azeglio's einen politischen Bevollmächtigten. Pius IX. stand vor einem Abgrunde, an den seine Hartnäckigkeit ihn geführt hatte, sein weltlicher Thron wankte, da rettete ihn der Friede von Villafranca und hob ihn sogar auf eine höhere Stufe der Würde.

Der Statthalter Christi ist zum Vorsitzenden des italienischen Bundes erkoren worden. Welche Einrichtungen dieser Bund erhalten soll, ob man ihm im Geiste eines Bundesstaats, wie die Schweiz, oder eines Staatenbundes, wie Deutschland ist, einrichten und welche Rechte man seinem Oberhaupte geben wird, ist noch nicht entschieden. Ebenso wenig steht fest, ob Neapel dem Bunde beitreten und der Papst die ihm zugedachte Würde annehmen wird. Die alte Prophezeiung, daß die italienische Frage erst nach der Besiegung Oesterreichs diesen Namen verdienen werde, erfüllt sich unter diesen Umständen. Nur Eins ist gewiß: der Wille Napoleons, daß die Lösung, die er gefunden hat, angenommen werde. Ist der Gedanke eines päpstlichen Primats an sich, abgesehen von allen politischen Constellationen und Volksstimmungen des Augenblicks, eine glückliche? In einer Beziehung ja, in allen andern nein. Die drei übrigen Candidaten zu der Würde eines Bundespräsidenten, Oesterreich, Neapel und Sardinien, können den Vorzug, der dem Statthalter Christi gegeben wird, weit eher ertragen, als wenn ihnen die Unterordnung unter einen Herrscher aus ihrer Mitte zugemuthet würde. In dieser Hinsicht empfiehlt sich der Gedanke. Welche Politik wird das päpstliche Oberhaupt aber befolgen? Offenbar keine andere, als die dem zwiefachen Charakter seines Herrscherthums entspricht, also eine kirchlich-politische. Daß eine solche dem Volksgeiste der Italiener nicht zusage, erkannte Gioberti, obgleich ein Priester und ein glühender Welf, und ließ daher seinen Gedanken eines päpstlichen Primats fallen. Diese kirchlich-politische Natur ist es, gegen die der Kirchenstaat mit friedlichen und gewaltsamen Widerstandsmitteln seit länger als einem Menschenalter protestirt. Sie auf ganz Italien auszudehnen, heißt die schon viel zu große Reibungsfläche zwischen dem Papstthume und dem Volksgeiste in gefährlichster Weise vergrößern.

Täuschen wir uns nicht, so wird das päpstliche Primat von den Italienern so aufgenommen werden, daß die Anwesenheit französischer Truppen auf der Halbinsel lange nöthig bleibt. Diese Folge des Gedankens, meinen wir, wird für seinen Urheber nicht unerwünscht sein F.

*) Das Nähere über die letzte Phase in der Geschichte des Kirchenstaats wolle man in den früheren Artikeln nachlesen, welche die Ursachen des Kriegs und diesen selbst behandeln. Vergleiche Nr. 20 und 22.

Buntes aus Nordamerica.

In den Vereinigten Staaten begeben sich jeden Tag wunderliche Dinge, weil die Menschen sich dort in sehr freier Weise ausleben und manche eigenthümliche Ansichten haben. Dafür giebt auch folgende Geschichte Zeugniß. Ganz hinten in Missouri, an der Grenze von Kansas, liegt die Stadt St. Joseph. Dort wohnt der Kaufmann Poulin, der die Thorheit beging, eine sehr hübsche Frau zu heirathen. Weiber haben manchmal seltsame Anwandelungen, und der Frau Poulin gefiel ein Handlungsdiener ihres Mannes besser, als der eigene Ehegemahl. Deshalb entführte sie den Commis, nahm auch ihre kleine Tochter mit und richtete den folgenden, in seiner ganzen Fassung wahrhaft einzigen Brief an ihren Mann. „Cincinnati, 23. Mai 1859. Herrn Isidor Poulin. Mein lieber Herr. Ich will einige Zeilen an Sie schreiben, um Ihnen Nachricht von uns zu geben. Eugenie (die kleine Tochter) spricht täglich von Ihnen und sagt oft, sie möchte wohl zu Papa in den Laden gehen; auch sehnt sie sich sehr nach Honorine und der schwarzen Lucy. Ich hoffe, daß Sie nicht wüthend sind, weil ich mit Herrn Augusta fortgegangen bin, denn ich lebe sehr glücklich mit ihm, und er behandelt mich wie seine Gattin; ich bedaure meinen Schritt nicht im Geringsten, denn ich bin sehr glücklich mit ihm. Ich will Ihnen etwas sagen: wenn Sie mir Lucy geben wollen, so will ich Ihnen Eugenie herausgeben; wo nicht, so können Sie letztere nicht bekommen. Wollen sie aber, so ist es am besten, wenn Sie selbst hierherbemühen und Eugenie holen. Es würde uns recht freuen, Sie zu sehen. Ich ersuche Sie, unmittelbar nach Empfang dieser Zeilen zu antworten; Ursache: weil Sie uns bei langem Zögern hier nicht mehr antreffen würden. Adressiren Sie Ihr Schreiben an Eugenie Poulin, Cincinnati, Ohio. Schreiben Sie nur gerade heraus; ich kann allerhöchstens zehn Tage warten. Herr Augusta wird Ihnen schreiben, wenn wir von Ihnen eine Antwort erhalten. Wir befinden uns alle wohl und wünschen Ihnen ein Gleiches. Küssen Sie die Kinder von mir. Mary." Diesen capitalen Brief der entlaufenen Ehehälfte hat Herr Poulin in die Zeitung setzen lassen. Er bemerkt erläuternd, daß die erwähnte Lucy eine schwarze Sklavin sei und unter Brüdern neunhundert Dollars werth. Das Kind Eugenie, welches die liebenswürdige Mutter gegen die Negerin austauschen möchte, wird demnächst vier Jahre alt!

In demselben Staate Missouri wurde am zweiten Juni nach sechstägigen Gerichtsverhandlungen ein interessanter Proceß entschieden. In St. Louis lebt ein sehr reicher Hagestolz von etwa sechszig Jahren, welcher sich bei einer nun dreißigjährigen Jungfrau, der Tochter eines verstorbenen Methodistenpredigers, eingeführt hatte und derselben zwei Jahre lang große Aufmerksamkeit erwies. Er hatte einige Male geäußert, daß es seine Absicht sei, Miß Carstang zu heirathen, fuhr oft mit ihr spazieren, schenkte ihr ein Fortepiano, und das Mädchen benahm sich stets sittsam und ordentlich. Plötzlich schien den alten Hagestolz die Verbindung zu reuen, er ließ sich nicht mehr blicken und suchte sich damit zu entschuldigen, daß Fräulein Carstang zu Charleston in Süd-Carolina Putzmacherin gewesen sei und sich die Cour habe machen lassen. Sie aber verklagte ihn und forderte hunderttausend Dollars Schadenersatz für ein gebrochenes Eheversprechen. Nachdem ermittelt worden war, daß die Dame durchaus unbescholten sei, verurtheilte das Gericht ihn zum Schadenersatz in obigem Belauf. Ein theurer Wortbruch. Aber auch ein Kuß kann unter Umständen theuer zu stehen kommen. Ein junger Mann in New Hampshire wurde jüngst mit fünftausend Dollars für einen Kuß gebüßt, welchen er einem widerstrebenden Mädchen vor Zeugen gegeben hatte.

Dieser Jüngling ist ein Weißer, ein wohlhabender Mensch; bei farbigen Kußräubern wird ein anderes Verfahren beliebt. In New Orleans ließ sich ein Mulatte beikommen, eine Frau Mac Donald zu küssen. Ihr Mann schlug ihn dafür mit einem Knüttel zu Boden, schleppte ihn vor Gericht, und dieses schickte den Missethäter ins Zuchthaus. Zu Richmond in Virginien sind die „schwarzen und braunen Ladies übermüthig geworden;" sie putzen sich nämlich gerade wie ihre weißen Schwestern und gehen, nach virginischen Begriffen, in ihrer abscheulichen Frechheit so weit, daß sie zwischen den weißen Ladies herumspazieren und ihnen den Rang streitig machen möchten. Republikaner und Republikanerinnen sind darüber in solche Entrüstung gerathen, daß die Väter der Stadt Richmond einem Specialconstabler Befehl gaben, alle „unverschämten" schwarzen Ladies zu verhaften und ihnen „etliche Lectionen in guter Sitte zu geben, auch ihnen beizubringen, was sich ziemt." Zu Petersburg, in demselben Staate Virginien, scheinen die Schwarzen sich der Todsünde schuldig zu machen, allerlei Rohheiten nachzuahmen, zu welchen die Weißen das Beispiel geben. Diese letztern halten Boxen und Faustkämpfe für edle Beschäftigungen, die eine Entweihung erfahren, wenn sich auch Neger denselben widmen. Nun hatten etliche freie Schwarze in äffischer Nachahmungssucht sich einfallen lassen, einander nach Art nobler Virginier braun und blau zu schlagen. Dafür wurden sie von letztern, „wie sich für solche freche Anmaßung gebührt," wacker durchgedroschen. Trotzdem mochten sie, vier an der Zahl, auf die mannhafte Belustigung nicht verzichten, sondern begaben sich in einen andern Bezirk, um dieselbe fortzusetzen. Da trat ein weißer Mann hervor und befahl ihnen, sich einander mit Birkenstöcken zu peitschen; solches sei für sie gut genug. Das thaten denn die Neger, und sie wissen nun, daß Augen ausschlagen, Haar ausraufen, Ohren abbeißen, Nasen plattschlagen und dergleichen schöne Dinge mehr Vorrechte der Weißen sind. Bei diesen wird es immer mehr Sitte, einander Stühle auf den Köpfen entzwei zu schlagen; und daß sie in der Presse sich nicht gerade sanftmüthig behandeln, weiß Jedermann.

In der New Yorker Times, welche gegenwärtig ein Hr. Jefferson Brick herausgiebt, verkündet derselbe für Europa das Heranbrechen eines tausendjährigen Reichs, welches unermeßlichen Segen für alle Völker bringen werde. Als Urheber und Schöpfer desselben wird von besagtem Herrn Backstein, denn das heißt Brick, Napoleon III. schon bei Lebzeiten in den Himmel erhoben, und dieser Heiland hat keinen eifrigern Anbeter als jenen Republikaner. Derselbe wüthet förmlich gegen Engländer und Deutsche, weil sie die Wohlthaten von sich weisen, welche die Vorsehung ihnen durch Vermittlung Napoleons zugedacht habe. Aber sie sollen sich warnen lassen. „Während dieser englisch-deutsche Lärm, der aus Unsinn und Vorurtheil zusammengesetzt ist, die Luft erschüttert, blickt das gigantische nordeuropäische Reich, Rußland, ernst darauf hinab, mit schweigsamer Macht und Gewalt, die unendlich furchtbarer ist, als alle Worte." Vortrefflicher Styl; freilich etwas voll Schwulst. Derselbe Herr Brick hat auch mit den Philanthropen angebunden, in deren Namen die New York Tribune, ihm folgendes wohlgemeinte Compliment macht: „Hr. Brick ist vielleicht ein aufrichtiger Mensch, ganz gewiß aber schwachköpfig. Er macht sich selber zum Narren und Gecken, möglicherweise weil die Natur ihn dazu bestimmt hat. Wir wollen ihm übrigens einen guten Rath geben. Er möge nur selten und dann bessere Zeitungsartikel schreiben als bisher, und ja sorgfältig seine Anläufe zu hochfahrender Beredsamkeit weglassen, denn er bringt nur schwülstigen Bombast zu Stande. Auch wäre es wohlgethan, wenn er sich Mühe gäbe, den gesunden Menschenverstand zu cultiviren, vorausgesetzt freilich, daß solches nicht außer dem Bereiche seiner Möglichkeit liege. Ferner sollte Hr. Brick keinen Branntwein und andere berauschende Getränke zu sich nehmen, sondern viel in freier Luft sich bewegen und kalte Bäder nicht verschmähen. Nicht übel wäre es auch, wenn er zwischen seinen spärlichen Gedanken und seinen Redensarten irgend ein Gleichgewicht herstellen könnte, und sich daran erinnerte, daß nicht Alle, welche anderer Meinung sind als er, scheinheilige Dummköpfe zu sein brauchen. Niederträchtiges, unverschämtes und schwülstiges Declamiren ist etwas anderes, als in vernünftiger Art überzeugende Beweise führen." Saftig und derb, aber nicht gerade höflich.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß seit einiger Zeit so häufig freie Neger sich förmlich dazu drängen, wieder in die Sklaverei zu gelangen. Sie müssen zu diesem Zwecke erst die Genehmigung der Bezirksbehörden nachsuchen, welche dann auch allemal ertheilt wird. In Texas, Falls County, meldeten sich Anfangs Juni vier freie Neger zu gleicher Zeit; eine durch Testament freigelassene Schwarze, welche, mit Geldmitteln reichlich versehen, nach New York geschickt worden war, kam von dort nach Texas zurück und bat in einer Familie, mit welcher ihre verstorbene Herrschaft befreundet gewesen war, aufgenommen zu werden. Vielleicht liegt der Sache, welche sich sehr häufig ereignet, Folgendes zum Grunde. Der freie Neger muß

natürlich arbeiten, um sich zu ernähren, und hat dabei vielfach den Mitbewerb weißer Arbeiter zu bestehen; als Sklave muß er auch arbeiten, aber für seinen Unterhalt sorgt die Herrschaft. Dient er treu und macht er sich nützlich, so hat sie ein Interesse daran, ihn zu behalten und gut zu pflegen, und er wird dann wie eine Art von Familienzubehör angesehen, namentlich wenn er im Hause und nicht auf der Plantage arbeitet.

In den Vereinigten Staaten gehen die Geschäftsleute von dem sehr richtigen Grundsatze aus, daß oft wiederholte Ankündigungen in den Blättern von ganz entschiedenem Nutzen sind. Bei uns in Deutschland liegt das Ankündigungswesen noch in der Kindheit, und viele sonst ganz verständige Männer haben die höchst beschränkte unpraktische Ansicht, es sei genug, wenn man sich einmal oder höchstens ein paar Mal ankündige. Goldberger und du Barry mit ihren allerdings sehr unnützen Rheumatismusketten und der Revalenta arabica verstanden die Sache besser; sie gaben zehn Jahre alljährlich zehn- bis zwölftausend Thaler für Ankündigungen aus, und haben sich nun als ungemein reiche Leute zur Ruhe gesetzt. Am ausgedehntesten kündigen die Kaufleute in New Orleans sich und ihre Waaren an. Ein einziges Droguengeschäft giebt jährlich etwa dreißigtausend Dollars dafür aus und steht sich vortrefflich dabei; eine Kleiderhandlung zahlte von November bis Mai nahe an fünfzigtausend Dollars; man liest die Firma in allen Blättern, welche in den Staaten des Mississippithals erscheinen, und die Kunden strömen ihr in einer Weise zu, daß sie dieselben kaum befriedigen kann. Es gilt als Grundsatz, namentlich auch bei kleineren Geschäftsleuten, daß keine Ausgaben so nützlich angewandt seien, als jene für Ankündigungen, und die praktischen Erfolge liefern dafür allerdings den Beweis.

Auf einer Eisenbahn im Staate Ohio ereignete sich am zehnten Juni Folgendes. Der Expreßzug, welcher Nachts von Westen her gekommen war, hielt in der Morgendämmerung bei Laporte in Indiana an, um die Locomotive zu wechseln und dann nach Cleveland und Ohio weiter zu fahren. Ein Passagier, der schlaftrunken hin und her wandelte, blieb auf dem Bahnhofe zurück und war höchst überrascht, als er nach etwa zehn Minuten von einem Bahnwärter erfuhr, der Zug sei schon längst weg. Sofort eilt er zum Inspector, bestellt eine Extralocomotive und verspricht dem Führer eine Belohnung von dritthalbhundert Dollars, wenn derselbe den Zug einhole und ihn „an Bord" desselben bringe. Die abgehängte Locomotive war noch warm, wurde in aller Eile geheizt und setzte sich dann in Bewegung. Als sie vollen Dampf hatte, brauste sie fort, aber nachdem sie etwa dreißig Meilen zurückgelegt, blieb sie stehen, weil etwas an der Maschine schadhaft geworden war. Der Locomotivführer sprang hinunter, gewahrte den Fehler, schnitt ein paar hölzerne Pflöcke, die den Fehler wieder gut machten, und dann ging es wieder fort mit so rasender Eile, daß je dreißig englische Meilen in siebenundzwanzig Minuten zurückgelegt wurden. „Thun muß es meine Locomotive, Herr, und sie thut es auch thun," sprach der Führer. Und sie that es wirklich thun, denn zwei Stationen vor Toledo war der Expreßzug eingeholt. Der Passagier sprang eilig „an Bord," suchte seine Schlafstätte auf und nahm seinen Reisesack an sich, welcher Papiere im Belaufe von zweimalhundertundsiebenzigtausend Dollars enthielt. „Hier sind Ihre zweihundertfünfzig Dollars, und hier ist das Fahrgeld für die Extralocomotive. Bei mir handelte es sich um Leben und Tod. Sie haben Ihre Sache gut gemacht, und ich danke Ihnen, Sir." Dann ging der Zug nach Toledo weiter.

Vor einigen Wochen ist von dem Schotten Charles Mackay ein recht unterhaltend und lebhaft geschriebenes Werk über „Leben und Freiheit in Nordamerica" erschienen, das eine Menge von pikanten Mittheilungen bringt. Der Reisende besteigt einen Dampfer auf gut Glück; daß er auf einen „Mäßigkeitsdampfer" gerathen ist, erfährt er in folgender Weise. Er tritt in die Schenkstube und fragt den schwarzen Kellner: „Kann ich ein Glas Lagerbier haben?" — „Geht nicht an, Sär, ist gegen die Verordnung, Sär." — „Gegen welche Verordnung?" — „Die Schiffsverordnungen. Wir sind ein Mäßigkeitsdampfer." — „Weshalb macht Ihr das nicht bekannt, weshalb steht's nicht angeschlagen, damit die Leute sich danach richten können?" — „Einerlei, Sär; Sie können bei Tische weder Bier noch Wein bekommen; aber, Sär, gehen Sie nur dorthin in die Kajüte des Barbiers, da finden Sie, was Sie nur wünschen, Branntwein, Rum, Cognac und Wein." Und so war es.

Auf einer Pflanzung in Carolina traf Mackay einen alten Neger, der schon vor 1808 aus Africa dorthin verkauft worden war. Er bot ihm an, ihn wieder nach seinem heimathlichen Erdtheil hinüberzuschaffen, aber davon wollte der Sklave nichts wissen. Sein Pflanzer, ein „General", natürlich bei der Miliz, behandelte ihn sehr gut; jetzt erhielt er während des Gesprächs eine Cigarre und ein Glas Branntwein und trank auf die Gesundheit der Anwesenden erst im Allgemeinen und dann für jeden insbesondere. Gegen eine Frau äußerte er mit einer Verneigung: „Ich wünsche, daß Sie mit zunehmendem Alter immer hübscher werden," und zu Mackay sprach er: „Am jüngsten Tage möge Gott der Allmächtige Sie an einem Platze verstecken, wo der Teufel Sie nicht finden kann."

Im Staate Indiana traf Mackay mit einem schon grauhaarigen Landsmanne zusammen, der seit etwa zehn Jahren seine Farm bewirthschaftete. Die Unterhaltung mit diesem Schotten ist in mehr als einer Hinsicht ungemein bezeichnend. „Indiana", sagte er, „ist eine ungesunde Gegend für einen Mann, der nordisches Blut in den Adern hat. Es ist so fruchtbar, daß es alle jetzt in den Vereinigten Staaten lebenden Menschen ernähren könnte, während es jetzt erst anderthalb Millionen Seelen zählt." — „Was haben Sie denn gegen dieses Indiana einzuwenden." — „Einzuwenden? was ich gegen Indiana einzuwenden habe? Das will ich Ihnen sagen. Es ist viel zu fruchtbar, der Boden so reich, das Klima so schön (— für einen Hochschotten vielleicht, für Mitteleuropäer weniger, denn in manchen Gegenden tritt das Fieber auf —), daß der Landmann nicht genug Antrieb zur Arbeit hat. Die Erde giebt ihre Früchte viel zu leicht her, und deshalb macht sich auch die Erbsünde gar zu sehr geltend. Hier braucht der Mensch nicht im Schweiße seines Angesichts zu arbeiten, die Luft ist zu balsamisch und einschläfernd.

Müßiggang führt zu Trunk, zu Zank und vielen andern Lastern, und Satan muß durch angestrengte Arbeit bekämpft werden; damit wird man seiner besser Herr als durch vieles Predigen. Nein, nein; hätte ich mein Leben noch einmal zu beginnen, und wüßte ich, was ich heute weiß, so würde ich mich auf einem weniger fruchtbaren Boden und in rauherem Klima niederlassen. Menschen, die aus dem kalten, aus dem gesunden Norden stammen, bedürfen des Frostes, wenn ihre Tugenden zum Vorschein kommen sollen. Hitze ist für den ächten Schotten verderblich, und für den ächten Engländer wohl auch. Menschen von unserm Schlage gedeihen am besten dort, wo sie viele Hindernisse zu überwinden haben. Wir werden reich und fett bei Mühe und Entbehrungen; aber hier in Indiana, in Illinois und nach Westen hin, so weit Sie gehen können, erwirbt der Mensch sein Brot zu leicht, als daß er tugendhaft bleiben könnte. Das nehmen die Leute gewöhnlich nicht genug in Obacht. Die südlichen und mittleren Staaten werden allmählich ausarten, weil das Leben zu bequem wird, aber der Norden, der ist das rechte Land. Canada, das ist kalt, und darum wird es groß werden."

Wir unsererseits stimmen nicht ganz mit dem alten Schotten überein, sondern haben die feste Ueberzeugung, daß gerade jener innere Westen im Norden des Ohioflusses und zu beiden Seiten des Mississippi (der mit Einschluß des Staates Missouri, bald ohne Sklaven sein wird) sich zu dem eigentlichen Kernlande Nordamerica's schon deshalb entwickeln werde, weil er eine so zahlreiche deutsche Bevölkerung hat, welche sich auf den Ackerbau besser versteht als die Angloamericaner, und an Ort und Stelle bleibt, um die neue Heimath in nachhaltige Blüthe zu bringen. Jener Westen ist im Allgemeinen von der Natur überaus reich mit natürlichen Vortheilen und Hülfsquellen bedacht worden, namentlich in Bezug auf die Fruchtbarkeit des Bodens, Verbindungswege für den Handel, und mit Metallen und Kohlen.

Folgende Staaten oder Territorien: Ohio, Indiana, Illinois, Michigan, Wisconsin, Iowa, (Missouri,) Kansas, Nebraska und Minnesota, liegen völlig im gemäßigten Himmelsstriche, zwischen dem 38sten und 49sten Grade nördlicher Breite; alle für diese Zone geeigneten Pflanzen gedeihen vortrefflich, weil es an Feuchtigkeit nicht fehlt, aber das Klima ist nicht so gleichmäßig und angenehm, wie in den europäischen Ländern unter gleichen Breitengraden, also auf der Strecke, die zwischen Messina und Mannheim liegt. Nordamerica hat heißere Sommer und strengere Winter, aber einen unvergleichlich schönen Herbst. Die vielen Ströme und großen Seen tragen zu einer wohlthätigen Feuchtigkeit des Klima's bei, und helfen also den Boden befruchten, in welchem der Mais üppiger gedeiht als anderswo. Dieser innere Westen, der sich auch trefflich für den Weizenbau eignet, ist recht eigentlich eine ungeheure Maiskammer. Die eben genannten Gegenden lieferten im verflossenen Jahre, dessen Ernte zu den sehr mittelmäßigen gehörte, doch mehr als 250 Millionen Bushels (zu 60 Pfund) Wälschkorn. Sie enthalten ungefähr den vierten Theil der Gesammtbevölkerung des großen Staatenbundes, und erzeugen mehr als ein Drittel Mais und reichlich die Hälfte an Weizen von dem Gesammtertrage des Landes. Die Zucht der Schafe und Schweine gewinnt an Ausdehnung und bildet eine weitere Quelle des Wohlstandes. Im Norden liegen die fünf großen Seen; im Süden, in der Mitte und im Westen strömen der Ohio, Mississippi, Missouri als Gefließe ersten Ranges, welche viele hunderte von anderen Gewässern aufnehmen, von denen einige sich mit Rhein, Weser oder Elbe messen können, z. B. der St. Peters oder Minnesota, der Wabash, Kansas, Muskingum und andere, die wenigstens dann, wenn sie nicht schiffbar sind, den vielen Verbindungscanälen die erforderliche Wassermenge liefern. Die fünf großen Seen haben eine Länge von zwölfhundert, und eine Küstenentwickelung von etwa sechstausend englischen Meilen. Sie dachen sich allmählich vom innern Lande nach dem atlantischen Ocean ab, den sie vermittelst ihres großen Abzugs, des St. Lorenzstromes, erreichen, und so bilden sie im Herzen des Festlandes eine Achse für die Handelsbewegung von etwa siebenzehnhundert Meilen Länge. Sie können, bei einer durchschnittlichen Tiefe von achthundert Fuß, auch von den größten Schiffen befahren werden, und sind überall von fruchtbaren oder an Metall sehr ergiebigen Ländern eingeschlossen. Unter solchen Umständen wird der rasche Aufschwung dieser Gegenden, welche im Laufe unseres Jahrhunderts Millionen von Einwanderern anzogen, leicht begreiflich. Die Städte und Dörfer wuchsen gleichsam wie Pilze aus dem Boden, und der Handel gewann in kurzer Zeit eine riesenhafte Ausdehnung. Wir erinnern nur an das Wachsthum von Buffalo, Cleveland, Sandusky, Toledo, Detroit, Chicago, Milwaukee, Racine, die alle an den Seen liegen; andere Hafenplätze sind eben jetzt in gedeihlicher Entwickelung, namentlich Saginaw, Grand Rapids, Mackinaw, Kewanee und Fond du Lac, und man baut an einer Eisenbahn, welche die düstern Wälder am Obern See durchschneidet. Schienenwege sind gerade für jene Gegenden ein vortreffliches Mittel den Verkehr zu entwickeln, welchen sie bis in die Wildniß nach sich ziehen und so dieselbe in Culturlandschaften verwandeln; sie verbinden weit von einander abliegende Punkte und vermitteln den Austausch der Erzeugnisse. Deshalb hat der innere Westen großartige Anstrengungen gemacht, und von den 28,000 englischen Meilen Schienenwegen, welche jetzt in der gesammten Union befahren werden, kommen auf die sechs Staaten Ohio, Indiana, Michigan, Illinois, Wisconsin und Iowa nicht weniger als 9210 Meilen, oder soviel als Großbritannien und Irland hat. Die Handelsbewegung in den verschiedenen Häfen am See betrug im Jahre 1858 mehr als dreihundert Millionen deutsche Thaler, und sie ist in stetem Anwachsen. Aber jene auf den Strömen steht ihr nicht im Geringsten nach. Der Mississippi, welcher aus dem spiegelklaren Itaskasee im nördlichen Minnesota kommt, bildet die Hauptader; nächst ihm ist der Ohio, dessen Quellen am östlichen Gestade des Eriesees liegen, von hervorragender Wichtigkeit; und der wilde Missouri entspringt hinten im weiten Westen in den Felsengebirgen, aus welchen auch der Nebraska herabströmt. Eine Bogenlinie, welche die Quelle dieser drei Ströme umfaßt, wäre mehr als dreitausend englische Meilen lang. Jene Staaten haben eine Stromschifffahrt von minde-

stens tausend deutschen Meilen Länge; durch sie sind Städte zur Blüthe gelangt, wie St. Louis und Cincinnati, Columbus, Dayton, Indianopolis, St. Paul und Keokuk, in welchen täglich Dutzende von Dampfern einlaufen. Dieser Westen wird im Fortgange der Zeit auch eine große Gewerbsregion bilden, denn er besitzt mehr Eisen und Kohlen als irgend eine andere Gegend der Erde.

Aus dem Westen machen wir einen Sprung nach Nordosten, wo wir uns auf dem classischen Boden des Yankeethums befinden, wo man unvermeidlich von den alten „Pilgervätern", diesen düsteren und langweiligen Puritanern, und von dem Kasten hören muß, in welchem sie aus Holland über den Ocean bis an den Felsen bei Plymouth schwammen. Ein ächter Yankee, und das Pilgerschiff: die Maiblume, sind Begriffe, die sich nicht mehr von einander trennen lassen. Die Hauptstadt von Neu-England ist Boston, und dort hielten zu Ende des Maimonats die Weiberrechtlerinnen ihre Jahresversammlung ab. Sie nahm wirklich einen sehr ordentlichen Verlauf. Eine Frau Severance, welche den Vorsitz führte, theilte die erfreuliche Nachricht mit, daß die Bewegung in gutem Fortgange sei. Es handle sich bei ihr darum, der Frau in der Familie, und überhaupt im Hause, gleiche Rechte mit dem Manne zu verschaffen. Dann trat ein Arzt, Doctor Henriette Hunt, auf, und bemerkte, daß die erste Versammlung der Weiberrechtlerinnen im Jahre 1848 zu Seneca Falls gehalten worden sei und damals 68 Frauen und 38 Männer das Programm der Gleichheit beider Geschlechter unterzeichnet haben. Die Frau Doctor, welche im Antioch College promovirt hat, verlangt für ihr Geschlecht das Stimmrecht und wird darin von einem Geistlichen unterstützt, welcher den Frauen nebenher den in Nordamerica keineswegs überflüssigen Rath giebt, recht fleißig zu sein und wacker zu arbeiten, dann werde die Langeweile von selbst verschwinden. Darin pflichten ihm die Frauen bei, und weisen darauf hin, daß z. B. die Verhandlungen der Convention von zwei Stenographinnen niedergeschrieben würden. Diese erhielten dann einen ehrenvollen Zuruf. Die Versammlung verlief, wie schon gesagt, in sehr würdiger Weise. —d—.

Preußens Erhebung.*)

Einstmals lag der Feind an Deutschlands Marken
Und es seufzte unterm Joch des Starken,
Dessen Heer bei Nacht im Schlaf sich streckt,
Bis ein Tosen jach es aufgeschreckt.

Da erschallt es laut: „Die Preußen kommen!
Habt den Waffenklang ihr fern vernommen?"
Selbst der Feldherr fuhr vom Schlaf empor,
Heftig bebend wie ein schwankes Rohr.

Doch es hat der Corse nur vernommen
Von den Schwänen, die herabgeschwommen
In des Stromes Bett den Flügelschlag;
Dieser rief die stolzen Franken wach.

Und die Schwäne rauschten immer dreister,
Denn es waren der Erhebung Geister,
Zeigten an die künft'ge Heldenthat,
Denn schon grünte ringsum schön die Saat.

Wie so leuchtend kommen hergezogen
Dort die Schwäne in des Stromes Wogen!
Ihnen frei den Weg der Ehre weist
Jener hehre Schwan, Luisens Geist.

Heller leuchtet von den Schwänen keiner,
Ach, als Preußens Königin und reiner;
Lieben Freunde seht, das gab ihr Gott,
Welche einst erlitten Hohn und Spott.

Hinter ihr nicht weit, ja, fast zur Seite
Giebt ein muth'ger Schwan ihr das Geleite.
Freier schwamm noch nie ein Schwan durch's Land,
Als der Geist von Ludwig Ferdinand.

Diesen als treuinniger Begleiter
Folgt der Geist von einem wilden Reiter.
Rauschend spricht er: „Besser, so Gott will,
Klingen Preußens Schwerter." 's war der Schill.

Und nach ihnen all der Geister Schaaren
Kamen da als Schwäne stolz gefahren,
Die der Herr aufnahm zu seinen Höhn,
Nicht des Vaterlandes Schmach zu sehn.

Seht, da zogen auch daher die Frommen,
Die der Herr bei Jena aufgenommen;
Mancher mit den Todeswunden kam,
Den getödtet hätte sonst die Schaam.

All die Schwäne schwammen immer schneller,
Und die Fluthen tönten hell und heller,
Schwert und Schildern gleich von blankem Erz,
Wenn im Tode bricht manch Menschenherz.

Und noch jetzt mit hehren Siegeskränzen
Ziehn die Schwäne her um Preußens Grenzen.
Preußenschwan, du rausche mit Gewalt!
Schlag' die Woge mächtig, daß sie schallt!

Du umkreise, Schwan von Preußens Ehre,
Deutsches Land, umkreise Deutschlands Meere!
Seine Feinde lauern spät und früh:
Schwan von Preußen, schrecke, schrecke sie!

*) Aus den Gedichten von Heinrich Pröhle. Verlag von Gustav Gräbner in Leipzig. Vergl. Litteratur, Spalte 1168.

Hierzu eine Beilage: Chronik.

Marie Seebach als Gretchen in Goethe's Faust.

Wir sprachen neulich von der idealisch schönen Darstellung, welche der holdesten und rührendsten unter allen Frauenschöpfungen Goethe's, dem Gretchen im „Faust" durch den verstorbenen Ary Scheffer zu Theil geworden war. Ebenso bedeutend in ihrer Art und als typische Gestalt anzusehen, wie jenes Werk eines malerischen Genius, ist auf dem verwandten Gebiete einer Schwesterkunst, der dramatischen, die herrliche Leistung, welche in der genannten Rolle Marie Seebach zu bieten vermag. Diese eine Partie verschaffte der Seebach ihren Ruhm. Sie hatte früher in Cassel ohne hervorragenden Erfolg Soubretten und Liebhaberinnen in Lustspielen gegeben, war dann auf Anrathen Heinrich Laube's zum tragischen Fach übergegangen und hatte darin zwar ihre eigentliche Bestimmung gefunden, in weiteren Kreisen sprach aber noch Niemand von ihr, auch wie sie schon im Drama der Liebling des Hamburger Theaterpublicums geworden war. Da sah sie Franz Dingelstedt, lud sie zu den Münchener Mustergastspielen im Jahre 1854. Sie debutirte dort als Gretchen und nun ward plötzlich ihr Name allenthalben mit Bewunderung genannt. Hendrichs erschien neben ihr als Faust, Döring als Mephisto, Emil Devrient als Valentin, Frau Haitzinger als Marthe — sie wurden aber insgesammt von dem neu aufgehenden Phänomene in Schatten gestellt und als vollendetste Leistung, welche jener denkwürdige Abend bot, ward einstimmig das Gretchen der Marie Seebach bezeichnet. Wir haben sie nun auch in Leipzig gesehen und müssen sagen, daß der ganze, fast unerschöpflich scheinende Reichthum dieses Charakters uns noch niemals in solcher Fülle der Schönheit entgegengetreten ist, als bei ihr. Das naive Element der Rolle mit allen Reizen mädchenhafter Unbefangenheit steht der Künstlerin in vollstem Maße und mit dem Tone frischester Natur zu Gebote, während ihre tragische Kraft in den letzten Acten von einer erschütternden Innerlichkeit und Wahrheit ist. Es ist ein Contrast der ergreifendsten Art, dieser Gegensatz der süßen, ahnungslosen Ruhe, welche für den stürmisch bewegten Faust gerade das am meisten Anziehende an Gretchen scheint, und dann der von den Furien der Reue gequälten, rastlos im Reiche des Wahnsinns umherirrenden Seele. Für die kindliche Harmlosigkeit vor dem Erwachen der sinnlichen Kräfte, die erste Liebe mit ihren wonnigen Schauern und schmerzlichen Seligkeiten, die herben Qualen und Gewissensbisse der sich geheimer Schuld Bewußten, die grause, von Blitzen der Vernunft dämonisch durchleuchtete Nacht des Irrwahns — für das Alles hat Marie Seebach die mannichfaltigsten Töne bereit, die ohne Schwere sich aus dem tiefsten Innern entringen und von einer Naturwahrheit sind, die es zu den außerordentlichsten Effecten bringt. Einen großartigen Eindruck macht auch die Scene im Dom mit den von ihr selbst gesprochenen Worten des bösen Geistes. Das ist ein neuer, kühner Griff in den Geist der Rolle, der uns der höchsten Bewunderung werth erscheint. Mit kurzen Worten — die genialsten Einzelheiten drängen sich in ihrer Darstellung in seltner Zahl zusammen und der zündenden Momente und Gedankenblitze giebt es so viele, daß ihr Gretchen jedenfalls mehrere Male gesehen werden muß, um ganz gewürdigt und verstanden zu werden. Doch hier kommen wir auch zu dem Puncte, wo wir der rastlos weiterstrebenden Künstlerin, wenigstens was diese eine Rolle anlangt, ein wohlmeinendes Halt zurufen möchten. Sie hat dieselbe zum Gegenstande des ernstesten Studiums gemacht, und wenn auch nicht geleugnet werden mag, daß auf die Weise Vieles, was erst nur wie ein flüchtiger Moment der Eingebung schien, nun mit künstlerischem Nachdrucke als die reifste und vollendetste Schönheit sich darstellt, so liegt doch die Befürchtung nahe, daß allmählich in dieser so wunderbar genialen Leistung die Reflexion überhand nehmen und die Inspiration in den Hintergrund gedrängt werden könnte. Das Gretchen der Marie Seebach steht vielleicht gerade jetzt auf der höchsten Höhe der Kunst, und wir möchten, daß kein Zug schärfer markirt würde, aber auch keiner in schwächerem Lichte sich zeigte, als es eben nun der Fall ist, wo die Harmonie aller Farben nicht das Letzte ist, was wir an dem Gemälde bewundern. —

Frau Marie Seebach-Niemann — so lautet nach ihrer Vermählung mit dem Hanöverschen Heldentenor ihr vollständiger Name — begann im „Faust" ein auf funfzehn Abende berechnetes Gastspiel an der Leipziger Bühne, welches in seiner weiteren Folge z. B. auch die Rollen der Desdemona, Julia, bezähmten Widerspenstigen, Marie Stuart, Luise Miller, des Clärchens im „Egmont", der Adrienne Lecouvreur, Mathilde u. s. w. umfassen soll und das von uns, wenn es zum Schlusse gediehen ist, in einer allgemeinen Uebersicht besprochen werden wird. — Heute wollen wir nur noch die Darsteller des Faust und Mephisto an unserem Theater mit einigen Worten erwähnen. Herr Köckert ging mit viel Zuversicht auf das Gelingen an seine schwierige Partie, befriedigte darin aber doch nicht so ganz und erneuerte namentlich die alte Klage, daß er in die verschieden gemischten Charakterelemente des Denkers Faust vom Anfang und des Cavaliers in den letzten Acten keinen rechten Zusammenhang zu bringen wußte. Auch trat gleich von Beginn an öfters hohles, äußerliches Pathos an Stelle der fehlenden inneren Kraft und Begeisterung. Am besten fanden wir in den ersten Acten die verzehrende Sehnsucht des Faust nach Lösung aller Räthsel und Geheimnisse des Lebens ausgedrückt. — Der Mephisto unseres jugendlichen Intriguanten Kühns war, wie sich erwarten ließ, noch kein vollkommenes Ganzes; wird es aber, wie nicht zu zweifeln ist, später werden. Die Auffassung lehnte sich an die von Seydelmann zuerst in Schwung gebrachte, jetzt am vorzüglichsten wohl von Ludwig Dessoir repräsentirte leidenschaftliche, nicht ohne im Laufe des Stückes auch mehrfach originale Seiten, die für die Bildung und das gute Studium des Darstellers sprechen, zu entfalten. Ueber dem Ganzen lag ein schwunghafter Ton geistiger Ueberlegenheit, der den Mephisto trefflich charakterisirte.

Das Leben Douglas Jerrolds.

„Der kleine Shakespeare", wie die Engländer den vor Jahresfrist etwa gestorbenen Douglas Jerrold zu nennen pflegten, hat eine rauhe und strenge Schule des Lebens durchmachen müssen, ehe er eine äußerlich behagliche Existenz sich gründen und die Früchte seines Fleißes und Talentes auf nicht gar zu spärliche Weise ernten konnte. Zugleich mit einer Gesammtausgabe seiner Werke ist vor kurzem in London eine Biographie des originellen Mannes erschienen, worin die rührenden und wunderbaren Schicksale seiner Jugend mit einfachen und eindringlichen Zügen verzeichnet stehen. Douglas Jerrold, von den englischen Dichtern aus neuerer Zeit derjenige, dem es gelang, die Bühne seiner Heimath von den französischen Stücken, welche sie förmlich zu überschwemmen drohten, wieder zu reinigen und ihr wenigstens einen Schein nationaler Bedeutung und Größe zurückzugeben, der zwar in dem, was er schuf, noch lange kein zweiter Shakespeare genannt werden kann, der aber doch einen ähnlichen reformatorischen Drang wie dieser in sich fühlte,

und der außerdem auf dem Gebiete des Sittenromans zuerst die Bahn gebrochen hat und eine Art Vorläufer für Dickens und Thackeray geworden ist — dieser berühmte, für immer der Litteraturgeschichte angehörende Douglas Jerrold ward auf einer der untersten Stufen der Gesellschaft, in den Tiefen des Volks, in Mitten einer wandernden Schauspielerbande geboren, die sein Vater als Director des kleinen, precären Unternehmens die Kreuz und Quer im Lande herumführte. Der 3. Januar 1803 war der Tag seiner Geburt. Schon in der zartesten Jugend, als fünfjährigen Knaben, verwandte ihn der alte Jerrold in Kinderrollen auf seiner ambulanten Bühne, aber als er größer wurde, hatte er keine Lust, Schauspieler zu werden, sondern wollte die seemännische Laufbahn betreten und nahm 1813, als die Kriegsrüstungen angeordnet waren, Dienste bei der englischen Marine. Doch bald nahte der Friedensschluß, und der kleine, zehn Jahre alte Matrose wurde wieder nach Hause geschickt, d. h. nach London, wo seine Familie nach dem Tode des Vaters in tiefster Armuth Wohnung genommen hatte. Er hegte die Absicht, in einer Buchdruckerei sich zum Setzer auszubilden; da in derselben aber unter Anderm ein Journal erschien, so entstand in ihm die Lust, sich auch einmal als Schriftsteller zu versuchen. Ohne seinen Namen anzugeben, legte er insgeheim einen von ihm gefertigten Aufsatz in die Manuscriptenmappe und siehe da, dieser ward in die Zeitschrift aufgenommen und dazu bemerkt, der anonyme Einsender solle sich der Redaction nennen und noch mehr Arbeiten liefern. Damals war es auch, wo Edmund Kean und John Kemble, die beide früher in der Gesellschaft des alten Jerrold engagirt gewesen und nun Berühmtheiten ersten Ranges geworden waren, mit dem jungen Douglas wieder zusammentrafen und aus Gefälligkeit, in dankbarer Erinnerung an seinen verstorbenen Vater, ihm dann und wann Freibillets verschafften, wodurch der Drang, einmal etwas fürs Theater zu schreiben, in ihm mächtig sich rege machte. Als ein dritter Freund aus der alten Zeit, der bekannte Komiker Wilkinson, gleichfalls nach London kam, erbot sich der sechszehnjährige Knabe, für denselben ein Stück zu vollenden, und wirklich schrieb er auch zu diesem Zwecke seine „Duellanten", die aber erst nach zwei Jahren auf dem Sadlers-Wellstheater zum ersten Mal aufgeführt wurden. Diese Bühne hatte damals noch keineswegs die Bedeutung, welche sie in der Gegenwart durch Samuel Phelps erlangt hat, sie war eine kleine Vorstadtbühne mit beschränkten Mitteln, deren Director sich kümmerlich genug nährte und besonders gar nicht darauf eingerichtet war, große Honorare zu zahlen. „Die Duellanten" gefielen — Douglas lieferte dem Sadlers-Wellstheater rasch hintereinander noch vier andere Stücke und bekam endlich für alle zusammen nicht mehr als 20 Pfund. Unter solchen Umständen konnte er natürlich noch nicht daran denken, seine Stelle als Setzer aufzugeben, vielmehr behielt er dieselbe nach wie vor bei und fand dennoch Zeit, für die kleinen Bühnen Londons, wo die unteren Stände ihrem Vergnügen nachgehen, eine Masse von Theaterstücken der verschiedensten Art zu schreiben. Fünf Pfund waren gewöhnlich der Preis, den der unermüdlich fleißige Jerrold für eines seiner in den kärglichen Mußestunden der Nacht vollendeten Producte eingehändigt erhielt. Endlich aber lächelte ihm doch das Glück. Er hatte ein kurzes Stückchen „die schwarzäugige Susanne" geschrieben, und diese anspruchslose, aber so recht zum Bewußtsein des Volks redende Verherrlichung der englischen Marine, diese schlichte Reihe von Bildern aus dem Seeleben, deren Lebenswahrheit sich aus der früheren Laufbahn des Dichters erklären läßt, errang sich auf der Bühne einen so beispiellosen Erfolg, daß sie vierhundert Mal hintereinander gegeben werden mußte und sich bis auf den heutigen Tag auf dem Repertoire erhalten hat. Nun war Douglas Jerrold plötzlich ein berühmter, ein gesuchter Mann; seine „Susanne" brachte ihm das, an und für sich zwar unverhältnißmäßig geringe, für ihn aber doch sehr bedeutende Honorar von circa 500 Thalern ein und — was noch mehr sagen wollte, die ersten Bühnen Londons, bei denen er seit neun Jahren vergeblich angepocht hatte, baten ihn jetzt ihrerseits um Stücke und schlossen mit ihm die vortheilhaftesten Contracte ab, welche ihm bald zu einem durchaus sorgenfreien, comfortablen Leben verhalfen.

Zur Erinnerung an Angelika Kaufmann.

Wir kommen noch einmal auf Andreas Oppermanns lesenswerthes Buch „Aus dem Bregenzer Walde" zurück, um den besonders interessanten Abschnitt daraus hervorzuheben, welcher die ersten genauen und ausführlichen Notizen über Herkunft und Lebensschicksale der Angelika Kaufmann bringt und die Verdienste dieser gewöhnlich unterschätzten, jetzt beinahe schon vergessenen Malerin des 18. Jahrhunderts endlich einmal ins rechte Licht setzt. Maria Anna Angelika Kaufmann war die Tochter eines Malers, dessen Heimathsort Schwarzenberg im Bregenzer Walde gewesen war; dort lebte derselbe auch für gewöhnlich, bis er einem Auftrage des Bischofs von Chur zufolge dorthin zog und sich verheirathete. Sein Aufenthalt daselbst währte kaum ein Jahr, doch ward ihm noch vor seinem Weggange (1741) als einziges Kind Angelika in Chur geboren. Ihre erste Jugend verlebte dieselbe am Comersee, dann zog sie mit dem Vater weiter nach Mailand, und waren schon die früheren Eindrücke der unvergleichlich schönen Natur um Como für das heranwachsende Mädchen maßgebend gewesen, so beginnt ihre eigentlich künstlerische Ausbildung, im Anschauen der zahlreich hier vorhandenen Kunstschätze, vor allem aber durch ihre Bekanntschaft mit Leonardo da Vinci's Werken, doch erst in Mailand. Hier kam die junge Malerin auch zuerst mit der großen Welt in Berührung und blieb es von nun an bis zu ihrem Tode. In ihrem sechszehnten Jahre verlor sie die Mutter, und kurze Zeit darauf verließ sie mit ihrem Vater Mailand, um sich mit ihm nach Schwarzenberg zu begeben und bei der Ausmalung der dortigen Kirche behülflich zu sein. Die Fresken von ihrer Hand, Apostelgestalten nach Kupferstichen von Piazetta, sind noch heute daselbst unversehrt erhalten. Während ihres längeren Aufenthaltes in der Heimath des Vaters gewann sie sich die Herzen der Wäldler, und es mag, wie Oppermann sagt, „die liebenswürdige und begabte, mit der Fülle der Schönheit und Anmuth ausgestattete Künstlerin in der ersten Jugendblüthe mitten unter ihren Verwandten und in dem Kreise der Wäldlerinnen allerdings eine bezaubernde Erscheinung gewesen sein." Nur einmal hat Angelika später noch den „Wald" besucht und zwar bei ihrer Rückkehr von England über zwanzig Jahre später; damals war sie schon sehr wohlhabend geworden, und man erzählt sich, daß sie bei ihrer Durchreise den Armen viel Gutes gethan habe. Die Erinnerung an sie blieb im „Walde" aber allezeit und bis auf den heutigen Tag lebendig; die Bewohner sind noch immer stolz auf die durch Geburt ihren Kreisen angehörige berühmte Frau und haben ihr zu Ehren in der Schwarzenberger Kirche eine Marmorbüste aufgestellt. Nachdem die Ausmalung des Gotteshauses vollendet war, ging Angelika an den Bodensee, von da in die Schweiz, nach Tyrol und Oberitalien; überall erhielt sie Bestellungen auf Bilder, ihr Ruf wuchs mit Schnelligkeit, und die zahlreich ihr zu Theil werdenden Aufträge gewährten ihr ein beträchtliches Einkommen. Weiter nach Süden ziehend, gelangte sie bald auch nach Florenz, und im Jahre 1763 treffen wir die schöne, vollerblühte Jungfrau in Rom, am Ziele ihrer Wünsche. Hier ward sie mit Winkelmann bekannt, und sein Umgang hat auf ihre künstlerischen Bestrebungen unzweifelhaft großen Einfluß ausgeübt; sie besuchte ihn oft in seinem Arbeitszimmer und zeichnete ihn sogar in ihrem Atelier: es ist das bekannte geistreiche Aetzbild des berühmten Gelehrten und wohl das beste Porträt von ihm, das überhaupt existirt. Von Rom ging Angelika nach Neapel, nach Rom,

nach Bologna, nach Venedig; überall wurde das Vorzüglichste angesehen und studiert, überall zog die vornehme Welt sie in ihre Cirkel und machte bei ihr Bestellungen auf Bilder, Copien sowohl wie eigene Compositionen. Bald aber sollte ein Wendepunkt in ihrem bisher so glücklichen, ehrenvollen, an edlen Genüssen so reichen Leben eintreten. Eine ihr befreundete Familie veranlaßte sie mit nach London zu gehen und verhieß ihr dort Erfolge, welche sich allerdings durchaus bewahrheiteten. Zugleich jedoch sollte sie in England zum ersten Mal Unglück und Leiden kennen lernen, welche ihr bis dahin so ziemlich ganz fremd geblieben waren. Oppermann berichtet, in der hohen Gesellschaft Londons habe sich damals unter dem Namen eines Grafen Horn ein kühner Abenteurer bewegt; er soll, wie man erzählt, früher Diener gewesen sein und die Papiere seines so benannten Herrn nach dessen Tode an sich gebracht haben. Ueber die niedrige Herkunft wußte jedoch die Annehmlichkeit seiner Person, die Feinheit seiner Manieren und ein Schein von Bildung zu täuschen, den er um sich zu verbreiten im Stande war. Dieser Mann nun hatte kaum die fremde Künstlerin kennen gelernt, als ihre Schönheit, ihre hervorragende Stellung sowie besonders ihr bedeutender Verdienst eine Verbindung mit ihr ihm wünschenswerth machten. Und wirklich, er wußte das arglose Herz des Mädchens mit den Reizen seines Umgangs so zu umstricken, daß sie endlich seinem Drängen nachgab und sich heimlich mit ihm vermählte. Ihr Verhältniß zu dem Manne blieb nicht lange unentdeckt; man faßte nun erst Argwohn gegen ihn, und bald wurden seine Betrügereien entlarvt. Ja, es ergab sich sogar, daß derselbe bereits verheirathet und seine Frau noch am Leben war, weshalb die Ehe mit Angelika für ungültig erklärt werden mußte. Man kann sich denken, wie hart derlei Schicksalsschläge die arme Betrogene trafen. Zwar überwand sie den Verrath an ihrer Liebe und Ehre, die glückliche jugendliche Frische des Geistes war für sie aber von nun an auf immer verloren, und eine gewisse verzagte, resignirte Stimmung blieb ihr an deren Statt jeder Zeit eigen. Auch in ihrem äußern Leben machten sich die Folgen jener bittern Erfahrung geltend. Obwohl sie noch jung war, obwohl ihr auch späterhin noch mehrere Heirathsanträge gemacht wurden, so schlug sie dieselben doch aus, bis sie endlich in ihrem vierzigsten Jahre, und zwar nur auf den Wunsch ihres alten kränkelnden Vaters, einen Freund desselben, den Maler Zuchi, heirathete. Mit diesem lebte sie bis zu seinem Tode ruhig und zufrieden; er war als Künstler nicht von Bedeutung, aber ein vortrefflicher Mensch, ein zärtlicher Gemahl, der nur dem Wohle seiner Frau zu leben schien. Im Jahre 1781 kehrte Angelika von London nach Italien zurück, und als bald darauf ihr Vater starb, nahm sie mit ihrem Manne ihren festen Wohnsitz in Rom, wo sie bis an ihr Ende verblieb. Zuchi starb 1795, sie selber 1803; in den Zeiten der französischen Revolution hatten ihre Vermögensumstände sehr gelitten, doch die Arbeitslust, welche ihr ungeschwächt verblieben war, bewirkte, daß sie niemals Mangel litt, sondern nach wie vor behaglich leben und sogar, wie man zu sagen pflegt, ein Haus machen konnte, in dem die größten Männer der Zeit gern verkehrten. Auch Goethe gehörte während seiner Anwesenheit in Rom zu ihren Freunden, und sie blieb auf ihn nicht ohne Einfluß, wenngleich das Gerücht von einem Liebesverhältniß der Beiden schlechthin erlogen war, wie so Vieles, was man unserem Dichter hinsichtlich seines Umgangs mit Frauen nachgesagt hat. Die Beziehungen, in die Goethe zur „Madame Angelika", wie er sie in seiner italienischen Reise nennt, gekommen war, hätten von Oppermann ausführlicher dargelegt werden sollen. Wir wissen nämlich, daß sie, weit entfernt mit Goethe selbst in irgendwie leidenschaftlichem Verkehr zu stehen, vielmehr die kluge und gutherzige Vermittlerin in dessen Bekanntschaft mit der schönen „Mailänderin" machte, die durch eigenthümliche Umstände bereits für beide Theile gefährlich zu werden anfing. Während seiner Villeggiatur im Castell Gandolfo hatte er zu gleicher Zeit zwei schöne junge Mädchen, eine Römerin, die mit ihrer Mutter daselbst wohnte, und deren zum Besuch anwesende Freundin, eben jene Mailänderin, kennen gelernt; doch kaum nachdem seine einen Moment lang zwischen Beiden schwankende Neigung für die Letztere und „ihre heitern, dem frohen Tage allein gehörigen Züge mit dem Ausdrucke unbefangenen, still vorschreitenden Lebens", sowie für „ihr offenes, nicht sowohl ansprechendes als anfragendes Wesen" entschieden war — „blitzschnell, wie es einem müßigen Herzen zu gehen pflegt, das in selbstgefälligem, ruhigem Zutrauen nichts befürchtet, nichts wünscht, und nun auf einmal dem Wünschenswerthesten unmittelbar nahekommt" — kaum, sagen wir, war Goethe mit dem reizenden Mädchen etwas genauer bekannt geworden und ein „lebhaftes wechselseitiges Wohlwollen" zwischen ihnen entstanden, als er auch schon erfuhr, daß sie bereits mit einem Andern verlobt sei. Da nun wußte Angelika Kaufmann das Verhältniß der Beiden durch besonnenes Zureden noch zur rechten Zeit gütlich beizulegen, einem Jeden von ihnen das Aufgeben unberechtigter Wünsche möglichst zu erleichtern und Goethen zu bestimmen, der Mailänderin „dieselbe Neigung wie früher, aber in einem höheren, uneigennützigen Begriffe zuzuwenden," so daß er „gar bald wieder gegen sie in dem freundlichsten Behagen war." Als dann der Bräutigam unter einem unbekannten Vorwande sein Wort zurücknahm, da war es gleichfalls Angelika, die „sogleich nach dem Unfalle dem guten Mädchen tröstend nahetrat," und in deren Wagen die von lebensgefährlicher Krankheit wieder Genesene endlich Goethen von neuem begegnete, bei welcher Gelegenheit sie in einem durch die Malerin eröffneten Gespräche ihm in altgewohnter Freundlichkeit für seinen Antheil an ihrem Schicksale dankte.

Die Stellung, welche Angelika Kaufmann in der Geschichte der Kunst einnimmt, ist von Oppermann sehr richtig bezeichnet worden, wenn er sagt, „man könne sie füglich eine Vorgängerin von Carstens nennen. Was dieser in kühner, genialer Weise männlich vollbrachte, die Belebung der Kunst durch die von Winkelmann empfohlene Wiederaufnahme des antiken Ideals, das vollzog in still weiblicher Weise auch sie, nahm mit der ihr eigenthümlichen Anmuth das antike Formenstudium auf und that dies von hemmender Reflexion bei weitem freier, als andere bedeutende Künstler ihrer Zeit." Ihre Schwäche war eine gewisse Sentimentalität der Auffassung, wodurch die Zeichnung bei ihr an Energie einbüßte. Goethe hat sie im Ganzen richtig geschildert. „Das Heitere, Leichte, Gefällige in Formen, Farbe, Anlage und Behandlung ist der herrschende Charakter ihrer Werke; keiner der — gleichzeitig — lebenden Maler übertraf sie, weder in der Anmuth der Darstellung noch in Geschmack und Fähigkeit, den Pinsel zu führen." „Sie hatte", fährt Oppermann fort, „den Muth, sich von der Künstelei und Reflexion ihrer Zeitgenossen fernzuhalten und die Objecte mit glücklicher Natürlichkeit zu erfassen; es giebt wenig Künstler, die so gleichmäßig ihrer Natur treugeblieben sind und nie über dieselbe hinausgegriffen haben. Dabei war sie durchaus geschmackvoll, wenn auch nicht frei von Weichheit; ihre Empfindung ist oft rührend, stets zart und edel." — Die meisten Bilder der Angelika Kaufmann befinden sich in England, auch nach Dresden und Florenz kamen mehrere, außerdem sind sie im Privatbesitze hier und dort zerstreut; als ihre bekanntesten Porträts müssen die von Winkelmann und Goethe gelten. Auch Sappho, Sophonisbe, Juno, Diana ꝛc. hat sie gern porträtmäßig behandelt. Von ihren Genrebildern nennen wir nur die Zopfflechterin, von historischen Gemälden Rinaldo und Armida, den Tod Heloisens und den Tod der Alceste. Zu Florenz in der Sammlung eigenhändiger Porträts von Künstlern machen die anmuthigen, jungfräulich schönen, feinen Züge des ihrigen auf jeden Beschauer den tiefsten Eindruck.

Antiquarische Funde.

Auf der Insel Wight, diesem lieblichen brittischen Eilande, ist man neuerdings in der Nähe von Caresbrooke auf die Reste einer altrömischen Villa gestoßen, die gegenwärtig die allgemeine Aufmerksamkeit in hohem Grade anzieht. Man sieht da einen prächtigen, schachbrettartigen Mosaikboden vom schönsten Muster und so wohl erhalten, als sei er eben erst gelegt worden, Zimmer, deren Wände mit Gemälden bedeckt sind, die in Styl und Schönheit denen von Pompeji gleichen, ein Bad mit Kamin und Rauchfang, noch geschwärzt von siebzehnhundert Jahre altem Ruß, Fragmente von Töpferwaaren u. a. Hausgeräthe in solcher Menge, daß manches Museum daran genug haben würde. — Aus noch älterer Zeit, als diese römische Villa, stammt ein ganz in der Nähe von Paris gemachter Fund. Da hat man nämlich das Grab eines keltischen Häuptlings entdeckt, der mit seinem Weibe, seinem Pferde und seinen Waffen vor mehr als drittehalbtausend Jahren an dem Orte begraben worden ist, der heute La Varenne-St. Hilaire heißt und woselbst auch noch andere Reste jener Zeit das einstmalige Vorhandensein einer keltischen Stadt zu verbürgen scheinen. Das Grab, kaum einen Fuß über den Boden hinausragend und mitten im Ackerlande befindlich, hatte zwei verschiedene Theile, den Kromlech oder die Einfassung und den Tumulus oder eigentlichen Grabhügel, worin die zwei Menschenleiber sammt dem des Pferdes lagen. Der erstgenannte Theil des Grabmahls bestand aus einer von achtzehn rohen Kieselsteinblöcken gebildeten kreisförmigen Rundung, die den in der Richtung von Südost nach Nordwest aufgerichteten Tumulus umschloß. In diesem fand man die zwei noch ziemlich wohl erhaltenen Skelette, beide auf dem Bauche liegend, mit den Köpfen nach Südosten gerichtet und umgeben von der Lanze aus Hirschgeweih, dem Pfeile mit einer Knochenspitze und anderen Waffen, wie sie die Gallier trugen. Zu vermuthen steht, daß der Häuptling in der Schlacht gefallen sei, sein Weib aber nach Sitte des Volks auf dem Grabe des Gatten, zu dem sie dann gebettet wurde, den Opfertod erlitten habe. — Der Finder des uralten, und höchst interessanten Denkmals war der Architekt Legay, der dasselbe dem Ministerium anbot.

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Fanny Lewald hat vier Bände neuer „Romane" (Berlin, Janke) erscheinen lassen, die sich einzeln „Der Seehof", „Schloß Tannenburg", Graf Joachim" und „Emilie" betiteln. Letztere drei gelangen, soviel wir wissen, hiermit zum ersten Mal zur Kenntniß des Publicums, während die am Beginn der Sammlung stehende Novelle früher schon in der „Kölnischen Zeitung" und dann auch in den „Dresdener Nachrichten" abgedruckt war — eine doppelte Benutzung, die damals nicht verfehlte, einen Streit über das litterarische Eigenthum und die Autorrechte der Verfasserin hervorzurufen. Sind die erwähnten vier kleineren Erzählungen auch nicht so allseitig von künstlerischer Bedeutung, wie z. B. die „Wandelungen", „Die Reisegefährten" und andere größere Romane von Fanny Lewald, so zeichnen sie sich doch auch, wie Alles, was diese Dame schreibt, durch Feinheit der Beobachtung, Interesse der Handlung und tadellose Schönheit der Form aus. Die Stoffe sind aus Vergangenheit und Gegenwart gut gewählt und in anziehender, dem gebildeten Leser fesselnder Weise geschildert. Die Charakteristik ist in allen Theilen gleichmäßig ausgearbeitet und die einzelnen Momente, auf die besonderer Effect berechnet war, vorzüglich geschickt hervorgehoben. Im Ganzen betrachtet zeigt auch diese neue Sammlung von Romanen, welch hohen Rang Fanny Lewald unter den Schriftstellerinnen unserer Zeit einnimmt und daß sie vielleicht Allen ihren Colleginnen voran zu nennen sein würde, wenn sie sich fortan immer der Natürlichkeit und Einfachheit in Motiven und Darstellung befleißigen und ein gewisses, hier und da sichtbar werdendes Raffinement des Geschmackes völlig loswerden könnte.

Der pseudonyme **Armand**, der in der Gunst abenteuersüchtiger, den Wundern und Geheimnissen des americanischen Urwaldslebens nachspürender Leser an die Stelle Coopers und Gerstäckers getreten ist, hat schon wieder ein neues, vier Bände starkes Werk in der bekannten Manier seiner früheren Schriften veröffentlicht: „An der Indianergrenze" (Hannover, Rümpler). Der dreifache Reiz des Stofflich-Interessanten, Selbsterlebten und Lebendiggeschilderten fehlt auch diesem Buche nicht, doch ist derselbe nur materieller Natur und sehr verschieden von den feinen geistigen Reizen, wie sie einem ächten Kunstwerke innewohnen.

Auf dem Gebiete der Lyrik erschienen „Gedichte" von **Heinrich Pröhle** (Leipzig, Gräbner), und von **Otto Roquette** (Stuttgart, Cotta). Letztere bilden zugleich die zweite vermehrte und veränderte Auflage des „Liederbuches", und wenn dasselbe von den im „Prinz Waldmeister" und einigen anderen Epopöen gegebenen werthvollen Proben eines ächt dichterischen Talentes durch eine gewisse Unreife in Composition und Form, eine gewisse Nüchternheit in Empfindung und Behandlung etwas abstach, so ist nun auch noch in diese Sammlung, soweit sie neue Bestandtheile in sich aufnehmen konnte, ein männlicheres, entschiedeneres Wesen, mehr Energie und Kraft in Stoffgestaltung und Gefühlsäußerung gekommen. — Heinrich Pröhle, der Sittenschilderer des Harzes und Biograph Gleims und des alten Jahns, hat die poetischen Seiten seines Inneren schon früher durch die liebliche „Walddrossel" und den gemüthlichen „Pfarrer von Grünrode" bewährt. Dasselbe anspruchslose, gesunde und warme Naturell, welches diese beiden anmuthigen Idyllen schuf, lebt und webt nun auch in seinen soeben erschienenen „Gedichten"; sie rollen vor uns überraschend schöne Naturbilder aus dem Harze und Helgoland auf, und enthalten im Anschlagen verschiedener lyrischer Stimmungen soviel sangbares Element, daß manche den Componisten eine willkommene Gabe sein dürften.

Von **Droysens** „Geschichte der preußischen Politik" ist nach ziemlich langer Frist wieder eine Fortsetzung, nämlich des zweiten Theiles zweite Abtheilung, welche die sogenannte territoriale Zeit behandelt, erschienen. Der Anfang dieses trefflichen Werkes wurde bereits vor vier Jahren bekannt gemacht, so daß es viel langsamer vorwärts schreitet, als man in einer Zeit, wo das Interesse an Preußen aufs Höchste gesteigert ist, wünschen möchte. Im Hinblick auf die große und entscheidende Rolle, welche dieser Staat in der deutschen Zukunft offenbar zu spielen bestimmt ist, ist die specielle Geschichte seiner Gründung und seines Wachsthums, die gerade bei Preußen besonders merkwürdig ist und verglichen mit der anderer Reiche einen ganz eigenthümlichen Charakter zeigt, eines der lehrreichsten und gehaltvollsten Stoffe, welche die historische Forschung dem, an dem Laufe der Welt theilnehmenden Leser darbieten kann. Die Vorzüge der Droysen'schen Schriften, die glänzende sprachliche Seite, wie die Fülle des Stoffes und die geistreiche Kritik der Thatsachen und Personen, sind schon früher, z. B. durch die Vorlesungen über die Befreiungskriege, durch das Leben Yorks und durch das Buch über den Herzog Karl August von Weimar als Politiker hinlänglich bekannt.

Rudolph Gottschall hat sich für sein neuestes, nächstdem erscheinendes Werk einen sehr interessanten, aber auch sehr schwierigen Stoff gewählt, d. h. er will eine Biographie Napoleons III. liefern. Wird er die Persönlichkeit und den Charakter dieses Mannes, der noch inmitten seiner Laufbahn steht und dessen Pläne noch lange nicht sämmtlich zur Reife gelangten, schon jetzt in objectiver Weise und gerecht zu beurtheilen wissen? Wenigstens kann uns wohl der Name des Verfassers eine

Bürgschaft dafür sein, daß wir es nicht blos mit einer aus Speculation entstandenen Fing- oder Schmähschrift zu thun haben werden.

Ein sehr werthvolles, durch Neuheit und Gediegenheit der Forschung sich höchlich auszeichnendes Werk sind die „Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Litteratur“ von dem Tübinger Gelehrten **Ferdinand Wolf**. Sie enthalten Untersuchungen über den Stand der beiden Litteraturen im Mittelalter — ein Abschnitt in der Universalgeschichte der Dichtung, der bisher nur erst sehr lückenhaft und ohne besonders glückliche Resultate behandelt worden war. Ueber die Romanzenpoesie und über das Drama der Spanier giebt selbst das bekannte tüchtige Werk des Herrn v. Schack nicht so viele Aufschlüsse und gelehrtes Material, als das bescheiden unter dem Titel von Studien erschienene Buch Wolfs.

Im Verlag von J. J. Weber in Leipzig wird nächstens eine „Geschichte der Tanzkunst bei den gebildeten Völkern“ von **Albert Czerwinski** mit vielen Illustrationen und Musikbeilagen veröffentlicht werden. Der Verfasser will darin zum ersten Mal nachweisen, wie der Tanz mit dem Völkerleben immer im genauesten Zusammenhange steht und ebenso, wie die Litteratur, die verschiedenen Stadien culturhistorischer Entwickelung bezeichnet. In demselben Verlage erscheint nächstens der neue Roman von **Dickens** „Zwei Städte“ in einer vom Verfasser autorisirten deutschen Uebersetzung. In England hat derselbe ein Aufsehen erregt, wie es seit „Bleakhouse“ kein Werk des genannten Autors wieder machte.

Wir kommen noch einmal auf die durch Payne-Collier bekannt gewordene Folioausgabe des Shakespeare zurück, deren Unächtheit neuerdings von mehreren englischen Gelehrten, sowie zuerst von unserem deutschen Professor Bodenstedt behauptet worden ist. Der von Mr. Hamilton vorgebrachte Hauptgrund für die auch von ihm getheilte Ansicht, daß man es hier mit einer Fälschung zu thun habe, beruhte, wie wir erwähnten, darauf, daß die sogenannten „Verbesserungen“ ursprünglich mit Bleifeder, gleichsam als Concepte der späteren Falsa, und zwar in der modernen Handschrift unseres Jahrhunderts geschrieben, daß sie darauf mit Tinte überzogen und in dieser zweiten Bearbeitung erst in die Handschrift vom Ende des siebenzehnten oder den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts verwandelt worden seien. Mr. **Makselev**, der Vorstand des Mineral-Department im Britisch-Museum, hat nun mit Erlaubniß des Herzogs von Devonshire, einige Stellen des Folianten einem chemischen Proceß unterzogen wobei sich ergab, daß die Bleifederschrift in der That früher vorhanden gewesen sein muß, als die Tintenbuchstaben. Es bliebe nun also, um den Streit zu entscheiden, nur noch übrig zu beweisen, daß Erstere wirklich einen modernen Charakter trägt, und das will denn, wie die „Times“ meldet, Hamilton in einer eigenen Broschüre darzuthun versuchen.

Die Zeitgenossen Shakespeare's sind nicht blos von Seiten Bodenstedts, sondern zugleich auch von Seiten eines Franzosen, Namens **Alfred Mézières**, Gegenstand gelehrter Forschungen geworden. Von Letzterem bringt nämlich die in Paris neubegründete Zeitschrift „Magasin de la librairie“ eine Reihe von Aufsätzen unter dem Titel „les Contemporains de Shakespeare“, worin freilich nicht, wie in dem Werke des Münchener Professors, die Dramen von Webster u. A. vollständig in Uebersetzung mitgetheilt werden, die aber doch wenigstens einzelne Proben und Episoden aus den Trauerspielen jener altenglischen Dichter enthalten.

Louis Ulbach, von dem vor einigen Jahren eine pikante Novellensammlung: „L'amour et la mort“ erschien, schrieb neuerdings den Roman „Pauline Foucault“ und zeigte sich auch darin, wie in dem früheren Werke, als ein feiner, scharfsinniger Seelenanatom aus der Schule Balzacs, mit dem er freilich auch die Schwächen zu breiter Genremalerei und einer zu trüben, blasirten Grundstimmung theilt.

In Paris starb dieser Tage der als Novellenschreiber und Journalist viel beschäftigte **Alexander Privat-d'Anglemont**. Für sein Hauptwerk gilt die Erzählung „Les industries inconnues“ — ein Pariser Sittenbild von typischer Wahrheit und mit großer Schärfe der Zeichnung ausgestattet.

Die bisher unbekannt gebliebene „Correspondenz zwischen Louis Racine und René Chevaye“ ist, mit Noten von **Dugast-Matifeux** versehen, zum ersten Mal in den Druck gegeben worden. Louis Racine war der Sohn des berühmten Classikers und, ebenso wie sein Vater, ein Dichter, der freilich nicht im Entferntesten denselben großen Ruf sich erworben hat. Es existiren von ihm zwei größere Poesien „la religion“ und „la grace“, ferner viele Episteln und geistliche Lieder, und ein theoretisches Werk „Reflexions sur la poésie“, das auch für unsere Zeit noch viel beachtenswerthe Winke enthält. Sein Freund in Nantes, aus dessen Nachlaß der Briefwechsel herausgegeben worden ist, war gleichfalls Dichter, doch weiß man auch von ihm nicht eben viel zu sagen. Die Correspondenz der beiden zeigt sie uns als gebildete, feinfühlende und mit ihrer Zeit vertraute Männer, deren Gedankenaustausch für die speciellere Geschichte jenes Abschnitts der französischen Litteratur mancherlei neue Notizen beibringt. — Wir erwähnen beiläufig, daß die Briefe Louis Racine's an Mlle. Marie de Presle de l'Ecluse, seine Braut und nachherige Gattin, schon vor mehreren Jahren durch den Druck bekannt geworden sind und damals durch zarte Haltung und graziösen Styl ein gewisses Aufsehen erregten.

Einen wichtigen und bemerkenswerthen Beitrag zu der noch immer ungeschriebenen, und doch so unendlich anziehenden Geschichte des Journalismus liefert ein soeben erschienenes Werk des Franzosen **Ch. Brunet**: „Le Père Duchesne d'Hébert“. Jacques René Hébert, im Jahre 1755 zu Alençon geboren, erlangte in Paris während der Revolution eine traurige Berühmtheit und Popularität. Nach der Hauptstadt gekommen, um da sein Glück zu machen, war er Anfangs Billeteur an einem der kleinen Theater und sodann Diener. Als aber der Aufstand losbrach, wurde er Mitglied des Jakobinerclubbs und ein öffentlicher Redner, der sich sehr schnell des Volks besondere Gunst verschaffte. Damals gab ein Postbeamter Lemaire ein constitutionellen Grundsätzen huldigendes Blatt „le Père Duchesne“ heraus, und um dasselbe unschädlich zu machen, gründeten die Umsturzmänner ein gleichnamiges Journal in ihrem Sinne, dessen Leiter Hébert wurde. Ueber diese 1790—94 erschienene und besonders im Heere und bei den unteren Ständen verbreitete Zeitschrift, worin der Cynismus und die Frechheit der Revolutionsideen in der ausschweifendsten und schmutzigsten Gestalt sichtbar ward, giebt das erwähnte Buch historische und bibliographische Notizen, denen eine vollständige Lebensbeschreibung des Redacteurs vorausgeht. Derselbe war besonders auch für die Einsetzung der neuen Gottheit thätig und jene gotteslästerliche Feier der ersten „Göttin der Vernunft“, wobei die schöne kokette Frau Momoro in schamlos diaphaner Tracht im Triumphe durch die Straßen von Paris nach dem Dom getragen wurde, war vorzüglich mit durch seine Beihülfe veranlaßt. Endlich erschien der bedeutende Einfluß der Hébertisten den Männern des Convents, Robespierre an der Spitze, doch gar zu gefährlich; sie machten ihnen den Proceß und er sammt seiner Partei mußte im Jahre 1794 das Schaffot besteigen.

Bildende Kunst.

Der Marienmaler **Theodor Weber** aus Berlin hat in der Wirthsstube einer kleinen sächsischen Posthalterei zufällig einen werthvollen Fund gemacht, einen Kopf in mittelalterlicher Tracht nämlich, der als das Werk van Dyk's oder wenigstens als aus dessen Schule hervorgegangen erkannt worden ist. Das Bild steht jetzt im Atelier des Finders zur Besichtigung aus und erntete hierbei die Bewunderung aller Kenner und Freunde der Kunst.

Im Betsaale des städtischen Waisenhauses zu Breslau befindet sich ein altes, in einen sogenannten Augsburger Rahmen gefaßtes Gemälde von vorzüglicher Güte. Es ist, wie die „Schlesische Zeitung“ meldet, ein Staffeleibild von mittlerer Größe, mehr hoch als breit, den Sieg ächter Kunst über das schlichte Gemüth darstellend. Drei Jünglinge, fahrende Sänger, stehen im Vordergrunde; sie haben eben ein Lied vollendet und harren ihres Lohnes. Rechts von ihnen erblickt man ein schönes großes Haus, vor dem sie spielten. Eine alte zänkische Frau, wahrscheinlich die Besitzerin der Reichthümer, die es birgt, macht ihnen zur Belohnung die bittersten Vorwürfe, aber wie zur Strafe für ihr Benehmen, geht im selben Augenblicke ihr Haus vom Dache in Flammen auf und hohnlachende Teufel wüthen in dem Feuer, das Alles verzehrt; den Sängern dagegen wird eine andere rührende Genugthuung zu Theil durch einen Bettler, der sein letztes Hab und Gut, den einzigen Sparpfennig, den er er noch besaß, zum Danke für die Seligkeit, die seinem Herzen bereitet worden, ihnen reichen will. Das Weib, der arme Mann sind von trefflicher Charakteristik und voller Leben, die drei Jünglinge aber, die den Vordergrund einnehmen, von einer Schönheit und Innigkeit des Ausdrucks, die geradezu wunderbar ist und in der deutschen Kunst wohl selten in solcher Höhe vorkommt. Lange hat das Bild an dem betreffenden Orte unbeachtet gehangen, bis vor Kurzem der Breslauer Maler Albrecht Bräuer seiner ansichtig wurde und den ihm innewohnenden Werth sogleich erkannte. Derselbe machte dem bekannten Kunstschriftsteller, Ernst Förster in München, davon Mittheilung, dieser unterzog das Werk einer genauen Prüfung und erklärte es schließlich für einen ächten Holbein, und zwar eines seiner besten Bilder.

Unter den Malern der Gegenwart steht nicht Vielen eine so mächtige, brillante Farbe zu Gebote, wie dem in Paris lebenden Ferdinand Heilbuth aus Frankfurt. Seine tragisch effectvolle „Scene aus dem Leben des Italieners Luca Signorelli“ erwähnten wir bereits, fast gleichzeitig aber hat derselbe noch zwei andere Werke vollendet, deren eines „den Sohn des Tizian mit Beatrice Donato“ und deren anderes uns „Torquato Tasso in Ferrara“ zeigt. Beide entfalten wieder die ganze Pracht eines in Farbenreichthum förmlich schwelgenden, ja damit kokettirenden und den geistigen Inhalt darüber vernachlässigenden Pinsels. Der Sohn des großen Malers sitzt auf einer Balconbrüstung, die Beine übergeschlagen, und spielt die Mandoline. Seine Geliebte hat zu seinen Füßen Platz genommen und wirft von unten auf sehnsüchtig schmachtende Blicke nach ihm. Ihr schöngeformter Busen ist nur halb von dem blendendweißen Hemde bedeckt, während das feuerrothe Sammetkleid bis zur Hüfte herabgesunken ist und ihr blondes Haar aufgelöst über Hals und Schultern hängt. Sie sitzt auf einem gelben Polster, ihre Füße ruhen auf einem grünen Sammetkissen. Er prangt in schwarzem, hell violett ausgeschlagenem Wamms und schwarzseidenen Beinkleidern. Reichgeblumter schwerer Stoff bildet die kunstvolle Draperie des Balcons und durch dessen Oeffnung wird man das tiefe Blau des italienischen Himmels und Meeres gewahr. — Tasso ist eben bei der Vorlesung seines „befreiten Jerusalems.“ Die Fürstin Leonore liegt auf einem Ruhebett, ihre heitere Freundin Sanvitale neben ihr. Ihnen gegenüber sitzt der Dichter, und zu Häupten steht der Herzog von Este. Die Prinzessin trägt ein weißes, golddurchwirktes Brocatkleid, die Hofdame eine himmelblaue geblümte Robe mit hochgelbem Mieder. Das Ruhebett ist carmoisinroth, der Fürst hat schwarze und dunkelrothe, Tasso schwarze und rothbraune Tracht an sich und der Boden glänzt von eingelegten Marmortafeln. — Wir waren in den Schilderungen der beiden Heilbuth'schen Gemälde mit Willen so genau, um die fast übergroße Mannichfaltigkeit der Farben zu betonen. Die Sucht danach artet bei dem ursprünglich sehr begabten Künstler in der That allmählich zum Materialismus aus und über das blendende Kolorit vergißt er Handlung und seelischen Ausdruck.

Heilbuth gehört übrigens, zu denjenigen von den deutschen Malern, welchen ihre im diesjährigen Pariser Salon ausgestellten Werke Medaillen und Belobigungen eingetragen haben. Wir erwähnen von der Zahl seiner Collegen ferner noch den Berliner Begas, sowie die Düsseldorfer Achenbach. Adolf Richter und Karl Hübner. Der Historienmaler Müller, welcher den Ständesaal zu Paris mit Bildern schmückte, wurde zum Officier, und Ludwig Knaus aus Wiesbaden zum Ritter der französischen Ehrenlegion ernannt. Den ersten für Proben der Kupferstichkunst ausgesetzten Preis erhielt einstimmig von der aus 34 Gliedern bestehenden Jury Professor Joseph Keller für seine berühmte Disputa nach Raffael, derentwegen er sich im Auftrage des rheinisch-westphälischen Kunstvereins mehrere Jahre lang in Rom aufhielt. Die Zeichnung, welche er von diesem herrlichen Werke nach Deutschland brachte, war über die Maßen gelungen und auch die nun vollendete Arbeit gehört zu den besten Blättern der Kunst, welche jetzt wohl in Keller und dem Berliner Mandel ihre hervorragendsten Vertreter haben möchte.

Unter den Schülern Eduard Steinle's steht ein Engländer, Namens Leighton oben an. Das letzte Werk desselben war eine Scene aus Shakespeare's „Romeo und Julia“, die in Kraft und Ausdruck, in Tiefe der Empfindung und kunstvollem Arrangement ausnehmend hohes Lob verdient. Nicht die oft dargestellte nächtliche Zusammenkunft der beiden Liebenden oder den Schluß der Tragödie wählte sich der Maler für sein Bild, sondern die Scene der Auffindung Julias, wie sie nach dem Genusse des Schlaftrunks als vermeintliche Todte auf ihrem Ruhebette liegt. Ueberaus schön und charakteristisch ist das Profil ihres bleichen, kein Zeichen des noch darin schimmernden Lebens verrathenden Gesichts, über welches sich voll Jammer die alte Gräfin gebeugt hat. Im Hintergrunde ringt die Wärterin weinend die Hände, während der Vater des Mädchens neben dem Lager sitzt und eine abwehrende Geberde gegen den ankommenden Bräutigam macht. Die Gestalt des sonst so kräftigen, herrischen Mannes erscheint wie gebrochen; fast verzweifelnd über das plötzliche Ungemach faßt er sein weißes Haupt und die Augen sind im höchsten Schmerze halb geschlossen. Hinter ihm steht der hochzeitlich geschmückte Graf Paris, der beim unvermutheten Anblicke der Leiche entsetzt zurücktritt. Noch ist die Kunde des Schrecklichen aber nicht bis hinaus in die Halle gedrungen, wo die Dienerschaft schon mit den Vorbereitungen zum Vermählungsfeste beschäftigt ist. Und eben treten auch die Musiker, die den fröhlichen Zug führen sollen, ins Gemach, werden jedoch bereits auf der Schwelle des trauervollen Ereignisses inne und wenden sich erschrocken zur Umkehr.

Zwei durch ihren Stoff bemerkenswerthe Bilder malten der Franzose Caraud und unser deutscher Landmann Felix Schlesinger aus Hamburg, der in Düsseldorf sich zumeist an Rudolf Jordan anschloß. Jener stellte auf einem figurenreichen Gemälde dar, wie die Elevinnen des Fräuleinsstiftes zu St.-Cyr Ludwig dem Vierzehnten und der Frau v. Maintenon Racine's „Athalia“ vorspielen; doch wäre zu erwarten gewesen, daß der König und seine Freundin sich als bedeutendere, mehr die Hauptsache des Bildes ausmachende Persönlichkeiten gezeigt hätten. Die Figur des jungen Mädchens, welches die Rolle des Abner inne hat, ist dagegen von gutem Ausdrucke. Schlesinger gab „die letzten Augenblicke der Charlotte Corday“, die im Gefängnisse kurz vor der Hinrichtung noch von dem Officier der Nationalgarde, Hauer, abgemalt wird. Bekanntlich ist das historisch wahr. Ebenso trefflich, wie der schmerzensvolle, theilnehmende Zug im Gesichte des jugendlichen Künstlers, ist die trotzige Resignation im Antlitze der, ohne Reue aus dem Leben scheidenden Schwärmerin gelungen. Ihre Gestalt erinnert einigermaßen an die Marie Antoinette von Delaroche.

Der Kölner Maler Michael Welter ist nach der Ausschmückung des Chores in der Kunibertskirche nach Eisenach übergesiedelt,

um die Fresken und Ornamente in sämmtlichen Gemächern der restaurirten Wartburg auszuführen — ein Werk, wofür er dem Großherzog von Weimar vom Baumeister Ritgen empfohlen worden ist.

Nach Alex. v. Humboldts Tode war bei den Berliner Stadtverordneten der freilich nicht zum Beschluß erhobene Antrag eingebracht worden, das Haus des großen Mannes auf Kosten der Commune anzukaufen. Man hört nun, daß die Bewohner der preußischen Hauptstadt ihren einstigen Mitbürger, wenn nicht durch eine Stiftung, so doch wenigstens durch ein Denkmal ehren wollen, zur Förderung welcher Angelegenheit sich soeben ein aus achtbaren Männern bestehendes Comité gebildet hat.

Die im Berliner Invalidenkirchhofe befindliche Grabstätte des im siebenjährigen Kriege auf dem Felde der Ehre gefallenen Generals Hans von Winterfeld soll mit einem Denkmale geziert werden, das von der Hand des als Bildhauer rühmlich bekannten preußischen Officiers, Freiherrn **von Ledebur** herrühren und am 7. September d. J. enthüllt werden wird. Es besteht aus einer römischen Trophäe, auf deren herabhängenden Bändern die Namen der Schlachten verzeichnet sind, in denen sich der General Ruhm erwarb, sowie aus einem Granitpostament, in dessen lorbeerumkränzter Nische die Büste des Helden aufgestellt werden soll, während auf der Rückseite die Worte Friedrichs des Großen nach dem Tode seines Lieblings unter den Generalen eingegraben sind: „Gegen die Menge meiner Feinde werde ich noch Hülfsmittel finden, aber einen Winterfeld finde ich nicht wieder!" Auch andere Embleme und Umschriften werden das Piedestal schmücken.

Die Stadt Montrose in Schottland will den dort geborenen Joseph Hume durch ein Denkmal ehren. Es war derselbe ein englischer Staatsmann von Gewicht, welcher durch sein energisches Wirken Ersparnisse im Staatshaushalte und für die Reformbill, sowie für die Emancipation der Katholiken, besonders aber durch sein erfolgreiches Auftreten gegen den sogenannten Orangistenbund, welcher Unduldsamkeit gegen Nichtprotestanten zu einer Institution Irlands machen wollte, sich einen klangvollen und populären Namen erworben hat. Der Entwurf zu dem Monumente ist von dem Bildhauer **Calder Marshall** bereits vollendet und es gelang demselben darin eine Gestalt von frappanter Porträtähnlichkeit, mit natürlich lebendigem Ausdrucke und ohne jede äußere Effecthascherei zu schaffen.

Mr. Page, der seine künstlerischen Studien in Rom unter Gibson machte, hat eine vom Hauche der Antike übergossene Gruppe „Venus auf dem Meere mit zwei Amoretten" vollendet. Er folgte darin dem Ideale der Aphrodite nicht, wie es in der Mediceerin, sondern wie es in der Milonerin zur Erscheinung gekommen ist, d. h. nicht als jungfräuliche, knospende Schönheit, sondern als vollständig entwickeltes, in der reifsten Blüthe stehendes Weib stellte er die Liebesgöttin dar.

Der althellenischen Mythologie ist auch das neueste Werk des Berliners **Reinhold Begas**, eines Sohnes des vor mehreren Jahren verstorbenen berühmten Loreleymalers Karl Begas, entnommen. Pan und die von ihm getröstete Psyche sind die Personen einer zwar etwas reliefartig behandelten, sonst aber ächt antik gedachten Gruppe, und wenn die Gestalt des bocksfüßigen Faunen nicht ohne charakteristischen Humor ist, erblicken wir in der Figur der Psyche ein liebliches Conterfei jener nur erst halbreifen, mädchenhaft jugendlichen Formen, wie sie an der sogenannten Psyche im Museo Borbonico, die in unseren Gallerien gewöhnlich als Seitenstück neben dem köstlichen Eros v. Centocelle zu stehen pflegt, sichtbar werden. Im Gesichte des Mädchens liegt ein Ausdruck naiven Schmerzes oder träumerischer Melancholie, der von eigenthümlichem Reize ist.

Theater und Musik.

Je ärmer die laufende Saison an erheblichen Neuigkeiten auf dramatischem Gebiete war, desto reicher wird der kommende Winter daran werden, da, wie wir hören, fast sämmtliche Autoren von Ruf mit Arbeiten für die Bühne beschäftigt sind und sie alle noch bis gegen den Herbst hin zu vollenden hoffen. Des bereits als fertig an die Directionen versandten Stückes Gustav Kühne's erwähnten wir schon; außer ihm werden nächstens aber auch Brachvogel, Putlitz, Hermann Hersch, Theodor Apel, Georg Köberle, der Berliner Kritiker Klein, Otto Girndt u. A. mit neuen Productionen vor die Oeffentlichkeit treten.

Professor **Ludwig Eckardt** in Bern hat außer einer Jubiläumsschrift „Schiller als Dichter der Zukunft" auch ein Drama, das den Titel „Schiller" führt, im Drucke erscheinen lassen. Nach Laube's „Karlsschülern" und dem einactigen Drama „Das Lied an die Freude" von Schmidt betritt unser Nationaldichter in dem genannten Stücke zum dritten Mal das deutsche Theater, während er, was noch den meisten unserer Leser unbekannt sein dürfte, auch schon in Paris einmal Held eines Bühnenspiels geworden ist. Dasselbe wurde im Jahre 1853 mehrmals gegeben und hatte einen gewissen Fontaine zum Verfasser.

Der bekannte Komiker **Weihrauch** in der Friedrich-Wilhelmsstadt, der sich auch als Autor mehrerer effektvoller, mit Geschick aus dem Leben gegriffener Possen in der Kalisch'schen Manier, z. B.: „Die weiblichen Seeleute", „Der Bummler von Berlin" und des Stückes „Wenn Leute Geld haben" bekannt gemacht hat, vollendete in gleichem Genre ein neues Werk, dem die Bevölkerung der preußischen Hauptstadt mit um so größerer Spannung entgegensieht, als es seinen Namen von einer der größten dortigen Corporationen hergenommen hat. Der Titel wird nämlich lauten: „Die Maschinenbauer von Berlin" und danach und den bisherigen Leistungen des Verfassers zu schließen darf man ein durch treu abgelauschte Züge fesselndes Gemälde aus dem Volksleben erwarten.

Einen deutschen Levassor will man, was proteische Mannichfaltigkeit der Masken anlangt, in dem jetzt zwar nur erst an einem Vorstadttheater zu Wien engagirten **Otto von Fielitz** entdeckt haben, der vor kurzem in Gastspielen sowohl das Dresdner, als das Berliner Publikum durch die Originalität und Bravour seines Auftretens überraschte und anzog. Wir sahen den jungen Künstler schon vor mehreren Jahren und erinnern uns noch sehr wohl seiner ungewöhnlich interessanten Erscheinung, die jetzt ein Kritiker der „preußischen Zeitung" nicht übel also beschreibt: eine zierliche Gestalt, elegante Tournüre, ein feines Piquebubenprofil mit seidenem, rabenschwarzem Kräuselhaar, ein Grisettenkopf von südlichem Olivengrün mit graziösem Schnurrbärtchen und dem keckesten Studententenor. In der Posse „Ein Fuchs oder Wie man Raben fängt" setzte Hr. v. Fielitz die Zuschauer durch seine Virtuosität in mimischen Verwandlungen nicht wenig in Erstaunen. Stutzer und Fuhrmann, Börsenjude und Mucker, Ira Aldridge und dreizehnjähriger Backfisch, Münchhausens Fuchsjäger und dessen Fuchs zugleich — das Alles war der Darsteller, und Alles in gleicher Vollendung.

In Wien starb vor kurzem im neunundsechzigsten Jahre der pensionirte k. k. Hofopernsänger **Anton Forti**, dessen Ferdinand Cortez und Don Juan einst zu den bedeutendsten Leistungen in der italienischen Oper gehörten. Soviel wir wissen, war Anton Forti Vater der bekannten schönen Tänzerin gleichen Namens in Berlin.

Eine jugendlich reichbegabte Sängerin, die für die Zukunft noch zu hohen Erwartungen berechtigte, die Prager Primadonna, Frau **Babette Meller** geb. Müller, ist der deutschen Bühne durch den Tod, der als Folge ihrer ersten Entbindung eintrat, entrissen

worden. Sie war im Jahr 1834 in Augsburg geboren und begann ihre theatralische Laufbahn an der Münchner Hofbühne als Ballettänzerin. Dann wurde sie Soubrette in der Oper, übernahm aber bald, unterstützt durch Kraft und Umfang ihrer Stimmmittel erste tragische Partieen, wie „Lucrezia Borgia“, Valentine in den „Hugenotten“ u. s. w. Sie sang dieselben mit Beifall in Königsberg, Frankfurt a. M., Braunschweig und Prag, der letzten Stätte ihres Engagements, wo sie drei Tage nach der Geburt eines Kindes am 15. Juli verschied.

Zu Paris starb vor kurzem im achtzigsten Lebensjahre der Baron **Cogniard de la Tour**, der sich einst als Akustiker und durch die Erfindung der sogenannten „Sirene“, eines Instruments zum Reguliren der Stimmgabel, in der musikalischen Welt einen Namen erworben hatte. Er war Mitglied der Akademie der Wissenschaften in der Abtheilung für Physik.

Grisar, dessen Operette „Bon soir, Monsieur Pantalon“ sich vor einigen Jahren in Paris große Beliebtheit zu erfreuen hatte und auch bei uns in Deutschland unter dem berolinisirten Titel „Guten Morgen, Herr Fischer“ populär geworden ist, hat eine neue Opera buffa „Das Wunderwasser“ geschrieben, die in einer Uebersetzung auf dem Breslauer Theater nicht ohne Beifall gegeben wurde. Die Composition ist etwa mit dem jetzt so in Gunst stehenden Offenbach'schen Genre zu vergleichen, der Text aber (nach Sauvage) zeigte sich als nichts Anderes, denn als eine moderne Italienisirung unseres alten, gemüthlichen, schon beinahe hundert Jahre alten „Dorfbarbiers“ von Schenk.

Franz Liszt, dessen von uns schon angekündigtes Buch „Des Bohémiens et de leur musique en Hongrie“ nunmehr erschienen ist, hat nach seinen „Seligkeitsprüfungen“ bereits wieder ein neues Werk vollendet, eine Composition des 137. Psalms, welchen einst auch der alte Hiller in Leipzig in Musik setzte. Liszt's Tonschöpfung, die sich durch schwungvolle Auffassung auszeichnen soll, ist für ein Mezzosopransolo mit obligater Begleitung von Violinen, Harfe und Orgel (oder Pianoforte) berechnet und sie wurde zuerst in Weimar durch die schöne Stimme des Fräulein Emilie Genast zur Geltung gebracht, deren Vortrag der „Loreley“ zu den bedeutendsten Momenten der hier Orts stattgehabten Tonkünstlerversammlung gehörte.

Tom Taylor scheint, was Fleiß und Fruchtbarkeit anlangt, eine Art englischer Scribe werden zu wollen, denn binnen wenigen Monaten vollendete er nicht weniger als drei, den Abend füllende, durch Geist und Schärfe der Auffassung ausgezeichnete Lustspiele. Das letzte derselben, welches neulich, und zwar, ebenso wie die beiden früheren, mit durchschlagendem Erfolge auf dem Olympictheater zu London in Scene ging, betitelt sich „Payable on Demand“ (Zahlbar nach Sicht) und spielt in Frankfurt a. M. im Jahre 1792, zu der Zeit, da die alte Reichsstadt durch Truppen der französischen Republik besetzt war.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 33. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 13. August.

Inhalt.

Karl Joseph Lipinski.

Lipinski, einer der bedeutendsten Koryphäen des Violinspiels, wurde zu Radzyn, einem Städtchen in der Woywodschaft Podlachien (Ziemia Lukowska), im heutigen russischen Königreich Polen (Gouvernement Lublin), geboren. Ueber das Datum seiner Geburt sind zwei abweichende Angaben vorhanden: im amtlichen Taufschein nämlich wird der 30. October 1790 genannt, während nach glaubwürdigen Familiennachrichten der Geburtstag des Meisters auf den 4. November desselben Jahres fallen soll. Frühzeitig schon begannen sich die Schwingen von Lipinski's großer Musikbegabung zu regen. Nichtsdestoweniger wurde ein geregelter Unterricht erst im siebenten Lebensjahre aufgenommen. Der Knabe lernte zuerst dasjenige Instrument, auf welchem er später so Außerordentliches und in seiner Weise Unerreichtes leistete: die Violine, und zwar unter Anleitung seines Vaters. Dieser war zwar nur Naturalist, aber doch so erfahren und bewandert in musikalischen Dingen, daß die adeligen Herrschaften, in deren Dienst er als Güterbevollmächtigter stand, ihn mit der Bildung und Einrichtung ihrer Privatkapellen betrauten. Namentlich war dies der Fall bei einigen galizischen Edelleuten in der Umgebung von Lemberg, wohin Lipinski's Vater in Folge der im Jahre 1794 stattgehabten Kosziusko-Revolution sich gewandt hatte.

Der junge Lipinski machte auf der Violine so schnelle und überraschende Fortschritte, daß er den Händen seines väterlichen Lehrmeisters bald entwuchs, und sich demnächst lediglich auf ein rein autodidaktisches Studium angewiesen sah. Unter diesen Verhältnissen kam sein zehntes Lebensjahr heran, als er plötzlich die Violine bei Seite legte und statt dessen das Violoncell zu seinem Instrument erwählte. Zu diesem Wechsel wurde Lipinski vielleicht mit durch die Bekanntschaft eines Lemberger Beamten Namens Kreneѕ bestimmt, welcher in ganz vorzüglicher, kunstgeübter Weise das Violoncell spielte, und an dem der jugendliche Musensohn ein bis dahin entbehrtes Vorbild für seine Studien gefunden hatte. So sehr es sich nun auch der neu gewonnene Mentor angelegen sein ließ, seinen jungen Freund mit Rath und That in musikalischer Hinsicht zu unterstützen, so war er doch auch gleichzeitig die Veranlassung, daß der gelehrige Schüler schließlich wieder zur Violine zurückkehrte, indem er darauf hinwies, daß ein Violoncellist immer mehr oder weniger nur eine untergeordnete Stellung einnehmen könne, wohingegen einem Violinisten die erste Position im Orchester offen stehe. Dieser Ansicht beipflichtend, griff Lipinski wiederum zur Violine, obwohl er es auf dem Violoncell bereits so weit gebracht hatte, um mit entschiedenem Erfolge Romberg'sche Concerte bewältigen zu können. Die Zeit und Mühe aber, welche er auf das Violoncell verwandt, war keineswegs verloren. Im Gegentheil: seine linke Hand hatte dadurch eine sehr zweckmäßige technische Ausbildung und Festigkeit erlangt, ebenso wie die Bogenführung an Kraft und Energie nothwendig dabei gewinnen mußte. Lipinski verdankte daher wohl, wie er auch selbst glaubt, die bewundernswerthe Größe, Breite und Fülle seines Violintones dem Umstande, eine Zeitlang Violoncell gespielt zu haben, womit indessen keineswegs gesagt sein soll, daß auf diesem Wege jeder Violinist gleich glückliche Resultate erzielen dürfte.

Das Ansehen, welches Lipinski als ausübender Künstler sich allmählich erworben hatte, bewirkte seine 1810, also im zwanzigsten Lebensjahre, erfolgende Berufung als Concertmeister an das Lemberger Theater. Er bekleidete diesen Posten bis 1812. Während dieser Zeit hatte er häufig Gelegenheit, sich öffentlich als Concertspieler hören zu lassen, und im Bewußtsein seiner jugendlichen Kraft, sowie seines eminenten Talentes unternahm er es mehrmals, an einem und demselben Abend unmittelbar nach einander sich mit Solo's auf der Violine und dem Violoncello zu produciren. Später freilich wiederholte er dieses etwas gewagte Experiment nicht weiter, obschon er noch lange Zeit hindurch immer wieder einmal gelegentlich zu seinem Vergnügen Violoncell spielte, bis endlich auch dies unterblieb.

Nachdem Lipinski zwei Jahre hindurch die Concertmeisterstelle am Lemberger Theater bekleidet hatte, trat er in die Functionen des Kapellmeisters, während sein bisheriger Posten dem Violinisten Serwaczynski, dem nachmaligen Lehrer Joseph Joachim's, übertragen wurde. Als Kapellmeister hatte er Gelegenheit, eine in Anbetracht seiner früheren Verhältnisse ge-

steigerte künstlerische Thätigkeit zu entwickeln. Alle vorzüglichen neuen deutschen, französischen und italienischen Opern der damaligen Zeit wurden von ihm mit unermüdlichem Eifer einstudiert und aufgeführt. Dies war mit Schwierigkeiten verbunden, aus denen der höchst strebsame, unaufhaltsam vorwärts drängende Künstler indeß einen nicht geringen Vortheil zog. Da Lipinski nämlich nicht Clavier spielte, jenes Instrument, welches für einen Dirigenten beim Einstudieren als zweckmäßigstes Surrogat des Orchesters dient, so war er gezwungen, die Proben mit der Violine zu halten. Dieser Umstand gab ihm Veranlassung, doppelstimmig zu accompagniren, abgesehen davon, daß er sich öfters genöthigt sah, den Eintritt der Singstimmen nebenher zu markiren. Hiernach kann es nicht zweifelhaft sein, daß Lipinski seine Fähigkeit und Fertigkeit im doppelgriffigen Spiel auf der Violine während der Ausübung des Kapellmeisteramtes wesentlich ausbildete und erhöhte. Und in der That ist Lipinski's Kunstfertigkeit in Doppelgriffen aller Art bekanntermaßen immer eine ganz außerordentliche gewesen. Neben seiner anstrengenden amtlichen Thätigkeit als Kapellmeister fand Lipinski noch hinreichende Muße, um vielfach selbstschöpferisch sich zu versuchen. So componirte er Soli für sein Instrument, Ouverturen, Operetten und manches Andere noch. Auch seine intellectuelle Fortbildung, zu welcher sein Vater schon frühzeitig einen gediegenen festen Grund, namentlich durch Erlernung mehrerer Sprachen hatte legen lassen, verabsäumte er nicht, wie denn diesen Künstler von jeher ein unablässiges Streben zur allseitigen Erkenntniß der Dinge in den verschiedenen Bereichen des Wissens auszeichnete, wodurch er sich natürlich wiederum fähiger für das tiefere Verständniß und die erfolgreichere Ausübung seiner Kunst machte.

Lipinski verblieb in seiner Lemberger Stellung bis ins Jahr 1814. Um diese Zeit erhielt er die Kunde von der Anwesenheit Ludwig Spohr's in Wien. Mit Freuden jederzeit bereit, seine Anschauungen zu bereichern und zu lernen, wo sich eine Gelegenheit dazu darbieten könne, machte Lipinski sich sofort auf den Weg nach Wien, um Spohr, den wir jetzt als den Altmeister und Begründer der deutschen Violinschule verehren, so bald als möglich zu hören. So vollkommen er nun auch in Anbetracht der Leistungen dieses Künstlers den bedeutenden Ruf bestätigt und gerechtfertigt fand, welchen Spohr als Violinspieler damals bereits genoß, so gewann er doch im Vergleich seiner eigenen Leistungen mit denen des deutschen Meisters die Ueberzeugung, daß er selbst für seine Person sich auf einem vollkommen richtigen Wege befinde, und daß er keine Ursache habe, seine selbständig eingeschlagene Kunstrichtung irgendwie zu modificiren. Dies ist ein charakteristischer Zug Lipinski's. Bei aller vorurtheilsfreien Anerkennung für wirklich bedeutende Leistungen Anderer, hat er sich nie durch Einflüsse von Außen her in seinem Kunststreben beirren lassen: er ist sich stets selbst treu geblieben. In jüngeren Jahren mußte er oft den Tadel und die Mißbilligung seiner einzig dem Edlen, Tiefen und Ernsten zugewandten Richtung von Solchen ertragen, die nach oberflächlicher, einseitiger Art und Weise das Heil der künstlerischen Virtuosität in einer äußerlich brillirenden und blendend in die Augen fallenden Technik zu erkennen vermeinten. Dergleichen Leute ließ Lipinski in dem klaren Bewußtsein dessen, wonach der ächte Künstler zu ringen habe, und was die Kunst von ihm verlange, jederzeit unbeachtet, dem selbstgesteckten Ziele mit Ruhe und Sicherheit entgegenarbeitend.

In seinen Anschauungen und Principien neu gefestigt, kehrte Lipinski von Wien nach Lemberg zurück. Seine Stellung als Dirigent am Lemberger Theater gab er auf, um sich desto ungestörter und rückhaltloser mit ganzer Kraft seinen Privatstudien, sowohl hinsichtlich des Violinspiels, als auch der Composition, hingeben zu können. So kam das Jahr 1817 heran, in welchem die Kunde von Paganini's aufsteigendem Stern aus Italien nach Deutschland, überhaupt nach dem nördlichen Europa herüberscholl. Die Wunder, welche die Zeitungen von den Leistungen dieses seltenen Kunstphänomens mittheilten, zu sehen und zu hören, ließ es Lipinski keine Ruhe. Sogleich beschloß er, sich auf den Weg nach Italien zu machen, um den Gepriesenen aufzusuchen und, wenn möglich, von ihm zu profitiren. In Mailand angelangt, erfuhr Lipinski, daß Paganini in Piacenza sei. In letzterer Stadt traf er gerade zu einem Concerte des italienischen Violinmeisters ein. Beim ersten Adagio, welches Paganini spielte, verhielt das anwesende Publicum sich still; Lipinski war der Einzige, welcher seinen Beifall zu erkennen gab. Hierdurch die Neugierde seiner Nachbarn erregend, und von mehreren Seiten angesprochen, äußerte Lipinski, daß er selbst Künstler und weither aus dem Norden gekommen sei, um Paganini zu hören. Diese Kundgebung mochte den Landsleuten des großen Virtuosen schmeicheln, denn einige derselben führten den Fremdling nach Beendigung des Concertes auf das Orchester und stellten ihn dem eben Gefeierten vor. Des folgenden Tages machten beide Künstler nähere Bekanntschaft, und nachdem Paganini den fremden Meister gehört, musicirte er nicht allein täglich mit ihm, sondern trat auch in zweien seiner Concerte mit ihm zusammen öffentlich auf.*) — eine Thatsache, die beide Künstler ehrt, und die nicht wenig dazu beigetragen haben mag, daß Lipinski nach erfolgter Rückkehr in die Heimath überall mit dem Enthusiasmus empfangen wurde, der seinen außerordentlichen Leistungen gebührte. Denn soviel Anerkennung man auch immer Lipinski zu Theil werden ließ, so waren doch manche Fälle vorgekommen,

*) Fetis bestreitet diese Angabe in seiner „Biographie universelle“ ohne alles Fug und Recht, wie er auch in dem eben genannten Werke betreffs Lipinski's sich mehrfach Unrichtigkeiten zu Schulden kommen läßt. Ueber das zweimalige öffentliche Auftreten Lipinski's im Verein mit Paganini liegen die gedruckten Beweise vor. Nach denselben spielten beide Künstler zusammen im Theater zu Piacenza am 17. und 30. April 1818 öffentlich, und zwar Concertduos von Pleyel und Kreutzer. Bei dieser Gelegenheit mögen zugleich die vollkommen irrigen Angaben Fetis' zurückgewiesen werden, daß Lipinski eine Concertreise in Dänemark gemacht haben solle, sowie daß er bei seinem zweiten Zusammentreffen mit Paganini in Warschau diesem Rivalen aus dem Wege gegangen und abgereist sei, ohne öffentlich aufzutreten. Was den ersten Punkt betrifft, so ist zu bemerken, daß Lipinski niemals in Dänemark war; betreffs des zweiten ergiebt sich das Nöthige aus der weiteren Darstellung der obigen Lebensskizze.

in denen sich an ihm das alte Sprüchwort: „Der Prophet gilt nichts im Vaterlande," bewährt hatte. Wie sehr sich übrigens Paganini durch Lipinski angezogen fühlte, geht daraus hervor, daß dem letzteren Meister von dem ersteren der förmliche Antrag gemacht wurde, mit ihm vereint eine Kunstreise durch ganz Italien anzutreten. Lipinski fühlte sich indeß veranlaßt, hiervon abzusehen, indem dergleichen einerseits nicht mit seinen Plänen für die Zukunft vereinbar war, andererseits aber die Sehnsucht nach seiner Familie ihn zurücktrieb. Er trat seinen Rückweg Ende 1818 über Triest an. Hier erhielt er Kunde von der Existenz eines alten, und wie man Lipinski versicherte, des einzigen zu jener Zeit noch lebenden Schülers Tartini's. Es war ein gewisser Dr. jur. Mazzurana. Lipinski, wie schon bemerkt, immer bereit zu lernen, und seine Anschauungen zu bereichern und zu erweitern, suchte diesen Mann sofort auf, in der Hoffnung, einige traditionelle Mittheilungen über Tartini's Violinspiel von ihm zu erhalten. Er fand in ihm einen etwa neunzigjährigen, für sein hohes Alter aber noch rüstigen Greis von kolossaler Körpergröße. Nachdem Lipinski sein Anliegen vorgebracht, erwiederte Mazzurana, er sei zu alt, um ihm Etwas vorzuspielen. Dagegen schlug er dem Gaste vor, eine Sonate von Tartini vorzutragen, er werde dann wenigstens versuchen, ihm auf indirecte Weise begreiflich zu machen, in welchem Geiste Tartini seine Compositionen habe executirt wissen wollen. Lipinski spielte; seine Vortragsweise behagte jedoch dem alten Mazzurana nicht, welcher mit der ganzen Freimüthigkeit und Derbheit eines alten ehrlichen Mannes aussprach, daß Lipinski keinen Begriff davon habe, wie man Tartini's Compositionen spielen müsse. Indessen wolle er versuchen, ob und in wie weit er einem Dritten auf die richtige Spur zu verhelfen vermöge, da er selbst nun einmal nicht mehr im Stande sei, die Violine zu handhaben. Der Alte schaffte hierauf ein Notenheft herbei, in welchem sich mehrere Tartini'sche Sonaten mit untergelegten Textesworten befanden. „Lesen Sie den Text," nahm der seltsame Mann das Wort, „lesen Sie ihn ein paar Male hintereinander laut und mit declamatorischer Betonung vor, und dann spielen Sie die Musik." Lipinski that, wie ihm geheißen. Das untergelegte Gedicht war voll tiefer Empfindung, und Lipinski fühlte sich tief ergriffen davon. Unbewußt beeinflußt und gehoben von der eben in sich aufgenommenen Poesie, spielte er so, daß Mazzurana am Schlusse seinen Beifall zu erkennen gab. Ob Lipinski nun wirklich genau in Tartini'scher Manier gespielt, wer möchte es behaupten? Allein eine poetisch empfundene Leistung hatte er ohne Zweifel hingestellt, und darauf kam es dem Alten wohl eben zumeist an. Seit dieser Zeit war Lipinski, wie er selbst versichert, stets darauf bedacht, die Kunstwerke, deren Ausführung er sich unterzog, poetisch zu erfassen und demgemäß in der Wiedergabe zu beleben, und die Annahme dürfte wohl berechtigt sein, daß der seltene Künstler diesem Umstande die eigenthümliche, charaktervolle Art und Weise der Reproduction mit verdankt, welche beispielsweise seine geist- und stylvolle Ausführung Beethoven'scher Compositionen so sehr ausgezeichnet hat.

Nachdem Lipinski wiederum einige Zeit in Lemberg zugebracht, begab er sich auf Kunstreisen. Namentlich ist eine Reise während des Jahres 1821 in Deutschland, sowie eine andere in Rußland (1825) zu erwähnen. Ueberall erntete er ungetheilten Ruhm, und sein Name schwang sich zu immer höherer Geltung und Bedeutung für die Kunstwelt empor.

Im Jahre 1829 traf Lipinski durch Zufall zum zweiten Male mit Paganini zusammen. Er reiste nämlich nach Warschau, um dort zu concertiren, und war überrascht, dem Maestro hier zu begegnen. Doch war dieses Zusammentreffen beider Künstler kein so erfreuliches, wie das erste. Zu jener Zeit lebte in Warschau ein italienischer Gesangsmeister, Namens Soliva. Dieser machte zu Gunsten seines Landsmannes Paganini Partei gegen Lipinski und suchte namentlich des Letzteren Auftreten in Warschau durch mancherlei Intriguen zu verhindern, um hinterher behaupten zu können, Lipinski habe es gescheut, gleichzeitig mit Paganini in einer und derselben Stadt aufzutreten. Lipinski, der dies erfuhr, beeilte sich nun um so mehr, ein Concert anzukündigen, als er sich sagen durfte, daß bei seiner von Paganini's Manier völlig abweichenden Richtung von einer eigentlichen Rivalität durchaus keine Rede sein könne. Paganini ließ in Folge dessen seinem Berufsgenossen sagen, er solle es sich wohl überlegen, ob er es wagen dürfe, während seiner (Paganini's) Anwesenheit in Warschau öffentlich aufzutreten, da er (Paganini) als ein „Achilles" unter den Violinspielern allgemein anerkannt und daher unbesiegbar sei. Lipinski ließ sich dadurch nicht einschüchtern und gab lediglich zur Antwort: „Man wisse wohl, daß Achilles zwar ein starker Held gewesen sei, daß er indessen eine verwundbare Stelle am Fuß gehabt habe." Beide Künstler gaben demnächst zu gleicher Zeit ihre Concerte. Die Folge davon war, daß sich zwei Parteien in Warschau bildeten, die sogar in öffentlichen Blättern zu Gunsten ihrer Erwählten einander befehdeten. Lipinski's Gegenpartei ließ sich durch schlecht verhehlte Erbitterung sogar zu der vagen Behauptung hinreißen, daß er ein Schüler Paganini's sei, und knüpfte hieran so seltsame Folgerungen, daß Lipinski zur Wahrung seiner Künstlerehre sich genöthigt sah, eine Erklärung in der Zeitung abdrucken zu lassen, die auf das bekannte: „Anch'io son pittore" basirt war.

Bis zum Jahre 1835 verweilte Lipinski wiederum in Lemberg, mit allem Eifer seinen Studien lebend. Alsdann trat er eine größere Kunstreise an, die ihn nach Deutschland, Frankreich und England führte, in welchen Ländern er neue Triumphe feierte. Im Herbst 1836 kehrte er über Leipzig in seine Heimath zurück, von wo aus er demnächst in verschiedenen Zwischenräumen Concertreisen durch Rußland und Oesterreich machte. Im Jahre 1839 erhielt er die ehrenvolle Berufung als königl. sächs. erster Concertmeister, als welcher er am 1. Juli desselben Jahres verpflichtet wurde. Mit ganzer Hingebung widmete er sich den Pflichten seiner einflußreichen Stellung, die er gegenwärtig noch bekleidet, und namentlich das Streichquartett der königl. Kapelle, welches seiner besonderen Fürsorge anvertraut wurde, verdankt seinen Bemühungen eine gedeihliche Reorganisation.

Lipinski gehört zu den seltenen Künstlernaturen, die in strenger, keuscher Bewahrung ihrer Originalität unablässig nach

dem Ideale der Kunst ringen. Ihm ist die Kunsttechnik lediglich das Mittel zum Zweck, der Geist der Sache aber das Endziel aller Bestrebungen. Sein Spiel hat in Erstaunen gesetzt durch die kühne Besiegung der größten Schwierigkeiten, sowie durch die Größe, Breite und Gewalt seines Tones; aber nicht dies allein. Es hat auch — und das ist die Hauptsache — erwärmt, entzündet und begeistert durch die in ihm sich wiederspiegelnde Noblesse und Tiefe des Gemüths, durch warme, heißblütige Empfindung, durch poetische Durchdringung und Belebung, durch eigenthümlichen imponirenden Charakter und endlich durch ächt künstlerische Gestaltungskraft. Und es ist sehr bezeichnend für diesen außerordentlichen Künstler, daß er den Hörer bei seinen Leistungen das „Violinspiel" vergessen machen konnte, — eine Eigenschaft, die von allen großen Geigern dieses Jahrhunderts nur noch Paganini nachgerühmt wird.

Die mannichfachen Compositionen, welche Lipinski im Laufe der Zeit veröffentlicht hat, sind von bedeutendem Werthe für die Litteratur der Violine, nicht blos in artistischer, sondern auch in pädagogischer Hinsicht. Dies ist allgemein anerkannt. Namhaft gemacht seien hier blos seine drei Violinconcerte mit Orchesterbegleitung, sowie seine Phantasien und Variationen, unter den letzteren die höchst charaktervollen in G-moll. Auszeichnungen wurden dem Meister in seinem reich bewegten Leben, wie selbstverständlich, vielfach zu Theil. Es genüge jedoch anzuführen, daß er im Jahr 1838 durch Decret zum ersten Violinisten des kaiserl. russ. Hofes, sowie im Jahre 1854 zum Ritter des königl. sächs. Albrechtsordens ernannt wurde. —

(40.)

Muhamedanische Geheimbünde in Algerien.

Die kriegerischen Ereignisse, welche einige Monate die Ruhe Europa's störten, haben auf einige Zeit die dumpfe Gährung vergessen lassen, welche die ganze muhamedanische Welt durchzittert und zuerst in dem Sipoy-Aufstand in Ostindien, dann in kleinerem Maßstabe in den Mordscenen in Dscheddah und den unruhigen Auftritten in mehreren Städten Kleinasiens zum Ausbruch kam. Sie ist aber eine um so wichtigere Erscheinung, als sie von einer weit verbreiteten Opposition gegen die Herrschaft der Europäer zeugt und durch das Planmäßige ihrer Demonstrationen auf das Vorhandensein weitverzweigter geheimer Organisation hingewiesen hat. Die Erzählungen, daß in Ostindien der Befehl zum Aufstande durch Versendung von Broten oder gewissen Blumen von Ort zu Ort gegeben worden, erregten anfangs ungläubiges Lächeln; seitdem ist man aber auf die Spuren von Geheimbünden unter den Muhamedanern gekommen, welche, wesentlich religiöser Natur, sich nicht nur die Bekämpfung der Christen, sondern auch jeder Abweichung von der Reinheit des muhamedanischen Glaubens in den eigenen Reihen zum Ziel gesetzt haben. Die scharfen Augen der französischen Militärpolizei in Algerien verfolgten schon seit Jahren die Spuren dieser Geheimbünde, und bereits 1846 veröffentlichte der Oberst Neveu, Director der arabischen Angelegenheiten in der Provinz Constantine, Einzelheiten, welche in der letzten Zeit durch weitere Details vervollständigt worden sind, so daß sich die Organisation dieser gefährlichen Gesellschaften, was Algerien betrifft, ziemlich genau übersehen läßt. Die Ziele der Organisation dagegen lassen sich nur aus vereinzelten Erscheinungen combiniren, aber doch schon soviel von sich erkennen, daß die Gefährlichkeit dieser Geheimbünde für die französische Herrschaft in Algerien außer allem Zweifel steht. Wie groß ihr Einfluß ist, läßt sich auch daraus ersehen, daß der Kaiser von Marokko wahrscheinlich längst nicht mehr auf seinem Throne sitzen würde, wenn er nicht dem Geheimbunde der Mulei Tajeb angehörte, und wenn er nicht, um sich die Unterstützung des Oberhaupts dieser mächtigen Gesellschaft zu sichern, demselben alljährlich reiche Geschenke überschickte, die man fast als Tribut betrachten kann.

Am ehesten lassen sich die Gesellschaften der Khouans oder Brüder, wie diese Geheimbünde heißen, in ihrer Organisation mit den religiösen Brüderschaften des katholischen Europa's vergleichen. Alle beruhen auf dem reinen Islamismus; bei allen besteht die Regel in dem Hersagen gewisser Gebete, außer denjenigen, welcher der Koran vorschreibt. Ihre Hauptgefährlichkeit entsteht aber daraus, daß ihre Mitglieder die fanatischsten und unduldsamsten Muhamedaner sind, und daß der Obervorsteher oder Kalif ganz unumschränkt über die Kräfte und das Leben jedes einzelnen Mitgliedes verfügt. Er, der selbst seinen Nachfolger wählt und Niemandem über die Gründe seiner Wahl Rechenschaft abzulegen braucht, kann von den Mitgliedern der Brüderschaft den blindesten Gehorsam verlangen und, wie sich die Statuten einer dieser Gesellschaften ausdrücken, sollen die Brüder in seiner Hand wie ein Stock sein, den die Hand nach ihrem Belieben führt. Die Vermittler zwischen dem Kalif und den einfachen Gläubigen sind die Mokaddems, die Vorsteher des Bundes in jedem District, jeder Stadt oder jedem Stamme, wo sich Eingeweihte befinden. Sie stehen in beständiger Verbindung mit dem Kalifen, der ihnen seine Verhaltungsbefehle ertheilt, und dem sie wieder alle Nachrichten und alle Auskünfte, die er wünscht, zukommen lassen. Man hat sich in Algerien oft die Frage vorgelegt, wie es zugeht, daß manche Nachrichten von einem Ende des Landes bis zum andern manchmal schneller gelangen, als durch den Telegraphen. Die Organisation der Khouans, durch welche jede beliebige Kunde von Mund zu Mund weiter verpflanzt werden kann, erklärt Alles.

Die einfachen Brüder und wahrscheinlich auch die Mehrzahl der Mokaddems sind schwerlich in die letzten Geheimnisse des Ordens eingeweiht. Meistens sehen sie in demselben nur ein Mittel, Gott auf eine vollständigere Art zu verehren, um sich ihre Seligkeit mit größerer Sicherheit zu verdienen. Aber diese Unwissenheit vergrößert nur die Gefahr, weil sie aus den Khouans unbedingt gehorchende Werkzeuge eines einheitlichen Willens macht. In Algerien bestehen sechs dieser Gesellschaften, die Mulei Tajeb, die Aissaua, die Derkaua,

die Mohamed ben Abderrahman, die Tidschali und die Abdelkader ed-Dschilali, über deren Stärke sich nichts Genaues angeben läßt. Soviel steht jedoch fest, daß in der Provinz Oran ein Fünftel der männlichen und mannbaren Bevölkerung dem Orden der Mulei Tajeb angehört; daß in der Stadt Constantine der Orden Mohamed ben Abderrahman 13- bis 14,000 Mitglieder, den zehnten Theil der gesammten muhamedanischen Bevölkerung, zählt; daß in gewissen Städten Marokko's, z. B. Mekues, kein einziger Einwohner der Brüderschaft der Aissaua fremd ist. Von der Macht dieser Geheimbünde wollen wir nur einige wenige Beispiele geben. Im Jahre 1844 wurde die in Biskra zurückgelassene Garnison überfallen und niedergemetzelt. Wie und durch wen geschah das? Auf ein gegebenes Zeichen öffneten die in der Stadt zurückgebliebenen Khouans von Tidschali ihren Brüdern vom Lande die Thore und fielen nun vereinigt über das Detachement her, das viel zu schwach war, um ihnen Widerstand leisten zu können. Im folgenden Jahre erhielt eine Anzahl Araber Befehl, das vor kurzem von den Franzosen angelegte Lager von Sidi-bel-Abbes anzugreifen: sie könnten, sagte man ihnen, sich ohne Furcht demselben nähern, da die Waffen in den Händen der ungläubigen Soldaten wirkungslos bleiben würden; der Sieg sei daher sicher, das Blutbad unvermeidlich, denn Gott gebe die Christen wehrlos seinen Gläubigen in die Hände. Voller Vertrauen nähern sich die Araber dem Lager, und die Schildwachen, die nicht glauben können, daß eine solche Handvoll Menschen Feindseligkeiten beabsichtige, lassen sie ganz nahe kommen und werden von den Fanatikern erdolcht; selbst die Lagerwache fällt dem Ueberfall zum Opfer, ehe sie zu den Waffen greifen kann, und erst nachdem die ersten Augenblicke der Bestürzung vorüber sind, sammeln sich die Franzosen und tödten die Angreifer bis auf den letzten Mann. Der Anstifter dieses wahnwitzigen Unternehmens war ein Derkaui, und die Werkzeuge, die er dabei verwendete, waren Mitglieder des Geheimbundes der Mulei Tajeb. Abdelkader ließ sich, ehe er seine Unternehmungen begann, von dem Stifter des Ordens Abdelkader ed-Dschilali, den die Muhamedaner als Heiligen betrachten, adoptiren. Der Orden der Mulei Tajeb erkennt ihn ebenfalls als Haupt an, und als der Kaiser von Marokko mit Frankreich Frieden geschlossen hatte und damit in den Augen seiner Unterthanen vom wahren Glauben abgefallen war, wählten die geheimen Gesellschaften Abdelkader zu ihrem Anführer im Kampf gegen die Christen. Zahlreiche Anhänger strömten ihm zu, die geheimen Gesellschaften versorgten ihn mit Waffen, Pulver und Lebensmitteln und sparten kein Mittel, ihm zu Hülfe zu kommen. In seiner größten Bedrängniß waren es die Khouans von Mulei Tajeb, die eine Diversion zu seinen Gunsten organisirten und aus ihrer Mitte den bekannten Bu-Masa, einen unerschrockenen Krieger ohne politische Bedeutung, mit einem Worte, ein blindes Werkzeug, den Franzosen als Häuptling entgegenstellten. Als einer der Emissäre dieses Häuptlings, der ebenfalls dem Orden Mulei Tajeb angehörte, bei Miliana gefangen und vor ein Kriegsgericht gestellt ward, sagte er im Verhör, über die Macht der Mulei Tajeb befragt, aus: „Kein Sultan kann ohne ihre Zustimmung ernannt werden; Sid-el-Hasch-el-Arbi ist gegenwärtig ihr Oberhaupt, und er schickt, nachdem er ihnen die religiöse Weihe ertheilt hat, die Sultane nach Algerien, welche das Land durchstreifen."

Von diesen verschiedenen Brüderschaften ist die der Derkaua die gefährlichste. Jeder Regierungsautorität feind, überspannte Fanatiker, keinen andern Herrn als Gott anerkennend, verdient diese Secte den Namen der Puritaner des Islam. Sie machen jeder Regierung Opposition; in den Türken sehen sie einen fremden und ketzerischen Stamm, welcher de facto, aber nicht legitim die Herrschaft besaß, in Abdelkader einen Heuchler, der unter religiösen Vorwänden seinem ehrgeizigen Ziele nachging; in den Christen eine ungläubige Macht, mit der gar kein Verkehr stattfinden kann. In ihren Augen hat der Mensch nur einen Souverän: Gott; nur ein Gesetz: den Koran. Demgemäß ist jede Regierungsgewalt eine Usurpation, die bekämpft werden muß; jedes Gesetz in Civil-, Criminal- oder Religionssachen, welches nicht im Koran steht, ist thatsächlich null und nichtig, denn der Freigeborene hat nur Gott zu gehorchen. Auch haben sich die Derkaua zu allen Zeiten als die hartnäckigsten Gegner der Franzosen gezeigt, und ihren Agitationen hatten die Franzosen im Jahre 1852 den gefährlichen Aufstand im Kreise Guelma und vor drei Jahren den noch gefährlicheren, der nach einem blutigen Feldzuge mit der Einnahme der Saatscha endigte, zu verdanken.

Aber während die Mehrzahl der geheimen Gesellschaften unter den Muhamedanern ihr Dasein nur durch gelegentliche Aufstände zu erkennen giebt, ist eine derselben, die Aissaua, zum Gegenstand der Neugierde der Reisenden geworden. Denn selten besucht ein Europäer Algier, ohne einer Versammlung dieser modernen Besessenen beizuwohnen. Den meisten erscheinen sie als geübte Jongleurs, die durch Taschenspielerkunststücke die Augen der Zuschauer blenden, dem Feuer und giftigen Schlangen ihre Gefährlichkeit nehmen und nur dadurch übernatürlich erscheinende Wunder verrichten. Wenige ahnen, daß sie aus dem Verzücktsein die Kraft hernehmen, unglaubliche Prüfungen zu bestehen, daß diese Prüfungen ein Theil ihres religiösen Ceremoniels sind, und daß der Glaube an ihre übernatürlichen Kräfte ein Hauptmittel des politisch-religiösen Einflusses dieser Brüderschaft auf die Muhamedaner Algeriens ist. In Algier und den Küstenstädten sind die Aissaua, seitdem sie sehen, wie begierig die Europäer sind, ihren Versammlungen beizuwohnen, fast zu bloßen Schauspielern geworden, die ihre Verzückungen für Geld sehen lassen, und nur im Innern des Landes und in den Städten Marokko's sind sie in ihrer ursprünglichen Reinheit geblieben. Dort würde es aber auch einem Europäer das Leben kosten, wenn er sich in eine ihrer Versammlungen einschliche, und seine Wißbegier kann er nur in Städten befriedigen, wo die muhamedanische Bevölkerung in beständiger Berührung mit Fremden ist. Ein französischer Reisender, Bellemare, beschreibt in der „Revue contemporaine" einen Besuch, den er in Algier in einer Hadra — so heißen die Versammlungen der Aissaua — gemacht hat. Bevor wir jedoch ihm nacherzählen, was er gesehen, muß der Leser den Ursprung der Brüderschaft kennen, welche solche Wunder verrichtet. Der Stifter der Secte war

ein frommer Marabut Scheik Mohamed ben-Aisa, der im 9. Jahrhundert der Hedschra in der Stadt Meknes lebte und dort begraben liegt. Wunder begleiteten bereits seine Geburt, und nachdem er den Unterricht des frommen Scheiks Ed-Schachsull genossen, verrichtete er selbst Wunder ohne Zahl. Vierzig Schüler folgten ihm in seine Heimath, und unterwegs, berichtet die arabische Legende, wurde die kleine Karavane von einer Räuberbande angegriffen. Da von den Reisenden keiner Waffen hatte, um sich zu vertheidigen, rief Mohamed ben-Aisa ihnen zu: „Bewegt Eure Arme, als ob Ihr schlagen wolltet," und plötzlich fielen die Räuber zu Boden, jeder in zwei Stücke geschnitten, als ob er von einem Jatagan durchhauen wäre. Das Geheimniß dieses Wunders (wir folgen buchstäblich dem arabischen Erzähler) ist noch heutigen Tages vorhanden, und jeder Aissaui, welcher mit seiner rechten Hand nach seinem linken Arm schlägt, trägt eine Wunde davon, obgleich er keine Waffe in der Hand hat. Die Fähigkeit der Aissaua, giftige Thiere oder andere schädliche Sachen, wie Glasscherben oder Feuer, zu essen, rührt von folgendem Wunder her. Auf der Rückreise ben-Aisa's nach seiner Vaterstadt Meknes gingen die Lebensmittel aus, und die vierzig Schüler waren dem Hungertode nahe, als der Scheik ihnen Befehl gab, Alles zu essen, was ihnen unter die Hände käme, selbst Gift. Auf dieses Wort vertrauend, zerstreuten sie sich alsbald in die Umgegend; der Eine fand eine Schlange und aß sie; ein Anderer fing einen Scorpion und aß ihn; ein Dritter fand Feuer und verschlang es. Als ben-Aisa endlich mit seinen Schülern in Meknes angekommen war, verbrachte er den Tag damit, ihnen Unterricht zu ertheilen, und die Nacht, mit ihnen die Hadra, begleitet von Gebet und dem Dschedab (einem taktmäßigen Bewegen des Körpers und des Kopfes), zu feiern. Diese Uebungen zogen Theilnehmer herbei, und nach Verlauf einiger Jahre waren die Anhänger ben-Aisa's so zahlreich, daß die ganze Stadt davon voll war. Darauf ertheilte der Sultan Mulei Suleiman den Ulehmas Befehl, ben-Aisa aufzusuchen, seine Lehre zu prüfen und seinen Ketzereien ein Ende zu machen. Aber wie diese Schriftgelehrten vor den Scheik traten, mußten sie den Dschedab mitmachen, wie alle Andern, und zwar gegen ihren Willen. Sie kehrten daher zum Sultan zurück und erzählten ihm, wie es ihnen gegangen sei. Mulei Suleiman ertheilte sofort Befehl, eine tiefe Grube auszugraben, sie mit allerlei Thieren, wilden oder giftigen, auszufüllen und ben-Aisa hineinzustürzen. Aber das schadete diesem nichts, denn während er die einen aß, leckten ihm die andern die Hand. Auch ließ der Sultan ein Gefäß mit geschmolzenem Pech, Theer und zerstoßenen Glasscherben füllen und befahl den Schülern Mohamed ben-Aisa's, dieses Gemisch brennend heiß zu genießen. Ein Greis und eine Greisin waren die Ersten, welche sich einfanden, und Beide leerten das ganze Gefäß aus. Durch dieses Wunder überzeugt, ließ sich Mulei Suleiman in die Brüderschaft der Aissaua aufnehmen, und seitdem sind alle seine Nachfolger seinem Beispiele gefolgt. Mohamed ben-Aisa fuhr fort zu lehren bis zum Tage seines Todes und hat sein Geheimniß als Erbschaft den Khouans hinterlassen.

Auf diese Weise ist der Orden der Aissaua entstanden, und die Hadra sind Zusammenkünfte seiner Mitglieder, angestellt zu dem Zwecke, die Wunder, die ihnen ihr Gründer gelehrt hat, auszuüben. Sie sind also vor allen Dingen ein religiöses Fest, und die Lieder, die dabei gesungen oder vielmehr gebrüllt werden, sind rein religiösen Inhalts und feiern Gott, den Propheten ben-Aisa und dessen Wunderkraft. Um diesen Versammlungen beizuwohnen, muß man in Algier die obern arabischen Viertel aufsuchen, und dort war es, wo Bellemare im Jahre 1853 Gelegenheit hatte, eine dieser Versammlungen zu besuchen. Sie fand in dem großen von Gallerien umgebenen Hofe eines arabischen Hauses statt, wo in einem Halbkreis auf dem Erdboden der Mokaddem oder Vorsteher, zwei Beisitzer und vier Männer mit großen Tambourins saßen. Vor diesen war ein freier Raum, in dessen Mitte zwei hohe Kerzen brannten, während eine große Pfanne mit glühenden Kohlen ihren unheimlichen Schimmer durch die Nacht verbreitete. Die einfachen Brüder standen unter den Gallerien, während diese selbst mit den gespensterhaft aussehenden Gestalten türkischer Frauen in ihren langen weißen Kleidern und Schleiern angefüllt waren. Die Sitzung hatte eben begonnen. Die Musikanten eröffneten sie mit zwei langsamen Schlägen auf ihre weithin schallenden Tambourins, denen sie einen dritten rascheren folgen ließen, und die Sänger, um den Lärm des Orchesters zu übertönen, schrieen aus voller Brust und erfüllten die Luft mit ihren eintönigen Gesängen. Dieselben bringen auf die Nerven des Zuschauers einen eigenthümlichen Eindruck hervor, der ihm das Bedürfniß fühlbar macht, sich in einen wilden Tanz zu mischen. Selbst Bellemare ward von diesem Gefühl beschlichen, und es dauerte nicht lange, so sprang ganz aus seiner Nähe ein Araber mit einem wilden Schrei, der nichts Menschliches mehr hatte, hinein in den freien Raum und schüttelte in wilder Aufregung seine rothe Kappe vom Kopf, so daß die lange Locke, die er auf dem Scheitel trug, auf die Schultern herabfiel. Nun begann der Aissaui den Dschedab, d. h. er schüttelte mit heftiger Bewegung den Kopf von links nach rechts, während die Arme am Körper herunterhingen und nur die Beine durch Biegen und Strecken der Kniee die Bewegung unterstützten. Der Chor schwieg, und nur die Trommler fuhren fort, die krampfhaften Bewegungen des Verzückten zu begleiten, der mit heiserer Stimme das Lied allein fortsetzte. Das heftige Hin- und Herschütteln des Kopfes brachte bald seine Wirkung hervor. Man sah, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg und die Halsadern anschwellte, so daß sie wie Stricke aussahen; aus der zusammengeschnürten Kehle dringt der Athem nur noch mit einem pfeifenden Geräusch hervor, als ob es die letzten Züge eines Sterbenden wären, und das Singen wird zu einem unarticulirten Stöhnen. In diesem Zustand des Paroxysmus angekommen, ergreift der Aissaui ein Stück Eisen, das in der Kohlenpfanne glühend gemacht worden ist, schlägt sich damit an die Stirn, legt es sich an die Hand, an die Füße, an die Zunge und hält es zuletzt mit den Zähnen fest. Bellemare fragt sich selbst, ob dies möglich sei, und möchte Nein sagen, betheuert aber, daß er es nicht blos gesehen, sondern auch gerochen habe. „Ich habe

den widrigen Dunst verbrannten Fleisches gerochen; ich sehe noch einen Greis mit weißen Haaren, der unmittelbar neben mir das glühende Eisenstück auf seine Wade legte; ich sehe noch, wie der weißliche Rauch in die Luft stieg, ich höre noch das knisternde Zischen der Haut, wie sie mit dem Feuer in Berührung kam."

Ein Zweiter und ein Dritter springt in den Kreis; die Trommler schlagen mit rascheren Schlägen auf ihre Trommeln, die Bewegungen des Dschedab folgen dem Takte; es ist kein Tanz, es sind keine Gesänge mehr, sondern unbeschreibliche Verzerrungen des Körpers, unarticulirte Laute, aus welchen man nur manchmal aus gepreßter Brust die Worte: Ja Allah (o Gott)! heraushört. Der Eine nimmt eine glühende Kohle, steckt sie in den Mund und fährt mit dem Dschedab fort; wenn er Athem holt, sieht man die Kohle heller glühen, und wenn er ausathmet, sprühen ihm Funken aus dem Munde. Ein Anderer nimmt ein Packet jener kleinen Kerzen, welche in allen maurischen Läden feilgeboten werden; er brennt sie an und fährt mit der Flamme langsam unter seinem Kinn am Halse, in den Achselgruben, auf dem Gesicht hin und her; wie sie dann fast niedergebrannt sind, nimmt er sie in den Mund, der auf einige Augenblicke Feuer speit. Der Dritte entblößt die Brust, stürzt sich gegen einen Jatagan, den ihm ein Anderer vorhält, und setzt den Dschedab fort, während die Klinge im Fleische der Brust stecken bleibt. Beifällig rufen die Weiber in der Gallerie ihr heiser gellendes: Ju, Ju, Ju. Ihre Aufmunterung bleibt nicht erfolglos, es sind nicht mehr blos drei Verzückte, sondern sechs, nein acht Wahnwitzige stürzen sich mit lautem Geheul in den Kreis. Der eine führt einen kräftigen Schlag gegen seinen Arm, und das Blut springt einige Augenblicke aus der geöffneten Ader; der Aissaui streicht mit der Hand über die Wunde, das Blut hört auf zu fließen, die Wunde schließt sich. Andere kriechen auf den Knieen und versuchen das Gebrüll des Löwen oder das mißtönende Geschrei des Kameels nachzuahmen. Sie nähern sich dem Mokaddem und verlangen von ihm zu essen. Der Vorsteher reicht ihnen ein Cactusblatt mit zahllosen Dornenspitzen, in welches sie ohne Anstand hineinbeißen, oder Glasscherben, die sie zerkauen und zuletzt hinunterschlucken. Ein Dritter endlich holt aus einem Beutelchen einen lebendigen Scorpion hervor und nimmt den Kopf des Thieres zwischen seine Zähne, das sich in seiner Qual windet und in die Lippen seines Feindes sticht. Aber der Aissaui zerbeißt den Scorpion, und während der Schwanz in krampfhaften Zuckungen sich auf dem Boden windet, schlingt er die andere Hälfte hinunter. Plötzlich springen drei neue Theilnehmer an dem Höllentanz in den Kreis; jeder hat eine Viper in der Hand, schwingt sie über seinem Haupte und beginnt mit dem Dschedab. Von Schmerz und Furcht wüthend, sucht sich die Schlange der Hand zu entwinden, aber vergebens sind alle ihre Bemühungen. Die drei Verzückten umwirbeln sich tanzend in immer engeren Kreisen und verschlingen zuletzt die drei Arme unter einander. Den in der Mitte stehenden Aissaui schlagen die beiden Schlangen, welche seine Nachbarn halten, ins Gesicht, während er selbst die seinige über den Häuptern der Andern schwingt. Man versuche sich nur die Zuckungen und Verschlingungen dieser vor Wuth geifernden Schlangen vorzustellen, diese bloßen und glatt rasirten Köpfe, um welche sich Vipern wie lebendige Stricke winden, und man wird eher ein Bild aus der Hölle, als von der Erde vor sich zu haben glauben. Wie ihre Vorgänger unterlagen diese letzten drei Aissaua endlich der Anstrengung; sie fielen erschöpft und bewußtlos auf den Erdboden hin, die Schlangen entwanden sich den erschlafften Händen und entflohen: die Hadra war zu Ende.

Für den Europäer ist die erste Frage: wie geht es zu, daß diese Verzückten, ohne anscheinend Schmerzen zu leiden, sich große Brandwunden zufügen, daß sie Scorpione essen, daß sie sich ungestraft von giftigen Schlangen beißen lassen können? Einige behaupten, daß sie die giftigen Thiere vorher auf irgend eine, ihnen allein bekannte, Weise ungefährlich machten. Dieser Vermuthung aber steht das Zeugniß vollkommen glaubwürdiger Männer entgegen. Ein Beamter des französischen Generalconsulats in Tanger, der ebenfalls an der Giftigkeit der von den Aissaua bei ihren Spielen verwendeten Nattern zweifelte, bot einem derselben eine Summe Geld, wenn er vor seinen Augen eine Viper verschlinge, die er ihm selbst geben wollte und von der man vorher einen Hund und ein Huhn hatte beißen lassen. Der Aissaui nahm das Anerbieten an, verrichtete eine Viertelstunde lang den Dschedab, ergriff dann, nachdem er den nöthigen Grad von Aufregung erreicht hatte, die Schlange, ließ sich von ihr in die Hand, in den Arm, in das Gesicht und in die Zunge beißen und verschlang sie zuletzt. Das Huhn und der Hund starben; dem Aissaui geschah nichts. Bellemare hebt hervor, daß niemals ein Aissaui eins seiner Kunststücke ausführt, ohne vorher den Dschedab verrichtet zu haben, d. h. ohne vorher den Kreislauf des Blutes durch Zusammenhäufung desselben im Kopfe gestört und dadurch eine Anästhesie hervorgebracht zu haben, welche dem Gifte verwehrt, sich im Körper zu verbreiten, und dem Gehirn, den Schmerz zu fühlen. Wir wissen nicht, ob diese Erklärung vor der Wissenschaft haltbar ist; aber wenn auch dadurch für den Europäer die anscheinenden Wunder physiologisch erklärt werden könnten, so bleiben sie doch immer für den Araber wirkliche Wunder, und man kann sich denken, welchen Eindruck sie auf ihren Geist hervorbringen, wenn durch sie ein Aufruf, zu den Waffen zu greifen und die fremden Eindringlinge auszurotten, unterstützt wird. In den Augen der Araber sind daher die Aissaua Boten des Propheten, die dieser mit Wunderkraft begabt hat, um damit Zeugniß für den wahren Glauben abzulegen, während sie den Europäern als fahrende Jongleurs erscheinen. Diese Doppelgestalt wissen sie geschickt zu benutzen, um die ihnen in der Organisation der geheimen Gesellschaften zugewiesene Rolle zu spielen. Da sie das Land durchstreifen können, ohne den Verdacht der französischen Polizei zu erregen, werden sie benutzt, um die Parole auszutheilen, das Signal des Aufstandes durch das Land zu tragen und die Verbindung zwischen den verschiedenen Brüderschaften zu unterhalten. Ein Beispiel mag als Erläuterung dienen. 1841 befehligte Oberst Duvivier, der 1848 im Juniaufstand als General blieb, in Medeah; jede Woche kamen die Araber der

benachbarten Stämme, obgleich in kleiner Zahl, auf den Markt, um ihre Producte zu verkaufen. Sie behaupteten, nur verstohlener Weise in die Stadt kommen zu können, um die Reiter des Emirs zu vermeiden; wie konnte man gegen so ängstliche Leute argwöhnisch sein? Demungeachtet hatte der Oberst bemerkt, daß in gewissen Zwischenräumen unter den Araberstämmen eine bedrohliche Aufregung entstand; einzelne Haufen tiraillirten mit den Vorposten und erschlugen die Unvorsichtigen, die sich zu weit von der Stadt wagten. Diese erste Bemerkung führte zu einer andern, daß diese Angriffe regelmäßig 48 Stunden nach den Markttagen stattfanden; es handelte sich nun darum, den Zusammenhang zwischen diesen beiden Thatsachen aufzufinden. Die strengste Beaufsichtigung ward angeordnet, aber vier Wochen lang führte sie nicht zum mindesten Ergebniß. Endlich fiel einem Offizier die Ausdauer auf, mit der eine Anzahl Araber einen kleinen Lorbeerzweig in dem Strick trugen, welcher den Haik um den Kopf befestigt; konnte es etwas Harmloseres geben? Oberst Duvivier war jedoch anderer Meinung; zu einer bestimmten Stunde ließ er alle Araber festnehmen, die ihm eine zu einseitige Vorliebe für den Lorbeer zu haben schienen, nahm sie ins Verhör und brachte schließlich heraus, daß diese Lorbeerzweige das verabredete Angriffszeichen waren. Einige der Festgenommenen wurden erschossen, andere in der Kasbah von Algier eingesperrt, und Medeah blieb von da an ruhig. Wer waren nun diese Individuen? Dem Anschein nach Jongleurs und Taschenspieler; in Wirklichkeit aber Aissaua, die das Signal zum Aufstand verbreiteten, während die französischen Soldaten ihren Kunststücken zusahen.

So ist in dieser großen Organisation von Geheimbünden jedem seine Rolle zugewiesen; die Mulei Tajeb entwerfen die Aufstandspläne, die Derkaua steigern durch ihre Predigten den vorhandenen Fanatismus und gewinnen neue Anhänger, und die Schüler ben-Aisa's tragen das Losungswort zum Aufruhr von Stadt zu Stadt und von Stamm zu Stamm, und ein geordnetes Heer von Fanatikern steht beständig bereit, wenn die Wachsamkeit der Franzosen im Mindesten nachläßt, einen über das ganze Land verbreiteten Aufstand zu erregen, der für die Herrschaft der Franzosen in Nordafrica nicht minder gefährlich werden würde, als es der Aufstand der Sipoys für die Herrschaft der Engländer in Ostindien war.

Roman in Cöln.

Nach dem Englischen des Th. Hood von Herm. Harrys.

Still ruht der Abend auf dem grünen Rhein,
Die Drossel singt, die Taube girrt, und trübe
Mit seinem Mädchen sitzt am Strand allein
Der Knab' und wirbt um Liebe.

Und wirbt umsonst, kalt und erbarmungsleer
Versagt ihr Herz, was innig er erflehet,
Ob aus den Wipfeln und ob ringsumher
Der Geist der Liebe wehet.

Das Recht der Herzen hat sie nie gekannt;
So feurig er, so spröde ihr Erwehren,
Die Lippe weigernd und den Druck der Hand,
Hört sie nicht sein Beschwören.

Schön wie der Dichter nur im Traume sinnt
Der Augen Glanz, der Lippen Roth, die Stirne
Im Lockenkranz — so ist sie Eva's Kind,
Doch kalt wie Lurley's Dirne.

Wie heiß die Thräne seinem Aug' entquillt,
Sie stößt ihn von sich mit verwegnem Stolze,
Zählt bald am Rosenkranz, schaut bald zum Bild
Des Heilands auf am Holze.

Dann wie aus seelenloser Mächte Bann
Ringt sich mit klagendem Fahrwohl der Arme.
Unsel'ger Zauber, drin zu Eis gerann
Ihr Herz das jugendwarme!

* * *

Nun Mitternacht — auf Strom und Wiesen ruht
Der Mond mit seinen bleichen kühlen Strahlen,
Und über ihn, der selbst vergoß sein Blut,
Liegt sie gebeugt in Qualen.

Umsonst, daß sie in's starre Aug' ihm blickt,
Die Hand ihm preßt mit flehender Geberde;
Umsonst, daß sie ans heiße Herz ihn drückt —
Kalt liegt er da wie Erde.

Zerrissen, in Verzweiflung flüchtet sie,
Wo ihr gesagt, daß nie der Trost versiege,
Doch eine drohende Gestalt am Kreuze, sieh!
Wehrt ihr des Heilands Züge.

Und streckt mit einer Hand so starr wie Erz
Den Bund ihr dar, worin die Worte standen,
Die ihre Seele und ihr junges Herz
Verdammt zu ew'gen Banden.

„Abtrünnige, vermess'ne Sünderin,
Die Menschenliebe über Glauben setzte!"
Sie hört nicht mehr, sinkt auf den Rasen hin,
Der Märterinnen letzte!

Und Seit' an Seite liegt das arme Paar —
Priester! sag an, so blutig nun gerochen —
Gilt das vor Gott, wobei die Losung war:
Schwur oder Herz gebrochen?

De Potter †.

Der Hauptheld der belgischen Revolution vom Jahre 1830, Louis de Potter, ist am 22. Juli hochbetagt in Brügge, seiner Vaterstadt, gestorben. 1786 war er geboren. Reich und unabhängig, brauchte er nach beendeten akademischen Studien nicht für Amt und festen Verdienst zu sorgen, sondern gab sich einer gelehrten Muße hin, die ihn zunächst für längere Zeit nach Italien führte, wo Kirchengeschichte vom rein rationalistischen Standpunkte seine Lieblingsbeschäftigung war. Als Früchte seiner damaligen wissenschaftlichen Bestrebungen ließ er zwei Bücher erscheinen: „L'esprit de l'église" (8 Bde. 1821) und „La vie de Scipion de Ricci, évèque de Pistoie" (3 Bde. 1825), von denen das letztere einige Zeit nachher auch in einer deutschen Uebersetzung herausgegeben wurde. Zurückgekehrt nach Belgien, begann er alsbald eine politische Rolle zu spielen, indem er während der holländischen Regierung zum König und zu den Ministern in die schärfste und kühnste Opposition trat. Mehrmals ließ man seine muthigen und beredten Angriffe nicht ungestraft dahingehen, indem er schon im Jahre 1828 einmal vor Gericht gezogen und trotz der glänzenden Vertheidigung durch die Advocaten van Meenen und van de Weyer zu achtzehnmonatlicher Gefängnißhaft und einer Geldbuße von 1000 Gulden verurtheilt wurde — eine Maßregel, der, als er bald darauf wieder in einen Hochverrathsproceß verwickelt war, die noch viel strengere einer achtjährigen Verbannung aus Belgien folgte. Das geschah Ende April 1830, und de Potter wendete sich von seinem Vaterlande aus zunächst nach Frankreich, nach Paris, wo er während der Julirevolution blieb und nach derselben von da aus seinen berühmten offenen Brief an den König von Holland schrieb mit der dringenden Bitte um Verleihung von Freiheiten und um Rettung und Hebung des Volkes, solange es noch an der Zeit sei. Zwei Monate später brach der Septemberaufstand in Belgien los, das Land errang sich Selbständigkeit, und de Potter, der seit seiner ersten Strafe schon als Märtyrer der guten Sache gegolten hatte und einer der populärsten Männer seiner Zeit geworden war, kehrte sogleich nach der Heimath zurück und hielt in Brüssel seinen Einzug, der einem Triumphe glich. Er ward Mitglied der provisorischen Regierung, kam aber bald in Zwiespalt mit seinen Collegen, da seine republikanische Gesinnungsart nicht in die monarchischen Vorschläge der Uebrigen sich fügen wollte. Auch im Nationalcongreß, den er eröffnete, stieß er mit der Entschiedenheit und Rücksichtslosigkeit seines Radicalismus mehrfach an, und als dies de Potter merkte, war er klug und ehrenwerth genug, sich sogleich vom öffentlichen Schauplatz zurückzuziehen. Er leistete auf alle seine politischen Aemter Verzicht und lebte als Privatmann von nun an theils in Paris und theils in Brüssel, während er sich aufs neue den kirchengeschichtlichen Studien zuwandte und in Sachen des Staates nur noch zuweilen mit einer Flugschrift oder einem Journalaufsatz vorübergehend von sich reden machte. Dieser späteren Zeit seiner Muße verdankt das Hauptwerk de Potters, eine acht Bände füllende, ganz in antikirchlichem Sinne gehaltene „Geschichte des Christenthums" (1836 ff.) seine Entstehung. — Bei dem eben erfolgten Tode des in Belgien einst so berühmten und einflußreichen Mannes hat die Landespresse nicht unterlassen, ihm allenthalben einen ehrenden Nachruf zu widmen und die Uneigennützigkeit und sittliche Lauterkeit seiner politischen Meinung anzuerkennen, auch wo dieselbe als für zu weit gehend erachtet werden mußte. Das Begräbniß de Potters fand in Brügge unter großer Theilnahme des Volkes statt. Geistliche und militärische Begleitung hatte sich der Verstorbene ebenso verbeten, wie das Halten einer Leichenrede, die nun ungesprochen im Druck erscheinen soll. Daß die belgische Regierung keinen Vertreter gesendet hatte, ward allgemein als auffällig bemerkt.

William Richard Hamilton †.

Am 11. Juli starb zu London im zweiundachtzigsten Jahre seines Lebens der als Diplomat und Kunstfreund gleich berühmt gewordene William Richard Hamilton. Von seiner staatsmännischen Laufbahn zwar wollen wir hier ganz absehen und warten, bis die Memoiren, an denen er sehr fleißig gearbeitet haben soll, veröffentlicht sein werden. Uns kommt es hier vielmehr nur darauf an, seiner Verdienste um die Kunst mit kurzen Worten Erwähnung zu thun. Er war im Jahre 1777 geboren und in Harrow, der bekanntesten Schule in England neben Eton, erzogen worden. Krankheiten verschiedener Art machten ihm in früherer Zeit viel zu schaffen, doch ließ er sich dadurch von seinen sehr ernstgemeinten wissenschaftlichen Studien nicht abhalten, und während er noch durch Unwohlsein ans Bett gefesselt war, lieferte er eine englische Uebersetzung des Thucydides, die sich in seiner Heimath großen Rufes zu erfreuen hat. 1799 ging er mit Lord Elgin als Gesandtschaftsattaché nach Constantinopel, und von hier erhielt er eine diplomatische Mission nach Aegypten, welche ihm Gelegenheit gab, den berühmten Stein von Rosetta nach England ins British-Museum zu bringen. Derselbe befand sich auf einem französischen Transportschiffe, wo die Pest herrschte; Hamilton ließ sich aber durch die Epidemie nicht behindern, in allen Ecken und Winkeln des Fahrzeugs nach dem versteckten Schatz umherzusuchen, bis er ihn gefunden hatte. Einige Jahre später erblicken wir ihn bereits wieder auf dem Schiffe, welches die Parthenon-Sculpturen von Athen nach London bringen sollte. Dasselbe litt bekanntlich am Hafeneingang von Cerigo Schiffbruch, und die Meisterwerke der Phidias'schen Epoche sanken in die Tiefe. Doch da war Hamilton derjenige, welcher nicht ruhte, bis er Hülfe geschafft hatte, und dem es nach monatelangen Bemühungen endlich gelang, die verschiedenen Statuen der beiden Giebelfelder wieder ans Tageslicht zu bringen. Von 1819—22 war er Unterstaatssecretär im Ministerium des Auswärtigen, sowie von da an bis 1825 Gesandter in Neapel, als welcher er unermüdlich dafür sorgte, daß den Bewohnern dieser Stadt die von Napoleon I. nach Paris entführten Kunstschätze zurückgegeben würden. Später lebte er ohne öffentliches Amt nur noch seinen gelehrten Studien und der Erhaltung des British-Museums, zu dessen Vorstehern er gehörte.

Die Reform der Kunstakademien.

Der Wechsel des Directoriums an der Düsseldorfer Malerschule, sowie das freilich schon als unwahr erkannte Gerücht von der Berufung Kaulbachs zur Leitung der Berliner Museen und Kunstinstitute haben neuerdings wieder einmal die Akademienfrage in den Vordergrund der Betrachtung gestellt, und mehrfach ist in Zeitschriften und eigenen Broschüren eine Reform derselben als das einzig heilsame Mittel zur Hebung unserer künstlerischen Zustände bezeichnet worden. Auch Hermann Grimm in Berlin, der kenntnißreiche und feingebildete Sohn des berühmten Sprachforschers Wilhelm Grimm, theilt diese Ansicht und hat seine Meinungen in einem Büchelchen, das er „Die Akademie der Künste und das Verhältniß der

„Künstler zum Staate" nennt, des Weiteren ausgeführt. Sein Eifern gegen den Schlendrian der jetzigen Kunstschulen, gegen das Stipendienunwesen und verschiedene andere verkehrte Einrichtungen im Plane derselben muß man als höchst besonnen, verständig und berechtigt anerkennen, nicht minder wie die Vorschläge, die er zur Aenderung jener eingewurzelten Uebelstände macht, als originell, ersprießlich und nutzenverheißend bezeichnet werden können. Hermann Grimm richtet seine Polemik besonders gegen den falschen Glauben „daß Kunst lehrbar sei". Große Männer und Künstler haben nach ihm zwar auf beginnende Talente einen unleugbaren fördernden Einfluß, indessen ihre Kunst selber können sie nicht verschenken, sie ist nicht mittheilbar, sie ist eine Gabe der Vorsehung. Sehr mit Recht kommt Grimm daher zu der Forderung, daß der Staat als Pfleger alles Guten und Schönen den Einfluß bedeutender Künstler zum Besten von Anfängern zwar benutzen soll, daß aber, ausgenommen die Elemente der technischen Ausbildung, auf den formellen Unterricht der Künstler durch Künstler nicht mehr so, wie bisher, bestanden werden möge. Mit anderen Worten: Kunst soll als überhaupt nicht lehrbar auf den Akademien nicht gelehrt, sondern nur das dargeboten werden, was ein Künstler lernen kann, bevor er diesen Namen trägt, d. h. eben Unterricht in den Rudimenten der Kunst, im freien Handzeichnen und was dergleichen mehr ist. Die Geschichte der Akademien, auf denen man „die Kunst lehrte" und von denen gleich fertige Künstler ausgehen sollten, beweist, wie unrichtig man lange Jahre hindurch über Kunst gedacht hat. Freilich konnten allerlei technische Griffe, eine gewisse Leichtigkeit für das Arrangement, verschiedene Farbengeheimnisse u. dgl. den Schülern mitgegeben werden, diese wurden aber zugleich in so feste Ansichten eingezwängt, daß von Freiheit des Schaffens keine Rede mehr war und die originale Seite eines Talentes gänzlich verloren ging. Aus der Akademie sollen also — das ist der Wille Grimms — nicht sogleich Künstler hervorgehen, sondern es soll eine Akademie errichtet werden, auf der sie dafür vorbereitet werden, und die sich nicht nur oder vielmehr blos zum geringsten Theile die technische Ausbildung, statt derselben aber desto mehr eine allgemeine harmonische Bildung des Geistes angelegen sein läßt. Unsre Künstler waren fast immer zu einseitig Künstler und zu wenig Gelehrte, wenn man unter diesem Worte nicht allzuviel verstehen will. Aber das einzige Förderungsmittel in der Wissenschaft wie in der Kunst sind wirkliche und verschiedenartige Kenntnisse. Ohne Studium der Kriegsgeschichte ist kein großer Feldherr denkbar, ohne das der politischen kein Staatsmann, und ebenso auch ohne Kunstgeschichte kein ausgezeichneter Künstler. Ueberhaupt ohne universelle Bildung ist nichts erreichbar. Der Schüler der Akademie muß nicht nur handwerksmäßig unterrichtet, sondern geistig auf die rechte Höhe gehoben werden, damit er in sich selbst später einmal ein Gegengewicht gegen das einseitige Streben findet, in das Jeder hineinkommt, der eine einzige Sache eifrig betreibt. Fehlt die Freiheit des Geistes, so ist die größte Begabung in Gefahr, mittelmäßige Früchte zu tragen. — Aber wie, wenn der Schüler nun den Cursus einer solchen Akademie in neuer Gestalt durchgemacht hat? Wer von da an ohne Lehrer sich weiterhelfen sollte, wäre übel dran, das erkennt auch H. Grimm und er weiß sehr wohl, „daß gerade in dem Momente, wo der Künstler zuerst seine Selbständigkeit erprobt, der Rath eines Meisters und die Beobachtung seiner Art, die Dinge anzugreifen, für ihn anfängt, entscheidende Wichtigkeit zu erhalten." Wer sich jetzt selbst überlassen bliebe, um allein vorwärts zu kommen, würde im besten Falle zeitraubende Umwege machen. Es beginnt die Schülerschaft im höheren Sinne, wie ein junger Gelehrter, nachdem er die Universität hinter sich hat, der Schüler einer bedeutenden Kraft wird, der er selbständig nacharbeitend sich anschließt. Selbständig nacharbeitend — hier liegt der Kern des Ganzen, und hier ist zugleich der Punkt, wo der Krebsschaden unserer heutigen Akademien zu suchen ist, wo ihre Tyrannei und ihr die Originalität benachtheiligender Einfluß auf die Schüler beginnt. Nicht innerhalb der Akademie, losgelöst von ihrem System und ihrem bindenden Gesetz muß diese Schülerschaft im höhern Sinne existiren und sich entwickeln. Der Staat setze nur tüchtige Maler und Bildhauer mit der Akademie in Verbindung und lege ihnen die Verpflichtung auf, den ehemaligen Schülern derselben ihren besonderen guten Rath zu ertheilen. In welcher Weise dies geschieht, soll aber den Umständen überlassen bleiben. Es mag auf die beiderseitigen Persönlichkeiten ankommen.

Die Entstehung von Goethe's „Geschwistern".

Unter den Rollen, welche Friederike Goßmann bei ihren zahlreichen Gastspielen während ihres diesjährigen verlängerten Urlaubs zu spielen pflegt, befindet sich auch die Marianne in Goethe's „Geschwistern", weil dieselbe ihrem ganzen Charakter nach aufs beste geeignet ist, die künstlerische Originalität und naive Liebenswürdigkeit der jungen Dame in ein helles Licht zu versetzen. Dadurch ist die Aufmerksamkeit des Publicums von neuem auf das schon fast vergessene Gelegenheitsstückchen gelenkt worden, welches, als das dritte im Bunde der sentimentalen Producte Goethe's neben Clavigo und Stella, von uns schon früher einmal vielleicht nicht mit Unrecht eine etwas weichliche und gefühlsschwelgerische, ja stellenweise sogar läppische Idylle genannt wurde, der eine gesunde und tüchtige Natur nicht sehr hold sein kann, und in der besonders die über eine schwesterliche Zuneigung noch hinausgehende Zärtlichkeit Mariannens für ihren vermeintlichen Bruder als ein unreiner Charakterzug zu verurtheilen ist. Denn man mag sicherlich zweifeln, ob die Stimme der Natur jemals so vernehmlich zum Menschen sprechen kann, wie wir hier glauben sollten. — Was die gelegentliche Entstehungsart der „Geschwister" anlangt, so ist das Stück, entgegen einer früheren, jedoch viel wahrscheinlicheren Behauptung, von Schöll (s. den Aufsatz „zu Goethe's Leben" im „deutschen Museum", 1851, Nr. 1) in directen Bezug zur Frau von Stein gesetzt worden, und auch noch der neueste Biograph unseres Dichters, Karl Gödeke, folgt, wie wir bei der Lecture seines soeben in 2. Auflage erschienenen Buches (Hannover, Ehlermann) inne wurden, dieser nicht gehörig zu begründenden Vermuthung. Das veranlaßt uns, die Sache hier nochmals zur Sprache zu bringen. Charlotte von Stein hatte in ihrer Ehe allerdings nicht das gehoffte Glück gefunden und fühlte sich im Innersten darüber verstimmt; „sie wähnte — Goethe selbst gab es ihr ja zum Angehör — der heilige Geist des Lebens habe sie verlassen," und sie wollte freiwillig Verzicht leisten auf die Freuden dieser Erde. Doch das wurde alles anders, seit unser Dichter ihr nahe trat. „Die Welt", so konnte sie wohl an ihn schreiben, „wird mir wieder lieb, ich hatte mich los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Vor anderthalb Jahren war ich so bereit zu sterben, und ich bin's nicht mehr." Diese Worte nun finden sich in den „Geschwistern" vor, und Schöll ist der Meinung, daß Goethe die gleichlautende Stelle eines Briefes der Frau von Stein an ihn in das Stück hinübergenommen habe. Die Annahme an und für sich hat viel Wahrscheinliches, wie auch wohl Wilhelms frühere Freundin nicht aus Zufall Charlotte heißt, aber daß das ganze Drama durch das Verhältniß zur genannten Dame hervorgerufen worden sei, glauben wir nicht. Es entstand im October 1776, gerade zu einer Zeit, da Frau von Stein Goethen durch ihre Abwesenheit auf Kochberg erzürnt hatte und, wie er ihr dann bereuend eingestand, „in den acht Wochen ihrer Entfernung viel in ihm verschüttet worden war." Er nannte sich damals selbst „einen ganz sinnlichen Menschen" und „ließ in diesen Zeiten der Entsagung seinen gehemmten Gefühlen nach anderen Seiten schwärmend die Zügel," d. h. er buhlte um die Gunst der, wie Böttiger sagt, „eben rei-

zend aufknospenden" achtzehnjährigen Amalie von Kotzebue, deren zärtlicher Seladon er wurde, als Gustchen von Kalb auf den Rath ihres Vaters sich bald genug wieder von ihm zurückgezogen hatte. Unter ihrer Anregung und ihr zu Gefallen schrieb er denn auch innerhalb drei Tagen die „Geschwister". Die Hauptrolle der Marianne bestimmte er für sie, und sie fiel ihr wirklich zu, als das Stück bald nachher auf dem Liebhabertheater der Herzogin Amalia zur Aufführung kam. Mitlebende versichern uns diesen Sachverhalt, die Zeitbestimmungen treffen gleichfalls zu, und das junge Hoffräulein mag wohl auch manchen Zug mit der naivsentimentalen Marianne gemein gehabt haben. Ehe das Drama aber in Scene ging, kehrte Frau von Stein nach Weimar zurück und beschenkte Goethen am Jahrestage seiner Ankunft in die Residenz mit mehreren Briefen auf einmal. Darunter war — wir wollen so muthmaßen — auch der mit dem Geständniß ihrer Liebe, welchen unser Dichter, der selbst den Wilhelm gab, in seiner Seligkeit ihr als Zuschauer des Stücks nochmals zu Gehör gebracht haben mag. — Wir wollen schließlich erwähnen, daß Karl Gödeke sehr Recht zu haben scheint, wenn er in Mariannen das Vorbild der Kotzebue'schen „Gurli" erblickt, freilich ein Vorbild, das über seiner Copie noch erhabener dasteht, als Goethe's Adelheid im „Götz" über dem Fräulein Kunigunde von Turneck in Kleist's „Käthchen von Heilbronn".

Die Familie des Polonius.

Ein deutscher Professor, dessen Name bis jetzt noch verschwiegen bleiben mag, will dem Vernehmen nach nächstens mit einem Werke über Shakespeare vor die Oeffentlichkeit treten, an dem er schon eine ganze Reihe von Jahren gearbeitet hat. Wir sind in der Lage, unseren Lesern schon im Voraus eine Fülle von geistvollen Winken und Reflexionen in dem Buche verheißen zu können, zugleich aber dürfte dasselbe auch viele paradoxe Einfälle und willkürliche Behauptungen enthalten. Ganz erstaunlich zu lesen wird — um nur Eines hervorzuheben — die Neuigkeit sein, daß Polonius im „Hamlet" und seine Kinder im Grunde nichts Besseres sind als eine Spitzbubenfamilie, deren Handlungen durch allerhand unlautere Motive bestimmt werden. Ophelia z. B. liebt den Prinzen nicht etwa aufrichtig und innig, sondern sie ist nur eine Kokette, die den jungen Mann aus Egoismus, aus Ehrgeiz und Prunksucht in ihrem Netz zu fangen versucht. Man denke, in so unreinem Lichte erscheint einem Commentator Shakespeare's Ophelia — jenes so holde und tiefsinnige Mysterium der Poesie, als je eines der staunende Menschengeist zu erforschen bemüht war und verkehrte Köpfe mißdeuteten und entweihten. Leider — sie haben das arme schöne Wesen arg geschmäht und verunglimpft, ja, sie rissen ihr sogar den Mädchenkranz vom Haupte und meinten, Hamlet habe ihn gepflückt. Und so hat sich sein Fluch an ihr erfüllt: sie war so keusch wie Eis und so rein wie Schnee, und entging doch nicht der Verleumdung. Aber wie abgeschmackt ist es nicht, Ophelia für entehrt, verführt von Hamlet zu halten! Wäre sie eine Gefallene — wie würde dann der Priester an heiliger Stelle sagen: „Hier gönnt man ihr doch ihren Mädchenkranz!" und Laertes von ihr das schöne Bild gebrauchen: „Aus ihrem unbefleckten Leibe sollen Veilchen sprießen!" Man hat weiter gesagt, sie habe, wenn nicht mit Thaten, so doch in Worten und Gedanken gesündigt; wir aber halten sie zwar nicht für unschuldig im Sinne des Nichtwissens, doch fällt es uns weder auf, was sie im ersten Act zu ihrem Bruder spricht — denn welche ehrbare Frau wollte nicht auch die ehrbar sehen, die ihrem Herzen nahe und vertraut sind? — noch lesen wir zwischen den Zeilen der Ammenliederchen, die sie in ihrem Wahnsinn vorbringt, daß sie die Maid am St. Valentinstage sein solle, „die als 'ne Maid ging nimmermehr herfür." Beiläufig wollen wir hier noch Folgendes erwähnen. Was den Tod Opheliens anlangt, so ist er allerdings Hamlets Schuld, und auch wenn man mit Gervinus glaubt, letzterer bringe mit tieferliegender Absicht des Dichters seinem Zaudern gegenüber dem Einen Schuldigen mehrere schuldlose Leben zum Opfer, so ist man doch versucht, in ihrem Untergang einen neuen Beweis dafür zu sehen, daß Shakespeare's Zeit noch nicht jene Humanität, jenes feine und ausgebildete Gefühl für das Recht jedes Individuums besaß, wie die unsrige — man denke nur auch an Cordelia, Shylock und Macduffs Familie. Aber man vergesse dabei das Eine nicht: was hätte Ophelia, nachdem Vater und Bruder dem Geliebten, und dieser selbst dem Schicksale zum Opfer gefallen, noch länger allein auf der bösen Erde gesollt? Das Eine wird durch das Andre bedingt, und Shakespeare hat wenigstens nicht vergessen, ihrem Ende alles Schreckliche zu nehmen. Da sie den Gedanken, ihr Vater sei todt, todt durch Hamlet, nicht ertragen kann, da ihre noch nicht mit den Stürmen des Lebens vertraute und gegen sie unbewehrte Seele unter dem übergroßen Leide zusammenbrechen will, hüllt er ihren Geist in gefälligen Wahnsinn ein, und in ihm befangen, findet, aber sucht sie nicht ihr Grab in den Wellen, und sie entgeht der über Selbstmörder verhängten Strafe, an ungeweihter Stätte beerdigt zu werden. — Aehnlich wie der Ophelia, hat man auch ihrem Vater übel mitgespielt, und besonders war es Gervinus, der die bis zu einem gewissen Punkte hin allerdings vorhandene Absicht des Dichters, den Polonius in Gegensatz zum alten Hamlet zu setzen, selbst da noch, wo dies nicht mehr statthaft, darzuthun versuchte. Die Beweggründe, aus denen der Vater Opheliens Umgang mit dem Prinzen nicht leiden mag, gereichen ihm gewiß zur Ehre; er denkt etwa so, wie der Geiger Miller in „Kabale und Liebe", und es ist keine Rede davon, daß er über Hamlet verächtlich hinwegsähe und vielleicht glaubte, nur so mit dem Könige gut stehen zu können. Auch weiß er von der Mordthat des Claudius nichts, er ist nicht der Hehler seines Verbrechens und dient ihm nur in der Weise, wie er dem vorigen Herrscher diente, wobei nichts zu verwundern ist, da der französische Spruch: le roi est mort, vive le roi! aller Zeiten und aller Orten gegolten hat. Daß endlich Gertrud an eine Vermählung Opheliens mit ihrem Sohne denken würde, konnte ihm zum Voraus gewiß nicht einfallen. Diese Ehrenhaftigkeit des Polonius als Vater ist übrigens ein sehr fein empfundener Charakterzug. Offenbart sich ja oft das Gute an einem Menschen nur in seiner Liebe, sei es in der Liebe eines Sohnes, eines Gatten oder eines Vaters. So auch hier: mit der geistigen Capacität des Polonius ist es nicht mehr weit her, da er — freilich etwas frühzeitig — altersschwach, stumpf und schwatzhaft geworden ist; er ist auch kein Tugendheld, denn der Hofmann hat den Ehrenmann in ihm ziemlich verdrängt: aber in Einem Punkte hat er sich doch die alte Rührigkeit und Trefflichkeit zu bewahren gewußt; er ist auf die Moralität seiner Kinder ernsthaft bedacht, und wie für Opheliens makellosen Wandel, sorgt er auch für den des Laertes und giebt ihm, als dieser sich zur Reise rüstet, goldene Lebensregeln mit auf den Weg, wenngleich es bei Polonius natürlich erscheint, daß er den Sohn minder streng hält, als die Tochter, wovon wir uns durch die Instructionen an Reinhold überzeugen können. — Dieser Sohn nun, der Laertes, paßt ganz vortrefflich in die Familie, zum Vater sowohl wie zur Schwester. Letztere ermahnt er, ebenso wie Polonius, mit wohlmeinender Gesinnung, sich in Acht zu nehmen vor unbewachten Begierden, da er den Leichtsinn junger vornehmer Herren und das empfängliche Gemüth eines Mädchenherzens sehr wohl kennt, und da er Ophelien ebenso gern tugendhaft sehen möchte, als sie ihn. Was er später sagt, als er den Tod des Vaters erfahren und das erbarmenswerthe Bild der geistzerrütteten Schwester vor Augen erblicken muß, ist nicht geheuchelt, wenn die Worte auch nach seiner Art, Phrasen zu machen, etwas pomphaft und hochtrabend klingen. Er zögert keine Mi-

nute, den Degen zu ziehen gegen den, der Elend und Schmach über sein Haus gebracht hat, und handelt mit dieser raschen Entschlossenheit und ungestümen Thatkraft der Art und Weise Hamlets direct entgegen. Sehr richtig sagt Gervinus, die Rache werde von diesem als Gewissenssache aufgefaßt, während sie jener als Ehrensache auffaßt. Ja, Laertes ist ein ehrenhafter Edelmann, der sich nur in übergroßem Eifer zu dem unehrenhaften Beginnen, seinen Degen zu vergiften, hinreißen läßt. Nicht aber blos darin, daß Beide in gleicher Lage des Lebens sich verschieden benehmen, thun sich Hamlet und Laertes als Gegensätze kund. Letzterer war in Paris und Hamlet im deutschen Wittenberg — erzählt uns das der Dichter nicht ganz mit Absicht? Man denke nur, was sich jenem dort und diesem hier zur Beobachtung, Nachahmung und Aneignung dargeboten haben mag, und so sind denn in der Jedem zusagenden Umgebung Beide das geworden, wozu sie schon von Geburt an prädestinirt waren: Laertes ein leichtlebiger Cavalier, Hamlet ein schwerblütiger Denker und Gelehrter.

Der Kaiserdom zu Speyer.

Unter den vielen alterthümlichen Kirchen und Schlössern, denen fürstliche Munificenz oder der Kunstsinn des Volkes in neuester Zeit zu einer Restauration, zu einer Wiederherstellung ihrer architektonischen und monumentalen Schönheiten verholfen hat, befindet sich auch der ehrwürdige Dom zu Speyer, jene berühmte Grabstätte von acht deutschen Kaisern, deren Gründung bis in die ersten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts hinabreicht. Die Kirche ward 1027 von Kaiser Konrad II. gestiftet, der noch die Vollendung der Krypta im Jahre 1039 erlebte. Später setzte die Wittwe seines Sohnes Heinrich den Bau fort, und so gedieh derselbe 1061 zum Ende. Schon 1159 brannte der Dom einmal ab, stand aber seit 1281 in alter Herrlichkeit neugebaut wieder da, bis ihn 1689 der französische Marquis d'Huxelles auf Befehl Ludwigs XIV. zugleich mit der Stadt Speyer abermals durch Feuer zerstörte und in eine wüste Brandstätte verwandelte. Den wiederholten Neubau leitete in den Jahren 1772—84 der Würzburger Architekt Neumann, bei der Besetzung der Stadt durch die französische Revolutionsarmee ward die Kirche jedoch nochmals verwüstet und vielfach beschädigt, so daß, als die Rheinpfalz an Bayern gekommen war, König Max I. ihre Restauration für nothwendig erkannte und Leo v. Klenze damit betraut wurde. Das geschah im Jahre 1822. Dann besorgte Schraudolph während der Jahre 1846—53 die ihm vom König Ludwig aufgetragene malerische Ausschmückung des Doms, und seit 1854 ward seine Westfronte durch einen von Hübsch entworfenen Façadenbau ersetzt. Im unteren Theile bildet derselbe eine Vorhalle, die sogenannte Kaiserhalle, und diese bot den Statuen der im Königschor begrabenen acht Kaiser Raum, welche der jetzige Kaiser Franz Joseph von Oesterreich dem Dome zum Geschenk gemacht hat. Die beiden Wiener Bildhauer Fernkorn und Dietrich sind die Schöpfer derselben, während die vier Basreliefs in der Halle von ihrem Collegen Pilz herrühren. Noch ist es nicht lange her, daß die Kaiserstatuen sämmtlich in den ihnen bestimmten goldenen Nischen Platz genommen haben; Konrad I. und Heinrich III. stehen nun an der Westwand zwischen den drei Portalbogen, und ihr Gegenüber bilden Rudolph von Habsburg und Philipp von Schwaben. Die Blenden an der Nordwand nehmen Heinrich IV. und Heinrich V., die an der Südwand aber Adolph von Nassau und Albrecht von Oesterreich ein. Es sind wahre Meisterwerke, diese acht Statuen, und sie werden die Namen ihrer Künstler auf die Nachwelt bringen. Rudolph von Habsburg mit dem ikonisch gehaltenen Haupte ist in vollem Krönungsornat mit Scepter und Reichsapfel dargestellt, wogegen die übrigen mehr kriegerischen Schmuck an sich tragen, den ihr langer faltiger Königsmantel nicht verbergen kann. So selbst bei Heinrich IV., der am Büßergewand kenntlich ist, aus welchem der geschuppte Beinharnisch hervorschaut, während das Haupt mit dem Helm bedeckt erscheint, die Rechte eine Fahne, die Linke das Schwert hält und der Fuß ein Pergament niedertritt, auf dem der Name des Gegenkönigs Rudolph von Schwaben steht. Außerordentlich gelungen ist der trotzige, kühne Blick der Augen, den wir auch im Gesichte Heinrichs V. wiederfinden. Das ist überhaupt eine ganz prächtige, charakteristische Statue, dieser Kaiser, der seinem Vater das Scepter entrissen hat und es nun fest, wie um sich's nicht wieder nehmen zu lassen, an die Brust drückt. Die Hand faßt dabei ans Schwert, so daß er gleich bereit scheint, gegen alle Angriffe sich muthig zu wehren. Adolph von Nassau, der die Jagd leidenschaftlich liebte, ist kenntlich durch Hüfthorn und Hirschfänger, und seine Gestalt zeigt lebendige Bewegung, wogegen der sanfte, friedliche Albrecht von Oesterreich mit der bekannten Habsburger Physiognomie voller Ruhe, in sicherem Selbstbewußtsein vor uns steht. Die Krone ruht in seiner rechten Hand, und die Linke lehnt sich an das in der Scheide steckende Schwert.

Italienische Kirchenfeste.

Ueber den Charakter der italienischen Kirchenfeste, welcher den Protestanten oft nichts weniger als heilig, vielmehr geradezu als profan vorkommen muß, theilt uns Otto Speyer in seinem von uns schon mehrmals mit großer Anerkennung erwähnten Reisewerke mancherlei interessante Notizen mit. Er erzählt, daß er in Sicilien und ganz Italien eine Unzahl von Kirchenfesten mitgemacht habe, von denen die meisten zugleich das, was wir Volksfeste nennen, gewesen seien. Bunte Aufzüge, Musik und Feuerwerk durften fast nirgends fehlen — eine Erscheinung, die in der That nur dadurch erklärbar wird, „daß das unwissende Volk die Kirche, die so mancherlei äußere und innere Opfer von ihm verlangt, hier als die gütige Mutter betrachten lernte, die dem Kinde, das sie erzieht und straft, auch des Vergnügens und der Lust so viel gewährt, als sie irgend kann." Eines Abends ward Otto Speyer in Palermo Zeuge eines solchen Kirchenfestes, das in einem menschenwimmelnden Gäßchen vor einem Madonnenbilde mit prachtvoll bekleidetem, von zahllosen Kerzen erhelltem Altar abgehalten wurde. Eine Musikbande spielte währenddem unter allgemeinem Beifallsklatschen Verdi'sche Opernmelodien, und am Ende zischten und krachten trotz der engen Straße sogar Schwärmer, Feuerräder und Kanonenschläge, alles zum Preise der heiligen Jungfrau. Die bedrohte Volksmenge wich lachend und schreiend zurück, ein entsetzliches Gedränge und unbeschreibliche Verwirrung verursachend, die jedoch der Festfreude und guten Laune nicht den mindesten Abbruch thaten. Von den zahlreichen Balconen herab ließen die im Kopfschleier halb verhüllten Schönen ihre weißen Tücher wehen; in den hell erleuchteten Sorbetterien drängte man sich um die kleinen Marmortische und verzehrte massenweise alle möglichen und unmöglichen Arten von Gefrorenem, wie Jasmin-Eis, Gebrannte-Mandeln-Eis, Pfirsichkern-Eis u. s. w. Daß an Heiligenbildchen mit blitzblauen Gewändern, grellrothen Gesichtern und weit aufgerissenen Augen kein Mangel war, versteht sich. Sie waren die besondere Lust der halbnackten palermitanischen Jugend, für welche die Eltern sie um ½ Gran (2 Pfennige) pr. Stück erstanden. — Auch innerhalb der Kirchen herrscht oft genug ein weltliches Treiben, das uns ganz andere Blicke in den Katholicismus thun läßt, als sich uns für gewöhnlich darbieten, wenn man die Menge der zu brünstigem Gebete hinknieenden Männer und Frauen so obenhin betrachtet. Man gehe nur in die abendlichen Messen, wie sie dem katholischen Cultus eigen sind, und man wird inne werden, daß in dem Dunkel der Kapellen öfters gar seltsame Dinge vorgehen, die mit der Heiligkeit des Ortes nicht allzusehr harmoniren.

Nicht genug — meint Otto Speyer — daß die Taschendiebe dort mit Erfolg ihrem Metier nachgehen, auch Herzen werden dort gestohlen; zu zahlreichen Rendezvous bietet sich die Gelegenheit, und manche Verlobung schon soll hier ohne Beisein und Vorwissen der Eltern stattgefunden haben. In ganz Italien ist dies nichts Ungewöhnliches. Die junge Damenwelt lebt unter so strenger, fast klösterlicher Ueberwachung von Seiten der Eltern, sie hat so wenig Gelegenheit, sich öffentlich zu zeigen oder nur ein Wort zu reden und zu hören, das nicht auch das aufmerksame Ohr einer Mutter oder Gouvernante vernähme, daß die Kirche, der einzige Ort, zu dem man sie allein gehen läßt, deshalb oft genug zu fremden Zwecken gemißbraucht wird. Wer die Zeichen- und zumal die Fächersprache versteht, der kann zwischen den knieenden Schönen und ihren in der Nähe postirten Verehrern häufig genug einen Wechsel telegraphischer Depeschen beobachten, die mit den religiösen Uebungen, in die vertieft zu sein sie sich den Anschein geben, schwerlich im engsten Zusammenhang stehen. Am schlimmsten ist es zur Zeit der sogenannten Novena, der neuntägigen Vorbereitung zum Weihnachtsfeste, einem Gottesdienste, der vom 15. bis 23. December täglich in der Abenddämmerung stattfindet und meist von jungen Leuten beiderlei Geschlechts in großen Schaaren besucht wird. In Florenz z. B. herrscht hierbei das weltliche Treiben so unverblümt vor, daß der Volkswitz diese heilige Zeit den piccolo carnavale, den kleinen Fasching, genannt hat.

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Eine der wichtigsten Erscheinungen des Buchhandels aus den letztvergangenen Wochen dürfte die vom Sohne des großen Philosophen selbst veranstaltete neue Ausgabe der Fichte'schen „Reden an die deutsche Nation" sein, die im Winter 1807—8 vor einem zahlreichen und auserlesenen Publicum in Berlin gehalten wurden, zu einer Zeit, da die französischen Behörden alle Versuche, dem öffentlichen Geiste in Deutschland höheren Schwung und lebendigeren Inhalt zu geben, ängstlich und tyrannisch überwachten. In der ganzen patriotischen Litteratur der Freiheitskriege haben diese Reden nicht ihres Gleichen, und besonders die, welche die Vaterlandsliebe als höchstes Gut der Menschheit schildert, ist ein unvergängliches Denkmal sittlicher Größe und zugleich eines der vollendetsten Meisterstücke deutscher Beredsamkeit. Das wunderliche Erziehungssystem, auf welches Fichte das Heil der Zukunft setzt, muß man zwar als romantische Caprice außer Acht lassen, wenn man zu einem vollständigen Genusse der „Reden" kommen will, aber im Ganzen sind sie doch ein sehr bedeutsames und entscheidendes „Zeichen der Zeit" gewesen, in der sie entstanden, und eine neue Ausgabe davon darf man um so wärmer begrüßen, als die Stimme der Vergangenheit, die aus ihnen tönt, gerade jetzt wieder eine sehr heilsame und beredte Mahnung für die Gegenwart abgeben kann.

Als ein hervorragendes Werk der musikalischen Litteratur ist das längst mit Spannung erwartete Buch des Berliners Adolph Bernhard Marx über „Louis van Beethovens Leben und Schaffen" zu bezeichnen. Der genannte Meister der Tonkunst hat damit endlich das erhalten, was seinem Vorgänger Mozart durch Otto Jahn zu Theil geworden ist: eine gründliche, mit kritischem Sinn und Wärme geschriebene Biographie, die über dem Gange des äußeren Lebens nicht die Spuren seiner fortschreitenden Geistesentwickelung und die als Stadien derselben erscheinenden Werke seines Genius vernachlässigt. Das Buch ist ein Gesammtbild der menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit Beethovens, wie man es sich nicht besser wünschen kann, und besonders verdienstlich daran sind auch die Stellen, worin mancherlei Unrichtigkeiten in dem bekannten Werke des Russen Ulibischeff verbessert werden.

Graf Laurencin, Mitarbeiter an der „neuen Zeitschrift für Musik", will nächstens in einer Broschüre polemischen Inhaltes und vom Standpunkte der Wagner-Liszt'schen Schule aus ein kritisches Gefecht gegen die Hanslick'sche Aesthetik eröffnen, während Louis Ehlerts „Briefe über Musik an eine Freundin" ebenso fern von der Partei der Neuromantiker, wie von der der einseitigen Classiker zu bleiben, d. h. das „juste milieu" in Sachen der Tonkunst innezuhalten versuchen. Im Ganzen bildet dies Buch für jeden Laien, der Theil nimmt an der Entwicklung deutscher Musik und über ihre verschiedenen Richtungen sich verständigen will, eine sehr anregende und empfehlenswerthe Lectüre. Warmes Gefühl für das Schöne und Wahre thut sich darin allenthalben kund, und besonders wohlthuend ist der Versuch des Verfassers gegen Freund und Feind gleich gerecht und anerkennend zu sein. Als die gelungensten müssen die Abschnitte über Mendelssohn, Schubert und Schumann gelten.

Amely Bölte wird einen neuen historischen Roman „Maria Antonia" bringen, aus dem bereits die „Constitutionelle Zeitung" ein hübsch und anziehend geschriebenes Bruchstück „der Baumeister Augusts des Starken" mittheilte. Wie man schon daraus ersieht, giebt die Erzählung Dresdener Schilderungen aus der glanzvoll üppigen Zeit des polnischen Königthums, deren Geschichten und Gestalten, wenn eine gewandte Feder sich an ihnen erprobt, in der That den ergiebigsten Romanstoff liefern, den man sich denken kann. — Die neueste Arbeit der Frau Luise Mühlbach betitelt sich „die letzten Lebenstage Katharina's II" und ist wieder in jener historisch-romantischen, anekdotenhaften Manier geschrieben, welche die genannte Schriftstellerin zu einer Art specieller Virtuosität ausgebildet hat. — In anderem Genre hält sich eine jüngere weibliche Kraft, Adelheid v. Auer, deren Novelle „Va banque", von den „Hamburger Nachrichten" mitgetheilt, ein eigenthümlich frisches Leben entfaltete und gewinnende, warmgefühlte Töne in der Erzählungsweise anschlug. Die gleichen Vorzüge weist nun auch eine neue, in demselben Blatte erschienene Novelle „Guten Morgen, Vielliebchen" auf. Im Ganzen zeigt sich die Verfasserin als ein dichterisches Talent, das in der Anlage, wie in der noch nicht vollkommenen Herrschaft über die Technik des Romans viel Aehnlichkeit mit der neulich von uns erwähnten Sophie Verena hat, hinter deren pseudonymem Namen, wie die „Berliner Revue" muthmaßt, sich ein Fräulein von Malzen aus dem alten Geschlecht der Malzen de Tiiborch verbirgt.

Heinrich Heine's Gedichte sind zum ersten Mal vollständig durch einen gewissen Edgar Alfred Bowring ins Englische übertragen worden. Bisher kannten unsre Nachbarn jenseit des Canals nur die zartesten und rührendsten Stücke aus dem „Buche der Lieder" in Uebersetzung, und es fragt sich nun, was das nüchterne und innige Naturell des englischen Volkes zu so glänzenden, aber gestaltlosen Phantasmagorien, wie der „Atta Troll", oder zu so kühnen und zum Theil sogar frechen Spielen des Witzes sagen wird, wie sie sich z. B. in der „Harzreise" oder im „Romanzero" vorfinden. — Die Uebersetzung Bowrings erscheint durchweg im Versmaße des Originals.

Gleichsam wie zur Revanche dafür gab H. Harrys eine erste vollständige Uebersetzung des englischen Lyrikers Thomas Hood. Von diesem waren dem deutschen Volke bisher nur gerade das schwächste seiner Werke, die „Tales" oder „ausgewählten Erzählungen", sowie die Phantasie „Eugen Arams Traum" bekannt geworden. Seine Märchendichtungen in Spencer'scher Manier und seine komischen Epopöen und Werke, wie das berühmte „comic annual" oder die Satyre „Up the Rhine", hatten aber noch nie einen deutschen Uebersetzer gefunden. Wir theilen in unserer heutigen Nummer eine Probe mit und werden später ausführlich auf diese Sammlung zurückkommen.

Die „Idylls of the King" von Alfred Tennyson erhalten in englischen Blättern fast unbedingtes, überschwängliches Lob.

Sie sind in sogenannten blanc verses, d. h. ungereimten fünffüßigen Jamben, geschrieben — eine Versart, die der Dichter, wie bekannt, mit großer Meisterschaft behandelt, die jedoch trotzdem auf die Länge ziemlich monoton und wirkungslos wird. Die vier einzelnen Abschnitte der „Königsidyllen“ benennen sich „Enid“, „Vivien“, „Elaine“, und „Guinevere“, wovon das erste nach dem Ausspruch englischer Kritiker stark an den Dänen Andersen und seine sinnige Manier erinnert.

Von neuen englischen Romanen ist **Charles Reade's** „Love me little, love me long“ gegenwärtig der am meisten gelesene. Derselbe hat nicht blos in England, sondern auch in der neuen Welt große Anziehungskraft ausgeübt und wird sich auch in Deutschland viele Freunde erwerben durch die Anmuth seiner Schilderungen und die verständige, doch nicht empfindungsarme Art seiner Erzählung im Allgemeinen. Der Verfasser gehört, wie auch schon seine früheren Werke nachwiesen, zur realistischen Schule von Dickens und Thackeray, nicht ohne nach der Weise dieser großen Vorbilder die Gestalten des täglichen Lebens mit einem Schein ächter Poesie zu überkleiden.

Ein neues Werk von **P. J. Stahl** (dem Schriftstellernamen des Buchhändlers Hetzel) betitelt sich: „Histoire d'un homme enrhumé et autres histoires“. Der Autor gehört zu den wenigen Humoristen in der französischen Poesie, und er hat sich um die sogenannte Arabeskenlitteratur schon Verdienste erworben. Wenn ein Künstler irgend eine neue Erfindung ans Licht setzen, eine Phantasie realisiren wollte, so übernahm er es, den Text dazu zu schaffen, oder umgekehrt. Vor einigen Jahren erschienen von ihm z. B. „Contes et études. Bêtes et gens“ mit einer Vorrede von G. Sand, worin diese Dame nicht mit Unrecht sagte, „daß diese zierlichen Bilder, so leichtfertig sie auf den ersten Anblick zu sein scheinen, sich doch durch eine gewisse Zartheit der Empfindung auszeichnen, die durch die leichteren Accorde zuweilen einen tieferen Ton durchdringen läßt.“ Das gilt auch von den neugesammelten Erzählungen, wovon einige wieder, wie die früheren, ziemlich stark an unsern deutschen, wunderlichen Hoffmann erinnern.

Eine höchst anziehende Novität der französischen Litteratur sind die von **Teulet** soeben zum ersten Mal herausgegebenen Briefe der Maria Stuart an den Grafen Bothwell nebst Actenstücken hinsichtlich der Ermordung Darnley's und der Hinrichtung der Königin. Wir gedenken auf diese Sammlung, die sich an die früher vom Fürsten Labanoff bewerkstelligte anschließt, später noch ausführlicher zurückzukommen.

In Paris starb vor kurzem Madame **Desbordes-Valmore**, die 1787 zu Douai im Norddepartement geboren war. 1818 debütirte sie als Dichterin mit einem Bande Elegien und Romanzen, denen dann noch „Fleurs“, „Pauvres fleurs“, „Bouquets“ und „Prières“ nachfolgten. Ihre „Anges de la famille“, „Jeunes têtes“, „Jeunes coeurs“ u. s. w. sind in Frankreich noch heutzutage sehr beliebte Jugendschriften.

In New-York ist jüngst eine Riesenzeitung erschienen, die alles bisher Dagewesene übertrifft, denn sie hat „Billardtafelformat“ und ist 8½ Fuß hoch und 6 Fuß breit. Dieser „Mastodon der Zeitungen“ führt den Titel „the illuminated Quadrupel Constellation“ und enthält acht „Mammuthseiten“ von je 13 Spalten, deren jede achtundvierzig Zoll hoch ist. Das Papier ist so dauerhaft und stark, — das Ries davon wiegt drei Centner — daß es lange benutzt werden kann, denn das Blatt erscheint alle hundert Jahre nur ein Mal. Es ist vom Verleger des in New-York erscheinenden belletristischen Wochenblattes „Constellation“ zur Feier des 4. Juli (Unabhängigkeitsfestes) als Extrablatt herausgegeben worden. Vierzig Personen haben acht Wochen lang unausgesetzt daran gearbeitet, um diese eine Nummer zu Stande zu bringen, die einen halben Dollar kostet und in hübschem Umschlag nach allen Gegenden der Welt versandt worden ist. Es sind 28,000 Exemplare davon abgezogen worden.

Im Verlage von Curmer in Paris ist die erste Lieferung des „Livre d'heures de la reine Anne de Bretagne“, einer der kostbarsten Schätze des Pariser Handschriftencabinets, in Farben-Steindruck erschienen, das Schönste, was die Lithochromie bisher geliefert hat. Das aus 480 Seiten bestehende Gebetbuch ist mit 49 großen Miniaturen und 333 Ornament-Einfassungen und Initialen geschmückt, die alles überbieten, was die Miniaturmalerei im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts geleistet hat. Jehan Poget ist der Meister des Werkes, das jetzt im Musée des Souverains aufbewahrt wird. Die neue Ausgabe soll in 50 Lieferungen zu 5 Frcs. erscheinen. Die schönsten Lithochromien des kostbaren Gebetbuches sind von dem Cölner Maler **W. Kellerhoven**.

Der längst mit Spannung erwartete zweite und letzte Band des **Palleske**'schen Werkes über Schiller ist nunmehr ausgegeben worden und wird nächstens von uns ausführlicher besprochen werden. Für jetzt knüpfen wir hieran nur noch die Bemerkung, daß die englische Uebersetzerin des Buches, von der wir schon früher einmal sprachen, sich **Lady Wallace** nennt.

Bildende Kunst.

In Breslau starb vor kurzem im sechszigsten Jahre seines Lebens der besonders durch kirchliche Gegenstände bekannt gewordene **Adolf Zimmermann**. Er war 1799 in Lodenau bei Görlitz geboren und darf nicht mit den Gebrüdern Zimmermann in München verwechselt werden.

Vor Jahresfrist etwa war aus der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien ein auf 7000 Gulden gewürdigtes Meisterwerk des alten berühmten Holländers **Adrian v. Ostade**, sein „Zeitungsleser“, gestohlen worden, und man hielt aller Orten gerichtliche Nachsuchungen nach dem verlorenen Schatze. Jetzt endlich ist das Bild bei einem Pariser Kunsthändler wiedergefunden worden, der es von einem Fremden um 3000 Francs gekauft haben und gegen diese Summe auch wieder hergeben will.

In Dresden auf der Terrasse ist jetzt ein neues Werk des trefflichen **Julius Hübner**, die Farbenskizze zu einem größeren Oelbilde ausgestellt, welches einen der Apostelgeschichte entlehnten Stoff behandelt. „Der heilige Stephanus vor dem hohen Rathe der Juden“ — so lautet die Unterschrift des Gemäldes, welches, indem es wieder in jenem dem Künstler besonders zusagenden religiösen oder besser biblischen Genre gehalten ist, das Lob aller Kenner in hohem Grade für sich in Anspruch nimmt. Man rühmt an der Skizze Begeisterung für den Gegenstand, kunstvolle Composition und feines Gefühl für malerische Schönheit in Linienführung und Farbengebung.

Zu den begabtesten Gliedern des Dresdner Künstlerkreises gehört ohne Zweifel auch Professor **Otto Gonne**, der sich auf der diesjährigen Ausstellung mit einem Carton „Abschied Conradins des Hohenstaufen von seiner Mutter vor dem Zuge nach Italien“ bemerkbar macht. In früheren Werken dieses Malers, z. B. dem „Judaskuß“, war noch eine gewisse Steifheit und Gezwungenheit der Gruppirung, in anderen, z. B. dem einst viel besprochenen „Bajazzo“, ein gewisses über das Maß hinausgehendes Haschen nach Effect vorhanden; diese Mängel aber weiß Gonne in der letzten Zeit mehr als sonst zu vermeiden, und auch der obenerwähnte Carton ist frei davon geblieben. Adel und Innigkeit der Auffassung, Schwung der äußeren Formen und Umrisse, sowie Harmonie aller einzelnen Theile des Werkes werden demselben als besondere Vorzüge angerechnet.

Bernhard Neher, der Meister des „Erlkönigs“, dem auch die Goethe-Schillerzimmer im Weimarer Schlosse ihren bildlichen Schmuck verdanken, hat nach langer Pause endlich wieder ein Werk vollendet, eine symbolische Darstellung des „Frühlings“ nämlich, welche zu den sinnreichsten Allegorien der neueren Zeit gehören dürfte. Im blauen Aether zieht der Gott des Lenzes

über die Erde dahin, von Zephyren getragen und begleitet von Amor und der Horenschaar. Unter ihm erwachen die Nymphen der Quellen, und die Erde scheint von seinem Hauche plötzlich lebendig zu werden. Man denkt unwillkürlich an Geibels schönes Dichterwort: „Da wacht die Erde grünend auf, weiß nicht wie ihr geschehen, und lacht in den sonnigen Himmel hinauf, und möchte vor Lust vergehen." Das Ganze durchweht ein Geist heiterer Poesie sowie graziöser Empfindung und zeigt von neuem, daß Neher zu unseren feinsten und liebenswürdigsten Talenten in der Malerei gehört.

Ein sehr befähigter, vielversprechender Schüler des Städel'schen Instituts zu Frankfurt a. M. ist der junge Schlösser aus Mannheim, der sich für sein erstes größeres Werk, mit dem er vor der Oeffentlichkeit erscheint, „die Todtenfeier Masaniello's in Neapel" zum Vorwurf genommen hat. Das Bild, im Einzelnen zwar nicht frei von Fehlern der Anfängerschaft, läßt im Ganzen doch ein hervorragendes Compositionstalent und die Fähigkeit energischer Erfassung und Gestaltung des gewählten Stoffes erkennen. Es ist darin ein gewisses pathetisches Element, welches sich dem Inhalte trefflich anpaßt und die Historie als das Feld bezeichnet, das Schlösser vor allem anzubauen den Beruf hat.

Franz Wieschebrink, neben J. G. Meyer (von Bremen), Ad. Richter u. A. einer der bekanntesten von denjenigen Düsseldorfer Genremalern, welche sich mit besonderer Vorliebe häuslichen Gegenständen, dem Kleinleben der Familie und Kinderstube zugewendet haben, hat ein neues Bild „die Amme" vollendet, das wieder, wie frühere Werke dieses gedankenreichen Künstlers, in engem Rahmen und mit wenig Figuren uns eine ganze Geschichte zu erzählen im Stande ist. Im Prunkzimmer eines vornehmen Hauses, auf dem Schooß das jüngstgeborene geputzte Kind ihrer Herrschaft, das gerade, wie es scheint, seinen Tauftag feiert, sitzt ein junges Bauermädchen in einfach ländlicher Kleidung; sie ist die Amme des kleinen Wesens, welches wir auf ihren Knien sehen; aber während sie so an der Stätte des Reichthums und Ueberflusses weilt, sind ihre Gedanken fernab in der Heimath, und die trübe Träumerei ihres Gesichtes gilt dem eignen Kinde, das die Nähe der Mutter entbehren muß. Sonst waren die Compositionen Wieschebrink's fast nie ohne fröhliche Wirkung — hier jedoch hat er ernster gefühlt und ein Bild geschaffen, das in seiner Einfachheit sehr ergreifend wirkt.

Moritz Müller, als ein Nacheiferer Schalkens in Effecten künstlicher Beleuchtung der „Feuermüller" genannt, blieb auch in seinem neuesten Bilde, dem „ersten Brief", der früheren Manier des Kerzenlichts mit brennendrothem Scheine treu. Er hat einige Gemälde geschaffen, auf denen dieselbe von großer Wirkung war, besonders auch da er den Effect mit unleugbarer Meisterschaft behandelte, nachgerade aber ist er auf den Standpunkt gekommen, wo ihm eben nur noch die Beleuchtung und nicht mehr Handlung und Charakterzeichnung als Hauptsache gilt. Er war einst ein so sinnvolles und bewegliches Talent, das aber nun immer flacher und manierirter wird.

Der Akademiker Rickersgill gehört zu den bekanntesten Malern, welche das gegenwärtige England aufzuweisen hat, und sein letztes Werk, eine „Delila, die den Simson um Verzeihung fleht," wird seinen Namen aufs neue mit Anerkennung in öffentlichen Kreisen laut werden lassen. Das Beste an dem Bilde ist der tief gefühlte, lebendig bewegte Ausdruck im Antlitz der Hauptfigur. Der seines Haarschmuckes beraubte Held, vor dem sie demüthig und in banger Erwartung hingesunken liegt, ist eine ungemein kraftvolle, imponirende Gestalt, und die übrigen Personen weiter im Hintergrunde zeichnen sich durch klar empfundenen, innerlichen Zusammenhang mit der Hauptgruppe aus.

Vor einigen Jahren machte an verschiedenen Orten das Gemälde eines schwedischen Offiziers D'Unker viel von sich reden, welches ein „Pfandhaus" ungefähr in der Karl Hübner'schen Weise, mit Zurschautragung socialistischer Tendenzen darstellte. Der Maler dieses Bildes hat sich nun ganz der Kunst gewidmet und lebt jetzt in Paris, von wo er soeben ein neues Werk nach Frankfurt in die Ausstellung gesendet hat. Dasselbe zeigt „die Kunstreitergarderobe vor der Vorstellung" und behandelt also einen ganz ähnlichen Stoff, wie „die Seiltänzergarderobe" des Berliners Kretins. In der Ausführung ist er aber durchaus originell, und die einzelnen Gestalten haben soviel Eigenthümliches und Ergötzliches, soviel lebenswahre Züge und charakteristische Merkmale an sich, daß sich D'Unker dadurch wiederholt als ungemein schöpferisches Talent bekundet hat.

Der schwedische Maler Lundgreen ist soeben mit über vierhundert Skizzen und Aquarellen vom indischen Kriegsschauplatze nach London zurückgekehrt, wo er dieselben zu einer Ausstellung für die vornehme Welt in Brompton vereinigt hat. Die Königin Victoria kaufte von ihm mehreres für den Buckinghampalast und das Schloß in Windsor.

In London soll dem Admiral Lord Lyons; im Düsseldorfer Schloßgarten der Königin Stephanie von Portugal; sowie in Warschau dem Feldmarschall Fürst Woronzoff ein Denkmal errichtet werden. Für letzteres ist eine Concurrenz mit einem ersten Preise von 2000 Silberrubeln ausgeschrieben worden. — Das Monument Jakob von Artevelde's für Gent wird der belgische Bildhauer Bigne-Hugo, das des Bürgermeisters Demiani für Görlitz der Dresdner Johannes Schilling in Arbeit nehmen.

Die Auction der Antiquitätensammlung aus dem Besitz der verstorbenen Frau Sibylle Mertens-Schaafhausen hat vom 12. bis 16. Juli in Cöln unter großem Zulauf und unter Anwesenheit deutscher, sowie französischer, englischer und belgischer Commissionäre stattgefunden. Meistens gingen die Gegenstände zu sehr hohen Preisen weg. Die antiken geschnittenen Steine, 1750 Nummern, blieben ungetrennt und wurden für 8000 Thaler, wie es heißt von der Familie, zurückerstanden. Zwei elfenbeinerne Tafeln, byzantinische Reliefs im Style der Karolingischen Epoche, die Geburt Christi und die Anbetung der heiligen drei Könige darstellend, verkaufte man um 1210 Thaler, sowie eine sehr schön erhaltene runde Tafel von weißglasirter Terracotta, die Jungfrau mit dem Jesusknaben im Bilde zeigend, um nicht weniger als 98 Thaler. — Noch sei hier erwähnt, daß die berühmte Antiquitätensammlung von Erzeugnissen der Kunst und des Gewerbfleißes, welche der Regierungsrath v. Minutoli seit länger als zwanzig Jahren zusammengebracht hat und die jetzt im königlichen Schlosse zu Liegnitz neunzehn große Zimmer einnimmt, vom 1. August d. J. gleichfalls aus freier Hand verkauft werden soll. Sie enthält über vierhundert Oelgemälde berühmter Meister, z. B. von Raffael, Giulio Romano, Tizian, Veronese, del Sarto, Guido Reni, Salvator Rosa, Cranach, Holbein, Rubens, van Dyk, Ruysdael, Hobbema, Velasquez, Poussin, Denner u. s. w.

Theater und Musik.

In Wien starb am 17. Juli der Comparseninspicient des Hofburgtheaters, August Wilhelm Just mit Namen, ein Bruder des Regisseurs am Hofoperntheater ebendaselbst. Es war das ein in künstlerischen Kreisen wohlbekannter, origineller Mann, der ein bewegtes und wechselvolles Leben geführt hatte. Vor vielen Jahren schrieb Heinrich Laube in Breslau für ihn eine parodische Posse „Zaganini", worin er die Titelrolle spielte und sich selber als Violinvirtuos producirte. Dann kam er nach der Kaiserstadt und wurde am Theater an der Wien engagirt, wo er allerlei Rollen zu übernehmen hatte. Seit zehn Jahren aber war er nicht mehr als Darsteller thätig, sondern von seinem alten Freund Laube für die Stelle eines Comparseninspicienten an der Hofburg gewonnen, in welcher er das bis dahin trotz der Herrlichkeit der Einzelleistungen sehr im Argen liegende Statistenwesen dieser Bühne durch seine freilich etwas barsche Leitung bedeutend zu heben verstand. Er war unermüdlich in Erlangung des Zieles,

daß alle feierlichen Aufzüge, Volksaufläufe, Zusammenrottungen, Rathssitzungen, Schlachtengetümmel ꝛc. ohne Störung und mit Präcision von Statten gingen.

Wir erwähnten in unserer vorigen Nummer den Tod Anton Forti's. Er war am 8. Juni 1790 geboren und spielte Anfangs im Orchester des Wiedner Theaters die Viola. Als Sänger versuchte er sich zuerst auf der Privatbühne des Fürsten Esterhazy in Eisenstadt, bald darauf aber kam er nach Wien, und sein Debut als Sarastro in der „Zauberflöte“ hatte so glänzenden Erfolg, daß er sogleich engagirt wurde. Wie schon erwähnt, waren in dieser früheren Periode seiner Sängerlaufbahn Don Juan und Ferdinand Cortez seine Meisterleistungen. 1835 nahm er für längere Zeit Urlaub von Wien und ging auf Reisen nach England, Frankreich und Deutschland. Zunehmende Corpulenz aber nöthigte ihn dann zu einer Rollenveränderung. Seine ausnehmend schöne Persönlichkeit, seine ritterliche Tournure und sein feuriges Spiel hatten ihn vorher in allen Heldenpartien bestens unterstützt, nun mußte er zum Baßbuffofach übergehen und glänzte von 1837 an wieder in Wien als Dulcamare im „Liebestrank“, als Marquis im „Postillon von Lonjumeau“, als Baptiste im „Maurer und Schlosser“ ꝛc. Im Jahre 1844 gewann er in einer Güterlotterie das große Loos, weswegen er sich bald nachher vom Kärnthnerthortheater ins Privatleben zurückzog. Er hatte sich mit der einst sehr beliebten Sängerin Henriette Theimer vermählt, seine einzige Tochter aber wurde ihm schon in jungen Jahren durch den Tod entrissen. Die Berliner Tänzerin Forti ist nicht, wie manche Blätter behaupteten, ein Kind von ihm, sondern von Geburt eine Neapolitanerin, deren Eltern jetzt noch leben.

Der berühmte Bassist **Karl Formes**, älterer Bruder des fast nicht minder berühmten Tenors Theodor Formes in Berlin, wird binnen kurzem aus America, wo er schon mehrere Jahre verweilte, einmal wieder nach Deutschland zurückkehren, hier sich aber nur so lange aufhalten, bis er eine vollständige Operngesellschaft beisammen hat, die er dann auf seine eigene Rechnung über den Ocean zu führen gedenkt. Er gehört zu denjenigen deutschen Sängern, denen die Gunst der in ihren Sympathien sehr wetterwendischen Yankees am längsten treu geblieben ist und wohl auch bei seinem neuen Unternehmen noch treu bleiben wird.

Daß der Sänger **Roger** sich auf der Jagd den Arm gefährlich verwundete und deshalb amputirt werden mußte, ist bereits von den politischen Tageblättern berichtet worden. Zu erwähnen bleibt noch, daß ihn der Kaiser Napoleon III. sogleich zum Professor am Conversatorium zu Paris ernannt hat, wo durch Panserons Tode kurz vorher eine Stelle frei geworden war.

Wie im Bereiche des Drama's, wovon wir in der letzten Nummer sprachen, so herrscht auch auf dem Gebiete der Oper eine sehr erfreuliche, vielseitige Thätigkeit. Der großen Zahl von neuen Opern, welche wir als für den Winter bevorstehend schon früher anführten, können von uns heute noch einige beigefügt werden. Musikdirector **Reinthaler** in Bremen, der Componist des Oratoriums „Jephtha“, arbeitet an einer Oper, deren Inhalt uns jedoch noch nicht bekannt geworden ist, während der berühmte Claviervirtuos **Alexander Dreyschock** für eine lyrisch-romantische Oper, „Florette oder die erste Liebe Heinrichs IV.“, sich von **Karl Gollmick** den Text nach einer Zschokke'schen Novelle hat bearbeiten lassen.

Die komische Oper, deren Text **Scribe** für **Auber** schreibt, wird sich „Faublas“ betiteln, während die von **Gounod** für Wiesbaden componirte, welche nächstens auch in Paris gegeben werden soll, sich „Philemon und Baucis“ nennt. **Offenbach** ist außerdem mit einem neuen Werke beschäftigt, das diesmal nicht nur aus einem Act bestehen wird.

Flotow's „Albin“ ist in neuer Bearbeitung als „Müller von Meran“ nunmehr auf dem Kroll'schen Theater in Berlin gegeben worden, hat aber keinen nachhaltigen Erfolg erzielt. Es scheint wirklich, als habe der Componist mit „Stradella“ und „Martha“ sich so ziemlich ausgeschrieben, denn keine seiner Opern, die diesen beiden folgten, zeigte wieder jene Fülle von Leben und jene anmuthige melodiöse Haltung, wenn auch ihr Styl einige Male in Leichtfertigkeit ausartete und überhaupt nirgends gerade kunstvoll genannt werden konnte. Was Flotow später schrieb, war Alles noch viel gedankenärmer und trivialer, und so ist es auch mit dieser Oper. Ihr Text stammt ursprünglich von Mosenthal; doch weil derselbe bei den früheren Aufführungen „Albins“ in Schwerin und Wien als ungemein schwülstig und unvortheilhaft sich erwies, beauftragte der Componist den Berliner Kritiker Fr. Tietz mit einer Ueberarbeitung, die zwar manche Fehler des Libretto's in der ursprünglichen Gestalt vermied, an und für sich aber doch kein sehr lobenswerthes Werk zu nennen ist.

In der italienischen Oper des Londoner Coventgardentheaters hat neulich die erste Aufführung von **Meyerbeers** „Wallfahrt nach Ploermel“ stattgefunden. Der Maestro war, obgleich er vor einer Meerfahrt eine ähnliche Abneigung besitzt, wie Rossini vor den Eisenbahnen, selbst in die englische Hauptstadt gekommen und hatte mit der ihm eigenen rigorösen Genauigkeit sämmtliche Proben geleitet. Die Aufnahme der Oper von Seiten des englischen Publicums war ebenso enthusiastisch, wie von Seiten der Pariser. Gleich die Ouverture mußte wiederholt werden, auch sonst noch wurden viele Stellen da capo verlangt und der Maestro mehrmals auf die Bühne gerufen. Als Dinorah excellirte Madame Miolan-Carvalho aus Paris, die auf speciellen Wunsch Meyerbeers die Rolle als Gast übernommen hatte.

Die Primadonnen in den Londoner Theatern während der laufenden Saison sind von uns vor einiger Zeit schon namentlich erwähnt worden. Als Concertsängerin steht jetzt bei dem Publicum der englischen Hauptstadt am meisten eine junge Belgierin, **Desirée Artot**, in Gunst, deren sehr anmuthiges Porträt die neueste Nummer der „Illustrated London News“ bringt. Die Dame ist erst dreiundzwanzig Jahre alt, denn sie wurde 1836 in Brüssel als Tochter eines Professors am dortigen Conservatorium geboren. Ihr Oheim ist der berühmte Violinist Joseph Artot. Pauline Viardot-Garcia war ihre Lehrerin, und in deren Begleitung reiste sie im Sommer 1857 nach London, um da in verschiedenen Concerten der philharmonischen Gesellschaft, sowie bei Hofe sich zum ersten Mal öffentlich hören zu lassen. Sie debutirte mit größtem Glück, welches ihr später auch treu blieb, als sie im Februar 1858 in der großen Oper zu Paris einen ersten theatralischen Versuch als Fides im „Propheten“ machte. Zur italienischen Oper übergehend, bereiste sie sodann Südfrankreich und Belgien, und gefiel überall besonders als Rosine im „Barbier von Sevilla“ sowie als Leonore in Verdi's „Trovatore“. Nun ist sie als Concertsängerin wieder nach London zurückgekehrt, wo sie von ihrem früheren Auftreten her noch in gutem Gedächtniß geblieben war.

Das erst vor vor wenig Jahren der Vergessenheit entzogene **Händel**'sche Oratorium „Susanna“ ist jetzt zu Cöln im „städtischen Singverein“ unter Leitung des Musikdirectors **Brenung** zum ersten Mal aufgeführt worden. Componirt wurde es 1748, als der Tonmeister schon vierundsechzig Jahre alt war, und gedruckt erschien es in der von der Händelgesellschaft veranstalteten Gesammtausgabe seiner Werke, nachdem Chrysander die Herstellung aus bisher unbekannten Quellen und Gervinus die Bearbeitung des deutschen Textes übernommen hatte. Die Redaction der Partitur, sowie die Einrichtung des Clavierauszugs war Julius Rietz anvertraut.

Die **Graner Festmesse** von Franz Liszt ist als „Missa solennis“ von der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien nunmehr gedruckt worden und macht eine Riesenpartitur von 130 Seiten aus, die sich als wahres typographisches Prachtwerk darstellt.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 34. Europa. 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 20. August.

Inhalt.

Ein Besuch auf den Marquesas.

Einer der vielen Versuche, welche die französische Regierung unter Ludwig Philipp machte, im stillen Meere durch Anlegung von Marine- und Missionsstationen festen Fuß zu fassen, führte im März 1842 die Fregatte Reine Blanche nach der aus zwölf Inseln bestehenden Marquesasgruppe. Schon einige Jahre früher hatte Capitän Dupetit-Thouars auf der Fregatte Venus freundschaftliche Beziehungen mit den Inselbewohnern angeknüpft und den Häuptling der Insel Tabuata bewogen, einigen Missionären den Aufenthalt bei sich zu gestatten. Nachzusehen, wie es diesen gegangen, war der Zweck des gegenwärtigen Besuchs der Reine Blanche, die auf dieser Reise, wie früher die Venus, vom Capitän Dupetit-Thouars befehligt war. Von einem schwachen Winde getrieben näherte sie sich ihrem Bestimmungsorte, der durch das Fernrohr gesehen, sich nicht sehr einladend darstellte. Die Insel Tabuata steigt fast wie ein Zuckerhut aus dem Meere. Von der Seite gesehen, glaubt man ein steiles Kirchendach zu erblicken, dessen westlicher Abhang, wenigstens in seiner oberen Hälfte, reinweg unersteiglich ist. Der Kamm ist regelmäßig gezähnt wie eine Säge und hebt sich in scharfen Umrissen vom Himmel ab. Schmahle Schluchten laufen wie Furchen den Berg hinunter mit einer Steilheit, die erst in der Nähe der Küste erträglich wird. Ein dürftiger hoher ausgetrockneter Rasen breitet sich wie ein gelber Teppich über das Ganze aus, und nur hie und da bricht eine Felsenzacke schwarz wie Eisenschlacken hindurch. Höher hinauf nach dem Kamm zu wurden die Felsgestalten pittoresker und nahmen sogar hie und da das Aussehen von Ruinen an. Von der Bucht Väitahu aus, wo die Reine Blanche vor Anker ging, sah das Auge nichts vor sich als eine hohe dunkle Wand, deren Einförmigkeit nur von wenigen grüneren Schluchten unterbrochen ward und über deren glatt abgeschnittenen Kamm von Zeit zu Zeit gefährliche Windstöße niedersausten.

Kaum lag die Reine Blanche vor Anker, so fanden sich einer der französischen Missionäre und der Häuptling oder König der Insel, Jotetee, fast gleichzeitig ein. Letzterer wurde mit militärischen Ehren empfangen. Die Wache trat ins Gewehr, der Tambour schlug Appell und die Musik blies eine Fanfare. Mit majestätischem Selbstbewußtsein schritt Jotetee über das Verdeck, vor der Sonne durch einen großen Schirm geschützt, und erkannte mit aufrichtiger Freude in dem Capitän Dupetit-Thouars seinen alten Freund wieder. Der König von Tabuata war ein Kanake von hohem Wuchs und ziemlicher Beleibtheit. Die regelmäßigen Züge seines Gesichts hatten eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem bourbonischen Typus. Er sah ganz genau aus wie eine in eine Indigoküpe getauchte Büste Ludwigs des Achtzehnten. Seine auf dem Scheitel sehr langen Haare, unten zusammengedreht und geknotet, bildeten über der Stelle, wo sie zusammengebunden waren, einen Busch. Die über und über tättowirte Haut war ganz blau geworden. Wie alle seine Unterthanen war der König vollständig nackend mit Ausnahme eines schmahlen Schurzes, der nicht viel breiter als ein Strick war. Durch Vermittelung des Missionärs begann sogleich eine Verhandlung mit dem König, die mit dem Uebereinkommen endigte, daß die Besitznahme der Insel und Landung der Truppen am 1. Mai stattfinden sollte.

Vorerst mußte jedoch bei Jotetee ein Gegenbesuch abgestattet werden. Englische Missionäre waren Vorgänger der französischen auf Tabuata gewesen, aber sehr bald von der Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen überzeugt und sehr häufig von den Insulanern schlecht behandelt, hatten sie sich entschlossen die Insel zu verlassen und dort ihren ganzen Viehbestand, Ochsen, Kühe und Ziegen zurückgelassen. Diese Erbschaft hatte der König sogleich angetreten und sich auch des hübschen von den Missionären aus Holz erbauten Hauses bemächtigt, das ihm nun als Palast diente. Dort fanden ihn die Franzosen, umgeben von seiner Familie und einigen vornehmen Kanaken, im Schatten eines Pomeranzenbaums um einen hölzernen Napf voll Popoi sitzen. Die Versammelten fuhren abwechselnd mit Zeige- und Mittelfinger in diese Speise, die ziemlich wie Aprikosencrême aussieht, und verzehrten sie mit solchem Appetit, daß sie sich von der Ankunft der neuen Gäste wenig stören ließen. Jotetee aber reichte den Ankömmlingen nach englischer Sitte die Hand und lud sie durch Geberden ein auf dem Ra-

sen Platz zu nehmen und das Mahl zu theilen. Die Einladung war kaum zurückzuweisen, obgleich die braunen Finger der Kanaken sich in dem Brei eingedrückt hatten wie in einem großen Pomadentopf, und bei dem wiederholten Andringen Jotetee's mußten sich die Franzosen wohl entschließen zu kosten. Sie thaten es nicht ohne Mißtrauen, fanden aber das Gericht nicht so übel. Der Geschmack ähnelte dem der Mispel, und der Brei hatte zwei in einem heißen Klima sehr angenehme Eigenschaften: er war sehr frisch und etwas säuerlich. Dieses Gericht, fast die einzige Nahrung der Marquesas-Insulaner, wird auf folgende Weise zubereitet: die Früchte des Mahi- oder Brotbaums, zur Zeit der Reife gepflückt, werden auf ein rasches Feuer gelegt, welches die äußere Schale röstet. Ist die Frucht gahr geworden, so wird sie durch Hülfe einer scharfgemachten Muschel von dieser äußeren Schale befreit und das weiße, zarte, schwammige Fleisch, das im Geschmack dem Artischokenfruchtboden oder der Kastanie gleicht, in eine hölzerne Schüssel gethan. Mit einem großen Stein geknetet und dabei fortwährend mit Wasser begossen, wird aus diesem Fleisch ein Brei, der dann, in große Blätter der Tipflanze eingeschlagen, vergraben wird, um dort zu gähren. Nach der Gährung wird er nochmals geknetet und mit Wasser vermischt und nun als Popoi gegessen.

Nach geendigtem Mahle führte der König die fremden Gäste in seine Wohnung, deren Einrichtung und Ausschmückung er ihnen mit Stolz zeigte. Das ehemalige Missionshaus bestand aus drei Zimmern, die durch Bretterwände von einander geschieden waren. Das erste diente als Empfangszimmer oder vielmehr als Waffensaal. An die Hauptwand gelehnt, standen ungefähr ein Dutzend englische Flinten, die sehr schwer und in ziemlich schlechtem Zustande waren. Drei Fuß hohe Kopfputze von Federn, am Feuer frisirte große Perrücken, Halsbänder von Schweins- und Kaschelotzähnen oder menschlichen Nägeln, weiße oder graue Bärte und andere bizarre Schmucksachen für die Festtage hingen an den Wänden. In dem zweiten Zimmer befanden sich die Küchen- und Fischereigeräthe, und das dritte diente als Schlafzimmer. Hier lagen einige grobe Matten auf dem Boden, und einige Rollen Tapa (ein auf der Insel verfertigtes Zeug) dienten als Kopfkissen. Das war die ganze häusliche Einrichtung eines Mannes, dessen Wille Gesetz war, denn er konnte mit einem Wink den ersten besten seiner Unterthanen mit der Keule erschlagen lassen und fünfzig Kriegspirogueu nach den Nachbarinseln schicken, um sie mit Mord und Brand zu verheeren. Als es dunkel geworden, dienten ölreiche Nüsse in Reihen auf sehr lange und dünne Stäbe gesteckt als Beleuchtung. Jede dieser Nüsse brannte besonders und verbreitete weniger Licht als einen dicken und schwarzen Qualm. Sowie sich die Flamme einer neuen Nuß mittheilte, schüttelte man die zur Asche verbrannte in eine Cocosschale.

Die bei der Besitznahme der Insel stattfindenden Feierlichkeiten zeichneten sich in nichts vor den Schauspielen aus, welche civilisirte Europäer bei solchen Gelegenheiten tättowirten Wilden zu geben pflegen. Ein feierlicher Aufzug von einer Section Matrosen in voller Uniform, Musik, Flaggenaufziehen, Gewehrpräsentiren und Kanonendonner ist das ewig wiederkehrende Programm, von dem man auch diesmal nicht abwich. Um so eher können wir mit Stillschweigen darüber weggehen.

Am Strande der Bucht, in welcher die Reine Blanche vor Anker lag, stand ein Heiligthum der Insulaner, zwei grob aus Holz geschnitzte Götzenbilder unter einem Dach von Cocospalmenblättern. Die Götzen, die hier verehrt wurden, waren jedoch niederen Ranges, und das große Heiligthum der Insulaner befand sich in einer einsamen Schlucht im Hintergrund des Thales, fern von jeder menschlichen Wohnung. Dort, so wußte der Laienbruder, der die Missionäre als Bedienter begleitete, zu erzählen, befand sich ein Dickicht, in dessen Nähe sich die Eingebornen nur ungern wagten. Oft hatte er sogar auf seinen Spaziergängen seine braunen Begleiter einen weiten Umweg machen sehen, um die geheimnißvolle Stelle zu vermeiden, und wenn er nach dem Grunde gefragt hatte, hatte man sich auf die Worte: Tabu! Mate! Mate! beschränkt, die man mit „bei Todesstrafe verboten" übersetzen kann. Da jedoch die Macht der unzähligen Tabus, welchen die Eingebornen unterworfen sind, sich nicht auf die Fremden erstreckt, so beschlossen ein Lieutenant und ein Oberarzt der Fregatte unter der Führung des Laienbruders der Mission dieses geheimnißvolle Heiligthum aufzusuchen. Auf schönes Wetter braucht man in jenen glücklichen Breiten nicht zu warten, und die kleine Gesellschaft trat daher schon am nächsten Morgen die Reise an. Eine in diesem Theil der Insel sehr gemeine Pflanze, die viel Aehnlichkeit mit dem Basilicum hat, erfüllte die Luft mit einem Dufte, den die Feuchtigkeit des Morgens noch durchdringender machte. Bäume und Blumen zitterten unter den Liebkosungen der Sonne, und aus der dunkeln Nacht des Waldes tönten tausenderlei fröhliche Klänge hervor. Der Weg ging Anfangs am rechten Ufer eines Baches hin, der das Thal durcheilt und manchmal in Felsenspalten oder unter großen Steinblöcken verschwindet. Wo die Reisenden hinüberschreiten mußten, verrichteten ungefähr zwanzig Kanaken, deren Körper meistens von Cocosnußöl trieften und deren Beine von Narben und Wunden bedeckt waren, ihre morgentlichen Abwaschungen in einem von Felsblöcken gebildeten natürlichen Badebassin, und es war kein sehr angenehmer Gedanke für die Vorübergehenden zu wissen, daß nur eine kleine Strecke weiter den Bach abwärts ein Boot der Fregatte beschäftigt war Trinkwasser einzunehmen. Eine halbe Stunde lang konnte man ohne zu große Schwierigkeiten einem schmahlen Fußpfad am Bache folgen. Von Zeit zu Zeit erblickte man eine Hütte auf hohen Stelzen, — eine Vorsichtsmaßregel, welche die Feuchtigkeit des Bodens nothwendig macht, — die aus den mit weißen und blauen Blumensternen bestreuten Hibiscus- und Baringtonia-Bäumen wie ein großes Vogelnest hervorguckte. Ihre Bewohner, durch den hier seltenen Schall menschlicher Tritte aus dem Schlummer geweckt, zeigten sich an der Thür und begrüßten die Fremden mit den ihnen eigenthümlichen Ausrufungen der Ueberraschung.

Schon seit längerer Zeit vernahm man ein je nach den Zufälligkeiten des Terrains bald dumpferes bald lauteres Geräusch, das sich in seiner ganzen Kraft vernehmen ließ, als die Wanderer in ein Gebüsch traten, wo große Felsblöcke, von der

langen Einwirkung des Wassers ihrer scharfen Kanten beraubt, dem Bach in den Weg traten. Vor einigen, deren Oberfläche eben und fast ganz glatt polirt war, standen Frauen bis an die Knie im Wasser und hämmerten unermüdlich und im Takt mit Schlägeln auf einen klebrigen und gelblichen Teig los. Sie waren mit der Anfertigung des einheimischen Stoffes Tapa beschäftigt. Dieser Teig ist die Rinde eines Maulbeerbaums der Marquesas-Inseln. Nachdem sie von der äußern Rinde getrennt und durch langes Liegen im Wasser geröstet worden ist, dehnt sie sich unter den vervielfältigten Schlägen der Schlägel nach allen Richtungen aus und wird so dünn wie ein Pergamentblatt. Die Schlägel sind viereckig und fein gerieft, wodurch der Stoff die feinen Streifen eingedrückt erhält, die ihm das Ansehen eines gewebten Zeuges geben. Die Anfertigung geht so rasch vor sich, daß sogar eine alte Frau in wenigen Stunden ein Stück Tapa, das zu einem Mantel reicht, fabriciren kann.

Die Erscheinung der Reisenden versetzte die Arbeiterinnen in große Aufregung, und die Schlägel hörten auf der Stelle auf das Echo zu wecken. Ihr taktmäßiger Schlag wurde von einem lauten Geschnatter ersetzt, durch welches man die ganze Tonleiter durchlaufende Ausrufungen des Erstaunens hindurch hörte. Die Begrüßungen beschränkten sich Anfangs auf die Worte Kaoha Ferani (guten Tag Franzose) untermischt mit den schmeichelnden Beiworten mutaki und maitai (sehr schöner und sehr guter); bald aber drängten sich die weniger Schüchternen heran und verlangten Tabaco, Monni (Tabak, Geld). Ihr Wunsch wurde wenigstens zum Theil mit einigen Cigarren befriedigt, Geld wurde ihnen für das nächste Mal versprochen, wogegen sie zum einstweiligen Trost einen vergoldeten Marineknopf mit einem Anker darauf, und die in Kupfer geprägte Marke eines Pariser Schneiders erhielten. Der Tabak wurde mit großer Befriedigung angenommen, der Knopf, an einen Faden gereiht, erhielt seinen Platz am Hals einer der Frauen zwischen einem Schweinszahn und einem menschlichen Nagel, groß genug um als Kelle zu dienen; aber das Kupferstück unterwarf man einer ernstlichen Prüfung. Es ging von Hand zu Hand und Niemand schien seinem Goldwerthe zu trauen; schließlich sprach sich die allgemeine Meinung durch ein verächtliches aita! (schlecht!) aus. Damals kannte man auf der Insel weder Kupfer- noch Goldmünzen, und Piaster waren das einzige gangbare oder vielmehr bekannte Geld. So sehr war dies der Fall, daß die Eingebornen ohne Unterschied für die geringste Kleinigkeit einen Piaster forderten. Die Zeiten sind längst vorüber, wo der Supercargo für eine gewisse Anzahl Kaschelotzähne eine ganze Schiffsladung voll Sandelholz bekam. Jetzt sind Silber, Waffen, Munition und Stoffe, vorzüglich wollene, die einzigen Einfuhrartikel, die in den Augen der Insulaner Werth haben.

Als man aus dem Gebüsch heraus war, verließ der Pfad das Ufer des Bachs, wand sich einen steinigen Abhang hinauf, verschwand in einem Bambusdickicht und führte dann weiter durch ein Wäldchen von Brotbäumen. Hier standen einige Hütten, und es schien diese Stelle überhaupt die fruchtbarste des Thales zu sein. Auf der Platform einer dieser Hütten kauerte ein Kanake, der sich die vorbeigehenden Franzosen zuerst mit ernstem Gesicht ansah und sich dann entschloß sie anzurufen. Als sie an ihn herangetreten waren, lud er sie mit tausend Freundschaftsbezeigungen ein, in seine Hütte einzutreten; sie zogen aber vor auf der Platform Platz zu nehmen, um Athem zu schöpfen und sich den Schweiß abzutrocknen. Darauf stand der Kanake auf, steckte den Kopf durch ein Loch in seine Hütte und rief ein paar Worte hinein. Alsbald fing es an drinnen zu summen wie in einem Bienenkorb, und es traten aus der schmahlen Thür wohl eine Mandel Männer, Frauen und Kinder, die mit verschlafenen Augen scheue Blicke auf die Wanderer warfen und unverständliche Worte von ihren Lippen fallen ließen, welche die Fortsetzung eines Traumes zu sein schienen. Das helle Tageslicht gab ihnen aber alsbald ihr volles Bewußtsein wieder, und im Chor ertönten die Worte: Tabaco! Monni! Die Austheilung von etwas Tabak befriedigte die guten Leute vollkommen und erfüllte sie mit einer Gefälligkeit, welche die Wünsche der Reisenden gar nicht zu Worte kommen ließ. Als einer der Wilden bemerkte, daß die Franzosen sehnsüchtige Blicke nach dem Wipfel einer hohen Cocospalme warfen, lief er auf den Baum zu, stemmte die beiden Hände gegen den Stamm, setzte auch die Füße an und lief dann, als ob Hand- und Fußflächen die Eigenschaft sich anzusaugen besessen hätten, welche den Fühlfäden einiger Polypen inne wohnt, mit gekrümmtem Körper den Stamm hinauf bis zu dem 60 Fuß über dem Boden im Winde schwankenden Wipfel. Dort angekommen, löste er ein Dutzend Cocosnüsse los und warf sie herunter. Die Frauen haschten sie, und klopften eins der Enden mit Steinen weich, um die äußere faserige Umhüllung mit den Zähnen abzureißen. Dann öffneten sie mit einem geschärften Kiesel die innere Nuß am oberen Ende wie ein Ei und boten den Wanderern den natürlichen mit einem kühlen Trank gefüllten Becher dar. Ebenso schnell wurde Feuer für die Cigarren auf die bekannte Weise der Wilden durch Reibung von trockenem Holze angemacht.

Nach einer Viertelstunde Rast ging die Reise weiter, erst durch schattigen Wald, dann durch ein Bambusdickicht, bis man plötzlich vor einer 90 Fuß hohen Basaltwand stand, die jedes Weitergehen zu verbieten schien. Auch der Führer wußte keinen Ausweg und glaubte sich verlaufen zu haben, bis er auf den Einfall kam auf einen Baum zu steigen, um sich umzusehen. Jetzt erblickte er sofort das gesuchte Heiligthum in einer Falte des Terrains, die es bis dahin den Augen der Wanderer verborgen hatte.

Zuerst gelangte man an eine niedrige Mauer von lose übereinander gelegten Steinen vulcanischen Ursprungs. Sie schloß einen Raum ab, in welchem sich der Pflanzenwuchs in üppigster Freiheit entwickelt hatte. Man konnte sich nichts Reizenderes und Wilderes [illegible]enken, als diesen unentwirrbaren Knäuel von Zweigen, d[illegible] s[illegible]ch in allen Richtungen kreuzen, sich in einander verschlingen [illegible] [illegible] gegenseitig zu erwürgen drohen, bis einer oder der ander[illegible] [illegible]raftlos herunterfällt und sein Theil zu der dicken Schicht verwelkter Blätter und verfaulten Holzes beiträgt, aus der er alsbald in neuer Gestalt wieder emporsteigt. Rankengewächse mit großen dicken Blättern schlangen sich wie

Ketten zwischen den baumartigen Farnkräutern, deren riesige aber zarte Wedel anmuthig im Winde schwankten. Ein dichter Rasen von seltsamen dreieckigen und zackigen Blättern, aus denen hie und da der brennend rothe Kelch einer Winde oder einer weißen camelienartigen Blume hervorsah, bedeckte den Boden; Fächerpalmen, Casuarinen und andere Bäume seltsamster Gestalt verschwanden fast in einem Dickicht, das aber vielmehr einen Laubvorhang bildete, auf welchem prachtvolle Orchideen mit ihren wunderbar gestalteten bunten Blüthen phantastische Muster zeigten. Mitten in diesem Vorhang war eine Oeffnung, dem Eingang zu einer Grotte gleich, durch welche man auf einen kleinen viereckigen erhöhten Platz gelangte. Dort hingen unter grünen Guirlanden von Lianen einige Strohmatten, welche die Stelle der Altartücher vertraten. In ihrer Mitte standen zwischen Bündeln von Weidenruthen und Bambus, die mit gelben und braunen Bändern umwunden waren, zwei Götzenbilder oder Tikis, grob aus zwei in Menschenhöhe abgeschnittenen Bäumen, welche noch im Boden wurzelten, zugeschnitzt. Das eine dieser Götzenbilder war der rohe Versuch einer menschlichen Gestalt mit großen und kreisrunden Augen und einem einfältigen Lächeln, das den Mund von einem Ohr zum andern öffnete; die beiden Hände waren über den Bauch zusammengelegt, als ob der Götze mit den Daumen spinnen wollte. Das andere Götzenbild war ein gabelartig gespaltener Holzblock, deren Zinken sägeförmig gezähnt waren; auf jeder derselben war in roher Weise ein salamanderähnliches Thier ausgeschnitzt, und am Einsatz der Gabel war der Block von einem Streif gelbgemalter Tapa umwunden; an einer Zinke oben hing ein Skalp.

Der Schiffslieutenant wollte eben die niedrige Mauer übersteigen, die ihn von den Götzenbildern schied, als er bei dem unerwarteten Anblick eines Thieres stehen blieb, das unter einem Blätterdach zu Füßen der Bilder auf der Lauer zu liegen schien und den Eindringling mit scheuen Blicken ansah. Soviel man in der Dämmerung des Ortes sehen konnte, schien die Haut fahl und unbehaart zu sein; es stützte sich mit zwei langen scharfen Hauzähnen gleich denen eines Walrosses auf den Stein, und sein großes und glänzendes rundes Auge leuchtete unheimlich durch das Dunkel. Der Lieutenant wußte wirklich nicht, was er vor sich hatte, aber der Führer wußte Bescheid. Ganz kaltblütig bückte er sich und holte das phantastische Unthier aus seinem Versteck hervor. Es war nichts als ein Menschenschädel, dessen Augenhöhlen mit runden glänzenden Scheiben Perlmutter, von der Größe eines Thalers und in der Mitte mit einem schwarzen Loche anstatt des Augensternes, ausgefüllt waren; zwei lange Zähne waren anstatt der Hundszähne eingesetzt, und anstatt der Ohren waren mit Faden von Cocosfasern große ovale mit Kalk weiß angestrichene Holzscheiben festgebunden. Das Ganze sah wirklich recht phantastisch grauenerregend aus, und der Lieutenant hätte es gern mitgenommen; aber das Bedenken, die Eingeborenen durch eine zu rücksichtslose Verletzung ihres Tabu's zu erbittern, hielt ihn ab, sein Vorhaben auszuführen. Der seltsam aufgeputzte Schädel war übrigens der einzige Schmuck des Altars, auf dem sich sonst nichts befand, als einige von der Luft gebleichte menschliche Gebeine und ein Napf mit Popoi, der von der Zeit steinhart geworden war: sichere Zeichen, daß weder Priester, noch Gläubige den Tempel häufig mit ihrem Besuche beehrten. Nichts Anderes war in dem berühmten Heiligthum zu sehen, und nur mittelmäßig befriedigt kehrten die Reisenden von ihrem Ausfluge zurück.

Einige Abstecher nach den andern Inseln der Gruppe füllten die nächsten Wochen aus, und als die Reine Blanche im Juni nach Tabuata zurückkehrte, hatten sich die Verhältnisse dort zum Nachtheil der Franzosen verändert. Jotetee hatte die Besitznahme der Insel durch die Franzosen Anfangs sehr leicht genommen; aber obgleich ein Wilder, fühlte er sich doch souverän genug, um, wie andere civilisirte Souveräne, sich nur ungern von seiner Souveränität zu trennen, und er fing an zu merken, daß er seine Souveränität an die Franzosen abgetreten hatte, seitdem diese in dem Commandanten Halley einen Statthalter auf der Insel eingesetzt hatten. Er zog sich immer mehr von den einst so hochgehaltenen fremden Gästen zurück, wurde mürrisch und kalt in seinem Benehmen und erklärte wiederholt, der wahre König der Insel heiße jetzt Halley, nicht mehr Jotetee. Zuletzt flüchtete er sich ins Gebirge, wo sich die Unzufriedenen um ihn sammelten. Eine Streifpartei, unter dem Commandanten Halley und dem Schiffslieutenant Ladebat, abgeschickt, um sie zu zerstreuen, fiel in einen Hinterhalt. Mitten im Gebirgswald stießen sie beim Umbiegen um eine Ecke auf einen sogenannten Pah, eine kleine Verschanzung, wie sie auch die Neuseeländer bauen. In der Ueberraschung schoß Ladebat seine Jagdflinte los, worauf die Wilden ebenfalls feuerten. Von der ersten Salve durch den Kopf geschossen, fiel der Lieutenant, fünf Matrosen waren außerdem verwundet. Halley, der den Haupttrupp führte, eilte im Trabe vor, und sammelte die auf einem schmahlen steilen Bergpfad Zurückweichenden, um sie wieder vorzuführen. An der verhängnißvollen Ecke recognoscirte er erst die feindliche Stellung hinter einer Cocospalme hervor, dann wendete er sich, um Befehle zum Angriff zu ertheilen. Aber kaum hatte er seine Deckung verlassen, so knallten mehrere Schüsse, und eine Kugel traf ihn mitten in die Stirn. Mit den Leichen ihrer Anführer zogen sich dann die Franzosen zurück. Natürlich konnte ein solcher vereinzelter Erfolg gegen die Uebermacht der Franzosen nichts ausrichten. Der Aufstand war rasch unterdrückt, Jotetee wurde abgesetzt und auf eine andere Insel verbannt und aus den Häuptlingen der Inseln ein neuer König ernannt, welcher die Oberherrschaft des Königs von Frankreich in feierlichster Weise anerkannte. Seitdem hat die Niederlassung der Franzosen auf den Marquesas-Inseln unbelästigt fortbestanden, verursacht ihnen aber blos Kosten, ohne den geringsten Nutzen zu bringen, denn die französische Flagge verkehrt viel zu wenig in jenen Gewässern, um zu ihrem Schutz eine Marine-Station nöthig zu haben, und die ganze Niederlassung ist lediglich als ein der National-Eitelkeit dargebrachter Tribut zu betrachten.

Aus der Moldau und Walachei.

Jenseit Wiens, donauabwärts, hört das eigentliche europäische Abendland auf; man gelangt in ein Stück Orient, den man aber auf Eisenbahnwagen oder Dampfern durchreist. Der Occident wird ohne Zweifel siegen, und die ganze tiefgehende Völkerbewegung, welche jetzt das gesammte Leben im illyrischen Dreieck aufwühlt, wird ohne Zweifel, wenn auch erst nach langem Ringen, zum Ergebnisse haben, daß das abendländische Wesen auch in jenen Gegenden zu größerer Geltung kommt. Aber unsere Civilisation hat nicht die Aufgabe, diese Menschen in den Donaulanden in Deutsche oder Franzosen umzugestalten, sondern nur, ihnen die Bildungselemente unserer Gesittung zuzutragen. Man soll sie ihnen nicht aufzwingen, sondern abwarten was sie damit anfangen und wie viel sie von dem, was zu ihrer Auswahl vorliegt, in sich aufzunehmen und zu verarbeiten fähig sind.

Gegenwärtig befinden sie sich in den Uebergängen und haben noch keine Vermittlung gefunden. Das gilt insbesondere auch von der Moldau und Walachei, wo raffinirtes Salontreiben neben roher Barbarei sich geltend macht, und wo man eben darauf und daran ist, sich aus einem Mittelalter in eine neue Zeit herauszuarbeiten.

Jassy, die Hauptstadt der Moldau, war noch vor wenigen Jahren nicht etwa gepflastert, sondern die Hauptstraßen hatte man mit Bohlen belegt. Noch jetzt fehlt es an Urschmutz nicht im Mindesten, und neben elenden Hütten erheben sich prächtige Kirchen oder große weitläufige Gebäude, in denen die Bojaren wohnen. Diese sind reicher als jene in der Walachei und haben die verständige Gewohnheit, einen beträchtlichen Theil des Jahres hindurch auf ihren Landgütern zu bleiben, welche meist von ihnen selbst bewirthschaftet werden; der walachische Bojar dagegen wohnt durchgängig in der Stadt und verpachtet seine Ländereien. Aber dabei steht sich der Bauer besser als in der Moldau, denn hier muß er weit stärkere Frohnden leisten und dem Bojaren weit mehr zahlen. In der Moldau hat ein Gut von gleichem Umfang und Boden wie ein solches in der Walachei viermal mehr Werth als in der letztern, denn es trägt soviel mehr ein in Folge weniger schlechter Bewirthschaftung. Der moldauische Bojar ist ein reicher, großer Herr, und benimmt sich weit stolzer und unabhängiger als der Walache; er steht auf seinen Gütern wie ein kleiner Fürst da, entwirft die Recrutirungslisten, zahlt die Abgaben, welche er von seinen Bauern für den Staat erhebt, an den Vestiarius, d. h. Finanzminister, ein und hat auch bei der Gerichtsbarkeit ein Wort mitzureden. Er ist ferner kein Aemterjäger wie der Walache, macht seinem Hospodar weniger den Hof, weil er in ihm nur den ersten unter den Gleichgestellten sieht. Auch gegen die Russen benahm er sich nie so servil: während man ihnen in Bucharest schmeichelte, waren selbst den höchsten Officieren viele Häuser in Jassy nicht zugängig. Der ächte moldauische Bojar sieht auch auf die sogenannte Aggregationsbojarie mit Stolz herab und will sie nicht als Adel gelten lassen. Die meisten dieser Titularadeligen haben ihren Adel vom Hospodaren Johann Sturdza für fünfzig harte Thaler gekauft und betrachten sich nun als vornehme Herren.

Wer aus der Moldau über Fokschani in die Walachei eintritt, gewahrt sogleich einen großen Unterschied; das Land ist, wie schon gesagt, schlechter angebaut; stundenweit fährt er über öde Steppen, wo er keine Wohnung und keine Menschen sieht; dann und wann gewahrt er Störche oder flüchtige Trappen; hohe Pfähle mit Zugbalken erinnern ihn, daß er sich in der Nähe eines Brunnens befindet, an welchen der Hirt die Heerde tränkt, wenn er auf seinen Zügen zu einem derselben gelangt; aber Alles ist öde. Bei Sonnenuntergang hat solch eine walachische Steppe etwas Feierliches und Majestätisches. Ueber den Fluß Rimnik führt keine Brücke, man muß ihn durchwaten. Von ihm erhielt der russische General Suwarow, der hier die Türken besiegte, den Beinamen Rimnikski. Dieser geniale, aber wilde und bluttriefende Moskowiter starb 1800 in Ungnade. Er hatte einen außerehelichen Sohn und eine Tochter. Jener war wie ein wildes Thier, ein furchtbar heftiger Barbar, der überall wohin er kam Schrecken verbreitete. In der Moldau und Walachei schloß man selbst in den Städten alle Thüren und Läden, wenn sich die Nachricht verbreitete, daß Suwarows Sohn komme. Er hatte stets eine Meute von einigen hundert Hunden bei sich, seine Soldaten plünderten Alles aus, selbst die Kirchen, und mißhandelten auch die Geistlichen. Als dieser Unhold auf dem Heimzuge nach Rußland an den Rimnik kam, war gerade Eisgang, aber der Wilde mochte nicht warten, wagte sich in den Fluß, und die barmherzigen Wellen erwiesen der Menschheit den Dienst, ihn zu verschlingen. Seine Hunde konnten ihm nicht helfen.

Die „Prinzessin Rimnikski" blieb lange unverheirathet; Niemand wollte die Tochter eines so wilden Vaters heirathen, denn dieser hatte ihr nur wenig hinterlassen, und die Bemühungen des Kaisers Alexander, sie unter die Haube zu bringen, waren stets gescheitert. Eines Tages sah er bei der Heermusterung einen sehr schönen strammen Obersten, den Tataren Baschmakoff, und mit ihm führte der Czar eine patriarchalisch-moskowitische Scene auf. Er ließ Baschmakoff holen, setzte ihm einen Lorbeerkranz auf, schickte ihm Geld, ernannte den Tataren zum Staatsrath, und gab ihm die Tochter Suwarows zur Frau.

Auf dem Wege von Fokschani nach Bucharest kommt man durch die Stadt Buzeo, deren grün angestrichene Kirchenkuppeln weithin sichtbar sind. Der französische Consul Boujade sah, wie der Bischof vor seinem Hause saß und mit den Bauern abrechnete; als Zeichen seiner Amtswürde hatte er ein dickes spanisches Rohr mit silbernem Knopf in der Hand. Denn in der Moldau und Walachei sind die Bischöfe nicht bloß geistliche Hirten, sondern verstehen sich auch auf die Verwaltung ihrer irdischen Güter. Die öffentliche Meinung ist stets darüber einig gewesen, daß sie sich die letzteren mehr

angelegen sein lassen als die Seelsorge; sintemalen die Gläubigen in ihren Augen als steuerpflichtige Menschen einen ganz besonderen Werth haben.

Bucharest ist eine Stadt der Gegensätze. Neben Palästen stehen ganz armselige, halb verfallene Hütten; neben prächtigen Wiener Carrossen, die von Kutschern in goldbetreßten Röcken gefahren werden, ziehen Büffel einen plumpen, schwerfälligen Lastkarren. Stutzer und Stutzerinnen, welche die letzte Pariser Mode nachäffen, weichen dem Bauer aus, der wie ein Dacier vor zweitausend Jahren gekleidet ist, nämlich in einen schmutzigen Schafpelz. Nicht minder schmutzige Albanesen rufen Braga, ein gegohrenes Getränk, für das gemeine Volk aus, vor Conditoreien in denen alle möglichen Leckerbissen feilgeboten werden. Nicht sehr saubere Mönche sitzen vor den Schenken oder auf Gräbern und schmauchen Tabak, denn die Gottesäcker liegen mitten in der Stadt, und neben dem Mönche machen Zigeuner Musik mit Cymbaln und Geigen, Flöten und Cithern. Denn Zigeunermusik ist einmal unumgänglich nöthig bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen.

Das ächt walachische Leben in seiner Urwüchsigkeit beobachtet man besser auf dem Lande als in der halb europäischen, halb barbarischen Hauptstadt. Wir haben schon angedeutet, daß der Bauer sich in keiner günstigen Lage befindet; aber die Geistlichkeit lebt sehr behaglich, besonders jene am Abhange der Karpathen, in der sogenannten Region der Klöster. Wir wollen einen Reisenden hören, der dieselbe besuchte.

Ich ging, sagt Poujade, zuerst nach dem Kloster Niamtzu, das, gleich dem davon abhängigen Seko, im Gebirge liegt. Um dorthin zu gelangen, mußte ich mehrmals den felsigen Fluß Niamtzu durchwaten, der an hohen spitzgestalteten Hügeln hinströmt; auf einem derselben sieht man noch die Trümmer einer Burg, in welcher Stephan der Große wohnte. In Niamtzu wurde ich sehr gastlich aufgenommen, während einer vortrefflichen Mahlzeit von Mönchen bedient und in ein Zimmer geführt, in welchem neben den Bildnissen der Aebte des Klosters auch das Porträt des Kaisers Nikolaus hing. Dort schlief ich einige Stunden und machte dann einen Gang um das Haupt-Kloster, um welches eine hölzerne Gallerie führt. Nachher wohnte ich dem Gottesdienste bei, der in moldauischer und in russischer Sprache abgehalten wurde; man gab mir ein Evangelienbuch, das ich zu küssen hatte.

In den beiden Klöstern Niamtzu und Seko hausen mehr als zweitausend Geistliche, die mit allem Bedarf reichlich versorgt werden; die Einkünfte betragen nämlich etwa 840,000 Francs oder 70,000 Ducaten. Niamtzu steht unter ganz besonderem Schutze des Kaisers von Rußland, und die russischen Mönche sind in so großer Zahl vorhanden, daß sie eine starke Partei bilden, welche der moldauischen Partei gegenübersteht. Die Klöster besitzen ausgedehnte Ländereien, und der Obere von Niamtzu hat in der benachbarten, gleichnamigen Stadt ein sehr hübsches Spital bauen lassen, das siebenzig Betten enthält. Jeder Reisende kann auf dreitägige Herberge im Kloster Anspruch machen, neben welchem auch ein Gasthof für die Armen unterhalten wird. Auffallend ist, daß unter den Mönchen kaum einer griechisch versteht; selbst der Superior sprach nur moldauisch; aber in den Kirchen werden Gesänge in slawischer, moldauischer und — griechischer Sprache gesungen. Die Stimmen waren meist recht gut, nur näselten sie; die Gesichter fand ich theilweise sehr ausdrucksvoll; einigen wallte der Bart über den Leib hinab. Niamtzu hat eine Druckerei, aus welcher kirchliche Schriften hervorgehen.

Das Leben der Mönche gilt für keineswegs exemplarisch, und es ist allgemein bekannt, daß sie mit den verschiedenen Nonnenklöstern, deren mehrere in der Nähe liegen, lebhaften Verkehr unterhalten. Als ich mich in Niamtzu von Luxus, Reichthum und Ueppigkeit umgeben sah, dachte ich unwillkürlich an das Kloster der Trappisten zu Westmale bei Antwerpen. Dort haben die guten und fleißigen Mönche die öde Haide urbar gemacht, nicht um sich, sondern um Anderen zu nützen. Sie verzichten auf allen Lebensgenuß, und Alles bei ihnen erinnert an den Tod. Der moldauische Prior saß reichgekleidet auf einem behaglichen Diwan und freuete sich seines Lebens; der Superior der Trappisten dagegen trug ein grobes Mönchsgewand, und über seine Züge war eine milde Traurigkeit ausgegossen. Jener sprach viel und lebhaft; dieser entschuldigte sich, daß er nur kurze Antworten geben könne, denn bei vieljähriger Abgeschiedenheit von der Welt und durch so langes Schweigen habe er verlernt, sich geläufig auszudrücken.

Als ich Niamtzu verließ, läutete man mit den Glocken, um mir dadurch eine Ehre zu erweisen, und ich schlug den Weg nach Piatra ein. Am Abhange der Karpathen findet man in allen Thälern Klöster. Da ist zum Beispiel Agavia, in herrlicher Lage, und an den Hügeln rieseln muntere Bäche herab. Es ist ein Nonnenkloster oder vielmehr eine Art von Beguinenhof, wie man sie in Flandern, namentlich in Gent, trifft. Jede Nonne hat ihr eigenes Häuschen. Auch in Agavia ist man sehr gastlich; einige Nonnen nahmen mich bei den Armen und führten mich in die Kirche, wo einige Psalmen recht hübsch gesungen wurden. Die Aebtissin war liebenswürdig und zuvorkommend, sie trug als Zeichen ihrer Würde einen Stab mit goldenem Knopfe und ließ mir durch junge Nonnen Süßigkeiten und Wasser bringen, und eine Tabakspfeife überreichen. Ich blieb trotz so freundlicher Aufmerksamkeiten nicht in diesem Nonnenkloster, sondern übernachtete in einem andern Beguinenhof, Waratiko. Jenes hat jährlich 120,000, diese 48,000 Francs Einkünfte. Die Gelübde müssen für die ganze Lebensdauer abgelegt werden, und dieser Umstand wird häufig dazu mißbraucht, um junge Mädchen zu opfern, wenn die Eltern einem Lieblingskinde ihr ganzes Vermögen zuwenden wollen. In diesen Beguinenhöfen waren so arge Mißbräuche eingerissen, daß vor einigen Jahren Regierung und höhere Geistlichkeit gemeinsam einschritten, um dieselben abzustellen. Ich fand in diesen Klöstern überall die Sitten sehr leicht, das Leben üppig. Monoxylon, mit vielen Nonnen, enthält ein Bild der Panagia, d. h. der Maria, welches man in einem hohlen Baume gefunden haben will. Tismana liegt in einer tiefen Schlucht, und Bistritza so herrlich, daß man sich in die Schweiz oder nach Tyrol versetzt glaubt; Arnota ist einst von einem albanesischen Fürsten ge-

Dieterici †.

Der berühmte Statistiker des preußischen Staates, Karl Friedrich Wilhelm Dieterici, starb Ende Juli in Berlin am Lungenschlage. Er war am 23. August 1790 in der genannten Stadt geboren, ging aber als Student zunächst nach Königsberg, wo er bei seinen mathematischen und philosophischen Studien viel mit Herbart in Berührung kam. Im Jahre 1812, bald nach Begründung der Universität, kehrte er als Erzieher im Hause des Ministers v. Klewitz nach der Heimath zurück, und setzte hier seine akademische Laufbahn mit juristischen und historischen Arbeiten fort, für die er sich besonders der Anleitung Savigny's und Eichhorns zu bedienen pflegte. 1813 meldete er sich auf Veranlassung des Generals Scharnhorst zum Examen der Ingenieurgeographen, und als er dasselbe bestanden hatte, machte er im Blücher'schen Hauptquartier die Feldzüge der nächsten Jahre mit. In der Zwischenzeit 1814 war er Referendar bei dem Civilgouvernement in Halberstadt, nach gänzlichem Friedensabschlusse aber wurde er erst noch in derselben Stellung in Berlin, sowie von 1816 an als Assessor bei der Potsdamer Regierung verwendet. Zwei Jahre später schon erhielt er den Titel Regierungsrath, 1820 ward er im Ministerium Altensteins Hülfsarbeiter, 1821 vortragender Rath ebenda und Geheimer Regierungsrath, 1831 endlich Geheimer Oberregierungsrath. Eine ordentliche Professur der Staatswissenschaften an der Berliner Universität übertrug ihm König Friedrich Wilhelm III. 1834 auf seinen speciellen Wunsch, nach dem Austritt Hoffmanns aber wurde er außerdem noch Director des statistischen Bureaus für Preußen, und damit gelangte er schließlich zu dem Amte, welches seinen Fähigkeiten und Neigungen am meisten zu entsprechen vermochte. In zahlreichen, zum großen Theil aus amtlichen Veranlassungen entstandenen Schriften hat Dieterici seit jener Zeit die Statistik des preußischen Staates nicht nur, sondern ganz allgemein genommen die statistischen Verhältnisse der Erde und ihrer Bewohner zum Gegenstand der ausführlichsten und speciellsten Forschung gemacht und wesentlich zur Systematisirung, zur Erhebung der Statistik ins wissenschaftliche Gebiet beigetragen. Seine Hauptwerke waren z. B. „Die Waldenser und ihre Verhältnisse zum brandenburgisch-preußischen Staate" (1831), „Ueber die Art und Weise, Nationalökonomie auf Universitäten zu lehren" (1835), „Geschichte und statistische Uebersicht über die Universitäten im preußischen Staate" (1836), „Statistische Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Verkehrs und Verbrauchs im preußischen Staate und im deutschen Zollverbande" (mit vier Fortsetzungen, 1838—51), „Der Volkswohlstand im preußischen Staate" (1846, in französischer Uebersetzung 1848 erschienen) u. s. w. Seit demselben Jahre 1848 gab Dieterici auch die „Mittheilungen des statistischen Vereins" in Berlin heraus, dessen Leiter er, soviel wir wissen, bis an seinen Tod blieb. In den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften, welche ihn zu ihren fleißigsten und berühmtesten Mitgliedern zählte, finden sich gleichfalls Arbeiten von ihm vor, wie er denn auch in verschiedene geographisch-statistische Zeitungen, z. B. die Petermann'schen Mittheilungen, öfters werthvolle Beiträge lieferte. Einer der letzten von diesen war der im Januarheft des erwähnten Journals befindliche Aufsatz über die „Bevölkerung der Erde", dessen auch in d. Bl. (Nr. 10, Sp. 364) Erwähnung gethan worden ist. Bis dahin war die Bevölkerung der Erde immer noch nach den Angaben des alten Büsching auf 1000 Millionen Menschen berechnet worden, und es schien deshalb von Nöthen, daß ein so kundiger Geograph, wie Dieterici, endlich einmal eine neue Berechnung unternahm, wonach sich die Bewohnerzahl unseres Planeten jetzt auf nicht weniger als 1288 Millionen Menschen beläuft. — Nach dem Tode des trefflichen Mannes ist als berühmtester Statistiker der Gegenwart Hofrath Wilhelm Roscher in Leipzig anzusehen, der demnach wohl einen Ruf zur Neubesetzung seiner vacant gewordenen Aemter in Berlin erhalten dürfte.

Lessings Marinelli und der Goethe'sche Carlos.

Eine vor kurzem im Leipziger Theater stattgehabte Aufführung der „Emilia Galotti", sowie das neuerdings erfolgte Erscheinen des Düntzer'schen Commentars zu „Clavigo" („Erläuterungen zu den deutschen Classikern", 13. Bändchen, Jena, Hochhausen) veranlassen uns, noch einmal auf jene von mehreren Litterar-Historikern ausgesprochene Behauptung zurückzukommen, daß der Carlos in dem Goethe'schen Stücke eigentlich nichts weiter sei, als die Copie des in Lessings Marinelli vorhanden gewesenen Originals, sowie auch Clavigo selber an den Prinzen Hettore v. Gonzaga und Beaumarchais an Appiani erinnere. Wir für unsern Theil möchten zwar nicht in Abrede stellen, daß „Emilia Galotti" auf Goethe's in der kurzen Zeit von einer Woche zusammengeschriebenes und die Spuren gelegentlicher Abfassung ziemlich deutlich an sich tragendes Drama von wesentlich bestimmendem Einfluß gewesen sei, gerade aber was die Charaktere der Intriguanten in beiden Stücken anlangt, so erkennen wir darin einen tiefliegenden und sehr bezeichnenden Unterschied. Marinelli ist der Theaterbösewicht, wie ihn die Zeit der letzten Jahrzehnte des vorigen Säculums noch sehr wohl kannte, nur daß sich natürlich auch in der Anlage und Ausführung dieser Figur der über den gemeinhin herrschenden Geschmack hoch erhabene Geist Lessings, sein dichterisches Ingenium und seine feine Bildung deutlich genug nachweisen läßt. An Marinelli ist keine gute Seite mehr wahrnehmbar, und der Schurke hat den Menschen in ihm so vollständig überflügelt, daß man die Zeichnung der Gestalt von Unwahrheit und Uebertreibung unmöglich ganz freisprechen kann. Er ist der blasirt-sophistische, niederträchtige und durch lange Uebung im Laster ausgelernte Verführer, der über die bürgerliche Tugend lächelt, an Nichts glaubt und Alles hinter sich zu haben denkt, der die größten Schändlichkeiten mit Kälte und Ruhe ausführt und darin eine Art mechanischer Fertigkeit sich angeeignet hat, dem ein Bubenstück, wie einem geübten Künstler ein Werk, von Händen geht, ohne daß er oft selbst mehr weiß, warum, was und wie er es macht, dem es endlich nicht mehr genügt, den bösen Neigungen seines Prinzen nur nachzugeben, sondern der sie auch ausdrücklich zu erwecken sucht. Die Theatergeschichte nennt Seydelmann als denjenigen Künstler, der den Marinelli bisher wohl am allervollendetsten darzustellen verstanden hat. Den unerschütterlichen Schlußstein für seine Meisterleistung setzte er in die letzte Scene mit dem Prinzen. Er stand keineswegs beschämt da, wie es bei anderen Schauspielern Sitte war. Ueber die Scham ist ein solcher Höfling hinaus; er darf sich auch nicht mit Bücklingen, wie ein reuiger Sünder, entfernen. Nein, Marinelli, wie ihn Seydelmann mit bewundernswerthen Strichen zeichnete, knirschte vor Wuth, doch er war kein Zerknirschter. Das Gewissen ist unter allen göttlichen und menschlichen Dingen das Letzte, vor dem dieser Höfling par excellence sich beugt und bückt. Ausnahmsweise mit geradem Rücken ließ Seydelmann seinen Marinelli zuletzt abgehen; die Augen schossen dämonische Racheblitze, in denen drohende Vergeltung lauerte; rückwärts,

ohne seinen Weg zu sehen, schritt er fort im schroffsten Gegensatz seiner sonstigen Kriecherei, und stumm wiederholte sich in dieser Schlußscene das ganze grausige Getriebe seines Wirkens. — Wenn aber der Marinelli im Reiche der Moral eine unberechtigte Rolle spielt, so steht dagegen der Carlos in Goethe's Clavigo gegenüber diesem Helden des Stückes fast — wir sagen absichtlich: fast — ebenso berechtigt da, wie der Antonio gegenüber dem Tasso. Mitgelaufen ist Carlos, wie er selbst sagt, allerdings in der Welt, keineswegs ist seine Ansicht über Sittlichkeit beschränkt und er selber in der Anwendung seiner Mittel rigoros; die Resignation kann er nur ironisch belächeln; der Glaube an die Liebe ist ihm verloren gegangen — aber gewiß nicht allein durch ihn selber; sein Herz ist starr und stumm geworden seit der Zeit, wo er eine Stellung im Leben erlangte — aber an Einem hängt es doch noch, an dem Freunde, und was Carlos im Stücke thut, thut er für diesen und hält es zu dessen Besten für recht und gut; er besitzt die Eigenschaften, die den Mann zum Manne machen, besonnenen Sinn und thatkräftige Entschlossenheit, und daß er sie beide auch in Clavigo zu wecken sucht, muß ihm unsre Achtung gewinnen, ohne daß wir Rücksicht darauf nehmen, daß gerade dadurch das tiefstragische Ende des Stückes bewirkt wird. Sehr mit Recht meint Heinrich Düntzer, daß, wenn Clavigo an seiner Halbheit zu Grunde geht, Carlos dagegen sich zu entschiedenster Einheit durchgekämpft hat. Außer seiner fast ideal zu nennenden Freundschaft findet sich in ihm keine Spur von sittlichen Regungen, aber was davon wahrnehmbar, unterscheidet ihn eben sehr wesentlich von Marinelli. — Der beste Carlos auf der Bühne, den wir kennen, ist Dawison in Dresden. Er besitzt als solcher nicht nur die äußerliche gemessene Würde des Hofmannes, sondern das Gefühl des eigenen Werthes, das Bewußtsein von der Berechtigung seiner Lebensansicht scheint der Gestalt diesen bezaubernden Adel von Innen heraus zu verleihen. Ja, und noch mehr: wir wagen zu behaupten, daß Keiner so schön und gut wie Dawison es versteht, der allzu frostigen Denkweise des Höflings die wohlthuende Wärme innerer Ueberzeugung einzuhauchen und seinen Worten die verführerisch schwungvollen Accente feuriger Beredsamkeit zu verleihen.

Marx über Gluck, Mozart und Beethoven.

Eine interessante Streitfrage aus der Aesthetik der Tonkunst regt von neuem Adolf Bernhard Marx in seinem schon in voriger Nummer von uns erwähnten Werke über Beethoven an, wenn er hinsichtlich der Oper folgende Sätze aufstellt: „Zweierlei Positionen kann ein Componist der Oper gegenüber einnehmen. Entweder ist ihm das Drama, die Entwickelung der zu Grunde liegenden Handlung und der sie tragenden, in ihr begriffenen Charaktere Hauptsache und die Musik im Verein mit dem Worte das dabei dienende Organ, also Nebensache. Oder er ist so tief in der Musik und ihren Formen eingelebt, daß sie sich — nöthigenfalls auf Kosten des Wortes, der Charaktere und der Handlung — als Hauptsache geltend macht. Wird das erstere Princip auf die Spitze getrieben, so schlägt die Musik zu trockener, in bestimmte Tonverhältnisse gezwängter Declamation um, und es entsteht ein Machwerk des abstracten Verstandes, dem es ebensowohl am Lebenssaft des Gesanges, als an der Naturwahrheit und Zweckmäßigkeit der Rede gebricht. Wird das andere Princip auf die Spitze getrieben, so sinkt das Drama zum Gelegenheitsmacher für die Musik herab, und die Musik, die für sich allein Drama sein soll, ohne es zu vermögen, verwildert und wird üppig und toll. Vollkommene Versöhnung beider Principien scheint unmöglich, wenigstens ist sie bis jetzt nicht gelungen. Allen nach der Vollendung der Oper im Verein beider Principe Strebenden steht Gluck voran, doch ist nicht zu übersehen, daß dieser sich vorzugsweise dem dramatischen Princip hingegeben und dem musikalischen manches Opfer abgedrungen hat. Ihm gegenüber trachtete Mozart, die Musik so dramatisch zu machen, wie möglich; aber über jeden Zweifel hinaus war sie ihm Hauptsache und mußte das dramatische Princip vor ihren Bedingungen im Ganzen und Einzelnen zurücktreten; er kam sonach den Italienern bisweilen näher, nur daß diese dann, besonders seine Nachfolger, seine Idealität in ihre Sinnlichkeit hinabgezogen haben." — Marx stellt sich in seiner Theorie der Oper etwas zu einseitig auf den Standpunkt der Gluck'schen „Dramatik", des „In-Eins von Handlung, Wort und Musik, das weder von Mozart, noch von den Späteren so festgehalten worden sei." Auf diese Weise wird er gegen Mozart fast ungerecht und schroff. Er schreibt z. B. weiter: „Bezeichnend ist für dessen Stellung, daß Gluck, sein Zeitgenosse und Vorgänger auf dem Felde, das ihm die höchste Schaubühne geworden, in der Oper, nur vorübergehenden und keineswegs tiefen Einfluß auf ihn geübt hat. Dieser Einfluß erscheint in der frühesten künstlerischen großen Oper, im Idomeneus, im erhabenen Schwung einiger Chöre und Recitative, nachher nicht mehr." Im Don Juan und in den Gestalten des Gouverneurs, der Donna Anna u. A. — möchte man fragen — etwa nicht? — Das von Marx über Mozart gefällte Urtheil setzt sich in dem über den „Fidelio" fort. Er hat von dieser einzigen Oper Beethovens eine geringere Meinung, als derjenige haben wird, der nicht zufällig auch auf dem Standpunkte Gluck'scher Dramatik steht. „Beethoven — lesen wir in dem Buche des Berliner Kunstkritikers — trat unbedingt auf Mozarts Pfad und wurde dessen Nachfolger in so entschiedener Weise, daß auch nicht eine Spur sich findet, er habe von dem anderen Weg irgend Notiz genommen, wie Mozart selber im Idomeneus. Ja, er stand noch tiefer in der Opernmusik, als sein großer Vorgänger." Wir zweifeln, ob dies Urtheil von Einem unserer Leser unterschrieben werden mag?

Donizetti und seine „Favoritin".

Von der Leichtigkeit, mit welcher Donizetti componirte, erzählt Ad. Adam in seinen „Souvenirs d'un musicien" folgende Anekdote: Die Geschichte der „Favoritin" ist eine der sonderbarsten. In den Jahren 1839 und 1840 entstand und fallirte das Théâtre de renaissance; eine Uebersetzung der „Lucia" trug vorzugsweise zum momentanen Gedeihen dieses Theaters bei. Die Directoren verlangten von Donizetti eine neue Oper; doch dieser hatte soeben erst seinen „ange de Nizida" beendet, als das Theater schon seine Pforten schloß. Die Académie de musique (damals noch royale) bat Donizetti auch um ein neues Werk, er offerirte seinen „duc d'Albe". Das Sujet mißfiel aber dem Director. Indessen kam der Winter heran, und noch immer war keine neue Oper da; man verlangte also von Donizetti seinen „ange de Nizida", der nur drei Acte hatte; es mußte nun die ganze Frauenrolle, die für die leichte flüssige Stimme der Mad. Thillon berechnet war, umgeschrieben und dem männlichen und energischen Organe der Mad. Stoltz angepaßt werden; es mußte unter anderem ein ganzer Act, ein vierter hinzugefügt werden; alles dies war nur Spielerei für den berühmten Maestro. Die Proben des Werkes begannen fast zu gleicher Zeit mit dem Anfang der Neugestaltung, und letztere war viel früher beendet, als einstudiert. — Der vierte Act, von Kennern für das Beste erklärt, was Donizetti je geschrieben, entstand auf folgende Weise. Donizetti speiste bei einem seiner besten Freunde zu Mittag, er schlürfte mit Behagen eine Tasse Kaffee, ein Getränk, das er sehr liebte und in jeder Form massenhaft zu sich nahm. Sein Bekannter und dessen Frau wollten in eine Soirée gehen; der Componist aber fühlte sich so behaglich, der ihm vorgesetzte Mocca schmeckte so vortrefflich — kurz, er bat, man möge ihn in der Kaminecke sitzen lassen, da er zum Arbeiten aufgelegt zu sein glaube. Das war 10 Uhr

Abends; Donizetti ging sogleich an seinen vierten Act, und als der Freund um 1 Uhr Morgens zurückkehrt, ruft er ihm entgegen: „Sehen Sie, ich habe meine Zeit gut angewendet, die Oper ist fertig!“ Mit Ausnahme der Cavatine „Ange si pur“, welche dem duc d'Albe entnommen, und des Andante im Duett, welches erst bei den Proben hinzugefügt wurde, ist der ganze vierte Act in drei Stunden geschrieben worden! Dennoch fand die Musik bei den ersten Vorstellungen nur mäßigen Beifall, die Cassenresultate waren gering. Erst später, als eine bis dahin unbekannte Tänzerin, die nachmals so berühmte Carlotta Grisi, mit einem in den zweiten Act eingelegten Pas ungemein reussirte, wurde der Erfolg der Oper ein kolossaler, und noch heute gehört die „Favoritin“ — so wurde das Werk in seiner neuen Gestalt benannt — zu den besuchtesten und beliebtesten Repertoiropern der Académie de musique. In Deutschland freilich ist sie gerade dasjenige von allen den zahlreichen Werken Donizetti's, welches am wenigsten populär wurde und wohl jetzt schon nirgends mehr gegeben wird. „Die Tochter des Regiments“ ist dagegen auch für uns seit Henriette Sontag und Jenny Lind eine wahrhaft volksthümliche Oper, während auch „Lucia von Lammermoor“ oder „Lucrezia Borgia“ noch heutzutage Lieblingsnummern im Repertoir jeder unserer Primadonnen bilden und „Don Pasquale“ wenigstens in der Blüthezeit des berühmten Lablache auf deutschen Bühnen, wo derselbe als Gast erschien, nicht minder gern gesehen wurde, als in seiner Heimath.

Die Dichter der Freiheitskriege.

Die patriotischen Sänger in den Tagen deutscher Erhebung gegen fremdländische Tyrannei sind im neuesten Hefte der „Stimmen der Zeit“ Gegenstand einer eingehenden kritischen Betrachtung geworden, welche die einzelnen Glieder der Gruppe so treffend, wie es noch nie geschehen sein dürfte, zu charakterisiren versteht. Wir wollen diese Charakteristik wenigstens in leichteren Umrissen unseren Lesern vorführen. Unter die „Dichter der Freiheitskriege“, insofern diese Worte eine stehende litterarhistorische Bezeichnung geworden sind, werden vor allen Ernst Moritz Arndt, Max v. Schenkendorf, Theodor Körner, August v. Stägemann und Friedrich Rückert gerechnet. Arndt war es, der der ganzen Bewegung von damals durch seine Gesänge ihren ersten Ausdruck verlieh. Der Reiz schöner Form, der harmonische Gleichklang, die eigentlich metrische Kunst geht ihm zwar ab, dafür ist aber der Inhalt seiner Gedichte voll erhabener Bedeutung. Die deutsche, kräftige, knorrige Eiche, weit über die Mitte des Stammes kahl, ohne Zweige, aber oben eine breite, schattige Blätterkrone bildend, mit den goldenen Streiflichtern der Sonne darüber, das ist Arndts Lied. Kein Bild, weder die mythologischen Schillers, noch die romantischen der Romantiker, stehen ihm zu Gebote, sondern ihm stellt sich nur immer das einfache schneidende Wort zu rechter Zeit ein. Der Gedankenkreis, in dem er sich bewegt, erinnert in Beschränktheit und Eintönigkeit an die Natur Rügens, woher dieser Poet mit der knappen, zusammengepreßten Form, mit der rauhen Schale für herrlichen Kern ja entsprungen ist. Leidenschaftlicher, glühender mag oft schon vom Vaterlande gesungen worden sein, inniger und getreuer aber noch niemals. — Aus wüstem, unwirthlichem Felseneiland führen uns die Gedichte Max v. Schenkendorfs an die hellen, blühenden Ufer des Rheins. Ihnen wohnt größere Milde, zarterer Wohllaut inne, aber es macht sich auch unverkennbar eine Abschwächung jener „eisernen Stimmung“ bemerkbar, welche den Geist der Arndtschen Gesänge charakterisirt. Arndt ist vor allem Mann, und dann erst Poet, Schenkendorf ist mehr Poet als Mann. In ihm mischt sich das romantische Element mit dem patriotischen. — Während aber jener den Tugendbund und dieser den Adel, repräsentirt Theodor Körner die Jugend der Freiheitskriege. Der Name des Letzteren war seiner Zeit so populär wie der Schillers, den er in rhetorischem Anfluge nicht immer sehr glücklich nachzuahmen sucht. Die pathetische Phrase besaß von den Sängern jener Tage Niemand in dem Grade, wie Körner. Er fand für große That stets ein großes Wort, wenn auch durchaus nicht den tiefsten Gedanken. Seine Sammlung „Leier und Schwert“ ward recht eigentlich das Evangelium des Krieges und ein Erbauungsbuch aller damals Lebenden. Interessant ist hierbei noch eine Nebenbemerkung in jenem Aufsatze der „Stimmen der Zeit“, worin auf die Vision in dem merkwürdigen Liede Rücksicht genommen wird, welches Körner am Morgen nach der Schlacht als Verwundeter niederschrieb und welches mit den Worten anhebt: „Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben!“ Im weiteren Verlauf hat der Dichter eine wunderbare Erscheinung; „für was er stolz und jugendlich entbrannte, ob er's nun Freiheit, ob er's Liebe nannte, als lichten Seraph fühlt er's um sich schweben.“ Dieser Gedanke, diese Zeilen erinnern in der That, worauf am angeführten Orte zuerst aufmerksam gemacht wird, ganz unwillkürlich stark an die Vision Egmonts im Kerker vor der Hinrichtung: „Sie waren vereint die beiden süßesten Freuden meines Herzens; die göttliche Freiheit, von meiner Geliebten borgte sie die Gestalt, das reizende Mädchen kleidete sich in der Freundin himmlisch Gewand!“ — Der Vierte im Bunde, August v. Stägemann, wiederholt die Empfindungen Arndts und Körners nur schwächer und gedämpfter, Rückert dagegen als Letzter bildet den Abschluß der ganzen Gruppe. Er ist von allen der einzige wahrhafte Dichter; in ihm überragt der Dichter den Menschen, und er findet überall schön die b e s t e n Gedanken der Bewegung heraus.

Die tragische Versöhnung.

In der Broschüre „A r i s t o t e l e s u n d d i e W i r k u n g d e r T r a g ö d i e“ (Berlin, Guttentag) hat A d o l f S t a h r einen Nachtrag zu seinen von früher her bekannten werthvollen Studien über den griechischen Philosophen gegeben, für welchen man ihm aufs lebhafteste Dank wissen muß. Ueber die wenigen Zeilen, in welchen Aristoteles seine berühmte Definition der Tragödie ausgesprochen hat, ist, wie der Verfasser selbst sehr richtig sagt, im Laufe der letzten hundert Jahre, zumal seit Lessings Erklärung derselben in der Hamburger Dramaturgie, eine Litteratur erwachsen, welche zusammengenommen den Umfang des ganzen Aristotelischen Tractats von der Dichtkunst um mehr als das Zwanzig- und Dreißigfache übersteigt. Die darin befindliche Lehre von dem Wesen und der Wirkung der Tragödie ist in der Entwicklungsgeschichte der modernen Litteratur allerdings von der höchsten Wichtigkeit, denn der Umschwung der ganzen modernen Aesthetik knüpft sich an diese Lehre und an die Aufhellung derselben durch Lessing, „der den Geist des alten Denkers aus der Versteinerung erlöste, in welche ihn die französische Betrachtungs- und Dichtweise gebannt hatte.“ Lessing irrte in seiner Auslegung des Aristoteles nur an einem, doch gerade dem wichtigsten Punkte der ganzen Definition, indem er fälschlich annahm, die Katharsis, von welcher der griechische Philosoph spricht, d. h. die sogenannte Reinigung der Leidenschaften, die die Tragödie schließlich zu bewirken habe, bestehe in der Verwandlung der menschlichen Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten. Lessing verlegte die Katharsis zwar sehr richtig in die Gemüther der Zuschauer und ließ sie nicht, wie z. B. Herder, an dem Helden der Tragödie selber vollzogen werden, aber den Sinn des Wortes mißverstand er, weil er einen speciellen Sprachgebrauch des Aristoteles nicht gekannt zu haben scheint. Dies in einer für das große Publicum klaren und bündigen Weise nachzuweisen, war Zweck der obengenannten Stahr'schen Broschüre, die außerdem auch noch durch den berechtigten Drang hervorgerufen wurde, einer von dem Philologen Jacob Bernays in Breslau neuerdings ausgesprochenen Behauptung entgegenzutreten, wonach „die ganze Phrase von der

tragischen Reinigung der Leidenschaften, freilich ohne Schuld des Aristoteles, in die zahlreiche Classe ästhetischer Prachtausdrücke des landesüblichen Kunstrichterjargons zu rechnen sei, die jedem Gebildeten geläufig und keinem Denkenden deutlich sind." Stahr versteht unter der „Katharsis" Das, was wir im Deutschen die tragische Versöhnung zu nennen pflegen. Ein Lustgefühl, ein Gefühl der Befriedigung als Resultat entspringend aus den Empfindungen von Mitleid und Furcht, welche der Dichter durch seine Darstellung der Leiden und des Unglücks des tragischen Helden in uns erzeugt — das ist die Leistung, das Werk, die Wirkung der Tragödie. Dieses Gefühl der Befriedigung uns zu verschaffen, das ist nach Aristoteles die Pflicht, die Aufgabe des tragischen Dichters — und die Lösung dieser Aufgabe, das ist, sagen wir es mit Einem Worte: die Katharsis der leidvollen Empfindungen, welche nach der Definition des griechischen Philosophen die Tragödie zu Stande bringt. Sie ist nur dann möglich, wenn die Erfüllung zweier anderen Aristotelischen Postulate vorausgegangen ist, die innere Nothwendigkeit oder Wahrscheinlichkeit des Dargestellten nämlich, und die sogenannte tragische Gerechtigkeit. Mit anderen Worten: die Einsicht in die Nothwendigkeit der Folge von Ursache und Wirkung im Verlauf der Handlung, die Erkenntniß der Schuld im Leiden und Unglück des Helden, dem wir doch unsere volle Theilnahme bewahren, weil wir uns ihm menschlich verwandt fühlen, und die aus beiden zusammen entspringende Ueberzeugung von der ewigen Gerechtigkeit, welche wir zwar nicht immer in der wirklichen Welt, wohl aber stets in der vom Künstler dargestellten Welt erkennen: dies ist es, wodurch in der Tragödie, trotzdem ihr Inhalt furchtbar und jammervoll ist, dennoch, statt Betrübniß und Schmerzempfindung, vielmehr eine eigenthümliche Lustempfindung, ein Gefühl der Befriedigung hervorgebracht wird. — Wir erwähnen zum Schluß, daß in neuerer Zeit schon Hegel sich über die Katharsis, oder wie er es nannte, die Befreiung des Geistes, ganz in Uebereinstimmung mit Aristoteles ausgesprochen hat, insofern sie seiner Ansicht nach vor sich geht, „wenn am Ende die Nothwendigkeit dessen, was den Individuen geschieht, als absolute Vernünftigkeit erscheinen kann, und das Gemüth wahrhaft sittlich beruhigt ist: erschüttert durch das Loos des Helden, versöhnt in der Sache."

Eine friesische Kirche in Rom.

Von der Existenz derselben erstattete zuerst der jetzt in Rom sich aufhaltende friesische Forscher, Dr. J. H. Halbertsma, in einem Privatschreiben Bericht, welchem wir Folgendes entnehmen: Nur wenige Reisende werden unter den dreihundert Gotteshäusern der ewigen Stadt diese friesische Kirche gewahr worden sein, denn sie liegt ziemlich versteckt, wenn auch jeder auf seiner Wanderung nach St. Peter oder nach den Kunstgallerien des Papstes in nicht zu weiter Entfernung an ihr vorüber muß. Am Ende der südlichen Colonnaden vor St. Peter erheben sich fünfundzwanzig steinerne Stufen, die unmittelbar zur friesischen Kirche emporführen. Ihr Alter ist über tausend Jahre zu schätzen, denn wie aus einer sich noch im Innern vorfindenden lateinischen Inschrift hervorgeht, stand sie bereits im Jahre 850. Papst Leo IV. war es, der sie ungefähr um die Mitte des neunten Jahrhunderts zu dem Zwecke von Seelenmessen für diejenigen Friesen erbaute, welche bei der Vertheidigung Roms gegen die Saracenen gefallen waren. Damals lebten nämlich viele Friesen, Angelsachsen, Franken und Longobarden im Weichbilde der Stadt und hatten als Dank für den ihnen zu Theil werdenden Schutz Contingente zur päpstlichen Armee zu stellen. Sechs Jahrhunderte später war diese sogenannte friesische Kirche bereits so baufällig geworden, daß sie 1480 auf Befehl des Papstes Benedictus von Grund aus restaurirt werden mußte. Dadurch geschah es, daß nichts mehr an ihr das Zeichen hohen Alters trägt außer dem Thürmchen in der Höhe, einigen Pfeilern im Innern und jener schon erwähnten lateinischen Inschrift auf einem Stein im Gemäuer der Wölbung. Die Kirche ist den beiden Heiligen Michael und Magnus geweiht, und die Worte des Steines besagen, daß die Gebeine des Letzteren durch mehrere Friesen in ihr begraben worden seien.

Der Londoner Vauxhall.

Im sechszehnten Jahrhundert gab es in der nächsten Nähe von London ein Dorf, Namens Vauxhall, welches jetzt ganz mit der Hauptstadt verschmolzen ist und als Theil derselben zum District Lambeth zählt. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde daselbst ein öffentlicher Garten als Vergnügungsort eingerichtet, den man nach dem ganzen Dorfe auch Vauxhall benannte und der im Laufe der Zeit so große Berühmtheit erlangte, daß ähnliche Etablissements in Paris, Brüssel 2c. mit dem gleichen Namen belegt wurden. Diesen ersten Garten Vauxhall nun, der schon unter den Stuarts und dann auch unter der hannöverschen Dynastie den Versammlungsplatz, das Rendezvous für Alles, was schön, geistreich und bekannt war, abgab, hat man vor kurzem für immer geschlossen, um seine Räumlichkeiten zu Bauzwecken zu verwenden. Am letzten Abende fanden daselbst noch allerhand großartige Abschiedsfestlichkeiten statt, und der vielgenannte, allen Einheimischen wie Fremden gleich vertraute Ort zeigte sich in der Fülle von Genüssen, die er den Besuchern darbot, sowie mit der Menge des Publicums, das um Abschied zu nehmen gekommen war, noch einmal in seinem alten Glanze. Es ist immerhin merkwürdig, daß London sowohl als Paris binnen kurzer Zeit zwei ihrer Localberühmtheiten verloren haben: dieses nämlich den Prado, jenes seinen Vauxhallgarten.

Kaffeehäuser im Orient.

Das Lieblingsgetränk des Orientalen ist der Kaffee, und Kaffeehäuser sind daher im Morgenlande etwa dasselbe, wie bei uns Wein- und Bierhäuser. Der bekannte Reisende Scheerer gab von denselben vor kurzem in der „Kölnischen Zeitung" eine unterhaltende Schilderung. Kaffee und Tabak findet man, wie er sagt, im Oriente viel häufiger noch als Brot und Fleisch, und die elendeste Nomadenhütte kann dem Fremden eine bessere Bohne zubereiten, als bei uns das größte, vornehmste Hotel. Zu jeder Tageszeit trinken die Türken ihren nicht gebrannten, sondern gerösteten, fein zu Pulver gestoßenen und glühendheißen Mocca leidenschaftlich gern. Talleyrand, der ein Gourmand ersten Ranges war, soll einmal gesagt haben, ein guter Kaffee müsse drei Bedingungen erfüllen, d. h. er müsse schwarz wie der Teufel, heiß wie die Hölle und süß wie die Liebe sein. Von letzterem wollen aber die Muselmänner nichts bei ihrem Kaffeegenuß wissen, während sie die Delice des Rauchens damit gern zu verbinden pflegen. — Ein bedeutender Vorzug der orientalischen Kaffeehäuser ist die aufmerksamste, auf jede kleinste Bewegung des Gastes lauschende Bedienung, welche sehr viel dazu beiträgt, daß manche Türken wohl die Hälfte ihres Lebens in den Kaffeehäusern zubringen mögen. Ein Blick in dieselben ist sehr verschieden von dem in die unserigen. Ringsherum, die Wände entlang, ziehen sich Bänke, und in der Art und Weise ihrer Bekleidung, ihres Polsters und der Stoffe, mit welchen das Gestell überzogen ist, zeigt sich allein, von welchen Ständen, ob von Armen oder von Reichen, der Ort besucht zu werden pflegt. Auf diesen sehr niedrigen Bänken nun sitzen die Muselmänner nach der Sitte des Landes mit untergeschlagenen Beinen und genießen stundenlang schweigend, still vor sich hinsinnend, oder wenigstens nicht irgendwie leidenschaftlich von einer Unterhaltung angeregt, ihr süßes dolce far niente. Keine Zeitungen, kein Billard, kein Domino, kein Kartenspiel, mit einem Worte: nichts findet sich vor, was störend einwirken könnte auf diese Intensität der Ruhe, die den Orient charakterisirt.

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Konrad Ernst, der vor einigen Jahren schon in seinen „norddeutschen Bauerngeschichten“ Erzeugnisse eines gebildeten, ernsten, männlichen Geistes, belebt von einer warmen, edlen Empfindung und unterstützt von reicher, gediegener Kenntniß des historischen Stoffes, zum Vorschein brachte, hat nach längerer Pause eine neue Novellensammlung „Bilder aus der Beamtenwelt“ (Leipzig, O. Wigand) herausgegeben, womit er sich wiederholt als bedeutende poetische Kraft zu bewähren vermochte. Die novellistische Zuthat ist dem Verfasser zwar immer noch, wie früher, mehr als schicklich Nebensache, allein wenn die Handlung sich auch einfach und ohne große Verwickelungen zeigt, so schreitet sie doch in jeder der verschiedenen Erzählungen rasch vor und bleibt überall natürlich, glaubhaft und verständlich. Das Beste an Konrad Ernsts Productionen ist die mannichfache, scharfe und gedrungene Charakterzeichnung, die besonders in der mit saubeten Strichen ausgeführten Schilderung sogenannter „Originale“ Erhebliches leistet. „Der Bureauveteran“ ist z. B. solch eine charakteristische Sonderlingsgestalt „aus der Beamtenwelt“, die der feinen Feder des Autors vorzüglich gelang. Neben dieser anmuthigen Skizze sind aber auch die „Geschichte aus dem Leben eines Präsidenten“, sowie die Novelle „Aus der Registratur“ mit viel Anerkennung zu erwähnen.

Zugleich mit den Gedichten **Heinrich Pröhle's** erschien unter dem Titel „Schwert und Altar“ eine Sammlung der Poesien seines Vaters, **Johann Andreas Pröhle**, eines wackern Landpredigers, der noch die Freiheitskriege mitgemacht hat und in der ersten Abtheilung seiner Lieder einen poetischen Nachklang jener bewegten Tage bringt, der in seinen einzelnen Lauten der berühmten Beispiele eines Arndt und Körner nicht unwerth erscheint. Die geistlichen Lieder, die den Schluß des Buches bilden, sind die durch amtliche Stellung hervorgerufenen Erzeugnisse seines reiferen Alters, denen aber noch dieselbe jugendliche Begeisterung für das Höchste innewohnt, wie den Schlachtgesängen aus der Kriegsepoche.

Bei **Karl Klemann** in Berlin ist eine illustrirte Volksausgabe von „Tausend und Einer Nacht“ erschienen. Die Uebersetzung rührt von **Alexander König** her, die vierundzwanzig Bilder von G. Barth. Den Farbendruck hat die bekannte Firma Storch und Kramer besorgt. Der billige Preis des Werkes wird diese berühmte Sammlung arabischer Märchen auch in Schichten der Gesellschaft führen, die bisher mit schlechterer Lectüre bedient worden sind.

Von den Werken **Heinrich Zschokke's**, des einst Vielgelesenen, dessen frisches und lebendiges Erzählertalent und liebenswürdiger Humor jedoch durchaus nicht verdient, so vom großen Publicum vergessen zu sein, wie es jetzt der Fall ist, erscheint jetzt in Paris eine französische Uebersetzung, deren erster Theil unter dem Titel „Contes et nouvelles“ jetzt im Buchhandel ist. — Ein anderer bei uns sehr populärer Name, der des beliebten Jugendschriftstellers **Gustav Nieritz** in Dresden, wird gleichfalls bald jenseit des Rheins bekannt werden, da seine anmuthigen und lehrreichen Geschichten aus dem Kinderleben Stanislas Leportier zu Leipzig ins Französische zu übertragen begann.

Alexander Büchner, der früher bereits einen Band „französischer Litteraturbilder“ brachte, bereitet ein dem Stoffe nach höchst interessantes Werk vor „Balzac und seine Zeit“. Er will darin den verstorbenen berühmten Dichter als litterarischen Repräsentanten des modernen Frankreichs darzustellen versuchen, und wohl möglich, daß wir somit von seiner zweifelsohne sehr bedeutenden Persönlichkeit die ausführlichste und genaueste Schilderung empfangen, die es geben kann. Abschnitte wie „Balzac als Politiker“ oder „Balzac und die Frauen“ versprechen einen Reichthum neuer und fesselnder Gesichtspunkte, im Ganzen und Großen aber den Autor des „Père Goriot“ und der „Physiologie du mariage“ als Träger der seine Zeit bewegenden Ideen zeichnen zu wollen, dünkt uns ein zu weit gehender Versuch. Trotz der Fülle von realen Anschauungen, trotz der unzähligen tiefen, zarten und schönen Blicke in das menschliche Herz ist die Gesellschaft in Balzacs Romanen doch nicht eine Copie der Wirklichkeit, sondern gerade das Gegenbild derselben, eine fictive Welt der Romantik, die man ohne zu übertreiben die „verkehrte Welt“ nennen kann.

Eine ganze Reihe bekannter Namen der französischen Litteratur ist in den letzten Wochen mit neuen Werken vor die Oeffentlichkeit getreten, deren Titel wir im Folgenden kurz zusammenstellen wollen, indem wir uns vorbehalten, auf eines oder das andere später noch einmal zurückzukommen. **Jules Janin** gab „le chemin de traverse“, **Frederic Soulié** „les quatre époques“, **Léon Gozlan** „le dragon rouge“, **Méry** „Monsieur Auguste“ und **Alphonse Karr** einen „Raoul“. **Blaze de Bury** brachte „intermèdes et poèmes“ und Léon Gozlan außer der schon erwähnten Novelle auch noch eine kritische Monographie von hervorragendem Interesse „la comédie et les comédiens“. Die Gräfin **Dora d'Istria** endlich (Pseudonym für die Fürstin Ghika) stellte sich mit einem neuen Reisewerke „les femmes en Orient“ ein.

Auch in Vorbereitung ist noch Manches, was von Bedeutung zu werden verspricht. So wird der ehemalige Director im Ministerium des Auswärtigen, Graf **Horace de Vieil-Castel** seinem vor kurzem erst von uns erwähnten Buche „Marie Antoinette et la révolution“ eine acht Bände starke „Geschichte der Restauration“ folgen lassen, welche zu interessanten Parallelen mit der Lamartine'schen Anschauungsweise Gelegenheit geben kann.

Der Akademiker **Nisard** wird seiner neuesten kritischen Studie den lockenden Titel „Die Gladiatoren der litterarischen Republik“ vorsetzen und ein eigenes Capitel desselben dem bekannten alten Philologen und Kritiker Scaliger widmen.

Litterarische und politische „Souvenirs“ stehen von **St.-Marc Girardin** zu erwarten, dem einst mit de Sacy eng verbundenen Polemiker des „Journal des Débats“ gegen Karl X. und seinen Minister Fürst Polignac, welcher ja nicht mit der famosen Persönlichkeit Emile de Girardin's verwechselt werden darf.

Die „Memoiren der Madame Récamier“ werden jetzt ebenfalls in Paris gedruckt, und man ist sehr gespannt darauf, was alles diese „Bewahrerin der Salonstradition des ancien régime“ jedesmal nach einer Gesellschaft in ihrem Hause über die Theilnehmer an derselben ihrem Tagebuch anvertraut haben mag. Die schöne Jeanne Françoise Julie Adelaide Récamier geb. Bernard war für Paris ungefähr das, was für Berlin ihre Zeitgenossin, die gleich schöne Henriette Herz war. Aus Lyon stammend, wurde sie noch in sehr jungen Jahren die Gattin eines reichen Bankiers in der Hauptstadt, und erhielt so Gelegenheit zur Abhaltung jener berühmt gewordenen geistreichen Cirkel während der Kaiserzeit, an denen Lord Grey, Fox, Frau v. Serres, Royer-Collard, Chateaubriand u. v. A. Theil nahmen. Mit dem Letzteren stand sie in besonders intimen Beziehungen und in einem Briefwechsel, aus dem das erwartete Buch mehrere Proben mittheilen wird. Ihre Opposition gegen Napoleon veranlaßte denselben, als die Firma Récamier unerwartet fallirte, sie nicht durch Geldvorschüsse zu unterstützen, und so sah sich denn die Dame vom Hause genöthigt, Paris zeitweilig zu verlassen. Sie ging nach Coppet zu ihrer Gesinnungsgenossin, Frau von Staël, dann machte sie Reisen ins Ausland, und erst nach dem Sturze des Kaisers kehrte sie in die französische Hauptstadt zurück, wo es ihr von da an noch lange vergönnt war, wieder wie früher die „Aristokratie des Geistes“ um sich zu versammeln. Sie starb erst 1849.

Die Gebrüder **Edmond und Jules Goncourt**, die schon eine „Geschichte Marie Antoinettens“ in gemeinschaftlicher Arbeit lieferten, haben sich zur Herausgabe eines neuen Werkes vereinigt:

„Sophie Arnould d'après sa correspondance et ses mémoires inédits". Sophie Arnould, deren pikante Abenteuer vor Jahren schon Eduard Maria Oettinger in einem Romane seines „Narrenalmanachs" schilderte, war eine der galantesten und geistvollsten Künstlerinnen, die Frankreich jemals besessen hat. Geboren 1744 zu Paris in demselben Zimmer, worin Coligny ermordet wurde, verlebte sie ihre Jugend im Kloster Val-de-Grace. Als die Prinzessin von Modena sie einst die Abendmesse hatte singen hören, empfahl dieselbe sie an den Intendanten der königlichen Kapelle, und durch Verwendung der Marquise v. Pompadour kam sie dann zur großen Oper, deren Zierde sie in den Jahren 1757—78 bildete. Man nannte sie eine moderne Aspasia, eine zweite Ninon de l'Enclos. Zu ihren Freunden gehörten Männer, wie d'Alembert, Diderot, Helvetius, Rousseau; in Versen besungen ward sie z. B. von Dorat, Bernard, Marmontel und Favart. Eine Anzahl ihrer witzigen Epigramme und glänzenden Bonmots erschien gesammelt unter dem Titel „Arnoldiana", sowie man in unserer Zeit die Calembourgs der Déjazet in dem Buche „le perroquet de Déjazet" zusammengestellt hat. 1803 endlich starb die einst so schöne und gefeierte Sophie Arnould, und ihre letzten Worte waren: „Ich bin eine wahre Magdalena; ich habe viel geliebt, also wird mir auch viel vergeben werden." Ihre Memoiren müssen, wie die der Récamier, zahlreiche getreue und fesselnde Spiegelbilder der Zeit, welcher sie entstammen, in sich schließen, und man darf deshalb auf das Erscheinen beider Bücher sehr gespannt sein.

Der belgische Geschichtschreiber Th. Juste hat sich mit Rücksicht auf die schon von uns erwähnte Opposition gegen den Plan der Errichtung von Statuen für die Grafen Egmont und Horn bereit erklärt, eine documentirte Rechtfertigung der angezweifelten beiden Männer abzufassen und sie dann der Akademie der schönen Künste vorzulegen.

Das in London erschienene Buch „Shelley memorials, from authentic sources" füllt zwar nicht die Lücke einer eigentlich kritischen Biographie des großen Dichters aus, aber es bringt doch aus glaubhaften Quellen viel schätzbares Material für eine solche herbei. Vor allem erkennt man daraus, daß es mit dem angeblichen Atheismus Shelley's gar nicht so schlimm stand, als man gewöhnlich meint, sondern daß er im Grunde ein tief religiöser Mensch war, dem nur die Bigotterie seiner Zeitgenossen Unrecht anthat. Auch die Freiheit in der Liebe und Ehe, die er lange vor G. Sand schon predigte, erscheint nur als eine Chimäre seines Geistes, da er selber nach seiner zweiten Vermählung eine durchaus musterhafte Ehe führte.

Von einem auf zwei Bände berechneten neuen Werke von Lewes, dem englischen Biographen Goethe's und Verfasser der „Sea-side studies", ist soeben der erste Theil im Buchhandel erschienen. Er betitelt sich „the physiology of common life".

Bildende Kunst.

Schon wieder ist ein Murillo entdeckt worden, diesmal auf einem Schlosse unweit Caen. Das Bild stellt, wie der „Moniteur du Calvados" meldet, eine Himmelfahrt Mariens dar und soll zu den vorzüglichsten Werken des spanischen Meisters gehören.

Otto Grashof, der Weitgereiste, der in America eine kleine, aber bedeutende Gallerie altspanischer Bilder erwarb, hat dagegen vor kurzem eine bisher unbekannte „Madonna mit dem Kinde" von Albrecht Dürer aufgefunden.

C. Brausewetter malte neuerdings nach Shakespeare's Tragödie einen „Richard III., dem die Leichen der Söhne Eduards im Traum erscheinen." Unruhig wirft sich der Tyrann auf seinem nächtlichen Lager umher, die eine Hand ist krampfhaft geballt, während die andere gegen die beängstigenden Bilder seiner Phantasie eine zuckende Bewegung der Abwehr macht. Die Körper der beiden Ermordeten ziehen in der Luft blutlos, leichenblaß in malerischer Umschlingung vorüber, und ihre Gestalten sind so geschickt gemalt, als es bei derlei schwierigen Stoffen überhaupt möglich sein dürfte. Auch der König selber ist nicht ohne ergreifende Wahrheit der Auffassung, aber die kühnsten Züge der Tragödie, ihren fast dämonischen Reiz weiß das etwas nüchterne Bild doch nicht wiederzugeben.

Eduard de Bièfve in Brüssel, der berühmte Maler des „Compromißvertrages" und gegenwärtig der gefährlichste Rival de Keysers und Louis Gallaits, hat ein neues Gemälde „Sabine von Bayern am Tage der Hinrichtung ihres Gemahls" vollendet. Sabine von Bayern war die Gattin des Grafen Egmont, und wir sehen dieselbe in der Zelle eines Klosters vor uns, wie sie mit Rosenkranz und Gebetbuch in der Hand trauernd im Lehnstuhl sitzt und vor trüben Gedanken, vor Gram und Angst nicht zum Gebete kommen kann, welches sie zu verrichten die Absicht hatte. Ein Hauch tiefpoetischer Schwermuth lagert auf dem regungslos vor sich hinstarrenden, bleichen, aber edlen Gesichte, und eine einzige schwere Thräne, welche auf der Wange zittert, deutet auf jenen verzweiflungsvollen inneren Zustand, wo der lindernde Quell der Thränen bereits versiegt ist und ihre sanfte Macht die Seele schon nicht mehr zu lösen vermag. Das ist im Bilde alles mit wunderbarer Feinheit und Zartheit wiedergegeben. Hinter der Gräfin befindet sich die alte gute Aebtissin des Klosters, der auch das Herz voll ist und die kein Wort über die Lippen bringt — zu was sollte sie denn auch sprechen, da die in Gedanken Versunkene vor ihr es gewiß gar nicht hören würde. Der Sammet des Kleides und der Möbeln ist mit der größten Sauberkeit und meisterlichen Technik behandelt.

Am 1. August wurde auf dem Schlachtfelde von Minden zum Andenken an den gerade vor hundert Jahren hier stattgefundenen Kampf ein Monument enthüllt. Der Baumeister Möller leitete die Ausführung des Werkes, das aus einem Sandsteinwürfel in gothischem Style besteht, dessen vier Felder die Bildnisse Friedrichs des Großen und der Hauptfeldherren der Schlacht in Medaillonform enthalten. Diese Feldherren waren der Herzog Ferdinand von Braunschweig nebst dem Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, sowie der Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe.

In der Mitte des Promenadenplatzes zu München wird nächstens auf Veranlassung des Königs Ludwig die 15 Fuß hohe Statue des Kurfürsten Max Emmanuel von Bayern aufgestellt werden. Das Modell zu dem Standbilde ist schon fertig. Max Emmanuel war der im Jahre 1679 geborene Sohn des Kurfürsten Ferdinand Maria und Vater des nachmaligen deutschen Kaisers Karl VII. Er focht Anfangs tapfer und ruhmvoll für Oesterreich, ward Gouverneur der Niederlande, verband sich aber im spanischen Erbfolgekriege mit Frankreich und erhielt für Bayern besondere Wichtigkeit dadurch, daß er der erste Reichsverweser der Pfalz war.

Professor Hagen in Berlin hat das Modell zu der ihm übertragenen Statue des Königs Ernst August von Hannover nunmehr vollendet. Er stellte den Monarchen in vollständiger Husarenuniform, ohne Mantelzugabe, in ruhiger aber straffer Haltung auf einem stark- und edelgebauten, vom Zügel wie gebändigt erscheinenden Rosse dar. Die bedeutende Gestalt und der äußerst charakteristische Kopf des Herrschers kommen in dem Entwurfe bestens zur Geltung.

Hagens College aus der Schule Christian Rauchs, der Berliner Bildhauer Bläser, hat zu gleicher Zeit die Modelle zu den Baldachinen, unter welche die Statuen des jetzigen Königs und des Prinz-Regenten von Preußen an der Brücke in Köln zu stehen kommen sollen, sowie zu der Gruppe des von der Muse getränkten Pegasus für die Kuppel des alten Museums vollendet. Jene Baldachine bilden zwei 30 Fuß hohe Kapellen mit altgothischen Verzierungen, während in dem letzterwähnten Werke die feine Gestalt der völlig bekleideten Muse in anmuthigem Schritt und gleicher Haltung des Kopfes und der Arme dem Flügelroß ent-

gegentritt, welches seinerseits in Formen, Bau und Haltung der Idee der Poesie entsprechend, über die Gewöhnlichkeit hinausgehend, ja in etwas übersprudelnder Fülle Kraft und Schönheit zugleich vor uns entfaltet.

In der Paulskirche zu London wird nächstens das Standbild des tapferen Generals Charles Napier, des Eroberers von Sind, errichtet werden. Die würdevolle 8 Fuß hohe Gestalt des in ruhiger Haltung auf sein Schwert gestützten Helden ist ein Werk des Bildhauers Adams.

Von Schnorrs „Bilderbibel" ist die fünf- und sechsundzwanzigste Lieferung erschienen, worin vor allen „das gewaltsame Ende der Jesabel", „der Sturz Sanheribs", „die Erhebung von Mardochai" und „die Heldenthat der Judith" als gelungene Blätter gelten können. Außerdem enthalten die beiden Hefte auch noch Illustrationen zu der Geschichte des Jeremias, des Hiob, der Esther u. s. w.

Der junge König von Neapel ist verschiedenen Zeitungsberichten zufolge ein Künstler von nicht unerheblicher Bedeutung. Er hat sich nicht nur mit Glück als Bildhauer versucht, sondern im Museo Borbonico findet sich auch eine Anzahl von ihm gravirter Medaillen.

Im December d. J. wird die über 35000 Nummern enthaltende Porträtsammlung des Bibliothekars Dr. Rudolph Hirsch in Wien — vielleicht die größte in ihrer Art — aus freier Hand zur Versteigerung kommen. Der reichhaltige Katalog dazu soll nächstens in französischer Sprache erscheinen.

Theater und Musik.

Das Hamburger Thaliatheater ist nach der üblichen zweimonatlichen Pause des Sommers am 1. August mit Bauernfelds „Leichtsinn aus Liebe" wieder eröffnet worden. Obschon nur die zweite, kleinere Bühne einer großen Stadt, nimmt dies Theater in Deutschland doch eine ganz eigenthümliche Stellung und einen in Anbetracht seiner Mittel sehr hohen Rang ein, indem es, ausschließlich nur für das Lustspiel berechnet, dies Genre mit besonderem Erfolg zu pflegen vermag, und unter Heinrich Marrs meisterlicher Leitung jetzt vielleicht das mustergültigste Ensemble aufzuweisen hat, worüber irgend eine der deutschen Bühnen gebieten kann. Das Hamburger Thaliatheater bildet deshalb eine höchst beachtenswerthe Schule für junge Talente, und mehr als ein berühmter Künstlername der Gegenwart hat dort zuerst seinen Nimbus empfangen. Wir erinnern beispielsweise an Friederike Goßmann, deren Ruf auch erst seit jener Zeit datirt, wo sie im Engagement des Directors Maurice stand. Jetzt ist an dessen Bühne im Fache der Goßmann eine junge Dame Namens Cäcilie v. Petrikowska thätig, die gleichfalls eine Darstellerin ersten Ranges in ihrer Art zu werden verspricht. Sie spielte früher immer nur an den Bühnen kleiner Städte, und ein Versuch, sich in Leipzig vor dem Publicum eines größeren Theaters zu zeigen, mißglückte noch vor einigen Jahren fast ganz. Um so mehr waren wir erstaunt, von der plötzlich vielversprechenden schnellen Entfaltung ihres Talentes zu hören. Sie gastirte vor kurzem im Wiener Karltheater und wagte da, was noch keine ihrer Colleginnen gewagt hatte, d. h. sie war bisher die Einzige, die nach der Goßmann auch die „Grille" in der Kaiserstadt zu spielen versuchte, und zwar erwarb sie sich gerade in dieser Rolle begeisterten Beifall. Bereits ist auch der Intendant v. Hülsen auf die junge Künstlerin aufmerksam geworden und hat sie für den September zum Gastspiel an die Berliner Hofbühne eingeladen, womit sie eine neue Staffel ihres Rufes erklimmen dürfte.

Wien schickte uns Leipzigern in Fräulein Hermine Reschauer eine Schülerin des alten Anschütz zu, die man um des Meisters willen von vorn herein mit Theilnahme zu betrachten Lust hatte, deren öffentliches Auftreten aber in jeder Hinsicht als verfrüht anzusehen war. Daß die erst sechszehnjährige junge Dame Talent für die Bühne besitzt, mögen wir schon deshalb nicht bezweifeln, weil eben ein Mann, wie Anschütz, der die Praxis doch wohl versteht, sie seines Unterrichtes für werth gehalten hat, — bis jetzt aber ist ihre Erscheinung noch eine völlig kunstlose, in sich befangene und jeder freien Bewegung entbehrende. Wenigstens wäre zu wünschen gewesen, daß die noch fast einen kindlichen Eindruck machende Debutantin eine minder schwierige Rolle sich erwählt hätte, als die Marianne in Goethe's „Geschwistern", die man, ebenso wie die zwei anderen Partien des Stückchens, einen wahren Prüfstein auch für schon geübtere Darstellerinnen nennen kann. Wir möchten dem Fräulein Reschauer wohlmeinend rathen, von fernerem Auftreten auf der Bühne für jetzt noch abzustehen.

Einer kurzen Erwähnung scheint wohl der Umstand nicht unwerth, daß drei der berühmtesten Künstlerinnen der Gegenwart Schwestern besitzen, die in ihrer theatralischen Laufbahn sich nur minder renommirte Namen zu erwerben wußten, wenn schon sie ihren Platz nicht ohne Geschick zu behaupten verstehen. Während der Ruhm einer Marie Seebach fast die Welt erfüllt, muß sich Wilhelmine Seebach mit der speciellen Anerkennung des Coburger Publicums begnügen; während Friederike Goßmann in ihrer „Gastspielvagabondage" von Stadt zu Stadt eilt und überall neue Triumphe erntet, lebt Marie Goßmann in dem bescheidenen Chemnitzer Künstlerkreise; und während, wir greifen hiermit um einige Jahre zurück, Lina Fuhr schon die Zierde des Hoftheaters zu Berlin war, hatte Marie Fuhr zur Stätte ihres Wirkens nur die kleine Kroll'sche Bühne in derselben Residenz. Wo dieselbe jetzt engagirt ist, haben wir nicht in Erfahrung gebracht.

Die ebengenannte Bühne im Kroll'schen Etablissement, deren Leiter jetzt der Königsberger Director, Commissionsrath Woltersdorff, ist, wird nach Ablauf des Contractes desselben am 1. Oct. d. J. geschlossen werden und die nächste Wintersaison in diesem beliebten Vergnügungslocale keine theatralischen Genüsse, sondern nur Concerte und Bälle bringen. — Das Victoriatheater in Berlin soll nunmehr bestimmt Anfang Decembers eröffnet werden. Zum artistischen Director ist, nachdem Franz Wallner diese Stelle wiederholt ausgeschlagen hat, Julius Cornet ernannt worden, dem seine unfreiwillige Entfernung vom Posten des Wiener Hofoperntheaterdirigenten die Uebernahme eines neuen Amtes möglich machte. Er gehört zu denjenigen Bühnenleitern, die sich weniger durch Kunstsinn und feine Bildung, als durch Energie und rücksichtsloses Aufrechterhalten ihrer Gebote auszeichnen.

Die neue Weihrauch'sche Posse „Die Maschinenbauer von Berlin" hat es binnen kurzer Zeit bereits zur zehnten Aufführung gebracht, und immer noch ist die Theilnahme des Publicums daran im Steigen begriffen. Das Stück enthält einige sehr volksthümliche Gestalten, natürlich im Caricaturstyl der Posse, sowie mehrere recht glückliche Einfälle in der Handlung, die zu effectvollen Episoden verarbeitet sind. Den meisten Beifall findet stets die Abtheilung „Ein Hofball". Dieser Titel ist aber eine lustige Mystification, denn nicht von einem Ball bei Hofe, sondern im Hofe ist die Rede. Ein hartherziger reicher Hausbesitzer plagt seinen Abmiether, einen armen Handwerker, um Erstattung einer geringen Schuld und will doch am selben Tag einen Ball geben, der ihm hunderte von Thalern kosten würde. Ein englischer Lord, dem natürlich die „Pfunde" in erstaunlicher Anzahl zu Gebote stehen, hört davon und hat nichts Eiligeres zu thun, als sich vor dem betreffenden Hause aufzustellen und alle Eß- und Trinkwaaren, welche für den Ball herzugetragen werden, den Händlern um höheren Preis abzukaufen, womit er dann, zum größten Aerger des geprellten Reichen, dem armen „herausgesetzten" Handwerker und seinen Freunden einen fidelen Ball im Hofe veranstaltet.

Wir sprachen oben unter „Litteratur" von einigen Büchern, welche die französische Schauspielerin Sophie Arnould betreffen.

gründet worden; Pelowradschi und Oltez haben eine ebenso schöne Lage. Orez gehört zu den fünf Klöstern, welche von der reichen walachischen Familie Brankowano gestiftet wurden, die noch jetzt den Prior ernennt. Der vorletzte war ein Mann, wie es deren in der morgenländischen Kirche viele giebt. Er hieß Chrysanthes und hatte das Licht der Welt auf einer der kykladischen Inseln erblickt. Das Bildniß dieses Griechen hing in allen Klosterzellen. Der geistliche Herr verstand sich meisterhaft auf die Verwaltung der irdischen Angelegenheiten und seinen persönlichen Vortheil; er hatte nach und nach große Summen außer Landes zu seinen Verwandten geschickt. Er war ein rechter Bauernschinder und die Landleute bebten vor ihm; überhaupt zeigte er sich in jeder Weise tyrannisch, nur nicht gegen die hübschen Mädchen. Wohlleben und Schwelgerei waren gleichfalls Eigenschaften dieses Geistlichen. In einem andern Kloster, dessen Namen ich verschweige, unterhielt der Prior ohne alle Umstände eine deutsche Person, die, in interessanten Umständen, bei der Messe assistirte, welche ihr Liebhaber las. Die fromme Schaar in der Kirche nahm daran keinen Anstoß.

Einen merkwürdigen Vorfall erlebte ich in dem Nonnenkloster Passer (Vogel) bei Bucharest. Es fiel mir in der Kirche auf, daß mehrere Nonnen eine ganze Stunde lang den Namen eines Frauenzimmers in singendem Tone riefen. Bei näherer Erkundigung sagte mir eine Sängerin, es handle sich um ein Privighiero. Sie baten nämlich Gott den Herrn, daß er der genannten Person den Tod geben möge, weil ein vornehmer Herr mit ihr eine unerlaubte Verbindung unterhalte. Nun habe die Frau des vornehmen Herrn den Tod der schönen Sünderin verlangt und für das Gebet bezahlt. Diese Gesänge müssen vierzig Tage hintereinander angestimmt werden, sonst helfen sie nichts.

Ganz reizend erscheint die Nonnerei Ostrof. Sie steht auf einer Insel des Oltoflusses, und jede Nonne hat ein hübsches Häuschen unter alten prächtigen Bäumen. Die Frau Aebtissin legt geistliche Kleider nur an, wenn Fremde zum Besuche kommen; für gewöhnlich trägt sie die neuesten Pariser Moden, welche sie aus Bucharest erhält.

In allen großen Mönchsklöstern zeigt man sich gegen Besucher von Rang und Stand ungemein gastfrei, und die Oberen erhalten zu diesem Behufe nicht unbeträchtliche Repräsentationsgelder. Nicht selten wird diese Gastfreundschaft von Bojaren mißbraucht, und dann sprechen die geistlichen Herren wie Gastwirthe, welche über Theuerung der Lebensmittel klagen. Aber nie fehlt es an ganz vortrefflichen Forellen, zu deren Behältern der Herr Abt den Schlüssel eigenhändig in Verwahr behält, und die er auch selber holt, wenn er einem Besucher Ehre anthun will. Von geistlichen Dingen sieht und spürt man überhaupt nur wenig; die Geistlichen kommen Einem vor wie Bauern oder Pächter in Mönchskleidern.

Es erscheint einigermaßen auffallend, daß Rußland, dessen Gebieter gewissermaßen als Hort der rechtgläubigen morgenländischen Kirche gilt, in den moldauischen und walachischen Klöstern nicht in so großem Ansehen steht und auch nicht so vorwiegenden Einfluß übt, als man wohl annehmen möchte. Die Mönche neigen nur dann zu Rußland, wenn dasselbe ihren Privilegien und Mißbräuchen Vorschub leistet. Diese Klöster sind ungeheuer reich, aber das Land hat keinen Nutzen davon. Einige Bischöfe haben ein Jahreseinkommen von 130,000 Francs. Der Metropolitan der Walachei und seine drei Suffraganbischöfe beziehen jährlich 1,148,000 Francs. Das ganze kirchliche Wesen in beiden Fürstenthümern ist durch und durch verderbt.

Außer den moldauischen und walachischen Nationalklöstern giebt es auch noch griechische Klöster, denen mehr als ein Fünftel vom Grund und Boden des gesammten Landes gehört. Ueber hunderttausend Familien hausen auf solchem Klosterboden griechischer Mönche. Man zählt solcher Klöster, deren Insassen, durchaus unproductive Menschen, das Leben in Trägheit verbringen, nicht weniger als zweiundsechszig; die Einkünfte derselben betragen nach dem geringsten Anschlage mehr als fünf Millionen Francs!

Musikalische Charaktere.

Robert Franz. — Julius Schulhoff. — Franz Joseph Fetis. — Daniel François Esprit Jacques Auber.

Robert Franz.

Während die großen, überkommenen Formen der Instrumentalmusik nach dem Vorgange Haydns, Mozarts und Beethovens sich so erschöpft zeigten, daß Männer wie Mendelssohn und Schumann dieselben nur noch bedingungsweise und in gewissen Specialbeziehungen zu bereichern vermochten, treibt die Lyrik, namentlich im Gesangliede, fort und fort ihre frischen, duftigen Blüthen. Diese Erscheinung liegt eben im Wesen des durch überwiegend subjectiven Gefühlsausdruck charakterisirten lyrischen Genre's; denn subjectives Schauen und Dichten ist immerdar unbeschränkt und unbegrenzt. Zwar hört man nicht selten die Meinung aussprechen, daß in der Symphonie, in der Sonate und im Streichquartett trotz der Altvorderen noch viel zu leisten sei. Allein dies ist doch nur eine bloße Conjectur, welche auf dem guten Glauben an die Unversiegbarkeit der Kunst überhaupt basirt. Sicherer dürfte es jedenfalls sein, sich an Thatsachen zu halten, und diese sprechen gegen die letztere Annahme. Was kommen mag, es komme: wir sind vor allem Andern auf die Gegenwart angewiesen.

Unter den Nachfolgern der beiden großen genialen Liedersänger Franz Schubert und Robert Schumann ist Robert Franz ohne Frage einer der glücklichsten und bedeutungsreichsten. Geboren zu Halle am 28. Juni 1815, erlebte er eine den Durchbruch seiner musikalischen Begabung keineswegs fördernde Jugend. Die ganze Erziehungsweise seiner Eltern zielte darauf hin, ihn zu einem sogenannten „nützlichen" Mitgliede der Gesellschaft zu machen, und da zu jener Zeit in Deutschland nicht selten gegen den Künstlerberuf, namentlich im Bürgerstande, ein eigen-

das sich von aller Ostentation fern hält, ist nicht für die Welt gemacht, und so zog er es vor, daheim sich einen Wirkungskreis zu gründen, um die Musikzustände seiner Vaterstadt zu beleben, zu heben und zu fördern. Dies Letztere ist ihm in hohem Grade gelungen. Als Dirigent der Winterconcerte hat er die Meisterwerke der Instrumentalmusik bis auf die neueste Zeit in Halle heimisch gemacht, gleichwie durch seine Wirksamkeit an der Singakademie die Bach'sche Vocalmusik in die dortigen musikalischen Kreise eingeführt worden ist. Der Vollständigkeit halber sei schließlich erwähnt, daß Franz die Aemter des Organisten an der Marienkirche und des akademischen Musiklehrers an der Universität bekleidet.

Julius Schulhoff.

Die Virtuosität des modernen Clavierspiels wurde bekanntlich durch die genialen Leistungen Franz Liszt's bis zu solch einer Höhe gesteigert, daß von einem Ueberbieten derselben keine Rede mehr sein konnte. Kaum blieb etwas mehr übrig, als die Errungenschaften einer bis zum Exceß ausgestalteten Technik nach Seite des Anmuthigen, Schönen auszubeuten. An manchen Künstlern der jüngeren Generation läßt sich, gleichviel ob sie dabei mit oder ohne Absicht verfahren, ein dahingehendes Streben deutlich wahrnehmen. Zu ihnen gehört in erster Reihe Julius Schulhoff. Er hat sich das Verdienst erworben, die vorhandenen Resultate des neueren und neuesten Virtuosenthums als ausübender Pianist im besten Sinne des Worts zu verwerthen, und zugleich in höchst achtunggebietender Weise durch überaus anziehende, in sich harmonisch abgerundete und dabei von feinem musikalischen Esprit, sowie von Originalität zeugende Compositionen dem großen Publicum zugänglich zu machen.

Julius Schulhoff wurde am 2. August 1825 in Prag geboren. Seinen ersten Unterricht erhielt er bereits frühzeitig von dem dortigen berühmten Clavierlehrer Kisch, dessen treffliche Methode ihn so schnell förderte, daß er schon im neunten Lebensjahre die Befähigung erlangt hatte, unter aufmunterndem Beifall der Kenner sich öffentlich hören zu lassen. Dann übernahm Tedesco die weitere pianistische Unterweisung, während W. Tomaschek das theoretische Studium leitete. Auch die so nöthige wissenschaftliche Bildung wurde nicht verabsäumt. Da indeß die Neigung zur Musik vorherrschend war, so entschied sich Schulhoff bald für die Künstlerlaufbahn. Nachdem er daher mit allem Eifer bis zu seinem siebenzehnten Jahre den musikalischen Studien obgelegen, inzwischen auch mehrmals öffentlich mit gleich günstigem Erfolg in seiner Vaterstadt aufgetreten war, entschloß er sich auf eine Zeitlang nach Paris zu gehen, theils um dort an der Quelle weitere Anregung für seine höhere virtuosische Ausbildung zu empfangen, theils um sich auch nach Gelegenheit und Veranlassung auswärts bekannt zu machen. Die öffentlichen Pariser Musikzustände waren zu jener Zeit einerseits noch bedeutungsreich genug, — es sei hier nur an Chopin erinnert, — um den Wunsch erklärlich zu finden, sie aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und andererseits übten sie in gewisser Hinsicht noch immer jene beeinflußende und maßgebende Rückwirkung auf das deutsche Musikleben aus, welche mit der Geltung des bloßen Virtuosenthums zusammenhing, glücklicherweise aber nach und nach fast ganz aufgehört hat.

Auf seiner Reise nach Paris ließ Schulhoff sich namentlich in Dresden, Leipzig und Weimar unter auszeichnender Anerkennung seiner Talente hören. In Paris angelangt, zog er es vor, nicht sogleich öffentlich aufzutreten, sondern zunächst sich betreffs der dortigen Künstlerkreise zu orientiren, namentlich aber in aller Stille und Zurückgezogenheit seinen Studien zu leben. So verflossen einige Jahre, während welcher Schulhoff der Oeffentlichkeit gegenüber ungekannt und unbekannt in der Weltstadt weilte. Ein eigener Umstand gab seiner Position eine andere Wendung. Schulhoff befand sich nämlich eines Tages in der Officin eines Pariser Pianofortefabrikanten, um ein Instrument zu seinem Gebrauch auszuwählen. Eben damit beschäftigt, traten zwei Männer ein, von denen Schulhoff den einen sogleich als Chopin erkannte. Er benutzte die günstige Gelegenheit, des Meisters persönliche Bekanntschaft zu machen, sich ihm vorzustellen und ihn um die Erlaubniß zu bitten, Etwas vorspielen zu dürfen. Chopin, damals schon sehr leidend und daher in derartigen, für ihn oft sich wiederholenden Fällen um so mehr zu einem gewissen apathischen Verhalten geneigt, ließ höfliche Indolenz durchblicken, gewährte indessen dennoch den von Schulhoff kundgegebenen Wunsch. Anfangs hörte er mit einer seinen Zustand charakterisirenden nonchalanten Theilnahmlosigkeit zu, welche übrigens mit aus dem Vorurtheile entspringen mochte, sich einer untergeordneteren Leistung gegenüber zu befinden. Je weiter indessen Schulhoff spielte, desto aufmerksamer wurde Chopin. Beim Schlusse war er wie umgewandelt; freudig erregt sprach er seine volle unbedingte Anerkennung aus, und indem er den jungen Künstler als Genossen und Freund begrüßte, munterte er ihn zu einer öffentlichen Production auf. Es ist begreiflich, wenn Schulhoff sich durch diesen Vorfall so gehoben und ermuthigt fühlte, daß er nunmehr sich entschloß, vor das Pariser Publicum zu treten. Schnell war des Künstlers Ruf begründet, und wohin Schulhoff sich wandte, genoß er Erfolge, durch die Jedermann sich hätte geehrt fühlen müssen. Er bereiste demnächst Frankreich, Spanien und England. Nicht blos sein Meisterspiel erregte gerechte Bewunderung, sondern auch seine Compositionen, namentlich die dem Salonstyl angehörenden, fanden ausnehmende Anerkennung und Theilnahme bei den Fachgenossen, sowie beim großen clavierspielenden Publicum.

Im Winter 1849—50 ging Schulhoff nach Wien, und auch hier bewährte sich sein ihm vorangegangener Ruf, den er in mehreren glänzend besuchten Concerten zu befestigen Gelegenheit hatte. Dann folgte eine Reise nach Norddeutschland und Rußland. Nach Deutschland zurückgekehrt, ging Schulhoff abermals zu Concerten nach Wien. Vom Herbst 1852 bis zum Frühjahr 1853 bereiste er Südrußland und die Krim, ging darauf 1854 zum zweiten Male nach Paris, wo er neue Triumphe feierte, und concertirte im folgenden Jahre wiederum in den Hauptstädten Norddeutschlands. Seit dieser Zeit entzog sich Schulhoff dem öffentlichen Kunstleben als Claviervirtuos, durch Gesundheitsrücksichten dazu bestimmt, hauptsäch-

lich nur noch dem Schaffen lebend. Man darf indessen hoffen, daß er nach einigen ruhig verlebten Jahren demnächst durch ein erneuertes Hervortreten als ausübender Künstler die musikalische Welt erfreuen wird, und dies um so mehr, als er sich gegenwärtig in den besten, kräftigsten Mannesjahren befindet. Denn der guten, nachahmungswürdigen Beispiele kann es in der Kunst, wie im Leben niemals genug geben. Während der letzten Jahre hat Schulhoff sein Domicil in Dresden aufgeschlagen, wo ihn Familienbande fesseln. Auch augenblicklich lebt er noch dort.

Schulhoffs Spiel vereinigt die Vorzüge vollendeter, sorgfältigst durchgebildeter, durchaus musterhafter Technik und männlich kraftvoller, energischer, dabei aber stets maßvoll edler und spiritueller Darstellungsweise in sich. Es ist dazu von intensivem Feuer, sowie von eigenthümlich rhythmischem Zuge belebt. In seiner Totalität übt es auf den Hörer jenen wohlthuend prägnanten und entschiedenen Eindruck aus, dem man sich einer bedeutenden Persönlichkeit gegenüber gern und willig hingiebt. Daß Schulhoff seine eigenen Tongebilde reproducirt, wie man es von einem solchen Künstler voraussetzen muß, bedarf keiner weiteren Versicherung. Ausdrücklich mag aber hervorgehoben werden, daß seine Wiedergabe classischer Meisterwerke einen seltenen und reinen Kunstgenuß gewährt. Unter seinen zahlreichen, durch den Druck veröffentlichten und zum Theil sehr gesuchten Compositionen befinden sich manche, die eine glückliche Befähigung für die höheren, ernsteren Anforderungen der Kunst bekunden. Zu ihnen gehören: zwei Claviersonaten, ein Allegro agitato, ein Capriccio appassionato und zwei Scherzi. Trotz aller Anerkennung indeß, welche die nach dieser Richtung gehenden Bestrebungen beanspruchen dürfen, liegt der Schwerpunkt von Schulhoffs productiver Bedeutung in dem von ihm vertretenen feinen Salongenre, welches er in höchst anerkennenswerthem Maße durch eine Reihe ebenso geistreicher als geschmackvoller und überdies außerordentlich wirksamer Tonstücke von reizvoller melodischer, harmonischer und rhythmischer Gestaltung bereichert hat.

Franz Joseph Fetis,

der namhafteste französische Musikgelehrte neuerer Zeit, wurde in der belgischen Stadt Mons, am 25. März 1784 geboren. Er erhielt frühzeitig von seinem Vater, welcher selbst Musiker von Fach war, Musikunterricht, in Folge dessen er nicht allein Violine, Clavier und Orgel spielen lernte, sondern auch in der Composition sich mannichfach versuchte. Die damit bekundete Neigung zur Musik bestimmte den Vater, seinen Sohn im vierzehnten Lebensjahre behufs weiterer künstlerischer Ausbildung als Eleven in das Pariser Conservatorium aufnehmen zu lassen. Franz Fetis besuchte dasselbe mehrere Jahre lang und zeichnete sich durch seinen Eifer und Fleiß so aus, daß er vor dem Verlassen der Anstalt einen ersten Preis gewann.

Nachdem Fetis den Cursus auf dem Conservatorium vollständig durchgemacht, gab er sich musikwissenschaftlichen Privatstudien hin, wobei er namentlich auch sein Augenmerk auf die deutsche Kunst richtete. Nicht minder indessen beschäftigte er sich mit den altitalienischen Meistern. Durch diese vielseitigen Studien legte Fetis den Grund zu Demjenigen, was er später im musik-litterarischen Gebiete geleistet und worin er sich ausgezeichnet hat. Zwar war er auch in verschiedenen Fächern der Composition thätig, — er schrieb mehrere Opern und Messen, ein Requiem, ein Te Deum und außerdem verschiedene Werke für Kammermusik, — allein als Tonsetzer hat er es nie zu derjenigen Geltung zu bringen vermocht, welche ihm in seiner Eigenschaft als musikalischer Schriftsteller zuzuerkennen ist.

Fetis besitzt ein ausgezeichnetes compilatorisches Talent. Dieses hat er unter Anwendung eines unermüdlichen Fleißes auf rühmliche Weise auszubeuten verstanden. Hiervon zeugt vor allem sein umfangreichstes und zugleich bedeutendstes Werk: „Biographie universelle des musiciens“, sowie auch seine theoretische Schrift: „Traité complet de la théorie et pratique de l'harmonie“, mancher anderen von ihm veröffentlichten litterarischen Erzeugnisse nicht weiter zu gedenken.

Die Idee zur „Biographie universelle“ faßte Fetis bereits im Jahre 1806. Zu Anfang der vierziger Jahre, und zwar notorisch 1844, war das Werk vollendet. Einen großen Theil davon schrieb der Autor in Douay, einer Stadt im französischen Departement Nord, wo er im Jahr 1811 eine Organistenstelle, sowie die Professur für Musik an der dortigen Musikschule annahm, welche Aemter er bis 1818 bekleidete. In letztgenanntem Jahre verließ Fetis seine bisherige Stellung und ging nach Paris, woselbst er 1821 am Conservatorium der Musik eine Anstellung als Lehrer der Composition fand.

In Paris war Fetis außer seinem amtlichen Wirkungskreise sehr thätig, indem er nicht allein Vorlesungen über Musik, und sogenannte „historische Concerte“ veranstaltete, sondern auch eine musikalische Zeitung, die „Revue musicale“ gründete, deren mühevolle Arbeit ihm fast ausschließlich oblag.

Fetis verblieb bis 1833 in der französischen Hauptstadt, da er nun einem an ihn ergangenen Rufe als Kapellmeister des Königs von Belgien, sowie als Director des Conservatoriums zu Brüssel, Folge leistete. In dieser Stellung befindet er sich trotz seines vorgerückten Alters gegenwärtig noch, mit rüstiger Thätigkeit hauptsächlich an einer „Geschichte der Musik“ arbeitend.

Von Fetis' lexikographischem Werke: „Biographie universelle des musiciens“, ist mittlerweile eine neue, wesentlich umgearbeitete und verbesserte Ausgabe erschienen, zu welcher der Verfasser viele authentische Materialien auf seinen mehrfachen Reisen durch Frankreich, Deutschland, England und Italien sammelte. Es hat dadurch gegen die erste Ausgabe um ein Bedeutendes gewonnen. Und doch befriedigt es nicht vollständig die höheren Anforderungen, welche man an ein „Tonkünstlerlexikon“ von diesem Umfange zu stellen berechtigt ist. Fetis wurzelt mit seinen Kunstanschauungen und Maximen wesentlich im Franzosenthum. Seine Schriften sind daher wohl für die Franzosen ausreichend und maßgebend, — deutscher Einsicht und Erkenntniß in Sachen der Kunst vermögen sie nicht zu genügen. Fetis weiß zwar nach Art seiner Landsleute mit großem Geschick und vieler Geistreichigkeit seine Urtheile zu formuliren, allein es fehlt ihm nicht selten an Tiefe der Auffassung, an poetischer Intuition und universellem Blick, sowie an schlagender und charakteristisch bezeichnender Schärfe und Bestimmtheit des Ausdrucks. Namentlich ist dies auf seine Betrachtungsweise der

deutschen Tonmeister zu beziehen. Kann daher Fetis' litterarischen Arbeiten vom deutschen Standpunkte aus nur ein relativer, bedingungsweiser Werth zuerkannt werden, — ein Werth, der, wie schon gesagt, bei seinen Landsleuten eine höhere Würdigung finden muß und wird, — so hat doch der rastlose Fleiß und die ausdauernde Thatkraft dieses, um sein Vaterland in musikalischer Hinsicht verdienten Mannes allen Anspruch auf Theilnahme und Anerkennung.

Daniel François Esprit Jacques Auber,

geboren am 29. Januar 1784 zu Caen in der Normandie, ist einer der fruchtbarsten, wenn nicht in qualitativer Hinsicht der fruchtbarste und zugleich der genialste unter den französischen jetzt lebenden Operncomponisten. Sein musikalisches Talent machte sich frühzeitig bemerkbar, obschon nicht in einem so stark prononcirten Grade, daß man ihm die glänzende Carriere hätte prophezeien mögen, auf welche Auber, jetzt ein Greis, zurückblicken kann. Schon als Knabe befleißigte er sich unter Anleitung Ladurner's des Clavierspiels; auch componirte er nebenher Bagatellen, beides jedoch nur, wie man zu sagen pflegt, aus Liebhaberei.

Ins Jünglingsalter getreten, sollte Auber den Stand seines Vaters ergreifen, welcher Kaufmann war. Demzufolge ging er nach London in Condition. Doch behagte ihm der Dienst des Mercur so wenig, daß er bald alle commerciellen Gedanken fahren ließ und unverrichteter Sache in die Heimath zurückkehrte, ohne jedoch vor der Hand sich für einen andern Beruf zu entscheiden. Auber beschäftigte sich nun in Ermangelung jeder bestimmten Thätigkeit aufs Gerathewohl mit Musik, indem er Viel und Vielerlei mit großer Leichtigkeit componirte, die Aufmerksamkeit der Musiker und Musikfreunde erregend. Sein Talent entwickelte sich dadurch zusehends und trat immer entschiedener zu Tage. Auch fühlte sich Auber, je weiter er vorschritt, desto angeregter zu Compositionsversuchen im größeren Genre. Selbst das dramatische Gebiet blieb schon zu jener Zeit von ihm nicht unberührt. Hier indeß empfand Auber die Schattenseiten seines Dilettantismus lebhaft genug, um in der bisherigen Weise fortzufahren. Er sah ein, daß man ohne kunstgerechte Bildung nichts Tüchtiges schaffen könne, und entschloß sich deshalb, strenge musikalische Studien zu machen. Sein Lehrmeister wurde Cherubini. Nachdem dieser ihn wieder entlassen, trat er gegen sein dreißigstes Lebensjahr mit einer kleinen Operette: „Le séjour militaire" hervor, welche, allerdings ohne allen Erfolg, über die Bühne des Theaters Feydeau ging. Alles dieses geschah mit ausdrücklicher Zustimmung seines Vaters, an welchem es, da er allgemein für einen wohlhabenden Mann galt, nicht weiter auffiel, seinem Sohne eine so ausschließliche und zwecklose schöngeistige Liebhaberei, wie es die Musik bisher für ihn gewesen war, zu gewähren. Freilich bekam dieses Verhältniß bald eine andere Wendung.

Ein altes Sprichwort sagt sehr wahr: „Noth bricht Eisen." Dasselbe sollte sich an dem jungen Auber bethätigen. Nach Verlauf von wenigen Jahren starb nämlich sein Vater mit Hinterlassung sehr defecter Vermögensverhältnisse, und der Sohn sah sich nun plötzlich in die Nothwendigkeit versetzt, die Kunst als Existenzmittel zu betreiben, während er sich ihrer bis dahin nur nach Laune und Willkür zur dilettantischen Ergötzung bedient hatte. Und es war kein Fehlgriff damit verbunden, wie Aubers weiteres Leben ersehen läßt. Zwar das nächste Debut mit einer Operette: „Le testament et les billets doux" in der Opéra comique, fiel nicht glücklicher aus, als das erste. Allein schon die darauf folgende dreiactige Oper: „La bergère châtelaine," welche im Jahre 1820 zuerst gegeben wurde, hatte einen so entschiedenen Erfolg beim Pariser Publicum, daß man von ihr her Aubers Ruhm datirt.

Seit dieser Zeit stieg Auber sehr schnell die Staffeln eines wohlverdienten Glückes hinan, denn in kurzen Zwischenräumen folgten einander mehrere seiner Opern, die zu seinen vorzüglichsten und weit verbreitetsten Werken gehören. Die Gesammtzahl der von Auber componirten Opern beläuft sich, so weit es bekannt geworden ist, auf 40 und darüber. Er hat also, wenn man das Jahr 1820 als den Anfangspunkt seiner eigentlichen schöpferischen Thätigkeit setzt, durchschnittlich jährlich etwa ein Bühnenwerk geliefert. Allerdings ist dabei auch manches schwächliche Gebilde mit zum Vorschein gekommen; allein eine solch unausgesetzte Productionskraft ist und bleibt doch immer enorm.

Von den Auber'schen Opern haben den meisten Erfolg, auch auf deutschen Bühnen und überhaupt im Auslande, gehabt: „der Schnee, oder der neue Eginhard" (1823) *), „Léocadie" (1824), „Der Maurer und Schlosser" (1825), „die Stumme von Portici" (1828), „die Braut" (1829), „Fra Diavolo" (1830), „Gott und die Bayadere" (1832), „der Schwur oder die Falschmünzer" (1833), „Gustav oder der Maskenball" (1833), „Lestocq" (1835), „das eherne Pferd" (1836), „der schwarze Domino" (1837 oder 38), „der Feensee" (1839), „die Krondiamanten" (1841), „des Teufels Antheil" (1842) und „die Sirene" (1844). Zu den meisten dieser, wie der andern ungenannten Opern, hat der um die moderne französische Bühne hochverdiente Scribe die Libretto's verfaßt.

Als unmittelbarer Nachfolger und Gedankenerbe Boieldieu's, ist Auber gegenwärtig der bedeutendste Repräsentant der französischen Nationaloper, namentlich im lyrisch-komischen Genre und in der Conversationsoper. Aber während sein Vorgänger in seinen Opern als Componist ausschließlicher den chevaleresken französischen Geist repräsentirt, ist Auber, die Bourgeoisie in den Bereich seines Schaffens hineinziehend, mehr der Componist des modernen Volkscharakters. Selbst sein größtes, schwungvollstes, in's tragische Fach gehörendes Werk: „die Stumme", wurzelt durchaus im Volksthum. Und wenn auch das ihm zu Grunde liegende Motiv kein national-französisches ist, so darf es doch immerhin als ein die damalige Volksstimmung in Paris sehr entschieden kennzeichnender Vorläufer der zwei Jahre später folgenden Julirevolution gelten. Die Beziehungen Aubers zum Volksthum lassen sich ganz besonders in der ersten Hälfte seines schöpferischen Wirkens erkennen und nachweisen. Seine weitere Thätigkeit ging mit

*) Die jedesmalige beigefügte Jahreszahl zeigt an, wann die Opern in Paris zuerst zur öffentlichen Darstellung gelangten.

der unter dem erschlaffenden Regimente Louis Philipps allgemach um sich greifenden Corruption der socialen Zustände in Frankreich, und namentlich in Paris, Hand in Hand, und die Tonmuse Aubers verflachte sich immer mehr bis zum rein Conventionellen, wozu allerdings auch die nach und nach sinkende schöpferische Kraft des Meisters das Ihrige mit beigetragen haben mag. Denn wenn ein Tonsetzer, wie Auber es gethan, vierzig Jahre lang in fast ununterbrochener Folge, und ohne auszuruhen, in einem und demselben Genre thätig ist, so darf eine endliche Abnahme und Ermattung des schöpferischen Vermögens nicht in Verwunderung setzen.

Der Hauptreiz der Auber'schen Musik beruht in einer originellen, pikant geistreichen und höchst gewandten Handhabung des melodischen und rhythmischen Elementes. Beide beherrscht er mit außerordentlich reizvoller Erfindung, reich an Bewegung und Belebung der Situation. Wo ihre ausschließliche Anwendung ausreichend zur vollkommenen künstlerischen Wirkung ist, wie in gewissen lyrischen Formen, als im Chanson, in der Barcarole und in den Tanzformen, steht Auber unübertroffen da. Er darf hierin zugleich als Vertreter par excellence des französischen Esprit, sowie des feinen musikalischen Salontons gelten. Im Uebrigen hat Auber mehrfach vollgültige Beweise in seinen Opern davon gegeben, daß ihm auch eine tiefergehende musikalische Gestaltungs- und Combinationsgabe zu Gebote steht, als diejenige, deren er sich für gewöhnlich bedient, und einige seiner Opern, von denen der „Maurer und Schlosser" als vollendetste obenan steht, zeugen von der feinsten und sorgfältigsten musikalisch-künstlerischen Behandlungsweise des Detail. Wenn Auber aber nicht bei allen seinen Schöpfungen durchweg in gleicher Weise verfahren hat, so liegt dies wiederum an der Masse seiner Arbeiten, sowie an der außerordentlichen Schnelligkeit, mit welcher er sie gestaltete. Seine Technik ist, obwohl voller Manier, so doch von großer Glätte und feinem Schliff.

Ueber Aubers äußeres Leben ist nicht viel zu berichten: es verlief, so viel man weiß, in ruhigem, behaglichem Genusse der Pariser Lebensarten, von denen der Meister sich kaum jemals auf längere Zeit zu trennen vermocht hat. Lediglich wäre zu erwähnen, daß er seit dem Jahre 1842 das ehrenvolle, ehedem von Cherubini innegehabte Amt eines Directors des Conservatoriums zu Paris bekleidet, sowie, daß er im Jahre 1847 zum Commandeur der Ehrenlegion ernannt wurde. (40.)

Herz, jammre nur —

Nach dem Englischen des Th. Hood von Herm. Harrys.

Herz, jammre nur, daß dir so weh
Um deine schöne Königinne,
Doch nenn' ich ihren Namen je,
So mahne, daß ich mich besinne.
Ein König dürfte vor ihr knien —
Was will ich armer Knecht?
Doch wär' ein Haupt mit Ihr im Sinn
Just für die Krone recht.

Sah ich denn die Juwelen nicht,
Das Stirnband, das sie ziert?
Und wurde doch, ich armer Wicht,
Nach ihr zu schaun verführt.
Und sah so tief ins Aug' hinein —
War's Frevel? nun fürwahr,
So kommt der Tod stracks hinterdrein
Und straft was Sünde war.

Und ihr Gewand, wie war's so rein,
Wie Lilien auf der Au;
O Maid so rein, o Kleid so fein,
Doch meins ist rauh und grau.
Und grobe Socken stünden schlecht
Zum Knie im Ordensband;
Nur gebe Gott ein Herz so ächt
Wie meins für solche Hand.

Ach wohl ist's weit vom Fries bis wo
Sie gehn im Sammtgewand,
Doch schied denn Gott auch Herzen so
Nach Fürst und Bauernstand?
Mein Vater, stolz wie Ihr, verstieß
Die arme junge Maid,
Und was er mir an Adel ließ,
Ist meine Schmach, mein Leid.

Was red' ich doch, was klag' ich noch,
Was wein' ich nur so sehr?
An ihre Perlen reicht ja doch
Mein Weinen nimmermehr.
Doch ist es aus, dann sagt wohl gar
Der Stolzeste mir nach,
Daß doch die Liebe edel war,
Die mir das Herz zerbrach.

Ich rede barsch, allein wer spricht
Je aus solch Liebesweh —
Und könnt' ich's, dennoch dürft' ich's nicht,
Drum sag' ich: Maid ade!
Nicht schlechter wünsch' ich dein Geschick,
Nicht soviel niedrer dich,
Nur daß mich selbst das falsche Glück
Verstieß, das tödtet mich.

Hierzu eine Beilage: Chronik.

№ 35. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 27. August.

Inhalt.

Bianca Cappello.

Erster Artikel.

Unter den vielen merkwürdigen Persönlichkeiten, an denen die Geschichte der italienischen Höfe im sechszehnten Jahrhundert so überreich ist, verdient Bianca Cappello, die schöne Venetianerin, Francesco's von Medici, des Großherzogs von Toscana, Maitresse und spätere Gemahlin, gewiß einen der ersten Plätze. Es möchte wenige Lebensläufe von so stetig aufsteigender und so jäh abfallender Linie geben, wenige, die so im Zickzack durch die sonnigsten Gefilde des irdischen Glückes und die nächtigsten Regionen menschlichen Elendes führen, wenige, die dem Moralisten eine so reiche Ausbeute, dem Poeten so viele dankbare Stoffe und dem gewissenhaften Historiker ein so ergiebiges Feld für Conjecturalkritik bieten.

Wie die Geschichte aller durch Tugenden oder Laster, durch Helden- oder Schandthaten berühmter oder berüchtigter Menschen in ihren Anfängen von einem gewissen poetischen Nebel verschleiert ist, so hat auch das Leben Bianca's auf dieses Vorrecht Anspruch gemacht. Wenn man der Sage, die aus dem Munde des Volkes in die Historienbücher überging, Glauben schenken will, so beginnt ihre später so tragische Rolle mit einer so hübschen Liebesscene, wie sie in einem Romane der George Sand nicht hübscher und poetischer sein kann. Da taucht Venetia, die stolze Königin der Meere, vor unseren entzückten Augen auf. Schwarze Gondeln huschen still und geheimnißvoll durch die Wasserstraßen der Lagunenstadt. Und an der Canäle einem ragt der alte Marmorpalast der Cappellos, und an der Fenster einem dieses Palastes zeigt sich der Kopf eines schönen sechszehnjährigen Mädchens, deren dunkle Augen halb scheu und halb keck über den Canal hinüberschweifen nach dem alten Hause drüben auf der andern Seite, wo, wie alle Welt in Venedig weiß, das Comptoir des reichen Bankiers Giovanni Batista Bonaventuri, des Florentiners, sich befindet. Wem aber diese verstohlenen Liebesblicke galten, das weiß nur Einer in Venedig, und da dieser Eine gerade der ist, dem sie galten, so braucht es ja auch sonst keiner zu wissen. Dieser Eine aber ist Pietro Bonaventuri, des alten Batista junger Neffe, ein blutarmer bildhübscher Bursch, den der reiche Onkel sich hat von Florenz kommen lassen, auf daß er die doppelte Buchhaltung in seinem Comptoir lerne und dermaleinst ein brauchbarer Commis, und wenn Gott will und der Junge einschlägt, vielleicht einmal Theilhaber am Geschäft werde. Pietro aber denkt nicht an Debet und Credit, sondern nur, ob er heute Abend auf dem Sanct Marcusplatz die Geliebte in der Maske eines hübschen Fischermädchens finden wird, wie ihm Maria, die Dienerin und Vertraute der jungen Dame, verheißen hat. O diese verstohlenen Rendezvous im Schutz der gebenedeiten Masken! und diese süßen Liebesscenen in der Morgenfrühe im Schutz der Lagunennebel! Aber ach und ach! da kommt der Bäckerjunge auf seiner frühen Runde und schlägt das Thor zu, das Bianca so sorgsam offen gelassen, und nun kann sie nicht mehr herein, ohne daß der Vater es hört, und der Vater würde sie ermorden, wenn er erführe ... „Pietro, was sollen wir thun? Pietro, ich bin verloren." — „Still, Geliebte, ich rette Dich. Heda, Gondoliere! hier ist Gold, fahre uns hinaus durch die Lagunen auf die Rhede. Dort liegt ein Schiff, es trägt die florentinische Flagge. Still, Geliebte, ehe die Sonne aufgeht, sind wir auf der hohen See. Willst Du mir folgen, Bianca?" — „Wohin Du willst, Pietro!" — Wie gesagt, dieser novellistische Anfang der Geschichte Bianca's ist ganz hübsch, nur hat er, wie viele hübsche Geschichten, den Fehler, nicht ganz wahr zu sein. Die wahre Geschichte aber, wie sie uns die glaubwürdigsten Quellen — es befinden sich darunter sogar gerichtliche Acten — überliefern, lautet einfach so:

Pietro Bonaventuri, ein junger Florentiner, der zu Venedig in einem Bankgeschäft angestellt war, glaubte seine Mußestunden nicht besser verwerthen zu können, als durch gewissenhafte Pflege eines kleines Liebeshandels, den er mit einer hübschen Venetianerin, Bianca, der sechszehnjährigen, übermüthigen Tochter des edlen Bartolommeo Cappello, angeknüpft hatte. Die Mutter der jungen Dame war schon vor längerer Zeit gestorben und hatte ihr ein nicht unbedeutendes Vermögen hinterlassen. Ein Vermögen aber, und noch dazu auf diesem, schon damals keineswegs ungewöhnlichen Wege zu erlangen, erschien dem besagten Signor Bonaventuri, der arm war wie eine Kirchenmaus und an den guten Dingen dieser

Welt gar großen Geschmack fand, zu verlockend, als daß er sich über gewisse kleine moralische Bedenken nicht leicht hätte wegsetzen sollen. So geschah es denn, daß eines schönen Morgens — es war der 28. November 1563 — der alte Cappello mit der Schreckenskunde geweckt wurde, sein Töchterchen sei im Schutze der Nacht und des Lagunennebels, ohne weiter Abschied zu nehmen, mit einem Sohne des Mercur, des alten Gottes der Kaufleute und Diebe, auf und davon — vermuthlich nach Florenz. Ob dieser Nachricht gerieth natürlich Vater Bartolommeo in lichterlohen Zorn, mit ihm ganz Venetia. Der Senat war so entrüstet über diese der stolzen Königin der Meere angethane Schmach, daß er die Todesstrafe verhängte über den Verführer und die Verführte. Aber auch die Söhne Venetia's hängen, wie die Nürnberger, Keinen, bevor sie ihn haben, und Signor Bonaventuri gelangte mit seiner schönen Beute wohlbehalten nach Florenz, allwo er sie in dem kleinen, ärmlichen Hause seiner Mutter an der Piazza di San Marco vorläufig sicher versteckte. Soweit war Alles vortrefflich gelungen. Pietro holte das bisher in der Sturm- und Drangperiode seiner Liebe Versäumte gewissenhaft nach und machte die Geliebte — wenn gleich einige Monate zu spät — zu seinem ehelichen Weibe. Nur ein Umstand war störend. Die bösen Venetianer wollten ihm das mütterliche Erbtheil seiner jungen Frau durchaus nicht nachsenden. Im Gegentheil, sie schnaubten noch immer Rache, die Königin der Meere hatte gar lange Arme, und Mörderhände waren in jener poetischen Zeit spottwohlfeil. In dieser Noth erschien den lieben Leutchen ein Retter gar eigenthümlicher Art in der Person Francesco's, des Sohnes und Erben Cosmo's von Medici, zur Zeit durchlauchtigsten Herzogs von Toscana. Denn auch zu Ohren Francesco's war der Ruf von Bianca's Schönheit gedrungen. Francesco war jung — dreiundzwanzig Jahre alt — und ein Mediceer; sein Palais — das noch jetzt existirende Casino di S. Marco — einen Steinwurf weit von der ärmlichen Wohnung des Signor Bonaventuri. Nun hatte die Marchesa Mondragone, die Gemahlin von Francesco's spanischem Gouverneur, ein sehr gefühlvolles Herz, das sich aller Leidenden und Bedrängten gern erbarmte. So schickte sie denn zu der jungen Venetianerin, ließ sie ihres Wohlwollens versichern, und wie lebhaft sie wünsche, ihr nützlich sein zu können. Wie wäre es, wenn Bianca einmal mit ihrer Schwiegermutter sie in dem Casino aufsuchte? vielleicht morgen zu der und der Stunde? Wer hätte soviel Freundlichkeit widerstehen können? Bianca und ihre Schwiegermutter fanden sich in dem Casino ein und wurden von der Marchesa und dem Marchese aufs liebenswürdigste empfangen, so liebenswürdig, daß es gewiß ein reiner Zufall war, als Bianca sich, während man die Frauen durch die Prunkgemächer des Casino führte, plötzlich in einem Zimmer allein befand. Ebenso zufällig war es auch wohl, daß in demselben Momente der Herr des Schlosses, Prinz Francesco, aus einer Tapetenthüre hervortrat. — — Die Einzelheiten dieser ersten Begegnung zwischen dem Fürsten und der schönen Bittstellerin hat die Geschichte nicht aufbewahrt. Soviel steht fest, daß sechs Monate nach ihrer Ankunft in Florenz Bianca, aus dem edlen Hause der Cappello, Gattin des Signor Bonaventuri, die erklärte Maitresse seiner Hoheit, Francesco von Medici, Erbprinzen von Toscana, war. Signor Bonaventuri aber, der speculative Commis, erhielt die Stelle eines guarda-roba, wobei er sich so gut stand, daß er den Verlust seiner liebenswürdigen Gattin, die ihn übrigens schon mit einem Töchterchen beschenkt hatte — und sogar den Verlust der 6000 Kronen verschmerzte, welche die bösen Venetianer noch immer nicht schicken wollten. Der junge Mann scheint überhaupt von sehr sanguinischem Temperament und einer jener Leute gewesen zu sein, denen es vom Schicksal bestimmt ist, in ihren Schuhen zu sterben. Seine noch übrige Laufbahn war ebenso brillant wie kurz. Er wußte sehr bald selbst der stolzen jeunesse dorée von Florenz durch seine galanten Abenteuer zu imponiren, und um den schnell erworbenen Ruhm vollends zu befestigen, bewarb er sich um die Gunst einer jungen reichen Wittwe, deren Liebhaber insofern eine nicht ganz ungefährliche Rolle spielten, als die Familie der Ricci, aus welcher die Dame stammte, mehr auf die Ehre des Hauses als auf andere Rücksichten sah und, wo Ueberredung nichts fruchtete, gern mit dem Dolche nachhalf. Als nun Signor Bonaventuri eines Nachts, von zwei Dienern begleitet, aus dem Hause der Schönen kam, sah er sich beim Uebergang über eine Brücke von zwölf Bravos angegriffen. Der eine Diener flieht, der andere fällt. Der tapfere junge Mann schlägt sich durch und hat sein Haus fast erreicht, als er der Uebermacht erliegt und unter den Dolchen der Mörder sein Leben aushaucht. Dergleichen Ereignisse waren durchaus nicht selten in den Straßen von Florenz. In den ersten achtzehn Monaten nach Cosmo's Tod fanden in der Stadt nicht weniger als 186 Ermordungen statt. So machte auch der Tod des jungen Wüstlings wenig Aufsehen, viel weniger als der Tod seiner Geliebten, die in derselben Nacht von maskirten Männern in ihrem Bette erdrosselt wurde. Bianca forderte Rache für den Tod ihres Gatten. Doch ist dieser Rachedurst wohl nur fingirt gewesen. Wenigstens wurde die Verfolgung der Mörder sehr lässig betrieben, und die öffentliche Stimme beschuldigte Francesco, er habe besser als die Familie Ricci um diesen Mord gewußt. War aber Francesco der Anstifter, so wußte auch Bianca von der Sache, denn sie stand zu dieser Zeit schon viel zu fest in dem Vertrauen ihres prinzlichen Liebhabers, als daß dieser einen Schritt von solcher Wichtigkeit vor ihr hätte verheimlichen sollen, und überdies paßte der Tod Bonaventuri's vortrefflich in Bianca's Pläne, die gleich im Anfang dem Prinzen ein feierliches Gelöbniß abgenommen hatte, er wolle sie zu seiner Gemahlin machen, sobald ihrer Vereinigung nichts mehr im Wege stehe. Nun hatte sich Francesco freilich vor einiger Zeit mit Johanna von Oesterreich vermählen müssen, aber es währt ja das Leben der Menschen höchstens siebenzig bis achtzig Jahre, und meistens ist es sehr viel kürzer, besonders in Italien zur Zeit der Medici. War ja doch besonders das Leben der Mitglieder dieser erlauchten Familie so manchen Zufällen ausgesetzt!

Gerade ein Jahr vor Bianca's Ankunft in Florenz reiten Giovanni und Garcia, zwei Söhne Cosmo's, auf die Jagd. Der eine zählte neunzehn, der andere fünfzehn Jahre. Es entstand ein Streit über irgend eine Bagatelle; das heiße Me-

diceerblut gerieth darob in Wallung, und der Jüngere durchstieß seinen älteren Bruder mit dem Schwerte. Giovanni starb zu Livorno. Garcia eilte zum Vater zurück, warf sich ihm zu Füßen, seine Verzeihung zu erflehen; die Antwort des Vaters war ein Schwertstoß — und die Schwerter der Medici trafen nicht vergebens. Die Mutter der beiden Prinzen, Eleonora von Toledo, starb vor Kummer noch in demselben Jahre. — Die übrigen Mitglieder der Familie waren zur Zeit, als Bianca nach Florenz kam, außer Francesco: Ferdinand, der zweite Sohn, der mit vierzehn Jahren Cardinal geworden war und meistens in Rom residirte; Pietro, ein dritter Sohn, neun Jahre alt, und Isabella, die an Paolo Orsini verheirathet war. Die beiden Gatten lebten getrennt, da die schöne, lebensfrohe Isabella sich geweigert hatte, ihrem Gemahl aus Florenz, an welche Stadt sie so manche Bande der Liebe und Freundschaft fesselten, zu folgen und Cosmo das pflichtvergessene Benehmen seiner Tochter gebilligt hatte. Seitdem sind einige Jahre vergangen. Ferdinando und Pietro sind herangewachsen. Ferdinand lebt meist zu Rom und hat früh den Ruf eines sehr gewandten und klugen Staatsmannes erlangt; Pietro ist in ganz Florenz und weit und breit als ein professionirter Wüstling berüchtigt, der Mittelpunkt und Anführer aller jungen vornehmen Taugenichtse, der Schrecken ruhiger Bürger, der Beleidiger der machtlosen Gesetze, die er verhöhnt, die Verzweiflung des klugen Cardinals und seines geizigen Bruder-Herzogs. Cosmo, der alte Herzog, hatte, bevor er 1574 starb, diesen ausgezeichneten jungen Mann noch schnell verheirathet. Leider war man in der Wahl der Gattin nicht vorsichtig genug gewesen, oder, genauer gesprochen: man hatte gar keine Wahl gehabt. Denn Eleonora di Garcia, ein bildschönes Hoffräulein und Nichte der ersten Gemahlin Cosmo's, war eines schönen Tages guter Hoffnung, ehe noch der Segen der Kirche über sie und Pietro gesprochen war. Wie dem auch sein mochte, Pietro führte jetzt ein wo möglich noch liederlicheres Leben als zuvor, und die schöne Eleonora war keineswegs geneigt, die treue Gattin eines Mannes zu sein, den sie selten oder nie zu sehen bekam. Auch Isabella hatte längst schon „ihre Haube über die Dächer geworfen," wie der Franzose sagt. Die Sittenlosigkeit der Zeit, die hohe Stellung der schönen Sünderinnen, die große Freiheit, die ihnen ihre Männer ließen — Alles begünstigte eine Lebensweise, die selbst den Florentinern anstößig erschien, so wenig die guten Leute sonst in dieser Hinsicht verwöhnt waren. Es scheint, daß Bianca, obwohl sie durchaus keine Heilige war und in sinnloser Verschwendung und Anordnung von Festen, deren Details auf die Verschwiegenheit der dichten Bosquets und der Prunkgemächer der Villen berechnet waren, mit den andern Damen wetteiferte, doch klug genug war, ihrem Geliebten keine directe Ursache zur Eifersucht zu geben. Wenigstens blieb sie bei dem Strafgerichte, das plötzlich über die lustige Gesellschaft hereinbrach, verschont. Denn während die Uebermüthigen in Florenz ihr tolles Leben führten, dachten sie nicht, daß von Rom aus ein paar scharfe Augen sie unausgesetzt beobachteten. Diese Augen gehörten dem Cardinal Ferdinando, der — im italienischen Sinne — sehr besorgt für die Ehre seines Hauses war und den Bruder-Herzog schon mehr als einmal aufgefordert hatte, dem Scandal, welchen die Aufführung der Damen am Hofe von Florenz verursachte, endlich ein Ende zu machen. Es schien allerdings hohe Zeit. Orsini, der Gemahl Isabellens, hatte, während er die Gattin in Florenz ließ, ihr einen seiner Verwandten, Troilo, als eine Art von Mentor gegeben. Troilo indessen wurde bald einer der vielen Liebhaber Isabellens, und wollte — vermuthlich seinem Mentoramt zu Liebe — der einzige sein. Das konnte Isabellen nicht gefallen, die zu einem ihrer Pagen, einem Celio Torelli, in heißer Liebe entbrannt war. Was blieb dem Mentor Troilo unter solchen Umständen übrig, als dem hübschen Jungen gelegentlich einen Dolchstoß zu appliciren? Leider war der Jüngling aus einer sehr vornehmen Familie, die Sache konnte nicht vertuscht werden, der Proceß wurde gegen den Mörder eingeleitet, und dabei kamen Dinge zur Sprache, die für den Ruf der lebenslustigen Isabella besser unbesprochen geblieben wären. Francesco forderte Paolo Orsini auf, ungesäumt von Rom nach Florenz zu kommen. Paolo kam. Die Einzelheiten der Unterredung zwischen dem Herzog und seinem Schwager hat die Geschichte nicht aufgezeichnet. Aber die letzten Worte, die Francesco äußerte, als Paolo ihn verließ, sollen gewesen sein: „Wenn Ihr Euch von der ärgerlichen Wahrheit überzeugt habt, vergeßt nicht, daß Ihr ein Christ und ein Ritter seid." So sprach der Schüler und Nachbeter Philipps II. von Spanien; und was that sein Schwager, der Christ und Ritter? Er nahm gegen seine Gemahlin den Anschein größter Herzlichkeit und Freundlichkeit an. Wie wär's, wenn sie ein paar prachtvolle Windhunde, die er ihr von Rom mitgebracht hatte, auf der Villa Poggio besichtigen wollte? Man sagt, daß die unglückliche Frau diese Einladung nur mit bangen Ahnungen annahm. Aber was sollte sie thun? Sie begab sich nach der Villa Poggio, und am nächsten Morgen wurde Florenz durch die Kunde überrascht, daß Prinzessin Isabella plötzlich über Nacht gestorben sei. Die Hofärzte, welche den Leichnam zu besichtigen gekommen waren, sagten aus, der Tod sei durch einen Schlagfluß herbeigeführt. Wie aber der Schlagfluß herbeigeführt wurde, darüber sagten sie nichts. Indessen war damals der allgemeine Glaube, — und alle florentinischen Geschichtschreiber haben sich mit bewundernswerther Einstimmigkeit zu diesem Glauben bekannt, — daß der Schlagfluß wohl dadurch bewirkt wurde, daß Paolo Orsini im Scherz eine Schnur um den Hals seiner Gattin legte und diese Schnur aus Versehen ein wenig zu eng zusammenzog.

Aber der Reformator der Familienehre der Mediceer war mit diesem einen Opfer nicht zufrieden. Als Francesco zu seinem Schwager nach Rom sandte, ließ er auch seinen Bruder Pietro vor sich kommen. Was in dieser Unterredung verhandelt wurde, hat die Geschichte freilich ebenfalls nicht überliefert, aber die Facten sprechen deutlicher als die Worte. — Ungefähr vier bis fünf Meilen von Florenz liegt ein Schloß in den Apenninen. Einsam und verlassen, wie es jetzt zwischen den Bergen an der Seite der Landstraße den von Florenz nach Bologna Reisenden anstarrt, muß es noch düsterer und einsamer gewesen sein, als diese Straße noch nicht existirte.

Der dunkle, kahle steinerne Thurm, wie er sich von der Seite des nackten Hügels, den kein Baum, kein Busch belebt, abhebt, erscheint der Phantasie als der wahre Platz für eine Schauderthat. Hier in diesem gespenstigen Schlosse starb Eleonora di Garzia von der Hand ihres Gemahls Pietro.

So blieb von den drei Schönheiten des Mediceischen Hofes nur die eine: Bianca. Der lange Arm des staatsklugen Cardinals in Rom hatte noch nicht zu der Höhe hinaufreichen können, auf welche die schlaue Abenteurerin die Leidenschaft ihres fürstlichen Geliebten gestellt hatte. Sie war am Leben geblieben, aber wie wenig beneidenswerth war dieses Leben! Francesco, der Herzog, war das Opfer einer tiefen, krankhaften Melancholie. Nicht als ob er wie alle Mediceer der Lust nicht ergeben gewesen wäre. Im Gegentheil! Aber er war einer von den Menschen, denen „ein Gott um ihre Stirn ein ehern Band schmiedete, deren scheuem, düsterem Blick Rath, Mäßigung und Weisheit auf ewig verborgen ist." Francesco's wilde, unzähmbare Natur zeigte sich in den Stunden der Lust so gut, wie in ernsten Momenten. Seine zügellose Heftigkeit, seine tolle Launenhaftigkeit müssen Bianca's Geduld und Verstellungskunst oft auf die härtesten Proben gestellt haben. Alle zeitgenössischen Berichte schildern ihre Gabe der Ueberredung und Bezauberung als sehr groß. Wenn man den unbändigen Sinn und die halbwahnsinnigen Leidenschaften des Herzogs erwägt, und bedenkt, daß die kluge Frau stets mächtig genug war, die Bestie zu zähmen, so muß man diesen Berichten wohl Glauben schenken. Besonders war es ein Kummer, der den Herzog drückte. Er hatte keine männlichen Nachkommen. Seine Gemahlin, Johanna, hatte ihm nur Töchter geboren. Bianca hatte ihn nie mit einem Kinde beschenkt. Und doch würde er einen Sohn von ihr lieber gehabt haben, als von seiner eignen Gattin. Aber Hoffen und Harren war vergebens. Dazu kam, daß Bianca in dem Cardinal einen unversöhnlichen und, wie sie reichlich Gelegenheit gehabt zu erfahren, sehr gefährlichen Feind hatte, daß das Volk sie als Ausländerin und aus manchen andern und triftigeren Gründen haßte, und daß die letzten Familienereignisse die düstern Wolken auf der Stirn des Despoten nur noch düstrer gemacht hatten. Wahrlich, man sollte denken, daß ein so von Bitternissen und Gefahren aller Art bedrängtes Leben mit einem bescheidenen, sicheren Loose zu vertauschen für jede Frau ein Ziel sein müsse „aufs innigste zu wünschen"! Und dennoch, wenn wir nun sehen, daß diese Frau vor keiner Lüge, keinem Verrath, keinem Morde zurückbebt, um sich in dieser Stellung zu erhalten — wie dämonisch muß der Zauber sein, den Macht und Reichthum auf ein Gemüth ausübten, das schon von früher Jugend gewöhnt war, in der Befriedigung der Leidenschaften der Weisheit letzten Schluß zu finden! Bianca wußte wohl: das sicherste Mittel, den Fürsten für immer an sie zu fesseln, war, wenn er durch sie Vater, und Vater eines Sohnes, werden könnte. Das höchste Ziel ihrer Wünsche zu erreichen, hatte sie schon seit Jahren ihre Zuflucht zu jedem Quacksalber genommen, der ihr vorschwindelte, sie von dem Fluch der Unfruchtbarkeit befreien zu können. Die Geschichtschreiber versichern, daß Bianca an die Wirkung von Liebestränken glaubte, und daß diese Liebestränke und Quacksalbereien gerade das Gegentheil von dem hervorbrachten, was sie bewirken sollten. Aber Bianca wollte Mutter werden, und wenn nicht in Natur und Wahrheit, so doch durch Verrath und Lüge. Sie verkündete kühn ihre Schwangerschaft. Drei Weiber, die auf denselben Tag ihre Niederkunft erwarteten, waren in verschiedenen Theilen der Stadt versteckt. Die Erste, die einen Sohn gebar, sollte den Florentinern einen Herzog geben. Die Farce wurde mit dem besten Erfolge zu Ende gespielt. Bianca war nach langen Wehen von einem Knaben entbunden, den der überglückliche Francesco sofort als den seinigen anerkannte und in die Stammregister der Mediceer einzutragen befahl. Das Kind erhielt in der Taufe den Namen Antonio. Nun aber ist die Komödie zu Ende, und die Tragödie beginnt. Ein Geheimniß, das so viele Mitwisser hat, ist kein Geheimniß mehr. Der Tod versiegelt die Lippen der Menschen viel besser als der heiligste Eidschwur oder die Furcht. Wohl! so beginne der Tod sein Werk. Zwei der unglücklichen Weiber, die sich zu dem schnöden Betrug hergegeben hatten, fielen unter den Händen der Meuchelmörder, die dritte entfloh. Dann war noch eine Kammerfrau da, eine Bologneserin, die Vertraute, durch deren Hände Alles gegangen war. Auch sie sollte sterben. Auf dem Wege von Florenz nach Bologna, wohin sie die gütige Gebieterin schickte, streckte sie der Schuß eines ihrer Begleiter zu Boden. Die Mörder flohen, da sie ihr Werk vollbracht zu haben glaubten. Das arme Weib aber lebte noch. Mitleidige Samariter brachten sie nach Bologna; dort, bevor sie starb, legte sie ein vollständiges Bekenntniß des in Florenz verübten Betruges vor einer Magistratsperson ab. Die Magistratsperson sandte das aufgenommene Protokoll sogleich an den Cardinal Ferdinando in Rom. Der Cardinal triumphirte. Jetzt hatte er das verhaßte Weib in seiner Hand! Spornstreichs eilte er nach Florenz. Mit schlecht verhehlter Freude erzählte er dem Herzog-Bruder Alles, was er in Erfahrung gebracht hatte — und dieser erwiederte ihm, daß er kein Wort von dem allem glaube, kein Wort glauben wolle! Der Cardinal war außer sich — Andere in seiner Lage würden es wahrscheinlich auch gewesen sein. Er mußte sehen, wie dem untergeschobenen Kinde für 200,000 Ducaten eine prächtige Besitzung gekauft, der Name Don Antonio dei Medici gegeben, wie er von dem blinden Francesco mit allen Zärtlichkeiten eines Vaters überschüttet wurde. Und jetzt kommt ein Zug, der eigentlich dies saubre Familienstück erst vollendet. Bianca hatte erkannt, daß man sich auf Mörderhände nicht unbedingt verlassen könne, sie mußte fürchten, daß die Einflüsterungen des Cardinals, unterstützt von vielleicht noch schlagenderen Beweisen, doch endlich in dem mißtrauischen Gemüthe Francesco's Wurzel schlagen möchten — so mußte sie denn die vielen kleinen Teufelchen austreiben durch der Teufel Obersten. Sie sparte kein Mittel der Lüge und Verleumdung, um den Despoten gegen seine Brüder aufzubringen, sie stellte ihm vor, wie jene nur auf seinen Tod lauerten, in welche Wuth sie die Geburt des Antonio versetzt haben müßte — und als sich Francesco mit diesem vortrefflichen Gedanken recht behaglich kitzelte — erzählte sie ihm die ganze

Wahrheit. Eine wie kluge Frau Bianca gewesen, wie genau sie die Situation durchschaut, wie gründlich sie vor allem den Charakter ihres fürstlichen Liebhabers studiert gehabt haben muß — dafür giebt es wohl keinen schlagenderen Beweis als den, daß Francesco diesen Verrath, der auf seine Kosten gespielt war, in jeder Weise sanctionirte. Ferdinando eilte, um alle seine Hoffnungen betrogen, nach Rom zurück. Weiberlist war mächtiger gewesen als Pfaffentrug.

Thomas Hood.

Von den neueren Dichtern Englands ist Theodor Hood in Deutschland bisher viel weniger bekannt geworden, als er es verdient, denn Zartheit und zugleich Energie der Empfindung, Tiefe des Humors und Classicität der Form stellen ihn in die erste Reihe. Um so freudiger begrüßen wir eine Uebersetzung seiner Gedichte, die Hermann Harrys in Hannover (bei C. Rümpler) herausgegeben hat, um so mehr, da sie die schwierige Aufgabe, die Gediegenheit des Originals zugleich mit der Schönheit der Form auch in der Uebersetzung zu bewahren, mit Glück gelöst hat. Wir erlauben uns, dem Buche, das wir hiermit dem Publicum aufs wärmste empfehlen, die Biographie des Dichters zu entlehnen.

Thomas Hood wurde 1798 in London geboren. Sein Vater war Mitinhaber der bekannten Buchhandlung Vernor und Hood. Frühzeitig wurde der Sohn, wie er selbst erzählt, auf hohem Stuhl an das hohe Pult eines Handelscomptoirs gesetzt. Aber er war von zarter Gesundheit, für Stubenluft und anhaltendes Arbeiten nicht geschaffen, und seine kaufmännische Laufbahn hatte bald ein Ende. Auf den Rath eines Arztes wurde der kleine Hood an Bord eines schottischen Fahrzeugs gebracht und bei väterlichen Verwandten in Dundee abgeliefert. Dort ging er früh an seine ersten litterarischen Versuche und sandte ein Blättchen an das Dundee-Magazin, dessen Herausgeber, wie sich der Dichter in seinen Jugenderinnerungen ausdrückt, gütig genug war, das bischen Unsinn in seinen erhabenen Schutz zu nehmen, ohne sich dafür bezahlen zu lassen.

Dichten und Schreiben war aber dazumal höchstens als Zeitvertreib angesehen, und Zeitvertreib konnte kein Lebensberuf werden. Der junge Poet ward deshalb, als er wieder nach London kam, abermals einem Verwandten übergeben, einem Oheim, der die ehrbare Kupferstechkunst betrieb. Der Neffe gefiel sich als sein Lehrling und machte so gute Fortschritte im Zeichnen, daß er später seine eignen Bücher schmuck- und sinnreich zu illustriren verstand, — ein Beweis auch, daß er seine erste Kunst fortwährend lieb behielt. Denn er war überaus fruchtbar als Zeichner für seine litterarischen Werke und zuweilen so glücklich in seinen Erfindungen, daß das Urtheil seiner Landsleute den Erfolg einiger seiner Schriften vorzugsweise ihrem Bilderschmuck zuschrieb.

Aber schon während seiner Lehrjahre gewann doch die Neigung für die Schriftstellerei die Oberhand. Als um jene Zeit, 1821, das Londoner Magazin seinen Herausgeber durch den Tod verlor und in andere Hände überging, legte Thomas Hood den Griffel als Berufswerkzeug nieder und trat in die Redaction des Magazins ein.

Von dieser Zeit an war sein Leben und sein schriftstellerisches Wirken Eins. An äußerlichen Wechselfällen bot es wenig; innerlich war es desto reicher. Im 29. Jahre verheirathete sich der Dichter, 1830 wurde ihm sein erstes Kind, eine Tochter, geboren, der später noch ein Sohn folgte. In seinen Gedichten stehen die Zeugnisse für sein häusliches Glück, und seine ersten Vaterfreuden spricht er in eindrucksvollen Worten aus. Mangel saß aber mit an seinem Herde, und wenn er in seinen Liedern beständig für die Armuth kämpfte, der Kampf mit ihr wurde seinem Leben verderblich. Auf Reisen scheint der Dichter einigemal Stärkung und Ersatz für seine frühzeitig schwindenden Kräfte gesucht zu haben. Umsonst jedoch. Er arbeitete zu viel und zu rastlos für seinen schwachen Körper. Für den Broterwerb mußte er Zeitungen schreiben, weil die edelsten Werke seines Geistes keinen andern Lohn für ihn übrig ließen, als die Begeisterung seines Volkes.

Gleich seine erste Gedichtsammlung, die er „Grillen und Wunderlichkeiten" benannte, verschaffte ihm einen Namen. Nicht geringer war der Erfolg der Comic Annuals, die darauf folgten und einige Jahre fortgesetzt wurden. Weniger sagten die ersten Erzählungen seinen Landsleuten zu, die 1827 als National Tales erschienen, und dieselbe Erfahrung mußte er 1834 noch einmal an dem Roman Tylney Hall machen, um dann das Gebiet zu verlassen, auf dem sein Talent nach dem Urtheil der Kritik und des Publicums nicht heimisch war.

Ungewöhnlichen Eindruck aber machte 1829 der Almanach the Gem, und das hauptsächlich durch die Ballade Eugen Aram, die — so urtheilte die Literary Gazette fünfzehn Jahre später beim Tode des Dichters — so lange dauern wird als die Sprache. Einstweilen ist das Gedicht wenigstens durch drei Jahrzehnte so sehr in Ansehen geblieben, daß bis in die neuesten Litteraturgeschichten und Gedichtsammlungen herauf der Dichter noch immer mit diesem schaurigen Gemälde als Muster in der Ballade aufgestellt wird. Das deutsche Urtheil wird ihn sicher in anderen Schöpfungen eigenthümlicher und hervorragender finden. Der verstorbene Admiral Burney lieferte zu der Ballade die Bemerkung, daß er in einer Erziehungsanstalt gebildet wurde, an welcher Eugen Aram nach der Zeit seines Verbrechens Lehrer war. Der Admiral versichert, daß alle Schüler ihm mit Vorliebe anhingen und daß er sich öfter vor ihnen über den Mord in der Weise ausließ, wie in der Ballade.

Die englische Reiselust geißelte Hood zum eignen großen Ergötzen seiner Landsleute in der Satyre Up the Rhine, die 1841 in London erschien; er kannte den Rhein von seinen Reisen in Deutschland und den Niederlanden her. Nachdem sich Hood von dem Londoner Magazin getrennt hatte, gab er eine Zeitlang ein eigenes Wochenblatt heraus und schrieb vieles in andere Blätter, was zum Theil erst nach seinem Tode in

Bücher zusammengefaßt wurde, wie namentlich seine kleineren Poems, und die Scherzgedichte, die unter dem Titel: Wit and Humour gesammelt erschienen.

Nichts kam aber dem Eindruck gleich, den Hood mit seinen Liedern für das Volk bewirkte, und von den Dichtungen dieser Gattung war die letzte auch die bedeutendste, das Lied vom Hemde, das zuerst im Punch erschien und noch heute im Volke fortlebt. Unermeßlich war die Wirkung dieses mächtigen Gesanges, Parlamentsacte und zahlreiche Vereine zu Gunsten der Londoner Näherinnen folgten ihm im Fluge nach, und zahllose Nachahmer versuchten den Ton zu treffen, der London erschüttert hatte; aber keiner wußte ihm das Geheimniß seiner Gewalt über die Herzen abzulauschen.

Hoods Humor war wirksamer als der seiner meisten Vorgänger, weil er Hand in Hand mit der Poesie geht. Wo der Dichter nach den gewöhnlichsten Stoffen greift, wo er die tollen Streiche der Schulbuben oder die goldene Kindheit einer Miß Kielmansegg beschreibt, wo er im Straßengewirr schlendert oder schlechte Blumen am Wiesenrand sammelt, immer weiß er eine Seite des Herzens zu berühren oder Regungen der Phantasie zu wecken, die den lächelnden Leser plötzlich hoch über die Sphäre des Komikers emporheben. Umgekehrt liebt er es zuweilen selbst in seine pathetischen Dichtungen wunderliche Gleichnisse und das Spiel des Witzes zu mischen, und diese Verbindung des Nächsten und Faßlichen mit dem Fernen und Idealen hat ihn zum Dichter aller Herzen gemacht, des Träumers wie des Mannes der Wirklichkeit, des Geringen wie des Vornehmen. Nur den Heuchlern sind Hoods geniale Sarkasmen Gift gewesen. Seine Späße wirkten und stachen um so tiefer, weil sie die Späße eines Dichters waren.

Was außerdem die Laune eines Dichters fast rührend macht, ist der beständige Kampf, unter dem er sie als Siegerin über Leiden und Mühen behauptete. Hood siechte langsam an einer zehrenden Krankheit hin, die ihm jahrelang, selbst in den letzten Monaten äußerster Schwäche und schmerzlichen Leidens, den Geist nicht zu trüben vermochte. Sein funkelnder Witz hatte, wie die knisternde Flamme unter Trümmern, lange in zerstörter Hülle gelodert und gleich wie durch die Spalten und Risse eines schadhaften Daches in die Welt geblitzt. Aber so zerbrechlich der Bau war, der Geist hielt aus bis zur letzten Stunde. Er sah den Tod mit der Gelassenheit des Weisen und mit entsagender Seele kommen. Seine körperlichen Leiden hatten nichts an seiner geistigen Beschaffenheit geändert. In seinen Schöpfungen war er immer derselbe, in guten und frohen, wie in ernstlichen und schmerzlichen Tagen.

Es mußte ein starker Geist sein, der zugleich den Leiden eines langsam schleichenden Uebels und dem Kampfe mit den Bedürfnissen des Lebens zu trotzen hatte. Die Blätter, welche von Hoods letzten Tagen erzählen, wissen, daß ein Freund nur durch Berufung an Robert Peel dem Dichter das Bett retten konnte, welches Gläubiger dem Sterbenden wegnehmen wollten, und es war ihm ein dankbar erkannter Trost auf diesem zwiefach bittern Lager, daß er wenigstens seiner Lebensgefährtin ein Wittwengeld von hundert Pfund des Jahres gesichert wußte. Zwei Briefe Sir Roberts über diese Angelegenheit sind so voll Bewunderung für die Schöpfungen des Dichters, daß man die Hülflosigkeit seiner eignen Lage in einem Lande kaum erklärlich findet, das seine hervorragenden Geister doch nur ausnahmsweise darben läßt. In seiner Antwort auf die erste Mittheilung des Ministers sprach Hood von der Richtung seiner Schriften, die immer für Recht und Menschenliebe und gegen die Classeneintheilung der Gesellschaft in Arme und Reiche gewesen sei, immer dagegen, Haß bei den Einen und Furcht bei den Andern zu wecken. In seiner Antwort stimmte der Minister diesen Anschauungen bei und erkannte das Streben nach ihrer Verwirklichung als berechtigt an.

Am 3. Mai 1845 war Thomas Hood gestorben. Man gab seinen beiden Kindern, was man dem Vater schuldig geblieben war, ein Leben ohne drückende Sorgen. Zehn Jahre später weihte England dem Liebling seines Volkes sein Denkmal ein (15. Juni 1855), auf dem jenes gewaltige Lied vom Hemde durch die Inschrift vertreten ist: He sang the song of the shirt. Daneben nennt das Denkmal die Seufzerbrücke und Eugen Arams Traum. Der Dichter selbst war immer am stolzesten auf die Ballade vom Mädchen zu Cöln, die er für seine beste That hielt. Auch dies Gedicht hatte ihm nie einen Heller eingebracht, im Gegentheil kostete es ihm eines Tages einen halben Penny, wofür er es sich gedruckt auf der Straße kaufte.

Und noch ein dauerhafteres Denkmal hat Thomas Hood in der immer lebendigen Erinnerung seiner Landsleute. Als die britischen Soldaten sich im vorigen Jahre mit den aufständischen Sipoys schlugen, sangen sie auf den heißen Schlachtfeldern Indiens Hoods Lieder zu ihrer blutigen Arbeit, so erzählten die Berichte vom Ganges; und das neueste Dampfboot, welches von London aus über die Meere geschickt werden soll, ist auf Thomas Hood's Namen getauft.

Die schönsten Gedichte Hoods sind der socialen Noth gewidmet, so namentlich die beiden berühmtesten, die hier zunächst folgen.

Das Lied vom Hemde.

Mit Wimpern schwer und roth,
Mit magrer müder Hand,
In ärmlicher Hülle saß ein Weib,
Saß an die Nadel gebannt —
Stich! Stich! Stich!
In Hunger und Kummer verblüht,
Doch in Tönen, die noch der Schmerz durchschlich,
Sang sie vom Hemde das Lied.

„Ans Werk! ans Werk! ans Werk!
Wann ferne die Hähne krähn!
Und ans Werk — ans Werk — ans Werk,
Bis die Sterne durchs Dach mir sehn!
O, lieber ein Sclavenkind
Im barbarischen Türkenland,
Wo die Seelen der Weiber verloren sind,
Als so christliches Werk zur Hand.

„Ans Werk — ans Werk — ans Werk,
Bis vor den Sinnen mir's schwimmt;
Ans Werk — ans Werk — ans Werk,
Bis das Licht der Augen verglimmt.

Saum und Gehren und Band,
Band und Gehren und Saum,
Bis über den Knöpfen ich schlafe ein
Und nähe sie fest im Traum.

„O Männer mit Schwestern lieb!
O Männer mit Müttern und Weib!
Nicht weißes Leinen nützet ihr ab,
Nein, Menschenleben und Leib!
Stich — Stich — Stich —
In Hunger, Kummer und Noth,
Ein Faden der nähet zugleich das Hemd
Für's Leben wie für den Tod.

„Aber was red' ich vom Tod,
Dem Bild von morschem Gebein?
Mir graut nicht vor seiner Schreckensgestalt,
Es däucht mir so gleich zu sein —
Es däucht mir so gleich zu sein —
Fasten ist ja mein Theil:
O Gott, daß Brot doch so theuer ist,
Und Fleisch und Blut so feil!

„Ans Werk — ans Werk — ans Werk —
Meine Arbeit läßt nicht nach;
Und was ist ihr Lohn? Ein Bett von Streu,
Lumpen — dies löchr'ge Dach —
Eine Kruste Brot — ein zerbrochner Stuhl —
Ein Tisch — diese Flur so leer —
Und die Wand so kahl, daß mich's freuet, wenn 'mal
Mein Schatten schleichet daher.

„Ans Werk — ans Werk — ans Werk!
Mit den schleichenden Stunden Geduld,
Ans Werk — ans Werk — ans Werk —
Wie Verbrecher für ihre Schuld!
Band und Gehren und Saum,
Saum und Gehren und Band,
Bis das Herz erkrankt und das Hirn erstarrt,
Wie die arbeitmüde Hand.

„Ans Werk — ans Werk — ans Werk
In trüber Decemberzeit,
Und ans Werk — ans Werk — ans Werk,
Wann der Lenz die Fluren erneut,
Wann brütend unter mein Dach
Die Schwalbe sich niederläßt,
Als höhnte sie mit dem Frühling mich,
Und mit ihrem sonnigen Nest.

„O draußen zu athmen nur
Unter Blüthen im Maienthau —
Zu Füßen das grüne Gras,
Zu Häupten den Himmel blau!
Eine kurze Stunde nur
Zu fühlen, wie ich gefühlt,
Eh' ich wußte, wie theuer ein Bissen Brot,
Wie das Wehe der Armuth wühlt.

„Eine einzige Stunde nur!
Eine Frist wie kurz sie sei!
Nicht zum glücklichen Hoffen und Lieben mehr,
Eine Stunde zur Trauer nur frei!
So weint' ich mir leichter das Herz,
Doch in ihr bittres Bett
Muß die Thräne zurück, denn ein Tropfen im Blick
Wehrt, daß die Nadel geht."

Mit Wimpern schwer und roth,
Mit magrer müder Hand,
In ärmlicher Hülle saß ein Weib,
Saß an die Nadel gebannt —
Stich! Stich! Stich!
In Hunger und Kummer verblüht,
Doch in Tönen, die noch der Schmerz durchschlich —
O hörten's die Reichen, wie schauerlich! —
Sang sie vom Hemde das Lied.

Die Seufzerbrücke.

Ertrunken! Ertrunken!
Hamlet.

Noch eine Dulderin,
Müde der Noth;
Rasch mit empörtem Sinn
Ging's in den Tod.

Hebt sie mit sanfter Hand,
Hebet sie leis —
Ach, daß im Sturm sie schwand,
Blüthe des Mai's!

Seht wie die Falten
Sie klebend umschließen,
Wie sie die kalten
Wasser umfließen!
Tragt sie — erwehrt euch nicht,
Liebe entehrt euch nicht.

Groll nicht gebühret euch,
Trauer nur zieret euch,
Mild sollt ihr sein.
Ob sie vor Gott gefehlt —
Wißt, was da liegt entseelt,
Ist weiblich rein.

Sprechet sie schuldig nicht,
Weil sie geduldig nicht
Hielt das Gebot.
Rein wusch von Schande sie,
Schön trug zum Strande sie,
Schön nur der Tod.

War die Verzweifelnde
Eva's Erzeugte ja —
Trocknet die arme
Träufelnde Lippe da!

Scheitelt und glättet
Das nußbraune Haar ihr —
Fragt doch, wo war ihr
Ein Lager gebettet?

Fragt, wen sie Vater
Und Mutter genannt,
Fragt, ob sie Bruder
Und Schwester gekannt,
Oder ob näher ihr
Lieber und höher ihr
Einer noch stand?

Ach, heißt das Armen ein
Christlich Erbarmen weihn?
Ueber den Wahn!
Häuser so weit sie sah,
Und keine Hütte da
Ihr aufgethan!

Vater nicht, Mutter nicht,
Schwester nicht, Bruder nicht —
Keinem verwandt!
Liebe — o herbes Loos!
Sank ihr im Sturmgetos,
Selber aus Gottes Schooß
Schien sie verbannt!

Wo auf dem dunkeln
Wellenspiel funkeln
Wie Sternenpracht
Lichter aus Saal und Dach,
Alles von Menschen wach,
Stand die Unsel'ge ach
Hauslos bei Nacht.

Scharf wehte der März,
Daß sie Schauer durchzogen;
Nicht schreckten ihr Herz
Wölbung noch Wogen.
Wahnsinn ihr Erdenloos,
Lieber im Erdenschooß —
Oder verweht
Irgendwohin — irgendwohin
Wo kein Odem geht.

Drein sprang sie muthvoll,
Ob auch die Fluth schwoll
Kalt und voll Graus —
Ueber die Brüstung jach.
Schwelger beim Lustgelag,
Mal' es dir aus!
Schöpfe dann, trinke draus
Wer es vermag.

Hebt sie mit sanfter Hand,
Hebet sie leis —
Ach, daß im Sturm sie schwand,
Blüthe des Mai's!

Eh' ihr die Glieder bald
Starren zu hart und kalt,
Streckt sie zur Ruh.
Pflegt sie mit Liebe,
Drücket das trübe
Auge ihr zu.

Schauerlich trüb
Unter träufelnden Brau'n,
Wie nach jenseits das letzte
Starre entsetzte
Verzweifelte Schau'n.

Hart vom erduldeten
Elend vernichtet,
Vom unverschuldeten
Hasse gerichtet,
Nun sie verblich —
Kreuzt die erkalteten
Händ' ihr, als falteten
Betend sie sich.

Daß ihr Vergehen
Wir nimmer beschönen,
Aber im Flehen
Den Heiland versöhnen!

Der Fegerwall.

Sturm und Wetterfunkeln!
Winde, die ihr treibt,
Daß der Sand die dunkeln
Wogen überstäubt —

Winde, die ihr jagend
Wie Dämonen droht,
Daß der Schiffer zagend
Müht sein schwankes Boot —

Von dem Felsgesteine,
Wo die Woge schwillt
Und die Brandung seine
Hütte dumpf umbrüllt —

Von dem Weibe drüben,
Das im Angstgebet
Rettung ihm vom lieben
Himmel niederfleht —

Von dem Knaben, wimmernd
Nach dem Vaterschooß,
Von dem Fenster schimmernd —
Stürme, reißt ihn los!

Weht ihn von der Küste
Weit ins Meer hinaus!
Himmel, fliehen müßte
Je ein Mensch sein Haus?

Dichters Theil.

Was ist ein Schatz, ein Gut, ein edler Schacht,
Ein Talisman von zauberstarker Macht?
Es ist des Dichters reiches Theil auf Erden:
Er sieht mit Wonnelust die Blumen werden,
Eh' noch im ersten Roth die Knospen schimmern,
Kein Winter kann ihm je den Flor verkümmern.
Ihm tagt es anders wie den andern allen:
Ob düsternd noch die grauen Schatten wallen,
Doch sieht er längst die Purpurgluth den Bäumen
Ihr Wipfellaub mit rothem Golde säumen,
Und sieht den Morgen schon sich leuchtend klären.
Wann reift's ihm nicht, wann sehnen seine Aehren
Sich nach dem Schnitter? Eh' die Felder grünen,
Ist ihm der Mohn, der flammend einst geschienen,
Schon welk im Garbenschicht dahingeschwunden.
Nichts Süßes giebt es, keine Wonnestunden —
Er schlürft sie, vor der Hefe weg; noch nippen
Die Bienen nicht am Kelch, und seine Lippen
Süßt schon der Honig. Mit dem blüthevollen
Gewind' aus Rosen, die erst kommen sollen,
Weiß er die Stirn sich träumend zu umschlingen,
Eh' Knospen sehnend sich aus Zweigen ringen.
O selig, wer im Keime so das Weben
Der Blumen sieht, eh' sie in Blättern leben;
Denn ihre Blätter sind schon Scheideschwingen
Des Sommers, und von dauerlosen Dingen
Bleibt nur Erinn'rung. Doch sein reiches Denken
Schwelgt in dem Ueberfluß, den Götter schenken,
Und was da haftet, soll nicht flüchtig scheiden,
Es lebt und blüht, ein ew'ger Quell von Freuden.

Minister v. Raumer †.

Der frühere preußische Cultusminister hat die Aera eines neuen staatlichen Regiments, den Umschwung der öffentlichen Meinung in dem einst von ihm im wichtigsten Theile der Volksbildung, dem Unterricht, sehr stark beeinflußten Lande nicht lange überlebt: er starb den 6. August an der Ruhr, von einer mehrwöchentlichen Erholungs- und Badereise nach Berlin zurückgekehrt.

Karl Otto v. Raumer wurde am 7. September 1805 zu Stargardt in der Provinz Pommern geboren, als Sprosse eines adeligen Geschlechts, das bereits viele berühmte und gelehrte Männer großgezogen hat und das, ursprünglich aus der Oberpfalz stammend, später sowohl in den anhaltinischen Herzogthümern, als auch im Königreich Preußen mehrfach schon zu hohen Aemtern und Ehren gelangt ist. Sein Vater war der 1831 als Generalmajor a. D. gestorbene Karl Friedrich Heinrich v. Raumer; die Vettern Karl Otto's waren z. B. Georg Wilhelm v. Raumer, der Ministerialrath in Berlin und Geschichtschreiber der Insel Wollin, sowie Friedrich v. Raumer, der geheime Regierungsrath, Professor und Geschichtschreiber der Hohenstaufenzeit und ihrer Heldengestalten. Der nachmalige preußische Cultusminister besuchte in Stettin das Gymnasium und studierte in Göttingen und Berlin Jurisprudenz und Staatswissenschaften. Den Anfang seiner Beamtenlaufbahn machte er auf die in Preußen übliche Weise als Referendar, Assessor, Rath ꝛc. in Stettin, Frankfurt a. d. O. und Posen. Eine hervorragende Stellung erlangte er zuerst als Regierungsvicepräsident in Königsberg, wo er bis 1845 blieb. Drei Jahre fungirte er dann als Präsident der Regierung zu Cöln, doch ließen die Ereignisse von 1848 eine Aenderung seines Wirkungskreises räthlich erscheinen, und er ward in gleicher Eigenschaft wie bisher nach Frankfurt a. d. O. versetzt, wo er einst schon als Aspirant im Staatsdienst thätig gewesen war. Im December 1850 endlich berief den bisher immer in der Provinz Beamteten König Friedrich Wilhelm IV. nach der Residenz und vertraute ihm unter dem Ministerium Manteuffel das Portefeuille des Unterrichts und der geistlichen Angelegenheiten an, eine der wichtigsten und einflußreichsten Stellen in den preußischen Landen, welche Raumer mit großer Consequenz und Entschiedenheit fortwährend in reactionärem Sinn bekleidete, wie schon ihre Uebergabe an ihn gerade in der Blüthezeit der Reaction stattgefunden hatte. Daß die Partei eines Hengstenberg und Stahl mit ihrer Parole von der „Umkehr der Wissenschaft", ihrem blinden Buchstabenglauben und unduldsamen Pharisäerthum die herrschende im Staate werden konnte, hatte sie zumeist seiner Aegide und seiner fast leidenschaftlichen Theilnahme an ihren Bestrebungen zu danken. Einzelheiten seiner von strengkirchlichem Geiste erfüllten Verwaltung anzuführen, ist hier selbstverständlich kein Platz — genug sei es zu erwähnen, daß neben Herrn v. Westphalen besonders er es war, den von den Mitgliedern des Manteuffel'schen Ministeriums die Mißgunst der nach freieren Institutionen sich sehnenden Bevölkerung traf. Aber auch für die Entwickelung des wissenschaftlichen Lebens in Preußen übte seine Verwaltung den nachtheiligsten Einfluß, und wir erinnern nur an die vielen abschlägigen Antworten, die er von den namhaftesten Gelehrten in den letzten Jahren seiner Amtsführung auf seine Berufungen erhielt. Als im November vorigen Jahres der Prinz von Preußen an Stelle seines erkrankten Bruders die Regentschaft übernahm und dieser Wechsel in der Herrschaft auch einen Wechsel in der amtlichen Leitung der öffentlichen Angelegenheiten hervorrief, wurde Karl Otto v. Raumer des seit beinahe acht Jahren innegehabten Ministerpostens nebst seinen Collegen in Gnaden entlassen und Freiherr v. Bethmann-Hollweg zu seinem Nachfolger ernannt. Seit der Zeit lebte er zurückgezogen von den staatlichen Interessen nur im Kreise seiner Familie, die eine ziemlich zahlreiche zu nennen ist. Im Mai 1841 hatte er sich mit einer Tochter des Generalmajors v. Brauchitsch vermählt, und dieser Ehe entsprossen sieben Kinder, drei Söhne und vier Töchter, die sämmtlich, wie die Wittwe, noch am Leben sind. Als er gestorben war, hielt ihm sein Freund und Gesinnungsgenosse, der Generalsuperintendent Büchsel, die Gedächtnißrede im Trauerhause, der auch ein Prinz des königlichen Hauses beiwohnte, und seinem Begräbniß folgten nicht nur die Equipagen sämmtlicher Mitglieder der Regentenfamilie, sondern auch die Minister und höchsten Würdenträger des Staates in Person. Man bewahrte allseitig, auch unter den politischen Gegnern des Herrn v. Raumer, feinen Takt und jenen Ernst, der dem Anlaß der Feierlichkeit entsprechend war. Ueber die Privattugenden des Verstorbenen herrscht nur eine Stimme, die der höchsten Anerkennung.

Ludwig Roß †.

In den letzten Tagen begrub man zu Neumünster bei Kiel den Prof. Ludwig Roß, der seinem, seit langen Jahren schon von unheilbaren Rückenmarksleiden gequälten Leben durch Oeffnen der Halsadern im Bade am 6. August zu Halle ein freiwilliges Ende gemacht. Der Verstorbene besaß unter den Männern der Alterthumswissenschaft einen vielberühmten, wenn auch oft nicht ohne Opposition genannten Namen. Er war am 22. Juli 1806 auf dem Gute Horst in Holstein geboren und erhielt seinen Schulunterricht auf den Gymnasien zu Kiel und Plön. Während der Jahre 1825—29 studierte er in der erstерwähnten Stadt Philologie, lebte dann eine Zeitlang in Kopenhagen und begab sich von da noch nach Leipzig, um unter Gottfried Hermann Mitglied des Seminars zu werden. 1832 trat er eine Reise nach Griechenland an, und hier ward er im folgenden Jahre von der damaligen Regentschaft zum Conservator der Antiquitäten im Peloponnes ernannt. In diesem Amte hat er durch verschiedene Forschungsreisen und neue Auffindungen seiner Zeit viel von sich und seinen wissenschaftlichen Verdiensten reden gemacht: doch gab er es im September 1836 ab, als er über das Recht einer freien Benutzung der seiner Aufsicht anvertrauten Alterthümer mit dem Ministerium des Cultus in principielle Streitigkeiten gerieth. Nach Begründung der Otto-Universität in Athen ward ihm die Professur der classischen Archäologie an derselben übertragen, und er gehörte vom Juni 1837 bis zu der durch die Septemberrevolution von 1843 bewirkten Reform der staatlichen Verhältnisse Griechenlands zu ihren strebsamsten, beliebtesten und nach außen hin renommirtesten Mitgliedern. In Folge jener Umgestaltung aber ging es ihm wie allen Ausländern, und er ward seiner Stelle verlustig, die nach ihm Rizo Rhangabis bekam. Doch kehrte Ludwig Roß auch nun noch nicht sogleich nach Deutschland zurück, sondern er blieb mit Erlaubniß der preußischen Regierung noch ein Jahr in Griechenland, um verschiedene eben erst begonnene wissenschaftliche Forschungen zu Ende führen zu können. 1844 ward er dann in Halle wieder das, was er schon in Athen gewesen war: ordentlicher Professor der Archäologie; er vermochte aber nur die nächste Zeit nach seiner Ernennung noch Vorlesungen zu halten, denn bald darauf begann schon die Krankheit, welche ihn fast ebenso lange, wie H. Heine, quälen sollte und die sich aus kleinen Anfängen allmählich zu den fürchter-

lichsten, unerträglichsten Schmerzen steigerte. Wie man mit Wahrscheinlichkeit annehmen kann, waren es zumeist die schädlichen Einflüsse des fremden Klima's, welche seine an die glühende Sonne des Südens nicht gewöhnte nordische Natur zerstörten. — Doch wenn auch nicht als Docent, so blieb er als Schriftsteller bis kurz vor seinem Tode thätig. Im Jahre 1841 erschien von ihm in neugriechischer Sprache ein „Handbuch der Archäologie der Kunst", dem sich 1842 und 1845 mehrere Hefte der schon 1834 begonnenen „Inscriptiones graecae ineditae" anschlossen. Mit Schaubert und Hansen gemeinschaftlich gab er eine Beschreibung der Akropolis von Athen; in vier Bänden von 1840—52 schilderte er seine „Reisen auf den griechischen Inseln", sowie mittlerweile in zwei Bänden auch seine „griechischen Königsreisen" (1848), so benannt, weil er sie im Gefolge des Königs Otto zu machen Gelegenheit hatte. Es war dies letztgenannte Buch sein berühmtestes, am höchsten gelobtes wie nicht minder am heftigsten getadeltes Werk. „Die Demen von Attika nach Inschriften" und die „Hellenika" — ein Archiv „archäologischer, philologischer, historischer und epigraphischer Aufsätze und Abhandlungen" in zwei Bänden — kamen 1846 heraus. Die Schrift „Kleinasien und Deutschland" vollendete er 1850, in welchem Jahre er auch mit G. Schwetschke die unter veränderter Redaction noch jetzt bestehende „Allgemeine Monatsschrift für Wissenschaft und Litteratur" begründete. 1852 endlich erschien in griechischer Sprache seine Broschüre über das sogenannte „Theseion", den aus Cimonischer Zeit stammenden angeblichen Theseustempel, welchen aber Ludwig Roß vielmehr als Arestempel angesehen wissen wollte. Das war eine neue Behauptung, die wenigstens nicht schlechthin verwerflich schien, und auch weder von Ulrichs noch von Curtius ganz widerlegt werden konnte. Sonst aber hat Roß der vagen Lust an Conjecturen allerdings zuviel Raum in der Wissenschaft zugestanden. Seine Ansicht von der ältesten Vasenmalerei bei Homer, oder die von ihm zuerst ausgesprochene Meinung, der bekannte uralte, vom Engländer Hawkins aufgefundene Tempel auf dem Berge Ocha sei nichts Anderes als eine Sennhütte oder ein Viehstall gewesen, sind beide zu den Paradoxen zu rechnen, in denen er sich zu bewegen liebte, zu willkürlichen kritiklosen Phantasien, die er aber mit großer Keckheit vertheidigte. Im Allgemeinen war er ein Chorführer der sogenannten Orientalisten in der Archäologie, jener Schule von Gelehrten nämlich, die den Gegensatz zu den Hellenisten bilden und gegen die von Winckelmann, sowie später von Ottfried Müller und Welcker vertretene Behauptung, daß die griechische Kunst autochthonen Ursprungs sei, sich polemisch verhalten. Thiersch in München ist als Gründer dieser neuen Schule anzusehen, der u. A. auch Friedr. Anselm Feuerbach und der Franzose Raoul Rochette zugehörten; Niemand aber war bisher mit größerer Keckheit und Entschiedenheit Orientalist als Ludwig Roß, bis die Kühnheit seiner Ansichten in neuester Zeit doch noch von dem Heidelberger Julius Braun überboten ward. Wollen wir auf die Lösung des ganzen Streites eingehen, so müssen wir den orientalischen Ursprung der griechischen Kunst als entweder ägyptischen oder asiatischen annehmen. Beide sind aber wohl von einander zu trennen, und das hat Ludwig Roß nicht gethan, denn bei ihm gehr Aegypten und Assyrien pêle-mêle durch einander. Spätere Einflüsse auf die Kunst von Asien her sind unbestreitbar, und dadurch reichen die Wurzeln hinauf bis Assyrien; das letztere ist aber scharf zu trennen von der Ursprungsfrage und von der Frage nach ägyptischen Einflüssen, die nirgends nachzuweisen sind. Die griechische Nationalität und Kunst ist in ihrem Ursprung autochthon — das ist ein unumstößlicher Satz, der, indem er von Ludwig Roß nicht getheilt wird, seinem wissenschaftlichen Wirken die Krone und Spitze nimmt. Trotzdem ist sein Leben für die Archäologie wichtig geworden, besonders auch dadurch, daß er in vielen Einzelheiten neue Forschungen gemacht hat, die sich namentlich auf die Geographie des alten Griechenlands beziehen. — Der Bruder des jetzt Verstorbenen war der schon im Februar 1858 ihm im Tode vorangegangene berühmte Landschaftsmaler Charles Roß.

Biographisches über den Componisten des „Weltgerichts".

Ein sehr fesselndes Buch ist neulich in Dessau erschienen: die von Kempe verfaßte Lebensbeschreibung und Charakteristik des früheren Hofkapellmeisters Friedrich Schneider. Sein Großvater war ein durch Fleiß, Humor und Liebe zur Musik bekannter armer Häusler und Zwillichweber in dem Dorfe Altwaltersdorf an der böhmisch-sächsischen Grenze bei Zittau, und sein Vater Johann Gottlob Schneider trieb Anfangs auch das Gewerbe eines Webers, ward aber dann in seinem Heimathsorte Schulmeister und Organist. Im siebenzehnten Jahre bereits, d. h. 1770, verheirathete sich der 1753 geborene Jüngling zum ersten Male, seine Frau starb jedoch bald, und er schritt 1782 mit Anna Rosina Hänisch zu einer zweiten Ehe, welcher am 3. Januar 1786 unser Friedrich Schneider entsproß. Der Vater desselben war ein äußerst strenger Mann und der Musik so leidenschaftlich zugethan, daß er wünschte, auch seine Söhne sich ihr widmen zu sehen. Mit Schlägen sogar trieb er sie zum Studium der Tonkunst an, aber das Talent dafür war ihnen wirklich angeboren, und bald wurde die Musik ihnen gleichfalls rechte Herzens- und Gewissenssache. Den Unterricht des kleinen Fritz begann der Vater schon in dessen viertem Jahre, und am 21. Februar 1790 bereits ließ sich der Knabe auf dem Clavier in Gegenwart von Fremden hören. Er konnte in der That als „Wunderkind" gelten, denn mit acht Jahren sang er schon bei der Kirchenmusik mit, löste den Vater auf der Orgelbank ab, ja half ihm sogar beim Stundengeben und fing an selber zu componiren. 1797 schuf er die erste seiner dreiundzwanzig Symphonien, und 1798 bezog er das Gymnasium zu Zittau, wo er in den Freistunden allerlei Lieder, Märsche, Tänze, Variationen über den „lieben Augustin", Sonaten u. dgl. zusammenschrieb. 1803 sandte er drei Claviersonaten als Opus I. nach Leipzig an Breitkopf & Härtel, und wie dieselben erschienen waren, besprach sie der bekannte Rochlitz sehr anerkennend in einer längeren Kritik. Aus dem genialen Dorfknaben, der, angestaunt von seinen Altersgenossen sowie von den Bekannten seiner Familie, Gefahr lief, verhätschelt zu werden, war im Laufe der Zeit ein rüstiger, ernsthaft strebender Jüngling geworden, der Ostern 1805 mit bestem Lobe das Gymnasium verlassen und die Universität Leipzig beziehen konnte. Noch hatte er nicht das zwanzigste Jahr erreicht und doch schon zwei Opern, drei Messen, sieben Hymnen, Cantaten und Chöre, vier Motetten, sechs Symphonien, zwei Ouverturen, siebenzehn Claviersonaten, eine große Anzahl Tänze, Märsche, Lieder u. dgl. in der kurzen Zeit von sieben Schuljahren in den Freistunden componirt. Bereits war auch sein Name vortheilhaft bekannt geworden, und man sprach in Journalen günstig von seinen Werken, was damals, als Mozart an der Tagesordnung war, Vater Haydn noch lebte und Beethoven eben gleich einem Meteor am Kunsthimmel erschien, gewiß viel sagen wollte. Schneiders Gönner und Förderer wurden in Leipzig besonders der schon erwähnte Rochlitz, sowie Schicht der Componist, der, gleichfalls Sohn eines Webers bei Zittau, mit dem Vater seines jungen Freundes zusammen Musikunterricht gehabt hatte. Das erste in Leipzig, und zwar in einem der kurz vorher begründeten Gewandhausconcerte, vorgetragene Werk Schneiders war seine Ouverture Nr. 6. Während er seine Thätigkeit als Componist unermüdlich fortsetzte, übernahm er zugleich von 1806 an das Orgelspiel und die Gesangsstunden in der Freischule, 1807 wurde er Organist an der Universitätskirche, 1810 Musikdirector bei der zeitweilig sich in Leipzig aufhaltenden dessauischen Hofschauspielertruppe

unter Joseph Seconda, 1813 Organist an der Thomaskirche und Leiter der von Schicht begründeten, noch jetzt bestehenden Singakademie, sowie endlich 1817 Musikdirector bei dem von Küstner neueröffneten Stadttheater, in welchem Amte er zu dem raschen und blühenden Gedeihen des jungen Instituts, namentlich was die Oper und ihr damaliges treffliches Personal anlangt, sehr viel beitrug. Im Jahre 1821 folgte Schneider nach sechszehnjährigem Aufenthalt in Leipzig einem vortheilhaften Rufe nach Dessau als Organist und herzoglicher Kapellmeister. 1825 ward er sodann zum Hofkapellmeister ernannt, und in dieser Stellung starb er als Veteran seiner Kunst am 23. November 1853. — Schneider gehörte zu den fleißigsten Componisten, den productivsten Talenten, die Deutschland jemals besessen, und es wurden von ihm im Ganzen hundertundfünf Werke gedruckt, worunter verschiedene theoretische Schriften sich befanden. Seine eigentliche Stärke war die kirchliche Vocalmusik, und seine Oratorien, vor allen das berühmte „Weltgericht", ferner „die Sündfluth", „das verlorene Paradies", „Christus als Mittler" u. s. w. stehen den Schöpfungen eines Sebastian Bach und Händel nicht unebenbürtig zur Seite. Unter seinen sieben Opern muß besonders die Composition der Goethe'schen „Claudine von Villa-Bella" erwähnt werden. Von Einfluß wurde das Wirken Schneiders auch noch durch die von ihm bis 1846 fortgeführte Leitung seiner im Jahre 1831 begründeten Musikschule in Dessau, in der er während der angegebenen Zeit nicht weniger als hundertfünfunddreißig Schüler aus aller Herren Ländern heranbildete. Sein Ruf war zuletzt ein so wohlbefestigter und weitverbreiteter, daß nicht leicht irgend ein Musikfest im In- und Auslande stattfinden konnte, zu dem er nicht eine Einladung erhielt oder auf dem nicht eines seiner Werke zur Aufführung gelangte. Man zählt im Ganzen sechsundsechszig solcher Künstlerfeste, bei denen der überall verehrte, würdige Altmeister von Dessau persönlich zugegen war. Aus seinem Leben existiren viele ergötzliche Anekdoten, welche sein Wesen und seinen Umgang als einen der angenehmsten und liebenswürdigsten erscheinen lassen, die man sich denken kann. — Ein noch lebender Bruder Friedrich Schneiders ist der als trefflicher Orgelspieler auch im Auslande, z. B. in London, bekannt gewordene Hoforganist Johann Gottlob Schneider an der evangelischen Hofkirche zu Dresden.

Die Photographie in Paris.

Die Photographie hat in den letzten Jahren einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen und ist binnen kurzem einer der blühendsten Zweige der bildenden Kunst geworden. Nirgends aber steht sie mehr in Flor als in Paris, wo gegenwärtig nicht weniger als 1800 Photographen leben, die täglich ungefähr 4000 Porträts liefern und dafür Tag um Tag über 100,000 Frcs. einnehmen. 70 Fabriken, deren jede gegen anderthalbhundert Arbeiter nährt, sind außerdem noch mit Reproduction von Gemälden, Zeichnungen, Kupferstichen, und besonders mit Aufnahme von Stereoskopen beschäftigt, welche einen der bedeutendsten jener gerade in Mode befindlichen Artikel bilden, die unter dem Namen „Articles de Paris" in unzähliger Masse über die ganze Welt verbreitet werden. Die berüchtigten „Poses académiques" können die dortigen Photographen nicht genug vervielfältigen, um der Anfrage danach nur einigermaßen Genüge zu leisten. Auch die glänzenden Säle im Louvre und in den Tuilerien mit ihren perspectivisch angelegten Gallerien, ihren brennenden Kronleuchtern, glitzernden Spiegelgläsern, Statuen und Rococomöbeln, ja auch das Familiengemach der Majestäten, die Wiege des Prinzen, sogar das Bett der Kaiserin sind sehr beliebte und allbekannte Gegenstände für Stereoskopen. — Was die photographischen Porträts anlangt, so waren dieselben besonders im letzten Kriege ein gesuchter Artikel. Man errichtete auf offener Straße Buden und Zelte zu ihrer Aufnahme, und mit ambulanten Ateliers fuhr man aus der Stadt auf die Dörfer, wo die Soldaten, die nach Italien zogen, vorher noch mit ihren Verwandten und Herzallerliebsten die Conterfeis austauschen wollten. In einer solchen fliegenden Künstlerwerkstatt konnten oft die sonderbarsten, malerischsten Gruppen von Zuaven, Dragonern, Trompetern, Trommlern und allerlei Weibern beisammen gesehen werden, und die Zahl derer, die sich rasch für billigen Preis photographiren ließen, schwoll nicht nur in Paris, sondern auch auf dem Lande bald ins Unendliche. — Wird unter solchen Verhältnissen die Kunst für gewöhnlich auch ganz fabrikmäßig betrieben, so bleibt das Augenmerk Einzelner doch immer noch auf ihre Vervollkommnung gerichtet. Der Herzog von Luynes setzte z. B. einen Preis aus, besonders in Betreff der Dauerhaftigkeit und Vervielfältigung positiver Bilder, und drei Pariser Künstler Namens Poitevin, Davanne und Girard erhielten jeder eine Medaille im Werthe von 600 Francs. Sogar eine photographische Ausstellung fand vor kurzem im Palais de l'Industrie statt und wurde von hunderten aus dem Publicum besucht. Es waren da gegen 2000 Photographien meist von auserlesener Schönheit beisammen, und für das Vorzüglichste galten fast allgemein die Porträts des Herrn Nadar. Von deutschen Künstlern zeichneten sich Hermann Krone in Dresden, Wilhelm Severin in Düsseldorf und Schäffer in Frankfurt am Main rühmlichst aus. Ganz besonderes Interesse erregten aber die Photographien des Herrn Arsène Garnier, die bei künstlichem Lichte erzeugt, eine Vollkommenheit der Arbeit aufwiesen, welche den am Tage aufgenommenen Lichtbildern in keiner Beziehung nachstand.

Der Pariser Bourgeois.

Paris, obgleich eine Weltstadt von riesigen Dimensionen und großartiger Beschaffenheit, birgt doch, merkwürdig contrastirend von dem hochgehenden Strom der Oeffentlichkeit, mancherlei beschränkte, kurzsichtige, mit einem Worte kleinstädtische Elemente in sich, die sich vornehmlich in dem sogenannten Bourgeois, dem Pariser Spießbürger, personificiren. Alexander Büchner entwirft von demselben in seinem demnächst erscheinenden Werke über Balzac (s. die vorige Nummer), aus dem das „Frankfurter Conversationsblatt" mehrere interessante Proben zum Voraus mittheilte, eine sehr ergötzliche und originelle Schilderung, der wir im Folgenden die hauptsächlichsten Punkte entlehnen.

Wie ein gewisses Moos nur in Island, so giebt es auch Menschen mit einer Art vegetativen Daseins, die nur in Paris gedeihen. Der Bourgeois, der namentlich in den älteren Theilen der Stadt im Laden verkauft, ist eine solche höchst merkwürdige Pflanze. Die Häuser, die er besonders in seinem Hauptquartier, der Rue St. Denis, einnimmt, tragen noch die alten Namen und zum Theil noch die entsprechenden Bilder und Sculpturen, durch die sie sich vor Erfindung der Straßennamen und Häusernummern für den Suchenden auszeichneten. Ein Seidenhändler verkauft im Ver chinois, ein Droguist im Singe vert, oder in der Truie qui file, ein Linnenverkäufer in den Trois Quenouilles, ein Tuchkrämer hat seinen Sitz in dem Chat qui pelote unter einem Gemälde, auf dem ein großer aufrechtstehender Kater mit einem Herrn in Hofkleidung Federball spielt. Andere Schildereien ergehen sich in ähnlicher Weise in den wunderlichsten Calembourgs und Rebus. Wunderlicher aber noch, als alle diese Zeichen, sind die darunter hausenden Personen, die dort in einer patriarchalischen Unwissenheit über Alles aufgewachsen sind, was über ihren eigenen engen Gesichtskreis hinausgeht, oder eine solche mit aus der Provinz gebracht und unversehrt erhalten haben, selbst im Strudel des großstädtischen Lebens, in das sie sich niemals so recht hineinziehen ließen. Sie wissen nicht, wo die Producte entstanden sind, die sie ver-

kaufen, sondern nur, aus welcher Hand sie dieselben empfingen. Der Thee z. B. kommt für sie nicht sowohl aus China, sondern „über Havre." Die Astronomen sind in ihren Augen Wundermenschen, die nicht von gewöhnlicher Nahrung, sondern wo möglich von Spinnen leben, und die meisten Schriftsteller und Künstler sind nicht allein Atheisten, sondern auch des meurt de faim, die in Folge ihrer Originalitäten im Spitale sterben. Nicht einmal Paris kennen sie ganz, denn Paris ist ihnen nur Etwas, was um ihre Straße herumliegt. Ihr enger Charakter übt sich nur in ihrem Laden aus. Wenn Sonnenschein die Käufer aus den Straßen ins Freie lockt und die Gewölbe leer stehen, da man statt der Geschäftsgänge lieber Spaziergänge unternimmt, so ist für sie das Wetter schlecht. Ihre größte Kunst ist, ein Packet zu machen, zuzubinden und zugleich Alles zu sehen, was auf der Straße vor dem Laden und was in ihrem hintersten Magazine vorgeht. Tugend, Ehre, Rechtschaffenheit und alles menschliche Gefühl beruht für sie in regelmäßiger Bezahlung der von ihnen ausgestellten Wechsel, und ihre Großmuth ist, um mit H. Heine zu reden, „so groß, als wie das Loch der Armenbüchse." — Wir schließen hieran noch eine Bemerkung. Daß in keinem Staate so, wie in Frankreich, die Hauptstadt alle Fähigkeiten und eigenthümlichen Seiten des ganzen Landes concentrirt und eine Bedeutung erlangt hat, zu der die der Provinzialstädte auch nicht in nur annäherndem Verhältnisse steht, ist eine allbekannte Thatsache. Alexander Büchner läßt sich auch darüber vernehmen, indem er Paris nicht nur das Resultat, sondern auch den Gegensatz der Provinz nennt. In der Hauptstadt findet das Zusammenziehen aller höchsten guten und schlimmen Kräfte eines ungewöhnlich großen und reichen Landes auf Einen Punkt statt. Für die Bewohner dieses Einen Punktes geht dann der Verbrennungsproceß, der unser physikalisches Leben ausmacht, schneller vor sich als irgend sonst wo, während Alles, was außerhalb der Einwirkung der Centripetalkraft liegt, sich nur stockend bewegt. So ist die Provinz ein Abgrund von Unwissenheit und Langeweile, Paris aber ein Ocean von Größe und Schlechtigkeit. „In diesen Ocean könnt ihr die Sonde werfen, aber Ihr werdet nie seine Tiefe ermessen. Ihr könnt ihn durchschiffen und umschreiben, aber mit welcher Sorgfalt, in welcher Zahl, aus welchen Interessen Ihr ihn ausforscht, man wird nach Euch doch noch einen unbekannten Ort, einen unbetretenen Winkel, Blumen, Perlen, Ungeheuer, irgend etwas Unerhörtes auffinden, was den litterarischen Tauchern entging."

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Von **Theodor Königs** historischem Roman „Luther und seine Zeit" (Leipzig, O. Wigand) ist auch nunmehr der dritte Theil unter dem speciellen Titel „Worms und die Wartburg, oder Kampf und Einsamkeit" erschienen und führt uns in der schon aus den früheren Bänden bekannten natürlich ansprechenden Art des Verfassers wieder ein gut Stück in des Reformators Lebenslaufe weiter vorwärts. Die Disputationen mit päpstlichen Abgesandten, wie Cajetan, Miltitz und Eck, ferner die heroische Bekräftigung der neuen Lehre auf dem Reichstage zu Worms, sowie der kühne Act der Verbrennung der Bannbulle bilden die mit historischer Einzelkenntniß geschickt und lebendig geschilderten Hauptmomente des vorliegenden Bandes, während der Tod Maximilians, „des letzten Ritters", und die Kaiserwahl nach seinem Verscheiden sich als wichtige Abschnitte des großen Drama's der Zeit um die einzelnen Daten aus Luthers Leben herumgruppiren. Die Zeichnung des zwischen römischen und deutschen Sympathien schwankenden Charakters des jugendlichen Karl V. ist dem Autor besonders gelungen, ebenso der Contrast zwischen dem milden Sinne Melanchthons und der feurigen Denkungsart des Helden im Buche, wogegen die sagenhafte Scene der Versuchung auf der Wartburg nicht so machtvoll und ergreifend dargestellt wurde, als es möglich gewesen wäre. Im Ganzen scheint es uns, als würde Styl und Charakteristik des Romans mit jedem neuen Bande desselben besser und als wenn das Talent des Autors, während er denselben schrieb, noch erstarkt und gekräftigt sei.

„Ein neuer Glaube" von **Edmund Lobedanz** in Kopenhagen (Frankfurt, Meidinger) bleibt trotz seines Umfanges von drei ziemlich starken Bänden die rechte Durchführung seines Thema's schuldig, erledigt weder den Titel, indem uns kein Licht eines neuen Glaubensbekenntnisses aufgeht, noch läßt es den Helden, einen schwankenden jungen Mann, in seinen Stoff activ und lebensfähig eingreifen. Der Stoff ist der Streit zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein. Ein früherer Roman des talentvollen Uebersetzers der Sakuntala, „die Narren des Glücks" betitelt, schilderte weit sicherer das Leben Struensee's.

Mit Rücksicht auf das neulich von uns über **Adelheid von Auer** Gesagte erfuhren wir, daß nicht nur die „Hamburger Nachrichten" uns bisher mit Proben dieses frischen Erzählertalentes bekannt gemacht haben, sondern daß von ihr auch schon zwei Bände „Novellen" (Göttingen, Wiegand) im Buchhandel existiren. Der bekannte Staatsrechtslehrer Professor Aegidi, früher in Erlangen, jetzt Wurms Nachfolger in Hamburg, schrieb dazu ein Vorwort und charakterisirte die Begabung der neuauftretenden Dichterin sehr treffend mit folgenden Worten: „Durch ihre Erfindung schlingt sich eine Kette unsichtbar gereifter ethischer Anschauungen, wie sie dem Gemüth hochgebildeter deutscher Frauen eigen sind. In diesem Kranz ernster Ideen fehlen aber auch nicht heitere Bilder, harmlosere Blumen und Blüthen." Aus der vorliegenden Sammlung dürften es, was auch schon andere Kritiker übereinstimmend mit uns anerkannt haben, besonders die zwei Novellen „Nach zwanzig Jahren" und „Mit gebrochnen Flügeln" sein, worin sich das tiefe, harmonische Gemüth der Verfasserin, ihre nicht gewöhnliche Menschenkenntniß und die gewählte Art ihrer Darstellung am entschiedensten offenbar machen.

Heribert Rau, der Biograph Mozarts und Beethovens im Gewande des Romans, hat seine lyrischen Gedichte unter dem Titel „Natur, Welt und Leben" (Leipzig, O. Wigand) in zweiter Ausgabe erscheinen lassen. Die Gedichte sind die Erzeugnisse eines klar und scharf denkenden, reifen Geistes und haben vorwiegend contemplativen Charakter, dabei aber auch durchweg einen gewissen dilettantischen Anstrich. Heribert Rau ist ein Reflexionspoet, kein Poet von Gottes Gnaden, dem „Gesang gegeben ist." Die Dichtung ist ihm Sache des Verstandes, nicht des Herzens, und ihre Form in Wort und Gedankenausdruck ein Gewinn seiner Bildung, nicht aber ursprüngliche Begabung. Zu erwärmen vermochten uns diese zum Theil recht geistreichen, aber aller Gluth der Inspiration entbehrenden Poesien gar nicht.

Arneth in Wien, der gelehrte Biograph des Prinzen Eugen von Savoyen, hat „Studien über Benvenuto Cellini" veröffentlicht, welche sich in so kenntnißreicher, eingehender und würdiger Weise über die bedeutende künstlerische Persönlichkeit, die das Buch schildert, verbreiten, als dieselbe es vermöge ihres eigenen Werthes und ihrer Stellung in der allgemeinen Kunsthistorie wohl verdient. Goethe war es, der das deutsche Volk zuerst ausführlicher mit dem berühmten Italiener bekannt machte, indem er, als er beim Studium seines Werkes über die Goldschmiedekunst an die Lebensbeschreibung des Autors gerieth, dieselbe gleich voller Lust an dem Gegenstande zu übersetzen begann. Seit jener Zeit ist Cellini in den Forschungen unserer Gelehrten immer besonders bevorzugt gewesen; trotzdem aber konnten die speciellen „Studien", die ihm Arneth widmete, auch jetzt noch mancherlei Neues über ihn zu Tage fördern.

Die Beschreibung der von Alexander v. Humboldt während der Jahre 1799—1804 gemeinschaftlich mit Aimé Bon-

pland unternommenen großen Reise nach den Tropengegenden America's war von dem Erstgenannten, wie man weiß, in französischer Sprache niedergeschrieben worden. Zwar existirte von dem trefflichen Epoche machenden Werke schon eine in den Jahren 1815—29 erschienene deutsche Uebersetzung, aber dieselbe war in so mangelhafter, der classischen Sprache des Originals so unwürdiger Form zu Tage getreten, daß Humboldt selber sehr wenig Freude daran haben konnte und der Wunsch einer bessern Uebertragung in ihm, wie im gesammten Publicum, fortwährend rege blieb. Die Cotta'sche Buchhandlung geht jetzt an die Erfüllung dieses Wunsches, indem sie den rühmlichst bekannten Bibliothekar und Redacteur des Stuttgarter „Morgenblattes", Dr. **Hermann Hauff**, für eine neue, den Vorzügen des Werkes möglichst Rechnung tragende deutsche Uebersetzung gewann und den greisen Humboldt, der diese Wahl vollkommen billigte, noch kurz vor seinem Lebensende zur Abfassung einer Vorrede vermochte, die als eines von dem Letzten, was der große Mann schrieb, unserem Volke immer doppelt werth und theuer sein muß. Sehr richtig finden wir außerdem den Plan, alle streng wissenschaftlichen Excurse des Werkes aus der neuen Uebersetzung scheiden und so dem Ganzen eine populäre Haltung geben zu wollen, wodurch ihm schon zum Voraus die weiteste Verbreitung gesichert sein dürfte.

Ebenso wie das Buch der Madame d'Harcourt über die Herzogin Helene von Orleans aus dem Französischen ins Deutsche, so sind nun auch die Erinnerungen des greisen Gotthilf Heinrich von Schubert an die verstorbene hohe Frau aus dem Deutschen ins Französische übertragen worden. Professor **Girard** in Basel hat diese dankbare Arbeit unternommen und ihr den Titel gegeben: Lettres originales de Madame la Duchesse d'Orléans et souvenirs biographiques. Voraus gehen der Uebersetzung Notizen aus dem Leben des alten würdigen Münchener Gelehrten, welcher mit ungeschwächter Jugendkraft und den frischen Zügen liebevollster Theilnahme ein so schönes und warmempfundenes Lebensbild seiner edlen Freundin vor uns aufrollte.

Der französische Schriftsteller **Saintine**, Verfasser des vor einigen Jahren vielbesprochenen Romans „Picciola", wird nächstens ein Buch mit dem Titel: „Les métamorphoses de la femme" veröffentlichen. Er gehört zu den Salonphilosophen der Balzac'schen Schule, die im heutigen Frankreich wenigstens unter den Litteraten noch immer sehr eifrige Bekenner findet, und von diesem pikanten, aber einseitigen Standpunkt aus will er uns nun eine Physiologie des Weibes in ihren verschiedenen Stufenaltern geben.

Einen deutschen „neuen Don Quixote" gab uns Hackländer vor noch nicht langer Zeit, und diesem hat sich nun auch ein französischer neuer Don Quixote zur Seite gestellt. Der satyrische Roman: „L'illustre docteur Mathéus" von **Erkmann-Chatrian** erinnert unwillkürlich an das spanische Original, ja dieser moderne „Ritter von der traurigen Gestalt", der um Propaganda für seine philosophischen Lehren zu machen, zum fahrenden Ritter wird, hat sogar auch einen Sancho Pansa, Coucou-Peter mit Namen, neben sich. Das Buch wird in seiner etwas exclusiven Haltung wenig Anziehungskraft auf die große Menge der Lesenden machen, aber dem kleinen gewählten Kreis litterarisch Gebildeter kann es mit der Anmuth seines Humors und den oft genug treffenden Seitenhieben seiner satyrischen Laune wohl eine vergnügliche Lecture darbieten.

Marceline Desbordes-Valmore, deren Tod wir bereits in aller Kürze meldeten, war die Tochter eines Wappenmalers, dessen Vermögensumstände aus verschiedenen Gründen dem Ruin nahe kamen. Zwei reiche in Holland lebende Onkel des damals noch in der Kindheit stehenden Mädchens machten die Hülfe, welche sie der plötzlich verarmten Familie bringen wollten, von einer Aenderung ihrer Confession abhängig, aber sie ward zurückgewiesen, und die Mutter entschloß sich nun, mit ihrer Tochter nach America zu gehen, um bei einer daselbst glücklich verheiratheten Cousine Obdach zu suchen. Es war eben die Zeit der americanischen Bürgerkriege, und die beiden Französinnen fanden ihre Verwandte nicht mehr auf, sondern hörten, sie sei nach der Tödtung ihres Gemahls flüchtig geworden. Diese neuen Schläge des Schicksals ertrug die angegriffene Gesundheit der Frau Desbordes nicht, sie starb, und die dreizehnjährige Marceline mußte nun die Rückkehr übers Meer ganz allein antreten. Wieder in der Heimath befindlich, beredete man sie, weil sie eine schöne Stimme hatte, sich der Bühne zu widmen; sie debutirte im Theater Feydeau, konnte aber auf die Dauer der dramatischen Kunst keinen Geschmack abgewinnen und ging bald ins Privatleben zurück. Sie liebte überhaupt Stille und Einsamkeit, und nahm deshalb auch nicht die ihr einst angebotene Stelle einer Vorleserin bei der Herzogin von Orleans an. Rühmlich bekannt wurde ihr Name dann durch ihre ungemein zarte und sinnige, wenn auch etwas krankhaft sentimentale Lyrik, die — um eine Notabilität ersten Ranges zu erwähnen — vielleicht am ehesten mit der Lamartine'schen Dichtungsweise verglichen werden kann. Auch als Jugendschriftstellerin fand Madame Desbordes-Valmore vielen und verdienten Beifall.

„A Life for a life" betitelt sich ein neuer Roman, der mit dem Zusatz „by the author of John Halifax" vor kurzem in London erschienen ist. Die Anonymität des Werkes enthüllt aber das Athenäum, indem es als Verfasserin der früheren wie der zweiten Erzählung Miß **Muloch** nennt. Dieselbe gehört nach ihren bisherigen Leistungen zu schließen unter die hervorragendsten dichterischen Talente, welche die englische Romanlitteratur in jüngster Zeit zum Vorschein gebracht hat, und sie erinnert in der Feinheit und Schärfe ihrer psychologischen Auffassung, in dem ächt weiblichen Takte, der sich nirgends vermissen läßt, auch besonders nicht in den Katastrophen ihrer Romane, sowie in der graziösen Haltung und eleganten Form derselben, unwillkürlich an die durch ihre „Jane Eyre" so beliebt gewordene, allzu früh verstorbene Currer Bell.

In London ist eine neue Monatsschrift gegründet worden, deren Hauptmitarbeiter **Thackeray**, der berühmte Verfasser des „Arthur Pendennis" und „Vanity Fair", sein wird. Für zwei Erzählungen, die derselbe dem Journal binnen $2\frac{2}{3}$ Jahren zu liefern versprochen hat, sind ihm 11,200 Pfund Sterling als Honorar zugesichert.

Der arme **Percy Bysshe Shelley** wird noch über das Grab hinaus vom Unglück verfolgt. Es findet sich kein tüchtiger Biograph für ihn. Das Werk Hauptmann Medwins strotzt von Unrichtigkeiten, und die späteren Biographien haben alle aus ihm geschöpft und zum Theil neue Fehler hinzugefügt. Vor einiger Zeit übergab die Familie einem bekannten Litteraten alle in ihrem Besitz befindlichen Documente, und er machte eine Lebensbeschreibung daraus, die wie ein phantastisches Zerrbild aussieht. Jetzt hat nun die Wittwe selbst die Denkwürdigkeiten des Dichters geschrieben. Eine gute Biographie ist daraus nicht geworden, aber wir erhalten wenigstens authentischen Stoff, darunter auch Shelley's Abhandlung über das Christenthum, die jetzt zum ersten Male im Druck erscheint.

Einen der befähigtsten und am vielseitigsten gebildeten Journalisten verlor die englische Presse durch den vor kurzem erfolgten Tod des erst siebenunddreißig Jahre alten **Bayle St. John**. Derselbe war am 19. August 1822 als zweiter Sohn des bekannten Gelehrten James Augustus St. John, von dem ein Buch über Sitten und Gebräuche der alten Griechen existirt, geboren. Längere Zeit hindurch befand er sich auf Reisen, und touristische Werke sind daher das Hauptsächlichste, was er litterarisch leistete. Nach einem Aufenthalt in Frankreich und Italien ging er in den Orient und nach Aegypten, welcher weiten Wanderung drei Bücher: „The Libyan Desert", „The Levantine Family" und „Village Life in Egypt" ihre Entstehung verdanken. Zur Abfassung des Werkes „The Subalpine Kingdom" begab er sich nach Piemont, und dann lebte er mehrere Jahre in Paris, wo er

die „Purple Tints of Paris“ und das Buch über den Louvre schrieb, sowie auch Schriften über „die Türken in Europa“ und über „die ungarische Emigration nach der Türkei“ veröffentlichte. Ferner existiren von ihm mehrere Romane, z. B. „Maretimo“, „The Eccentric Lover“, „The fortunes of Francis Croft“, und endlich auch eine Schilderung der „Reisen eines arabischen Kaufmanns“. Seit Jahresfrist ungefähr war er nach London zurückgekehrt und daselbst bei der Redaction einer Zeitung betheiligt. Allzuviel, und namentlich die Nächte hindurch fortgesetztes Arbeiten, sowie auch verschiedene äußere Mißstände und Sorgen sollen seinen Körper allmählich aufgerieben haben. Den Namen des fleißigen und talentvollen Mannes wird zumeist sein treffliches Werk über den französischen Philosophen Michel Montaigne vor Vergessenheit bewahren.

Bildende Kunst.

Friedrich Kaulbach, ein Neffe des berühmten Wilhelm in München und Berlin, hat sich mit seinem großen Familienbilde des hannöverschen Königshauses glänzend Bahn gebrochen. Schon früher erwähnten wir dies Werk einmal, kommen jetzt aber bei Gelegenheit seiner Ausstellung in Dresden noch einmal auf dasselbe zurück. Es erregt da wie allenthalben durch Porträttreue, durch brillante Farbe und durch eine gewisse kecke Schaustellung der Persönlichkeiten in der Gruppe theils Bewunderung, theils Aufsehen. Was wir hier Schaustellung der Persönlichkeiten nennen, betrifft einen hohen Familienkreis, der sich auf dem Bilde nicht sowohl belauschen läßt, sondern vielmehr wie eine Schauspielertruppe, des Beifalls gewärtig, hinter dem aufgezogenen Vorhang — preisgiebt. Die Profanation liegt darin, daß der Gruppe alles Unbewußte, Unbelauschte abgeht. Selbst der junge Erbprinz, der seinem etwas erhöht stehenden königlichen Vater die Hand hinaufreicht, bietet sich einem Publicum dar, lächelnd und Beifall von ihm erwartend. Noch mehr: das holde Mädchen, das vorn in der Mitte mit der Katze spielt, ihr lockend Früchte hinhaltend, spielt und lockt nicht unbewußt, sondern kokettirt wie vor dem Spiegel. Stößt Einen das im Bilde ab, so muß man freilich der glänzenden Virtuosität in Wiedergabe und Ausstattung der Persönlichkeiten an und für sich alle mögliche Anerkennung schenken. Der Preis des Werkes soll fünfundzwanzigtausend Thaler sein.

Wir nennen einen zweiten Bilderpreis; eintausendsechshundert Thaler fordert **Smidtson** in Berlin für eine köstliche „ungarische Pferdegruppe“, die an die besten Gedichte eines Lenau und Karl Beck erinnert, ja sogar anschaulich wahrer ist, als die poetischen Schilderungen des Stoffes. Die lange Fläche dieses Bildes würde gewiß schon die Wand eines österreichischen Magnatenschlosses zieren, wäre dies Jahr die Zeit danach gewesen, daß Oesterreich für die Kunst Geld übrig hätte.

Bernhard Plockhorst's „Madonna“ muß als trefflich gerühmt werden in der dreisten und sicheren Farbengebung, die alles Minutiöse verschmäht. Die Auffassung der Madonna ist neu, wo nicht auffallend für einen protestantischen Pinsel. Plockhorst hat das Brustbild der Mutter Gottes ganz als mittelalterliche Klosterfrau gegeben. Die Leser erinnern sich, daß das erste größere Bild, mit welchem der Braunschweiger Maler auftrat, der in Paris seine Studien machte, in Leipzig viel Familien- und Kindergruppen malte und jetzt in Berlin lebt, eine Maria in ganzer Gestalt war, die Hand in Hand mit Joseph vom Grabe des Erlösers kommt. Das Bild machte in der preußischen Hauptstadt große Wirkung und ward daselbst, als es rasch nach Petersburg verkauft war, sogar gestochen.

Adolf Tidemand, der berühmte Schilderer des norwegischen Volks- und Bauernlebens, hat neuerdings ein kleines liebliches Oelgemälde „die einsamen Alten“ vollendet, welches neben der feinen Wahl der Gegenstände auch wieder die große Unmittelbarkeit seiner Charakteristik in helles Licht setzt. Das reizende Bildchen kann an die Worte in einem Anastasius Grün'schen Gedichte erinnern: „Sie sahen sich an und dachten der schönen Vergangenheit.“ Der Ausdruck in den Köpfen der beiden Alten ist ganz vortrefflich gelungen und voll tiefen Sinnes. Ein Hauch freundlicher Anmuth und elegischen Ernstes geht über diese Gesichter, und das Ganze ist ein Stillleben, welches den Beschauer wie ein unberührter Friede anheimelt.

Rudolf Jordan, der Meister des „Heirathsantrages auf Helgoland“ und der „heimkehrenden Lootsen“, hat sein bekanntestes Bild in einer Variation als „Brautwerbung auf einer Insel des Zuydersees“ wiederholt. Brautwerbungen bleiben die allbeliebten Gegenstände für Genremaler, und nachdem den Stoff außer Jordan auch Henry Ritter, Karl Hübner, Gisbert Flüggen, Dillens in Antwerpen u. A. behandelt haben, fand der Erstgenannte doch noch eine neue Seite an ihm heraus, die er uns auf dem erwähnten Bilde in bekannter Trefflichkeit und Originalität darzustellen weiß. Der Vater des begehrten Mädchens nämlich scheint noch zweifelhaft, ob Träubchen, wie sein Töchterlein, gerade für den vor ihm stehenden Burschen gewachsen sind; er schüttelt bedenklich den Kopf, während die Mutter ihm die Vortheile der Heirath beredt genug auseinandersetzt. Sie ist dem Freier jedenfalls mehr gewogen als ihr Mann, wird denselben aber schon auch noch für ihren Günstling gewinnen. Die Charakteristik der drei Personen ist ebenso hübsch als natürlich.

Joseph Fay in Düsseldorf hat sich schon in vielfacher Weise künstlerisch bethätigt. Seine ersten Versuche hielten sich in der Richtung des Frauenmalers Karl Sohn, als Meister der Frescobilder im Elberfelder Rathhause stellte er sich dann neben die Anhänger der Cornelius'schen Schule, die die Geschichte in Symbolen zu behandeln liebt, mit „Romeo und Julia“, mit „Faust und Gretchen“ aber betrat er zuletzt den romantischen Boden, welcher von Anfang an in Düsseldorf cultivirt worden war. Auf demselben bewegt er sich auch noch in seinem neuesten Bilde, welches jene früher schon einmal von Schrödter gemalte Scene aus dem „Don Quixote“ des Cervantes darstellt, wie der „Ritter von der traurigen Gestalt“ in der rüstigen Bauerndirne mit ihren Begleiterinnen seine Dulcinea zu sehen meint und durch seine plötzliche Erscheinung und Anrede die ganze Eselcavalcade in Verwirrung setzt. Fay hat für diesen Stoff, was bei dem ernsten Maler historischer Scenen doppelt beachtenswerth scheint, einen gewissen unbefangenen Humor mitgebracht, der in der Ausführung seine gute Wirkung übt, wenn er auch die Komik der Situation nicht so wie sein Vorgänger auszubeuten wußte.

Friedrich Preller hat Weimar für zwei Jahre verlassen und ist nach Rom gegangen, um dort für einen neuen Cyclus seiner Odysseebilder Studien zu machen.

Der Historienmaler **Oskar Pletsch** in Berlin hat dem Sohne des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen zu einstigem Gebrauche ein aus dreißig Blättern bestehendes Album gewidmet, worin die Kinderstube und Kinderwelt mit ihren Freuden und Leiden in sinnvoller Weise dargestellt ist. Das prinzliche Paar hat seine Erlaubniß zur Vervielfältigung des Werkes ertheilt, und es wird voraussichtlich ebenso sein Publicum finden, wie desselben Künstlers „Patriotisches Neujahrsblatt“, wie seine Holzschnitte in der „evangelischen Bilderbibel“ oder seine von der Agentur des rauhen Hauses herausgegebenen „Engelbilder“.

Der Prinz-Regent von Preußen hat sich durch einen Act der Pietät gegen den Altmeister Cornelius den Dank aller Kunstfreunde in hohem Grade erworben; auf seinen an den Minister von Bethmann-Hollweg erlassenen Befehl wird nämlich im Berliner Akademiegebäude nächstens eine Ausstellung sämmtlicher Cartons des großen Künstlers veranstaltet werden.

Die berühmte gräflich von Brabeck'sche Gemäldegallerie ist von Söder nach Hannover gebracht worden, um im October dieses Jahres daselbst zur öffentlichen Versteigerung zu kommen,

wenn sich nicht vorher noch König Georg entschließen sollte, sie für den festgesetzten Preis von hunderttausend Thalern in der Gesammtheit anzukaufen. Als Perle dieser Gallerie gilt eine „Madonna“ von Correggio; große Schätze besitzt sie aber auch unter den Bildnissen, und höchst werthvoll ist die Sammlung von Stillleben.

Am 7. August ist bei Elsfleth im Oldenburgischen ein Denkmal zur Erinnerung an den heldenmüthigen Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig und seine „schwarze Schaar“ enthüllt worden, dessen Ausführung der verdiente Baumeister **Heinrich Müller** aus Bremen geleitet hat. An dem genannten Tage waren es gerade fünfzig Jahre, daß der tapfere Fürst und seine Getreuen bei Elsfleth den sicheren Boden englischer Schiffe betraten, nachdem sie sich von Zwickau in Sachsen aus bis dahin unermüdlich durch drohende Feindeshaufen durchgeschlagen hatten. Das Denkmal besteht aus einem zierlichen gothischen Thurm, in dessen der Weser zugekehrte Wand das Porträt des Herzogs in Bronze eingelassen ist, und es wird vom Strome aus weither schon sichtbar sein.

Dem im April 1858 verstorbenen Professor Dehn ist auf Kosten seiner Familie auf dem Berliner Sophienkirchhof ein Grabdenkmal gesetzt worden, zu dem **Heydel**, der Schöpfer der Händelstatue in Halle, die Zeichnungen entwarf. Der Sockel besteht aus Granit, und der fünf Fuß hohe Grabstein selber aus schlesischem Marmor, während das an letzterem in Medaillonform angebrachte Porträt des verdienten Lehrers der Tonkunst in Bronze gegossen ist.

Die von **Johannes Schilling** in Dresden gefertigte Skizze zu der Statue, die man in einer Höhe von sechs und einhalb Fuß dem früheren Oberbürgermeister Demiani in Görlitz zu errichten gedenkt, hat daselbst allgemeinen Beifall gefunden, und der genannte Künstler ist mit dem Comité einig darüber geworden, das Werk für die Summe von viertausend Thalern in Erzguß zur Ausführung zu bringen. Die Charakteristik des energischen, scharfblickenden Mannes, der der Gründer des heutigen Görlitz ist, wird dadurch trefflich zur Anschauung kommen. Demiani steht, die linke Hand auf einige Actenfascikel, die auf einer Säule mit dem Stadtwappen ruhen, gestützt, den Plan von Görlitz in den Händen mit in die Ferne spähenden Blicken da, und scheint die Ausführung des von ihm entworfenen Planes mustern zu wollen. Die Haltung ist eine energische, fast herausfordernde — es ist ein Mann, der sich seiner Bedeutung bewußt geworden. Er trägt die Tracht des dritten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts, und um die Unschönheit des Frackes zu verbergen, hat ihn der Künstler mit einem langen Mantel versehen, dessen einer Zipfel in schönen Falten über dem rechten Arm hängt. Das Charakteristische der Zeittracht ist durch den engen Mantelkragen gewahrt, der über die Schulter handbreit hinabhängt und so auf dem Rücken die langen Falten angenehm unterbricht. Das Werk in seiner Vollendung wird für Görlitz, das, reich an architektonischen Sehenswürdigkeiten, des statuarischen Schmuckes bisher ganz entbehrte, die erste monumentale Zierde sein. — Wir erwähnen noch, daß Johannes Schilling, neben Kietz, dem Bildner des Reuttlinger Listdenkmals, der befähigtste, von seinem Lehrer warm empfohlene Schüler Rietschels, auch den Auftrag erhalten hat, das Modell zu einem Grabmonument für den alten Turnvater Jahn zu fertigen.

Theater und Musik.

Wir erwähnten in voriger Nummer, daß **Goubaux** vom Collége Chaptal in Paris gestorben sei. Derselbe war ebenda am 10. Juni 1795 geboren, verlor aber schon mit drei Jahren seine Eltern und kam in das Haus eines geizigen Großvaters, der für den Enkel nicht einmal den Unterricht im Lyceum bezahlen wollte, sodaß sich ein fremder Wohlthäter, de Sermeud mit Namen, seiner annehmen und die Kosten für seine Ausbildung hergeben mußte. Viel Sorgen und Widerwärtigkeiten des Lebens hatte der schon seit seinem neunzehnten Jahre verheirathete Goubaux zu überwinden, bis er Leiter der Pension St. Victor wurde und dadurch eine Stellung erlangte, die ihn vor materiellem Mangel schützte. In seiner Pension erzog er manche neuere Berühmtheiten Frankreichs, so z. B. von litterarischen Notabilitäten den jüngern Alexander Dumas und Alphonse Karr. Wir haben ihn hier jedoch in einer anderen Beziehung als in der pädagogischen zu erwähnen, denn Goubaux war in früherer Zeit auch Schriftsteller und namentlich Dichter von Theaterstücken, deren eines vor beiläufig 20 Jahren sehr viel von sich reden machte. Den Namen Goubaux giebt es zwar nicht in der Litteratur, sondern der Mann, der ihn im Leben trug, bediente sich als Autor eines Pseudonyms, mit dem es eine ganz eigene Bewandtniß hatte. Er arbeitete für die Bühne gemeinschaftlich mit einem Bankier, der seinem schriftstellerischen Dilettantismus auch nicht den Namen seiner Familie und Firma leihen wollte, und so kamen denn die beiden Freunde auf den Ausweg, sich aus den letzten Sylben ihrer beiden Namen einen dritten fingirten zu bilden. Goubaux hieß der eine, Baudin der andre Genosse, und daraus wurde denn Dinaux. Unter dieser Bezeichnung gab man die einst großes Aufsehen machenden, von Th. Hell ins Deutsche übersetzten „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers“, und derselbe nom de guerre figurirte auch vor „Richard d'Arlington“, vor „Louise de Lignerolles“ und vor den „Mystères“, bei welchen Werken Goubaux ihren Verfassern Alex. Dumas, Legouvé und E. Sue als Mitarbeiter an die Hand gegangen war.

Fast gleichzeitig mit dem Genannten starb in Paris ein anderer litterarischer Associé des eben erwähnten Alexander Dumas, **Brunswick** mit Namen, der sich außerdem durch verschiedene Vaudevilles und Operntexte bekannt gemacht hatte. Er schrieb dem Componisten Adam z. B. das Libretto für seinen „Postillon von Lonjumeau“ und seinen „Brauer von Preston“, mit welchen humorvollen und sprachlich ganz angenehmen Textbüchern er sich gewiß nicht von der schlechtesten Seite gezeigt hat, was dramatische Erfindung und effectreiche Ausführung anlangt.

Virginie Déjazet ist, wie sie sich im Spiele trotz ihrer sechszig Jahre noch immer die Geschmeidigkeit und Grazie der Jugend erhalten hat, auch in ihren Plänen für die Zukunft noch keineswegs altersschwach und zaghaft geworden. Sie will sogar noch einen ganz neuen Abschnitt ihres Lebens beginnen, d. h. sie will nicht nur, wie bisher, Darstellerin, sondern auch Directrice sein und hat von dem Besitzer Huart das Theater der Folies-nouvelles angekauft, welches sie unter ihrer eigenen Leitung nächstens als „Théâtre Déjazet“ zu eröffnen denkt.

Eugène Scribe hat sich von dem Fiasco, das vor kurzem sein „Liebestraum“ litt, nicht zurückschrecken lassen und schon wieder ein neues Stück bei dem Théâtre français eingereicht, welches den Titel „das Chamäleon“ führt. Der Inhalt dieses Lustspiels ist uns noch nicht bekannt geworden.

Am 29. Juli starb in Paris der Professor am Conservatorium **Auguste Panseron**, der als Lehrer der Musik, wie als Autor theoretischer Werke über seine Kunst in Frankreich einen sehr guten Namen hatte. Er war 1795 geboren und machte einst auch als Componist viel von sich reden. Seine Opern zwar konnten sich keine Geltung erringen, desto beliebter aber wurden seine im Style der sogenannten „Watteaumusik“ gehaltenen Notturnos und Romanzen, wovon besonders „der Traum Tartini's“, für Violine und Singstimme componirt, von Madame Malibran und dem Geiger Bériot auf ihren gemeinschaftlichen Kunstreisen fast aller Orten zu Gehör gebracht worden ist. Veranlassung zu der Romanze bot die bekannte Sage von der Entstehung der „Teufelssonate“. In früheren Jahren war der Verstorbene Haydns Nachfolger im Kapellmeisterposten beim Fürsten Esterhazy.

Daß der Tenorist **Roger** an Panseron's Stelle am Conservatorium rücken würde, war eine von den Pariser Journalen vorzeitig verbreitete Nachricht. Der berühmte Sänger hat im Gegentheil, wenn ihm nur die Stimme treu bleibt, die Absicht, nach seiner Genesung wieder das Theater zu betreten, nicht aufgegeben, seitdem man ihm Hoffnung gemacht hat, der abgenommene Arm werde sich durch einen künstlichen ersetzen lassen. Bevor ihn auf der Jagd das Unglück traf, hatte er gerade mit Calzado einen Contract abgeschlossen, der ihn in der italienischen Oper, zu der er übergehen wollte, zum Nachfolger Mario's machte — dieser Contract wird, wie man hört, nach Möglichkeit aufrecht erhalten werden.

In der großen Oper zu Paris wird nächstens eine bisher ganz unbekannte Sängerin, Frau **Westwali**, debutiren, die, als geborne Preußin, ursprünglich den Namen Westwall führen soll. Man sagt, sie habe eine sehr schöne Stimme, und macht sie — vielleicht nur der Reclame wegen — zu einer Art weiblichen Orpheus, insofern erzählt wird, sie sei in Mexico großen Gefahren, sogar Bedrohungen ihres Lebens ausgesetzt gewesen, dieselben seien aber durch die seelenvolle Macht ihres Gesanges überwunden worden.

Jean Bott, der ausgezeichnete Geiger und Hofkapellmeister in Meiningen, componirt an einer vieractigen Oper, für welche ihm **Julius Rodenberg** den Text schreibt. Seine Begabung für ein dichterisches Libretto hat Letzterer durch zarte Poesien, wie „des Waldmüllers Margret“ und „Ehen werden im Himmel geschlossen“ schon genugsam bewährt. Eher könnte man an dem schöpferischen Talente Botts zweifeln, der sich bisher zwar als Violinvirtuos einen sehr rühmlichen Namen erworben hat, als Componist aber noch nicht aufgetreten ist.

Aus Leipzig haben wir nachträglich mitzutheilen, daß am 30. Juli im Tivoli eine Versammlung sämmtlicher dort bestehender Männergesangvereine — achtzehn an der Zahl — stattfand. Ueber zweihundert Sänger waren anwesend, die unter Leitung des verdienten **Karl Zöllner**, des Componisten vieler im besten Sinne populär gewordener launiger und seelenvoller Lieder und Quartette, Musikstücke von Mendelssohn, Weber, von dem vor kurzem in Edinburgh verstorbenen Dürrner, sowie endlich von ihrem Dirigenten selber ausführten.

A. Tschirch in Berlin erinnerte in der „Vossischen Zeitung“ zu spät daran, daß am 8. August der hundertjährige Todestag **Grauns**, des bekannten Kapellmeisters Friedrichs des Großen, zu feiern gewesen wäre. Man hat in diesem Jahre sich schon so vieler Gedenktage erinnert, daß es doppelt unbegreiflich scheint, wie die musikalischen Kreise Berlins, wo „der Tod Jesu“ noch alljährlich executirt zu werden pflegt, den Componisten dieses Oratoriums und die Zeit seines Dahingangs so ganz und gar vergessen konnten.

Mannichfaltiges.

In dem eben erschienenen Berichte des Schiffscapitäns **Page** über die Fahrt der Waterwitch auf dem Paraguay und Parana finden wir anziehende Schilderungen der Landschaften, durch welche die großen südamericanischen Ströme ihre bis jetzt kaum benutzten Wellen wälzen. Die Fluthen führen in der Regenzeit Massen von Blumen und Früchten mit sich fort, die auf Untiefen geschwemmt werden und durch ihre Keimkraft Veranlassung zur Bildung von Inseln geben. Hohe Weiden ziehen grüne Bogen über das Wasser, an anderen Punkten haben Pfirsichbäume und Orangen von kleinen Inseln Besitz genommen, und der Seibo breitet seine glänzenden Blätter und Blüthen an der Sonne aus. Vom obern Parana treiben mächtige Beete von camilotes oder großen Wasserlilien abwärts, und in den Lagunen setzen sich ganze Inseln der Victoria Regia, hier Mais del agua oder Wasserkorn genannt, fest. Aetherische Pflanzen, die ihre Nahrung blos aus der Luft zu saugen scheinen, und Schmarotzergewächse schlingen sich um Riesenstämme und ziehen von Baum zu Baum ihre Gewinde. An tausend Stellen überblickt man eine Wildniß, die voll von Blumen und Früchten ist. Am Paraguay in der Nähe von Albuquerque sieht man ein unterirdisches Wunder, den Grotto Inferno, eine Stalaktitenhöhle, in der sich ein See befindet. Der Raum hat zweitausend Fuß im Umfange und ist zwanzig bis vierzig Fuß hoch. Riesige Pfeiler von so regelmäßigem Bau, daß sie wie von großen Künstlern gebildet aussehen, stützen die Decke, und kleinere Säulen, deren Fortbildung nach oben ununterbrochen fortgeht, stehen gleich Kandelabern dazwischen. Da die ganze Oberfläche der Wände und der Decke krystallisirt ist, so gewährt die Höhle, wenn man sie beleuchtet, einen zauberischen Anblick. Das Wasser des Sees soll mit den Fluthen des Paraguay steigen und fallen.

Sir **Robert Schomburgk** befindet sich als englischer Consul zu Bangkok in Siam. Krankheit hat ihn bisher gehindert, Mittheilungen über das dortige Leben zu machen. Jetzt bringt das Athenäum einen Brief von ihm, in dem er den Wat Seked, einen buddhistischen Tempel, schildert. Dieses Monument ist eine Art Thurm von Babel, aber bereits im Verfall begriffen. Priesterwohnungen, kleinere Tempel, Grotten, Nischen, Lauben und künstliche Felsengruppen umgeben den riesigen Bau. Den eigenthümlichsten Eindruck machen Pfeiler von 25 bis 30 Fuß Höhe, wie Fackeln gestaltet, in denen die Leichen verbrannt werden. Wird der Leib eines Vornehmen in Asche verwandelt, so gestaltet sich die Feier zu einem Fest. Man errichtet dann Tempel, schlägt Theater auf und bedeckt alles mit Decorationen, meistens Nachahmungen von Landschaften. Die Mauern der Tempel erglänzen dann von farbigen Lampen, und in den Nischen werden Kunstgegenstände ausgestellt, auch tanzende Figuren und Automaten mit den künstlichsten Bewegungen. Den häßlichsten Contrast mit diesen Gegenständen bilden die Geier, die überall in Menge umhersitzen, und die Pfähle, auf denen die Köpfe von Hingerichteten aufgesteckt werden.

Die Versteigerung von Lord Northwicks Gemäldesammlung hat soviel Meisterwerke an den Tag gebracht, daß wir abermals daran erinnert werden, wie traurig es ist, daß in England so viele Gemälde ersten Ranges in den Schlössern des Adels wie begraben sind. Da gab es Bilder von Raffael, Salvator Rosa, Canaletto, Mazzolino di Ferrara, Locatelli, Guido Reni, Giulio Romano, Girolamo da Treviso, Lorenzo di Credi, Murillo, Claude Lorrain, Poussin, Hans Holbein, Van der Velde, Vandyck, Lucas von Leyden, Berghem und vielen Andern, die in den ersten sechs Tagen der Versteigerung mit 32,250 Pf. St. bezahlt wurden. Es ist fast gewiß, daß alle diese Meisterwerke, sowie sie von den Käufern abgeholt worden sind, auf lange Jahre verschwinden werden.

Charles Tomlinson hat sechs vergleichende Abhandlungen über die Erscheinungen des Sturmes, Regens, Nebels, Frostes, Schnees, Thaues und Gewitters, wie sie sich in den verschiedenen Breiten darstellen, veröffentlicht. Wir entnehmen daraus die Notiz, daß in den Jahren 1790—1848 nicht weniger als 280 englische Kriegsschiffe vom Blitz getroffen wurden. In etwa dem achten Theil dieser Fälle entstand auf den getroffenen Schiffen ein Brand. Der gesammte Schaden, den der Blitz anrichtete, belief sich auf 150,000 Pfund Sterling.

Den Leierkasten zu Paris, oder wie man sie dort scherzweise nennt, den Orgues de barbarie, droht ein Verbot, welches sehr lähmend auf ihre Existenz einwirken dürfte. Die Verleger von Musikalien wollen nämlich nicht mehr dulden, daß auf die Leierkasten Musikstücke ihres Verlags ohne ihre Erlaubniß und ohne vorhergegangenen pecuniären Vergleich gebracht werden. Nicht gegen den Nachdruck, aber gegen das Nachleiern haben sie ihre Stimme erhoben, und Themis, die zwar blind, aber nicht taub ist, wird derselben höchst wahrscheinlich Gehör leihen.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 36. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 3. September.

Inhalt.

Friedrich der Große und Katharina die Zweite.

So oft von einem Bündniß zwischen Preußen und Rußland die Rede ist, erheben die politischen Kinder in dem lieben deutschen Vaterlande einen lauten Wehruf, als ob schon der bloße Gedanke an ein solches Verhältniß ein Verrath an der Nation wäre. Und doch ist die Allianz zwischen diesen beiden Staaten eine sehr natürliche und für beide Theile gleich wünschenswerthe, vorausgesetzt daß von ihr jede Tendenzpolitik ferngehalten werde und daß sie gegenseitig sei — allerdings ganz der Gegensatz von dem Verhältniß, wie es während des Bestehens der heiligen Allianz zwischen Rußland und Preußen bestanden und wie es in Preußen von einer vor kurzem noch sehr einflußreichen Partei angestrebt wird. Damals gaben mit einem seltenen Vergessen des Lebensprincipes des eigenen Staates die preußischen Staatsmänner sich den Bestrebungen und Tendenzen der russischen Politik so vollständig hin, daß sie nicht einmal eine Gegenleistung für ihre Opfer empfingen und Preußen fast als ein Vasallenstaat des mächtigen Czarenreiches erschien. Aus doctrinärer Vorliebe für einseitige Tendenzpolitik vergaßen sie ebenso sehr die natürlichen Grundlagen, auf welchen ein Bündniß zwischen Preußen und Rußland ruhen mußte, wie den Umstand, daß Rußland Preußens viel mehr bedarf, als es umgekehrt der Fall ist, und daß daher Preußen Concessionen hätte verlangen anstatt gewähren sollen. Rußland und Preußen sind auf einander angewiesen, weil sie die beiden jüngsten Glieder in der Familie der europäischen Mächte sind, und weil beide noch nach einer Erweiterung und Befestigung der Grundlage ihrer politischen Stellung streben müssen. Sie haben ein gemeinsames Interesse den andern Großmächten gegenüber, welche im sichern Besitz ihrer Machtstellung ein sehr lebhaftes Interesse daran haben, daß die bestehenden Machtverhältnisse der europäischen Staaten nicht verändert oder verschoben werden und der Status quo erhalten bleibe. Oesterreich, England und Frankreich bilden in diesem Sinne die defensive, Preußen und Rußland die offensive Gruppe des europäischen Staatensystems.

In einem auf diese Gleichartigkeit der politischen Interessen dem übrigen Europa gegenüber begründeten Bündniß giebt aber Preußen mehr, als es empfängt, und ist daher in der Lage, Gegendienste für die Sonderziele seiner Politik zu fordern. Bei der geringen Offensivkraft des Czarenreichs hat, wie die Geschichte lehrt, Preußen bei einem europäischen Kriege nur auf eine sehr mäßige militärische Unterstützung von Seiten Rußlands, auf die Deckung seines Rückens und seiner Ostseeprovinzen zu rechnen, und dieses dürfte nur bei einem etwaigen Kriege gegen Oesterreich entscheidender eingreifen. Preußen dagegen deckt durch seine geographische Lage die empfindlichste Angriffsfronte Rußlands und wäre als Mitglied einer europäischen Coalition dessen gefährlichster Feind. Ein allgemeiner Krieg gegen Rußland, unternommen mit dem Beistande Preußens zu Lande und Englands zur See, und zunächst nicht gegen Moskau, sondern gegen Petersburg gerichtet, würde sicherlich ein anderes Ende nehmen, als der Feldzug von 1812. Das Verhältniß ist daher ein keineswegs für Preußen ungünstiges, und wenn es die Vortheile seiner Lage mit Energie geltend machte, würde Rußland bald aufhören, mit Hülfe der Mittelstaaten in Deutschland antipreußische Politik zu treiben.

Wie wenig gleichbedeutend ein Allianzverhältniß Preußens zu Rußland mit Abhängigkeit des ersteren von der Politik des letztern ist, beweist die Geschichte Friedrichs II., der, abwechselnd Feind und Verbündeter des Czarenreichs, die Politik desselben stets zu seinen Zwecken auszubeuten verstand. Eine Darstellung seiner Beziehungen zum russischen Hofe von seiner Thronbesteigung bis 1772, dem Jahre der ersten Theilung Polens, hat gegenwärtig „unbekümmert um die Neigungen und Abneigungen des Tages" aus archivalischen Quellen Kurt von Schlözer unter dem Titel: „Friedrich der Große und Katharina die Zweite (Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz) geliefert und damit einen höchst interessanten Beitrag zur diplomatischen Geschichte des vorigen Jahrhunderts gegeben. Viele bisher dunkel gebliebene Punkte der russisch-preußischen Politik werden in dieser wichtigen Schrift vollständig aufgeklärt, und namentlich wird die erste Theilung Polens in ihrem wahren Verlauf und Zusammenhang dargestellt. Ueber die Ge-

schichte dieser Theilung und die Beziehungen Preußens zu Rußland während des siebenjährigen Krieges referiren wir zum Theil mit den Worten des Verfassers.

Die Beziehungen zwischen Preußen und Rußland waren unter Peter dem Großen und der Kaiserin Anna stets sehr freundschaftlich gewesen, und nur während der letzten Lebensjahre war darin eine Störung eingetreten, als Anna den abgeschlossenen aber nicht ratificirten Vertrag von Wusterhausen, kraft dessen beim Aussterben des regierenden Fürstenstammes Kurland an einen preußischen Prinzen fallen sollte, eigenmächtig bei Seite setzte und das Herzogthum ihrem Günstlinge Biron verlieh. Kaum hatte jedoch Friedrich II. den Thron bestiegen, als er Sorge trug, die locker gewordenen Beziehungen zum russischen Hofe wieder fester zu knüpfen. Durch die Gewandtheit seines Gesandten Mardefeld erlangte er nicht nur von dem Petersburger Cabinet die Erklärung, daß, im Fall durch die Geltendmachung seiner Ansprüche auf das Herzogthum Berg am Rhein ein Krieg entstehen sollte, Rußland ein Heer von 12000 Mann stellen werde, um dem König den Rücken zu decken, sondern er benutzte auch den fast gleichzeitig mit dem Tode des letzten Habsbürgers eintretenden Thronwechsel in Rußland, um dieses Reich noch entschiedener in die Bahnen seiner Politik hineinzuziehen. Unterstützt von dem allmächtigen Marschall Münnich bewog er die neue Regentin Anna zur Unterzeichnung eines Vertrags, durch welchen sich Preußen und Rußland für den Fall eines Angriffs auf ihre Besitzungen zu gegenseitiger Hülfsleistung verpflichteten. Friedrich hatte nun freie Hand gegen Oesterreich, und als im Februar 1741, wo der Preußenkönig nach einem Feldzug von wenigen Wochen bereits fast ganz Schlesien erobert hatte, Oesterreich den Versuch machte, eine Coalition gegen seinen siegreichen Feind zu bilden, und Rußland darauf bezügliche Eröffnungen machte, war Friedrichs Einfluß am Petersburger Hofe noch groß genug, um ein Eingehen auf die Anerbietungen des Wiener Cabinets zu verhindern. Nach dem Sturze Münnichs trat zwar eine Erkaltung ein, aber der Staatsstreich, der Elisabeth die Krone verlieh, brachte einen neuen Umschwung in den Verhältnissen hervor, und als die nachträglich ans Licht gekommene Betheiligung des österreichischen Gesandten Botta an einer Verschwörung, die den Zweck hatte, die Regentin Anna wieder auf den Thron zu setzen, die Spannung zwischen dem Wiener und dem Petersburger Hofe fast bis zum Bruche steigerte, wußte Friedrich dies auf das geschickteste zu benutzen und den preußischen Einfluß an der Newa zum vorherrschenden zu machen. Wonach er so lange gestrebt hatte, erlangte er jetzt: die Garantie Rußlands für den Besitz Schlesiens. Darauf weiter fußend trat der König mit einem Plane hervor, in dessen Anlage sich die ganze Meisterschaft seiner Combinationen und die wunderbare Schärfe seines politischen Verstandes offenbarten, und dessen Durchführung er mit ebenso vieler Umsicht wie Klugheit zu leiten wußte. Es galt, durch eine Doppelheirath die Interessen Preußens nicht nur mit denen Rußlands, sondern auch mit denen Schwedens zu vereinigen. Zu diesem Zwecke vermittelte Friedrich die Vermählung des russischen Thronfolgers mit der Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst, der spätern Katharina II., deren Vater, preußischer General-Feldmarschall, in preußischen Ideen groß geworden war. Die Hand seiner Schwester, der Prinzessin Louise Ulrike, gab er sodann dem zum König von Schweden bestimmten Herzog Adolph Friedrich von Holstein. Konnte er auch von den beiden nordischen Mächten nicht geradezu Schutz und Beistand erwarten, so war es doch schon ein Gewinn, daß er vor Feindseligkeiten Rußlands oder Schwedens für den Augenblick sicher war. Dies war um so wichtiger, als damals gerade die Haltung des Wiener Cabinets die Absicht desselben verrieth, den Breslauer Vertrag wieder mit Gewalt zu beseitigen, und Friedrich sich genöthigt sah, um ihn sicher zu stellen, wieder zu den Waffen zu greifen. Ungestört von seinen Nachbarn im Norden und verstärkt durch ein Bündniß mit Frankreich konnte der Preußenkönig auch den zweiten schlesischen Krieg rasch und siegreich zu Ende führen. Unterdessen hatte sich jedoch der Einfluß des Kanzlers Bestuscheff, eines gewandten Intriguanten und entschiedenen Gegners von Preußen, bei der Kaiserin Elisabeth immer mehr geltend gemacht, und bereits am 2. Mai 1746 setzte er die Unterzeichnung eines geheimen Vertrages durch, durch welchen sich die beiden Kaiserhöfe von Wien und Petersburg verpflichteten, sich bei einer neuen feindlichen Erhebung Preußens gegenseitig auf das kräftigste Hülfe zu leisten. Dagegen steigerte sich die Spannung zwischen Petersburg und Berlin so, daß von 1750 an Preußen an der Newa gar nicht vertreten war. Man weiß, wie während des siebenjährigen Krieges die von Oesterreich gewonnene russische Hülfe Friedrich II. mehr als einmal an den Rand des Verderbens brachte. Daß sie ihm nicht noch mehr schadete, hatte er lediglich seiner Voraussicht zu verdanken, mit der er von langer Hand her Anknüpfungspunkte für seine Politik in Petersburg vorbereitet hatte. Die Großfürstin Katharina, die Anhaltiner Prinzessin, die ihm ihre Erhebung verdankte, und ihr Gemahl, der Großfürst Peter, waren es, deren Freundschaft für ihn die feindselige Politik Rußlands in ihren Maßnahmen und Folgen erheblich abschwächte. Selbst Bestuscheff wurde irre in seinem Haß, als die zunehmende Kränklichkeit Elisabeths die Aussicht näher brachte, daß Katharina mit ihrem Gemahl den Thron besteigen werde, und die Rücksichten, die er auf die neu aufgehende Sonne zu nehmen anfing, hemmten die Anfangs so gefahrdrohenden Schritte der russischen Armee. Trotz des mit Oesterreich abgeschlossenen Bündnisses wurden schon die Vorbereitungen zum Kampfe mit der größten Lässigkeit betrieben, und erst Ende Juni 1757, als die Nachricht von der Niederlage Friedrichs bei Collin eingetroffen war und Bestuscheff ohne Verdacht auf sich zu lenken, seine Zögerungspolitik nicht länger fortsetzen konnte, überschritt der russische General Apraxin die preußische Grenze. Wieder zwei volle Monate dauerte es, ehe sich die vierfach überlegenen Russen zu einer Feldschlacht entschlossen, und als am 30. August der preußische Feldmarschall Lehwald bei Groß-Jägerndorf geschlagen worden, rückte Apraxin nicht etwa nach Königsberg vor, wohin ihm der Weg offen stand, sondern zog sich nach

Polen zurück. Die Gründe dieses räthselhaften Benehmens, das den König von Preußen von den Russen gerade zu dieser Zeit befreite, sind in St. Petersburg zu suchen. Der Befehl zum Rückzug kam von Bestuscheff und war von der Großfürstin Katharina veranlaßt, die damals mit dem Plane umging, für den Fall des Todes der Kaiserin ihrem dreijährigen Sohne Paul die Krone unter ihrer Vormundschaft zuzuwenden und ihren Gemahl gänzlich von der Thronfolge auszuschließen. Bestuscheff und Apraxin waren im Vertrauen dieses Planes, und der Zufall wollte, daß gerade im Monat August, wo der russische General bereits einen Theil von Preußen besetzt hatte, der Gesundheitszustand der Kaiserin sich sehr verschlimmerte, so daß man jeden Augenblick ihren Tod erwarten durfte. In Folge dessen ließ die Großfürstin, die zur Ausführung ihres Planes eine größere Anzahl Truppen in ihrer Nähe haben mußte, an Apraxin den Befehl ergehen, unverweilt die Feindseligkeiten einzustellen und sich mit seiner Armee zurückzuziehen. Aber die Kaiserin erholte sich wieder so weit, daß Katharina und Bestuscheff die Ausführung ihres ganzen Vorhabens aufgeben und vor allem darauf bedacht sein mußten, das Bekanntwerden ihrer Pläne zu verhindern. Die Spione des österreichischen und des französischen Gesandten hatten jedoch zu scharfe Augen gehabt, und der Kaiserin wurde Alles verrathen. Die Großfürstin traf die höchste Ungnade, Apraxin ward abberufen, Bestuscheff abgesetzt und in die Verbannung geschickt, und unter dem neuen Kanzler, Graf Woronzoff, die Bahn einer entschieden antipreußischen Politik betreten, die General Fermor durch sein energisches Vorgehen in Ostpreußen auf das kräftigste unterstützte. Aber selbst jetzt noch mochte Rücksichtnahme auf das politische System, zu welchem sich der Thronfolger und seine Gemahlin bekannten, Schuld sein, daß die schwere Niederlage bei Kunnersdorf nicht noch mehr vom russischen Feldherrn ausgebeutet wurde. Der Tod der Kaiserin Elisabeth am 5 Januar 1762 machte endlich allen Befürchtungen Friedrichs II. von dieser Seite vollständig ein Ende; denn mit Peter III. bestieg ein Monarch den Thron, der Preußen und alles Preußische bis zum Fanatismus und bis zur gefährlichen Verletzung russischer Eigenheiten liebte und ehrte. Seine Truppen stießen zu den preußischen und standen bereits ihren ehemaligen Verbündeten, den Oesterreichern, zum Angriffe bereit gegenüber, als sich die Scene wieder plötzlich änderte. Die eigene Gemahlin, Katharina, stieß Peter III. vom Throne und wies in ihrem Manifest zur Entschuldigung ihres Schrittes nicht blos auf die großen Fehler und die Unfähigkeit ihres Gemahls hin, sondern hob auch noch besonders hervor: „daß der mit so vielem Blute erkaufte Ruhm Rußlands durch einen mit dem Todfeinde dieses Reichs abgeschlossenen Frieden verdunkelt und zu Boden geworfen worden sei.“

Aus dieser allerdings offene Feindseligkeit gegen Preußen athmenden Phrase, die übrigens nur im russischen Texte des Manifestes steht, hat die historische Fabel reichliche Nahrung gesogen und, auf sie gestützt, ein recht hübsches kleines Drama erfunden. Darnach erhält der russische General Tschernitscheff die Nachricht von dem Sturze Peters III. und dem neuen Bruch zwischen seiner Czarin und Friedrich II. in demselben Augenblicke, wo Russen und Preußen im Begriff stehen, vereinigt die Oesterreicher anzugreifen. Natürlich kann Tschernitscheff an der Schlacht nicht Theil nehmen; aber bezaubert von der gewinnenden Persönlichkeit des großen Königs nimmt er auf Gefahr seines Kopfes die Verantwortlichkeit auf sich, wenigstens mit seinen Truppen zu bleiben, um dem Gegner, dessen Verbündeter er vielleicht morgen sein wird, nicht zu früh zu verrathen, daß Preußen wieder allein im Kampfe steht. Schließlich muß aber doch der russische General voller Schmerz Abschied von dem von ihm mit Begeisterung verehrten Fürsten nehmen; ehe er jedoch die Feindseligkeiten gegen ihn wieder eröffnen kann, tritt eine neue Wendung ein. Katharina überzeugt sich aus den hinterlassenen Papieren ihres Gemahls, daß Friedrich diesem immer zum Guten gerathen und sich namentlich über sie fortwährend anerkennend ausgesprochen hat. Ihre Feindschaft verwandelt sich nun ebenso rasch in Freundschaft; sie beschließt, mit Friedrich im Frieden zu bleiben, und ertheilt ihren Truppen sofort Befehl, Pommern und Preußen zu räumen. In der Wirklichkeit sind aber die Sachen anders verlaufen. An demselben Tage, wo das Manifest erlassen worden, ließ die Czarin nicht nur dem preußischen Gesandten in Petersburg, Herrn von der Goltz, erklären, „daß sie entschlossen sei, die Freundschaft und das gute Einvernehmen mit dem preußischen Hofe aufrecht zu erhalten, und daß sie sich der Hoffnung hingebe, auch der König werde von seiner Seite Alles vermeiden, was auf jene Verhältnisse irgendwie störend einwirken könne“; sondern sie hatte auch an demselben Tage dem General Tschernitscheff zugleich mit der Nachricht vom Gelingen des Staatsstreiches den ausdrücklichen Befehl zugehen lassen, dem Könige sofort die Versicherung zu geben, daß sie an dem zwischen ihm und ihrem Gemahle abgeschlossenen Friedensbündnisse festhalten würde. Die oben angezogene Stelle aus dem Manifest, die ihren Ursprung wohl nur dem Umstand verdankte, daß man in der Hast des Unternehmens ohne große Wahl Alles zusammengesucht hatte, was die Politik des gestürzten Czaren bei der Masse des Volks in einem ungünstigen Lichte darstellen konnte, wurde der Ungeschicklichkeit des Uebersetzers in die Schuhe geschoben und in dem deutschen Texte durch eine ganz unverfängliche ersetzt. Einen reelleren Freundschaftsbeweis erhielt aber Friedrich von Katharinen durch die Desavouirung des Feldmarschalls Soltykow, der auf die Nachricht von der Entthronung Peters für gut befunden hatte, in Königsberg von neuem, wie schon früher unter Elisabeth, als Herr der Provinz Preußen aufzutreten. Es folgte alsdann noch im Juli der Befehl an die russischen Truppen, Pommern und Preußen zu räumen, und als, dem Beispiele Rußlands folgend, Frankreich ebenfalls vom Kriege zurücktrat, mußte sich auch die Seele der Coalition, Oesterreich, zum Frieden entschließen und Friedrich den Großen im fernern unangefochtenen Besitz Schlesiens lassen.

Nach der Wiederherstellung des Friedens mußte es die vornehmste Sorge des Königs von Preußen sein, die schweren Wunden, die der siebenjährige Krieg dem Wohle seines Landes geschlagen, zu heilen. Dazu war aber Ruhe nach Innen und Außen nöthig, und um diese zu sichern, bedurfte der König

des Anschlusses an eine Macht, welche durch ihre Stellung und die ganze Richtung ihrer politischen Interessen auch ihrerseits auf eine Verbindung mit Preußen hingewiesen war und somit eine sichere Gewähr für den Fortbestand des mit ihr abzuschließenden Bündnisses leistete. Ein Staat zweiten Ranges konnte natürlich hierbei nicht in Betracht kommen. Unter den europäischen Großmächten war aber die Wahl nicht leicht für den König. Zu England hatte er alles Vertrauen verloren, seitdem Lord Bute treulos das Bündniß mit ihm gebrochen hatte. Mit Oesterreich hatte Friedrich II. zwar Frieden geschlossen, aber das Wiener Cabinet hatte deshalb noch nicht die Hoffnung auf eine Wiedereroberung Schlesiens aufgegeben oder wenigstens den Verlust dieser Provinz noch nicht verschmerzt, und es konnte daher von einem aufrichtigen Bündniß mit diesem Staate nicht die Rede sein. Dasselbe war der Fall mit Frankreich, solange dort der Herzog von Choiseul, der entschiedene Anhänger der österreichischen Allianz, am Ruder stand. Friedrich II. war demnach geradezu auf ein Bündniß mit Rußland hingewiesen und fand auch dort das freundlichste Entgegenkommen, zumal bei der Czarin selbst, die trotz aller Wechselfälle der Politik ein gewisses Gefühl der Dankbarkeit für den Fürsten, der ihr in ihrer Jugend ihre glänzende Zukunft erschlossen, und der Verehrung für seine Heldengröße nie ganz vergessen konnte. Es walteten jedoch um sie Einflüsse, die Friedrichs Absichten weniger günstig waren. Zwar war Nikita Panin, der Oberhofmeister des Thronfolgers und der vertrauteste Rathgeber der Czarin, ganz für den Anschluß an Preußen. Aber die vorbereitenden Schritte, die unter seiner Vermittelung Graf Solms, der Gesandte Friedrichs, zum Abschlusse eines Bündnisses gethan, geriethen wieder ins Stocken, als der alte Intriguant Bestuscheff, den die Czarin aus der Verbannung zurückgerufen hatte, von neuem Einfluß auf die Politik gewann. Er erreichte dieses durch die Gefälligkeit, mit welcher er die Pläne des Günstlings der Czarin, des Grafen Orloff, eine eheliche Verbindung desselben mit der Kaiserin herbeizuführen, unterstützt hatte, und verwendete ihn, schon weil sein Rival Panin für Preußen war, aber auch weil das Wiener Cabinet die Ducaten nicht sparte, ganz für Oesterreich. Solms kam daher mit seinen Bemühungen nicht mehr vorwärts, obgleich es ihm gelungen war, den Entwurf eines Allianzvertrags hinter dem Rücken Bestuscheffs an die Kaiserin gelangen zu lassen.

Es trat jedoch bald ein Ereigniß ein, welches die Aussichten für Preußen günstiger gestaltete. Der am 5. October 1763 erfolgte Tod des Kurfürsten August III. von Sachsen hatte den polnischen Thron erledigt, und Katharina hatte schon seit langer Zeit Vorbereitungen getroffen, ihren frühern Geliebten, Stanislaus Poniatowski, zum König von Polen zu machen. Sie verfolgte diesen Plan mit der Leidenschaft eines Weibes, welches die alte Liebe noch nicht vergessen hat, und mit der Ausdauer der ehrgeizigen Herrscherin, welche auf diese Weise das Nachbarreich ganz von sich abhängig zu machen trachtete. Ein Haupthemmniß ihres Planes war jedoch das Wiener Cabinet, welches, eng befreundet mit dem Dresdner Hofe, die Candidatur des Kurprinzen Friedrich Christian von Sachsen mit Nachdruck unterstützte. So kam denn plötzlich die österreichische Partei am Petersburger Hofe in Mißcredit, Bestuscheff verfiel in Ungnade, und Panin erhielt im November die obere Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Von da bis zum Abschlusse eines Bündnisses mit Preußen war nur noch ein Schritt, und nur die ziemlich unordentliche Geschäftsführung des russischen Ministers, der die wichtigsten Schriftstücke manchmal wochenlang ungelesen liegen ließ, konnte den wirklichen Abschluß bis zum 11. April 1764 verzögern. Das Bündniß war zunächst auf acht Jahre abgeschlossen, und es versprachen sich die beiden contrahirenden Mächte, sich für den Fall eines Krieges mit einem Hülfscorps von 12000 Mann zu unterstützen, statt dessen auch 400,000 Rubel oder 480,000 Thaler Subsidiengelder gezahlt werden konnten, sobald durch die Entfernung des Kriegsschauplatzes der eine oder der andere Bundesgenosse an der Absendung seiner Hülfstruppen verhindert sein sollte. In verschiedenen geheimen Artikeln war die polnische Angelegenheit zur Sprache gebracht und vornehmlich als Bedingung gestellt, daß Poniatowski's Wahl von beiden Mächten unterstützt werde, und daß Preußen sich zu diesem Ende nöthigenfalls zu einer Truppenbewegung gegen Polen bereit erklären möge. Der Vertrag wurde, natürlich ohne die geheimen Artikel, den übrigen Höfen mitgetheilt und erregte sofort den Verdacht, daß Preußen und Rußland unter sich über eine Theilung Polens überein gekommen wären. Dies war jedoch verfrüht; denn wenn man auch bereits in Petersburg sich mit derartigen Plänen zu tragen anfing und Panin sogar schon vor dem Abschlusse des Bündnisses im December 1763 ziemlich unverhohlen auf solche Absichten hindeutete, so wies doch Friedrich, wie die von Schlözer mitgetheilte Depesche vom 21. Januar 1764 beweist, sehr entschieden ein solches Ansinnen zurück, „da Europa durch solche Pläne nur von neuem in Kriegsunruhen gestürzt werden könnte, aus denen es eben erst hervorgegangen." Der Anstoß kam, wie wir gleich sehen werden, von einer ganz andern Seite.

Die nachdrückliche Unterstützung, welche Friedrich II. Katharinen bei der Durchführung der Wahl Stanislaus Poniatowski's zum König von Polen angedeihen ließ, gab der preußischen Partei im Cabinet und am Hofe zu Petersburg entschieden das Uebergewicht. Katharina selbst ging in ihrer Verehrung für den König allen Uebrigen voran; der Briefwechsel, den sie seit dem Friedensschluß mit dem preußischen Monarchen angeknüpft und seitdem aufs thätigste und in der vertraulichsten Weise fortgesetzt hatte, gab Letzterem Gelegenheit, seiner kaiserlichen Freundin in den wichtigsten Fragen manchen wohlgemeinten Rathschlag zu ertheilen und einen Einfluß zu gewinnen, dem die stolze Frau sich freilich im Laufe der Zeiten nicht immer fügen wollte, dem sie sich aber erst nach vielen Jahren wieder ganz zu entwinden vermochte. Noch im Jahre 1778 erklärte der englische Botschafter in Petersburg James Harrys, der nachmalige Lord Malmesbury, daß der preußische Einfluß in Petersburg allein herrschend sei und daß man dort dem Berliner Hofe unbedingten Gehorsam zolle. Ein Wort vom König gab oft den Ausschlag in den schwierigsten Ange-

legenheiten, und gern hörte man auf die Ansichten und Meinungen des Fürsten, der in den Augen Europa's gleich groß als Staatsmann wie als Krieger dastand. In die kleinsten Verhältnisse ward mitunter dem König gestattet sich einzumischen. Wenn Panin sich durch die steigende Macht Orloffs in seiner Stellung zur Kaiserin gefährdet glaubte, so mußte Friedrich ein gutes Wort für den Minister bei Katharina einlegen, und schon wenige Tage nach dem Eintreffen des königlichen Schreibens konnte Panin dem Grafen Solms die freudige Mittheilung machen, daß alle Mißverhältnisse zwischen ihm und seiner Gebieterin völlig ausgeglichen seien. Die russischen Großen nahmen sich natürlich den am Hofe herrschenden Ton zum Muster. Ward es in Petersburg bekannt, daß der König irgend etwas von russischen Landesproducten oder Erzeugnissen der dortigen Industrie zu erhalten wünschte, so fanden sich stets die höchstgestellten Personen bereit, seine Wünsche aufs beste auszuführen. Als man durch Solms erfuhr, daß er von Friedrich den Auftrag erhalten habe, ihm zwei Dromedare aus dem südlichen Rußland zu verschaffen, so gab sofort einer der reichsten Grundbesitzer der Ukraine, Teploff, von der Residenz aus dem Verwalter seiner Güter den Befehl, zwei der schönsten Exemplare von Dromedaren auszusuchen, um sie dem König zur Verfügung zu stellen. Für die Tafel in Sanssouci gingen von Petersburg häufige Sendungen Astrachanscher Weintrauben, Arbusen, Caviar, Sterlet und andere Erzeugnisse des Landes ab, und hochgeehrt fühlten sich die Geber dieser Herrlichkeiten, wenn Solms ihnen den Dank der Majestät dafür auszusprechen hatte.

Natürlich unterblieben bei aller dieser Freundschaft nicht kleine Mißhelligkeiten und Reibungen. Zuweilen kam man in Petersburg auf Pläne, welche die Politik Friedrichs aus den Bahnen, die er ihr gesteckt hatte, hinauszulenken drohten. So entstand im Winter 1765—1766 im Kopfe der Kaiserin Katharina der Plan, Rußland, Preußen, Sachsen, die sämmtlichen kleinen deutschen Reichsfürsten, Holland, England, Dänemark und Schweden zu einem großen nordischen Bündniß zu vereinigen, um den Anmaßungen Frankreichs Grenzen zu setzen, welches einerseits durch den pacte de famille der bourbonischen Mächte, andererseits durch die Allianz mit Oesterreich eine übermächtige Stellung erlangte. Friedrichs Scharfblick und politische Erfahrung erkannte sofort das Chimärische des Planes, Staaten von so verschiedenartigem Interesse zu einem Bündnisse zu vereinigen; außerdem lag es gar nicht in seinen Plänen, Rußland die Initiative zu einer Coalition gegen Frankreich zu gestatten und sich selbst in politische Combinationen einzulassen, welche für seine der Erholung bedürftigen Staaten neue und noch unabsehbare Verwickelungen herbeiführen konnten. Er antwortete daher auf alle diese Angelegenheit betreffenden Anträge Katharina's ablehnend, und als ihr Gesandter in Berlin zudringlich wurde, erklärte ihm Friedrich offen und bestimmt: „daß er stets der Freund der Russen, aber niemals ihr Diener sein werde." Ebenso entschieden machte der König auch bei andern Gelegenheiten seinen Willen geltend, natürlich nicht ohne Mißstimmung bei Katharinen zu erregen, die jedoch immer bald vorüberging, da man in Petersburg von der Nothwendigkeit des Zusammengehens mit Preußen zu sehr überzeugt war.

Aber auch ernstere Sorgen machten dem preußischen König die Consequenzen des 1764 mit den Russen abgeschlossenen Bündnisses. In Bezug auf Polen zwar vertrug man sich, obgleich Friedrich mit dem tyrannischen Verfahren Katharinens in der Dissidentenfrage nicht zufrieden sein konnte; aber durch eigenen Uebermuth und die Intriguen Frankreichs verwickelte sich Katharina in einen Krieg mit der Pforte, welcher dem damals so geldarmen Preußen nicht nur die Last einer Subsidienzahlung von fast ½ Million jährlich auferlegte, sondern auch in seinem weitern Verlauf russische Eroberungspläne zu Tage förderte, welche das Gleichgewicht der Macht zwischen dem Czarenreiche und Preußen aufzuheben drohten. Schon damals schrieb Friedrich: „Preußen hatte zu fürchten, daß sein zu mächtig gewordener Alliirter versuchte, ihm Gesetze vorzuschreiben, wie Polen. Diese Aussicht war ebenso gefährlich wie erschreckend." Diese Gefahr veranlaßte ihn, den früher zurückgewiesenen Plan einer Theilung Polens jetzt nach 6 Jahren (1769) wieder aufzunehmen. Eine Gebietserweiterung Preußens nach Osten erschien ihm jetzt nicht allein wünschenswerth, sondern sogar nothwendig; nur unter dieser Bedingung glaubte er einer Territorialausdehnung Rußlands ruhig zusehen zu können. Es war dies aber jetzt nicht mehr eine Frage blos zwischen Rußland und Preußen, denn es unterlag keinem Zweifel, daß sowohl eine Machterweiterung Preußens, als auch eine Gebietsvergrößerung Rußlands die ganze Eifersucht des Wiener Hofes rege machen würde; mit Bestimmtheit hatte der König sogar in Erfahrung gebracht, daß Oesterreich ein starkes Armeecorps an den Dniester zu schicken beabsichtige, um gemeinschaftlich mit den Türken dem Eindringen Rußlands entgegenzutreten. Es mußte daher ein Mittel gefunden werden, Oesterreich von einer jeden Feindseligkeit gegen Rußland fernzuhalten, und dies konnte nur darin liegen, daß man dem Wiener Cabinet ebenfalls die Aussicht auf den Besitz eines Theiles von Polen eröffnete. Im Verfolg dieses Planes richtete daher Friedrich folgendes Schreiben an den Grafen Solms: „Der Graf Lynar ist Berlin eingetroffen, um die Hochzeit seiner Tochter mit dem jungen Grafen Karmeke zu feiern. Es ist derselbe, welcher den Frieden von Kloster Seven abgeschlossen hat. Er treibt große Politik und regiert noch Europa von dem stillen Dorfe aus, auf welches er sich zurückgezogen hat. Der Graf Lynar hat einen ziemlich eigenthümlichen Einfall gehabt, alle Interessen der Fürsten zu Gunsten Rußlands zu vereinigen, um mit einem Schlage den Angelegenheiten Europa's ein anderes Aussehen zu geben. Darnach soll Rußland dem Wiener Hofe für dessen Hülfe gegen die Türken die Stadt Leopold mit Umgebung anbieten, uns Polnisch-Preußen mit Ermeland nebst dem Schutzrecht über Danzig geben, während Rußland zur Entschädigung für die Kriegskosten von Polen nimmt, was ihm gefällt. Da alsdann keine Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen mehr ist, unterstützen sie Rußland um die Wette gegen die Türken. Dieser Plan hat viel Scheinbares und sieht verführerisch aus. Ich glaube, Ihnen denselben mittheilen zu müssen. Da Sie die Denkungsweise des

Grafen Panin kennen, so mögen Sie ihn nach Ihrem Gutdünken verschweigen oder davon Gebrauch machen, obgleich er mir mehr glänzend als solid zu sein scheint."

Graf Lynar ist natürlich nur der angebliche Erfinder dieses Projectes, mit welchem der König die geheimen Absichten des russischen Cabinets sondiren wollte, und Solms verfehlte nicht, bei erster passender Gelegenheit bei Panin den Plan zur Sprache zu bringen. Der russische Minister fand den Gedanken einer gemeinsamen Action der drei Mächte gegen die Türkei sehr annehmbar und dehnte ihn sogar noch weiter aus, indem er meinte, bei einer solchen Machtentwickelung dürfe man sich nicht begnügen, die Türken blos über den Dniester zurückzudrängen, sondern müßte sie gleich aus Europa und einem Theile Asiens vertreiben. Er hatte auch nichts dagegen, daß für die Hülfe sich Preußen in Polen und Oesterreich an der Donau entschädige, leugnete aber merkwürdiger Weise, daß Rußland nach einer Gebietserweiterung strebe, noch dazu zu einer Zeit, wo Polen von russischen Truppen überschwemmt war und Katharina alle verfügbaren militärischen Kräfte ihres Reichs aufbot, um am Bosporus festen Fuß zu fassen. Diese falsche Bescheidenheit konnte nur als ein Zeichen gedeutet werden, daß Rußland über seine Pläne sich nicht aussprechen wollte, und daß es ohne den Rath und ohne die Hülfe Anderer im Stande sein werde, seinen Zweck zu erreichen. So faßte es auch Friedrich auf, war aber keineswegs gemeint, Rußland zu gestatten, daß es unbekümmert um die andern europäischen Mächte seine Eroberungspolitik verfolge. Er ließ das Project der Theilung Polens sofort fallen und fing an, sich ernstlich mit den Gefahren zu beschäftigen, mit welchen die steigende Macht Rußlands und die ehrgeizigen Pläne der Kaiserin das europäische Gleichgewicht zu bedrohen anfingen. Um diese Zeit war es, daß er brieflich gegen seinen Bruder Heinrich seinen Besorgnissen über die bedrohliche Uebermacht Rußlands Worte gab und bereits kein anderes Mittel dagegen sah, als „mit der Zeit ein Bündniß der größten Fürsten zu bilden, um dieser gefährlichen Fluth Widerstand zu leisten." Er ließ es aber nicht bei den Worten bewenden, sondern sah sich sogleich nach den Mitteln um, seine Politik geltend zu machen. Von einer Coalition der europäischen Mächte gegen Rußland konnte freilich vor der Hand nicht die Rede sein, aber Friedrich benutzte wenigstens das Entgegenkommen Choiseuls, um die Beziehungen zwischen Preußen und Frankreich freundlicher als bisher zu gestalten; und was noch mehr war, er benutzte die Bewunderung, welche Joseph II. für ihn fühlte, um ein Einvernehmen mit Oesterreich wieder herzustellen. Schon einmal hatte der junge Kaiser den Wunsch geäußert, mit dem König von Preußen persönlich zusammenzukommen; jetzt wiederholte er den Wunsch, und am 25. August sahen sich die beiden Monarchen zum ersten Mal in Neiße. Die vollständigste Aussöhnung zwischen Oesterreich und Preußen fand bei dieser Zusammenkunft statt, und in den dreitägigen Conferenzen wurden die Grundlagen zu einer gemeinsamen preußisch-österreichischen Politik gegen Rußland gelegt. Wie weit die Verabredungen gegangen sind, läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen, doch mag schon hier die gemeinsame Vermittlung in der orientalischen Angelegenheit besprochen worden sein, über welche man sich im folgenden Jahre bei der zweiten Zusammenkunft der beiden Monarchen, in Neustadt am 3. Sept., in aller Form einigte. Dem gewandten und unermüdlichen Vertreter Preußens bei der Pforte, Zegelin, gelang es, auch den Sultan für den Frieden und für die Annahme der guten Dienste Preußens zu stimmen, und Friedrich durfte jetzt hoffen, einem Kriege ein Ende zu machen, der seinen Staaten unendliche Opfer auferlegte und einem schon übermächtigen Nachbar bei längerer Dauer neue Eroberungen verhieß. Im Anfange fanden seine Rathschläge zwar wenig Anklang in Petersburg, wo man durch die raschen Siege über die Türken übermüthig geworden war, und erst während der Anwesenheit des Prinzen Heinrich am Hofe der Czarin ließ sich diese bewegen, die Vermittelung im Princip anzunehmen; aber die Bedingungen, welche sie stellte, waren so übertrieben, daß Friedrich II. alle Hoffnung aufgeben mußte, die Pforte zur Annahme derselben zu bestimmen. Die Friedenshoffnungen schienen daher wieder zu schwinden, als eine neue Verwickelung auftauchte, die Friedrich II. in Stand setzte, den ehrgeizigen Plänen Katharinens eine weniger gefährliche Richtung zu geben und selbst für die Opfer, die er dem russischen Bündniß hatte bringen müssen, eine reichliche Entschädigung zu erlangen.

Im Jahre 1412 hatte König Sigismund von Ungarn an Wladislaw Jagello dreizehn Städte der Zipser Gespannschaft verpfändet, und im Jahre 1598 hatte das Erzhaus auf den Besitz derselben Verzicht geleistet. Jetzt, fast nach zweihundert Jahren, kamen dem Wiener Hofe plötzlich Bedenken über die Gültigkeit dieser Abtretung, denn — so constitutionell kann man unter Umständen in Oesterreich sein! — die ungarischen Stände hatten damals ihre Genehmigung nicht ertheilt. Die dreizehn Städte wurden zuerst in einen Cordon gezogen, der dann auf die ganze Starostei und auf die benachbarte von Zandek ausgedehnt ward; und schließlich im Dec. 1770 erfolgte die förmliche Einverleibung der beiden Gebiete in die österreichischen Staaten.

Die Nachricht von diesem Gewaltschritt traf in Petersburg ein, als Prinz Heinrich in Moskau abwesend war. Er kehrte jedoch am 6. Januar wieder nach der Czarenresidenz zurück und befand sich zwei Tage darauf, am 8., in einem kleinen gewählten Abendcirkel bei der Kaiserin. Im Laufe der Unterhaltung, berichtet Schlözer, theilte Katharina dem Prinzen die neuesten Nachrichten mit, welche während seiner Abwesenheit aus Polen eingetroffen waren, erzählte halb scherzend, daß die Oesterreicher es für gut befunden hätten, sich ohne weiteres zweier Starosteien zu bemächtigen, und sagte endlich mit scheinbarer Unbefangenheit: „Mais pourquoi tout le monde ne prendrait-il pas aussi?" So gleichgültig diese Worte hingeworfen waren, so glaubte der Prinz doch in ihnen eine Anspielung auf seinen Bruder zu entdecken. Der König hatte nämlich erst vor wenigen Monaten auf die Nachricht, daß in Polen die Pest ausgebrochen sei, einen Sicherheitscordon an der preußisch-polnischen Grenze ziehen lassen, der zum Theil sich auch weit in das polnische Gebiet selbst hinein erstreckte. Hierauf schien, nach der Ansicht des Prinzen, die Bemerkung der Kaiserin hinzudeuten, und rasch erwiederte er daher: „Quoi.

que le Roi ait tiré un cordon en Pologne, cependant il n'a pas occupé de starosties." Nun äußerte Katharina sich deutlicher und rief lachend aus: „Mais pourquoi n'en pas occuper?" Damit brach sie die Unterhaltung ab, um dieselbe dem Grafen Tschernitscheff zu überlassen, der der Kaiserin ganzes Vertrauen besaß, und der vermuthlich schon lange auf einen passenden Augenblick gewartet hatte, um ebenfalls diesen Gegenstand mit dem Prinzen zu besprechen. Er wandte sich sofort an Letztern, und indem er die Ansichten seiner kaiserlichen Herrin noch eindringlicher entwickelte, sagte er endlich: „Mais pourquoi ne pas s'emparer de l'évêché de Varmie? Car il faut, après tout, que chacun ait quelque chose."

Damit war das Eis gebrochen und das Losungswort zur Theilung Polens gegeben. Zwar herrschte Anfangs über diese Angelegenheit ein Meinungszwiespalt unter den politischen Rathgebern der Kaiserin, und auch Friedrich II. war Anfangs wenig geneigt, auf die Theilung einzugehen. Der Gewinn von Ermeland dünkte ihn zu geringfügig für Preußen, und als die Hauptsache erschien ihm immer noch die Friedensstiftung zwischen der Czarin und dem Sultan, um an der Donau den weiteren Fortschritten Rußlands Halt zu gebieten. Aber im russischen Reichsrathe gewann bald die nach Polens Besitz lüsterne Partei die Oberhand, und den König von Preußen brachten die mündlichen Mittheilungen, welche ihm Prinz Heinrich bei seiner Rückkehr nach Berlin über die Stimmung am Petersburger Hofe machte, auf eine andere Meinung, zumal da er gleichzeitig erfuhr, daß Oesterreich nicht blos eine zeitweilige Besitzergreifung, sondern eine dauernde Einverleibung der Zipser Städte beabsichtigte. Sein Entschluß war nun rasch gefaßt, und seine Bemühungen richteten sich hauptsächlich dahin, das Wiener Cabinet, das seine Erwerbungen auf eigene Faust machen zu wollen schien, zu bewegen, mit Preußen und Rußland Hand in Hand zu gehen. Nach langen Verhandlungen, wegen deren wir auf das Schlözer'sche Werk verweisen müssen, und in denen es sich hauptsächlich darum drehte, den Befürchtungen Oesterreichs, Rußland gehe auf die Eroberung der Moldau und Walachei aus, ein Ende zu machen, gelang es endlich Friedrich II., die Kaiserin Katharina zur Räumung der Donaufürstenthümer zu bewegen. Damit war Oesterreich befriedigt und zeigte sich nun geneigt, den Plänen der beiden nordischen Höfe auf Polen, das es früher allein hatte berauben wollen, freien Lauf zu lassen. Am 17. Februar wurde der preußisch-russische Theilungsvertrag abgeschlossen, zu welchem am 19. Februar Kaiser Joseph seine Zustimmung gab, und am 5. Aug. 1772 erfolgte zwischen den drei Mächten der Abschluß des Vertrags, der die erste Theilung Polens sanctionirte.

Marie Seebach-Niemann auf der Leipziger Bühne.

Das Gastspiel der Frau Marie Seebach-Niemann auf der Leipziger Bühne hat nach beinahe vierwöchentlicher Dauer mit dem siebenzehnten Abende sein Ende erreicht, und im frischen und unmittelbaren Nachempfinden der dadurch gebotenen Genüsse schicken wir uns nun an, alle einzelnen hier gesehenen Leistungen der Darstellerin im Zusammenhange zu besprechen und danach ein Totalbild ihrer künstlerischen Kraft und Eigenthümlichkeit zu entwerfen, welches mit dem Anspruch der Treue und Offenheit vor den Leser tritt — Eigenschaften der Kritik, die Niemand weniger zu scheuen haben dürfte, als eben Frau Marie Seebach. Die Rollen, welche ihr hiesiger Gastrollencyclus umfaßte, waren der Reihe nach folgende: Gretchen im „Faust" (2 Mal), Anna-Lise, Maria Stuart, die Grille, Clärchen im „Egmont" (2 Mal), die Waise von Lowood, die bezähmte Widerspenstige, Bertha v. Beaumont in „Am Clavier" (2 Mal), Julie in „Romeo und Julie" (2 Mal), Luise in „Kabale und Liebe", das Käthchen von Heilbronn, Mathilde, A. Lecouvreur, Preciosa, sowie endlich Margarethe Western in den „Erziehungsresultaten". Ueber das Gretchen im „Faust", die erste Partie, in welcher sie hier auftrat, haben wir bereits gesprochen; es ist eine Leistung, deren poetische Schönheiten allseitig anerkannt sind, und in welcher nicht nur die Kunst der Frau Seebach, sondern vielleicht die Bühnenkunst der Gegenwart überhaupt gipfelt. Dieser wunderbaren Schöpfung an Werth zunächst stellen wir die Julie in Shakespeare's Liebestragödie, die an einigen Stellen einen fast unbeschreiblichen Enthusiasmus im Publicum erregte. Kein Vers der ganzen Rolle war nur auswendig gelernt und hergesagt, sondern jeder durchgefühlt und empfunden; in ununterbrochener Kette folgten sich die genialsten Einzelheiten, mit denen jemals eine Darstellerin der Rolle eine großartige Gesammtwirkung hervorgebracht hat, und über die Balconscene war ein wahrhaft berauschender Duft von Poesie, ein goldiger Schimmer der Verklärung gebreitet, dessen Rückerinnerung nie verschwinden wird. Der Glanzpunkt der ganzen Leistung war aber doch die Scene, wo sie von der Amme den Tod Tybalts und die Verbannung Romeo's erfährt, den sie erst auch gestorben wähnt. Wir möchten behaupten, Frau Seebach sei in gewissem Sinne jetzt die erste tragische Schauspielerin, die es in Europa giebt. Welche gigantische Macht, welche aus dem tiefsten Innern strömende, überschwellende Leidenschaft lag in der Stelle, deren Höhepunkt die Worte sind: „Dies eine Wort erschlug zehntausend Tybalts." Das war eine Darstellung der Verzweiflung, wie wir sie wahrer, gewaltiger, künstlerischer fast noch nie gesehen haben. Und wie voller Geist, wie subtil und fein erschien das Ausmalen der widerstreitenden Empfindungen über das dreifache Weh, das da so plötzlich auf Julien einstürmt: über die Verbannung Romeo's, über den Tod Tybalts, sowie darüber, daß derselbe gerade durch ihres Gatten Hand gefallen ist. In dem Bezug spielte Frau Seebach höchst anmuthig und bezeichnend, so ungefähr in dem Sinne Gretchens: „Ich war recht bös' auf mich, daß ich auf Euch nicht böser werden konnte." Die Scene des Abschiedes nach der Hochzeitsnacht wurde von ihr ebenso poetisch gespielt, wie die Balconscene im ersten Act; in der Vision vor dem Schlaftrunk stand sie dann aber wieder auf dem Gipfel, der höchsten Höhe der Tragik,

wohin kaum eine ihrer Colleginnen ihr nachfolgen kann. — Bezüglich des Clärchens der Frau Seebach gilt dasselbe, wie in Hinsicht ihres Gretchens: es ist auch eine typische Gestalt, ein Idealbild. Noch niemals wohl hat eine Darstellerin den „Springinsfeld" im Clärchen, von dem die Mutter spricht, so charakteristisch und schön zur Erscheinung gebracht, noch nie wohl gab es eine Darstellerin, die die beiden verschiedenen Elemente des Charakters, „toll und nachdenklich", so vollständig, so klar, so graziös zu Tage treten ließ. Auf das überaus keck und couragös vorgetragene Soldatenliedchen folgte in gleich überraschender Vollendung das „Freudvoll und Leidvoll", welches sie zu Füßen der Mutter auf einem Schemel sitzend vorträgt. Die Schlußworte „glücklich allein ist die Seele, die liebt," wiederholt sie mehrere Male mit immer steigender Empfindung, sieht dabei mit freudigglänzenden Augen der Mutter ins Gesicht, gleich als wollte sie sagen: das kannst du wohl gar nicht ahnen, aber ich weiß es, ich bin es mir voll Jubel bewußt, und am Ende birgt sie ihr Antlitz wie berauscht im Schooße der neben ihr Sitzenden, was einen ganz unbeschreiblichen Effect macht. Herrlich, mit einem Aufschwung von Kraft, der erstaunlich war, sprach sie die Worte „Könnt' ich ihm die Fahne nachtragen in der Schlacht," mit einem Stolz, wie er keiner Anderen in der Rolle eigen war, erhob sie sich vom Stuhle, als die Mutter sie verworfen genannt hatte, und mit einer aus dem Innersten quellenden Freude, die ganz unbeschreibliche Töne aus der Brust zu locken weiß, flog sie dem Egmont in die Arme, als er zum Stelldichein kam. In der Scene mit den Bürgern endlich war noch kein Clärchen, das wir sahen, eine so heroische Erscheinung, wie Frau Seebach. Im Ganzen genommen, sind Gretchen, Julie und eben auch dies Clärchen ein Dreiblatt von Rollen, welches die Meisterschaft der Darstellerin im hellsten Lichte zeigt und allein schon im Stande ist, den Namen derselben mit dauerndem Ruhme zu begaben. — Aber wir müssen uns so kurz als möglich fassen. In der Maria Stuart war das Schönste die entzückende Schwärmerei am Beginn des dritten Actes, in der Luise Miller die von edelstem Stolz erfüllte Scene mit Lady Milford, in der bezähmten Widerspenstigen die ächt weiblich zart vorgetragene Stelle von den Pflichten der Frauen. Auch im „Käthchen von Heilbronn" gelang Vieles außerordentlich, im Ganzen jedoch möchten wir behaupten, daß diese sentimentale Gestalt dem Naturell unseres Gastes weniger sich anschmiegt. Lina Fuhr umgiebt die Rolle mit noch mehr elegischem Zauber. Im Gegensatz zu der speculativeren Kunst der Frau Seebach bringt die Genannte ein freilich oft zur Monotonie ausartendes Wesen voll romantischer Erscheinung auf die Bühne, welches die Heldin im Kleist'schen Stücke trefflich charakterisirt. — Aus Werken moderner Dichter gab unser Gast als Jane Eyre vollständig das, was in der Rolle liegt, ja noch viel mehr, als das — denn wenn eine der jetzt lebenden Künstlerinnen es versteht, auch die leisesten, verstecktesten Beziehungen einer Partie kenntlich hervorzuheben und, wo der Dichter sich einer Flüchtigkeit, eines Fehlers schuldig gemacht hat, ihn zu ergänzen und zu corrigiren, so ist es eben Frau Seebach. Ihre „Waise von Lowood", von der wir hier sprechen, war, zumal der psychologischen Vernachlässigung der Verfasserin gegenüber, eine ebenso fein durchdachte, wie seelisch reiche Erscheinung, die von der treuen Abspiegelung des sechszehnjährigen unbändigen Mädchens bis zur puritanischen Gestalt einer englischen Gouvernante und bis zu dem Schritte in die große Welt die Grundtöne eines schönen Gemüthes beziehungsvoll durchklingen ließ. Dieselbe tiefempfundene, edle Weiblichkeit fand auch in der Mathilde unseres Gastes stellenweise den plastisch schönsten, ergreifendsten Ausdruck, wenngleich die Rolle im Ganzen genommen von Fanny Janauscheck in Frankfurt, für die sie bekanntlich eigens geschrieben ist, schon gemäß ihrer Persönlichkeit und Stimmmittel in noch größerem tragischen Styl gespielt wird. Als beste, originellste „Grille" gilt unbestritten Friederike Goßmann, und Frau Seebach selber mag derselben gewiß gern zugestehen, daß sie den wilden Schelm, das barocke Naturkind der ersten Acte pikanter und eigenthümlicher als jede andere darzustellen versteht. Unmöglich schöner und vollendeter aber können die Empfindungsmomente gegeben werden, als es durch unseren Gast geschah. Sie sprach dieselben bald mit so zarter Innigkeit, bald mit so durchdringender Energie des Gefühls, sie betonte Einzelnes so fein und hob es so sinnig hervor, daß uns diese Seite Fanchons fast in neuem, gewiß aber in schönstem Lichte erschien. Wenn Frau Seebach aber auch in einigen ihr weniger zusagenden Rollen uns frühere Darstellerinnen nicht ganz vergessen machen konnte, so braucht hinwiederum ihre „Anna-Lise" in der That keinen Rivalen zu scheuen, ja wir möchten behaupten, daß sie in dieser Rolle das Vollkommenste leistet, was darin zu leisten möglich ist. Die übersprudelnde Heiterkeit, die glänzende Laune, die herzige Naivetät, die frische Keckheit ihrer Apothekerstochter ist ebenso unbeschreiblich, wie die Tiefe und Wahrheit, die von allem Pathos und hochtrabenden Wesen freie Einfachheit und Natürlichkeit ihrer Empfindung. Das Vorlesen des Briefes und die Scene mit Salberg sind Meisterwerke eines von Lebensfülle und Jugendluft überströmenden neckischen Humors. Das Schönste, weil Zarteste, an der ganzen Anna-Lise war aber doch der Gesang des Liedchens am Anfang des 3. Actes: „Fliege fort, fliege fort, o Schwalbe mein!" Im Vortrage solcher Lieder — wir erinnern auch noch an den von ihr nach Zellers Melodie vollständig gesungenen „König von Thule" im Faust — ist Frau Seebach überhaupt stets unübertroffene Meisterin, und sie erzielt damit regelmäßig zündende Effecte. So war es nicht minder in „Preciosa" der Fall, wo sie das berühmte: „Einsam bin ich, nicht alleine" mit tief zu Herzen gehender Stimme selber sang, nicht aber, wie es sonst Gewohnheit geworden, hinter der Scene von einer Anderen singen läßt. Ihre geniale Begabung für das Lustspiel, die der für das Drama kaum nachstehen dürfte, zeigte sie schließlich noch einmal in vollstem Glanze als Margarethe Western in den „Erziehungsresultaten". Das Stück ist fad und ziemlich veraltet, aber wenn irgend Etwas ihm neuen Reiz verleihen konnte, so war es die Leistung der Frau Seebach, welche eine Fülle der köstlichsten Züge naiver Mädchenhaftigkeit in sich barg. Sie ließ den Zuschauer gar nicht zu Athem kommen, so sprudelte und sprühte ihr Humor in den Scenen des 1. Actes, und durch

den nie zu vermissenden Takt ihres Spiels bei aller kecken Haltung desselben machte sie für den Augenblick wenigstens vergessen, was Alles taktlos im Stücke selber ist. Da letzteres den Abend nicht füllte, so sahen wir voraus noch die reizende Bluette aus dem Französischen „Am Clavier"; die Hauptrolle darin hat der Componist Jules Franz, nicht Bertha v. Beaumont; doch wurde auch diese Partie von unserem Gaste durch die Noblesse ihrer Erscheinung und sinnvollstes Betonen einzelner Momente so sehr in den Vordergrund gestellt, daß sie, wenngleich weniger umfangreich, im Grunde doch ebenso wichtig erschien, als die ihres Liebhabers.

Das waren die Rollen, welche Frau Seebach uns vorführte. Der Totaleindruck, welchen wir aus denselben entnahmen, muß als einer der tiefsten, nachhaltigsten, überwältigendsten bezeichnet werden, den dramatische Kunst hervorbringen kann. Marie Seebach ist eines der größten schauspielerischen Genies, die es jemals gegeben hat — das ist ein Satz, der unumstößlich ist. Hinsichtlich ihrer weiblichen Natur dürfte sie unerreicht und unvergleichlich dastehen; was ihre männlichen Collegen anlangt, so ist vor allen Dawison werth, neben ihr genannt zu werden, obgleich wir behaupten möchten, daß die Inspiration diesem doch nicht in dem gleichen Maße zu Gebote steht, wie ihr, und er das Fehlende durch eine große Feinheit des künstlerischen Verstandes ersetzt, welche freilich ebenso auch bei Frau Seebach sich oft in geradezu imponirender Weise kundgiebt. Die Schärfe ihres Calculs verleitet sie sogar, einige Male diesem in der Auffassung der Rollen mehr Recht einzugestehen, als dem unbewußten Schaffen des Genius, d. h. Reflexion an Stelle unmittelbarer Eingebung zu setzen und dadurch an die Grenze eines Abweges zu gerathen, welcher sie in weiterem Verfolge dieser Tendenz der Künstelei in die Arme führen müßte. Das statt in kosendem Tone drohend und leidenschaftlich gesprochene „Küsse mich, sonst küss' ich dich" in der Kerkerscene im Faust, die Wiederholung der letzten Zeilen des Soldatenliedchens im Egmont „O selig, o selig, ein Mannsbild zu sein," die sie, als Brakenburg das Garn fallen gelassen hat und weinend von ihr gegangen ist, in einem von dem ersten Male ganz verschiedenen Tone singt, wie als wollte sie sagen: auf Den paßt das freilich nicht; ferner das erste Anblicken Romeo's, das bei ihr nicht blos eine freudig erstaunte, sondern eher entsetzte und schreckensvolle Miene annahm, — diese und ähnliche Stellen meinen wir, wenn wir sagten, die Künstlerin sei hier und da von einem gewissen Raffinement des Denkens und Empfindens nicht ganz freizusprechen. Sie muß sich hüten, von dem Reichthum ihres Geistes manchmal nicht zuviel Gebrauch zu machen und einzelne Momente einer Rolle lieber nicht so, wie ihr es möglich war, auszubeuten, statt durch Klügeln und Deuteln ihren Sinn zu verrücken. Das Genie führt in der Kunst niemals irre, wohl aber die Reflexion — doch da beides bei Frau Seebach in so hohem Maße vorhanden ist, daß es sich jetzt noch, abgesehen von wenigen Stellen, in der glücklichsten Harmonie die Wage hält, so entstehen aus dem Zusammenwirken der beiden inneren Kräfte eben jene künstlerischen Schöpfungen. Ideal im schönsten Sinne des Wortes ist stets die Grundanschauung und Grundstimmung bei ihr, in der Ausführung aber offenbart sich ein vom Hauche der Kunst veredelter, durchgeistigter Realismus, eine Naturwahrheit, die sich mit künstlerischem Formensinn aufs innigste gepaart hat. Vielleicht noch nie wurden die beiden Seiten und Richtungen der darstellenden Kunst, Idealismus und Realismus, so gleichmäßig neben einander zur Erscheinung gebracht, so vollständig und unauflöslich mit einander verschmolzen, als im Spiele der Frau Seebach — eine Eigenthümlichkeit derselben, die ihr eine dauernde und bedeutende kunsthistorische Stellung sichert. Die Rachel und die Ristori, Dawison und Emil Devrient, Theodor Döring und Ludwig Dessoir, Fanny Janauscheck und Lina Fuhr — sie stehen und standen fast zu schroff auf einer Seite, in einem der beiden feindlichen Lager der Idealisten und Realisten. Frau Seebach aber ist die glänzend begabte, weise Vermittlerin beider Tendenzen.

In realistischem Sinne ist namentlich die pathologische Seite ihrer Rollen stets diejenige, welche unser Gast aufs vollendetste und wahrste zur Anschauung bringt. Die sinnliche Bethätigung innerer Stimmungen, der Ausdruck physischen Schmerzes gelingt ihr stets in getreuster, ergreifendster Weise, in Bezug worauf wir an den Mark und Bein erschütternden Schrei im Faust vor der Stelle: „Sie nahmen mir's" erinnern wollen, nachdem sie im Stroh wie nach dem Kinde gesucht hatte, oder auch an den fast unheimlich schrillen, dröhnenden Laut, den ihre Julie ausstößt, als sie den mörderischen Stahl im Busen fühlt. In dies pathologische Gebiet gehört ferner die Traumscene im „Käthchen von Heilbronn", worin sie die Unruhe, das dehnende Bewegen und unterdrückte Aufseufzen der schwer und lebhaft Träumenden ganz unnachahmlich zur Erscheinung brachte, dann als Clärchen ihr Weggang, nachdem sie Gift genommen hat, mit dem schon wie halbbetäubten momentanen Verweilen unter der Thür, ferner der innere Schauder und das unsichtbaren Geistern geltende Vorsichhinstarren des Gesichts, als der Mönch Julien die Schrecken des Grabgewölbes ausmalt, sowie endlich der lange, quälende und mit einer an die Rachel erinnernden Virtuosität ausgeführte Todeskampf in der von uns bisher noch gar nicht erwähnten Rolle der Adrienne Lecouvreur. Ein wahrer Triumph der mimischen Kunst, der hier gleichfalls erwähnt zu werden verdient, war sodann in „Mathilde" die Stelle, wo sie den Tod der Mutter Arnau's erfährt. „Ach, du lieber Gott!" flüstert sie da erschrocken vor sich hin, und nun durchläuft ihr Gesicht in malerischer Weise das ganze wechselvolle Spiel zuckender Mienen der Trauer bis zum schließlich nicht mehr zurückzuhaltenden Ausbruch von Thränen. Doch der beschränkte Raum fordert Stillschweigen von uns, noch ehe wir ganz ausgeredet. Also nehmen wir von der großen Künstlerin jetzt Abschied. Was wir hier über sie mittheilten, war nur der Versuch, ihre geniale Begabung, ihre eminenten Leistungen in möglichster Kürze zu würdigen. Selten noch ward uns so reiche Gelegenheit geboten, ausführlich zu werden, und selten noch haben wir uns so ungern in die Nothwendigkeit gefügt, uns kürzer fassen zu müssen, als wir wollten.

E. Kn.

Neugriechische Litteratur.

k. Auf den jonischen Inseln, auf welchen sich seit längerer Zeit, namentlich in den Beziehungen des wissenschaftlichen Lebens, ein nationalgriechisches Element trotz des Protectorats Großbritanniens immer mehr geltend zu machen und durchzuarbeiten begonnen hat, sind in den letzten Jahren zwei ungemein anziehende Gedichtsammlungen in neugriechischer Sprache erschienen, die von dem dichterischen Talente ihrer Verf. ein günstiges Zeugniß ablegen. Beide sind Griechen von den jonischen Inseln selbst, Julios Typaldos von Zante und Aristoteles Valaoritis von der Insel Leukadien (Santa Maura). Durch ihre Dichtungen geht ein tiefes inniges Gefühl, die Gluth der Leidenschaft, ein erhabener Schwung der Phantasie, der Adel des Patriotismus und die Kraft des Nationalbewußtseins, und in diesen Eigenthümlichkeiten und Vorzügen haben diese Dichtungen etwas in hohem Grade Anziehendes und Fesselndes, mögen sie ihren Stoff aus dem gewöhnlichen Leben der Menschen und aus dem Reiche der Einbildungskraft oder aus der Geschichte des griechischen Volks während der letzten Zeiten der türkischen Herrschaft, aus den Kämpfen der Sulioten gegen Ali Pascha von Janina oder denen einzelner hervorragender Klephten gegen den Uebermuth und die Unterdrückung ihrer türkischen Herren entlehnen. Besonders in diesen Nationalgesängen spricht sich ein frisches, naturwüchsiges Gefühl, eine edle Gesinnung, selbstbewußte Kraft, Liebe und Begeisterung für Freiheit und Vaterland aus. Es wäre zu wünschen, daß eine Auswahl der Dichtungen Beider in guten Verdeutschungen auf unsern Boden verpflanzt würde, wenn schon nicht verkannt werden kann, daß namentlich eine gewisse Naivetät der ungekünstelten, hin und wieder sogar etwas leichtfertigen Ausdrucksweise des neugriechischen Volks-Dialekts, in dem sie gedichtet sind, keine geringen Schwierigkeiten für die Uebersetzung darbieten würde. Unter den Gedichten des Typaldos befindet sich eines: „Das Kind und der Tod", das lebhaft an Goethe's Erlkönig erinnert, obschon keine Spur darauf hinweist, daß der Grieche dieses Gedicht des deutschen Sängers gekannt habe.

Ein auf deutschen Universitäten, namentlich in Berlin, gebildeter Grieche, gegenwärtig Professor der Philosophie an der Universität in Athen, Namens Kotzias, hat im vorigen Jahre eine neugriechisch geschriebene Schrift über „Universitätsstudien" in Athen drucken lassen, die ebenso auf eigenem Nachdenken des Verfassers und auf dessen eigenthümlichen Forschungen beruht, als ihr besonders deutsche Schriften über den nämlichen Gegenstand zum Grunde liegen. Vornehmlich hat er die Schrift Schellings, dessen Schüler der Verfasser in Berlin gewesen war und über dessen Leben und Philosophie er bereits im Jahre 1855 eine von Bunsen in seinen „Zeichen der Zeit" mit Anerkennung erwähnte Schrift in Athen hatte drucken lassen, benutzt. Ueberhaupt zeigt er eine genaue Kenntniß der deutschen Litteratur, und über die wissenschaftliche Grundlage der deutschen Universitäten, über die alle einzelnen Wissenschaften mit gleicher Liebe umfassende Gründlichkeit auf denselben (die österreichischen freilich nimmt er aus) äußert er sich mit großer Anerkennung. Namentlich hebt er die Gründlichkeit und die Freiheit des Unterrichts in Sachsen und England, im Vergleich mit Frankreich, wo die Routine der Oberflächlichkeit gilt, rühmend hervor. Im Ganzen verdient es bemerkt zu werden, daß die griechischen Gelehrten vorzugsweise von der deutschen Wissenschaftlichkeit und Wissenschaft sich angezogen fühlen, und daß man bei einzelnen von ihnen eine sehr gründliche Bekanntschaft mit deutscher Litteratur findet.

Erfreulich ist der Eifer, welchen in Griechenland nicht blos die Regierung, sondern auch die gebildeten Classen der Volkserziehung zuwenden. Man läßt es sich ernstlich angelegen sein, auch durch Schriften für die sittliche Erziehung des Volkes zu sorgen und dadurch der christlich-religiösen Bildung, für welche die morgenländische Kirche so gut wie nichts thut, sowie der fruchtbaren Entwicklung des politischen Charakters und der Nationaleigenthümlichkeiten der Einzelnen kräftig vorzuarbeiten. Ein solches Buch, das wahrhaft vernünftige Zwecke einer für das griechische Volk berechneten religiös-sittlichen Pädagogik mit Consequenz verfolgt, erschien im vorigen Jahre in Athen unter dem Titel: Ὁ Γεροστάθης, das in Form eines Romans, aber in einfacher und allgemein faßlicher Darstellung, ein System der Jugenderziehung entwickelt, welches in gleichem Grade durch die Grundsätze sich empfiehlt, auf denen es beruht, als es einfach-verständlich und praktisch ist. Es berücksichtigt ebenso die Pflege des Körpers, wie die Gesundheit des Herzens und des Geistes, und sucht auf jede mögliche Weise Liebe zu Gott, zu den Menschen und zum Vaterlande einzuflößen und zu empfehlen. Das Urtheil einer griechischen Zeitschrift, daß „seit langer Zeit kein anziehenderes, nützlicheres und lehrreicheres Buch in Griechenland erschienen sei," wird ein Jeder unterschreiben müssen, der es liest. Der Verfasser ist ein Grieche aus Epirus, Leon Melas, und es ist nicht ohne Interesse, daß er der Sohn eines im Jahre 1857 verstorbenen griechischen Kaufmanns ist, der in seinem Testamente die Summe von zehntausend Drachmen aussetzte, wovon die eine Hälfte dem Verfasser der besten moralischen Schrift in neugriechischer Sprache über und für die griechische Jugend zukommen, die andere dagegen für den Druck derselben und für deren unentgeltliche Vertheilung verwendet werden sollte.

Gräfin Dora d'Istria.

k. Eine interessante Erscheinung unter den Schriftstellerinnen der Gegenwart ist die pseudomyne Rumänin Dora d'Istria, vermählte Prinzessin Koltzoff Massalsky, geborne Helene Ghika, ein Mitglied des von Albanien stammenden rumänischen Fürstengeschlechts der Ghika. Unter dem Namen einer Gräfin Dora d'Istria begegnete man vor einigen Jahren politischen und kirchlichen Artikeln in italienischen Zeitschriften, wie in dem in Athen erschienenen „Spectateur de l'Orient", aber sie ist auch in selbständigen Schriften aufgetreten, in denen sie nicht sowohl den Orient dem Occident zu erklären und diesen über jenen aufzuklären beabsichtigte, als vielmehr den Zweck verfolgte, à propager dans l'Europe orientale cet esprit de vie, qui au XVI. siècle a régénéré l'Allemagne et qui en 1789 a donné à la France une place si importante," wie sie selbst sich in einem vor uns liegenden Briefe über ihre litterarische Thätigkeit und über deren Zwecke ausspricht. Sie besitzt nach den Erklärungen und Bekenntnissen, die sie in jenem Briefe ablegt, den Muth, allen den vielfachen Schwierigkeiten Trotz zu bieten, die den auf die Aufklärung der christlichen Völker des Orients gerichteten Tendenzen ihrer schriftstellerischen Thätigkeit entgegentreten, und sie hat dazu auch um so mehr die Kraft, je mehr es ihr dabei nur um die Sache und nicht um die Person zu thun ist und weibliche Eitelkeit ihren klaren Verstand nicht blendet. Wir kennen von der Gräfin Dora d'Istria die vielfach anziehenden und lehrreichen Werke: „La vie monastique dans l'église orientale" und „La Suisse allemande ou l'ascension du Moench"; das erstere ist kürzlich in einer zweiten bedeutend vermehrten Ausgabe, dagegen das zweite bereits früher

in einer deutschen Uebersetzung: „Die deutsche Schweiz und die Besteigung des Mönchs. Verbesserte und vermehrte Originalausgabe" (3 Bde., Zürich, 1857 und 1858), sowie neuerdings in einer englischen (London 1859) erschienen. In jener deutschen Uebersetzung sind die biographisch-litterarischen Mittheilungen über die Verfasserin von besonderem Interesse. In nächster Zeit wird der erste Theil ihres Werkes: „Les femmes en Orient" veröffentlicht werden.

Garibaldi's Frau.

st. In den Denkwürdigkeiten, die Garibaldi veröffentlicht hat, erzählt er, wie er die kecke Amazone kennen lernte, welche die Gefährtin seines abenteuerlichen Lebens wurde. Nach einem blutigen Gefecht, in dem alle seine italienischen Waffengenossen gefallen waren, befand er sich in der Nähe der Burra, des östlichen Theiles der Einfahrt in die Japuna. „Zufällig warf ich einen Blick auf ein Haus," sagt er, „und bemerkte dort eine junge Dame, in deren Aeußerm ich etwas Außerordentliches wahrnahm. Der Eindruck, den ich im Augenblicke empfing, war aus irgend einem Grunde, über den ich mir keine Rechenschaft abzulegen vermochte, ein so mächtiger, daß ich den Befehl gab, mich zu jenem Hause zu fahren. Dort sagte ich mir erst, daß Niemand da sei, durch den ich mich vorstellen lassen könne. Bald traf ich übrigens einen Einwohner der nächsten Stadt, mit dem ich zur Zeit meiner Ankunft (in Montevideo) bekannt geworden war. Seine Familie lud mich nicht lange darauf zum Kaffee ein, und die erste Person, die ins Zimmer trat, war die junge Dame, die mich auf eine so geheimnißvolle und unwiderstehliche Weise an sich gezogen hatte. Ich begrüßte sie, wir wurden schnell bekannt, und ich fühlte, daß der verborgene Schatz, den ich entdeckt hatte, von seltenem und unschätzbarem Werth sei. Später habe ich mir oft Vorwürfe gemacht, daß ich sie der friedlichen Zurückgezogenheit ihrer Heimath entriß, um sie in Mühen, Leiden und Gefahren zu stürzen." Schon in den Kämpfen gegen Rosas entwickelte die junge Kreolin einen seltenen Muth. Sie begleitete ihren Mann immer und focht zur See und zu Lande an seiner Seite. Einmal erhielt sie eine Kugel durch den Hut, die eine Flechte ihres Haares mitnahm, ein anderes Mal ritt sie allein, mitten in der Nacht, durch feindliches Land zwölf deutsche Meilen weit. Garibaldi erzählt: „Anna machte jenen gefährlichen Weg in der Dunkelheit, und ihre Kühnheit war der Art, daß die Mörder vor ihr flohen und später erzählten, ein außerordentliches Wesen habe sie verfolgt. Sie sprachen in der That die Wahrheit. Auf einem wilden Pferde, das man ihr in einem Hause am Wege gegeben hatte, sprengte sie in stürmischer Nacht, von Blitzen beleuchtet, über den felsigen und hügeligen Boden. Vier feindliche Reiter, die am Flusse Canvas Wache hielten, wurden, als sie Anna kommen sahen, von Furcht überwältigt und flohen, weil sie ein Gespenst zu sehen glaubten. Als sie das Ufer jenes Flusses erreichte, der durch Regen zu einem gefährlichen Bergstrom angeschwollen war, suchte sie nach keinem Kahn, sondern stieg ab, stieß ihr Pferd ins Wasser, hielt sich am Schweife fest und ließ sich durch die schäumenden Wellen ziehen. Der Raum, den sie zurückzulegen hatte, betrug nicht weniger als fünfhundert Schritte, aber sie erreichte glücklich das andere Ufer." Bei einer Flucht vor den Feinden war sie vier Tage lang ununterbrochen zu Pferde und genoß in dieser ganzen Zeit nichts als eine Tasse Kaffee. Auch in dem italienischen Feldzuge von 1849 focht sie neben ihrem Manne. Nach der Uebergabe von Rom schiffte sich Garibaldi mit ihr in einem Küstenorte ein. Von österreichischen Schiffen verfolgt, rettete er sich bei der Po-Mündung ans Land, aber die Kraft seiner Frau (sie war guter Hoffnung und hatte doch an der Spitze einer Compagnie gekämpft!) war gebrochen. Sie stürzte aufs Ufer nieder, und als er sie emporhob, hielt er eine Leiche in den Armen.

Die Letzten der Huronen.

Fenimore Cooper war es, der „den letzten der Mohikaner" mit so romantischem Reize umgab, daß die Abenteuer des originellen Gesellen eine ganze Reihe von Jahren hindurch die Lieblingslectüre des großen Lesepublicums blieben. Die Wirklichkeit sieht sich freilich ganz anders an als die poetische Erfindung, und was es mit der Wahrhaftigkeit jener Erzählungen vom Mohikaner für eine Bewandtniß gehabt haben mag, das kann man ungefähr aus dem Schicksale seiner Nachbarn, der „Letzten der Huronen", abnehmen. Die Ueberreste dieses einst so mächtigen Volksstammes bewohnen jetzt in einer Stärke von vierzig bis fünfzig Familien das Indianerdorf Lorette in Canada und führen durchaus kein wildes, abenteuerreiches, sondern ein ziemlich geordnetes, nüchternes Leben. Die Huronen sind Jäger, aber dabei auch fleißige Arbeiter, ja man könnte sie in gewissem Sinne sogar Industrielle nennen. Zu den Zeiten nämlich, wo sie sich nicht der Jagd widmen, beschäftigen sie sich mit einer Industrie, deren Producte, eingerechnet ihre Jagderträgnisse, ihnen im letzten Jahre vierunddreißigtausend Dollars eingebracht haben. Sie lieferten in diesem Jahre nämlich gegen zwanzigtausend Paar Schuhe für die Jagd in den Sümpfen, und das Paar wird ihnen mit ein bis zwei Dollars bezahlt. Ferner fertigten sie tausend Paar Schneeschuhe, wovon das Paar zu drei bis sechs Dollars verkauft wird, sowie dreihundert Tobogans, d. h. indianische Schlitten, wie sie ihnen zur Fortschaffung der Zelte, Geräthe und Lebensmittel dienen, und welche die Weißen kaufen, um auf ihnen im Winter die mit Eis überzogenen Bergabhänge hinabzufahren. Endlich fabricirten sie noch eine Menge von Rosenkränzen und Halsbändern, womit die indianische Bevölkerung sich mit einer ihr eigenen Vorliebe und Koketterie zu schmücken pflegt. Diese ehedem so große und über ein fast unermeßliches Gebiet herrschende Nation ist also zu einem kleinen Häufchen von Individuen herabgesunken, die arbeiten müssen, um nur eine Subsistenz zu haben.

Ein kolossaler Gasthof in Neuyork.

x. In den Vereinigten Staaten von Nordamerica leben viele tausende von Ehepaaren ohne eigene Häuslichkeit in Gasthöfen oder Kosthäusern, in welchen für alle Bequemlichkeiten gesorgt ist. Der Mann geht seinen Geschäften nach, die Frau hat sich weder um Zimmer, noch um Küche und Keller zu kümmern; sie thut nichts, denn das abscheuliche Clavierklimpern, diese Pest für das Ohr vernünftiger Menschen, und das Romanlesen, sind nur Zeitvertreib, man schlägt damit den Tag todt. Daß in solchen Gasthofskasernen kein Familienleben gedeihen kann, versteht sich von selbst. Früher baueten die Americaner in ihren großen Hafen- und Handelsstädten Herbergen für einige hundert Gäste, jetzt Prachtgebäude, in welchen tausende Aufnahme finden können. Sie statten dieselben mit allem nur denkbaren Luxus aus, aber dabei überladen sie, weil es ihnen an Geschmack fehlt; ihre Pracht ist plump und halbbarbarisch, und in der Bauart werfen sie alle möglichen Style in lächerlicher Weise durcheinander. Man sieht korinthische Säulen an gothischen Gebäuden, die zugleich Spitzbogen-, Rundbogen- und maurische Fenster haben. Sie stellen architektonische Ungeheuer zusammen, welche durch ihre Masse eine große aber keineswegs angenehme Wirkung machen. Zu diesen Herbergen gehört ein neuer Gasthof in Neuyork, welcher jetzt der Vollendung nahe ist. Er steht am Madisonplatze, wo der Broadway und die fünfte Avenue sich schneiden, soll Fifth Avenue Hotel heißen, und nimmt beinahe zwei Morgen Landes ein. Die Hauptvorderseite des Gebäudes nach der Avenue hin mißt zweihundert Fuß, jene an der dreiundzwanzigsten Straße ist noch fünfzehn Fuß länger, die dritte Seite zwei Fuß kürzer. Ohne das Erdgeschoß hat diese Yankeeherberge nicht weniger als sechs Stockwerke und eine Höhe von einhundert und zehn Fuß. Die Gestalt ist unglaublich geschmack-

los; das Ganze sieht aus wie ein gewöhnlicher Filzhut ohne Rand, wie eine Angströhre; einzelne Verzierungen sind zu massiv, andere zu winzig, die Säulengänge schmal und gedrückt. Ein großes Neuyorker Blatt, das einen ausführlichen Bericht über diesen Gasthof mittheilt, sagt mit dürren Worten: „Uns fehlen geschickte Lehrer der Baukunst, uns fehlen geschickte Arbeiter, uns fehlt ein für Schönheit und Geschmack empfängliches Publicum, uns fehlen polytechnische Lehranstalten, wo die jungen Leute zeichnen und modelliren lernen; die Behörden, welche mit der Beaufsichtigung des Bauwesens beauftragt sind, verstehen von der Sache nichts." In praktischer Beziehung wissen die Americaner allerdings solch ein Haus für die Bedürfnisse des Publicums einzurichten; freilich sparen sie dabei nicht. Jener Gasthof kostet 750,000 Dollars, also über eine Million Thaler, ohne eine viertel Million, welche der Hausrath und die übrige Ausstattung in Anspruch nimmt. Für das Tafel- und Küchengeschirr allein werden 180,000 Dollars verausgabt. Die Zahl der Wohnzimmer für die Gäste beträgt genau ein halbes Tausend. Dazu kommen 125 Parlours mit den zugehörenden Gemächern; jedes hat ein Badezimmer und sein eigenes Watercloset. Einige dieser Sprechzimmer sind 27 Fuß lang und 15 Fuß tief. Für die Hausdienerschaft befinden sich neunzig Zimmer in den Mansarden, und zwar so daß Männer und Frauen vollständig von einander geschieden sind. In der Mitte des Gebäudes liegen die Wohnungen für die Dienerschaft, welche die Gäste mitgebracht haben. Alle Dienstbotenzimmer haben vor den Fenstern Drahtgitter, damit nichts hinuntergeworfen werden kann. Die Lüftung ist durch das ganze Gebäude vortrefflich; der große Speisesaal 80 Fuß lang, 60 breit, 21 hoch, der größte in ganz Neuyork; das Theezimmer, in welchem die Frauen Abends sich versammeln, ist halb so groß; beide Säle stehen durch einen Gang in Verbindung. Die beiden Empfangzimmer für die Damen sind je 56 Fuß lang und 28 tief; der Corridor zwischen ihnen und dem großen Speisesaale 27 Fuß breit, „er reicht also aus für die unverschämtesten und geschmacklosesten Reifröcke." Diese Zimmer sind mit Marmor bekleidet. Ein 650 Fuß langer, 10 Fuß breiter Corridor läuft um das ganze Gebäude an der innern Seite herum, und die Laufgänge im Innern haben statt der Tapeten Spiegelwände. Die große Eingangshalle ist 165 Fuß lang, 27 breit, 15 hoch; doch hat das Haus noch drei andere Eingänge. Schenk- und Lesezimmer befinden sich im ersten Geschoß, die Billardsäle in den unteren Räumen. Das ganze Gebäude wird vermittelst Wasserdampf geheizt, das Gas im Hause selbst bereitet; die feuerfeste Küche befindet sich im zweiten Stock in gleicher Flur mit dem Speisesaale, und der Raum über ihr ist frei, damit alle Gerüche in die Luft abziehen können. Zu diesem Behuf hat man einen 140 Fuß hohen Schornstein angebracht, während noch drei andere zur Luftreinigung für das ganze Gebäude vorhanden sind. Die frische Luft wird demselben vermöge eines riesigen Fächers zugeführt, ähnlich wie auf dem Schiffe Great Eastern. Alle Wände sind zolldick mit feuerfestem Mörtel beworfen, und Vorkehrungen getroffen, daß ein etwa ausbrechendes Feuer nur sehr geringen Schaden anrichten kann; denn über den Mansarden liegen drei Wasserbehälter, die zusammen 20,000 Gallonen Wasser fassen, und von denen in jedes Stockwerk Röhren führen, mit deren Hülfe das Löschen eine leichte Arbeit sein wird. Aber ist es nicht beschwerlich, bis zum vierten oder gar sechsten Stockwerk ein paarhundert Stufen hinaufzusteigen? Allerdings; doch hat man dafür gesorgt, daß der Bewohner des sechsten Geschosses eben so gemächlich seine Zimmer erreicht, wie jener im ersten Stock. Er hat eine senkrechte Eisenbahn zur Verfügung, einen Wagen, in welchem er vermittelst der Dampfkraft in die Höhe oder in die Tiefe befördert wird. Die Hinabfahrt wird vermittelst hydraulischer Kraft geregelt, der Wagen an einem Schaft vermittelst einer Schraube hinauf und hinab bewegt; er hält in jedem Stockwerk an, landet Herbergspassagiere und nimmt der gleichen an Bord; ein Gleiches geschieht mit dem Gepäck. Der Erfinder dieser Vorrichtung heißt Otis Tufts und ist ein Yankee aus Boston. Daß es an vielen Treppen im Hause nicht fehlt, versteht sich von selbst. Der sinnreiche Kopf, welcher das Innere dieses Gasthofes gebaut hat, heißt Washburne; er fing seine Laufbahn als Bursch bei einem Gypsarbeiter an und ist jetzt der berühmteste Herbergenarchitekt in America; er bauete das Revere- und das Americanhaus in Boston; arbeitet zugleich an zwei andern Gasthöfen in Boston, an einem in Philadelphia und einem in Mobile. Das ist alles sehr schön; nur schlimm, daß in allen solchen kolossalen Karawanseraïs die Speisen so schlecht sind. Eine gute Küche, wohlzubereitete Speisen, sind ein Erzeugniß der Civilisation, und in Nordamerica kochen die Yankees miserabel.

Japanesischer Gewerbfleiß.

st. Der englische Seeofficier Tronson veröffentlicht die Erzählung einer Reise nach Japan, die er auf der Barracouta machte. Das Schiff trug den Admiral Sir James Stirling, der im October 1854 den Handelsvertrag mit Japan abschloß. Das geographische Interesse des Buches concentrirt sich in der Schilderung der Fahrt an den Küsten der Tatarei und zum Amur. Leser, die sich zugleich unterrichten und unterhalten wollen, finden anziehende und lebhafte Schilderungen des japanesischen Lebens und der landschaftlichen Reize der vier Hauptinseln. Herr Tronson bestätigt, daß die japanesischen Steinkohlen, die zum Theil zu Tage stehen, zu matt brennen, um von Dampfschiffen benutzt werden zu können. Die Japanesen waren eifrig beschäftigt, sich die europäischen Fortschritte anzueignen. Sie bauten ein Schiff mit sclavischer Nachahmung des französischen Musters, das sie vor Augen hatten. Ihre Compasse erwiesen sich bei genauer Prüfung als ebenso zuverlässig wie die englischen. Ihre einheimische Industrie zeigte ihre Vortrefflichkeit in den feinen Gold-, Silber- und Kupferarbeiten, in den bronzenen Verzierungen der Schwerter, besonders aber in den Sachen von Papier aus der Rinde des Maulbeerbaumes. Man fertigt aus doppelten Lagen dieses Papiers sogar ganze Kleider, die geölt und auf der Außenseite bemalt werden. Diese Kleider sind sehr dauerhaft, „vorausgesetzt," fügt Herr Tronson hinzu, „daß man sie weder mit Nägeln noch mit scharfen Steinen, noch mit Baumzweigen in Berührung bringe." Der japanesische Tabak ist sehr mild und hat gar keinen Geruch.

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Professor Kolenati hat im zweiten Bande seiner „Reiseerinnerungen" der früher schon erschienenen „Bereisung Hocharmeniens" nun auch noch eine „Bereisung Circassiens" folgen lassen, die wir hier in einer sehr eigenthümlichen Angelegenheit zu erwähnen haben. Der Verfasser giebt uns in seinem Werke Proben tscherkessischer Nationalgesänge, die er seiner Versicherung nach aus dem Munde des Dolmetschers des Generals Bezobrazow, Omar, hat. Er nennt theils den blinden Sänger Ali Charsis, den Homer Tscherkessiens, eine Person, die unseres Wissens niemals existirt hat und nur in dem weiter unten erwähnten Gedichte vorkommt, als Verfasser, theils legt er sie den circassischen Kikrakoas (Troubadours) in den Mund. Zufälliger Weise sind sie aber alle, und zwar 294 Verse, schlechtgezählt, Wort für Wort — einige Verstümmelungen und Zusammenziehungen ausgenommen — aus einem Werke des in neuerer Zeit durch seine poetischen Productionen vielseitig bekannt gewordenen sächsischen Hauptmanns Richard v. Meerheim in Dresden

entlehnt, welches derselbe unter dem Titel „Gulat und Dschadra. Gemälde aus Tscherkessien in vier Gesängen" und unter dem pseudonymen Namen Hugo vom Meer bereits im Jahre 1848 erscheinen ließ. Ja, und noch mehr — nicht nur sind auch verschiedene von den Notizen, welche dem erwähnten Gedichte als Erläuterungen beigegeben sind, von Kolenati wörtlich copirt; dieser hat ferner noch, wahrscheinlich nicht wissend, daß die Erzählung in „Gulat und Dschadra" frei erfunden, hier und da Episoden daraus als von sich selbst erlebt hingestellt. Wie geflissentlich er es weiter auch vermied, die in dem Gedichte vorkommenden Namen zu wiederholen, so ließ er doch aus Versehen den des Helden einmal stehen. Daß Meerheims Werke das Recht der Priorität gebührt, obgleich Kolenati seine Reise bereits im Jahre 1843 gemacht haben will, zeigt, daß dieser sich in seinem Buche zweimal sogar auf den „Reisenden" Hugo vom Meer bezieht. Fast scheint es, als wäre er der Meinung gewesen, hier ohne Gefahr entlehnen zu können, wähnend, Hugo vom Meer sei schon längst verschollen und sein Werk in Vergessenheit begraben.

Aus Anlaß des bevorstehenden Schillerjubiläums wird Dr. Karl Barth in Augsburg zum ersten Male eine Ausgabe sämmtlicher vom älteren Körner hinterlassenen Schriften veranstalten. Das deutsche Volk kennt denselben aus dem Schiller-Körner'schen Briefwechsel bereits als würdigen Freund seines großen Nationaldichters, als Ehrenmann im vollsten Sinne des Wortes, der „den Besten seiner Zeit genug gethan hatte." Um so anziehender muß es nun sein, diesen trefflichen, in jeder Hinsicht gediegenen Geist auch in seinen poetischen Productionen belauschen zu können.

Aus der Glanzzeit Weimars haben uns in den letzten Jahren mehrere Veteranen jener goldenen, bedeutungsvollen Tage ihre Lebenserinnerungen mitgetheilt; wir erwähnen hier nur den Kanzler Müller, den Theaterdirector Schmidt und den Musiker Eberwein. Jetzt ist zu diesen Dreien noch ein Vierter gekommen, der schon als Schriftsteller bekannte großherzogliche Rath Dr. Karl Sondershausen, welcher in drei Bänden unter dem bezeichnenden Titel „Der Letzte aus Altweimar" seine sehr bunten und reichhaltigen Memoiren nebst verschiedenen Dichtungen zusammengestellt hat.

Der bekannte Reisende Alexander Ziegler hat dem germanischen Museum in Nürnberg eine Broschüre gewidmet „Martin Behaim, der geistige Entdecker America's". Er liefert darin den Beweis, daß dieser Nürnberger von Geburt ein sehr gelehrter und bedeutender Mann gewesen ist, durch dessen Schriften Columbus in seinem Entdeckungsplan wesentlich bestärkt und ermuntert worden sein mag.

Der Deutsch-Ungar Kertbeny wird seiner vor einigen Jahren erschienenen Uebersetzung der „Dichtungen Alexander Petöfi's" nächstens auch eine Uebertragung der „erzählenden Dichtungen Petöfi's" folgen lassen. Außerdem sind von ihm unter dem Titel „Delibab" (Fata Morgana) Novellen und Skizzen, sowie unter dem Titel „Silhouetten und Reliquien" persönliche Erinnerungen an Bettina, Bem, Béranger, Delaroche, Hammer-Purgstall, Heinrich Heine, Lablache, Lenau, Petöfi, Pyrker, Saphir, Varnhagen, O. L. B. Wolff, Zschokke u. A. zu erwarten.

Perrotin, einer der Buchhändler, die die Gesammtausgabe des Béranger'schen Briefwechsels vorbereiten, hat aus den Schriften des großen Chansonniers eine Art Auszug veranstaltet, den er als den „Béranger der Familie" ankündigt. Die belgische „Independance" spottet über dies Buch einigermaßen und meint, es könnte ebenso gut ein „Béranger des vieux garçons ou des lorettes" existiren, oder auch, man käme im weiteren Verfolge solcher Speculationen vielleicht noch auf die Idee eines „Voltaire à l'usage des séminaires" und eines „Alfred de Musset à l'usage des pensions de demoiselles".

Eine Monographie, die für künftige specielle Studien in der französischen Litteraturgeschichte von wesentlichem Nutzen sein wird, ist die fein und beredt geschriebene Broschüre: „François Villon, sa vie et ses oeuvres par Antoine Campaux". François Villon, den Boileau geradezu als den Vater einer nationalfranzösischen Poesie bezeichnet, hieß eigentlich Corbeuil und bekam den Beinamen Villon, d. h. fripon, seines ausschweifenden, liederlichen Lebens wegen, das ihn sogar zum Verbrecher machte. Er war 1431 in Paris von armen Eltern geboren und besuchte die unentgeltlichen Vorlesungen an der Universität. 1454 ward er, weil man ihn verschiedener schwerer Vergehungen zeihen konnte, zum Strange verurtheilt, durch die Fürsprache des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund aber begnadigt, welcher Fürst ihn aus seinen Gedichten und namentlich den Balladen, die er zuerst in künstlerischem Sinne cultivirte, liebgewonnen hatte. Statt des Todes traf ihn nur das Loos der Verbannung, später jedoch kam er, weil er nicht aufhörte, ein Industrieritter der gefährlichsten Art zu sein, nochmals mit den Gerichten in Conflict, ward aber wieder auf Verwendung mehrerer Gönner freigelassen. Damals schrieb er zum Danke sein berühmtestes Werk, das „Codicille et grand testament". Kurz vor Ende der Regierung Ludwigs XI. starb der durch seine Poesien so berühmt, und durch sein Leben so berüchtigt gewordene Mann zu St.-Maixent in Poitou im südlichen Frankreich. Seine merkwürdige, zwischen den gemeinsten Thaten und edleren Empfindungen schwankende Persönlichkeit hat uns Antoine Campaux mit großer Treue und Kenntniß des Einzelnen geschildert.

Der Graf von Marcellus gab ein Buch „Chateaubriand et son temps", das zwar in allzu parteiischem Sinne, mit zuviel persönlicher Vorliebe geschrieben ist, das aber die wesentlichsten Gesichtspunkte seines Thema's mit Besonnenheit und Verständniß festhält. Chateaubriand ist in der That ein Mann, den man mit seiner Zeit in Verbindung bringen darf, den man als Repräsentanten derselben hinstellen kann. Wenn Villon der Vater der französischen Poesie überhaupt ist, so muß Chateaubriand mit noch viel größerem Rechte als Vater der neufranzösischen Litteratur bezeichnet werden. Er ist, wie wir uns einmal irgendwo gelesen zu haben entsinnen, „der eigentliche Typus der romantischen Reaction gegen den Geist der Aufklärung", der Typus wenigstens für Frankreich, und in seinem Bilde, selbst wenn es geschmeichelt ist, erscheint das Bild seiner ganzen Periode, der ersten Epoche der Romantik von der Revolution an bis auf Victor Hugo.

Unter den neuerdings in Paris erschienenen Reisewerken nehmen zwei Bücher von Alphonse Esquiros durch Gediegenheit der Forschung, Freimuth des Urtheils und Eleganz des Styles einen besonders hohen Rang ein. Das eine schildert: „La Néerlande et la vie hollandaise", das andere „l'Angleterre et la vie anglaise", und namentlich enthalten beide sehr treffende und geistvolle Bemerkungen über den holländischen und englischen Nationalcharakter. Einzelne Abschnitte daraus theilte früher schon die Revue des deux mondes mit.

Fast gleichzeitig mit Bayle St. John verlor die englische Presse in Daniel Owen Maddyn noch einen ihrer vorzüglichsten Mitarbeiter. Derselbe war im schottischen Flecken Mallow als einziger Sohn eines Kaufmanns Owen Madden 1815 geboren, und die Aenderung der letzten Sylbe seines Namens geschah aus Rücksichten der Unterscheidung von anderen Trägern des gleichen Namens. Sehr jung schon betheiligte sich der Verstorbene an verschiedenen Journalen und Magazinen, für die er besonders geschichtliche und politische Artikel abfaßte. Seine größeren Werke wollen wir hier nicht alle anführen, sondern nur erwähnen, daß eines über das „Zeitalter von Pitt und Fox" ungemein trefflich zu werden versprach, leider jedoch unvollendet blieb. Seine letzte und berühmteste Schrift auf publicistischem Gebiete waren die „Parteihäupter". Auch einige Novellen, z. B. „Wynville or Clubs and Coteries", schrieb Owen Maddyn, und bis zuletzt zählten ihn das Athenäum und andere vielgelesene englische Zeitschriften zu ihren Mitarbeitern. 1842 kam er nach London und

blieb da, bis er vor etwa zwei Jahren nach Dublin übersiedelte. Noch kurz vor seinem Tode faßte er den Plan, seine Journalartikel in einer Sammlung zu vereinigen, deren Titel „my study-chair or memoirs of men and books" werden sollte, und es bleibt zu wünschen, daß einer seiner Freunde diesen Plan zur Ausführung bringen möge.

Eine höchst interessante Erscheinung der englischen Litteratur ist Chappell's Sammlung alter Volksmelodien. Das älteste Stück ist ein Lied aus dem dreizehnten Jahrhundert „Der Sommer ist kommen", dann folgt von 1300 ein Tanz, von 1415 ein „Lied auf den Sieg von Azincourt", von 1460 ein Weihnachtsgesang. Heinrich VII. ist der erste englische Herrscher, der die Musik als Kunst anerkannt hat, und unter Elisabeth hatte sie ihr goldenes Zeitalter. Chappell theilt die Originalmelodien zu den Liedern in Shakespeare's Hamlet, Othello, Was ihr wollt und Dreikönigsabend mit. Sie sind keineswegs bedeutend, wie denn überhaupt die Volksmelodien des eigentlichen Englands denen aus Wales, Schottland und Irland weit nachstehen. Die Tänze klingen besser als die Liedermelodien, und bei den Tänzen ist es zweifelhaft, ob sie nicht zum Theil schottischen Ursprungs sind.

Als eine Art Curiosum, das aber in einer allgemeinen Geschichte des Handels nicht unbeachtet gelassen werden darf, nennen wir Fairholds Buch „the Tobacco, its history and associations". Der Verfasser behandelt seinen Stoff in keiner trockenen, sondern in anmuthig plaudernder Weise und würzt die Lectüre mit unzähligen Anekdoten und der Erwähnung aller möglichen berühmten Männer, die entweder sehr viel oder gar nicht geraucht haben.

Bildende Kunst.

Die bei Xanten zwischen Düsseldorf und Wesel im Wasser aufgefundene antike Bronzestatue, über die der Rheinstrom zwei Jahrtausende lang seine Fluthen gewälzt haben mag, ohne sie erheblich zu beschädigen, ist nunmehr nach Berlin transportirt und daselbst in der Verbindungshalle zwischen dem alten und neuen Museum neben dem berühmten „Adoranten" oder „betenden Knaben" aufgestellt worden. Diesem letzteren Werke aus der zweiten Blüthezeit der sikyonisch-argivischen Kunst ist zwar die jetzt erworbene Statue, welche wohl nicht hellenischen, sondern römischen Ursprunges sein dürfte, an Werth nicht ganz ebenbürtig, sie bleibt aber trotzdem der Beachtung im höchsten Grade werth und rührt sicherlich von einem in seinem Fache sehr tüchtigen Künstler her. Ohne Platte ist sie sechs Fuß hoch und stellt einen dem Jünglingsalter nahen, gänzlich unbekleideten Knaben dar in eilends vorwärtsschreitender Bewegung, gleichsam als wenn er im Anlauf begriffen wäre, irgend einen schweren Gegenstand vor sich hin zu schleudern. Dieser eilige Anlauf ist nicht allein ausgedrückt in der ganzen Haltung und Stellung der Gestalt an und für sich, sondern auch durch den vorgestreckten linken Arm, eine Bewegung, die der Künstler der Natur treffend abgelauscht hat, da in solcher Eile die Arme von selbst sich vorstrecken. Der rechte Arm fehlt zwar bis zum Ellbogen, jedoch geht aus dem noch vorhandenen Reste entschieden hervor, daß er erhoben war, um einen schweren Gegenstand einem gewissen Ziele, wie uns die Wendung des Hauptes und Richtung des Blickes beweist, zuzuschleudern. Der Ausdruck des Gesichts ist lebhaft, charakteristisch und bezeugt offenbar eine gewisse freudig spannende Erregung der Seele. Die Formen des Körpers sind jünglingshaft im besten Sinne des Wortes, sie haben die anmuthsvolle Rundung, hinter der die Knochenbildung und Muskulatur, von des zarten Fleisches gefälliger und sinnlich reizender Hülle umschlossen, möglichst verschwindet. Durch dies alles, und besonders auch noch durch den Kranz von Blumen und Blüthen, welcher das Haupt des Epheben umschlingt, erweist sich derselbe fast unwiderleglich als bacchischer Kampfspieler. Als Bild des jugendlichen Gottes selber ist die Statue wohl weniger aufzufassen, noch gezwungener aber erscheint die auch bereits versuchte Deutung, daß sie den Achilles auf Skyros vorstelle.

Wir erwähnten neulich das schöne in Thon gebrannte Relief für das Portal der Dirschauer Eisenbahnbrücke, wofür Schievelbein in Berlin das Modell gefertigt hatte. Das zweite für denselben Ort bestimmte Relief ist jetzt von Bläser im Entwurfe vollendet worden und zeigt sich nicht minder als ein Werk, das seinem Schöpfer alle Ehre macht. Es stellt den Act der Brückenweihe durch den König dar in Gegenwart des Prinzen und des Prinzen Karl von Preußen, des Staatsministers v. d. Heydt, des geheimen Oberbauraths Mellin, des geheimen Raths Lenze, des königlichen Gefolges und aller beim Bau thätig gewesenen Beamten, Baumeister und Künstler, unter welchen sich Bläser selbst befindet. Diese Gruppe zeichnet sich auf dem Relief durch treueste Porträtähnlichkeit und stylvolle Behandlung der Porträts aus — Vorzüge, wodurch auch unvermeidliche Uebelstände, z. B. die Monotonie vieler Gestalten zu Fuß in der Civiluniform und in einer ehrfurchtsvoll harrenden Situation d. h. also ohne Handlung, möglichst der Beachtung entzogen worden sind. Die genrehaften als Staffage dienenden Figuren der Landleute, ein Ehepaar mit einem Knaben, ein junges Mädchen mit einem Bündel Aehren und ein junger Mensch im Hintergrunde, der ein unberittenes Pferd am Zügel hält, sind recht glücklich aufgefaßt und die eigentlich malerischen Motive der Nationaltracht geschickt in der Plastik verwerthet. — Außer dem Entwurfe dieses Reliefs befinden sich jetzt eben im Bläser'schen Atelier noch die Hülfsmodelle zu fünf fast runden Reliefsiguren von Tänzerinnen, welche das Proscenium des mit Riesenschritten seiner Vollendung entgegengehenden Berliner Victoriatheaters zieren sollen. Die Ausführung derselben wird dem jüngern Bruder des Prof. Franz Drake übertragen werden.

Neben den Schülern Rauchs und Wichmanns wirkt in Berlin auch noch ein Schüler Friedrich Tiecks, Wittig mit Namen, der die seinem Meister eigenthümliche Feinheit der Behandlung gleichfalls in erfreulichem Maße besitzt. Er vollendete in letzter Zeit außer einer Ceresstatue, die dem aus der Antike her bekannten Ideale dieser Göttin glücklich nacheifert, zwei der biblischen Legende entlehnte Gruppen „Rebekka am Brunnen" und „Jakob und Rahel", welche den Geist jener beiden lieblichen Idyllen des alten Testamentes in hohem Grade athmen.

Aus der königlichen Erzgießerei zu München, welche unter der Leitung Millers, des Neffen und Nachfolgers von Stiglmayer, fortdauernd ihren Weltruf behauptet, gingen in neuester Zeit wieder zwei trefflich gelungene Werke hervor: eine Statue des Augsburger Domcapitulars Christoph v. Schmid, sowie eine des früheren Präsidenten der Vereinigten Staaten James Madison. Diese, die letzte in Rom geschaffene Arbeit des Americaners Crawford, ist im Costüm der Zeit Washingtons gehalten, und voll energischen, kühnen Ausdrucks. In der einen Hand das Gesetzbuch, in der andern die Feder, steht der Mann mit seiner imposanten Figur unbedeckten Hauptes da. — Während dies Denkmal übers Meer nach Richmond in Virginien gebracht werden und einen Pendant zur dortigen Washingtonstatue bilden wird, soll das ersterwähnte zu Dünkelsbühl im bayerischen Kreise Schwaben seine Stätte finden, wo der berühmte Jugendschriftsteller und Verfasser der in alle lebenden Sprachen übersetzten „Ostereier" im Jahre 1768 geboren ward. Das Modell zu seiner Statue lieferte Professor Max Widemann, neben Brugger und Halbig der dritte im Münchener Kleeblatte der aus Schwanthalers Schule hervorgegangenen Künstler. Es besteht aus einer anmuthigen Gruppe, indem wir den geistlichen Herrn, mit seiner Amtstracht bekleidet, gemächlich sitzend vor uns sehen, wie er einem hübschen Kinderpaar, das ihm zu Füßen kniet, eine seiner gemüthlichen Jugenderzählungen zu Gehör giebt. Die Mienen seines Gesichts sind die milden, gütigen eines ächten Kinderfreundes.

Der nächste Guß, den Ritter v. Miller in seiner Erzgießerei vorzunehmen gedenkt, wird der des Standbildes vom Herzog Eberhard im Bart, dem Stifter der Tübinger Universität, sein, welches nach dem Modelle Hofers im vorderen Schloßhofe zu Stuttgart aufgestellt werden soll.

In Paris wird an der Ecke des Vendomeplatzes und der Rue de la Paix eine kolossale Statue Napoleons III. im Costüm eines Cäsars und Triumphators errichtet werden, wozu Clesinger, der geschiedene Eidam der G. Sand, den Entwurf fertigt. — Der Maler Yvon hat dem Kaiser der Franzosen seine Skizzen zu den Gemälden der Schlachten von Magenta und Solferino bereits übergeben und weiter noch den Auftrag erhalten, auch die Zusammenkunft in Villafranca am 11. Juli für die Gallerien zu Versailles zu malen. Eine Version dieser Nachricht besagt, daß die letzterwähnte historische Scene Meissonnier darstellen solle.

Dem Museum der Jeanne d'Arc in Orleans ist von einem Ungenannten ein werthvolles und merkwürdiges altdeutsches Gemälde auf Holz aus dem fünfzehnten Jahrhundert übergeben worden, worüber Mantellier, Director des historischen Museums daselbst, an den Maire der Stadt einen längeren, in der Revue de l'instruction publique abgedruckten Bericht erstattet hat. Das Bild stellt eine Frau vor, die auf einem galoppirenden Pferde reitet, vollständig gerüstet, mit Ausnahme des Kopfes, der unbedeckt und von einer Glorie umgeben ist. Ihre blonden wallenden Locken werden von einem Perlenbande zusammengehalten, in der Rechten schwingt sie ein blankes Schwert; über ihr hält ein Engel, der vom Himmel niedersteigt, einen Helm und scheint Willens, ihn auf ihr Haupt zu setzen. Das Pferd ist weiß mit rothem Geschirr, auf dem Kopf trägt es einen Federbusch. Unter seinen Füßen liegen zerbrochene Lanzen und menschliche Gebeine, im Hintergrund erheben sich Hügel und Bäume. Die Gestalt ist jung und schön, von regelmäßigen Zügen, und in der heftigen Kampfbewegung bewahren sie einen auffallenden Ausdruck von Milde und Ruhe. Das Costüm und namentlich auch das Geschirr des Rosses ist das aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Das Bild läßt sich, sowie es hier beschrieben wurde, auf Niemanden anders beziehen, als auf die Jungfrau von Orleans, und der Engel über ihr wäre dann der Erzengel Michael, bekanntlich der Schutzengel Frankreichs und Johanna's. Ursprünglich stammt das Gemälde aus der berühmten Sammlung des Grafen Brühl; später besaß es ein Nürnberger Kunstkenner, und dann kam es an den Staatsrath von Martinengo in Würzburg. Dieser hielt den von 1476 – 1534 lebenden Hans Baldung, genannt Grun oder Grün, für den Schöpfer des Bildes; der letzte Besitzer dagegen, der es dem Museum in Orleans geschenkt hat, glaubt, es rühre von einem unbekannten Meister aus der Schule von Colmar her, und setzt die Zeit seiner Entstehung ungefähr ums Jahr 1429. Daß Schiller, als er seine „Jungfrau von Orleans“ geschrieben hatte, ausdrücklich um sich dies Bild zu besehen, nach Würzburg gereist sei und danach das Costüm seiner Heldin umgeändert habe, ist wohl nur eine Fabel.

Friedrich Overbeck in Rom, der sich seine Productionskraft bis zu sehr hohem Alter erhält, ist gegenwärtig mit den Entwürfen für eine Reihe religiöser Gemälde beschäftigt, welche die Darstellung der Sacramente und ihren Zusammenhang mit dem Diesseits und Jenseits zum Gegenstand haben.

In Bezug auf unsere neulich gegebene Mittheilung von der Reise **Friedrich Prellers** nach Rom erwähnen wir heute noch, daß die Odysseebilder, für die er in Italien Studien machen will, al fresco in einer neu zu erbauenden Halle des Weimarer Schloßparkes ausgeführt werden sollen, deren innere Ausschmückung vom Großherzog ihm übertragen worden ist.

Einer der berühmtesten Coloristen der neuvlämischen Schule und zugleich einer der fleißigsten Maler Belgiens in unserer Zeit ist **Henri Leys** in Antwerpen. Von seiner Staffelei soll nächstens schon wieder ein größeres Bild „Die Publication der Ordonnanzen unter Karl V.“ in die Welt gehen, und es wird gesagt, dasselbe werde den rasch erworbenen Ruf des jungen Künstlers nur noch höher steigen lassen.

Wie der Professor Albert Zimmermann nach München, so ist nun auch der Professor Fr. **Schmidt** von der Akademie in Mailand nach Wien zurückgekehrt. Letzteren versuchte man in der sardinisch gewordenen Stadt noch ferner festzuhalten und versprach ihm, er solle nach Zerstörung des Mailänder Castells ein Residenzschloß für König Victor Emanuel zu erbauen bekommen, doch blieb er nicht, sondern ging, wie gesagt, nach Oesterreich zurück, wo er wahrscheinlich eine Lehrerstelle an der Akademie der Hauptstadt annehmen wird.

In Dresden starb vor kurzem ein höchst befähigter, origineller Künstler, **Hermann Wiedemann**, der jedenfalls als einer der vorzüglichsten Ornamentisten, die je gelebt haben, gelten mußte. Nicht mit Unrecht ist bei einigen seiner Schöpfungen an keinen Geringeren als Benvenuto Cellini erinnert worden. Er war am 9. Juni 1822 geboren und bildete sich auf der Dresdener Akademie zum Architekten aus, wirkte aber später nicht als solcher, sondern vielmehr als geistreicher Erfinder von Zeichnungen für Gefäße, Möbeln, Candelaber, Kronleuchter, Tafelaufsätze, worin er eine fast wunderbare, unerschöpfliche Phantasie und den feinsten Geschmack bekundete. Man durfte von ihm sagen, es sei ihm gelungen, das Nützliche allenthalben ins Bereich des Schönen hinaufzuziehen. Leider erkannte sein engeres Vaterland nur zu wenig, welchen Werth seine Compositionen besaßen, und überließ es der Fremde, ihn mit Bestellungen zu versehen. Werke von seiner Hand befinden sich in Wien, Berlin, Coburg, Schwerin, Paris, London, und die Gewerbtreibenden, welche mit ihm in Verbindung standen, sind an den verschiedensten Orten zerstreut. Sachsen selber gab ihm außer mehreren Arbeiten für die Meißner Porzellanfabrik nur zweimal öffentliche Aufträge; von ihm nämlich rührten die Zeichnungen zu einem Tafelaufsatz für den Kronprinzen Albert, sowie zu der Ehrenkette her, die König Johann dem Rector der Leipziger Universität als Zeichen seiner Würde bestimmte.

Wir sprachen in voriger Nummer von dem glänzenden Aufschwunge der Photographie in Paris: fast in eben solchem Maße beginnt diese Kunst sich aber auch in London zu heben. Man geht dort gleichfalls mit dem Plane einer Ausstellung von Photographien um, ja man will sogar im British-Museum eine eigene Abtheilung für dieselben begründen und macht damit jetzt eben den Anfang, indem man die Originalwerke Raffaels, Michel Angelo's u. A., welche sich im Besitz der Oxforder Universität befinden, photographisch abnehmen läßt. Die Räumlichkeiten, in welchen dieselben aufbewahrt wurden, bedürfen nämlich einer zweimonatlichen Restauration, und währenddem sind die Schätze zu genanntem Zwecke bereits nach London gebracht worden. Die Kunst der Photographie überhaupt hat in England, um das nicht zu vergessen, eine sehr mächtige und hohe Gönnerin; König Victoria beschäftigt sich in Mußestunden selbst mit ihr. – Als den vorzüglichsten Photographen Englands in der Gegenwart bezeichnete das „Athenäum“ vor kurzem einen gewissen **Rejlander**, dessen Bilde „The Wayfarer“ (der Reisende) das genannte Blatt ein ganz ungewöhnliches Lob spendete.

Theater und Musik.

Das in London erschienene Buch „The life and theatrical times of Charles Kean“ von **John William Cole**, tritt mit der Prätention auf, eine Geschichte des englischen Drama's in den letzten fünfzig, sowie eine Geschichte des Princeßtheaters in den letzten neun Jahren zu geben, ist aber im Grunde nichts Anderes, als eine vom Standpunkte eines guten Freundes geschriebene Biographie des Directors der genannten Bühne. Interessant genug ist freilich die Erzählung seines wechselvollen Lebens. Im Januar 1811 geboren, besuchte er in späteren Jahren zu seiner

Ausbildung die Schule zu Eton, mußte dieselbe aber, als sein Vater, der berühmte Edmund Kean, nichts mehr verdiente, wieder verlassen und sehr früh schon die Pflicht auf sich nehmen, für den Unterhalt seiner Mutter mit zu sorgen. Seinen ersten theatralischen Versuch machte er am 1. October 1827 in Drurylane als junger Nerval in Home's Tragödie „Douglas"; die Kritik sprach sich aber über seine Leistung so bitter und schonungslos aus, daß dem Debütanten dadurch aller Muth benommen wurde, fernerhin aufzutreten, und nur die Ueberredungskunst des damaligen Leiters des Drurylanetheaters ihn vermochte, bei der Bühne zu bleiben. Er ging nun in die Provinz, und sein eiserner Fleiß, wie sein scharfer Verstand — Eigenschaften, die ihn mehr unterstützen, als angeborenes Genie — brachten es bald dahin, daß sein Name mit immer größerer Achtung genannt und er auf seinen Kreuz- und Querzügen überall der Liebling des Publicums wurde. 1842 vermählte er sich mit der beliebten Schauspielerin Ellen Tree aus Edinburgh, und mit dieser unternahm er Kunstreisen sowohl nach Paris, als auch über den Ocean nach Neuyork. Deutschland hat er noch nicht besucht, wie sein College und Rival Samuel Phelps. Seit 1850 ist er Director des Londoner Princeßtheaters, dessen gegenwärtige Blüthezeit sein Verdienst ist und auf dem er besonders den Shakespeare von neuem heimisch gemacht hat.

Hermann Hersch, dessen „Anna-Lise" vor kurzem auch im Druck erschienen ist, hat nicht blos, wie wir schon berichteten, ein neues Stück fertig, sondern vollendete deren zwei auf einmal, und zwar spielt das eine in der Gegenwart, während das andere der Geschichte der schlesischen Kriege entnommen ist und wieder den alten Dessauer zum Helden hat. Jenes in Berlin bereits zur Aufführung angenommene führt den interessanten Titel „Kraft und Stoff" und behandelt also den Gegensatz der materiellen und ideellen Richtung in den Naturwissenschaften — ein an und für sich ziemlich trockenes Thema, an dem der Dichter seine Kunst der poetischen Verlebendigung wird erproben können. So viel man bis jetzt urtheilen kann, scheint Hersch's Begabung für die Komödie die für das Drama bei weitem zu überwiegen. In seinen früheren Tragödien aus dem Alterthum war viel hohles Pathos und steifes Einhergehen auf dem Kothurn bemerkbar; im Lustspiel aber entfaltete er eine sehr anmuthige Natürlichkeit, und wir sind daher begierig, ob er bei einem Griff ins „volle Menschenleben" unserer Zeit dieselbe eigenthümlich frische und kecke Gestaltungskraft offenbaren wird, die der „Anna-Lise" überall zu so erheblichen Erfolgen verhalf. Jedenfalls besitzt Hersch ein vielversprechendes Talent für das heitere Bühnenspiel, sowie die Unbefangenheit der Production, die dem Komödiendichter unumgänglich nothwendig ist.

Ein minder erfreuliches Schauspiel bietet uns ein anderer Autor auf theatralischem Gebiete dar. Görner, der Charakterdarsteller in Hamburg, war ursprünglich durchaus keine unbedeutende schaffende Kraft, und seine frühesten Erzeugnisse ließen für die Zukunft eine Hebung seines Talentes wohl als möglich gelten. Jedoch er hat mit dem ihm verliehenen Pfunde schlecht gewuchert, er ist ein Vielschreiber geworden und, der von jeher an ihm bemerkbaren Vorliebe für chargirte Züge allzusehr nachgebend, kam er schließlich dahin, es dem Wiener Feldmann, der auch eine gesunkene Größe ist, gleichzuthun, d. h. sich ebenfalls unter die Possenfabrikanten zu mischen, deren Thätigkeit der Bühne nur zum Schaden gereichen kann. Wir sahen vor kurzem sein neuestes Stück „Drei nette Jungen" und fühlten uns geradezu abgestoßen von diesem Machwerk, das sogar die gute und wirksame Idee des Nestroy'schen „liederlichen Kleeblattes" in einer witzlosen und ordinären Variation zu Schanden macht. Auf Kosten der Schönheit und des Anstandsgefühls, der gesunden Vernunft oder der Moralität Gelächter erregen kann wohl ein rasches Bonmot, doch nicht ein Stück, das den ganzen Abend ausfüllt und immer auf Decenz, Moral und Vernunft zugleich losschlägt. Es sollte Niemand, der mit theatralischer Kunst sich befaßt, vergessen, daß auf der Bühne auch in der Posse die Grazien herrschen müssen.

Die Wiener Hofburgtheaterdirection geht mit dem Plane um, für das Jahr 1861 eine neue Lustspielbewerbung zu veranstalten, wie schon eine vor zehn Jahren 1851 stattfand. Möchte es ihr diesmal wenigstens gelingen, den Autoren den mit Ducaten gepflasterten Weg zu einer nationaldeutschen Komödie zu weisen; denn das vorige Mal war der Erfolg nicht so, daß er der Erwartung entsprochen hätte. Hackländers „geheimer Agent", der vielleicht den Preis verdiente, traf erst nach dem festgesetzten Termine ein, und so wurde denn „der kategorische Imperativ" von Bauernfeld gekrönt — ein Stück, das überall, wo es nachher gegeben ward, nur eine sehr laue Aufnahme fand und unter den Erzeugnissen des genannten Dichters blos in zweiter oder dritter Reihe steht, ebenso wie der mit dem nächsthöchsten Preis gekrönte „Liebesbrief" unter den Werken des fleißigen Roderich Benedix.

Paul Heyse in München, der sich durch seine „Sabinerinnen" ein so vollgültiges Zeugniß seiner Begabung für das Drama in großem Styl ausstellte, hat ein neues historisches Stück vollendet, dessen Titelfigur „Elisabeth Charlotte", die Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, sein soll. Wie gerade diese zur tragischen Heldin passen will, wissen wir freilich nicht. Sie sollte erst einen Herzog von Kurland heirathen, doch zerschlug sich diese Partie aus gegenseitiger Abneigung, und sie ward sodann die Gemahlin des Herzogs Philipp von Orleans, des Bruders von Louis XV. Ihr gerades, deutschderbes Wesen stieß am galanten Hofe zu Versailles vielfach an, aber selbst fünfzigjährige Anwesenheit daselbst änderte den Charakter und das Benehmen der fast männlich entschiedenen Frau nicht. Ihre geschworene Feindin war vor Allen die Maintenon. Auch wurde sie die unschuldige Ursache zu den Verheerungen in der Pfalz, wofür der König von Frankreich ihre Ansprüche an die Allodialverlassenschaft ihres Bruders Ludwig, des letzten Kurfürsten der Pfalz, zum Vorwand benutzte. Um sie zur Hauptperson eines Drama's, zur poetischen Gestalt zu machen, wird die Dichtung der Geschichte viel von ihrer Farbe leihen müssen.

Noch haben die Trümmer des Cölner Theaters kaum aufgehört zu glühen und zu rauchen, und schon gehen die Bewohner der Stadt, obgleich sie auch jetzt noch nicht alle dramatischen Genüsse entbehren müssen, sondern in der Königshalle eine zweite Bühne besitzen, mit seltener Freudigkeit und Lebhaftigkeit daran, sich einen neuen Musentempel zu gründen. Gleich in den ersten Tagen der Zeichnung von Geldbeiträgen für den beabsichtigten Bau standen 100,000 Thaler auf dem Papiere.

Niels Gade hat eine große tragische Oper „Judith" in Arbeit — ein Stoff, der im Drama zwar schon mehrfach, z. B. von Hebbel, in der Oper aber, soviel wir wissen, nur erst einmal von dem in Berlin lebenden Emil Naumann, einem Abkömmling des alten Dresdners Naumann, behandelt worden ist. Gade's „Judith" wird das zweite Werk sein, das derselbe für die Bühne schreibt, indem von ihm in früheren Jahren schon eine Oper „Mariotta" in Kopenhagen zur Aufführung gelangte.

Für die komische Oper in Paris, deren letzte Novität eine Operette Albert Grisars „le voyage autour de ma chambre" war, componirt Fauconnier ein neues Werk „die Pagode", dessen Text der aus den Halevy'schen Opern schon bekannte St. Georges geliefert hat. Er soll sich durch ungewöhnlichen Reichthum an Effecten und melodiöse Haltung auszeichnen. — Das genannte Grisar'sche Werk, nach dem bekannten gleichnamigen Romane bearbeitet, soll zwar nicht eine so pikante Musik aufzuweisen haben, wie des Verfassers „Chien du jardinier" oder sein „Bon soir, Monsieur Pantalon" — doch soll es trotzdem eine ganz reizende, im frischesten Styl geschriebene Operette sein.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 37. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 10. September.

Inhalt.

Aus dem Leben der Feueranbeter.

Es hat etwas Rührendes, wenn man sich vergegenwärtigt, wie ein großes Volk, das einst zu den Weltmächten gehörte und eine hohe, eigenthümliche Cultur aus sich herausarbeitete, im Laufe der Jahrhunderte allmählich von seiner Größe herabsinkt, von anderen Nationen, die an Bildung tief unter ihm stehen, bezwungen wird, seine Sprache und Religion verliert und sogar in seinen Sitten eine völlige Umwandelung erfährt. So ist es den Persern ergangen, deren gewaltiges Reich einst von den Gestaden des indischen Oceans bis an die Küsten des mittelländischen Meeres reichte. Von den Zeiten der medischen Könige, von Dejoces an, spielte es vierzehn Jahrhunderte lang in Vorderasien eine große geschichtliche Rolle; doch seine alte Cultur reicht weit höher hinauf. Als der Chalif Omar, einer der ersten Nachfolger des Propheten von Mekka, nach Persien hineinstürmte und über den König Jezdedscherd eine Schlacht in der Nähe des „nächtig umschatteten" Ecbatana gewann, war Persiens Selbständigkeit dahin. Der letzte König irrte verkleidet zehn Jahre lang im Morgenland umher, und wurde zuletzt von einem Müller ermordet, dem er sich und sein Geheimniß anvertraut hatte.

Die Leiden des eroberten Landes waren schwer und dauerten lange. Das Volk hatte nur zu wählen zwischen dem Tod und dem Koran; die Feuertempel wurden in Moscheen verwandelt, und bevor ein Jahrhundert verfloß, waren nur noch wenige Spuren von der Lichtreligion Zoroasters übrig geblieben. Wer der alten Lehre treu bleiben wollte, flüchtete in die Gebirge von Chorassan und lebte nach seinem Glauben, bis der Fanatismus der Muselmänner auch dort die Parsis beunruhigte. Viele verließen lieber ihr Land, als daß sie ihren Glauben abgeschworen hätten; sie wanderten zu verschiedenen Zeiten und in mehreren Zügen zu Schiffe nach der Westküste von Indien, wo sie zuerst auf der Insel Diu eine freundliche Aufnahme fanden. Dort blieben sie neunzehn Jahre; dann las ein Destur (Hoherpriester) in den Sternen, es sei des Himmels Wille, daß sie weiter wandern müßten. So geschah es. Um 717 unserer Zeitrechnung ließen sie sich, südlich von Damaun, bei Senjen nieder, dessen König sie wohlwollend aufnahm; freilich nur unter der Bedingung, daß sie fortan die Landessprache reden müßten. Bald nachher hatten sie einen Tempel gebaut, auf dessen Altären, nach Zoroasters Vorschrift, das heilige Feuer loderte. Volle fünfhundert Jahre lang lebten sie in Frieden, ihre Zahl wuchs, sie bildeten auch in Surate, Kambay und mehreren anderen Städten blühende Gemeinden und blieben mit den Landesbewohnern in friedlichem Einvernehmen. Als jedoch die Mohammedaner auch bis an die Westküste Indiens drangen, zogen die Parsis als Bundesgenossen der Hindus gegen jene das Schwert und erwarben Lorbeeren auf dem Schlachtfelde. Aber die Uebermacht der Muselmänner war zu groß, sie eroberten Senjen, und die Parsis, die ein halbes Jahrtausend lang in glücklichen Verhältnissen gelebt hatten, wurden noch einmal vertrieben und weit zerstreut. Sie nahmen das heilige Feuer mit sich und retteten es nach Udwara, unfern Surate, wo es bis auf diesen Tag nicht wieder erloschen ist und einen heiligen Gegenstand der Verehrung bildet.

Surate war, gleich Senjen, in die Gewalt eines mohammedanischen Fürsten gefallen, eines Nawab, der die Parsis nicht nur nicht verfolgte, sondern auch ihre Betriebsamkeit zu schätzen wußte. Einer von ihnen erhielt sogar vom Großmogul ein ewiges Lehen in Surate, und es waren Parsis, welche den Engländern die Erlaubniß zur Niederlassung in jener Stadt auswirkten. Das Volk hatte sich in der Zerstreuung, und vielfach gedrückt wie es war, gleich den Juden und Armeniern, vorzugsweise dem Handel zugewandt und war dadurch mit den europäischen Seevölkern in Verkehr gekommen. Mit diesen befreundeten sich die Parsis, welche als Vermittler im Geschäft bald unentbehrlich wurden und es auch heute noch sind. Sie bildeten in Surate eine einflußreiche und angesehene Gemeinde; nicht minder wurden sie in Bombay von hoher Bedeutung, als diese Handelsstadt zur Blüthe gelangte. Dort war es ein Parsi, nach dessen Angaben und Plänen 1735 ein großes Schiffswerft angelegt wurde; noch heute steht dasselbe unter Oberaufsicht der Nachkommen des Gründers.

In Persien selbst sind nur wenige Parsis zurückgeblieben;

sie leben in ärmlichen Verhältnissen in den Provinzen Fars und Kermán. Vor ungefähr hundert Jahren zählten sie noch etwa hunderttausend Seelen, gegenwärtig nicht viel mehr als siebentausend, die fast alle in der Stadt Yesd und einigen umliegenden Dörfern wohnen. In Kermán zählt man ihrer nur noch hundertfünfzig; in der Hauptstadt Teheran halten sich einige Dutzend auf, und diese sind alle Kaufleute oder Gärtner im Palaste des Schah. Auch in Schiras leben noch einige wenige Parsifamilien. Von den alten heiligen Büchern besitzen dieselben nur noch einen Theil, aber Niemand liest sie, weil keiner das Pehlwi versteht, in welchem sie geschrieben sind.

So ist denn Indien die eigentliche Heimath der noch vorhandenen Parsis geworden, die man uneigentlich auch Guebern nennt. Ihr Hauptsitz ist Bombay, wo sie im Jahre 1851 110,544 Seelen zählten, lauter wohlhabende Leute. Die englische Herrschaft hat in Asien keine aufrichtigeren Anhänger und ergebeneren Freunde als diese Parsis, die als thätige Kaufleute in allen großen Handelsstädten des fernen Orients, selbst in den chinesischen Häfen, in nicht unbeträchtlicher Menge vertreten und überall sehr geachtet sind. In Bombay wächst ihre Zahl immer mehr an, und man darf nicht besorgen, daß sie aussterben oder unter Mohammedanern und Hindus sich verlieren werden, denn ihr Gesetz untersagt Blutvermischung mit Fremden. In Surate wohnen noch etwa zwanzigtausend Parsis, fünftausend in Broatsch und Nausari, zehntausend in Ahmedabad, Damaun und in einigen andern Städten des nordwestlichen Indiens. Rechnet man sechs- oder siebentausend hinzu, welche noch in Persien übrig sind, so hat man etwa hundertfünfzigtausend Anhänger der alten Lichtreligion des Zaratuschthra. Nur so viel ist übrig geblieben vom altpersischen Volke und Reiche!

Kein anderes Volk des Morgenlandes hat sich so aufrichtig mit den Europäern befreundet, als diese friedlichen und betriebsamen Verehrer der Lichtreligion. Unter dem Schirm der englischen Gesetze leben sie frei und sicher, und die britische Regierung hat ihnen viele Beweise davon gegeben, daß sie so treue und anhängliche Unterthanen vollkommen zu schätzen weiß. Ein vor allen übrigen hervorragender Parsi, ohne Zweifel derjenige Mann, der mehr als irgend ein anderer auf Erden aus eigenen Mitteln für wohlthätige und nützliche Unternehmungen zum allgemeinen Besten gethan hat, ist von der Königin Victoria mit dem Baronettitel beehrt worden. Wir meinen Sir Dschamsitschi Dschischibhoy, dessen wir später einmal erwähnen werden.

Viele Parsis sprechen und schreiben Englisch und sind in englischen Lehranstalten gebildet worden. Zu diesen Männern gehört auch Dosabhoy Framdschi, der in englischer Sprache ein Werk über seine Glaubensgenossen veröffentlicht hat. Es ist reich an interessanten Mittheilungen und schildert das ganze Leben und Treiben der Parsis genauer, als ein Fremder es vermöchte.

In Hindustan bilden sie zwei Secten, die Schensoys und die Kudmis; die letztere hat nur etwa zehntausend Anhänger. Aber es handelt sich bei ihnen nicht um abweichende religiöse Glaubensmeinungen, sondern lediglich um eine verschiedene Ansicht über die Zeitrechnung. Vor ein paar hundert Jahren war ein Perser, Namens Dschamasp, aus Iran nach Surate gekommen, um den dortigen Mobeds (Priestern) Unterricht im Gesetz, in der Lehre zu geben, und es stellte sich heraus, daß die indischen Parsis in ihrer Zeitrechnung von jener der persischen Glaubensgenossen um einen vollen Monat abwichen. Anfangs wurde darauf kein allzugroßes Gewicht gelegt, aber 1746 gewann ein iranischer Parsi einige Mobeds für seine Ansichten, und bildete die Secte der Kudmis, welche ihre religiösen Feste an anderen Tagen feiert als die Schensoys. Diese Feste sind im religiösen und gesellschaftlichen Leben von großer Bedeutung, denn auf die Gebete am Morgen folgen Abends heitere Zusammenkünfte und Lustbarkeiten; so am Feste des neuen Jahres, am Kordad Sal oder Geburtstage Zoroasters; an jenem, das zu Ehren jenes guten Engels begangen wird, welcher das heilige Feuer beschirmt. Am Addar Dschasan oder Feuerfeste drängt sich das Volk in die Tempel, um wohlriechendes Sandelholz in die heilige Flamme zu werfen, und am Muktads, dem Feste des letzten Tages im Jahre, werden Gefäße von Kupfer oder Silber auf Dreifüße gestellt und zu Ehren der Todten mit Wasser, Blumen und Früchten gefüllt. Dieser Brauch ist wahrscheinlich den Hindus entlehnt.

Wir wenden uns zu einer Schilderung des häuslichen Lebens, über welches Herr Framdschi in Bombay sich sehr ausführlich verbreitet. Ein Kind muß allemal in einem Zimmer zu ebener Erde, nie in einem höher gelegenen Zimmer das Licht der Welt erblicken, und die Mutter darf erst nach Ablauf von vierzig Tagen wieder im Kreise der Familie erscheinen. Stunde und Minute der Geburt merkt man sich sehr genau, und am fünften Tage erscheint ein Mobed oder auch ein Bramine, um dem Kinde das Horoskop zu stellen. Er zieht mit Kreide auf einer Tafel allerlei geheimnißvolle Linien, berechnet, wie die Leute meinen, den Lauf der Gestirne und dessen Zusammenhang mit dem Lebenswege des Kindes. Er schlägt verschiedene Namen vor, die alle Glück bringen können, und die Eltern wählen einen davon aus; dann verkündet er, das Kind sei unter einem glücklichen Gestirn zur Welt gekommen, werde reich und sei ein Mittel, um die Neigung zwischen Vater und Mutter zu vermehren. Zuletzt folgt, was für einen Priester die Hauptsache ist, er wird nämlich von den Frauen reichlich beschenkt, denn diese legen großes Gewicht auf das Horoskopstellen, während die meisten Männer darin nur eine Alfanzerei erblicken.

Der Parsi liebt den Luxus; an Festtagen putzt er seine Kinder mit Seide, Gold und Silber heraus und behängt sie wo möglich auch mit Juwelen und Stickereien. Ein kleines Kind trägt blos eine Art von Tunica, die vom Halse bis auf die Fußknöchel herabgeht, die sogenannte Dschubla, und eine Mütze, die Topi. Sobald es ein Alter von sechs Jahren und drei Monaten erreicht hat, muß es die Kleider wechseln. Das geschieht unter großen Feierlichkeiten und hat eine ähnliche Bedeutung, wie bei den Christen die Taufe. In Gegenwart des Desturs, also des Oberpriesters, wird ihm die Dschubla ausgezogen, es wird von ihm eingesegnet und trägt

nun Sudra und Kusti, wie die Religion sie vorschreibt. Die Sudra ist „ein Gewand zum Wandeln auf dem Wege des Guten", der Kusti ein Gürtel von Wolle, der aus zweiundsiebenzig Fäden besteht; jeder derselben repräsentirt ein Kapitel des heiligen Buches Isathne. Man schlingt ihn dreimal um den Leib, schlägt vier Knoten hinein und singt dabei einen Gesang. Beim ersten Knoten wird gesagt: „Es giebt nur Einen Gott und kein Geschöpf ist ihm vergleichbar;" beim zweiten: „die Religion, welche Zoroaster lehrte, ist die wahre;" beim dritten: „Zoroaster ist der wahre Prophet und erhielt seine Sendung von Gott;" beim vierten heißt es: „thue das Gute und meide das Böse."

Für gewöhnlich trägt der Parsi im Hause ein langes Oberkleid von Musselin mit einem Gürtel; darunter eine weiße Jacke, weite baumwollene Hosen, Pantoffeln und eine hohe seidene Mütze. Wenn er ausgeht, zieht er über die Tunica eine Angraka, das heißt einen weiten Rock oder Ueberwurf ohne Gürtel, dessen Aermel zweimal so lang sind als der Arm, aber am Handgelenke zurückgeschlagen werden; um die seidene hohe Mütze schlingt er einen Turban, der gewöhnlich von dunkler Farbe ist. Die Reichen tragen lange Beinkleider, seidene Strümpfe und Schuhe wie die Engländer. Bei vollem Staat kommt noch eine Dschand hinzu, das heißt eine Tunica von weißer Leinwand, und eine Pischori, eine Schärpe, die um den Leib geschlungen wird. Aber dergleichen trägt man nur bei Hochzeiten, Leichenfeierlichkeiten, und wenn man auf englische Bälle oder zum Gouverneur geht. Die Priester unterscheiden sich nicht durch eine besondere Kleidung, man erkennt sie aber an ihrem weißleinenen Turban.

Die Frauen sind meist von anmuthigem, schlankem Wuchse und haben eine sehr weiße Haut, ihre Schönheit wird aber durch die Mathabana beeinträchtigt; diese ist ein Stück weißer Leinwand, mit welcher sie ihr schönes schwarzes Haar verhüllen. Ihr Sari, der Anzug in welchem sie ausgehen, ist sehr lang, meist von Sammet und Seide, von prunkenden Farben, und bei festlicher Gelegenheit mit goldenen Stickereien und Franzen verziert. Unter dem Sari tragen sie ein kurzes Jäckchen mit kurzen Aermeln. Alle, gleichviel ob reich oder arm, suchen sich mit so viel Juwelen und Edelsteinen als irgend möglich zu schmücken; Halsbänder von Perlen, Smaragden und Diamanten stehen in hoher Gunst; der Nasenring muß von Diamanten glänzen, ebenso müssen es die Arm- und Fußknöchelringe; selbst der Pantoffel ist mit Perlen bedeckt. Die Parsis lieben Pracht und Luxus in allen Dingen. Ihre Lebensweise ist halb europäisch, halb indisch, und sie richten sich in vielen Dingen immer mehr nach englischem Vorbilde, auch in ihren Häusern, welche durchgängig gut gebaut und vortrefflich gelüftet sind. Die Landhäuser der Parsis bei Bombay sind die schönsten unter allen. Die Empfangzimmer sind ganz ausgesucht möblirt, und vor allem darf es an wirksamer Beleuchtung durch Lampen und Fackeln nicht fehlen.

Ehemals speisete der Parsi nicht von einem Tische, sondern saß auf der Erde, und die Gerichte wurden alle zugleich und durcheinander in einem großen kupfernen Becken aufgetragen; das ist nun anders geworden, und bei Gesellschaft wird der Tisch ganz nach englischer Weise hergerichtet. Bei jeder der drei täglichen Mahlzeiten muß der Parsi der Vorsehung für das tägliche Brot danken. Die Männer speisen von den Frauen abgesondert, was ein den Hindus entlehnter Brauch ist, welchen die alten Perser nicht kannten; aber manche haben sich von dem Vorurtheil frei gemacht und speisen gemeinschaftlich mit ihrer Familie. Durchgängig sind die Parsis musterhafte Ehemänner, und das häusliche Leben ist friedlich und glücklich. Die Frauen stehen höher als jene der Hindus und Mohammedaner, üben nicht selten großen Einfluß, verkehren frei mit allen Mitgliedern der Familie, welche oft sehr zahlreich und weit verzweigt ist. Die Söhne bleiben nicht selten auch nach ihrer Verheirathung im väterlichen Hause, und man findet in demselben manchmal Urgroßvater und Urenkel beisammen wohnen. Die Familie des Sir Dschamsitschi besteht aus mehr als hundert Köpfen.

Der Parsi liebt mit einer gewissen Leidenschaft gesellige Freuden und Unterhaltungen, und läßt nicht gern eine passende Gelegenheit vorüber, Freunde und Verwandte bei sich zu sehen. Bei religiösen Festen, Geburtstagen und Hochzeiten geht es hoch her, und europäische Musik darf dabei nicht fehlen. Gleich nach der Geburt des Kindes denkt die Mutter auch schon an dessen Verheirathung. Bei den Hindus ist es Vorschrift, daß ein Mädchen vor Ablauf des neunten Jahres verheirathet sein solle, und es gilt als eine Schande für die Eltern, wenn es nach Ablauf dieser Zeit noch keinen Mann bekommen hat. Diese indische Anschauung hat sich auch bei den Parsis eingeschlichen und treibt zu frühen Verheirathungen; ja es sind schon Verlobungen zwischen einem dreijährigen Knaben und einem zweijährigen Mädchen vorgekommen, bei welchen eine übertriebene Pracht entfaltet wurde. Noch vor zwanzig Jahren war es sowohl in Bombay wie in den Städten der Provinz Guzerat bräuchlich Kinder zu verloben, die noch gar nicht einmal das Licht der Welt erblickt hatten; und das kommt hin und wieder auch jetzt noch vor. Allein im Allgemeinen ist ein Fortschritt zum Bessern nicht zu verkennen, und nach und nach werden die Kinderheirathen verschwinden.

Das Freiwerben besorgt in der Regel ein Priester, welcher mit allen Verhältnissen der Familien bekannt ist; er besorgt den Austausch und die Vergleichung der beiderseitigen Horoskope und ermittelt, ob die Gestirne eine glückliche Ehe verbürgen. Der Ausspruch des Astrologen fällt bei den Frauen schwer ins Gewicht, denn sobald er kein Glück prophezeiet, kann aus der Verbindung nichts werden; nach einem günstigen Ausspruche nimmt dagegen die Sache einen raschen Fortgang, namentlich wenn sich herausstellt, daß die Mutter des Bräutigams friedfertigen Gemüthes sei, denn sie ist die Person, welche künftig ein Hauptwort in der Ehe mitspricht. Nachdem die Familien sich geeinigt haben, muß der Sterndeuter den günstigen Tag für die Verlobung ermitteln. Diese geht ohne große Feierlichkeit von Statten; die beiderseitigen Eltern schicken aber Kleider für die Kinder, und dieser Kleideraustausch gilt für so bindend wie bei uns der Ring. Den Hochzeitstag bestimmen die Eltern für irgend einen der verschiedenen glücklichen Tage,

deren der Astrolog mehrere in Vorschlag bringt. Dann gehen die festlichen Gesellschaften an, für welche eine reiche Familie tausende von Rupien verausgabt. Die Familienglieder beider Theile beschenken einander mit Juwelen und kostbaren Kleidern, der Schwiegervater giebt der Braut Geschmeide von hohem Werth, und mancher arme Parsi, der es den reichen Leuten gleichthun wollte, hat sich bei einer solchen Gelegenheit für sein ganzes Leben zu Grunde gerichtet.

Endlich kommt die Hochzeit. Sie wird, in Nachahmung eines bei den Hindus üblichen Brauches, am Abend gefeiert, und die Zahl der Eingeladenen beträgt manchmal von fünfhundert bis tausend Personen. Die Männer nehmen auf Stühlen und Bänken Platz vor dem Hause, dessen Inneres den festlich geputzten Frauen vorbehalten bleibt. Bei Sonnenuntergang begeben sich die von Seiten des Bräutigams Eingeladenen in langem Zuge nach der Wohnung seiner Braut. Voran ziehen europäische oder indische Spielleute. Die von Hohenpriestern geleitete Braut schließt sich an, und die hinter den Männern gehenden Frauen bilden den Schluß. Die Braut tritt in einen großen Saal zu ebener Erde, der mit Teppichen belegt ist, und der Bräutigam setzt sich neben sie; Beiden gegenüber stehen die Priester und geben dem Paare den Segen, erst in der Zendsprache, dann in Sanscrit: „Ihr habt euch vereinigt, weil ihr euch liebt; möge einer dem andern theuer bleiben, das wird euch Ehre bringen im Leben. Möge eure gegenseitige Zärtlichkeit von Tage zu Tage wachsen. Seid stets wahrhaftig; denkt und handelt rein, und suchet dem Allmächtigen wohlgefällig zu werden; er liebt die Aufrichtigkeit und Alles was gerecht ist. Meidet die Gesellschaft der Bösen, begehrt Anderer Gut nicht, trachtet aber danach, eure Habe in rechtschaffener Weise zu vermehren. Eine eurer ersten Pflichten ist, daß ihr eure Eltern achtet. — Möget ihr von Kindern und Enkeln umgeben sein! Mehret den Ruhm der Lehre Zoroasters. Der Segen des Allerhöchsten möge mit euch sein!"

Zum Schlusse der Feierlichkeit werden dem Bräutigam die Füße mit Milch gewaschen, und man reibt ihm das Gesicht mit der Schoti, dem Seidenjäckchen der Braut. Auch diese Bräuche sind den Hindus entlehnt. Unter die Gäste werden Blumensträuße und kleine dreieckige vergoldete Päckchen vertheilt, in welchen sich Betelnüsse befinden; auch werden sie aus einem goldenen Gefäße mit Rosenwasser besprengt. Nun erst wird getafelt, und man trägt zuerst den Frauen Speise und Trank auf, nachher kommen die Männer. Aus Rücksicht für die Hindus werden Fleischspeisen weggelassen und man giebt nur Gemüse, Zuckerwerk, Fische &c.; europäische Weine fehlen nicht. Man trinkt die Gesundheit des Paares und der Eltern, der angesehensten Gäste, und nie fehlt ein Trunk auf das Wohlergehen der Königin Victoria, welcher die Parsis aufrichtig zugethan sind.

Sie haben ihre standhafte Anhänglichkeit auch während der großen und gefährlichen Meuterei der Sipahis entschieden bewährt, und als die Nachricht vom Falle Sebastopols in Bombay bekannt wurde, hielten sie eine große Versammlung auf dem Rathhause unter dem Vorsitze des vortrefflichen Sir Dschamsitschi Dschischibhoy. Eine Rede, welche Herr Dosabhoy Framdschi hielt, gab eine Uebersicht des Krieges gegen Rußland, und erörterte den Segen, welchen die englische Regierung in Indien schon dadurch verbreitet habe, daß sie keine Verfolgung und keinen Druck der Religion wegen dulde. Dann sprach er ein Gebet in der Landessprache, während sonst nur in der Sprache der heiligen Bücher gebetet wird, welche die wenigsten Parsis verstehen. Herr Framdschi sagte: „Möge der Schatten des Allmächtigen überall ruhen, wo Großbritannien herrscht, und möge dessen moralischer Einfluß sich noch weiter über die Erde verbreiten! Möge Gott unsere Königin segnen und ihren Waffen Glück verleihen! Unter ihrem Scepter werden wir, wie jetzt so auch in Zukunft, vollkommen gesichert und geschützt leben. Wir sind dankbar für die Segnungen, deren wir uns unter der milden Herrschaft unserer gnädigen Königin erfreuen." Eine Dankadresse an die Letztere wurde mit Jubel genehmigt und von Tausenden unterzeichnet.

Seitdem die Parsis in einen lebhaftern geselligen Verkehr mit den Europäern treten, — und sie können es, weil sie weder religiösen Fanatismus noch Kastenwesen haben, — verlieren auch ihre Hochzeitfeierlichkeiten nach und nach Manches von ihrem orientalischen Beiwerk; manche sonst übliche Mummereien, z. B. daß man Knaben als englische Officiere oder Ladies verkleidete, sind schon jetzt verschwunden.

Die Eheleute gründen sich nicht gleich einen besonderen Hausstand, weil sie dazu doch noch gar zu jung sind, sondern bleiben lange Zeit und manchmal für immer im Hause des einen Vaters, nämlich jenes des Bräutigams. Es ist schon bemerkt worden, daß dadurch die Familien oft sehr zahlreich werden. In Bombay sieht man zuweilen, daß Sir Dschamsitschi ein halbes Dutzend Enkel in seinem eigenen Wagen fährt, während noch ein Dutzend in zwei anderen Wagen folgt. Indessen klebt der Parsi nicht an der Scholle, viele gehen des Handels wegen in die weite Welt.

Die Stellung der Frauen ist viel würdiger und freier als bei den Hindus; eine Wittwe kann sich wieder verheirathen, thut es aber selten, wenn der verstorbene Mann ihr Kinder und einiges Vermögen hinterlassen hat. Mehrweiberei ist nicht erlaubt, aber im Fall der Unfruchtbarkeit oder schlechter Aufführung der Frau kann der Mann eine zweite nehmen, freilich erst wenn ein Synod, Panschayet, nach sorgfältiger Erwägung der Gründe seine Einwilligung gegeben hat. Dieses alte Gesetz wurde in neuerer Zeit nach einer Berathung im Dadyschett-Feuertempel aufs neue festgestellt, und seitdem gilt als Vorschrift, daß Jeder, der eine zweite Frau bei Lebzeiten der ersten nehmen will, sein Gesuch schriftlich beim Panschayet eingeben muß. Willigt dieser in die Scheidung, so muß der Mann für den Lebensunterhalt der Geschiedenen sorgen und ihr eine angemessene Summe für Juwelen und Leichenbegängniß aussetzen. Wer ohne jene Genehmigung eine zweite Frau heirathet, wird von der bürgerlichen und religiösen Gemeinschaft der Parsis ausgeschlossen. Die zweite Ehe ist nur nach priesterlicher Einsegnung gültig. Auf diese Verordnungen wird sehr streng gehalten.

Wir wenden uns von der Hochzeit zum Begräbnisse. Man

wäscht dem Kranken, welchen der Arzt für unrettbar erklärt hat, den Leib und bedeckt ihn mit blendend weißen Kleidern. Der Destur oder einige Mobeds lesen ihm Stellen aus dem Zend Avesta vor, um ihn zu trösten und den Himmel um Verzeihung seiner Sünden zu bitten. Jeder Kranke, in welchem das Bewußtsein noch nicht erloschen ist, stimmt in diese Gebete ein, in seiner Ermangelung thut es ein Sohn oder ein naher Verwandter, der an seine Seite tritt und ihm die Worte ins Ohr sagt. Die Leiche eines bei Nacht Verstorbenen bleibt bis zum andern Morgen im Hause; wer am Tage stirbt, wird noch an demselben Abend zur letzten Ruhestätte gebracht. Man legt ihn auf ein eisernes Gestell, das von den Nassesalars, Menschen aus der Classe der Todtengräber, fortgeschafft wird; zwei Priester sagen Sprüche aus dem Iseschel her, und das dauert etwa eine Stunde lang. Die Schlußworte lauten: „Gott, erbarme Dich der Todten!“ Darauf wird die Leiche nach der Dochma gebracht, diesem „Thurme des Schweigens“, der an einem einsamen abgelegenen Orte, meist auf einem Berg oder Hügel steht, und die Verwandten brechen in Wehklagen aus. Man setzt das eiserne Gestell nieder, entblößt das Gesicht des Verstorbenen und Alle rufen ihm den letzten Gruß nach. Nun schaffen ihn die Nassesalars in den Thurm des Schweigens, wo schon die Vögel des Himmels, die Geier, harren, um sich von seinem Fleische zu nähren. Die Knochen fallen nach und nach durch ein eisernes Gitter in einen Graben, von wo sie in ein dazu bestimmtes Gewölbe gebracht werden. Nach der Rückkehr von der Dochma nehmen die Priester und Alle, welche beim Leichenbegängniß zugegen waren, eine Abwaschung vor, und sprechen dann ein Gebet für die entflohene Seele. Am vierten Tage kommen Alle noch einmal im Feuertempel zusammen, um das letzte Gebet zu sprechen; die Frauen legen, je nach ihrem Belieben, drei, zehn oder dreißig Tage Trauer an.

Wir werden gelegentlich noch einmal auf eine so interessante Menschenclasse, die so viele Eigenthümlichkeiten zeigt, zurückkommen.

Bianca Cappello.

Zweiter Artikel. (Schluß.)

Unterdessen führte Johanna, Francesco's rechtmäßige Gemahlin, im Schatten der Ungnade ihres Gatten ein stilles, freudloses Leben in den ihr angewiesenen Gemächern des Palastes. Francesco hatte sie nie geliebt, und in der That war die kalte, durch Schönheit oder sonstige Gaben keineswegs ausgezeichnete, stolze, ceremoniöse Habsburgerin wenig geeignet, mit der schönen, schlauen, ränkesüchtigen, vielgewandten Bianca sich in einem Kampf um die Gunst eines Mannes von dem Charakter des Herzogs zu messen. Viele und nur zu wohl begründete Klagen der unglücklichen Frau hatten zu Wien in der Hofburg nur taube Ohren gefunden — denn man bedurfte des durch Handel und Erpressungen aller Art überreichen, selbst an den Höfen von Paris und Madrid einflußreichen Mediceers. Bei dem Tode ihres Bruders Max wurden gerade lebhafte Unterhandlungen zwischen Wien und Florenz gepflogen, die auch das Verhältniß der Fürstin zu ihrem Gemahl betrafen. Als sich aber herausstellte, daß der eine Klagepunkt — die ihr zur Verfügung gestellten Geldmittel reichten für die Würde ihrer Stellung nicht zu — durchaus nicht begründet war, da der sonst allerdings sehr geizige Francesco es in dieser Hinsicht an nichts hatte fehlen lassen und die Fürstin ihr reiches Einkommen auf thörichte Weise an ihre Creaturen verschwendete, so ließ man die andern Punkte, wo die arme Johanna den Beweis der Wahrheit so leicht hätte antreten können, fallen, und Alles blieb beim Alten. Indessen schien das Blatt sich wenden zu wollen, als die Fürstin 1577 einen Sohn gebar. Dies Ereigniß war für den Großherzog ein Gegenstand von ebenso unmäßiger Freude, als es für Bianca verderblich zu werden drohte. Das schlaue Weib floh den Sturm, der heraufzog, und verließ bis auf weiteres Florenz, rechnend auf die Macht ihrer Reize und den Wankelmuth ihres Geliebten. Und sie hatte sich nicht verrechnet. Der Despot konnte ohne sie nicht mehr leben. Er holte sie zurück, er überhäufte sie mit Geschenken, er suchte die ihr angethane Demüthigung auf alle Weise vergessen zu machen. Besonders empörte es die Florentiner, als er ihr kurze Zeit nach ihrer Rückkehr den Palazzo Strozzi, ein hochberühmtes Haus, wo Lorenzo des Prächtigen platonische Akademie ihre Sitzungen gehalten, wo Machiavelli seine Discurse über den Livius vorgetragen hatte, und die dazu gehörenden „Orti Oricellari“, an deren schattige Baumalleen, plätschernde Springbrunnen und schöne Statuen sich der Reisende so gern erinnert, zur Residenz anwies. Jetzt wurde dieser Platz, der für die Florentiner aus so manchen Gründen classischer Boden war, der Schauplatz einer ganz andern „Akademie“, die Bühne jener tollen Feste, mit denen die üppige, prunksüchtige Maitresse die bittre Melancholie ihres fürstlichen Geliebten zu übertäuben suchte. Ihr Bruder Vittorio, den sie von Venedig kommen ließ, wurde wie ein Prinz von Geblüt am florentinischen Hofe empfangen. So hatte die unglückliche Johanna wohl nichts mehr für sich zu hoffen. Eine tiefe Schwermuth bemächtigte sich ihrer. Es ist kein Zweifel, daß Kummer und Gram wesentlich zu dem schnellen Ende beitrugen, das sie im Mai des Jahres 1578 wenige Wochen vor einer abermaligen Entbindung ereilte. Das Volk von Florenz betrauerte die Dahingeschiedene aufrichtig, als wäre ihm eine Freundin, eine Wohlthäterin gestorben. Und doch hatte sie im Leben nichts, gar nichts für das Volk gethan. Giebt es eine grausamere Satyre auf die Regierung Francesco's als dieser wohlfeile Ruhm seiner unglücklichen Gemahlin! Das mochte auch wohl der Despot empfinden. Er verließ die Hauptstadt und irrte, wie es scheint auf's Gerathewohl, eine Zeitlang in den abgelegensten Theilen seiner Besitzungen umher. Floh er die Nähe der Todten? oder versuchte er auf diese Weise die Kette zu zerreißen, die ihn an eine

Lebende fesselte? Denn jetzt war die Zeit gekommen, wo er den Schwur wahr machen sollte, den er der Geliebten seiner Jugend in feierlicher Stunde geschworen, den Schwur, sie zu seinem ehelichen Weibe zu machen, sobald ihrer Vereinigung nichts mehr im Wege stünde. Nun wohl! Die Bahn war frei. Bianca's Gatte, der schöne, leichtblütige, tapfere Kaufmannssohn, hatte schon vor Jahren unter den Dolchen der Mörder sein junges Leben lassen müssen, jetzt hatte Kummer und Gram die arme Johanna in ein frühes Grab gebracht. Wie ist es, Don Francesco? Möchtet Ihr neben andern Prärogativen auch die Macht haben, Todte wieder lebendig zu machen? Sollte es unbequeme Todte geben, wie es unbequeme Lebendige giebt? Ihr liebt die üppige Venetianerin? oder, wenn das Wort Liebe für Euch und Euresgleichen zu gut ist, das herrschsüchtige, starkgemuthe Weib hat sich Euch, dem Despoten und Schwächling, so nothwendig gemacht. Ihr wißt Eines von dem Andern so viel Schlimmes und so wenig Gutes, daß der Herzog nicht von ihr lassen kann, selbst wenn der Francesco große Lust dazu verspürte. Aber die Verwünschungen des Volkes, wenn diese saubre Ehe zu Stande käme? aber der Zorn des Bruders in Rom, des staatsklugen Cardinal? aber das schallende Gelächter an den Höfen zu Madrid und Paris? aber die Spottgedichte in ganz Italien von den Alpen bis an den Golf von Messina! So viel fatale Betrachtungen können ja wohl auch einen Herzog stutzig machen, wenn er gleich von jeher durch seine Handlungen bewiesen hat, daß er auf das qu'en dira-t-on? der Leute nicht einen Pfifferling giebt. Aber der Heilige, zu dessen Füßen der famose Schwur abgelegt wurde? Hm! Man hat doch auch sein bischen Religion im Leibe, und so einen guten Freund im Himmel zu haben, könnte für gewisse Eventualitäten doch sehr wünschenswerth sein. . . . Während so Francesco wie eine lichtscheue Eule die dunkelsten Oerter suchte, sich wo möglich vor sich selbst zu verbergen, hatten die Falkenaugen des Cardinals von Rom aus jede seiner Bewegungen verfolgt. Jetzt oder nie war der Zeitpunkt gekommen, die Ehre des Hauses wieder herzustellen und durch eine zweite kluge Heirath den Glanz des Hauses zu erhöhen. Der Cardinal machte sich selbst auf den Weg; er suchte den Herzog-Bruder in Elba auf. Dieser erhielt von seiner Annäherung Kunde und wich ihm aus. Der Cardinal mußte unverrichteter Sache nach Rom zurückkehren und sich begnügen, einen Vertrauten abzuschicken der den scheuen Flüchtling endlich in einem elenden Nest hoch oben im Gebirge zu einer Unterredung bereit fand. Aber auch der Unterhändler konnte sich keiner Erfolge rühmen. Der Herzog erklärte, nicht wieder heirathen zu wollen. Das war nun freilich eine Lüge, die er zu den vielen andern schreiben konnte, die er im Leben schon gelogen hatte und noch lügen wird. Er dachte allerdings sehr stark an Heirathen, und da ein guter Sohn der Kirche immer geneigt ist, die Mutter für sich denken zu lassen, wo die Sache für ihn selbst zu verwickelt ist, so hatte sich denn auch der geplagte Herzog an einen sehr gelehrten geistlichen Herrn gewandt, ihm seine Scrupel vorgetragen und gebeten, sie, wo möglich, zu lösen. Er hatte Sr. Hochwürden gesagt, wie ihm die Ehe mit Bianca aus vielen Gründen unräthlich scheine, wie er aber durch einen Eid gebunden sei, und wie er um Alles in der Welt nicht den betreffenden Heiligen zu seinem Feinde machen möchte. Sr. Hochwürden nun verstand in einer für einen Hofkaplan unbegreiflichen Verblendung diesen letzten Wink nicht; er bewies mit einem ungeheuren Aufwand von Gelehrsamkeit genau das Gegentheil von dem, was sein Gebieter in diesem Augenblick bewiesen haben wollte, nämlich, daß es doch ein höchst wunderlicher Heiliger sein müßte, der einem regierenden Großherzog von Toscana so einen kleinen Eidbruch übel auslegte. Der über diese Impietät entrüstete Herzog schickte den geistlichen Berather sehr ungnädig fort, worauf es dem frommen Herrn denn wohl wie Schuppen von den Augen gefallen sein wird. Und Bianca? was that sie in all dieser Zeit, wo es sich für sie um Sein oder Nichtsein handelte? Genau das, was sie, um das heißerwünschte Ziel zu erreichen, thun mußte. Sie ließ, als eine kluge Frau, den ersten Paroxysmus der Zweifel und Gewissensbisse geduldig vorübergehen; sie ließ den allein, der allein sein wollte, und schickte ihm nur von Florenz aus Briefe, deren Ton mit der Stimmung des Herzogs, über die sie von ihren Creaturen natürlich genau unterrichtet war, möglichst correspondirte, bald klagend, bald heiter, bald resignirt, bald sehnsuchtsvoll. So jagte sie ihre Beute mit jener geduldigen Schlauheit des Indianers, der durch Gestrüpp und Sumpf der Blutspur des angeschossenen Wildes folgt, und als sie erfuhr, daß der Herzog neuerdings für geistlichen Zuspruch sehr empfänglich sei, ließ sie einen Bruder Franciscaner, der eigentlich als Beichtvater des Fürsten figurirte, von diesem aber in Florenz zurückgelassen war, ihren Briefboten sein, und deutete dem Pater beim Abschiede an, daß der Bischofssitz von Chiusi grade zu vergeben und sie für treue Dienste noch stets dankbar gewesen sei. Sapienti sat! Der Franciscaner war ein weiser Mann, der viel genauer als sein Vorgänger die Gemüthsart der betreffenden Heiligen sowohl als den Charakter der sündhaften Menschenkinder studiert hatte, und dem wißbegierigen Herzog die gründlichste Auskunft geben konnte. War es nun die klare Gebirgsluft der Apenninen, oder die klare Logik des Franciscaners — genug, die Wolken des Zweifels, die Francesco's Auge umflort hatten, verzogen sich, die Blässe des Gedankens machte der Farbe der Entschließung Platz, er kehrte incognito nach seiner Residenz zurück, und am 5. Juni 1578 — kaum zwei Monde nach dem Tode seiner Gemahlin, bevor die Schuhe verbraucht, in denen er ihrer Leiche folgte, — ward er vermählt in der verschwiegenen Kapelle des verschwiegenen Palazzo vecchio mit Bianca, aus dem Hause der Cappello, der Wittwe des Signor Bonaventuri, weiland Commis in einem Bankhause zu Venedig. Der Bruder Franciscaner hatte das Glück, die Verbindung, die er zu Stande gebracht, selbst einzusegnen. Zwei zuverlässige Personen waren die Zeugen des folgeschweren Actes.

So war denn Bianca Großherzogin von Toscana! Aber noch fehlte ihrem Glanze die rechte Folie — die Oeffentlichkeit. Doch auch dazu mußte ja Rath werden. Unterdessen hatte sie die Schadenfreude, zu sehen, wie der unermüdliche Cardinal hier und da an den befreundeten Höfen Verbindun-

gen anknüpfte, dem undankbaren Bruder-Herzog eine Gemahlin zuzuführen. Wie mag sie heimlich über die verlorne Mühe gelacht, wie mag sie den Augenblick herbeigesehnt haben, wo sie dem Verhaßten gegenübertreten und ihm triumphirend zurufen konnte: Sie haben das Spiel verloren, Herr Cardinal! Der Augenblick sollte eher kommen, als sie selbst gedacht hatte. Der Großherzog verfiel in eine ernstliche Krankheit: der Cardinal kam eiligst von Rom nach Florenz. In dem Krankenzimmer fand er das Weib, das schon so oft seine staatsklugen Schritte durchkreuzt hatte. Er benutzte den ersten passenden Augenblick, den Bruder zu beschwören, die scandalöse Verbindung abzubrechen. Der Kranke befahl dem Allzueifrigen zu schweigen, denn er spreche von der Großherzogin von Toscana! Der Cardinal war wie vom Donner gerührt. So war das Aergste geschehen. Die Ehre des Hauses der Medici war besudelt; eine gemeine Abenteurerin saß auf dem Throne von Toscana! Aber wie auch das Herz des Mannes bewegt sein mochte, die kalte vornehme Priestermaske blieb undurchdringlich. Er verweilte in Florenz bis zur völligen Genesung des Bruders und kehrte, scheinbar mit dem Geschehenen ausgesöhnt, nach Rom zurück. Dort aber im Kreise der Getreuen erstickten Thränen der Wuth seine Stimme, als er die Neuigkeit vom Florentiner Hofe erzählte, und während er bisher auf alle Weise den Bruder unterstützt und sein eigenes Interesse stets dem Interesse des Hauptes der Familie untergeordnet hatte, legte er jetzt die Hände in den Schooß oder trat dem Herzog offen entgegen. Schon im October desselben Jahres fand die öffentliche Vermählung statt. Der stolze Senat von Venedig hatte sich auf dringendes Ansuchen des Herzogs herbeigelassen, die schöne Braut mit dem Titel einer Tochter der Republik Venedig auszustatten, d. h. sie in den Fürstenstand zu erheben. So konnte denn Bianca mit vollen Zügen die Wonne ihres Triumphes kosten, und wohl mußte sie groß sein diese Wonne, wenn sie entschädigen sollte für all die Noth und Angst, die Sorgen und schlaflosen Nächte und den für immer verlornen Frieden des Herzens!

Es war zu dieser Zeit eine Hungersnoth in Toscana, aber natürlich nur für die Armen. Am Hofe von Florenz verspürte man nichts von der Calamität. Auch die venetianischen Gesandten, die mit überreichen Geschenken in ihre Heimath zurückkehrten, werden nicht viel davon haben erzählen können, auch nicht der Vater Cappello, dem eine reichliche Pension auf Lebenszeit ausgesetzt war, auch nicht der Bruder Vittorio, der in Florenz blieb und dort wie ein Prinz von Geblüt behandelt wurde. Bianca ihrerseits legte sich jetzt ganz auf die hohe Politik und intriguirte und machinirte, als ob sie auf dem Throne geboren worden wäre. Die wichtigste Frage aber, die eigentliche italienische Frage jener Zeit war: wer von den Fürsten Italiens hat das Recht sich Allerdurchlauchtigste Hoheit nennen zu lassen? Dies ist die Quintessenz der italienischen Politik für beinahe ein halbes Jahrhundert. Die Wahl der Päpste, die Erwählung der Cardinäle, fürstliche Hochzeiten, Allianzen und Feindschaften — Alles drehte sich um diesen einen Punkt. Die Medici sollten nicht über die Gonzaga ihr Haupt erheben, und die Este glaubten, sie seien besser als Beide. Wahrlich, fürstlicher Ehrgeiz und Stolz erniedrigten sich nie zu gemeineren Dingen, als es diese hochwichtigen Haupt- und Staatsactionen waren, wo Bündnisse eigens auf die Bedingung hin abgeschlossen wurden, daß die Verbündeten sich gegenseitig den Titel „Durchlauchtigste Hoheit" garantirten. Uebrigens ist es merkwürdig zu beobachten, wie die Mittel, die von den italienischen Despoten angewandt wurden, ihre Unterthanen zu depraviren, auf sie selbst reagirten und machten, daß die Gewalthaber in einer Nation von Sclaven und Narren selber die ausgezeichnetsten Repräsentanten dieser nützlichen Menschenclasse waren. Ein Argument, dessen sich Francesco in dieser Sache bei Gelegenheit eines Schreibens an den Kaiser Rudolf bedient, ist so vortrefflich, daß es werth ist, aufgezeichnet zu werden. Francesco bat den Kaiser zu bedenken, daß „der Unterschied des Ranges und der Vorrechte so nothwendig und in der Natur der Dinge selbst tief begründet sei, daß sogar in der Hölle unter den Teufeln und Verdammten solche Unterschiede existirten." Freilich, in dem Munde Francesco's muß dieses Argument, daß „was für Teufel gut sei, für italienische Herzoge nicht schlecht sein könne," von schlagender Wirkung gewesen sein.

Im März des Jahres 1582 trat ein Ereigniß ein, das für alle Betheiligten und zumal für Bianca von den größten Folgen sein mußte. Johanna's einziger Sohn, Filippo, starb, kaum fünf Jahre alt. Es war ein schwerer Schlag für den Herzog. Aber da Philipp II. von Spanien bei dem Tode seines Sohnes — der Etiquette des spanischen Hofes gemäß — weder selbst Trauer angelegt, noch es Andern zu thun erlaubt hatte, so glaubte Francesco seine spanische Erziehung nicht besser zeigen zu können, als wenn er einem so glänzenden Beispiele folgte. Die Florentiner aber, die erst seit so kurzer Zeit mit Souveränen verkehrten und sich in diese souveräne Behandlung menschlicher Dinge nicht gleich zu finden wußten, beurtheilten das Benehmen des Herzogs nach dem Maßstab, der ihnen der gewöhnlichste war, und nahmen ohne weiteres an, Bianca, der an dem Tode des Knaben so viel gelegen sein mußte, habe ihm aus Versehen Gift statt Zucker in seine Suppe gethan. Uebrigens spricht für diese Vermuthung nichts als die Antecedentien Bianca's. Durch den Tod Filippo's war dem untergeschobenen Antonio die Nachfolge keineswegs gesichert, denn Pietro, des Herzogs Bruder, konnte wieder heirathen, oder sonst ein anderer Zwischenfall eintreten, und jedenfalls wurde Francesco's verbissene Melancholie durch diesen neuen Schlag noch verbissener. Es war aber keineswegs leicht, mit dem Despoten in dieser Stimmung fertig zu werden — selbst nicht für Bianca. In der That gleichen die Excesse, deren sich der Herzog in seiner Lebensweise schuldig machte, mehr den Launen eines Wahnsinnigen, als den Ausschweifungen eines Wollüstlings. Die feurigsten Weine Italiens und Spaniens genügten seinem überreizten Gaumen nicht, so daß er zu den stärksten gebrannten Wassern, zu Vitriolöl (l'olio di vetriolo) u. a. seine Zuflucht nahm. Während der Mahlzeit, die stets aus den möglichst unverdaulichen Speisen bestand, verschlang er Unmassen von rohen mit dem stärksten spanischen Pfeffer zurecht gemachten Eiern. Dann pflegte er, die über-

hitzten Eingeweide zu kühlen, enorme Quantitäten Eiswasser zu trinken, seinen Kopf und seine Hände in Schnee zu stecken und in übereisten Laken zu Bett zu gehen. Wahrlich ein beneidenswerthes Schicksal, die Gattin eines halb wahnsinnigen Hypochonders zu sein, seine bestialischen Wuthausbrüche zu beschwichtigen, und das alles, während das eigene Gemüth von Sorgen jeder Art verdüstert ist! Aber die eine Sorge, vor der alle anderen zurücktraten, war: der Großherzog werde sich von ihr scheiden lassen, wenn sie ihm nicht bald einen Erben schenkte. Wir haben oben gesehen, daß sie der undankbaren Natur durch künstliche Mittel zu Hülfe zu kommen suchte, daß Quacksalber, Beschwörer und anderes Gesindel stets offenen Zutritt zu ihr hatten. Mehr als einmal hatte sie sich guter Hoffnung erklärt — eine Hoffnung, die natürlich stets nach kurzer Zeit dementirt werden mußte, — um die Erwartung des Herzogs auf einen endlichen glücklichen Ausgang dieser Schwangerschaften — sie endigten jedesmal kläglich mit einem Abortus — lebendig zu erhalten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Bianca, sanguinisch, wie sie war, vertrauend auf die Kraft ihrer Elixire und den Hokuspokus ihrer Weisen, über den unglücklichen Ausgang der mit ihr gespielten Farce stets am meisten erstaunt und betrübt war. Doch ist es sehr schwer, in diesem Gewebe von Lug und Trug das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Ein besonders undurchdringlicher Schleier ruht über der letzten Tragikomödie dieser Art, die im Jahre 1586 kurz vor dem Schluß des Ganzen abgespielt wurde.

Der Leser erinnert sich, daß außer dem Cardinal zu Rom noch ein anderer Bruder des Herzogs existirte, Don Pietro, jener tolle Wüstling, der, nun schon vor manchen Jahren, auf Antrieb des staatsklugen Pfaffen in Rom den Ausschweifungen seiner Gemahlin ein so tragisches Ende bereitet hatte. Auf diesem wüsten Gesellen ruhte jetzt die letzte Hoffnung Ferdinando's, welcher durch die stets von Seiten Bianca's drohende Gefahr eines schmählichen Betrugs fast zur Verzweiflung gebracht wurde. Er bat und beschwor den jüngeren Bruder, durch das Eingehen einer neuen Ehe die Pläne Bianca's zu durchkreuzen, und nicht zu dulden, daß jener untergeschobene Antonio, der jetzt mit fürstlichen Ehren überhäuft würde, noch zu guter Letzt sich behaglich auf dem Herzogsstuhl von Toscana niederließe. Don Pietro wurde durch die fortwährenden Anstachelungen des Bruders endlich aus seiner wollüstigen Indolenz aufgeschreckt. Er beschloß sich um die Hand einer fürstlichen Dame am Hofe Philipps II. zu bewerben, schon waren die Schiffe bereit, die ihn nach Spanien bringen sollten — da verbreitete sich im April 1586 das Gerücht, die Großherzogin sei abermals guter Hoffnung. Am 15. desselben Monats schreibt Don Pietro an den Cardinal: „Ich erfahre aus ganz zuverlässiger Quelle, daß Pellegrina“ — Bianca's Tochter von ihrem ersten Gatten Bonaventuri, die kurz nach der Ankunft in Florenz geboren wurde — „schwanger ist; und daß diese Thatsache mit der größten Sorgfalt geheim gehalten wird. Man hat einen Vorwand gefunden, den Grafen Ulisse“ — Pellegrina's Gemahl, Ulisse Bentivoglio, — „zu entfernen, damit seine Frau ohne Verdacht zu erregen während seiner Abwesenheit in dem Schlosse wohnen könne. Auch habe ich in Erfahrung gebracht, daß in den Zimmern, die ihr bestimmt sind, sich Verstecke und geheime Treppen befinden, die zu den Zimmern der Herzogin führen. Es ist kein Zweifel, was das Weib vorhat. Da man nicht ohne Grund fürchtet, daß sich die Nachricht von Pellegrina's Schwangerschaft unter der Hand verbreitet hat, bindet man jetzt dem Publicum auf, sie habe eine Fehlgeburt gethan. Die Combination der Person und des Platzes ist so vortrefflich, wie nur möglich. Mit Pellegrina's Hülfe können sie das Complot ruhig zu Ende spielen, und was den Großherzog betrifft, so ist wohl so viel sicher, daß er lieber den Enkel seiner Frau zum Nachfolger haben will, als irgend einen Jemand, an dem er nicht das mindeste Interesse hat. Erwägen Ew. Eminenz, ob unter diesen Umständen mein Verweilen in Florenz von irgend welchem Nutzen sein kann, oder ob nicht vielmehr dadurch, daß ich bleibe und ruhig zusehe, die Welt in dem Glauben an die Schwangerschaft der Großherzogin bestätigt wird.“ — Verwickelt wie diese Geschichte ist, so wird sie durch das Benehmen der Betheiligten geradezu räthselhaft. Der Herzog ließ jeden Zugang im Palast durch Wachen besetzen, und noch überdies durch Gitter verschließen, sorgte also auf alle Weise für das Geheimniß. Nichtsdestoweniger ließ er die berühmtesten Aerzte zusammenkommen und ordnete an, daß die Würdenträger seiner Regierung bei der zu erwartenden Geburt zugegen sein sollten. Bianca erzählte dem Cardinal, der spornstreichs von Rom herübergekommen war, sie glaube gar nicht, daß sie schwanger sei, der Herzog lasse es sich aber nicht ausreden. Don Pietro reiste nach Spanien, als ob er das Ende der Farce nicht abwarten wolle, der Cardinal ging nach Rom zurück und antwortete dem Bruder-Herzog auf dessen in allerdings wenig brüderlichen Ausdrücken abgefaßte Einladung, nach Florenz zu kommen und der nahe bevorstehenden Entbindung beizuwohnen: „er habe keine Lust von der Sache mehr zu hören und zu sehen, als der Großherzog, der doch die dabei am meisten interessirte Person sei, davon sehe und höre.“ War er seiner Spione in Florenz so sicher? oder hatte er sich überzeugt, daß diesmal kein Betrug im Werke sei?

So spielte die Sache fort bis zum December, wo nach Bianca's Berechnung die Geburt erfolgen sollte, und immer noch war Alles Zweifel und Ungewißheit. Die vier Leibärzte waren keineswegs einerlei Meinung in der großen Frage; der Bischof von Abbioso bezeugte, daß er die Bewegungen des erwarteten Weltbürgers und Thronfolgers deutlich gefühlt habe. Die Höflinge behaupteten, die Großherzogin werde ganz gewiß mit Zwillingen niederkommen. Francesco befahl, daß Tag und Nacht Pferde gesattelt sein sollten, damit Couriere die frohe Botschaft sogleich nach allen Enden tragen könnten, und die Bevölkerung von Florenz machte ihrer Spott- und Klatschlust in unzähligen Epigrammen, Pasquills und Satyren auf den gefürchteten und verhaßten Herzog und die noch viel verhaßtere „Hexe“, seine Gemahlin, Luft. Da — die Sache klingt unglaublich, aber sehr gewissenhafte, keineswegs zu unziemlichem Scherz aufgelegte Geschichtschreiber verbürgen sie — da wurden eines schönen Morgens die Pferde abgesattelt, die

Couriere konnten die Stiefel wieder ausziehen, und die Florentiner wurden benachrichtigt, „daß nach einem Anfall von Kolik, der heftig genug gewesen wäre, das Leben der Großherzogin in die größte Gefahr zu bringen, die Gestalt der hohen Dame auf ihren gewöhnlichen Umfang reducirt sei.“

Keine Forschung wird die Maschen dieses Intriguengewebes entwirren können. War der Herzog düpirt, oder half er selbst düpiren? War der Cardinal düpirt, oder sprengte er durch eine wohlangelegte Mine die ganze Intrigue im rechten Augenblicke in die Luft? Diese letzte Conjectur ist wohl die wahrscheinlichste. Das Benehmen des Mannes, seine wohlbekannte, vielerprobte Schlauheit, und vor allem die Rolle, die er in der Katastrophe, die jetzt hereinbricht, spielt, sprechen wenigstens sehr für eine solche Annahme.

Es müßte von einem eigenthümlich-schauerlichen Interesse sein, einen Blick in die finstere Seele dieses unheimlichen Priesters zu werfen, als ihn zu Rom die Kunde von dem kläglichen Ausgang der Palastintrigue zu Florenz traf. Ein Dichter fände hier vortrefflichen Stoff zu einer effectreichen Scene, und in einem Monologe, den er den stolzen, weitsichtigen, ränkevollen, gewissenlosen Cardinal halten ließe, während er, die Arme auf dem Rücken verschränkt, die buschigen Brauen finster zusammengezogen, langsam in einem hohen Gemache seines einsamen Palastes auf- und abwandelt, würde er uns einen Schlüssel zu allen Geheimnissen dieser blutigen alten Geschichte liefern. Der nüchterne Geschichtschreiber muß sich freilich mit den Thatsachen begnügen. Thatsache aber ist, daß zwischen dem Herzog und dem Cardinal kurze Zeit darauf eine Aussöhnung stattfand, daß die beiden Brüder sich gemeinschaftlich für das Zustandekommen der Heirath Don Pietro's bemühten, der an dem Hofe Philipps II. sein wüstes Leben fortsetzte und immer tiefer in Schulden gerieth, daß Bianca den Schwager-Cardinal mit Freundlichkeiten überschüttete, daß dieser schließlich von dem Herzog und seiner Gemahlin eingeladen wurde, die „villeggiatura“ in dem nächsten September bei ihnen zu halten. Diese „villeggiatura“ sollte zu Poggio-a-Cajano stattfinden, einem Landsitz der Herzogs an dem Ufer des Ombrone, ungefähr halbwegs zwischen Florenz und Pistoja. Der Cardinal kam erst im Anfang des October nach Florenz und wurde mit allen Zeichen der herzlichsten Freundschaft bewillkommt. Die Gesellschaft brach sogleich nach dem bezeichneten Orte auf. Der Erzbischof von Florenz, der schon öfter als Mittelsperson in den Streitigkeiten der Brüder aufgetreten war, begleitete sie. Die Tage, lesen wir, wurden mit ländlichen Vergnügungen zugebracht, besonders mit Jagden auf den benachbarten Hügeln und auf den weiten Marschen des Ombrone, wo Wild im Ueberfluß zu finden war, die Abende im Familienkreise mit Unterhaltungen, in denen der Erzbischof und Bianca alles aufboten, einen möglichst liebenswürdigen Ton herzustellen.

Solcher Tage indessen können nicht viele gewesen sein, und was von dieser seltsamen Geschichte — so weit sie auf Thatsachen beruht — noch übrig bleibt, kann mit einer Kürze erzählt werden, die dem Leser nicht fragmentarischer erscheinen wird, als die Ereignisse denen, welche sie erlebten, plötzlich und überwältigend.

Am 19. October, gegen neun Uhr Abends, starb der Großherzog Francesco. Und an dem folgenden Morgen — die Geschichtschreiber differiren in der Stunde — folgte ihm Bianca.

Ferdinando bestieg, ohne Widerspruch von irgend einer Seite zu erfahren, den Thron. Francesco wurde auf seinen Befehl mit allem gebührenden Pomp in der Familiengruft unter dem Dome von San Lorenzo beigesetzt; und Bianca wurde, ebenfalls auf seinen Befehl, in ein Laken gehüllt, in die Katakomben unter dem Schiff der Kirche geworfen — das gemeinschaftliche Begräbniß der Armen, die keinen Sarg bezahlen konnten. F. Sp.

Das Posthorn.

(Heinrich Pröhle's Gedichte. Leipzig 1859. Verlag von Gustav Gräbner.)

Kein beſſ'rer Klang ist auf der Welt
Als eines Posthorns Klingen,
Wenn es am Morgen über Feld
Und Wald kann lustig dringen.
Sagt an, wißt ihr im Wagen drin,
Herr Hofrath und Frau Hofräthin,
Was dieser Klang bedeute?

Er lobet Gott, weil der so hell
Und weit gemacht die Erde,
Daß für dich, wackerer Gesell,
Sie nicht zu enge werde;
Weil er ein mächt'ges Vorwärts schuf
Aus Rossesbug und Rosseshuf,
Deß thut das Horn sich freuen.

Mir scheint fürwahr, es hat auch Grund
Das Horn, ihn zu beloben,
Wenn ich bedenk' zu dieser Stund',
Was der gethan dort oben,
Der alles weislich hat bedacht,
Hat Wald und See und Au gemacht,
Gebirg und Thal daneben.

Kein beſſ'rer Klang ist auf der Welt
Als eines Posthorns Klingen,
Wenn es am Morgen über Feld
Und Wald kann lustig dringen.
Was ist Concert und Opera?
Es macht die beste Musica
Ein Bursch im gelben Kragen.

Die „Naturgrille" in Leipzig.

Als der Goßmann-Enthusiasmus in Wien etwas Neues war, schrieb Morländer, der Verfasser des „theatralischen Unsinns", für das Karltheater eine ziemlich lahme Parodie, die „Naturgrille". Dem Witze darin fehlte aber die Pointe, er traf nicht, denn Friederike Goßmann, welche die kleine Fanchon Vivieux an der Hofburg spielte, ist nicht das Gegentheil von dem, was der Titel jener Posse andeutete, sie ist keine „Kunstgrille", sondern selber eine „Naturgrille", d. h. ihr Spiel ist frei von aller Künstelei, und es waltet darin der purste, unverfälschteste, glücklichste Naturalismus vor. Frl. Goßmann, die jetzt nach Leipzig als Gast kam, war für unser Publicum eine ganz neue Erscheinung, und dasselbe hatte sich sehr zahlreich eingefunden, um nach vielen mehr oder minder prädestinirten Vertreterinnen der famosen „Grille" nun auch die aller Orten gepriesene „Ur- und Patentgrille" kennen zu lernen. Die ersten Scenen der hoffärtigen Bauernfamilie vom Zwillingshof gingen, als oft schon gesehen, unbeachtet vorüber — da endlich flog das scheu gewordene Hühnchen der Fanchon über die Bühne und es ertönte hinter der Coulisse ihr „Gluck, gluck!", mit dem sie den Flüchtling zu locken sucht. Aller Augen wandten sich nach dem Fenster, durch das die kleine Fadette in die Stube springen mußte — noch ein Moment, und sie stand vor unseren Blicken da, leibhaftig da mit ihrem netten Figürchen, das von den größeren Gestalten der Anderen so merklich absticht und doch durch couragöse Haltung sich kecklich neben ihnen behauptet, mit ihrem niedlichen Gesichtchen, das das in die Luft strebende Stumpfnäschen, das kurzabgeschnittene, aus der Stirn gestrichene schwarze Haar, und das blitzende, rollende dunkle Auge zu einer sehr eigenthümlichen, pikanten Physiognomie macht. Fräulein Goßmann fing an zu sprechen, und alsbald ward man inne, daß ihr Organ nur in der Mittellage sanft und weich klingt, doch in der Höhe einen herben, scharfen Ton annimmt. Der Eindruck der ganzen Persönlichkeit ist aber trotzdem ein bestechender, und zwar so schnell gewinnender, daß die Kritik sich zusammennehmen muß, die Nüchternheit ihres Urtheils zu wahren. Woher kommt das nun wohl? Friederike Goßmann ist ein Original — dies Wort erklärt Alles; ihr Spiel hat nicht den langweiligen Wasserfarbenton der Gewöhnlichkeit, sondern neue, blendende, zum Theil sogar etwas grelle Farben, die aber gewiß nur dem pedantischen Kunstphilister ein Dorn im Auge sind. Künstlerische Objectivität, die über viele Physiognomien gebietet und immer andere Gesichter zeigt, ist in dem, was Frl. Goßmann bietet, noch nicht — vielmehr giebt sie in ihrer Darstellung nur sich selber und ihre eigenste liebenswürdige Individualität — das tritt in einem Hauch der Natürlichkeit, der allenthalben darüber hinweht, unverkennbar zu Tage, und wenn man es einseitig nennen will, so wird doch die unwiderstehlich reizende, reich und eigenthümlich begabte Person, die da wiederholt vor uns hintritt, niemals ermüden. Wir hatten erst neulich Gelegenheit, die „Grille" von Marie Seebach gespielt zu sehen, und es drängte sich uns nun ein sehr bestimmter interessanter Vergleich zwischen beiden Damen auf. In der Leistung der Frau Seebach wird ein höherer, edlerer Geist reifer Künstlerschaft bemerkbar, der besonders in den ernsteren Scenen der Schlußacte schöne Triumphe feiert; Friederike Goßmann dagegen ist das Genie noch ohne Studium und Berechnung, sie giebt die volle, strotzende, warmblütige Natur und Wirklichkeit. Jene erscheint als ideale Gestalt, sie spielt die Grille; diese durchdringt der heiterste, gesundeste Realismus, sie ist die Grille, wie sie leibt und lebt, selber. In den ersten Acten, wo Fanchon ein Diamant noch ohne Politur ist, ein reines Naturkind mit unbändigen Launen und wilden Schelmereien, steht die Goßmann unübertrefflich da, voll Lebenswahrheit in jedem Zuge und jeder Bewegung. Ihr Ton ist ächt und unverfälscht der eines scherzenden, schmollenden, immer aber drolligen und liebenswürdigen Kindes, wie es die Rolle will, und bis ins Detail der Mienen und Geberden hinein können die tollen Einfälle, die Capriccio's und genialen Sprünge dieses kleinen weiblichen Koboldes nicht naturgetreuer, nicht origineller dargestellt werden. Einzelne Momente waren von zündender Wirkung, von fast dämonischem Reiz, und hierin wird die Goßmann von keiner ihrer Colleginnen erreicht. Niemand, außer ihr, spielt die ersten Acte der Grille aus dieser Fülle von genialem, neckischem Uebermuth heraus, mit dieser leiblichen und geistigen Beweglichkeit, die sich keck bis an die Grenze des Maßes wagt, sie aber doch nicht überschreitet, sondern wenn sie dicht daran ist, sich lachend und mit kühner Schwenkung seitwärts kehrt. — Friederike Goßmann ist in ihrer Kunst, was man so nennt, eine Specialität; sie hat ein bestimmtes Genre, welches sie pflegen muß, das der Soubretten, und wenn man dies Genre auch klein nennen will, so wird man doch — um den bekannten Spruch der Catalani zu wiederholen — von der Vertreterin dieses Genre's einst sagen können, sie sei groß darin gewesen. Wir möchten die Hoffnungen der Berliner Kritiker nicht für zu sanguinisch halten, wenn sie meinen, es sei in Fräulein Goßmann Etwas von einer zweiten Charlotte v. Hagn gelegen. Sprudelnde Genialität und glänzende Laune besitzt sie wenigstens in hohem Grade, und gewiß ist, daß sie jetzt noch lange nicht am Ende ihrer Entwickelung steht. Ihr Spiel wird noch vielseitiger, noch objectiver werden, ohne an individuellem Reiz, worin jetzt sein eigentlicher Zauber liegt, einzubüßen; es wird sich auch nach der eigentlich künstlerischen Seite hin, nach der Seite des Technischen noch weiter vervollkommnen. Friederike Goßmann hat Glück gehabt, wie Wenige; mit zwanzig Jahren und nicht weit vom Beginn ihrer Laufbahn ist sie schon eine berühmte Künstlerin. Auch eine große Künstlerin zu werden, trägt sie unbestreitbar den Beruf in sich. Es wäre schön, wenn wir sie bei Gelegenheit ihres hiesigen sich vielleicht auf zwölf Abende ausdehnenden Gastspiels nicht blos in den mehr oder minder antiquirten Lustspielen Töpfers, Blums, Albini's u. A. sehen könnten, sondern auch in neueren Stücken, wie der „Königsleutnant", „Fata Morgana", „Ehen werden im Himmel geschlossen", „Cato von Eisen" ꝛc. Ihre „Marianne" in Goethe's Geschwistern wird uns ohne Zweifel vorgeführt werden; wir wüßten noch eine Goethe'sche Rolle, für die sie trefflich passen muß, den Reiterbuben Georg im „Götz". — Von dem einheimischen Personal erwähnen wir besonders unseren trefflichen Stürmer als Vater Barbeaud und Herrn Köckert, der einige Stellen seines Landry in überraschend wirksamer und neuer Weise zur Geltung brachte.

Zur Erinnerung an den Lustspieldichter Jünger.

Die bekannte Berliner Soubrette Ottilie Genée ist bei ihrem kürzlich stattgehabten Gastspiele im Resmüller'schen Theater zu Dresden Veranlassung dazu gewesen, daß das Jünger'sche Stück „die Entführung" neueinstudiert gegeben wurde. Dem größten Theile des Publicums erschien dasselbe wie eine Novität, während es doch schon weit über fünfzig Jahre alt ist und das hundertjährige Geburtsfest seines Autors bereits im laufenden Jahre hätte begangen werden können. Den Tag, an welchem vor einem vollen Säculum Johann Friedrich Jünger das Licht der Welt erblickte, d. h. den 15. Februar, durch eine nationale, öffentliche

Festlichkeit zu bezeichnen, war freilich bei der verhältnißmäßig geringen Bedeutung des Mannes nicht zu verlangen, aber einiger Zeilen der Erinnerung in unserer „Chronik“ scheint der mit Unrecht schon fast ganz vergessene Lustspieldichter doch werth zu sein. Er wurde als Sohn eines Kaufmanns in Leipzig geboren und sollte sich nach dem Willen seines Vaters auch dem Handel widmen; er studierte jedoch die Rechte und vertauschte diese Wissenschaft sodann mit den schönen Wissenschaften, zu denen er sich von Jugend auf besonders hingezogen fühlte. Er wurde nach einander der Hofmeister zweier Prinzen, lebte später einige Zeit in Weimar, sowie von 1787 an in Wien, wo er von 1789—94 die Stelle eines Theaterdichters bekleidete, die nach ihm erst Alxinger und dann auch Kotzebue inne hatte. Daß er sein Amt wieder aufgeben mußte, kränkte ihn so sehr, daß er momentan einer bis an Tiefsinn und Geisteszerrüttung grenzenden Melancholie verfiel; aber sonderbar genug, gerade in solchen Perioden, wo er wie ein Einsiedler ohne jeden Umgang zu leben pflegte, schuf er die heitersten Erzeugnisse seiner Muse. Er starb 1797. Seine Romane, die meist aus früherer Zeit stammen, sind bereits ganz und gar vergessen und würden vor dem Geschmack der Gegenwart wohl auch nicht mehr bestehen können; noch nicht durchaus fremd wurden demselben aber einige bessere von seinen vielen Lustspielen, wie neuerdings eben die Dresdener Aufführung der „Entführung“ wieder bewiesen hat. Viel Aehnlichkeit besaß Jünger mit seinem Landsmann Bretzner aus Leipzig, dem Autor des einst überall sehr gern gesehenen „Räuschchens“, welches jetzt wohl nur noch der alte Genast in Weimar auf seinem Repertoire hat. Die Gestalten, die in Beider Stücken erscheinen, haben viel Conformes. Väter, die sich wie Tyrannen in ihrem Hause geberden, für die Töchter Männer auswählen ohne Rücksicht darauf, ob diese sie lieben oder nicht, die erwachsenen und bereits zu Doctoren und Officieren avancirten Söhne in Gegenwart ihrer Bräute mit Ohrfeigen tractiren, die Diener schimpfen, prügeln und allerlei dergleichen Rohheiten und Gewaltthätigkeiten begehen, die aber doch, z. B. wenn sie sich ein Haarbeutelchen angetrunken, ihre schwache Stunde haben, sentimental werden und sich so zu sagen um die Finger wickeln lassen; ferner gewöhnlich zwei Liebespaare, deren eines aus einem jugendlichen Brausekopfe und einem sanften, nachgiebigen Mädchen, das, wie es scheint, nicht bis Drei zählen kann, aber ohne viel Scrupel ihren Courmacher auf Strickleitern ins Schlafzimmer steigen läßt, und deren anderes dagegen aus einem schüchternen, sehr modesten Jüngling und einem gar muthwilligen Dämchen besteht, die sich auch vor dem bärbeißigen Vater oder Vormund nicht im Geringsten fürchtet, sondern ihm schmeichelnd um den Bart zu gehen weiß; dann auch ein paar schon stark den Vierzigen zuneigende Junggesellen, die mit ihrer Medisance und Blasirtheit sich brüsten, aber zuletzt die frischesten Mädchen zu Frauen bekommen und den alten faden Gecken ausstechen, welcher seinem antiquirten Aeußeren durch Toilettenkünste und Modenarrheiten den Schein der Jugendlichkeit zu geben versucht, der sich wunderwie klug dünkt und dem weiblichen Geschlecht unwiderstehlich zu sein meint, während er allgemein für einen Strohkopf anerkannt wird und die Frauen ihn insgesammt zum Besten haben — das sind so ziemlich vollzählig nebeneinander die Figuren, welche in Bretzners und Jüngers Lustspielen vor uns erscheinen, und es ist, wie man aus diesem Verzeichniß abnehmen kann, fast keine einzige darunter, an der man seine rechte Freude hat. Am liebenswürdigsten mag noch die Soubrette sein, jenes lustige Mädchen, welches durch Klugheit und guten Muth die Verwickelungen zuletzt auf ersprießliche Weise zu lösen versteht; indessen ihre Naivität ist doch auch nur eine gemachte, und ihr Witz wird oft unziemlich, oder wenigstens sie hört unpassende Scherze aus dem Munde der Herren an, ohne zu erröthen. Mit einem Worte: es ist in diesen Lustspielen von ästhetischer Feinheit, von sittlichem Zartgefühl sehr wenig die Rede, und der Geist, der darin waltet, ist ohne idealen Anhauch. Nicht vergessen darf aber werden, daß Jünger allenthalben in höherem Grade, als sein College, das Maß beobachtete und immer der feinere Mann blieb. Seine Sprache, wiewohl ohne Poesie, wird doch niemals eigentlich roh und gemein, und im Ganzen genommen ist anzuerkennen, daß das freiere Wesen seiner Lustspiele mit dazu beigetragen hat, unsere Bühnenlitteratur aus den steifen Formen und Fesseln der Zopfzeit zu erlösen. Während die Geister ersten Ranges sich gegen die Komödie spröde verhielten und sie nicht cultivirten, mußte man froh sein, daß sich wenigstens Dichter zweiten und dritten Ranges, wie Kotzebue, Iffland, Jünger u. A. auf diesem Gebiete fruchtbar erwiesen. Von des Letzteren Stücken der besseren Art nennen wir außer der „Entführung“ noch „das Ehepaar aus der Provinz“, „die unvermuthete Wendung“, „der Ton unserer Zeiten“, „Er mengt sich in Alles“ rc. Er hat mit diesen Lustspielen auf spätere Autoren, wie Töpfer, Blum, Albini, Angely u. A., zum Theil sehr wahrnehmbar eingewirkt.

Eine Reminiscenz an Ewald Christian v. Kleist.

Am 24. August veranstaltete die Freimaurerloge zum aufrichtigen Herzen in Frankfurt a/O. eine stille, aber sinnige und pietätsvolle Feierlichkeit, die des trefflichen Mannes wegen, dem sie galt, auch in unserer „Chronik“ erwähnt werden möge: man beging auf festliche Weise die hundertjährige Wiederkehr des Todestages Ewald Christian v. Kleist's. Weiß die heutige Generation noch, daß derselbe einst die neue Epoche unserer deutschen Litteratur mitbegründen half und zu seiner Zeit einen gar berühmten, hochgefeierten Dichternamen an sich trug? Er wurde am 3. März 1715 zu Zeblin bei Köslin in Pommern geboren, studierte seit 1731 in Königsberg die Rechte, ging 1736 als Officier nach Dänemark, trat dann aber in preußische Dienste und machte den siebenjährigen Krieg mit. 1757 ward er Major beim Hausen'schen Regiment, das nach Leipzig in Garnison kam, und hier gewann er sich die Freundschaft Gellerts und Weiße's. Unter Prinz Heinrich focht er später in der Schlacht bei Kunnersdorf. An der Spitze seiner Krieger drang er gegen eine feindliche Batterie vor, wurde an der rechten Hand verwundet, worauf er den Degen in die Linke nahm, dann aber von einer Kartätschenkugel niedergestreckt, die ihm ein Bein zerschmetterte. Unverbunden und ausgeplündert lag er die ganze Nacht hindurch auf der Wahlstatt und erst am folgenden Tage transportierte man ihn nach Frankfurt a/O., wo er eilf Tage nach der Schlacht, am 24. August 1759, an einer Verblutung starb. Die Trauer über den Tod dieses Mannes, der durch seine Poesien und vorzüglich durch sein größeres Gedicht „der Frühling“ damals überall Aufsehen und Begeisterung geweckt hatte, war allgemein, und nicht mit Unrecht konnte Tiedge in seiner „Elegie auf dem Schlachtfelde von Kunnersdorf“ ausrufen:

„Viel der edlen Männer sind gefallen,
Aber Kleist, dein Name tritt hervor,
Tritt hervor, und hebt geweiht vor Allen
Aus der Fluth der Zeiten sich empor.“

Die Verse, welche in dem erwähnten sehr schönen, jetzt aber schon ziemlich vergessenen Gedichte der Erinnerung des Gefallenen gelten, sind von besonderem Schwung. Wir wollen nur einige noch anführen:

„Aber still, was flimmert durch die Zweige,
Wie ein weißer, schleierheller Geist?
Jeder rohe Laut der Wildniß schweige,
Diese Stell' ist heilig: Hier fiel Kleist!
Wo den Raum die Ulmen überschleiern,
Sank der Frühlingssänger in den Staub,
Diese Stelle will ich heilig feiern,
Ach, und kann sie nur bestreu'n mit Laub!
Rinnen laß hier eine Silberquelle,
Winde deinen sanften Blumentag,

Holder Frühling, um die rauhe Stelle,
Wo dein edler Sänger blutend lag."

Das genannte Gedicht „der Frühling" erschien zuerst 1749 anonym und nur für Freunde des Verfassers; aber bald verbreitete es sich soweit und machte so großes Glück, daß Kleist's Name den gefeiertsten in der Poesie beigezählt und seine Werke in die Bibliothek deutscher Classiker eingereiht wurden. Ein schwärmerischer Zug seines Gemüthes und dazu eine unglückliche Liebe hatten ihn zum Dichter gemacht, zum Dichter, der in sanft elegischer Weise Töne milder Schwermuth anschlug, die zwar stellenweise etwas weichlich und unmännlich klangen, denen aber doch ein Wohllaut inne wohnte, dem sich das Ohr nicht verschließen konnte. Die Sprache in Kleist's Poesien ist der noch ziemlich ungelenken und derben seiner Zeit weit vorausgeeilt, und wenn man bedenkt, daß sein „Frühling" noch ein Jahr vor Klopstocks Messias erschien, so wird man sagen müssen, daß der Autor dieses Idylls wohl verdient, den Reformatoren und Bildnern unserer Litteratur und Sprache beigezählt zu werden. — Ein anderer Angehöriger des Kleist'schen Geschlechts, Heinrich v. Kleist, der Dichter des „Michel Kohlhaas" und des „Käthchens von Heilbronn", wird jetzt eben nachträglich noch der Ehren und Anerkennung theilhaftig, die seine Zeit ihm versagte. Die Kritik der Gegenwart würdigt seine geniale Kraft nach Gebühr, eine neue Ausgabe seiner Werke findet Verbreitung unter dem Publicum, und sein Name wird durch Uebersetzungen und Recensionen sogar dem Auslande bekannt. Sein edler Vorfahr, Ewald Christian v. Kleist, verdient es nicht, neben ihm im Volke ganz vergessen zu bleiben und nur in Litteraturgeschichten sein Andenken erhalten zu sehen.

Kant und Lessing.

In Königsberg, der öfters nach Kant so benannten „Stadt der reinen Vernunft", herrscht unter den dortigen Gelehrten die löbliche Sitte, alljährlich den Geburtstag des großen Philosophen durch einen wissenschaftlichen Vortrag zu feiern, den im vorigen Jahre der Erbe Hegels, Karl Rosenkranz, in diesem Jahre aber der durch sein politisches Wirken bekannte Dr. Johann Jakoby gehalten hat. Jener zog eine Parallele zwischen Kant und Hamann, dem „Magus des Nordens", und dieser wählte sich zur Nachfolge des gegebenen Beispiels ein Thema ganz ähnlicher Art, indem er einen interessanten Vergleich zwischen Kant und Lessing anstellte, dessen Hauptgesichtspunkte wir, da der Vortrag im Druck erschienen ist, hier herausheben wollen. Kant ist 1724 (fünf Jahre vor Lessing) geboren und 1804 (dreiundzwanzig Jahre nach Lessings Tode) gestorben. Die ganze Laufbahn Lessings fällt somit innerhalb der Kant'schen Lebensgrenzen. Allein vergebens suchen wir die Spur irgend eines persönlichen oder brieflichen Verkehrs. Das gemeinsame Verhältniß Beider zu Mendelssohn, Nicolai, Marcus Herz und anderen Zeitgenossen hat sie einander nicht näher gebracht. Weder in den Schriften Lessings noch in seinem umfangreichen Briefwechsel kommt Kants Name vor. Es ist dies zum Theil daraus erklärlich, daß Kants eigentliche Glanzperiode erst mit der Herausgabe der „Vernunftkritik" im Jahre 1781 — dem Todesjahre Lessings — beginnt. Auffallender ist, daß Kant seinerseits fast gar nicht, d. h. nur zwei- oder dreimal und ganz beiläufig von Lessing spricht. Aus Hamanns Briefen an Herder ersehen wir, daß Kant nicht nur die dramatischen Jugendarbeiten Lessings, sondern auch dessen letztes Werk, den „Nathan" gelesen hat — ob aber auch den Laokoon, ob die theologischen Streitschriften, ist sehr zu bezweifeln, da ihrer weder in der „Kritik der Urtheilskraft" noch in der „Religion innerhalb der Vernunftgrenzen" mit einem Worte nur gedacht wird. Und doch — wenig fehlte und ein äußerer Umstand hätte beide Geistesheroen dauernd in der Vaterstadt des Einen von ihnen zusammengeführt. Als 1763 die Königsberger „Professur der Eloquenz" erledigt war, wurde diese Stelle zuerst Kant und dann Lessing angetragen. Beide lehnten ab; so ging die Gelegenheit persönlicher Annäherung unbenutzt vorüber, und nach wie vor blieben Kant und Lessing einander fern. — Gleichwohl aber sehen wir beide Männer, jeden aus seiner Natur, ohne Einwirkung des anderen, in merkwürdiger Uebereinstimmung einem und demselben Ziele zustreben. Beide stehen auf dem Boden ihrer Zeit, beide ragen zugleich hoch über dieselbe hervor und sind so Verkünder und Bahnbrecher einer neuen Culturperiode. Beide sind sie Vertreter, Vorkämpfer des Protestantismus in seiner Aufklärungsperiode. Und wie das Ziel beider Männer gemeinsam ist, so auch das Mittel zum Ziel: Kritik in der edelsten Bedeutung des Wortes. Was Lessing und Kant vor allen anderen Kritikern auszeichnet, ist nicht etwa die umfassendere Gelehrsamkeit, nicht die größere Schärfe und Feinheit der Unterscheidungsgabe, überhaupt kein Mehr oder Minder — es ist die ihnen gemeinsame, ganz eigenthümliche Art der Kritik. Beiden ist Kritik nicht blos Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck, nicht Richtmaß blos für wissenschaftliche oder künstlerische Thätigkeit, sondern selbst Wissenschaft und Kunstwerk. Aber weiter — es ist Ein Ziel, das Kant und Lessing im Auge haben, es ist ein und dasselbe Mittel, dessen sich beide bedienen. Und wie im Allgemeinen Endziel und Mittel, so treffen im Einzelnen auch die Ergebnisse des beiderseitigen Forschens zusammen, so sehr immer ihre speculative Grundanschauung auseinander zu gehen scheint. Dieselbe hier darzuthun, würde freilich zuviel Raum beanspruchen, und wir deuten deshalb nur noch einen Zug der Geistesverwandtschaft beider an: ihre ähnliche Stellung zu der Zeit nicht nur, in der sie lebten, sondern auch zur nächsten Folgezeit und zu unserer Gegenwart. Das edle freie Menschenthum, welches sowohl der Reformator der deutschen Philosophie, als der Litteratur-Reformator der Deutschen als Ziel aufgestellt hat — in „Sturm und Drang" will es die nächstfolgende Generation erringen. Ihre Schriften werden reichlich benutzt, sie selbst aber als halbe Philister bei Seite geschoben; ihr Andenken wird durch die classisch-romantische Litteraturperiode, durch die Naturphilosophie mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt, bis die Gegenwart eine Rückkehr zu beiden für nothwendig und heilsam findet. In unserer Zeit erst wird der hohe Werth ihrer Leistungen anerkannt, ist das Leben beider mit warmer Liebe und rechtem Verständniß geschildert, sind ihre Werke in würdiger Gestalt veröffentlicht worden, wird beiden Männern von der Dankbarkeit des Volkes das ihnen gebührende Ehrendenkmal errichtet!

Die Libri'sche Bücherversteigerung.

st. Unsere Leser erinnern sich vielleicht des Professors Libri, der 1850 in Paris zu zehnjähriger Arbeitsstrafe verurtheilt wurde, weil er in öffentlichen Bibliotheken Diebstähle im Betrage von 150,000 Thalern unseres Geldes ausgeführt haben sollte. Seine Freiheit traf dieses Urtheil nicht, denn er war nach England geflüchtet, und selbst sein Ruf litt nicht, da er ausgezeichnete Vertheidiger fand, unter denen Männer wie Paul Lacroix und Prosper Merimée waren. Von diesen freiwilligen Anwälten wurden dem französischen Gericht Ungerechtigkeiten und Unrichtigkeiten nachgewiesen, die je kaum in einem Proceß vorgekommen sein dürften. Unter anderm sollte er der Bibliothek von Troyes ein seltenes Buch gestohlen und in England für 200 Pf. St. verkauft haben. Als man aber in Troyes, nachdem das Urtheil bereits gesprochen war, nachsuchte, fand sich jenes Buch vor. Ein werthvolles Manuscript, dessen Entwendung ihm ebenfalls vorgeworfen wurde, befand sich verschiedene Jahre früher, ehe er nach Paris kam, bereits im British-Museum. So wurde noch von einer Menge anderer Diebstähle bewiesen, daß sie entweder gar nicht existirten, oder wenigstens nicht von ihm herrührten. Die Folge war, daß er in England unangefochten lebte und mit den meisten seiner Fachgenossen in Verbindung blieb.

An diesen berühmten Proceß erinnerte uns die Versteigerung von Libri's ausgewählter Büchersammlung, die in diesen Tagen zu London stattgefunden hat. Die verkauften Bücher zerfielen in zwei Classen, von denen die eine wegen des prachtvollen Einbandes, die zweite wegen der Autographen früherer Besitzer von Werth waren. Die kostbaren Einbände hatte Libri zusammengekauft, um den ersten Stein zu einem künftigen Museum zu legen, welches diesem wichtigen Zweige der Ornamentik allein gewidmet sei. Unter den Autographen waren die französischen besonders vertreten, namentlich Diana von Poitiers, De Thou, Colbert, Richelieu, Fouquet, Frau von Maintenon u. A. m. Einzelne Bücher wurden mit 60, 80, 100, 110 Pfd. St. bezahlt. Den höchsten Preis von 150 Pfd. St. erzielte Machiavelli's Arte della Guerra, ein kleiner Aldo von 1540. Der ganze Ertrag der Versteigerung war 8822 Pfd. St.

Ein Pariser Geschichtchen.

Aus der Pariser Correspondenz in der neuesten Nummer der „Berliner Revue" theilen wir folgende spaßhafte Anekdote mit, welche, gleichviel ob wahr oder erfunden, eine amusante kleine Geschichte nach dem Leben abgiebt. An einem der drückend heißen Tage, wie sie die letzten Wochen brachten, badete Frau v. C., eine hübsche erst achtundzwanzigjährige Wittwe, in der offenen Seine bei ihrem Landhause zu Athis in der Nähe von Corbeil. Die kleine Frau ist eine perfecte, unerschrockene Schwimmerin; plötzlich hört sie einen Hülferuf, ein junger Mann, noch ein Lehrling in der Schwimmkunst, der sich am Ufer gegenüber geübt hatte, war zu weit in den Strom gerathen und lief Gefahr, zu ertrinken. Frau v. C. besann sich nicht lange, sie schwamm tapfer der Stelle zu, wo der Unglückliche bereits untergegangen, tauchte ein paar Mal, fand den Ertrunkenen auf und brachte ihn glücklich ans Land, wo Leute genug waren, deren Sorgfalt sie ihn übergab, während sie schwimmend ans andere Ufer zurückkehrte. Als der junge Mann wieder zu sich kam, fragte er natürlich nach seinem Retter, um ihm die gewöhnliche Prämie von 25 Francs einzuhändigen. Er erfährt, daß er seine Rettung einer charmanten reichen Wittwe mit 30,000 Francs Rente zu danken hat. 30,000 Francs Rente! Der junge Mann fühlt seine Dankbarkeit verdreißigfacht, er eilt zu der Dame, wirft sich ihr zu Füßen und bietet ihr aus purer Dankbarkeit Herz und Hand an. Die Wittwe, welche vermuthlich nicht besonders glücklich verheirathet gewesen, bricht in ein lautes Gelächter aus. „Aber ich bin Ihnen mein Leben schuldig, Madame!" rief der treffliche Schwimmer, „ich muß mich dieser Schuld entledigen, ich bin ein ehrlicher Mann!" — „Ich zweifle nicht daran, mein Herr!" erwiederte die Wittwe, „aber Sie können mich doch nicht zwingen, die Belohnung für Ihre Lebensrettung anzunehmen!" — „Dann bin ich verloren, Madame!" rief der junge Mann ekstatisch, „von einer jungen Frau gerettet, werde ich das Opfer von tausend Scherzen und Witzen!" — „Verzeihen Sie mir, mein Herr, daß ich die Indiscretion begangen habe, Sie aus dem Wasser zu ziehen!" — „Oh, Madame," bat der Verzweifelnde, „geben Sie mir wenigstens Gelegenheit, Ihnen, versteht sich zu Lande, einen ähnlichen Dienst zu leisten." — „Wohlan," erklärte die Wittwe endlich, „wenn Sie durchaus darauf bestehen, so will ich für Sie thun, was ich vermag; morgen kehre ich nach Paris zurück, Sonnabend gebe ich eine Gesellschaft, Sie werden eine Einladung dazu erhalten, Sie werden einen alten Capitän auf Halbsold bemerken, der mir seit zwei Jahren schon den Hof macht, was mir unerträglich ist. Dieser Mann ist ein berüchtigter Händelsucher und Duellant, er schießt sehr gut und ficht noch besser, suchen Sie Streit mit ihm anzufangen, schlagen oder schießen Sie sich mit ihm, in jedem Fall werden Sie mich von diesem Ungeheuer befreien, ich rechne auf Sie! Freilich ist die Sache nicht ohne Lebensgefahr für Sie, indessen das war ja Ihr Wunsch. Nun, sind Sie damit einverstanden?" — „Sehr zufrieden, vollkommen," erwiederte der Gerettete, seinen Schnurrbart streichend, „meine Retterin kann auf mich zählen, der Capitän wird seinen Mann an mir finden!" Damit empfahl sich der Tapfere. Am bestimmten Abende versammelten sich die Freunde der schönen Wittwe, aber der Gerettete blieb aus. Der grimmige Capitän auf Halbsold, eine pure Erfindung der Dame, hatte seine Schuldigkeit gethan, er schützte die schöne Schwimmerin vor der allzu großen Dankbarkeit des Geretteten.

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Die erste Abtheilung des von dem bekannten Adolf Streckfuß in Berlin vorbereiteten Romancyklus „Hohenzollern" ist unter dem Titel „Friedrich der Erste und die Quitzows" (2 Bde., bei Springer) nunmehr erschienen und zeigt sich geeignet, mäßigen Ansprüchen Genüge zu leisten. Es ist eine schlimme Sache mit derlei Büchern, die „Dichtung und Wahrheit" mit einander zu vermischen pflegen. Man schwebt da zwischen Erfundenem und Historisch-Beglaubigtem so haltlos mitten inne, daß Einem fast schwindlicht wird und man sich von so schwankendem Standpunkt aufs lebhafteste wegwünscht. Um es mit des Verfassers eigenen Worten zu sagen, ein sogenannter historischer Roman ist im Grunde ein unleidliches Zwitterding, „weder warm noch kalt, weder Fisch noch Vogel". Besonderes Bedenken erregt er, wenn er, wie hier der Fall, mit populärer Tendenz auftritt, wenn er das Volk davon befreien will, aus trocknen, wissenschaftlich gehaltenen Geschichtsbüchern sich seine Kenntnisse zu sammeln, sondern ihm dieselben im lockenderen Gewande der Dichtung vertraut zu machen strebt. Die große Menge, der das, was sie da liest, wirklich etwas Neues ist, wird dann gar zu leicht irre und verwechselt die Erfindung des Dichters mit dem factischen Inhalt der Vergangenheit. Der civilisatorische Zweck des Romans ist somit nicht erfüllt und der poetische Gewinn nach Befinden doch ein sehr unerheblicher. Wenigstens besitzt Adolf Streckfuß gerade kein hervorragendes Talent, er hat weder die plastische Kraft des Ausdrucks, die energievolle Gestaltenzeichnung eines W. Alexis, noch die stellenweise sehr zierliche und pikante Manier eines Georg Hesekiel, welche beide seine Vorgänger in romanhafter Bearbeitung von Episoden der altpreußischen Geschichte waren. Es kam dem Autor darauf an, dem Leser einen der wichtigsten Abschnitte derselben zu geben, den der Begründung der Hohenzollern'schen Herrschaft in den Marken, des Kampfes Friedrichs I. für Recht und Gesetz gegen den widerspenstigen Adel, dessen mächtigste und gefährlichste Repräsentanten damals die Quitzows waren. Für die Schilderung so ritterlich-romantischer Zeit, so abenteuerlicher Heldengestalten und bewegter Situationen fehlt es dem Verfasser an Buntheit und Glanz der Farben, mit denen er seinen Stoff wirksam in Scene gesetzt hätte. Gute Studien hat er für sein Werk gemacht, aber die Fähigkeit poetischer Verlebendigung des Studierten hat er nur in geringem Maße. — Die ausführliche Darstellung der Regierung Joachims I. wird eine zweite Abtheilung des Streckfuß'schen „Hohenzollern" bilden.

„Paul Werkmann und seine Freunde" nennt sich eine Erzählung, die L. P. Seidler „aus den Papieren eines Beamten" zusammengestellt hat (2 Bde., Frankfurt a/O., Schiefer). Sie ist einer jener nicht eben sehr glücklichen Versuche, womit unsere deutschen Schriftsteller den modernen Sittenroman der Engländer nachzuahmen streben, ohne doch auch nur ein einziges so glänzendes und bewegliches Talent dafür zu besitzen, wie unsere Nachbarn jenseit des Canals ihrer mehrere aufweisen können. Es fehlt dem Seidler'schen Buche nicht an Geschick in Knüpfung und Lösung des Knotens, auch nicht an offenen und tiefgehenden Blicken ins Leben, aber was der Hauptmangel darin ist: es giebt eben nur ein Duplicat des Lebens, kein Idealbild, kein durch Poesie verklärtes Porträt des-

selben. Die dichterische Weihe geht der Erfindung des Stoffes, wie der Ausführung ab, und in der nüchternen Haltung des Ganzen, in dem Mangel feinerer Züge und kunstvollen Details in der Charakteristik offenbart sich deutlich, daß der Verfasser nicht aus der Tiefe eines reichen Naturells, eines dichterisch begabten Gemüthes herausarbeitet.

Gustav vom See (der Regierungsrath Struensee in Breslau) wird seinen, zuerst von der „Kölnischen Zeitung" mitgetheilten Roman „Vor fünfzig Jahren" demnächst auch als Buch erscheinen lassen. Er spielt zumeist in Schlesien zur Zeit der französischen Occupation und der Niederlage Preußens. Die Leser werden in das damalige gesellige Leben Breslaus und der Provinz eingeführt, sie lernen die ganze Tyrannei französischer Bedrückung kennen und machen dann alle Schritte zur Wiedererhebung Preußens mit durch. In bunter Abwechslung nahen sich ihm die verschiedensten historischen Situationsbilder, und in fast greifbarer Gegenwart stellen sich die interessantesten, geheimnißvollsten Charaktere jener Zeit, wie z. B. der räthselhafte Haller, vor ihm hin. Ohne Zweifel ist der Roman das Beste, was Gustav vom See, ein sehr gründlich und feingebildeter Autor, bisher geschrieben hat.

Der ebenso schnell producirende, als rasch zur Beliebtheit gekommene **Armand** hat schon wieder ein neues vierbändiges Werk veröffentlicht: „An der Indianergrenze" (Breslau, Trewendt). Ein künstlerisch geformter, in sich abgeschlossener Roman ist dies Werk freilich ebenso wenig, als die früheren Erzeugnisse des Autors, und man kann also nicht sagen, daß derselbe nach der Seite des Technischen hin Fortschritte gemacht hätte. Es steht ihm ein weites Feld von Erlebnissen, sowie die Gabe lebendiger, anschaulicher, zum Theil sogar glänzender Schilderung zu Gebote, aber vermissen läßt sich die geübte, kluge Hand in Vertheilung des weitschichtigen Stoffes. Die Armand'schen Bücher leiden alle an Unordnung und Ueberfülle des factischen Inhaltes, an einem wüsten Durcheinander der verschiedensten Bilder und Scenen, von denen nicht wenige auch grell und geschmacklos sind. Dazu kommt noch, daß die Charakterzeichnung nur in den schwächsten Anfängen vorhanden ist und an Stelle lebensvoller, natürlich empfindender Gestalten meist schattenhafte Wesen treten, die der Verfasser nur durch Hülfe von Phrasen mit dem Scheine des Lebens aufgeputzt hat. Das ganze Genre der abenteuerlichen Romane aus der americanischen „Wildniß" ist durch Armand wohl nur noch einmal zu sehr vorübergehender Blüthe gekommen; es entbehrt der feineren geistigen Reize und befördert in keineswegs erfreulicher Weise den Materialismus in der Poesie. — Der eigentliche Name des pseudonym auftretenden Autors ist, wie „Wigands Telegraph" im Anschluß an die von uns mitgetheilten „noms de guerre" wissen will, Strubberg.

Unseren Leserinnen empfehlen wir die zweite Ausgabe des „Albums einer Frau" (Hannover, Rümpler). Es ist dies eine reichhaltige Blumenlese sogenannter goldener Worte und Sinnsprüche, und nützlicher Lehren aus dem Büchelchen „Weisheit und Tugend". Der Inhalt ist so mannichfach, daß es im Leben des Mädchens, wie der Frau und Mutter kaum ein Verhältniß geben dürfte, über das wir im „Album" nicht die rechte Aufklärung und beherzigenswerthe Wahrheiten fänden. Weibliche Liebe, weiblicher Muth, weiblicher Takt und Anstand, Eigenthümlichkeit und Raschheit weiblicher Auffassung, Eitelkeit der Frauen, Werth weiblicher Bildung, Maß und Ziel derselben, das Weib findet seine rechte Ehre im Hause, Werth der Hausarbeit und ihre Grenze, die Wirthin und die Bewirthung, die Dienstboten, Klippen in der Ehe, Hausmittel in der Ehe, Eltern und Kinder, Erziehung der Tochter — das sind nur die Titel einiger wenigen Abschnitte aus den vielen, vielen Kapiteln des Buches. Die Einleitungen zu jedem derselben, von der Hand der Herausgeberin, sind zwar gerade keinem bedeutenden, in die tiefste Tiefe gehenden Geiste entflossen, aber sie können die Leserin doch orientiren und von dem Besonderen einzelner Sprüche auf den allgemeinen Standpunkt zurückführen. Auch ergänzen sie die Anthologie durch manche reife und weise Bemerkung. Shakespeare, Goethe, Rousseau, J. Paul, Salzmann, Herder, Zschokke, Schleiermacher, Hegel, Herbart, W. v. Humboldt, K. v. Raumer, K. Schwarz, Necker-Saussure, Elisabeth v. Stägemann, Rosette Niederer, Luise Büchner — das sind einige der Namen, welche am häufigsten und in der vielseitigsten Weise citirt werden konnten.

„Salzburg, Ischl und Gastein" wird sich ein demnächst erscheinendes Reisewerk von **Gustav Rasch** betiteln, das nach den daraus uns bekannt gewordenen Proben dem Leser einen recht angenehmen Genuß bieten dürfte. „Das Abenteuer in der Sennhütte", welches vor einiger Zeit das Feuilleton der „Nationalzeitung" mittheilte, und das auf uns den Eindruck einer sehr lieblichen Idylle machte, wird auch ein Kapitel des Buches bilden. Der Autor hat sich außerdem durch seine interessanten Berliner Berichte in der „Weserzeitung" vortheilhaft bekannt gemacht.

Von dem schon früher erwähnten, für das große Publicum berechneten Auszug aus Dr. **Heinrich Barth's** Reisewerke über Nord- und Centralafrica sind die zwei ersten Lieferungen nunmehr erschienen. Die weitläufige Tagebuchsform ist darin aufgegeben, und die Erzählung der einzelnen Reisen und Entdeckungen schreitet auch dadurch rascher vorwärts, daß alle eigentlich wissenschaftlichen Excurse ausfielen. Das ganze Werk wird in dieser verkürzten, populären Gestalt zwölf Lieferungen oder zwei Bände von 50—60 Bogen stark werden. Das Bild des berühmten Touristen und Naturforschers, mehrere Farbendrucke, viele Holzschnitte und eine Karte von Dr. Petermann bilden die artistischen Zugaben des Buches.

Wir besprachen vor einiger Zeit in anerkennender Weise das „Dictionnaire des antiquités romaines et grecques par Antoine Rich" und gaben den Wunsch zu erkennen, dies fast vollständige Summarium des Wissenswürdigsten aus der Archäologie durch eine Uebersetzung auch in Deutschland eingebürgert zu sehen. Wir freuen uns mittheilen zu können, daß Dr. K. Müller in Göttingen die gewiß nicht verlorene Mühe der Uebertragung auf sich nehmen will.

Bildende Kunst.

Wilhelm v. Kaulbach hatte dem Vorstande des germanischen Museums zu Nürnberg versprochen, die Kapelle der restaurirten Karthause daselbst mit einem Bilde seiner Erfindung unentgeltlich zu schmücken. Nach zweimonatlicher Arbeit hat der fleißige Künstler die Arbeit, bei der ihm sein Schwiegersohn, der Director A. Kreling in Nürnberg, sowie der Maler Köckert aus München, hülfreiche Hand leisteten, nunmehr vollendet, und das stereochromatisch ausgeführte große Wandgemälde ist unter entsprechenden Feierlichkeiten am 21. August enthüllt worden. Man sieht darauf den einer bekannten Sage nach im Jahre 1000 stattgefundenen Besuch Otto's III. in der Kaisergruft zu Aachen dargestellt. Karl der Große sitzt im vollen Herrscherornat, die Krone auf dem Haupte da, das Evangelienbuch liegt auf seinen Knien, und das Schwert ruht schützend über demselben in seiner Hand. Otto III. ist, geführt von einem Priester, auf den untersten Stufen der Treppe angelangt und bleibt von Karls unnahbarer Majestät erschüttert stehen. Rechts und links von ihm drückt sich die Bewunderung und Bestürzung über die Kaiserleiche in zwei Gestalten des Gefolges Otto's noch sichtbarer aus; ihre Höhe aber erreicht die Wirkung der Majestät in einigen Figuren des Vordergrundes: einem Ritter des Gefolges und dem Narren des Kaisers. Jenen drängt die Bewunderung auf die Knie nieder, während dieser, ebenfalls nahe daran, der Allmacht des Anblicks auf den Knien zu huldigen, ganz vorgebeugt mit einem

aus aller Fassung gekommenen höchst originellen Gesichte zu der gewaltigen Erscheinung des todten Kaisers emporblickt. Ein voraneilender Meßknabe und ein deutscher Edelknecht wenden sich dagegen unwillkürlich schaudernd ab, ein Lombarde aber, noch trunken von den kaum verlassenen Tafelfreuden, hat seinen Spott über die Leiche und wird darüber von zwei Mönchen zu seiner Seite gescholten. Die Beleuchtung des Bildes geht von einem starken Gruftlicht aus, das durch den Schild des knienden Ritters fast ganz verdeckt ist; desto wirksamer fällt der Schimmer dieses Lichtes auf den Mittelgrund. Das Colorit ist meisterhaft, auch die Gestaltenzeichnung und die Composition des Ganzen der Art, daß man nur sagen kann: Kaulbach hat ein Werk geschaffen, das seiner werth ist. In welchem symbolischen Bezug der Stoff zum Locale des germanischen Museums steht, hat Freiherr v. Aufseß in seiner Festrede bei der Enthüllung offenbart, wenn er sagte: „Kein treffenderes und schöneres Sinnbild unseres Strebens konnte gegeben werden, als dieses; denn auch wir sind berufen, hinabzusteigen in die lange verschlossenen Tiefen der Vorzeit, um aufzusuchen des alten Reiches Herrlichkeit, sie, die längst abgestorbene, wieder hell zu beleuchten mit dem Fackelschein der Wissenschaft, auf daß sich Jeder daran erfreue und stärke, ja, wie Kaiser Otto wollte, zu neuen Thaten der Ehre und des Ruhmes deutscher Nation sich ermanne!"

Der Altmeister Peter v. Cornelius lebt nach dem vor kurzem erfolgten Tode seiner zweiten Frau sehr zurückgezogen in einer Villeggiatur zu Frascati und findet Trost für den erlittenen Verlust in gesteigerter künstlerischer Productivität. Er ist nach wie vor mit seinen Compositionen für den Berliner Campo-Santo beschäftigt, obgleich leider noch nicht sobald die Zeit da sein dürfte, in der der Bau des evangelischen Domes in der preußischen Hauptstadt von neuem in Angriff genommen wird.

Daß Theodor Hosemann, der beliebte „Feuilletonist im Crayon" und „deutsche Hogarth" in Berlin, nicht blos in Aquarellen und Bleistift- oder Federzeichnungen, sondern auch in Oelbildern Erfreuliches und Hervorragendes zu leisten vermag, hat er durch sein neuestes, jetzt bei Sachse ausgestelltes Gemälde abermals zur Genüge bewiesen. Es stellt einen „Jahrmarkt auf dem Lande" dar und enthält wieder mehrere auserlesene und höchst drollige Exemplare jener alten Tabaksnasen und Weißbierphilister, deren gemüthlicher Sittenmaler Theodor Hosemann von jeher gewesen ist. Der Schauplatz befindet sich vor einem ambulanten Musentempel, einer Bretterbude mit der Aufschrift „Thalia", wo eine Anzahl abenteuerlicher und verkommener Genies eben dabei ist, sich öffentlich zu produciren und den Zuschauern Wunderdinge ihrer Kunst zu prophezeien. Ein Ritter in rothem spanischen Costüm und mit einer Physiognomie, der man eher alles Andere ansieht, nur nicht daß der Besitzer derselben einst ein anständiger Mann gewesen sein könne, sowie der Bajazzo der Gesellschaft, eine mit groteskem Humor ausstaffirte höchst lächerliche Gestalt, sind gleichmäßig vollauf beschäftigt, noch mehr Leute in ihre Bude zu ziehen. Die kräftige Schöne neben beiden dient demselben Zwecke mit anderen Mitteln, während die hoffnungsvolle Jugend der Bande durch Mißhandeln verschiedener Musikinstrumente einen Heidenlärm vollführt, der der allgemeinen Ergötzlichkeit aber nur förderlich ist. In den Gruppen der Zuschauer stoßen wir auf eine Mannichfaltigkeit und greifbare, täuschende Lebenswahrheit der Figuren, welche für das offene Auge und den humoristischen Sinn des Malers ansprechende Beweise liefert.

Die diesjährigen Septemberfeste in Brüssel werden eine besondere Weihe und Bedeutung erhalten durch die Inauguration des großen Nationaldenkmals, d. h. der sogenannten Congreß-Säule zur Erinnerung an den Congreß, dem Belgien seine jetzige staatliche Einrichtung verdankt. König Leopold legte dazu 1850 bereits den Grundstein, und der Architekt Poelaert lieferte den Entwurf des Monuments, das ungefähr 175 Fuß hoch ist und aus einer dorischen Säule von 10 Fuß im Durchmesser besteht. Ueber der Basis befinden sich im Basrelief neun allegorische Figuren, die die Provinzen des Landes darstellen und durch die Genien der Monarchie und der Einheit vereinigt werden. Der Bildhauer Simonis war der Meister dieser Figuren. An den Seiten des Capitäls der Säule sind die Embleme der Weisheit, Unsterblichkeit, Kraft und des Ruhmes angebracht, und das Capitäl selber ist mit einer aus vergoldeter Bronze geformten Balustrade gekrönt, deren Ecken durch Sphinxe mit entfalteten Flügeln und königliche Namenszüge geschmückt sind. Auf reich ornamentirtem Piedestal erhebt sich darüber die 13 Fuß hohe bronzene Statue des Königs Leopold in ruhiger Haltung und mit ernstem Gesichtsausdruck. Sie wurde nach dem Modelle des Professor Geefs ausgeführt. Auf den Ecken des dem ganzen Monumente zur Basis dienenden Stubles sitzen, in florentinischer Bronze geformt, vier weibliche allegorische Figuren, die Freiheit der Presse und die des Unterrichts von Geefs, die Freiheit der Association von Fraikin, sowie die Freiheit des Cultus von Simonis. Auf den Unterflächen des Säulenstuhls endlich sind die Namen der Mitglieder des Nationalcongresses und eine einfache Inschrift bezüglich der Inauguration angebracht. Das Werk in seiner Gesammtheit wird einen imponirenden, ächt monumentalen Eindruck zu machen im Stande sein. Ueber die Personification der Freiheit der Presse von der Hand des Professor Geefs haben wir bereits früher gesprochen. (Vergl. Europa 1859, Nr. 18.)

Der Besitzer des Hauses auf der Königstraße zu Hamburg, welches Klopstock dreißig Jahre lang bis zu seinem 1803 erfolgten Tode bewohnte, Herr Paz, hat dasselbe, wie schon früher durch eine Gedenktafel, nun auch durch eine vom Bildhauer Engelhardt geschickt und mit Porträtähnlichkeit gefertigte Büste des Sängers der Messiade ausschmücken lassen.

Professor Halbig in München, der vom König Ludwig den Auftrag zu einer Büste des Freiherrn v. Aufseß in Nürnberg erhielt, hat außerdem eine schöne weibliche Büste, die der gefeierten Tänzerin Lucile Grahn-Young vollendet, welche er nächstens in carrarischem Marmor auszuführen gedenkt. Sie giebt ein sehr getreues Bild der einen Lorbeerkranz im Haar tragenden Künstlerin, und die Behandlung des Materials ist so fein und minutiös, daß das Gesicht fast wie vom Pulsschlag des Lebens durchhaucht erscheint.

Dem aus den nordamericanischen Freiheitskämpfen her bekannten neuerdings durch Friedrich Kapp biographisch geschilderten General Steuben soll ein Monument auf öffentliche Kosten errichtet werden. In welcher Stadt der Union, weiß man zwar noch nicht, aber die Abgesandten verschiedener vereinigter Staaten haben dafür bereits eine entsprechende Summe bewilligt.

Professor Joseph Keller in Düsseldorf, der Meister des berühmten neuesten Stiches der Raffael'schen Disputa, will nun auch die Sixtinische Madonna in Dresden durch einen Stich vervielfältigen. Er hat sich von Professor Schurig eine Zeichnung im ersten Entwurfe anfertigen lassen, an deren Ausführung er ohne Säumen gehen will.

Als Meisterwerke der Photographie werden von München aus die Nachbildungen der bedeutendsten Schätze der Glyptothek gerühmt, welche Hofrath Hanfstängl in einem Album zu vereinigen gedenkt. Die photographische Vervielfältigung des Kaulbach'schen Cartons „die Ermordung Cäsars" unternahm der durch sein „Flüggen-Album" und andere treffliche Arbeiten bereits rühmlich bekannte Joseph Albert in München zu liefern.

Theater und Musik.

Das neue Bühnenstück Theodor Apels, von welchem wir in einer der vorigen Nummern sprachen, ist, wie wir jetzt hören, speciell für das bevorstehende Schillerjubiläum geschrieben und wird zur Vorfeier desselben am 9. November in Leipzig zur Aufführung

kommen. Den Inhalt bildet eine Episode aus dem Leben des großen Dichters, und er selber hat darin die Hauptrolle zu spielen. — Was die ganze vom hiesigen Schillerverein vorbereitete Feier des hundertjährigen Geburtstages unseres nationalen Lieblings anlangt, so wird sie nach bis jetzt getroffenen Bestimmungen drei Tage umfassen. Was der erste davon bringen soll, haben wir soeben gesagt; am zweiten werden wir im Theater nach einem Prologe Hermann Marggraffs ein Schiller'sches Stück sehen, für das man sich die Mitwirkung mehrerer Bühnennotabilitäten von auswärts verspricht, und der 11. November endlich wird der Tag sein, an welchem früh die alljährlich übliche, diesmal natürlich von besonderer Weihe getragene Festlichkeit in Gohlis, sowie Abends die musikalisch-declamatorische Feier im Hotel de Pologne nebst darauffolgendem Festmahl stattfindet. — In Dresden soll an dem bedeutungsvollen Tage Schillers „Wallenstein" mit Dawison in der Titelrolle gegeben werden. Der Künstler spielte diese Partie noch niemals, und sie wird erst zu dem festlichen Zwecke von ihm einstudiert.

Albert Grün in Straßburg, Verfasser ästhetischer „Briefe an eine Dame über Faust" und eines „ABC-Buches der Aesthetik", hat soeben ein Drama „Friederike" an die Bühnen versendet. Diese Friederike ist die liebliche Sesenheimer Pfarrerstochter Brion, der die zärtlichen Gefühle des jungen Goethe während seiner Straßburger Studienzeit galten. Es ist nicht das erste Mal, daß ihre idyllische Gestalt zur Heldin eines Theaterstücks gemacht wurde; denn vor kurzem erst lieferte z. B. Eduard Schüler, ein dichterischbegabter preußischer Postbeamter und witzreicher Autor der Novelle „Don Quixote und Falstaff", ein Liederspiel, das den Titel „das Pfarrhaus von Sesenheim" trug. Goethe's Verhältniß zu der unschuldig naiven Friederike bildet anfänglich eine der reizendsten und poesievollsten Episoden seines Lebens, ist aber im weiteren Verlaufe ein dunkler Punkt, welchen bisher noch kein Psycholog genügend lösen konnte. A. Grün tritt mit der Prätention auf, das Verhältniß von der rechten tiefstragischen Seite aufgefaßt zu haben, von welcher aus von individueller Schuld eines der Betheiligten nicht die Rede sein dürfe. Wir sind sehr begierig zu sehen, ob der Autor nicht zuviel versprochen hat. — Ein anderes Stück, worin der Dichter des „Faust" als handelnde Person auftritt, ist unter dem Titel „Goethe hinter den Coulissen" erschienen und hat den pseudonymen **Theobald Klarer** zum Verfasser.

In Paris jammern und schelten die Blätter aller Parteien über den hoffnungslosen Zustand, den nahe bevorstehenden gänzlichen Ruin des einst weltberühmten und classischen Ruf genießenden Théâtre français. Die Schuld des Verfalls bürdet man mit einer Uebereinstimmung, die auf Wahrheit der Behauptung schließen läßt, dem jetzigen Leiter der Bühne, Empis mit Namen, einem Mitgliede der Akademie, auf und verlangt offen und energisch die Entfernung dieses seinem Amte nicht gewachsenen Mannes. Die beliebtesten Dichter des heutigen Paris schreiben ihre neuen Stücke für die Theater zweiten und dritten Ranges, wo sie mit intelligenteren Directoren und ebenso guten Schauspielern zu thun haben; alle dem Personale noch verbliebenen Größen, wie Bressant und die beiden Brohan, werden nächstens auch noch ausscheiden; das Publicum läßt Logen und Foyers leer und was, wie die Sachen nun einmal stehen, jedenfalls das Schlimmste ist: Empis und das Théâtre français sind sogar beim Kaiser und der Kaiserin in Ungnade gefallen. Diese zürnt, weil einige von ihr gewünschte Novitäten nicht aufs Repertoire gebracht worden sind, und jener, weil sein Befehl bezüglich der Reise des Personals nach Italien, nach Mailand z. B., auf unbesiegbaren Widerstand verschiedener Art gestoßen ist.

Eine frühere Zierde des Théâtre français aus der Zeit, da es noch in seiner Blüthe stand, der bekannte **Firmin**, starb Mitte August als vierundsiebenzigjähriger Greis auf seinem Landgute in Corbeil. Er war der Nachfolger Fleury's, Saint-Phar's, Armand's, Lafons' u. A. in den ersten Rollen des Lustspiels sowohl wie des Drama's, und namentlich lange Zeit hindurch getreuer Secundant der Mademoiselle Mars bei ihren glänzenden Siegen in der Komödie. Er gehörte dem Institute vom Jahre 1817 bis zum 6. December 1845 an, wo er als Molière'scher „Misanthrope" der Bühne Valet sagte, um fortan in ländlicher Abgeschiedenheit, doch ziemlich gelangweilt von derselben und sich nach den vergangenen Tagen zurücksehnend, sein Leben hinzubringen. Anfangs lautete das Urtheil des Publicums über ihn nicht sehr günstig, und man machte ihm außer seiner unansehnlichen Figur auch häufige Gedächtnißlücken und gewisse Uebertreibungen zum Vorwurf. Aber er spielte sich, wie man zu sagen pflegt, ein, gewann Schritt für Schritt die Gunst der Menge und war endlich allgemeiner Liebling. Sein „Hernani" in Victor Hugo's gleichnamigem Stück, sein Richelieu im „Fräulein von Belle-Isle", und besonders sein Reymond in der Scribe'schen „Calomnie" galten als Meisterleistungen Firmins, die die Pariser unzählige Male bewundert haben.

Außer der Déjazet hat neuerdings auch einer ihrer Collegen die Concession zur Leitung einer Bühne vom Minister Fould zugesagt erhalten. **Lafont**, der beliebteste Schauspieler der Variétés, wird nächstens — das gab wohl den Ausschlag zu Gewährung seiner Bitte — ein „Théâtre du prince impérial" eröffnen.

Daß der berühmte **Mario** die italienische Oper in Paris verlassen hat, meldeten wir bereits. Er will fortan derjenigen in Madrid als Director vorstehen und hat seine ebenso renommirte Freundin und Collegin, die **Grisi**, als Primadonna engagirt. — Das von uns gleichfalls schon erwähnte erneute Engagement der Frau **Jenny Bürde-Ney** am Dresdner Hoftheater ist unter Bedingungen ins Leben getreten, welche in Deutschland wenigstens einzig in ihrer Art dastehen. Sie hat sechs Monate Urlaub und bekommt für die andere Hälfte des Jahres die runde Summe von **10,000 Thalern als Gage**. Rechnet man, was nicht einmal der Fall, daß sie allwöchentlich einmal zum Auftreten gelangen werde, so ist der Preis jedes Auftretens beinahe **400 Thaler**.

Der Balletmeister und Violinvirtuos in einer Person, **St. Léon** in Dresden, hat der Geige durch Benutzung einer sogenannten Sourdine orgue ein weiteres Feld des Klanges erobert. Diese Sourdine wird nämlich in das Schallloch der Resonanzdecke an der G-Saite eingesetzt, und die Folge davon ist, daß in der Tonleiter der G- und D-Saite die Octaven nach der Mitte zu mitklingen, und ebenso die Doppelgriffe durch den Mitklang des dritten Accords gleichfalls nach der Tiefe zu vervollständigt werden. Die Erfindung soll sich bisher zwar nur an ganz ausgezeichneten Instrumenten von Nutzen erwiesen haben; jedenfalls aber hat sie ein praktischeres Ansehen, als der vom Musikdirector Rabe in der Schweiz neuerdings vor das Publicum gebrachte Vorschlag, die Violine mit einer neuen H-Saite zu versehen.

Unsere deutschen Nerven reichen nicht weiter, als bis zu einem zwei- oder höchstens dreistündigen musikalischen Genuß. Die Engländer können in der Hinsicht weit mehr vertragen, wie z. B. ein vor kurzem in London stattgehabtes sogenanntes Monstreconcert beweist, welches von 1 Uhr Mittags bis nach 6 Uhr Abends dauerte. Das Programm war aus ungefähr fünfzig verschiedenen Tonstücken zusammengesetzt, und einer der Solisten war der berühmte deutsche Geigenvirtuos Joseph Joachim. Der Dirigent des Concertes hieß Howard Gober.

Franz Liszt hat durch sein Buch „Des Bohémiens et de leur musique en Hongrie" in ungarischen Blättern einen wahren Sturm gegen sich heraufbeschworen und so populär er bis jetzt in jenem Lande war, so scheint es nun doch, als sollte er alle seine Beliebtheit daselbst einbüßen, seitdem er die Behauptung ausgesprochen hat, daß die sogenannte ungarische Nationalmusik identisch sei mit der Zigeunermusik, d. h. also daß es die erstere eigentlich gar nicht gebe. In einer speciell gegen Liszt gerichteten Broschüre sollen diese Annahmen als haltlos bezeichnet werden.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 38. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 17. September.

Ein Reisebild aus den Anden.*)

Zur Zeit meiner Anwesenheit in der Provinz Caillema in Unter-Peru waren die Quellen des Apurimac und die Richtung seines Laufes den Geographen noch unbekannt, und die vorhandenen Karten setzten erstere bald nördlich bald südlich von der Kette der westlichen Anden. Erkundigungen bei den Eingeborenen brachten keine größere Gewißheit, und es blieb mir weiter nichts übrig, als den Apurimac selbst aufzusuchen, ihm bis zu seinen Quellen zu folgen und dann, wo möglich, bis zum Meere hinabzufahren. In Ausführung dieses Planes war ich bereits elf Tage unterwegs und näherte mich, meistens auf den Grenzen zwischen den Provinzen Cuzco und Arequipa reisend und bald in diese bald in jene hinüberstreifend, allmählich meinem Ziele. Der Apurimac, den ich bei Paruro berührt und bis Huarumini hinaufgefahren war, wurde schmäler und schmäler. Am erstgenannten Orte war bei einer Tiefe von 12 bis 20 Fuß sein Bett über 200 Fuß breit gewesen; vor Jauri, wo ich mich jetzt befand, betrug die Breite nur noch 36 Fuß. Längst schon waren die schönen Granitbrücken von drei Bogen verschwunden, um Brücken von Holz Platz zu machen, die einige Stunden weiter flußaufwärts von einfachen Schaukelbrücken ersetzt werden sollten, und jede Stunde konnte ich erwarten, den König der Flüsse, wie die Eingeborenen den Apurimac nennen, wie einen gemeinen Bach von einem bloßen Baumstamme überbrückt zu sehen. In den wenigen Tagen meiner Reise war ich bereits durch die verschiedenartigsten klimatischen Zonen gekommen. Die Citrone, die Granate, die Pistazie, die Feige und das Zuckerrohr und köstliche tropische Früchte mit seltsam klingenden indischen Namen reiften in den Thälern Tocsihuaylla und Huaucachu in der Provinz Paruro; die Pfirsichen, Birnen und Erdbeeren Capaimareas erinnerten an das gemäßigte Klima Europa's; in Anacha fand ich Aepfel, Quitten und Vogelkirschbäume; von Livitaca an wurden dann die Obstbäume durch Gemüse ersetzt, welche vor der immer größer werdenden Kälte ebenfalls verschwanden. In Taracote zeigte man mir einen in einen Napf gepflanzten Kohlkopf als eine Seltenheit. Die Provinz Canas bildete die vorletzte Stufe dieser von 25 Grad bis Null graduirten klimatischen Stufenleiter. Hier erzeugte der karge Boden nur mit Mühe eine halb bittere Kartoffel, Papaisa genannt, einen dürftigen Hafer, der niemals Körner ansetzte und den das Vieh auf der Stelle abweidete, einige zwerghafte Myrtaceen mit nadelförmigen Blättern und einige bescheidene Kräuter, unter welchen der Salbey, die wilde Cichorie und die Scorzonere die vornehmste Stelle einnahmen. Doch auch diese kümmerliche Vegetation verkümmerte noch mehr. Bald zeigten sich nur noch Gräser und Moose in den Tiefen und auf den vor Winden geschützten Abhängen. Die Landschaft nahm ein anderes Aussehen an, die wellenförmigen Hebungen des Bodens verschwanden, die Felsen waren steiler geschichtet und vereinzelte domförmige Kuppen lösten sich wie Vorgebirge von der Hauptkette ab. Hinter Tayquani veränderte sich die Landschaft nochmals. Der von vulcanischen Erschütterungen zerrissene Boden nährte nicht einmal mehr Moose oder Flechten; er war mit ungeheuren Wanderblöcken bedeckt, die sich über die Fläche wie riesige Pilze verbreiteten. Jede Spur eines Fußpfades war verschwunden, und man mußte sich den Weg über eine Reihenfolge Böschungen von schwindelerregender Steilheit oder an gähnenden Felsenspalten vorbei suchen, welche in der Regenzeit das Bett von Gießbächen bildeten. Ueberhängende Basaltwände mit scharfen Kanten schienen stets bereit zu sein, beim Vorübergehen uns zu zerschmettern; immer höher wölbten sich die Berge und stiegen mit ihren kegelförmigen oder vielfach gezackten Gipfeln bis in die Wolken. Bäche von geschmolzenem Schnee bahnten sich thalwärts ihren Weg; so lange die Sonne mit voller Kraft schien, schossen sie schäumend und rauschend von Stufe zu Stufe; sowie sie sich aber dem Horizonte näherte, wurde ihr Lauf immer langsamer, um, wenn das Tagesgestirn unterging, allmählich zu gerinnen, und in dunkler Nacht ein erstarrter Strom funkelnder Eiskrystalle zu werden. Der Schnee, den man anfangs nur hier und da gesehen hatte, stieg allmählich die Abhänge der Berggipfel herab, erreichte ihren Fuß und

*) Nach dem Berichte eines französischen Reisenden in der Revue contemporaire frei bearbeitet.

umhüllte sie wie ein Leichentuch. In diesem Winterkleide hatte die unendliche Landschaft ein erhabenes Aussehen. Die Begeisterung, welche die Großartigkeit der Umgebung in mir erweckte, machte mich unempfindlich gegen den eisigen Hauch des Windes, und in einem Anfall poetischen Rausches rief ich in Versen die Muse der Polar-Regionen an, was die mich begleitenden Indianer so sehr überraschte, daß sie in aller Eile herbeigelaufen kamen, um mich zu fragen, ob ich ihrer Dienste bedürfe. Die guten Leute glaubten nämlich, ich sei verrückt geworden.

Die Schneeregion, in der wir uns jetzt befanden, war zugleich die Region der Gewitter. Jeden Morgen und Abend wurden wir von einem Unwetter befallen, das mich mehr mit Schrecken als mit Bewunderung erfüllte. Es begann stets mit einem Wirbelsturm, der aus einer nahen Schlucht herausgefahren kam, über die Berge hinlief und ihren Schnee in weißen Staubwolken vor sich hintrieb; nachdem er dann eine Weile um die Felsen gepfiffen, geklagt und geheult hatte, verschwand er ebenso rasch wieder, als er gekommen war; alsdann schwärzte sich der Himmel zusehends, große runde Wolken senkten sich auf die Erde herab, näherten sich einander und ballten sich zusammen, bis sie uns in eine schwarze Finsterniß eingehüllt hatten, in welcher Blitz auf Blitz und Donnerschlag auf Donnerschlag folgte. Ein solches Unwetter dauerte eine, manchmal auch zwei Stunden und war stets von starkem Schneefall begleitet, dem ein Hagelwetter mit Schloßen, so groß wie eine Erbse, aber auch zuweilen wie eine große Kirsche, vorausging und folgte.

Während eines dieser Unwetter kam ich gegen eilf Uhr Mittags nach dem Flecken Coporaqué, dem Hauptort der Provinz Canas. Da ich in den letzten Tagen nichts als halb in Schnee begrabene und von Ungeziefer lebendige Rancherias und Pueblas gesehen hatte, kam mir der Ort mit seinem geräumigen Marktplatz, auf dem sechs Thorwege in ebenso viele Gäßchen führten, und seiner Kirche mit hohem Glockenthurm, erbaut 1654 von Don Salvador Sandoval Teesitupa Inca, wie mit rothen Buchstaben über der Thür stand, fast wie London oder Paris vor, und ich eilte, den Pfarrer aufzusuchen, an den ich einen Empfehlungsbrief vom Prior des Klosters de la Merced in Cuzco abzugeben hatte. Ich fand den freundlichsten Empfang; denn der würdige Mann war froh, in dieser Abgeschiedenheit einmal einen Gast bei sich zu sehen, und eine Stunde nach meiner Ankunft saß ich, an den Füßen die Pantoffeln des Pfarrers und auf dem Kopfe eine seiner viereckigen Mützen, die Hacken an einem glühenden Brasero wärmend, dem Geistlichen gegenüber und erquickte mich mit einem Aufguß von Coca-Blättern, während er seine Cigarretto rauchte und mir die verschiedenartigsten Fragen vorlegte, die ich nach besten Kräften zu beantworten bemüht war. Das bescheidene Mahl, welches wir miteinander theilten, und die Flasche Carlon-Wein, die wir dabei ausstachen, brachte die rasch aufgekeimte Freundschaft zur Reife, und beim Dessert vertraute mir der Pfarrer seine Besorgnisse in Betreff eines Ereignisses, welches die friedliche Bevölkerung von Coporaqué gerade jetzt in große Aufregung versetzte. Am Abend vorher hatte der Gobernador von dem Präfecten von Cuzco schriftlich Nachricht von der bevorstehenden Ankunft eines agrimensor de ingenio erhalten, der von der Regierung beauftragt war, die noch nicht bestimmten Grenzen der Provinz Cailloma und ihren Flächeninhalt festzustellen. Eine eigenhändige und von seinem Amtssiegel bekräftigte Nachschrift des Präfecten empfahl außerdem den Civil- und Militärbehörden von Coporaqué, sich selbst und ihr Hab und Gut ganz zur Verfügung des Landvermessers vom Ingenieurcorps zu stellen, im Fall derselbe für gut finden sollte, sein Zelt in Coporaqué aufzuschlagen, um diese Stadt zum Mittelpunkt seiner Operationen zu machen. So einfach und klar diese Meldung war, hatte sie doch den Argwohn des Gobernador von Coporaqué erregt, der auf der Stelle zu seinem Collegen, dem Alcalde, geeilt war, um diesem seine Befürchtungen mitzutheilen, und diese Beiden hatten dann mit sämmtlichen Vätern der Stadt die Köpfe zusammengesteckt. Das Ergebniß ihrer sorgenvollen Berathungen war, daß die guten Bürger, wie sie nach Hause kamen, sich mit ihren Kleinodien und dem baaren Gelde, das sie besaßen, die Taschen vollpfropften und Einer nach dem Andern, obgleich es schon spät in der Nacht war, zu dem Pfarrer schlichen, ihm das Geschehene und ihre Besorgnisse darüber mittheilten und ihn flehentlich baten ihre Kostbarkeiten in Verwahrung zu nehmen, da sie in den geheiligten Räumen des Pfarrhauses am sichersten vor den räuberischen Händen des Regierungsabgesandten wären. Der Pfarrer hatte die Besorgnisse seiner Beichtkinder ganz begründet gefunden, die Werthsachen gegen Empfangschein in Verwahrung genommen, sie alle in einen großen irdenen Topf gethan und mit Lumpen zugedeckt und diesen Topf an einen verborgenen Ort in seinem Keller vergraben. Als er seine Erzählung geendet hatte, schwor er mir bei den Wundenmaalen des heiligen Franz von Assisi, daß er lieber den Märtyrertod erleiden, als das mit saurem Schweiß von seinen Beichtkindern Ersparte herausgeben würde. Vergebens suchte ich ihm begreiflich zu machen, daß die Maßregel der Regierung eine sehr natürliche und der Landvermesser ein ungefährlicher Mann sei. Er blieb dabei, daß die ganze Sache ein sinnreicher Vorwand der Regierung sei, der Stadt Coporaqué mindestens eine außerordentliche Steuer aufzulegen, wenn sie nicht gar so weit ginge, auf der Stelle eine Zwangscontribution zu erheben. Diese Meinung theilten sämmtliche Notablen des Ortes, und es herrschte daher begreiflich eine sehr große Aufregung.

Wir waren noch mit diesem Gespräche beschäftigt, als die Haushälterin des Pfarrers, eine artige braune Chola, hastig und mit wichtiger Miene hereintrat und ausrief: „Ha llegado el ladron!“ (der Spitzbube ist angekommen!) Ich sah bei dieser Meldung den Geistlichen fragend an, der erklärend hinzufügte: „der Landvermesser wird angekommen sein.“ „Mit seinem Gesellen,“ fiel die Haushälterin ein. „Man kann sie gleich von hier aus sehen; sie stehen mit dem Gobernador und dem Alcalde auf dem Markte.“

Der Pfarrer stand schnell auf und trat in die Hausthür, und die Neugier zog mich ihm nach. Die Haushälterin ließ auch nicht lange auf sich warten. Wir konnten von unserm Standpunkt aus den Marktplatz mit den sechs Bogengewölben

in seiner ganzen Ausdehnung überblicken. In der Mitte desselben standen mehrere Personen, von denen vor allen zwei meine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Die eine derselben war ein kleiner dicker Mann mit krummen Beinen, dessen königsblaue Uniform von goldenen Stickereien und Epauletten funkelte. Eine rothseidene Schärpe mit langen Enden hielt seinen allzu bürgerlichen Schmeerbauch in militärischen Schranken. Auf dem Kopfe trug er eine goldbetreßte Mütze mit kupfernem Schirm. Da sein Begleiter eine ähnliche Uniform ohne die Stickerei und die Epauletten trug, so mußte ich die beiden Fremden für den Landvermesser und seinen Gehülfen halten. Vor ihnen standen der Gobernador und der Alcalde mit nackten Beinen und Füßen, im Uebrigen nach Landesbrauch in einen eisengrauen an den Rändern von zu vielem Gebrauch vielfach zerzaserten Bayetamantel gewickelt. Beide Beamte hatten voll Ehrerbietung ihren braunen Filzhut in der Hand, wodurch es gestattet war, die kegelförmige Gestalt ihres Schädels und das üppige aber schlecht gekämmte Haar nach Verdienst zu würdigen. Eingeborne beiderlei Geschlechts, Kinder, Maulthiere und Hunde bildeten mit den petates oder viereckigen Felleisen von gemustertem Leder, deren man sich in Südamerica auf Reisen bedient, und verschiedenen auf dem Boden aufgehäuften Gepäckstücken die untergeordneten Personen und das Beiwerk des Gemäldes. Nachdem der Landvermesser und sein Gehülfe einige Worte mit den beiden Beamten gesprochen, kamen sie, von diesen geleitet, auf die Pfarrwohnung zu. Der Pfarrer wäre gern hineingegangen, um den Leibrock zu wechseln und das festliche Kleid des blauseidenen Ueberkragens anzulegen; aber ich redete ihm diese Anwandelung weltlicher Eitelkeit aus, indem ich ihn am Arme festhielt und ihm vorstellte, daß ein Gesalbter des Herrn nicht nach eitlem Schmuck zu trachten brauche. „Lasset Purpur und Gold den Baalskindern und den Ingenieuren der Regierung," setzte ich hinzu.

Er gab mir Recht und begnügte sich, die Aermel seines Rockes abzustäuben und den Gürtel etwas in die Höhe zu schieben, um den durch die Hinfälligkeit dreier Knöpfe entstandenen Riß zu verdecken.

Je näher uns die goldgestickte Uniform kam, desto ähnlicher schien mir ihr Inhaber einem mir wohlbekannten Hidalgo von Cuzco zu sein, einem reichen angesehenen Manne, mit dem ich in Urubamba in der Zeit der Unuelas vielemal Brot und Salz getheilt hatte. Bald wurde meine Vermuthung zur Gewißheit, und ich konnte mich nicht enthalten, auszurufen: „Señor Don Estevan Semilla de Repollo!" Er erkannte mich sogleich und breitete mit einem zärtlichen „Amigo Don Pablo!" die Arme aus, in die ich mich fallen ließ. Während wir uns mit der größten Freundschaftlichkeit umarmten, flüsterte er mir hastig ins Ohr: „Kein Wort vor diesen Leuten!" Ich nahm ihn bei der Hand und stellte ihn dem Pfarrer vor, den die plötzliche Erkennungsscene so mit Erstaunen erfüllt hatte, daß er kaum einige wenige höfliche Worte stammeln konnte. Don Estevan dagegen antwortete mit dem Aplomb eines Gesandten, der sich des Gewichts seiner Vollmacht bewußt ist. Nach diesem Austausch von Höflichkeiten bat der Pfarrer den Officier, in sein Haus einzutreten, welche Bitte der Letztere ohne Umstände gewährte. Der Gehülfe, Adjutant oder Lieutenant, der Gobernador und der Alcalde bezogen die Einladung auch auf sich und wollten folgen, als ein mit vornehmer Würde gegebener Wink ihnen auf der Schwelle Halt gebot. „Apolinario," sagte Don Estevan zu dem Alferez, „Ihr müßt doch mit dem Gobernador oder Alcalde wegen der Indianer sprechen, die uns begleiten sollen. Morgen mit dem Frühesten müssen sie bereit sein. Alsdann bitte ich Euch, nach der Einrichtung meines Nachtlagers zu sehen; meine Kopftücher und Schleifen befinden sich in dem größten der Felleisen. Gehen Sie, meine Herren," sagte er dann mit einer huldreichen Handbewegung zu den beiden Beamten, die mit offenem Munde und barhäuptig zuhörten, „heute Abend erhalten Sie meine letzten Befehle." „Viva el señor coronel!" riefen der Gobernador und Alcalde und verbeugten sich bis auf die Erde.

Die majestätische Würde, welche Don Estevan in den kleinsten Dingen an den Tag legte, imponirte dem guten Pfarrer dermaßen, daß er ihn mit der größten Höflichkeit in sein Empfangzimmer führte, ihn dort auf dem Bambussopha Platz zu nehmen bat und darauf seine Haushälterin rief und ihr in einem Tone, der keine Einwendung zuließ, so schnell als möglich einen Aufguß von Cocablättern zuzubereiten befahl, den sie dann mit einer Flasche Anisbranntwein und frischesten pastelillos, die in der Stadt zu finden waren, bringen sollte. Die Haushälterin murmelte etwas zwischen den Zähnen und warf die Thür zu, als sie hinausging. Der Pfarrer aber, der drei Schritt von seinem Gaste Platz nahm, entschuldigte sich wegen der mehr als bescheidenen Weise, in der er den vornehmen Mann empfangen müsse. Wenn er von seiner Ankunft nur einige Tage vorher etwas erfahren hätte, sagte er, hätte er gern nach Cuzco oder Arequipa geschrieben, um fremde Weine oder importirte Delicatessen in Blechbüchsen kommen zu lassen; aber leider . . . Mit nicht minderer Höflichkeit bat ihn Don Estevan, keine Umstände zu machen. Ein alter Soldat, wie er, der Anstrengungen gewohnt . . . Er wollte noch weiter fortfahren; aber ein spöttisches Lächeln, das er um meinen Mund bemerken mochte, verhinderte ihn, den Satz zu vollenden. „Der Soldatenstand ist ein sehr schöner Stand!" bemerkte der Pfarrer als Kernspruch.

Ich hatte bis dahin keinen Theil an der Unterhaltung genommen; aber da ich in den Augen des Pfarrers eine Menge neugieriger Fragen las, die nur der Respect vor der Vornehmheit des Gastes nicht laut werden ließ, beschloß ich, ihm zu Hülfe zu kommen, und bat Don Estevan um einige Auskunft über die Sendung, welche die Regierung ihm anvertraut hatte. „Verehrter Freund," gab er zur Antwort, „so hören Sie denn (denn wahrscheinlich wissen Sie es noch nicht), daß von allen Provinzen Unterperu's Cailloma die einzige ist, über deren Zustand die Regierung nicht vollständig unterrichtet ist. Nicht nur die Statistik von Cailloma ist ihr unbekannt, sondern es sind auch die Grenzen des Gebiets so wenig bestimmt, daß zwischen Nachbarn beständig Streit über Bergwerke und Weiden entsteht, auf welche beide Theile Anspruch machen. Diese Streitigkeiten werden gewöhnlich mit der Schleuder und der Keule entschieden, und eine gewisse Anzahl Todter und Ver-

wundeter fallen regelmäßig als Opfer. Sie begreifen, daß ein solcher Zustand nicht länger geduldet werden durfte; die Menschlichkeit verdammt ihn, die benachbarten Republiken können davon erfahren, und der Glanz unseres Nationalruhmes könnte darunter leiden. Geleitet von seiner väterlichen Liebe zum Volke und berathen von seiner Regentenweisheit hat daher Se. Excellenz der Herr General Guttierez, unser erhabener und hochgeehrter Präsident, beschlossen, die Provinz Cailloma vermessen und die Grenze durch fünfzig Varas von einander entfernte Pfähle bezeichnen zu lassen."

„Wirklich ein schöner Gedanke!" sagte ich, „nur Schade, daß es in der ganzen Provinz kein Holz zu den Pfählen giebt." „Wenn kein Holz da ist, nehmen wir Steine," gab Don Estevan ernsthaft zur Antwort. „Aber dann ist es eine Arbeit von mehreren Jahren!" warf der Pfarrer ein, der schon voller Angst den Ingenieur, seinen Adjutanten und den ganzen Zug der Lastthiere auf unbestimmte Zeit ihr Hauptquartier in dem unglücklichen Flecken Coporaqué aufschlagen sah. „Wohl möglich, ehrwürdiger Herr!" entgegnete Don Estevan; „aber das Setzen der Grenzpfähle oder Grenzsteine ist bloße Tagelöhnerarbeit, mit der ich nichts zu thun habe. Sobald mein Netz gemacht, meine Berechnung fertig und mein Plan auf dem Papiere ist" — hier sah ich abermals den Obersten mit einem Lächeln an, so daß er ein ganz klein wenig roth wurde — „so reise ich wieder nach Lima zurück und übergebe dem Präsidenten den Plan der Provinz, ohne mich weiter um die Arbeiten zu bekümmern, die der Präsident später anzuordnen für gut findet. Die ganze Sache kann höchstens acht Tage in Anspruch nehmen!"

Bei dieser Erklärung fiel dem Pfarrer ein schwerer Stein vom Herzen; aber er wurde noch heiterer, als er durch eine gelegentliche Aeußerung des Obersten erfuhr, daß derselbe bereits am nächsten Morgen Coporaqué zu verlassen gedenke, um nicht wiederzukehren. Die Haushälterin trat jetzt wieder ein und legte eine Decke von kostbarem Stoff auf den Tisch, die mir ein Altartuch zu sein schien. An diesen feierlichen Vorbereitungen und dem jetzt so freundlichen Lächeln der serva padrona merkte ich, daß sie unser Gespräch gehört haben mußte und daß sie, wie ihr Herr von dem ursprünglichen Gedanken hinsichtlich des Ingenieurs zurückgekommen, durch zuvorkommende Gefälligkeit ihre frühere Verdrießlichkeit vergessen machen wollte. Die Speisen des Mahles, das jetzt aufgetragen ward, waren jedoch so bescheiden — obgleich das Beste, was im Orte aufzutreiben gewesen — daß Don Estevan vorzog, ein Magenleiden vorzuschützen. Desto besser ließ er sich den Anisbranntwein schmecken, und er und der Pfarrer brachten um die Wette Hochs auf den Ruhm der Republik, auf das Gedeihen Peru's, auf den Präsidenten, auf den Handel, auf die Industrie, auf die Marine, auf die Armee und auf alles Mögliche aus. Endlich war das Gelag zu Ende, und die beiden neuen Freunde verabschiedeten sich von einander mit ceremoniöser Höflichkeit, während ich Don Estevan noch ein Stück nach seiner Wohnung begleitete. Als wir uns allein befanden, konnte ich nicht umhin, in ein Gelächter auszubrechen, das ich seit zwei Stunden mit Mühe zurückgehalten hatte.

„Sagen Sie mir doch," fragte ich, als ich mich ausgelacht hatte, „was diese Mogiganga zu bedeuten hat und wie Sie vom behäbigen Civilisten plötzlich zu einem Ingenieuroberſten geworden sind?" „Señor Don Pablo," gab er zur Antwort, „es scheint mir, daß Sie höflicher sein könnten; sehe ich denn wie eine Maske aus, daß Sie auf mich das Wort Maskerade anwenden?" „Verzeihen Sie, Herr Oberst; ziehen Sie vielleicht das Wort disfraz (Verkleidung) vor?" „Weder das Eine noch das Andere; und um Ihren Spöttereien ein Ende zu machen, will ich Ihnen erzählen, wie es so gekommen ist. Sie kennen meine Frau?" „Donna Lorenza? Gewiß! die liebenswürdigste Limeña" . . . „Schon gut, schon gut. Also, meine Frau machte mir seit einiger Zeit beständig Vorwürfe über mein Stubenhocken und mein unthätiges Leben. Nun wissen Sie wohl, daß ich Landgüter und Chacaras im ganzen Departement Cuzco und Cocapflanzungen im Santa Ana-Thale habe und daß ich von den dreihundertfünfundsechszig Tagen des Jahres regelmäßig mehr als dreihundertsechszig verbringe, um meine Pächter zu überwachen, meine Peons in Ordnung zu halten, meine Ernten zu verkaufen und mir den Kopf zu zerbrechen, wie ich mein Geld am besten anlegen kann. Damit aber war es meiner Frau noch nicht genug, und sie kam daher auf den Einfall, an ihren Vetter, den Präsidenten und General Guttierez, zu schreiben und sich von ihm ein Oberstenpatent ausstellen zu lassen, das sie mir zum Geburtstage bescheert hat: ein schönes Präsent, sagen Sie, nicht wahr? Natürlich machte ich Einwendungen und wollte das Geschenk zurückweisen, da ich keine Neigung und Anlage zum Militärstand hätte. Aber nun hätten Sie sie sehen sollen, wie sie zu stürmen anfing; sie nannte mich einen Hans Hasenfuß, dem es gleichgültig wäre, die Bolivier vor den Thoren unserer Städte stehen zu sehen, und der weder für sein Vaterland noch für seine Mitbürger ein Herz habe . . . mit einem Worte, sie sagte mir alle die unangenehmen Sachen, die Weiber zu erfinnen wissen, wenn sie unsere Eigenliebe anstacheln und uns zu Etwas bestimmen wollen, das sie sich in den Kopf gesetzt haben. Zwei Tage hielt ich es aus, aber dann war ich des Kampfes müde und bestellte mir eine Uniform. Zum Glück für mich waren alle Commandostellen mehr als besetzt, denn sonst hätte man mich an die Spitze eines Regiments in eine entlegene Provinz gestellt, da meine Frau darauf bestand, daß ich meine Epauletten sofort einweihen müßte. Da dies aber auf die gewöhnliche Weise nicht ging, so lag meine Lorenza ihrem Vetter, dem Präsidenten, so lange in den Ohren, bis er auf den Einfall kam, mich zum Ingenieurobersten zu machen und mich nach Cailloma zu schicken, um diese Provinz aufzunehmen und der Aufnahme eine Denkschrift über die Hülfsquellen des Landes beizufügen." Ich konnte mich nicht enthalten, am Ende dieser langen Erzählung meine Verwunderung auszusprechen, daß mein Freund einen solchen Posten angenommen, da er weder von der Mathematik, noch von der Feldmeßkunst oder von Geographie, Statistik und Nationalökonomie das Mindeste verstand; aber er beruhigte mich mit der Versicherung, daß das seine Sache sei und daß er seinen Epauletten Ehre machen werde.

Als wir bei dem Gobernador ins Zimmer traten, spielte er mit dem Adjutanten des Ingenieurs Knöchein. Als uns die beiden Spieler erblickten, sprangen sie auf, als ob eine Schlange sie gestochen hätte, und stellten sich sofort in Achtung. Von Don Estevan über die Ausführung seiner Befehle befragt, beeilte sich der Adjutant zu antworten, daß die zur Begleitung bestimmten Indianer mit Tagesanbruch reisefertig sein würden, daß die Saumthiere in Ermangeinng anderen Futters eine doppelte Ration Kartoffeln bekommen hätten und daß das Bett des Obersten in der Stube des Gobernadors aufgeschlagen sei. „Aber wo ist mein Abendessen?" fragte der Oberst, „glaubt Ihr, daß ich von der Luft leben kann?" Daran hatte offenbar weder der Gobernador noch der Adjutant gedacht, sondern vielmehr gemeint, der hohe Herr werde bei dem Pfarrer essen. Beide waren rathlos; aber endlich besann sich der Gobernador, daß sich in seinem Hühnerstalle wohl ein paar frischgelegte Eier finden würden, und daß, wenn man mit einigem Fleiße in der Stadt suchte, vielleicht auch ein Huhn oder ein Meerschweinchen zu bekommen wäre.

„In einer halben Stunde muß dieses Huhn gefunden, zubereitet und mir servirt sein," befahl Don Estevan, und dienstetfrig flogen die Beiden zur Thüre hinaus und verschwanden in der Finsterniß, während ich im Stillen die Raschheit bewunderte, mit der die Epauletten den sonst so gutmüthigen Don Estevan zu einem Despoten gemacht hatten. Er lud mich alsdann zum Abendessen ein, wofür ich dankte, und sagte mir noch, daß er auf meine Gesellschaft während seiner Rundreise durch die Provinz rechne. So freundlich diese Einladung war, wollte ich mich doch nur anheischig machen, ihn bis zu seiner ersten Station, dem Vilafrose, zu begleiten, wo ich ihn dann, wie ich sagte, seinen Arbeiten überlassen wollte. Als mein Freund dieses Wort hörte, lachte er gerade heraus. „Meine Arbeit ist sehr einfach," sagte er; „ich habe mir ein Packet Zeitungen aus Lima zum Lesen, vierundzwanzig Flaschen Xeres zum Trinken und vortreffliche Cigarretten zum Rauchen mitgebracht. Während ich lese, trinke und rauche, werden Sie, mein Freund, zeichnen, schreiben und Beobachtungen machen. Wenn dann meine Flaschen leer sind und Ihre Mappen voll, so kehren wir zusammen nach Cuzco zurück. Gefällt Ihnen dieser Plan?" „Aber der Plan von Cailloma?" erinnerte ich. „Der ist hier!" sagte Don Estevan und deutete auf die Stirn.

Ganz verwundert über das Selbstvertrauen des Obersten richtete ich meine Schritte heimwärts. Der Pfarrer hatte auf mich mit dem Abendessen gewartet, das aus den von dem Obersten verschmähten Gerichten bestand, und während wir es verzehrten, sprachen wir von Nichts als dem Ingenieur und dem Zweck seiner Reise. Der Pfarrer und die Haushälterin fanden ihn beide gleich liebenswürdig. Letztere bedauerte aufrichtig, ihn für einen Spitzbuben gehalten zu haben; mein guter Wirth ging noch weiter und sprach davon, einen Theil der ihm von seinen Beichtkindern anvertrauten Schmucksachen und Piaster zur Almosenvertheilung zurückzubehalten, um sie, wie er sagte, für die unchristliche Lieblosigkeit, mit der sie den Fremden beurtheilt, zu bestrafen.

Der Lärm auf dem Marktplatz weckte mich mit dem frühesten Morgen. Ich kleidete mich rasch an und eilte hinunter. Eingeborne beider Geschlechter durchkreuzten mit der Miene geschäftiger Ameisen nach allen Richtungen den Platz und schrien sich in allen Tonarten zu, während vor der Wohnung des Gobernadors Esel und Maulthiere, welche die Peons anschirrten, den Sonnenaufgang mit weithinschallendem Gewieher begrüßten. Alsbald vernahm man Trommelschall und den schrillen Ton der Querpfeife, und zwölf kräftige Indianer kamen aus einem Seitengäßchen hervor und zogen in regelmäßiger Reihe und nach dem Takte zweimal um den Platz. Es war die Escorte, welche der Gobernador für den Obersten ausgewählt hatte. Frauen und Kinder schlossen sich ihr in bunten Haufen an. Vor der Thür der Kirche ward Halt gemacht, und das Hin- und Herfragen und Grüßen zwischen neuen Ankömmlingen und den schon Versammelten hatte eben den Lärm aufs Höchste gesteigert, als vom Kirchthurm einige Glockenschläge herabklangen, die auf der Stelle ein Grabesschweigen herstellten. Die Flügelthüren der Kirche öffneten sich, und man sah in das dunkle Innere des Schiffes hinein, wo die Flammen einiger Kerzen wie Glühwürmer glänzten. Das Gedränge ordnete sich; die Neugierigen traten rechts und links zur Seite und ließen einen Raum frei, in dessen Mitte die zwölf Indianer als isolirte Gruppe standen. Sie knieten jetzt nieder, um die Messe der Mita zu hören, die der Pfarrer für sie lesen wollte. Es ist dies eine Ceremonie, welche stets stattfindet, so oft ein Regierungsbefehl Indianer von ihrem Wohnorte entfernt. Bevor jedoch die Messe begann, trat der Küster in einem weißen Ueberwurf und mit einem zinnernen Teller in der Hand aus der Kirche. Den Teller hielt er nach der Reihe den zwölf Gläubigen hin, die in einer Fronte auf den Knien lagen. Jeder sollte einen Silberreal darauflegen, den herkömmlichen Preis für die Messe. Aber nach der Ausdauer zu urtheilen, mit welcher die Indianer von der Seite wegsahen, wo der Küster stand, schien ihnen die Abgabe nicht sehr angenehm zu sein. Doch der Küster kannte seine Leute aus alter Erfahrung und begnügte sich, wenn Einer zu lange zögerte den Real herauszuholen, ihm den Zinnteller unter das Kinn zu schieben und allmählich das Gesicht des Säumigen emporzuheben, der nun auf diese Weise gewissermaßen an den Pranger gestellt, beschämt und ausgelacht mit einem tiefen Seufzer seinen Silberreal auf den Teller legte.

Als der Küster mit der Einsammlung fertig war, ging er wieder in die Kirche hinein. Nach beendigter Messe legte der Pfarrer sein Meßgewand ab und trat, blos mit der Stola angethan, in die Kirchthür, begleitet von dem Küster, der das Kreuz und den Weihkessel trug. Zuerst sprach der Pfarrer einige Gebete und hielt alsdann eine einfache, der Fassungsfähigkeit seiner Zuhörer entsprechende Anrede, durch welche er ihnen zu Gemüthe führte, daß die Leute ihres Geschlechts und ihrer Farbe von Pachacamac (dem Schöpfer Himmels und der Erde in der Incasprache) geschaffen wären, um den Spaniern und ihren Nachkommen zu gehorchen, und daß insbesondere diejenigen, die er heute anredete, sich glücklich zu schätzen hät-

ten, einen gelehrten Huéracocha begleiten zu dürfen, der das Vertrauen ihres guten Vaters, des Präsidenten, besitze. Dabei unterließ er aber nicht, ihnen eindringlich zu bedenken zu geben, daß bei der geringsten Klage der ausgezeichneten Person, die zu begleiten sie die Ehre hätten, Gefängniß, Ketten und die Peitsche nach ihrer Rückkehr ihr sicheres Loos sein würden. Darauf verschwand er wieder in der Kirche, und die Pforten derselben schlossen sich; der Zug aber setzte sich, nachdem noch ziemlich viel Zeit mit Abschiednehmen verstrichen war, endlich in Bewegung, bis an das Thor von Behörden und den vornehmsten Bewohnern der Stadt geleitet.

Kaum hatten wir Coporaqué hinter uns, so gelangten wir in das endlose Felsenlabyrinth, welches in dieser Gegend von dem Ineinanderlaufen der Sierras von Condoroma, Ocoruru, von la Raya und Vilcanota und der nördlichen Abhänge der westlichen Anden gebildet wird. Die Landschaft zu beschreiben, durch welche wir zogen, geht über meine Kräfte; wohin man immer sah, erblickte man nichts als steile Abhänge, unzugängliche Gipfel, senkrechte oder überhängende Felswände, Felsspalten und Schluchten von schwindelerregender Tiefe, und das Ganze mit einer Schneedecke überzogen, welche der Nachtwind steinhart gemacht hatte. Ein bleigrauer Himmel, unseren Köpfen so nahe, daß man fast glaubte, ihn mit der Hand erreichen zu können, verlieh der Landschaft ein düsteres und unheimliches Aussehen, welches das Lachen auf den Lippen und das Wort im Munde ersterben machte. Als wir ein schmahles Plateau, von den Indianern Antimarca genannt, erreichten, überblickten wir nach Süden zu eine weite Strecke, durchzogen von niedrigen aber dicht an einander gedrängten Höhenrücken, die in Folge einer in dieser Höhe oft vorkommenden optischen Täuschung sich wie Meereswogen zu bewegen schien. Im Hintergrunde aber stiegen in langer Reihe von Norden nach Süden schneebedeckt und halb von Dunst verhüllt die erloschenen Vulcane Coripuna und Padre Eterno, die Basaltmassen von Chachani und die scharf zugespitzten Grate von Pichupichu empor.

Gegen zehn Uhr klärte sich der Himmel und ging in einem Augenblick von Bleigrau in das reinste Kobaltblau über. Jetzt mußten wir die Schneebrillen hervorsuchen, denn die Schneeblindheit ist in den Anden viel lästiger, als in den europäischen Alpen. Sie ist von einem Jucken begleitet, welches die davon Befallenen vor Schmerz laut schreien macht. Das einzige Mittel dagegen ist, den Patienten in eine finstere Kammer zu sperren, wo man ihn zehn bis vierzig Tage lang seinem Schmerzen und seinen Gedanken überläßt. Die Indianer und die Maulthiertreiber trafen dagegen nicht die geringsten Vorsichtsmaßregeln; denn ihre schräg gespaltenen Augen, die aber so scharf wie die des Condors oder des Adlers sind, sahen ohne die geringste Beschwerde den Schnee und die Sonne an.

Um keine Zeit zu verlieren, frühstückten wir ohne abzusteigen. Es galt vor der Nacht einen bewohnten Ort zu erreichen, und zwischen Coporaqué und Cailloma sind die menschlichen Wohnungen dünn gesäet. Gekochte Erdäpfel, harte Eier und dünne Maiskuchen bildeten unser Mahl, zu dessen besserer Verdauung wir noch ein paar Hände voll Schnee zu uns nahmen; denn der Xeres befand sich in Kisten auf dem Rücken von Maulthieren, und es hätte zuviel Zeit gekostet, diese abzuladen. Die uns vorausgehenden Indianer, die sich von Zeit zu Zeit umsahen, ob wir folgten, hatten kaum bemerkt, daß wir Anstalt zum Frühstück machten, als sie, von dem allen Zweifüßlern eignen Nachahmungstrieb fortgerissen, eine Handvoll getrocknete Bohnen aus ihren Querfäcken hervorzogen und ebenfalls zu frühstücken anfingen.

Als wir Coporaqué verließen, floß der Apurimac links von uns den Fuß steiler Höhen entlang; jetzt fanden wir ihn wieder jenseit Aconcahua, wo er seine trüben Wässer schäumend und tosend unter einem Brückchen von Granit hindurchdrängte. Fast eine halbe Stunde lang war der Fluß von einer doppelten Reihe von Zwergmyrthen und Colabüschen (eine Art Buxbaum) begleitet, deren starres Laub die Farbe florentinischer Bronze hatte. Es war bei der allgemeinen Kahlheit der Gegend ein wahrer Augentrost. Bis gegen vier Uhr Nachmittags hatten wir herrliches Wetter; alsdann verschwand die erst blaß, dann roth gewordene Sonne hinter dicken Wolken, die — wie gewöhnlich — von okergelb in ein bläuliches Schwarz übergingen und uns mit äußerst freigebiger Hand mit Blitzen, Donner und Hagel überschütteten. Das Unwetter, welches wir mit möglichster Resignation ertrugen, endete — wie immer — mit einem starken Schneefall, der bald Alles mit einer so gleichförmigen Decke überzogen hatte, daß nach einstündigem Marsch die vorausgehenden Indianer unentschlossen stehen blieben und wie Spürhunde, welche die Spur verloren haben, sich um sich selbst herumdrehten, wie um sich zu orientiren. Nachdem Einige bis an die Knie im Schnee in verschiedenen Richtungen vorwärts gegangen und fruchtlos wieder zurückgekehrt waren, gaben sie durch Zeichen zu verstehen, daß sie den Weg verloren hätten. Es blieb nichts übrig, als einen Kriegsrath zusammen zu berufen und die Maulthiertreiber, welche die Nachhut bildeten, einzuladen, ihre Meinung abzugeben. Klüger wurden wir dadurch nicht; denn die Einen behaupteten, wir hätten uns zu weit südlich, die Andern, zu weit östlich gewendet, und die Indianer sahen unserer Rathlosigkeit mit der größten Gleichgültigkeit von der Welt zu und benutzten die Pause, um ein neues Primchen Cocablätter in den Mund zu schieben.

Der Schnee fiel immer dichter, der Abend war nahe und die Aussicht, die Nacht ohne Obdach zuzubringen, war nichts weniger als angenehm. Da glaubte sich einer der Maulthiertreiber zu erinnern, daß sich am Fuße eines auffällig gestalteten obeliskenartigen Berggipfels, den er uns in südwestlicher Richtung in einer Entfernung von ungefähr zwei Stunden zeigte, eine Estanzia, Namens Mamanihuayta, befinden müsse. Er wurde sofort zum Führer ernannt mit dem Befehl, sich an die Spitze des Zuges zu begeben und uns auf dem kürzesten Wege nach der Estanzia zu bringen. Die Erinnerung hatte diesen Mann nicht getäuscht; als die Sonne eben untergehen wollte, sahen wir eine Rauchsäule emporsteigen, die uns in den ersehnten Hafen führte.

Die Estanzia Mamanihuayta bestand aus einer in zwei Räume getheilten Hütte. Der Rückseite schloß sich eine Ein-

friedigung an, in welcher ein paar Dutzend Lamas, dichtgedrängt auf den Knien liegend, im Chor eine Hymne an die Nacht blökten. Kaum eingetreten war unsere erste Sorge, uns unserer mit Schnee bedeckten Ponchos zu entledigen. Im Innern kauerten drei Personen um ein Feuer von Lamamist. Es waren Mann, Frau und Großmutter, die, von der Ankunft unseres Zuges schon in Aufregung versetzt, von Schrecken erfüllt wurden, als sie bei dem Scheine des Feuers die goldenen Epauletten und Stickereien des Obersten glänzen sahen. Der Mann nahm seinen Montero ab, die Frau versteckte das Gesicht in die Hände, und die Großmutter küßte den Daumen und schlug ein Kreuz. Der Anblick einer Uniform bringt seit den ritterlichen Waffenthaten Pizzarro's und seiner Gefährten stets einen mächtigen Eindruck auf die Eingebornen hervor. Um ein Gespräch anzuknüpfen, fragte Don Estevan den Indianer, ob er ihm wohl ein junges Lama zum Abendessen schaffen könnte. Der Gefragte begriff offenbar, daß eine solche Frage aus dem Munde eines Militärs einem Befehle gleichkam, verbeugte sich stumm und ging sogleich hinaus, um ein passendes Schlachtopfer aus seiner Heerde auszusuchen. Die beiden Frauen flüchteten sich, als sie ihn hinausgehen sahen, in den Hintergrund des Raumes und verkrochen sich hinter die dort stehenden großen irdenen Töpfe, bis ihr natürlicher Beschützer wieder zurückkehrte. Einige beruhigende Worte, die ich ihnen sagte, und der Silberreal, den ich der Alten in den Schooß warf, konnten sie nicht aus ihrem Versteck hervorlocken. Unterdessen sattelten die Arrieros die Maulthiere ab und brachten alsdann die Sättel hereingetragen, die sie in geordneter Reihe an den Wänden aufhingen. Unser Gepäck wurde übereinander gehäuft, und als ich allmählich den Raum voll werden sah, in welchem wir schon jetzt kaum Platz hatten, fragte ich Don Estevan lebhaft, wo unsere Leute schlafen würden. „Draußen natürlich!" gab er mit der unbefangensten Miene zur Antwort. Ich wollte Einwendungen zu Gunsten der Armen machen, die draußen die Nacht im Schnee zubringen sollten, als der Besitzer der Estanzia, mit dem zu schlachtenden Lama auf der Schulter, wieder hereintrat. Das Thier wurde auf die Erde geworfen, gestochen und von unseren Maulthiertreibern ausgewirkt, während der Indianer den Herd kehrte und die Kohlen wieder in Gluth brachte. Um für meinen Theil nicht unthätig zu bleiben und soviel als möglich die Vorbereitungen zum Abendessen zu beschleunigen, suchte ich zwei mittelgroße Töpfe aus, die ich vor den Herd stellte, um sie als Feuerböcke zu benutzen. Es galt nun einen Bratspieß zu finden, und Jeder suchte in einer Ecke, um das fragliche Utensil oder einen Ersatz zu entdecken. Ich hatte das Glück den Spinnrocken der Großmutter zu finden, den ich sorgfältig vom Flachs befreite und rein machte und ihn unseren staunenden Leuten überreichte. Von da an ging Alles nach Wunsche. Kaum war eine Stunde vergangen, so saßen der Oberst und ich mit untergeschlagenen Beinen wie die Türken auf dem Boden, und ließen uns die trefflich gebratene Lamakeule, die man uns in einer irdenen Schüssel servirte, köstlich schmecken. Auf meine Bitte ward der Adjutant Apolinario von seinem Vorgesetzten eingeladen, an dem Abendessen Theil zu nehmen, und die verlegene Miene, mit der er neben uns Platz nahm, verrieth, wie sehr er sich über diese Einladung wunderte. Allerdings ließ ihn der Oberst, um in ihm das Gefühl seines Nichts wach zu erhalten, die Flaschen entkorken, zu trinken einschenken und die Thür auf- oder zumachen, je nachdem uns der Rauch oder die Kälte lästig fiel.

Nach beendigtem Mahle mußte an das Nachtlager gedacht werden. Don Estevan schlug vor, unsere Decken auf der Stelle, wo wir gegessen hatten, d. h. drei Schritte vom Feuer, auszubreiten; aber mich dauerten die Indianer und die Maulthiertreiber, welche vor dem Hause wie halbverhungerte Schatten herumirrten, und ohne mich um die Einwendungen des Obersten zu kümmern, der meine Menschenliebe nicht am Platze fand und außerdem behauptete, allein berechtigt zu sein, Befehle zu ertheilen, bat ich unseren Wirth, mir seine zweite Räumlichkeit zur Verfügung zu stellen, wohin mir Don Estevan, nachdem ich ihm hatte drohen müssen, ihn unterwegs im Stich zu lassen, ziemlich übler Laune folgte. Ich gestehe, daß bei dem Anblick des Loches, in welchem wir die Nacht zubringen sollten, mir mein Mitleid fast leidgethan hätte; aber der Gedanke, daß unsere armen Indianer ohne Obdach und ohne Feuer die ganze Nacht verbringen sollten, brachte zum Glück die Regungen der Selbstsucht zum Schweigen, und heitern Sinnes fand ich mich in mein Schicksal.

Der Raum, in dem wir Drei — denn mein Zureden hatte Don Estevan bewogen, von der Strenge der Disciplin für diesmal abzusehen und Apolinario in unseren Kreis aufzunehmen — schlafen sollten, diente den Bewohnern der Estanzia zugleich als Vorrathskammer, Getreideboden und Keller, wie die an den Deckbalken hängenden getrockneten Fleischstücken und die in malerischer Unordnung übereinander gehäuften Lebensmittel und Vorräthe jeder Art verriethen. Trotz des Eifers, mit dem unser Wirth Platz zu schaffen versuchte, war der Raum doch so spärlich zugemessen, daß meine Schlafdecke auf eine Schicht Kartoffeln zu liegen kam, mein Kopf sich an einen Sack voll Lamadünger lehnte und meine Hacken achtzehn Zoll über dem Niveau meines Hauptes lagen. Nicht besser waren der Oberst und der Adjutant untergebracht. Zwischen großen Amphoren und Talgklumpen eingeklemmt, berührten sie sich mit den Kniescheiben und sahen ungefähr wie zwei an einander gelegte lateinische „Z" aus. Ehe ich mich schlafen legte, warf ich einen Blick in das Nachbarzimmer. Unsere achtzehn Leute hatten bereits davon Besitz genommen und hockten Einer auf dem Andern um den Herd herum, lachten, sangen und schwatzten, rösteten Mais und brieten Fleisch und fühlten sich so wohl und glücklich, daß ihr Anblick mich über die Unbequemlichkeit unseres Nachtlagers tröstete.

Die Nacht verlief ziemlich ruhig, abgesehen von einiger Störung durch Ratten und durch Schaaren von Flöhen, deren Angriffe wir nur durch die gewaltsamsten Bewegungen abwehren konnten. Als wir mit dem Morgenroth aufstanden, fanden wir die Arrieros bereits mit ihren Thieren beschäftigt, während die Indianer rundum saßen und unthätig zusahen. Erkundigungen bei dem Wirth belehrten uns, daß Cailloma la Rica nur zwei Stunden in westsüdwestlicher und der Vilafrosee, den ich besuchen wollte, nur eine kleine Stunde in ostsüd-

östlicher Richtung von der Estanzia lag, deren Besitzer gern der Aufforderung folgte, uns als Führer zu dienen. Noch im Steigbügel forschte Don Estevan nach den Gegenständen, welche der See für die Küche liefern könnte, und sah sich durch die Antwort, die ich nicht hörte, veranlaßt, ein Stück Papier aus seiner Brieftasche zu nehmen, einige Worte darauf zu schreiben und die Depesche mit mündlichen Verhaltungsbefehlen dem Adjutanten zur Beförderung zu übergeben. Alsbald theilte sich unser Trupp in zwei Hälften, welche eine entgegengesetzte Richtung einschlugen. Während der Oberst und ich mit dem Führer und den Eingebornen dem Wege nach dem Vilafrosee folgten, wendete sich der Adjutant Apolinario an der Spitze der Arrieros auf Calloma zu.

Nach drei Viertelstunden erreichten wir den Fuß einer niedrigen Gebirgskette, die sich von Westen nach Osten ungefähr zwölf Stunden weit hinzustrecken schien. Auf der Westseite wäre die senkrecht abfallende Kette unzugänglich gewesen, wenn nicht mehrere Spalten, entstanden in Folge vulcanischer Erschütterungen, ebenso viele höchst beschwerliche Pfade über den Felsengrat gebildet hätten, welchen wir nach zwanzig Minuten hinter uns hatten. Auf der Morgenseite angekommen, erblickten wir die ganze Reihe der Gebirge von Condoroma, Raya und Vilcanota, vom Gipfel bis zum Fuß mit Schnee bedeckt und vom wolkenlosen Himmel sich scharf abhebend. Zu unseren Füßen, ungefähr 1500 Fuß tiefer, breitete sich eine mit Wanderblöcken besäete Ebene ungefähr vier oder fünf Stunden im Umkreis aus, deren Schneedecke, wo sie vom Strahl der Sonne geschmolzen war, einen Teppich von kurzem Gras und Jarava durchblicken ließ. Die Mitte der Ebene nahm ein See von zwei Stunden Länge und anderthalb Stunden Breite ein. Seine sanft anschwellenden Ufer hielten die kalte und regungslose Wasserfläche wie in einem Becken gefangen. Nach Osten zu durchbrachen dieses Becken einige Bäche, welche sich aus dem See geräuschlos über die Ebene ergossen. Schräge Streifen Sonnenlicht und Bergesschatten theilten die Landschaft, die Ebene und den See in breite, dunkle oder helle Zonen, so daß der Wasserspiegel halb weiß und halb blau erschien. Von oben und von weitem gesehen war dieses Bild zugleich großartig und reizend schön.

„Estevan," rief ich aus, indem ich mein Maulthier anhielt und meinem Gefährten den See zeigte, „das ist also der Apurimac, von dem die Alten soviel sprechen und die Neuern so wenig wissen! Wollen wir nicht hier auf der Stelle ihm zu Ehren eine Cigarrette rauchen?" Don Estevan, dessen Gesicht von der Kälte blau war, hatte keinen Sinn für meine Begeisterung und murmelte achselzuckend nur etwas zwischen den Zähnen. Statt seiner sprach der Führer, der in seiner wohlklingenden Indianersprache zu mir sagte: „Taita, Du täuschest Dich; was Du für den Apurimac hältst, ist nur der Vilafrosee, der acht Stunden von hier gerade gegen Morgen den Bach Parihuana aufnimmt und nun den Namen Rio-Chita erhält, der ihm einige Zeit bleibt. Erst wenn das Bächlein, das dort den See verläßt, neun Flüsse auf der Linken und elf auf der Rechten aufgenommen hat und dreiundzwanzig Stunden durch das Gebirge geflossen ist, darfst Du es Apurimac nennen." Ich belohnte die Auskunft mit einem halben Real, den der Führer in einen Zipfel seines Hemdes band. Der Weg führte nun in ziemlich gefährlichen Zickzacks hinunter auf die Ebene, von wo wir mit einem Blick den östlichen Abhang der eben überschrittenen Bergkette überschauen konnten. Rechts und links, im Norden und im Süden senkten sich mehrere Absätze übereinander, wie die Stufen einer Riesentreppe, in das Thal herunter. Da, wo wir standen, waren diese Stufen von einer senkrechten Wand von Kohlensandstein unterbrochen, so glatt, als wäre sie von Menschenhand zugehauen. Am Fuße derselben öffnete sich die schwarze Mündung einer Höhle, nach der unser Führer seine Schritte lenkte. Ein Stück Wand von festgestampfter Erde und die rauchgeschwärzte Wölbung verriethen, daß sie bewohnt gewesen war, und in der That wurde sie häufig von Maulthiertreibern und Lamahirten als Haltepunkt benutzt. Sie sollte auch uns zum Obdach dienen, da sie sehr bequem — nur hundert Schritt vom See — lag. Eine wohlthuende Dämmerung herrschte im Innern. Vierundzwanzig Fuß breit, sechsunddreißig Fuß hoch und fünfundsiebenzig Fuß tief hatte sie die seltsame Gestalt eines Schiffsrumpfes, welcher den Kiel zu oberst daliegt. Diesen Kiel bildete eine Längsspalte, deren Dunkel das Auge nicht durchdringen konnte und die dennoch der äußern Luft gestattete, bis in das Innerste des Berges zu gelangen. Eine nur vierundzwanzig Fuß lange mannshohe Wand von gestampfter Erde theilte den Eingang der Höhle in zwei Hälften, von denen die eine, wie sich aus der dicken Schicht Stroh auf dem Boden errathen ließ, den Lastthieren als Stall gedient hatte.

Nachdem wir von unserer neuen Wohnung, die ich höchst malerisch fand, die Don Estevan aber aus Widerspruchsgeist eiskalt, ungemüthlich und finster nannte, Besitz genommen, konnten wir weiter nichts thun, als uns auf die Erde setzen und die Arme übereinander schlagen, um die Ankunft unserer Arrieros mit dem Gepäck zu erwarten. Eine Stunde vertrieben wir uns die Zeit mit Plaudern, Cigarrettenrauchen und Gähnen; allmählich aber gewann die Müdigkeit die Oberhand, und abwechselnd sanken uns schon die Köpfe auf die Brust, als uns aus diesem Zustand halbbewußter Abspannung vervielfältigter Hufschlag und lautes Freudengeschrei emporriß. „Das ist Apolinario," sagte Don Estevan, und wir Beide standen auf und traten in den Eingang der Höhle.

Es war in der That Apolinario, aber außer seiner Ehrenwache von einer Abordnung der Notablen von Calloma begleitet, die in ihrem Eifer, einem in Regierungsaufträgen reisenden Ingenieurobersten ihre Ehrerbietung zu bezeigen, sich auf das erste beste Reitthier, das ihnen zur Hand kam, auf Pferde, Esel und Maulthiere geworfen hatten, ohne sich nur Zeit zu nehmen sie aufzuzäumen. Einige Personen des schönern Geschlechts hatten sich ihnen beigesellt, ermuthigt durch das Beispiel der Gattin des Gobernadors, die man rittlings auf einer Eselin sitzend, welche ihr Ehegemahl an der Halfter hinter sich herzog, an der Spitze des Zuges sah. Als uns die neuen Ankömmlinge erblickten, ließen sie ein lautes Hurrah ertönen und sprangen aus dem Sattel. Während die Männlein, von dem Adjutanten vorgestellt, dem Obersten alles Gute

wünschten und sich zu seiner Verfügung stellten, blieben die Weiblein in der Ferne stehen und musterten uns neugierig, als wären wir Wunderthiere.

Als der letzte der Notablen mit seiner Begrüßung fertig war, räusperte sich Don Estevan einige Male und hielt an die Versammelten eine Anrede. Er versicherte ihnen im herzlichsten Tone, daß er mit dem unaussprechlichsten Vergnügen vom Oberhaupt des Staates den Auftrag angenommen habe, die seiner väterlichen Liebe in jeder Hinsicht so würdigen Bewohner von Caílloma zu besuchen. Von diesem Tage an werde diese treue Provinz, welche bisher andere hochwichtige Interessen einigermaßen in den Hintergrund gedrängt, mit den berühmtesten gleichen Schritt halten. Die Vermessung ihrer Bodenfläche, ein Pfand einer glorreichen Zukunft, werde für sie eine neue Zeit beginnen. Von heute an werde der Name Cailloma's, im Tempel der Erinnerung neben den Namen ihrer Schwestern eingeschrieben, in den Annalen der Republik und in den in Lima gedruckten Staatskalendern glänzen ... So weit gefiel die Rede; aber sie hatte noch einen Anhang, der nicht ganz denselben Eindruck machte. Don Estevan versäumte nämlich nicht, den Versammelten nachdrücklich einzuprägen, vor Abend noch zwei fette Schafe, Rauchfleisch, Kartoffeln und einen Schlauch voll Branntwein heraufzuschicken, außerdem aber auch noch wollene Decken und Brennholz, um ihn und sein Gefolge während der Arbeit, die sie zum Ruhm und zum Vortheil der Caillomenos vornehmen würden, vor Kälte zu schützen. So beredt auch diese Forderung vorgebracht war, so machte sie doch verdrießliche Gesichter. Don Estevan bekümmerte sich aber nicht weiter darum, sondern beeilte sich, die Damen zu begrüßen, die er auf das galanteste einlud, in die Höhle zu kommen, wo unsre in Sophas verwandelten Mantelsäcke und Gepäckstücke diesen Damen gestatteten, den Zwiebach und den Xereswein, den wir ihnen vorsetzten, in Bequemlichkeit zu genießen. Diese Aufmerksamkeit machte den Obersten sofort zum allgemeinen Liebling. In der Begeisterung ihrer Dankbarkeit nannte ihn die Gobernadora, eine Matrone in mittleren Jahren, „mein Schätzchen", während die Frau des Alcalden, die jünger und daher zurückhaltender war, sich mit „Gevatter" begnügte.

Da die Ehemänner nicht mit eingeladen waren, fanden sie sehr bald, daß ihre Frauen zu laut lachten und zu lange wegblieben; unter dem Vorwand, der Heimweg sei weit und man dürfe die Güte des Herrn Obersten nicht mißbrauchen, forderten sie daher die Damen auf, wieder aufzusitzen und die Rückreise nach Hause anzutreten. Ich bemerkte, daß die Gesichter der Abgeordneten noch verdrießlicher geworden waren, wogegen ihre bessern Hälften sich so lebhaft zeigten und so ausdrucksvolle Blicke mit uns tauschten, daß ich der kräftigsten Unterstützung unserer Wünsche von ihrer Seite sicher war.

Nach vielfachen Complimenten und wiederholtem Lebewohlsagen machte sich endlich die Cavalcade wieder auf den Weg. Ich sah zuvörderst nach, ob meine astronomischen Instrumente in Ordnung wären, und ging dann, darüber beruhigt, an das Auspacken meiner Sachen. Unterdessen hatten die mit der Küche betrauten Maulthiertreiber nach Landesart ein Chupé oder Ragout, bereitet, das wir Drei, Don Estevan, Apolinario und ich, uns vortrefflich schmecken ließen. Leider hatten wir von dem Nationalgericht so wenig übrig gelassen, daß ich mir ernstliche Sorgen machte, wie wir unsere Leute sättigen sollten. Ich theilte meine Bedenken halblaut dem Obersten mit, der darüber lächelte und mir antwortete, ich hätte keinen Begriff von der guten Gesinnung der ländlichen Bevölkerung seines Vaterlandes. Dieselben Caillomenos, die mir so ungefällig erschienen wären, würden ihre sämmtlichen Speisekammern leeren, um uns aufs beste zu versorgen; so sehr fühlten sie sich von der Aussicht geschmeichelt, ihre Provinz und ihre bis dahin unbekannten Namen in einem Staatshandbuch verzeichnet zu finden. Mochten nun diese Eingebornen wirklich so sein, wie Don Estevan sie schilderte, oder mochten ihre Frauen aus Dankbarkeit über den Empfang, den sie bei uns gefunden, ihre Männer — wohl oder übel — bestimmt haben, dem Staate ein Opfer zu bringen, jedenfalls traf des Obersten Vorhersagung ein. Noch vor Einbruch der Nacht erschien ein Indianer mit zwei Eseln und vier Lamas, beladen mit allen den gewünschten Vorräthen. Solcher Ueberfluß entriß unsern Indianern Freudenrufe, die zu begeistertem Geschrei wurden, als Don Estevan in überquellendem Wohlwollen Jedem eine Portion Branntwein austheilen ließ und Befehl zur Bereitung eines Monstre-Chupé gab. Während die Indianer noch um den großen Kessel saßen, wickelten wir uns in unsere wollenen Decken und lagen bald neben einem wärmenden Feuer von Lamadünger eingeschlafen.

Am andern Morgen nahm ich einige Höhenmessungen vor, die mich bis Mittag beschäftigten, und machte dann mit der Flinte auf der Schulter einen Streifzug am Ufer des Sees ohne mehr davon heim zu bringen, als einen mir noch unbekannten Bergspatz mit schwarzer Federkrone, den ich sofort ausbalgte. Bei meiner Rückkehr von der Jagd fand ich den Obersten noch auf derselben Stelle sitzen, wo ich ihn am Morgen verlassen hatte. Er hatte sich die Zeit mit Rauchen und Zeitunglesen vertrieben, während Apolinario seiner Befehle gewärtig neben ihm auf- und abgegangen war. Mit vollem Rechte über eine solche Indolenz verwundert fragte ich Don Estevan, wann er seine Arbeit zu beginnen gedenke. Er gab mir darauf zur Antwort, daß seine Arbeit längst fertig sei. Als ich ihn mit verblüfftem Gesicht ansah, fing er an zu lachen und zog aus einem Lederfutteral, zu dem er den Schlüssel bei sich trug, eine Pergamentrolle hervor, die er mir hinreichte. Als ich sie voll Neugier aufrollte, war es ein geometrischer Plan der Provinz, der mit einer die Hand eines Steuerbeamten verrathenden Sicherheit gezeichnet war. In der untern rechten Ecke befand sich auf Spanisch die Inschrift: „Entworfen auf Befehl Sr. Excellenz des Grafen Gil de Lemos, Vicekönigs von Peru, im August 1690."

„Wo zum Kukuk haben Sie diesen Plan aufgestöbert?" — fragte ich Don Estevan, der mich mit äußerst selbstzufriedener Miene ansah. „Ich habe ihn nicht aufgestöbert," gab er zur Antwort; „ich habe ihn für zwei Piaster von einem Franziscaner-Laienbruder erhandelt, der ihn für sechs Realen auf dem Trödelmarkt in Cuzco gekauft hat." „Sie wollen ihn doch nicht

etwa der Regierung als Ihr eignes Werk übergeben?" „Ganz gewiß: nur bekommt die Regierung nicht das Original, sondern eine Copie, die mir ein Pathe anfertigen soll, der Schreiber bei einem Advocaten ist; der Junge schreibt eine hübsche Hand und hat in seinen Freistunden ein wenig zeichnen gelernt; für ihn ist die Sache ein Vergnügen." „Elender Plagiator!" rief ich lachend aus. „Bester Freund," antwortete er ernst, „wenn sich so viele berühmte und gelehrte Leute kein Gewissen daraus machen, sich mit fremden Federn zu schmücken, warum soll ein armer Ingenieuroberst wider Willen, wie Ihr ergebenster Diener ist, nicht einen Plan für den seinigen ausgeben, der vor 150 Jahren verfertigt ist, von dessen Vorhandensein Niemand etwas weiß und den sein Zeichner, der jedenfalls gegenwärtig der ewigen Seligkeit theilhaftig ist, wahrscheinlich nie reclamiren wird?" Ich hätte gern meinem Freunde geantwortet, daß die Betrügereien Anderer nicht die unsrigen rechtfertigen und daß man in Sachen des Eigenthums Jedem das Seine lassen müsse; aber ich konnte es nicht übers Herz bringen, nur durch einen einzigen bittern Gedanken seine Freude über den zu hoffenden Erfolg zu stören, und schwieg daher. Der Abend verging mit vertraulichem Geplauder, belebt mit verschiedenen Gläsern Punsch von Cocathee, und alsdann schliefen wir ein, nachdem wir — wie gestern — der Vorsehung für die Wohlthaten, mit denen sie uns bedacht, gedankt hatten.

Den andern Tag machte sich schon ein bedenklicher Mangel an Beschäftigung fühlbar, und als am dritten Tage Don Estevan seine Zeitungen ausgelesen hatte und unsre Vorräthe auf die Neige gingen, beschlossen wir Nachmittags nach Condoroma aufzubrechen, das wir nach der Versicherung der Führer noch vor Einbruch der Nacht erreichen konnten. Während Alles zur Reise bereit gemacht wurde, befahl Don Estevan seinem Adjutanten, seine beste Uniform anzuziehen und mit sechs Indianern als Ehrenescorte sich nach Cailloma zu begeben, um den Bewohnern der Stadt den Dank seines Vorgesetzten für ihre Gastfreundschaft abzustatten. Apolinario putzte sich nach Kräften heraus, bestieg sein Maulthier und war bald mit seinem Gefolge hinter der Felsenecke verschwunden.

Wir machten ernstliche Anstalten zum Aufbruch; aber im Buche des Schicksals war es anders geschrieben. Um die Zeit auszufüllen, war ich auf den Einfall gekommen, eine Skizze des Sees mit seiner Umgebung zu entwerfen. Ich suchte mir ein stilles Fleckchen unter den Felsen aus und war in einer halben Stunde mit meiner Arbeit fertig. Als ich mein Skizzenbuch zumachte, klang es mir plötzlich wie ferne Musik in den Ohren. Ich lauschte und unterschied bald die Töne einer Guitarre und einer Flöte, die in Trillern und Harpeggios mit einander wetteiferten. Während meine Augen noch nach den musicirenden Ariels suchten, erschien, von lautem Geschrei angekündigt, ein Schwarm von Reitern und Reiterinnen mit Apolinario an der Spitze auf dem Kamm der nächsten Anhöhe. Auf die Gefahr hin, den Hals zu brechen, sprengten Männer und Frauen in vollem Laufe den steilen Pfad hinab, der nach der Höhle führte, und stürzten schreiend, singend und Einer an dem Andern sich festhaltend, wie eine lebendige Lawine auf den Rasen. Dort warfen sie sich alle mit dem wiederholten Rufen: „Viva el presidente! Viva el señor coronel!" — aus dem Sattel. In einem Nu hatten zwei Amazonen, deren Züge ich nicht unterscheiden konnte, in denen ich aber nach ihrer Haltung die Gobernadora und die Alcalda zu erkennen glaubte, Don Estevan an dem Kragen gepackt. Flaschen mit langen Hälsen wurden aus den Halftern geholt, und der Oberst, den seine beiden Wächterinnen jede bei einem Arme hielten, mußte eine Gesundheit nach der andern trinken. Ich kannte die Landessitte zu gut, um nicht sofort zu errathen, daß es sich um ein Cacharpari oder Abschiedsfest handelte, das die Notablen von Cailloma dem Obersten zu Ehren zu feiern gekommen waren. Die Schnelligkeit, mit der die Gläser unter lautem Schreien und Lachen geleert wurden, fing jedoch an, mir für meinen Gefährten Besorgnisse einzuflößen, den seine beiden Hüterinnen zwangen, mit jedem Trinker und jeder Trinkerin, die mit ihm anzustoßen kamen, ein Glas zu leeren. Abgeneigt, mich einem gleichen Loose zu unterwerfen, suchte ich ein noch stilleres Plätzchen auf, wo ich — ungesehen von den Andern — meine Skizze zu einer Capitalzeichnung ausarbeitete.

Zwei Stunden dauerte das Cacharpari mit seinem Lachen und Lärmen; dann stiegen die Gäste wieder zu Pferde, die Männer gaben den Frauen den Arm und stießen bacchische Evoës aus, auf welche jene mit gellendem Geschrei antworteten. Ich hütete mich wohl, aus meinem Verstecke hervorzukommen, ehe der letzte Poncho hinter den Felsen verschwunden war; aber nun eilte ich um so eifriger auf die Wahlstatt, um den aufgeschobenen Aufbruch zu beschleunigen. Zu meiner Verwunderung waren die Indianer beschäftigt, die bereits reisefertig stehenden Maulthiere wieder abzuladen, und als ich nach dem Warum fragte, wies ein alter Maulthiertreiber mit der Hand nach der Höhle. Ich ging hinein und fand Don Estevan schnarchend an der Wand lehnen, während Apolinario als getreuer Knappe, der seinen Herrn auf der Wahlstatt nicht verlassen will, seiner ganzen Länge nach ihm zu Füßen lag. Unter diesen Umständen konnte natürlicherweise von einer Abreise nicht die Rede sein, und erst am nächsten Morgen waren meine beiden Gefährten wieder im Stande, sich im Sattel zu erhalten. Nun wurden die Maulthiere von neuem beladen und die Weiterreise wirklich angetreten, nachdem die Indianer von Coporaqué verabschiedet worden waren. Zum Lohn für ihre Anstrengungen erhielten sie weiter nichts als ein schriftliches Zeugniß, daß Don Estevan mit ihnen zufrieden gewesen. Dafür küßten sie dem Obersten dankbar die Stiefel; denn ohne dasselbe standen ihnen Peitsche und Gefängniß, die ihnen der Pfarrer angedroht hatte, in sicherer Aussicht.

Unser Weg führte uns am Ufer des Sees hin bis zu der Stelle, wo er den Namen Chita-Fluß annimmt. Dort ließen wir die Condoromakette links und die Vilcanotakette rechts und betraten die Granit- und Schneeregion, welche diese beiden Sierras von einander trennt. Nach zweitägigem Marsch erreichten wir das Dorf Ocoruru 17,315 Fuß über dem Meere auf der großen Straße nach Cuzco, das wir in fünf weiteren Tagen erreichten. Dort schied ich von dem Obersten und habe ihn seitdem nicht wieder gesehen; aber an den verschiedenen Orten Peru's, die ich später berührte, habe ich mit tausend Zungen

von ihm reden hören. Drei Jahre nach unserer Reise nach dem Vilafrosee war er durch den Einfluß seiner Frau Divisionsgeneral und Präfect eines Departements geworden. Gegenwärtig ist Don Estevan Semilla de Repollo zum Unterrichtsminister bestimmt. Seine Geschicklichkeit als Landvermesser und seine gründlichen Kenntnisse als Geograph werden von den mit ihrem Lobe sehr wählerischen Akademikern von Bolivia und Ecuador höchlichst gerühmt. Unter andern bemerkenswerthen Arbeiten verdankt Peru dem General Don Estevan eine Karte der östlichen Thäler seines Gebiets, die, weil es an einem Kupferstecher und einem Verleger fehlt, noch nicht veröffentlicht ist, die aber das Collegium der Wissenschaften in Cuzco unter Glas und Rahmen dem Fremden als das werthvollste Stück seines Archivs zeigt.

Karl Friedrich Lessing.

Als Sohn eines Neffen vom großen Gotthold Ephraim, wurde der Maler Karl Friedrich Lessing am 15. Februar 1808 zu Wartenberg in Schlesien geboren, wo sein Vater Beamter der dortigen Standesherrschaft war. Nachdem er einige Jahre auf dem katholischen Gymnasium zu Breslau zugebracht hatte, bezog er auf den Wunsch der Eltern die Bauakademie in Berlin, wo er unter Schinkels Leitung sich für sein künftiges Leben ausbilden sollte. Aber mehr als zur Architektur neigte sein Sinn zur Malerei, und der Zeichenunterricht bei Rösel und Dähling gewann bald die Oberhand über jede andere Beschäftigung. Ein Ausflug nach Rügen ward Epoche machend für ihn, indem die pittoreske Natur dieses Felseneilandes den Landschaftsmaler in ihm weckte und zu seinem ersten Bilde, das er öffentlich auszustellen wagte, zu dem „Kirchhof mit Leichensteinen und Ruinen“ (1825) Veranlassung gab. Das Aufsehen, welches dies Werk machte, bewog sogar den Vater Lessings, der die nicht nach seinem Willen artende Entwickelung des jungen Künstlers bisher nur mit mißgünstigen Augen betrachtet hatte, nach Berlin zu kommen und hier sich mit dem, wie es schien, Großes versprechenden Sohne auszusöhnen. Jener obengenannte Heinrich Dähling aus Hannover war ein tüchtiger Lehrer, hing aber noch dem veralteten Mengs'schen Style an und konnte deshalb ein weiter strebendes jugendliches Talent nicht auf die Dauer fesseln. Lessing ließ sich daher gern von seinem Freunde Karl Sohn bereden, mit dem zum Akademiedirector ernannten Wilhelm Schadow 1827 von Berlin nach Düsseldorf zu ziehen, wo es den jungen Künstlern, denen sich auch Julius Hübner, Theodor Hildebrandt, sowie bald noch Eduard Bendemann anschlossen, vorbehalten war, unter den Auspicien ihres Lehrers in nächster Zeit schon eine ganz neue, in Tendenz und Styl von den alten Gewohnheiten vielfach abweichende Malerschule, die Düsseldorfer Schule nämlich, zu begründen, welche ebensowohl durch die große Zahl ihrer Anhänger — die Akademie bestand damals aus gegen dreihundert Zöglingen — als durch die hervorragende Befähigung der Einzelnen in der deutschen Kunstgeschichte einen eignen Abschnitt ausmacht. Lessing muß vielleicht als das bedeutendste, auf jeden Fall aber als das vielseitigste Talent unter all den gleichstrebenden Genossen bezeichnet werden, von denen keiner, so wie er, zugleich sich zum Genremaler, Landschafter und Historienmaler ausbildete. Sobald er in den neuen Umgebungen war, begann für ihn das Figurenzeichnen, und eine ganze Reihe zum Theil unvollendet gebliebener, oder gar unbeachtet bei Seite gelegter Entwürfe stellte schon damals seinen späteren Uebergang zur Historie in gewisse Aussicht. Der Graf von Spee gab ihm auf seinem Landsitze Heltorf am Rhein die nächste Gelegenheit, sich als Geschichtsmaler zu bewähren. Dort hatte nämlich Cornelius mit seinen Schülern die Ausführung eines Bildercyclus aus dem Leben des Kaisers Rothbart unternommen, war aber, als er von Düsseldorf nach München ging, damit noch nicht fertig gewesen, und Lessing sollte nun das Werk zum Abschluß bringen durch zwei große Compositionen, „die Schlacht bei Ikonium“ und „der Tod des Kaisers.“ Die letztere überließ er jedoch seinem Freunde Heinrich Mücke, während er die erstere nur in einer Oelfarbenskizze vollendete, nach der Hermann Plüddemann erst mehrere Jahre später das Freskogemälde zu Stande brachte. Lessing selber gab den Versuch, al fresco zu malen, sehr bald auf, da diese Art Technik seinem Wesen nicht entsprechen wollte. Welche Anerkennung aber die Composition des Bildes an und für sich fand, bewies das Urtheil, welches ein bewährter Kunstkenner damals über sie fällte. „Der jugendliche Landschaftsmaler“, so lauten die Worte, „tritt als Historienmaler auf, der ebenso durch alle Schranken des Gesehenen mit genialer Kraft zu brechen droht, wie sein Friedrich Barbarossa in jenem Schlachtgemälde durch das Getümmel hervorsprengt.“ Die Darstellung geschichtlicher Momente, sowie er sie hier bereits begonnen hatte, nahm Lessing jedoch erst später wieder auf, während er zunächst der Neigung seiner Zeit zum Romantisch-Sentimentalen einen künstlerischen Ausdruck zu geben suchte oder vielmehr durch seine Kunst diese Neigung erst recht erweckte und erhöhte. Es ward die Sympathie für das Mittelalter mit seiner träumerischen Empfindungsart und seiner gegenstandslosen Sehnsucht rege — eine Sympathie, die in der Poesie bereits die Balladen der schwäbischen Schule hervorgerufen hatte, welche ebendeshalb nun auch die beliebtesten dichterischen Vorbilder für die jungen Maler abgaben. Unter den Werken, welche die neueingeschlagene lyrisch-romantische Richtung der Kunst zuerst in ihrer Eigenthümlichkeit charakterisirten, ragte neben Lessings „Lenore“, auf der, dem Zuge der Zeit entsprechend, die preußischen Grenadiere des siebenjährigen Krieges durch geharnischte Ritter ersetzt sind, besonders noch sein „trauerndes Königspaar am Sarge der Tochter“ (1830) hervor. Wie jene an Bürgers gleichnamige Ballade, so schloß sich dieses jetzt in Petersburg befindliche Bild an das Uhland'sche „Schloß am Meer“ und nahm speciell die vier Zeilen zum Vorwurf:

> „Wohl sah ich die Eltern beide,
> Ohne der Kronen Licht,
> Im schwarzen Trauerkleide—
> Die Jungfrau sah ich nicht.“

Das Gemälde hatte soviel Erfolg, daß nicht mit Unrecht gesagt worden ist, „dies trostlose Vorsichhinstarren, dies gesenkte Auge, das nicht weinen kann,“ diese Ruhe, die von keiner Ruhe weiß,

sei das bestimmende Vorbild für die Historienmalerei der Düsseldorfer Schule geworden, und diese Trauernden hätten einen „ganzen langen Zug von Trauernden und Gefangenen eröffnet." Im Gegensatz aber zu den beiden genannten Bildern, welche durch vorhandene Balladen hervorgerufen worden waren, hätte ein drittes Lessing'sches Werk, „der Räuber mit seinem Kinde", vielmehr Stoff zu einer Ballade geben können. Das war auch charakteristisch für den herrschenden Geist in der Düsseldorfer Schule; denn sogar dem rohen und wilden Gewerbe des Wegelagerers war hier ein sentimentaler Moment abgelauscht, ein Moment der Reue oder des Schmerzes über die eigene Verworfenheit. Mehr geschichtliches Leben, als diese Stimmungsgemälde, enthielt Lessings im Städel'schen Museum zu Frankfurt befindlicher „Ezzelino von Mailand, der in Fesseln geschlagen, durch seinen Blick die Mönche erschreckt und zum Weichen bringt, die ihm die geistlichen Gnadenmittel entgegentragen wollen." Auch die bald danach aus historischen Studien über Böhmen entstandenen Entwürfe zur Hussitenpredigt und dem ersten Hußbilde deuteten wiederholt schon im Voraus darauf hin, daß Romantik nicht immer der Grundzug von Lessings Wesen bleiben würde. Zur Ausführung dieser Entwürfe kam er freilich nicht sogleich, da er erst noch Soldat werden mußte, und als er dann aufs neue zum Malen Zeit erhielt, waren es zunächst Landschaften, die sein Pinsel schuf. Sie füllen auch später noch allemal die Pause zwischen zwei größeren historischen Compositionen. Namentlich nennen wir davon nur die berühmte „tausendjährige Eiche" im Städel'schen Museum, im Allgemeinen aber gilt von ihnen, daß sie sämmtlich ein tragisches Pathos, ein träumerisches Element in sich tragen. Nicht das erwachende fröhliche Leben im Frühling malt Lessing, nicht die Heiterkeit eines sonnigen Morgens oder die helle Pracht italienischen Himmels, sondern die melancholischen Schauer des Herbstes, die todte winterliche Natur, die bängliche Abendzeit mit ihrem unheimlichen Dämmerscheine, die düstere geheimnißvolle Oede in den Wäldern der rheinischen Niederung, die Gegenden der Aar, der Eifel, um den Hundsrück mit ihren vielen ausgebrannten Kratern und vulcanischen Gebilden. Auch die Staffage dient dazu, den schwermüthigen Sinn des Ganzen zu erhöhen. Auf dem „Klosterkirchhof" z. B. schaut ein Mönch in dumpfem Schweigen hinunter in ein offenes Grab, das er wohl für sich selber gegraben hat; auf einem anderen Bilde sehen wir das Leichenbegängniß einer Nonne im Winter, und „alles Leben ist hier erstarrt, selbst der Wasserstrahl am Brunnen ist zu Eis geworden." Die zweite Phase seiner Entwickelung, wo er, sich von allem lyrisch-unklaren Wesen freimachend, in der Historie einen kräftigeren Aufschwung gewann, begann er mit seiner „Hussitenpredigt", die im Jahre 1836 vollendet wurde und in den Besitz des Königs von Preußen kam. Im nächsten Jahre war sie in Paris ausgestellt und trug ihm von dorther das Kreuz der Ehrenlegion ein. Der predigende Taborit selber ist darauf zwar keine bestimmte historische Persönlichkeit, aber sonst ist an dem Bilde Alles historisch, nicht nur das Costüm oder der dargestellte Moment, sondern auch die im höchsten Grade energische, dramatisch wirksame Auffassung desselben in der Zeichnung der verschiedenartig bewegten Charaktere, wenngleich die Züge einiger Figuren des Malers Collegen, Schirmer, Hildebrandt und Jakob Becker, herliehen. Zu bemerken ist noch, daß Lessing, sonst eben kein Maler weiblicher Schönheit, wie etwa Sohn, auf diesem Bilde, freilich in der äußersten Ecke, doch ein Mädchen anbrachte, herrlich wie keines sonst in einem seiner Werke. „Huß vor dem Concil zu Costnitz" (1844) war mit Veranlassung dazu, daß sich ein lange vorbereiteter Bruch zwischen Schadow und denen von seinen Schülern vollzog, welche die biblische Richtung des Lehrers nicht gleichfalls einschlagen mochten. Sonst milde und freundlich nach allen Seiten, ging derselbe unerwartet soweit, die Intoleranz in religiösen Dingen auch auf die Kunst zu übertragen, indem er erklärte, Lessings Atelier nicht mehr besuchen zu wollen, so lange dieser noch mit dem Ketzer Huß zu schaffen habe. Lessing hatte danach nicht übel Lust, Düsseldorf den Rücken zu kehren und nach Frankfurt überzusiedeln; doch auch der Aufenthalt dort ward ihm durch katholische Engherzigkeit verleidet, als Philipp Veit von dem Directorat des Städel'schen Museums zurücktrat, weil eben der Huß in Costnitz für dasselbe gegen seinen Willen angekauft worden war. Lessing blieb damals also noch in Düsseldorf, doch die alte Liebe zur Stadt kehrte nicht wieder, und gern folgte er schließlich (1857) einem Rufe nach Karlsruhe, wo er vom Großherzog von Baden zum Galleriedirector ernannt worden ist. Der „Gang des Märtyrers nach dem Scheiterhaufen" (1850 vollendet und in Neuyork befindlich) war das zweite der Lessing'schen Hußbilder und bekundet, wie das erstere, ein feines Ausmalen verschiedener Stimmungen und Affecte in den vielen Köpfen des Gemäldes. Versöhnend neben dem wilden Fanatismus der Mönche und der grausamen Gier der Henker und Landsknechte wirkt im Vordergrunde eine zum Gebet hingesunkene weibliche Figur. Im Mittelpunkte kniet Huß, und der Ausdruck seines Gesichts ist der der Erhabenheit über alle menschliche Sünde und Einfalt, der er bald sein berühmtes sancta simplicitas zurufen wird. — Von Huß wandte sich Lessing in demselben antihierarchischen Sinne zu Luther, indem er die Verbrennung der Bannbulle auf einem 1855 vollendeten Bilde darstellte, welches sich zu Amsterdam im Privatbesitz befindet. Der Reformator übergiebt soeben mit zum Himmel gerichtetem Blick die pergamentne Rolle den lodernden Flammen, und es umstehen ihn bei diesem folgenschweren Acte seine Freunde Melanchthon, Bugenhagen u. A. Die Sonne bricht sich gerade Bahn durch die Wolken und beleuchtet die Gruppe, die durch die zahlreich versammelte akademische Jugend und Volk aus allen Ständen eine sehr mannichfaltige wird. Die Darstellung dieses Momentes wiederholte Lessing später nochmals in einer Zeichnung, die mit drei anderen Scenen aus Luthers Leben, dem Anschlag der Thesen, der Unterredung mit Cajetan und der Disputation mit Eck, für ein Prachtwerk bestimmt waren, das in des verstorbenen G. Wigands Verlag erscheinen sollte. In jüngster Zeit war er für den König von Preußen mit der Ausführung eines früheren Entwurfes, der „Gefangennehmung des Papstes Paschalis II. durch Kaiser Heinrich V.", beschäftigt. Der Ruhm, einer der größten Historienmaler der Gegenwart zu sein, ist ihm gewiß, und noch dürfen wir von ihm viel Schönes erwarten, da seine Blüthezeit noch nicht vorüber ist.

Hierzu eine Beilage: Chronik.

Karl von Abel †.

b. Am 3. Septbr. d. J. ist ein in den letzten Jahren ganz von der politischen Bühne verschwundener Staatsmann verschieden, der eine Zeitlang mit hohem Einflusse an der Spitze der bayerischen Staatsverwaltung gestanden, sowie vorher an der Organisation und Regierung Griechenlands eingreifenden Antheil genommen hatte.

Karl von Abel war der Sohn eines Justizraths und Professors der Rechte an der Rechtsschule zu Wetzlar, dem er daselbst am 17. Septbr. 1788 geboren ward und der erst 1819 verstorben ist. Nachdem er gründlichen, seinerseits durch Talent und Fleiß unterstützten Jugendunterricht genossen, studierte er von 1806—9 zu Gießen und Wetzlar und trat dann in den bayerischen Staatsdienst ein, indem er nur 1814 diese Laufbahn mit einem freiwilligen Militärdienst vertauschte, den er nach dem zweiten Pariser Frieden wieder aufgab. Sein Berufseifer und seine auch von den Gegnern nicht bestrittene Geschäftsgewandtheit förderten ihn bis 1818 zu dem Posten eines Polizei- und Stadtcommissars in Bamberg, worauf er schon 1819 Regierungsrath in München und 1827 Ministerialrath im Ministerium des Innern wurde. 1828 fungirte er als Regierungscommissar auf dem Landtag und bekam denselben Auftrag unter den allerdings viel schwierigeren Verhältnissen von 1831. Diesmal glückte es ihm weniger, den Beifall der höhern Autoritäten zu gewinnen, indem er selbst von den Ideen der Zeit hingerissen ward, und namentlich gegen die Censur in einer Weise sprach, wie sie eben nur damals und seit 1848 in dem Munde von Regierungscommissarien gehört werden konnte. Er wurde 1832 erst in das Ministerium des Aeußern versetzt und dann zum substituirten Mitglied der griechischen Regentschaft ernannt. Hier soll er sich um die Einschulung der Verwaltungsbehörden, sowie sonst in seiner administrativen Thätigkeit recht verdient gemacht haben, führte übrigens eine lebhafte Opposition gegen den Grafen Armansperg, die zwar 1834 seine Zurückberufung zur Folge hatte, an sich aber der bayerischen Regierung ganz genehm gewesen war. In Bayern, wo er zunächst wieder als Ministerialrath in das Departement des Innern eintrat, gab er von nun an die oppositionelle Richtung auf, erwarb sich bei der Verhandlung über die Kosten des Universitätsgebäudes die besondere Gunst König Ludwigs, und schloß sich der ultramontanen Partei an, der er fortan als Werkzeug und die ihm als Stütze diente. Bekanntlich war damals die Frage wegen Verwendung der finanziellen Ueberschüsse ein Hauptstreitpunkt in Bayern, und der damalige Minister des Innern, Fürst Oettingen-Wallerstein, wollte diese Frage, ohne im Principe nachzugeben, doch thatsächlich mehr im Sinne der Stände lösen. Bei den desfallsigen Verhandlungen auf dem Landtage von 1837 wollte man bemerken, daß v. Abel die Ansicht seines Vorgesetzten nicht theile, und noch im Herbst desselben Jahres ward er, erst provisorisch, dann definitiv, dessen Nachfolger. Der sachliche Streit ward darüber auch zu einem persönlichen, und heftige Worte, welche Abel in der Landtagssitzung vom 9. April 1840 gegen seinen Vorgänger ausgesprochen, führten am 11. April zu einem Duell zwischen v. Abel und dem Fürsten, bei welchem der Fürst seines Gegners Haare mit der Kugel streifte, v. Abel aber sein Pistol in die Luft abschoß. — Das Ministerium Abel setzte die Ueberwachungspolitik des vorhergehenden in eher erhöhter Strenge fort, ward entschiedener Hingabe an das ultramontane System beschuldigt und fand in der Kammer der Reichsräthe eine noch compactere Opposition, als in der zweiten. Gestürzt wurde es, in einer immer noch ehrenhaften Weise, durch die Tänzerin Lola Montez, deren Indigenatsverleihung es nicht unterzeichnen wollte und in Betreff deren es dem König ein merkwürdiges Memorandum eingereicht hatte. Am 17. Febr. 1847 wurde die von sämmtlichen Ministern eingegebene Entlassung angenommen. Abel ging nun, zum Staatsrath ernannt, als Gesandter nach Turin, wo er bis 1848 blieb. 1849 war es den Ultramontanen gelungen, seine Wahl in die Abgeordnetenkammer zu erwirken, wo er jedoch keinen Einfluß gewinnen konnte und nur Bitteres zu hören bekam. Er hat sich darauf gänzlich von dem politischen Leben zurückgezogen, und verfiel in Kränklichkeit, die ihn die letzten Jahre seines Lebens fast ganz an das Bett fesselte, bis der Tod ihn von langen und schweren Leiden entband. In der Zeit seiner Gunst war er von König Ludwig mit einem Gute beliehen worden. Sein Adel war ein persönlicher, durch einen Orden erworbener.

Leigh Hunt †.

Mit dem am 28. August verstorbenen James Henry Leigh Hunt ist das letzte Mitglied der glänzenden englischen Litteraturepoche in den ersten drei Decennien dieses Jahrhunderts aus dem Leben geschieden. Derselbe war als Sohn eines anglicanischen Geistlichen, der ebenso wie seine Gattin aus Philadelphia stammte, am 19. October 1784 zu Southgate in Middlesex geboren und widmete sich anfangs auf der Expedition seines älteren Bruders der advocatorischen Laufbahn. Später nahm er eine Anstellung im Kriegsministerium, endlich aber entsagte er jeder amtlichen Laufbahn und gab sich allein der von ihm frühzeitig schon mit Vorliebe betriebenen litterarischen Beschäftigung hin. Seine Stellung in der englischen Poesie war eine sehr charakteristische. Ein intimer Freund Byrons, Shelley's, Coleridge's, Hazlitts, Lambs u. A., zugleich jedoch auch zu Scott, Th. Moore, Wordsworth &c. in näheren Beziehungen stehend, galt er so zu sagen als Vermittler zwischen der frommen „Seeschule" und der von dieser angefeindeten „satanischen Schule", bis er sich mit dem Haupte der letzteren, mit Byron entzweite. Er war dessen Gefährte in Italien und begann 1822 in Genua mit ihm ein Journal „The Liberal" herauszugeben; dies ward der Grund zum gegenseitigen Bruch der früheren Freundschaft, und Leigh Hunt schrieb in polemischem Sinne seine auch in Deutschland bekannt gewordene Schrift „Lord Byron and some of his contemporaries" (1828), der Th. Moore eine Satyre auf ihren Autor unter dem Titel „The living Dog and the dead Lion" folgen ließ. Doch wenn auch Hunt's Auftreten gegen Byron nach dessen Tode jenem viel Anfechtungen und gerechte Vorwürfe zuzog, über den Werth seiner schriftstellerischen Leistungen war doch die gesammte englische Kritik einig. Als Essayist, als Journalist stellte er sich den besten Namen ebenbürtig zur Seite und seine geistvollen, blendenden und freimüthigen Artikel in dem 1808 zugleich mit seinem Bruder begründeten „Examiner" machten ihn zu einem der berühmtesten und gefürchtetsten Radicalreformer, der um seiner Opposition willen sogar gerichtliche Verfolgungen zu erleiden hatte. Als Poet errang sich Hunt nicht denselben Ruhm, doch wird sein Epos „the Story of Rimini", welches die berühmte Episode von Paolo und Francesca aus Dante's „Hölle" behandelt, genialer Einzelheiten wegen gelobt, und sein Drama „A Legend of Florence" hat sich viel Gunst errungen, darunter auch die besondere der Königin Victoria, die es sich einmal sogar in Windsor aufführen ließ. Das letzte Werk Hunt's war ein Buch

über „The old Court Suburb", mit welcher „alten Hofvorstadt" Kensington gemeint ist. Er starb in dem oberhalb Londons an der Themse gelegenen Dorfe Putney, dem Geburtsorte Gibbons, und nahm den Ruf mit ins Grab, einer der besten Stylisten gewesen zu sein, der zur litterarischen Ausbildung der englischen Sprache sehr viel beigetragen hat. Vor materiellen Sorgen bewahrte sein Alter eine Staatspension von 200 Pfund, die ihm Lord John Russell von der Königin ausgewirkt hatte.

Friedrich der Große und Voltaire.

Eine der interessantesten Episoden des Verhältnisses zwischen Friedrich dem Großen und Voltaire, die auf Befehl des Ersteren vollzogene Verhaftung des Letztgenannten in Frankfurt a. M., hat in jüngster Zeit an dem inzwischen verstorbenen Varnhagen von Ense zum ersten Mal einen authentischen, amtliche Quellen benutzenden Geschichtschreiber gefunden. Durch jenen im achten Bande der „Denkwürdigkeiten" befindlichen Aufsatz ist das Augenmerk des Publicums auf die Beziehungen des „Philosophen von Sanssouci" zum „Philosophen von Ferney" überhaupt von neuem gerichtet worden, und so kam denn eine Schrift, welche das Verhältniß der beiden Männer in seinem ganzen Verlaufe urkundlich und unverfälscht darzustellen unternahm, gerade zur rechten Zeit. Wie Jacob Venedey zu seinem Buche „Friedrich der Große und Voltaire" (Leipzig, H. Hübner) eigentlich kam, erzählt er uns selber darin. Als ihm vor einigen Jahren zufällig Zimmermanns Werk über den Preußenkönig in die Hand fiel, „ergriff ihn ein tiefes Mitleid mit dem Fürsten, den die Geschichte den Großen nennt." „Die furchtbare Einöde, die um Friedrich in Sanssouci herrschte, — sagt Venedey weiter — erschien mir als eine so tragische Lebensfügung, wie wenige in den Dichtern und Geschichtschreibern vorkommen. Hundert Blitzfunken des Geistes, der in Friedrich ursprünglich lebte, zeigten, daß in diesem königlichen Einsiedler einst ein liebebedürftiges Herz geglüht hatte, daß dieses Herz noch bis zum letzten Pulsschlag Nachahnung der Liebeshoffnungen seiner Jugend hegte. Und diese Blitzfunken erhellten das Dunkel, welches Sanssouci überschattete, für mich auf Augenblicke nur um so greller. Wie ist es gekommen, daß dieser Friedrich, der einst ein fühlendes Menschenherz im Busen trug, zuletzt — nur mit seinen Hunden Verkehr hatte? wurde nach und nach eine Frage, die sich mir oft aufdrängte! Wer weiß, welchen Einfluß es auf Friedrich den Großen ausgeübt haben würde, wenn Voltaire ihm als ein Mann, seiner Menschenwürde sich bewußt, gegenüber getreten wäre? Vielleicht, ja sicher würde dann Friedrich nie zu der Geringschätzung des Menschen gekommen sein, die ihn zuletzt zum Einsiedler machte; Voltaire vor Allen hat es zu verantworten, wenn einer der größten Herrscher, und in seiner Uranlage auch einer der edelsten Menschen, zuletzt sich von den Menschen zurückzieht, Trost und Aufheiterung in trüber Stunde bei seinen Hunden suchend." Man möchte sagen, daß für Venedey Voltaire nicht sowohl eine Person, als ein Collectiv war; er sieht in ihm den Repräsentanten der geistreichen Charakterlosigkeit, der genialen Unmoralität, des blasirten souveränen Spottes über alles Edle und Hohe — kurz den Vertreter einer Geistesrichtung, die auch jetzt noch von begabten Menschen vielfach innegehalten wird. „Ich hasse aber — ruft Venedey etwas emphatisch aus — diesen Geist Voltaire's; ich habe ihn gehaßt, ehe ich seinen Namen kannte, und werde ihn ewig hassen. Er hat heute fast überall das große Wort; nie und nirgends aber ist er mir häßlicher und verächtlicher in seiner falschen Demantkrone der strahlenden, blendenden Gesprächigkeit begegnet, als in Voltaire Friedrich dem Großen gegenüber. Als der Meister aller Meister geistreicher Niederträchtigkeit tritt Voltaire hier auf. In ihm diesen Geist der Lüge, der so oft seine Triumphzüge durch unser heutiges Leben feiert, an den Pranger zu stellen, war mir eine Wohlthat. Diesen Geist mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen, hat mir wohlgethan."

Freilich giebt es, um mit Venedey zu reden, „in der Geschichte aller Litteraturen und aller Litteratoren kaum ein häßlicheres Blatt, als das, auf welchem Voltaire's Benehmen gegen Friedrich aufgezeichnet ist." Er hatte nur immer den trügerischen Schein der Freundschaft gegen seinen königlichen Gönner, wußte ihm für keine der durch ihn ihm zu Theil gewordenen wirklichen Wohlthaten von Herzen Dank, verspottete ihn hinter dem Rücken in aufgeblasenem Stolze wegen seines poetischen und litterarischen Dilettantismus, und übte — was ihn am meisten gravirt — jahrelang politischen Verrath an ihm. Er war mit einem Worte nichts Andres als französischer Spion im preußischen Sanssouci; gleich 1740, als er zum ersten Male dahin kam, brachte er geheime Aufträge für sich von seinem Hofe mit; die religiöse Verfolgung, die ihn später angeblich wieder nach Deutschland führte, war nur ein mit dem Minister Amelot verabredeter Vorwand, und diesem, sowie dem Cardinal Fleury, dem Herzog von Richelieu und der Marquise von Pompadour theilte er schriftlich in perfider Weise Alles mit, was aus den vertraulichen Reden und Ergüssen des Königs dem Hofe zu Versailles von Nutzen und Bedeutung sein konnte. Eines aber darf man über all diesen Schlechtigkeiten nicht vergessen, und man muß es stärker hervorheben, als es Venedey in seinem Buche gethan hat. Nicht mit Unrecht hat Johannes Scherr in dem neulich von uns besprochenen Werke „Schiller und seine Zeit" Friedrich den Großen den ersten königlichen Aufklärer genannt. Wie dies Princip der Aufklärung, welches der alte Fritz in seiner Regierung festhielt und welches immer wieder zu Tage trat, auch wenn es oft hinter autokratischen Launen und absolutistischen Maximen verschwunden war, für Preußen in heilsamem, kräftigendem und bildendem Sinne sich geltend gemacht hat, das hier zu erörtern, kann uns natürlich nicht beifallen, sondern es genüge, nur daran zu erinnern. Wer aber hat diesen Sinn für Aufklärung in Friedrich dem Großen geweckt, oder wenigstens wer vor Allen hat ihn genährt und gefördert? Das war doch ohne Zweifel Voltaire, der eigentliche und glänzendste Repräsentant des ganzen Zeitalters der Aufklärung und der neuen Ideen, die damit plötzlich über die Welt hereinbrachen, und wenn das so ist, wie Niemand wird bestreiten können, so darf man das auch nicht vergessen, wenn man gegen Voltaire gerecht sein und sämmtliche Seiten seines Verhältnisses zum preußischen König klar durchschauen will.

Biaritz und Plombières.

Die beiden französischen Kaiserbäder haben sehr verschiedene Entstehungszeiten. Von Biaritz sprach kein Mensch, bis die Kaiserin Eugenie vor einigen Jahren dort zuerst mehrere Wochen der Erholung verlebte und ihr Gemahl ihr am Meeresstrande eine reizende Villa erbauen ließ, die sie, wohl zum Theil wegen der Nähe ihrer spanischen Heimath, so sehr liebt, daß sie alljährlich sich auf kürzere oder längere Zeit dorthin zurückzieht; Plombières aber war schon im Alterthum oder wenigstens gleich in den ersten Jahrhunderten der christlichen Aera ein berühmtes, von Bewohnern aller möglichen Länder besuchtes Bad, und Napoleon III. hat dem Orte nicht zu Glanz verholfen, sondern seinen alten Glanz nur erneut. — Biaritz liegt am Golf der Gascogne, dicht an der spanisch-französischen Grenze, und man gelangt von Paris aus dahin durch die Eisenbahn nach Bayonne, von wo zu Wagen nur noch 30 Minuten bis an den Meeresstrand sind. Es ist ein kleines, freundliches und sehr reinliches Fischerdorf, das nur aus zwei Straßen besteht, welche zwar noch des Pflasters entbehren, aber so oft gesprengt werden, daß niemals Staub herrscht. An Hoteliers und Cafetiers ist kein Mangel, durchreisende Virtuosen geben häufig Concerte und im Casino findet man einen Tanzsaal, Spielzimmer, Lesecabinet

u. s. w. Besonders reizend sind die Umgebungen. Ein Ausflug nach dem nahen, durch eine breite Platanenallee mit Biaritz verbundenen Bayonne ist sehr lockend, noch lockender aber eine Fahrt nach dem ferneren San-Sebastian, dem ersten spanischen Orte, wohin zum Theil an den Ufern des biscayischen Meerbusens, zum Theil durch die niederen Pyrenäen ein entzückend schöner Weg führt. Es giebt in Biaritz drei verschiedene Badeplätze, den Cote de l'Imperatrice, wo die Kaiserin zu baden pflegt, und wo schon ein viel stärkerer Wellenschlag herrscht, als im Port Vieux, einem von dunkeln Felswänden ganz und gar eingerahmten stillen Wasserbecken. Der Cote de Basques endlich liegt der Fluth am nächsten, und deswegen badet hier der Kaiser, der das erfrischende Tauchen ins feuchte Element gern mit einer Kraftübung zu verbinden scheint. Sonst ist der Platz einzig und allein der baskischen Landbevölkerung überlassen, die sich hier oft in Masse einfindet und mit ihrer Nationaltracht, wie mit ihren scherzhaften und kecken Gebräuchen beim Baden ein sehr anziehendes Schauspiel gewährt. — Von Plombières gab neulich die „Weserzeitung“ aus der Feder des Dr. Engelbert Sägelken eine sehr lehrreiche und unterhaltende Schilderung. Wie darin mitgetheilt wurde, ist dies Bad südwestlich von Straßburg in dem so gesegneten ehemals deutschen Lothringen altrömischen Ursprungs, auf den noch die Ueberreste mehrerer Bauwerke jener Zeit deutlich hinweisen. Die Tradition schreibt dem Labienus, einem Unterfeldherrn Cäsars, die Entdeckung der Heilquellen aus Zufall zu; sein Hund soll nämlich einstmals naß und dampfend aus dem Walde gekommen sein und dies ihn auf die rechte Spur geleitet haben; Beaulieu, der gelehrte Verfasser der Archäologie Lothringens, setzte dagegen den Aufenthalt der Römer in diesen Gegenden zwischen die erste Hälfte des ersten und den Anfang des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, indem er sich dabei auf eine Menge daselbst gefundener Münzen mit den Köpfen der Kaiser Nero, Vespasian, Trajan, Hadrian, Domitian u. A., sowie auf verschiedene Inschriften bezieht. Jene oben erwähnten altrömischen Bauten sind vornehmlich der unterirdische Canal, der die Wasser der gewöhnlich unbedeutenden, aber mitunter reißenden Eaugronne aufnahm, um die Heilquellen rein und unvermischt zu erhalten, und außerdem die sogenannte Piscine, jetzt das Römerbad, d. h. ein Wasserbecken, ungefähr 300 Fuß lang und auf dem Boden mit bunten Steinen gepflastert, zu dem man auf vier ringsherumlaufenden Stufen hinabstieg und worin 500 Badende zu gleicher Zeit leicht und viel Platz finden konnten. Als beim Einfalle der Barbaren die Römer diese Gegenden hatten aufgeben müssen, restaurirten die deutschen Schaaren, die nun davon Besitz nahmen, die Bäder; zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts aber wurde der ganze Ort zweimal durch Feuersbrünste zerstört, jedoch bald wieder aufgebaut, sodaß Fuchs, ein Schriftsteller aus der Mitte des letztgenannten Säculums, das Bad bereits wieder in seinem alten Glanze sah und Besucher aus fast aller Herren Ländern dort antraf. Diese und die folgende Zeit mag die eigentliche erste Blüthezeit von Plombières gewesen sein, der nun eine zweite nachgefolgt ist. Von berühmten Männern war z. B. Camerarius, der Freund Melanchthons und Luthers und Mitarbeiter an der Augsburger Confession, hier, und schilderte dann seinen Aufenthalt in einem langen lateinischen Gedicht. Auch Voltaire besang das Bad, doch freilich in ziemlich grämlicher Weise, was daraus zu erklären ist, daß ihm ja auf dem Wege nach Plombières gerade das unglückliche Abenteuer seiner Verhaftung in Frankfurt a. M. begegnete und er also wohl in sehr übler Laune endlich dahin gekommen sein mag. Sehr günstig über das Bad urtheilte dagegen Montaigne, der Weitgereiste. 1761—62 waren die königlichen Prinzessinnen, Töchter Ludwigs XV. und Enkelinnen der Maria Leszczinska, dort, bei welcher Gelegenheit glänzende Hoffestlichkeiten stattfanden. Später besuchte auch die Kaiserin Josephine Plombières, und die Herzogin von Orleans war eben da anwesend, als sie die Nachricht von dem tödtlichen Sturze ihres Gemahls erhielt.

Die Entstehung der Berliner Universität.

Bekanntlich sind München, Bonn und Berlin die drei jüngsten Universitäten Deutschlands, und während Prag bereits vor einem Decennium die fünfhundertjährige Gründung seiner hohen Schule feiern konnte, wird die in der preußischen Hauptstadt im Laufe des nächsten Jahres erst ein halbes Säculum seit ihrem Entstehen hinter sich haben. Am 16. August 1859 waren gerade fünfzig Jahre verflossen, seit König Friedrich Wilhelm III. in Königsberg die Urkunde zur Stiftung der Berliner Universität vollzogen hatte. Nach Abtretung der Lande jenseit der Elbe ging die Universität Halle ein, und eine Deputation der dortigen Gelehrten, die Professoren Schmalz und Froriep an der Spitze, begab sich nach Memel und bat den König in einer Immediat-Eingabe im Namen und Auftrage ihrer Collegen um Errichtung einer hohen Schule in der Hauptstadt. Diese Bitte ward durch Hufeland in der Nähe des Königs unterstützt und durch ein Schreiben Friedrich August Wolff's an den Großkanzler Beyme gefördert. Zwei Wochen später, am 4. September 1807, erließ der König schon eine Cabinetsordre an Beyme, worin er die Gründung einer Universität in Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften in Berlin anbefahl, ihr die Fonds, die bisher nach Halle flossen, aus den Staatskosten zuwies und seinen geheimen Cabinetsrath ermächtigte, berühmte Lehrkräfte für die neue Anstalt zu gewinnen. Beyme berief denn auch die Professoren Schmalz, Hufeland, Fichte, Wolff, Reil, Lohder, Niemeyer, Vater, Schleiermacher, Böckh, Schulz, Ersch und Froriep. Die definitive Organisation der Berliner Universität war das Verdienst des damaligen geheimen Staatsrathes Wilhelm von Humboldt und des damaligen Finanzministers von Altenstein; im Jahre 1809 aber, am 16. August, erfolgte endlich von Königsberg aus die königliche Cabinetsordre, worin die Errichtung einer hohen Schule in der Hauptstadt des Landes, mit dem Recht der Verleihung akademischer Würden, anbefohlen und ihr das Palais des Prinzen Heinrich von Preußen, des Bruders Friedrich des Großen, als Eigenthum verliehen ward. Die Vorlesungen begannen 1810, und also wird das Jubelfest des fünfzigjährigen Bestehens der Berliner Universität im nächsten Jahre zu feiern sein. Der einzige aus der Zeit ihrer Gründung noch übrige Professor, August Böckh, ist, wie vorauszusehen war, für dies Jahr zum Prorector gewählt worden, und man bereitet für den festlichen Tag, dem allenthalben mit Theilnahme entgegengesehen wird, verschiedene großartige und sinnvolle Feierlichkeiten vor.

Zur Geschichte des Wiener Hofburgtheaters.

In dem Nekrologe Deinhardsteins gedachten wir des Engagementsabschlusses mit dem aus Weimar herübergekommenen Karl La Roche als eines der ersprießlichsten Momente in der Theaterleitung des vor kurzem verstorbenen Dichters jenes in alle lebende Sprachen übersetzten und sogar von Goethe warm belobten Künstlerdrama's „Hans Sachs“. Näheres über seine Direction geben wir als Beitrag zur Geschichte des in der Entwickelung deutscher Kunst so viel bedeutenden Hofburgtheaters im Folgenden. Deinhardstein war in der Leitung der kaiserlichen Bühne der Nachfolger Schreyvogels, des talentvollen Uebersetzers spanischer Dramen unter dem Namen West, und er führte sie von 1832—41, d. h. also 9 Jahre oder gerade so lange, als bisher Heinrich Laube, der sein Amt 1850 antrat, und als Holbein, der 1841—50 die artistische Leitung in Händen hatte. Ist dies mehrfache Eintreten einer gleichen Zeitdauer schon merkwürdig, so ist nicht minder eigenthümlich die gleiche Zahl von 177 Novitäten in den gleichen Zeiträumen von 1832—41 und von 1850—59 unter Deinhardstein und unter Laube. Als der Erstere dieser Beiden an die Spitze des Institutes gestellt wurde, waren von den Größen des Personals aus

früheren Directionen noch Anschütz und Frau (seit 1821) ferner Frau Fichtner (seit 1822), Hr. Fichtner (seit 1824), Ludwig Löwe (seit 1826), Herzfeld (seit 1829) und Frl. Zeiner (seit 1831) anwesend. Wir erwähnen aber, daß wir hier nur Namen solcher Mitglieder nannten, die auch jetzt noch an der Wiener Hofburg thätig sind. Deinhardstein führte derselben mancherlei neue Kräfte zu, vor Allen — d. h. von jetzt noch lebenden — außer dem Meister La Roche (seit 1833) noch Frau Kraser (gleichfalls seit diesem Jahre), Zerline Wildauer (seit 1834), Hrn. und Frau Rettich (seit 1835), Louise Neumann (seit 1839), Frau Hebbel und Frau Lieder (seit 1840), sowie Frau Koberwein (seit 1841). Unter Holbein traten in das Personal die Herren Kierschner und Korner (1844), Amalie Haitzinger und Friedrich Wagner (1845), Fritz Beckmann (1846) und Herr Arnsburg (1848) ein. Durch Laube endlich wurden Joseph Wagner, Bertha Unzelmann (gestorben), Carl Meixner, Lußberger (gestorben) und Paulmann (1850), Elisabeth Schönhoff (wieder abgegangen) und Bernhard Baumeister (1852), Zerline Würzburg (jetzige Frau Gabillon), deren Gatte Herr Gabillon und Emil Franz (1853), Gretchen Hartmann, Marie Seebach und Herr Landvogt (1854 sämmtlich wieder abgegangen), sowie in den letzten Jahren Marie Boßler, Sonnenthal, Lina Schäfer, Marie Kierschner, Friederike Goßmann, Friederike Bognar und Auguste Rudloff nach Wien gezogen. — Charakteristisch für die Theaterleitung Deinhardsteins ist ein Blick auf die unter ihm gegebenen Novitäten. Es waren, wie gesagt, 177 an der Zahl und von denselben waren allein gegen 70 Uebersetzungen aus dem Französischen; 14 Stücke befanden sich außerdem von Bauernfeld darunter, 9 von Raupach, 6 von Halm, 2 von Grillparzer, 6 von Pannasch, 5 von Frau v. Weißenthurn, 4 von Töpfer, 4 von Prinzessin Amalie von Sachsen, 3 von Deinhardstein, 2 von Frau Birch-Pfeiffer, je 1 von Gutzkow, Zedlitz, Herzenskron ꝛc. Ueber Deinhardsteins Bearbeitung mehrerer Stücke von Lope de Vega, sowie der „bezähmten Widerspenstigen" haben wir bereits besprochen. Unter dem Pseudonym Dr. Römer übersetzte er außerdem für das Burgtheater die „Luise von Lignerolles" von Legouvé und Dinaux (1839) und „Leichtsinn und seine Folgen" (Mlle. de Belle-Isle) von A. Dumas (1840). Shakespeare's „Was ihr wollt" unterzog er gleichfalls einer Bearbeitung, die noch jetzt an verschiedenen Orten benutzt wird, nur gerade in Wien selber nicht, wo sie seit Laube's Eintritt ins Directorium mit einer dem Original näher kommenden vertauscht wurde. Er nannte das Stück „Viola" und war der Erste, der die zwei Gestalten Viola's und Sebastians in eine Rolle verschmolz, so daß nun beide Figuren als sogenannte Doppelrolle von einer Dame gegeben zu werden pflegen. Wie viel das im ursprünglichen Plane und Wesen des Lustspiels ändert, braucht nicht erst näher gesagt zu werden.

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

„Die Hohenstaufen" betitelt sich ein Epos in sechs Gesängen, dessen Autor ungenannt geblieben ist. Sich hinter Anonymität zu verstecken, hatte er, wie er selber sagt, innere und äußere Gründe, doch würde sein Name später vielleicht enthüllt werden. Für das Wagniß, die ganze glanzvolle und hochbedeutende Hohenstaufenzeit dichterisch bewältigen zu wollen, verdient der Verfasser heutzutage, wo das Zusammenfassen zu epischen Productionen immer seltener wird und die meisten poetischen Talente sich in lyrischen Ergüssen zersplittern, gewiß allseitig Anerkennung, doch muß freilich zugestanden werden, daß sein guter Wille größer gewesen ist, als seine Begabung. Er zeigt sich in seinem Werke als gebildeter Dilettant, als edelfühlender Mensch, aber nicht als ächter, ursprünglicher, aus innerem Drange schaffender Dichtergenius. Er entbehrt der für einen so gewaltigen Stoff nöthigen Phantasie und schöpferischen Kraft, aber nicht edler und schöner Gedanken, die einzelne Stellen des Epos in besonders helles Licht setzen, sowie patriotischer Empfindung, die dem Ganzen einen eigenthümlichen und für unsere Zeit doppelten Werth verleiht. In der Gesammtheit ohne Rundung und geschlossene Form, birgt das Gedicht doch wirksame und durch mannichfache Vorzüge ausgezeichnete Episoden, die erkennen lassen, daß der Autor bei minder schwerer Aufgabe Gelungenes leisten kann.

Ein interessantes und bedeutendes Werk wird nächstens im Cotta'schen Verlage erscheinen, der poetische Nachlaß der münsterländischen Dichterin Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Dieselbe war einer alten bekannten westfälischen Adelsfamilie entsprossen und am 12. Januar 1798 auf dem Schlosse Hülshoff bei Münster geboren. Unvermählt starb sie den 24. Mai 1848 auf dem Schlosse Meerburg am Bodensee. Das deutsche Volk besitzt in ihr ohne Zweifel eine seiner begabtesten, edelsten und liebenswürdigsten Dichterinnen. In Allem, was sie schrieb, offenbart sich eine ganz eigenthümlich geartete, fein und zart besaitete poetische Originalität, die in ihrem sehr erheblichen Werthe noch lange nicht ganz erkannt worden ist, und es wäre eine der schönsten Aufgaben eines Litteraturhistorikers, die Bedeutsamkeit und den classischen Werth ihrer Lieder und geistlichen Gesänge dem Volke einmal ausführlich und dringlich darzulegen. Ihr Nachlaß soll an sinnvollen und köstlichen Blüthen ihrer Poesie nicht minder reich sein, wie die früheren Sammlungen, und außerdem werden uns darin auch in einem Anhange die meisterhaften Skizzen über Westfalen von neuem und zusammen gedruckt mitgetheilt werden, die zuerst in den Münchener historisch-politischen Blättern einzeln erschienen sind.

Joachim Meyer in Nürnberg hat in Form eines Sendschreibens an Heinrich Viehoff einen „Beitrag zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Schiller'schen Textes" gegeben. Es ist derselbe fleißige und mit ungemeinem Scharfsinn arbeitende Gelehrte, der schon früher an der Herstellung des Textes der neuen Ausgaben von Schillers Werken wesentlichen Antheil genommen hat. Auch gelang es ihm, mehrere Schiller'sche Reliquien neu aufzufinden oder zu entdecken. Das Gedicht „die Sonnenpriesterinnen", von dem man zweifelte, ob es wirklich von Schiller herrühre, hat Freifrau v. Gleichen-Rußwurm auf schriftliche Anfrage hin als ein Werk ihres Vaters unwiderleglich bestätigt — davon giebt das genannte Buch ebenso wohl Nachricht, wie von einem bisher ganz und gar vergessenen Gedichte Schillers, das im eilften Hefte der „Thalia" steht. Körner schrieb nämlich am 24. December 1790 an seinen Freund folgende Worte: „Dein Gedicht im October freut mich um seiner selbst willen und als Beweis der heiteren Stimmung, in der es entstanden ist." An diese Bemerkung knüpfte Meyer seine Nachforschungen an, und wirklich fand er auch am angegebenen Orte ein mit S. unterzeichnetes Gedicht, welches die Aufschrift „Im October 1788" trägt und in seiner ganzen Manier und Sprache den Stempel des Schiller'schen Genius deutlich an sich hat. Es ist eine Art Hymnus an die Freude, der in jene Zeit so recht hineinpaßte, da die Gewißheit der Gegenliebe, die ihm Lotte v. Lengefeldt schenkte, immer näher an unseren Dichter herantrat.

Golo Raimund oder, wie er mit seinem eigentlichen Namen heißt, Georg Dannenberg, ist schnell einer der beliebtesten, am meisten gelesenen Novellisten der Gegenwart geworden, und man muß ihm zugestehen, daß er über ein nicht unbedeutendes Talent für feinere Charakterzeichnung, sowie über eine gewisse Energie im Erfassen und Bewältigen eines Stoffes zu gebieten hat. Die Bände 7—9 seiner „Novellen" (Hannover, Rümpler) enthalten zwei Stücke „Ein deutsches Weib" und „Bürgerlich Blut". Jenes hat historischen Hintergrund und schildert eine Episode des Heldenzuges der schwarzen Schaar unter Herzog

Friedrich Wilhelm von Braunschweig von Zwickau bis Elsfleth, während dieses eine Art Tendenznovelle ist und den Unterschied der Stände in sehr geschickter, spannender und würdiger Weise behandelt. Der Verfasser steht natürlich entgegen dem Adel auf Seiten des Bürgerthums, dessen Repräsentanten bei ihm höchst edle und anziehende Gestalten sind.

Ottilie Wildermuth wird nächstens eine Sammlung von drei Erzählungen unter dem Titel „die Heimath der Frau" veröffentlichen. Die Heimath der Frau — erklärt die Verfasserin im Vorwort — ist an der Seite eines liebenden und geliebten Mannes, und die Lösung der Aufgabe, dort den Mittelpunkt alles weiblichen Lebens und Strebens zu finden, haben sich die von ihr in Aussicht stehenden Novellen als Ziel vorgesetzt.

Es ist erfreulich, daß man in dem, zu neuem politischen Leben erwachten Königreich Griechenland auf alle nur erdenkliche Weise der Jugendbildung und Jugenderziehung sich annimmt. Nach dem Beispiele anderer Länder hat man daher auch dort angefangen, Schriften für die Jugend mit Illustrationen herauszugeben, und es ist sogar in gegenwärtigem Jahre eine „Bibliothek für Kinder mit Illustrationen" in Athen zuerst ins Leben getreten. Herausgeber derselben ist N. Dragumis, der bereits vor zwei Jahren aus ähnlichem Grunde und zum Zwecke der Jugendbildung eine neuerdings schon in zweiter Ausgabe erschienene neugriechische Biographie Washingtons, ebenfalls mit Illustrationen, herausgegeben hatte. Das erste Bändchen jener neugriechischen „Kinderbibliothek" enthält Auszüge aus Gullivers Reisen von Swift.

Bildende Kunst.

Der um die Specialgeschichte von Cöln hochverdiente Archivar Dr. Ennen fand vor kurzem zufällig eine alte Urkunde auf, wonach Meister Wilhelm von der Stadt 400 Mark für Arbeiten im Rathhause erhalten hatte. Dies gab Veranlassung zu Nachforschungen an dem genannten Orte, und wirklich bemerkte man auch unter der Tünche des Hansesaales Wandgemälde, welche der Conservator des Cölner Museums, Ramboux, für Schöpfungen Meister Wilhelms anerkannt hat. Je weiter man den Mauerüberzug entfernt, um so mehr Freskobilder werden in dem Saale bloßgelegt.

Die Verbindung für historische Kunst hielt am 5. September in Braunschweig ihre fünfte Jahresversammlung, welche zahlreich besucht war und den guten Cassenbestand des Vereins von neuem außer Zweifel setzte. Einer der gemachten Anträge ging darauf aus, die künftighin auf Kosten der „Verbindung" zu bestellenden Bilder nicht mehr, wie bisher, zu verloosen, sondern sie als eigene Stiftung dem germanischen Museum in Nürnberg zu überweisen.

Die Sammlung und Ausstellung der Cornelius'schen Cartons, für die Hermann Grimm einen Katalog schreibt, ist im Berliner Akademiegebäude nunmehr vollendet und wird dem Publicum nächstens zu einem milden Zwecke eröffnet werden. Fünf große Säle sind damit angefüllt. Der Meister selber gedenkt binnen kurzem aus Italien wieder in der preußischen Hauptstadt einzutreffen.

Die Ausstellung der Cartons deutscher Künstler ist, wie vor einigen Monaten in Brüssel, während der letzten Wochen auch in Antwerpen geöffnet gewesen und hat dort ebenfalls die höchste Anerkennung gefunden, wiewohl die Krone des Ganzen dieser Wiederholung fehlte, indem die Cornelius'schen Werke gleich von Brüssel aus hatten nach Berlin gesendet werden müssen. Die Ordnung und Ausstellung der einzelnen Werke besorgten auch in Antwerpen die beiden bekannten Maler Guffens und Swerts.

Professor Eduard Hildebrandt, bekannt als einer der vorzüglichsten Landschafter Berlins und nicht zu verwechseln mit dem romantischen Genremaler Theodor Hildebrandt in Düsseldorf, war in den letzten Monaten wiederholt in London anwesend, wo ihm einst seine berühmte „Winterlandschaft" die größte Anerkennung verschaffte. Er ist nun nach Deutschland zurückgekehrt und hat viele Skizzen und Aquarellen, meist Strandgegenden, Seestücke und Winterscenen, mitgebracht. Die bewundernswerthe Kühnheit, die über künstlerische Wahrheit hinausgehende und doch ungemein anziehende poetische Freiheit seines Pinsels zeigt sich auch in diesen neuen Entwürfen.

Karl Rahl, der Sohn des Kupferstechers und Meister der Wandgemälde im Waffenmuseum des Wiener Arsenals, war vom Baron Sina nach Athen geschickt worden, um für das Gesandtschaftspalais des Genannten die lebensgroßen Bildnisse des Königs und der Königin von Griechenland anzufertigen. Er ist mit den Werken nun zu Ende gekommen und hat dafür von König Otto den Erlöserorden erhalten.

Das einzige Bild Schillers aus seiner Jugend von der Hand des württembergischen Hofmalers Nikolaus Guibal Messe wird als Festgabe zum hundertjährigen Jubiläum bei Karl Göpel in Stuttgart gestochen erscheinen. Es findet sich im Besitz eines Schuhmachers daselbst, stammt aus dem Jahre 1780 und soll von sprechender Aehnlichkeit sein.

Auch Berlin wird sein Schillerdenkmal erhalten, da ein Verein, der schon circa 1000 Thaler für diesen Zweck zusammengebracht hat, neuerdings seine Arbeiten wieder aufnahm.

Für das Wormser Lutherdenkmal Ernst Rietschels ist der Platz der Aufstellung nunmehr gefunden. Es wird auf dem Orte des ehemaligen Bischofshofes errichtet werden, denn, wie Georg Spalatin, der Geheimschreiber Friedrichs des Weisen, und auch die aus der Reformationszeit her datirende Zorn-Flersheim'sche Chronik der Stadt Worms bezeugen, fand die berühmte Reichsversammlung vom Jahre 1521 eben im Bischofshofe, nicht aber im alten Rathhause oder Bürgerhofe statt, wo sonst allerdings die Zusammenkünfte der Reichsstände abgehalten wurden.

Der Bildhauer Stützell in Potsdam hat nach zehnjähriger Arbeit die Copien aller der vierzehn Statuen vollendet, welche Friedrich der Große im Halbkreis vor dem neuen Palais zu Sanssouci aufstellen ließ. Acht der Originale entführte im October 1806 Napoleons privilegirter Kunstpirat Denon nach Paris, von wo sie die Preußen sich dann wieder holten; später aber ordnete Friedrich Wilhelm III. ihre Uebersiedelung nach dem alten Museum an. Der jetzige König gab jedoch den Auftrag zu Nachbildungen sämmtlicher Bildsäulen, und diese stehen nunmehr vollzählig am erwähnten Orte. Es sind der Reihe nach folgende Statuen: Victoria, Heros als Bogenschütze, Fortuna, Faun, Apollo Cytharödos, Julia Pia, Aesculap, Antinous Agathodämon, Ceres, Mercur, Athlet, Apollo mit einem Knaben, Venus und wieder Victoria.

Theater und Musik.

Das neue Stück Theodor Apels, welches zum Schillerfeste in Leipzig gegeben werden soll, behandelt aus dem Leben des großen Dichters die interessante Episode des Dresdener Aufenthaltes, d. h. seine leidenschaftliche, unglückliche Liebe zu Henriette Elisabeth v. Arnim, der hinterlassenen Tochter eines sächsischen Officiers, welche damals mit ihrer etwas zweideutigen Mutter in der Hauptstadt lebte und Schiller durch die Schauspielerin Sophie Albrecht bekannt geworden war. Das Mädchen gehörte glaubwürdigen Zeugnissen zufolge unter jene Schönheiten, die „geborene Königinnen" sind, und unser Poet faßte zu ihr die glühendste Neigung, deren sein Herz überhaupt jemals fähig gewesen ist. Um so mehr lieferte es einen gültigen Beweis von seiner moralischen Kraft, daß er die ihn in unwürdige Verhältnisse zwingende Liebe endlich aus seinem Herzen zu reißen vermochte, indem er Dresden selber verließ. Dies Alles aber trägt dazu bei, Schiller in diesen stürmisch bewegten Tagen seines Lebens von so tragischem Lichte umflossen zu zeigen, wie sonst niemals mehr, und es war daher ein sehr glücklicher, wenn auch äußerst schwieriger Griff

Theodor Apels, wenn er sich für sein neues Stück gerade jene Dresdener Verhältnisse auswählte. Und neben dem großen Dichter erscheint die Arnim fast nicht minder in poetischem Glanze, als rührende, in der Hülflosigkeit ihrer Leidenschaft zum Herzen sprechende Gestalt; denn sie als Kokette sich zu denken, die Schiller nur mit wohlberechneter Sprödigkeit quälte, geht nach neueren authentischen Enthüllungen nicht mehr an, sondern man muß sie für eines jener bedauernswerthen und doch unendlich anziehenden, räthselhaftschwachen weiblichen Geschöpfe halten, die trotz ihres warmen ungeheuchelten Gefühls doch nicht die Fähigkeit besitzen, widrige äußerliche Verhältnisse zu durchbrechen oder umzugestalten. Mit kurzen Worten, wir haben hier einen ächt dramatischen Stoff und wenn Th. Apel im Stande ist, ihn mit künstlerischem Sinn für die Bühne zu formen, so werden wir eine Tragödie erhalten, die der Sympathien des Publicums im Voraus gewiß sein darf.

Das neue Lustspiel von **Roderich Benedix**, der seit kurzem in seiner Vaterstadt Leipzig wieder bleibenden Wohnsitz genommen hat, betitelt sich, wie schon erwähnt, „Junker Otto", und zwar ist die Hauptrolle nicht, wie man wohl denken könnte, für den Bonvivant, den Conversationsliebhaber bestimmt, sondern der Autor schrieb sie für Niemanden anders, als die kleine liebenswürdige Friederike Goßmann, die sich den munteren, degagirten Charakter der Partie gewiß zu einer ihrer glänzendsten Leistungen gestalten wird. Sie studiert den „Junker Otto" bereits ein und wird ihn wohl noch in diesem Winter dem Publicum der Wiener Hofburg vorführen.

Der bekannte Reisende und humoristische Sittenschilderer **Hans Wachenhusen** ist nach seiner Rückkehr vom Kriegsschauplatz in Italien nach langer Pause wieder einmal für die Bühne thätig gewesen und hat auf Wallners Theater in Berlin ein allerliebstes Lustspielchen „Die glücklichen Inseln" geben lassen. Früher schon schrieb er mehrere solcher kleinen hübschen Scherze, wie die „Chemischen Briefe", die „Drei Musikanten", „Ein sehr fleißiger Mann" ꝛc. Das obengenannte Stückchen behandelt einen Lieblingsstoff unserer Komödiendichter, d. h. eine „Krise" im Leben Neuvermählter. So oft derlei Ehestandsscenen auch schon auf den Brettern gesehen wurden — sie sind, wie es scheint, ein unerschöpfliches Thema, und noch nie fehlte es an neuen pikanten Beziehungen, die den altbekannten Gestalten frische Gewänder umhingen. Auch Wachenhusen gab eine Variation, und zwar eine recht unterhaltende, von Witz und Geist durchdrungene. Zwei junge Frauen plagen ihre Männer auf verschiedene Weise, die Eine durch Putzsucht, die Andere durch Eifersucht. Ein entscheidendes Ereigniß tritt ein, welches sie bessert, und die beiden Paare, deren ehelicher Himmel bereits sehr umwölkt war, leben wieder wie im Paradiese, als wären sie Bewohner der „glücklichen Inseln", worauf der Titel des Lustspielchens schon hinzielt. Amusante Charakterskizzen und ein heiterer, gewandter, pointenreicher Dialog sind Vorzüge des glücklich erfundenen und durchgeführten Stückchens. — Was neue Lustspiele anlangt, so hört man außerdem nur noch von zwei kleineren, einactigen, die auf dem Dresdener Hoftheater in Vorbereitung sind: „Auch eine Mutter" von **Julius Hammer** — das erste Erzeugniß heitern Genre's von diesem Autor — sowie „Eine Anzeige" von **Alexander Wilhelmi** nach einer Idee in den „Fliegenden Blättern".

Während die „Maschinenbauer von Berlin" in der Friedrich-Wilhelmsstadt noch immer volle Häuser machen und binnen fünf Wochen etwa es schon zur dreißigsten Aufführung gebracht haben, denkt die Direction schon wieder an das Einstudieren einer neuen Posse, die diesmal à la Reinecke Fuchs in Form der Thierfabel erscheinen soll. „Cäsar Bock" wird sich das Stück betiteln; sein Autor, **Otto Girndt**, nennt es „satyrisches Zeitbild" und berechnete die Hauptrolle für den trefflichen Komiker August Weihrauch. Früher schrieb der Genannte ein Drama „Lessing und Mendelssohn", welches die beiden großen Männer in nicht unwürdiger Weise auf die Bühne brachte. — Das Wallner'sche Wintertheater soll mit dem neuen Stücke Hermann Hersch's eröffnet werden, welches seinen Inhalt der Geschichte der schlesischen Kriege entnommen hat, und dann wird als nächste Novität eine große Ausstattungsposse von **David Kalisch** folgen. Es ist für Berlin allemal ein Ereigniß, wenn dieser Autor ein neues komisches Werk auf die Bretter bringt, und auch jetzt schon beschäftigt sich die dortige Bevölkerung viel und gern mit dem in Aussicht stehenden Stücke, welches, wie es heißt, die effectvollsten Scenen und schlagende politische Anspielungen in Menge enthalten soll.

Mosenthal in Wien, der einst so gefeierte Dichter der „Deborah", von dem es aber bald genug nach den glänzenden Erfolgen dieses Drama's wieder sehr still im Publicum wurde, hat nach längerer Pause gleichfalls ein neues Stück vollendet, welches eine Episode der dänischen Geschichte zum Vorwurfe nahm. Es soll nicht, wie das vorige Werk Mosenthals, „das gefangene Bild", darauf berechnet sein, ein sogenanntes Bücherdrama zu bleiben, sondern ganz den Anforderungen der Bühne angepaßt sein.

Am 5. August starb in Mährisch-Trübau Dr. **Vincenz Weber**, einer der begabtesten Dramendichter Oesterreichs, der jedoch bei Lebzeiten nicht die Anerkennung gefunden hat, welche er verdiente. Seine Tragödie „Spartacus" kam 1845 in der Hofburg zur Aufführung; außerdem schrieb er die Stücke „Paracelsus", „Athenais", „der letzte Ritter" u. s. w. Held des zuletztgenannten war nicht, wie man dem Titel zufolge denken sollte, Kaiser Maximilian, sondern sein treuer Vasall Franz von Sickingen. Vincenz Weber hatte Medicin studiert und versah in Mährisch-Trübau das Amt eines Stadtphysicus.

Charles Kean hat Ende August die Leitung des Londoner Princeßtheaters niedergelegt, um fortan wieder nur als Schauspieler thätig zu sein. In seiner Abschiedsrede sagte er selbst, er verlasse sein Amt nicht als reicher Mann, obgleich seine Bühne immer zu den besuchtesten der Hauptstadt gehört habe. Aber die Inscenirung Shakespeare'scher Stücke kostete ihm im Verhältniß zuviel; er verausgabte dafür allein in der vorigen Saison 50,000 Pfund, mußte außerdem allwöchentlich ein Personal von 550 Leuten bezahlen, und das Alles in einem Theater, dessen höchste Einnahme 250 Pfund betrug. — Die letzte Aufführung unter Keans Direction war „Heinrich der Achte". Seine Verehrer bereiteten ihm am Schlusse eine großartige Ovation, an der auch seine Frau, die beliebte Schauspielerin Ellen Tree, Theil nehmen mußte. Das Künstlerpaar wird zunächst in der Provinz gastiren und gedenkt erst nach Ablauf einiger Jahre wieder nach der Hauptstadt zurückzukehren.

Aus Wien lief in neuester Zeit die Nachricht von zwei bevorstehenden wichtigen Aenderungen im Gebiete der Musik ein. Aus dem katholischen Gottesdienst soll nämlich auf Anordnung des Erzbischofs Rauscher die gesammte geistliche Instrumentalmusik weggelassen werden, und außerdem ist von Seiten der kaiserlichen Hoftheaterintendanz auch beschlossen, die alljährlich übliche dreimonatliche italienische Opernstagione von jetzt an zu sistiren.

Mannichfaltiges.

Aus Holtei's „Vierzig Jahren", die soeben in zweiter, vielfach veränderter Auflage erschienen sind, erfährt man, daß der Verfasser sich im Besitze der vollständigen Litteratur für und wider die sogenannte Deutschthümelei befindet, die an dem Turnvater Jahn einen ihrer originellsten und volksthümlichsten Vertreter hatte. Eine Veröffentlichung der Büchertitel dieser Litteratur dürfte für bibliographische Kreise von großem Interesse sein.

Europa hat jetzt 22 Obelisken aufzuweisen, die aus Aegypten herübergebracht worden sind. In Rom befinden sich deren zwölf, von denen der der Lateranischen Basilika gegenüber errichtete höchste — hundertfünf Fuß hoch nämlich — aus den Ruinen von Theben durch Constantin mit fortgenommen wurde. Der auf dem St.

Petersplatz aus Heliopolis hat eine Höhe von dreiundachtzig Fuß und zwei Zoll. In Paris steht einer auf der Place de la Concorde; ein anderer ist in Arles, je zwei sind in Florenz und Constantinopel. England besitzt vier Obelisken, wovon der höchste — zweiundzwanzig Fuß hoch — in Corfy-Castle und ein kleinerer in Alnwick, dem Sitze des Herzogs von Northumberland, steht. Zwei zertrümmerte von schwarzem Basalt sind Eigenthum des britischen Museums in London.

Zur Bereicherung des Museums etruskischer Alterthümer in Florenz finden seit kurzem unter Leitung des durch seine archäologischen Werke bekannten Grafen Conestabile della Staffa wieder eifrige Nachgrabungen statt, die bisher freilich erst gute Resultate erwarten lassen, sie aber nur in geringem Maße schon wirklich haben. Man begann damit im Gebiete von Chiusi, zum Theil in der Nähe jenes Poggio Gajella, dessen unterirdische Gänge von Plinius beschrieben worden sind, und zwar stieß man daselbst auf viele Gräber, die jedoch sämmtlich schon die Spuren früherer Nachforschungen an sich trugen. Sie enthielten eine nicht unbedeutende Zahl der gewöhnlichen Cinerarien mit Reliefdarstellungen an der Vorderseite des Kastens und Figuren auf dem Deckel, ferner Bronzespiegel mit Graphitbildern, eine Menge kleinerer Gegenstände von Terracotta Glas und Metall, Ziegel mit Inschriften, Gefäße und zahlreiche Fragmente. Auch ein runder Altar mit verschleierten Köpfen als Schmuck, eine Cista, Architekturstücke u. A. wurden blosgelegt. Viel ergiebiger aber scheinen die Nachgrabungen im Gebiete des alten Ruselle in der Nähe von Grosetto, sowie in der Pisanischen Maremme und bei der Vada Volterrana werden zu sollen. Man hat dort vorläufige Nachsuchungen angestellt und deutliche Anzeichen von Gräbern und Nekropolen gefunden, deren Eröffnung sich wegen der Bodenverhältnisse aber erst im Winter wird bewerkstelligen lassen.

In einem Schreiben, welches ein schwedischer Schiffscapitän vor kurzem an „Aftonbladet" richtete, war eine neue und wie es scheint sehr natürliche und glaubwürdige Erklärung der räthselhaften Seeschlange gegeben. Das Fahrzeug des Capitäns befand sich im atlantischen Ocean unter dem 6° 30' N. B. und 31° 20' W. L. Um die Mittagszeit bemerkte man gerade vor dem Schiffe in dessen Curslinie einen Gegenstand, der einer außerordentlich langen und großen Seeschlange sehr ähnlich war; das Ding hatte mindestens zweihundert Faden Länge und schien über und über wie mit glänzenden Schuppen bedeckt. Näher kommend gewahrte die Schiffsmannschaft deutlich, daß es nichts Todtes und Festes sei, was man da gerade vor sich sah, sondern daß der Körper Leben und Bewegung habe und langsam vorwärts schreite. Schon machte sich die Furcht vor dem jedenfalls sehr ungleichen Kampf mit einem Meerungethüm von colossaler Größe rege, aber als das Schiff endlich die Masse erreicht hatte, ward man inne, daß es ein — Häringsschwarm sei, der sich auf so ungewöhnliche Art durch das Wasser seinen Weg bahnte. Als das Fahrzeug eben dabei war und darüber hinwegfuhr, ließ sich die eng aneinander hängende Fischmasse von dem Kiele des Schiffes ein wenig hinabdrücken, dann aber schwamm sie wieder unversehrt und lustig weiter. So dicht zusammen hielten die Fische, daß sie gänzlich einem festen Körper in einer einzigen geraden Linie glichen.

Der Gebrauch des Wortes „Zapfenstreich" soll sich einem Wiener Blatte zufolge aus dem dreißigjährigen Kriege herschreiben. Damals machte nämlich der Profoß in den Feldlagern und Standquartieren zu einer festgesetzten Stunde des Abends an das Gefäß, woraus die Marketender Bier u. dgl. verschenkten, über dem Zapfen einen Strich, um sich später überzeugen zu können, daß an die Soldaten, die sich dann zur Ruhe zu begeben hatten, kein Getränk mehr verkauft worden sei.

Der höchste Glanz des heutigen Paris beruht auf dem Gas und seiner splendiden, ja stellenweise sogar übertrieben reichen Verwendung. Wie wir in der „Berliner Revue" lesen, verstehen sich die Bewohner der französischen Hauptstadt auf den Effect des Gaslichts in virtuosenhafter Weise, und wer aus Deutschland nach Paris kommt, der steht zuerst fast verblüfft vor der feenhaften Beleuchtung der Straßen und Plätze sowohl, als namentlich auch der Kaufläden und Vergnügungsörter. Wie Sirenen schwimmen die verkaufenden Frauen und Mädchen, die „dames du comptoir et du buffet," in diesem Meere von Licht; wie Sirenen — das ist nicht zuviel gesagt, denn was sich jeder Besitzer eines Gewölbes oder Cafés am meisten angelegen sein läßt, ist die Schönheit und der modische Putz seiner Verkäuferinnen, welche die besten Lockmittel für die galante Herrenwelt abgeben. — Von der Geschwindigkeit, mit der auf Straßen und Plätzen die Laternen entzündet werden, haben unsere schwerfälligen deutschen „Lampenputzer" keine Ahnung. In Paris tragen dieselben nicht etwa eine Leiter, sondern nur einen Haken, mit dem sie die Laterne öffnen und an dem oben der Zünder und ein Schlüssel zum Drehen der Gasröhre angebracht ist. Mit diesem Instrument wissen die Leute so geschickt und schnell umzugehen, daß in Paris sechs Laternen bereits vollständig brennen, ehe in Berlin z. B. der Lampenwärter nur zu einer auf seiner Leiter hinangeklommen ist.

Zwei Villen am Comersee, die sich im Besitz einst vielgenannter Persönlichkeiten befinden, contrastiren in ihrem Aeußeren auf merkwürdige Weise. Die Eine, in lachender, blühender Landschaft, umgeben von einem heiteren wohlgepflegten Park und hellglänzend, wie der nahe Wasserspiegel, gehört der vormals hochgefeierten Tänzerin Marie Taglioni, der Tante der berühmten gleichnamigen Berliner Ballettänzerin, an, und sie hat dieselbe nicht verkauft, auch nachdem sie vom Minister Fould zur Inspectorin aller Tanzclassen ernannt worden ist und wieder in Paris lebt. Die andere der beiden Villen ist dunkelfarbig und ohne die freundlichen Umgebungen jener ersten. Es fehlt ihr Park und Garten, ihre Thüren und Fensterstöcke sind schwarz angestrichen, und das ganze Haus hat ein ungemein düsteres, trostloses Aussehen, ungefähr wie Uhlands „Schloß am Meere". Hier wohnen in tiefster Zurückgezogenheit die Mutter und Gemahlin jenes Grafen Bocarmé, der als Mörder des Bruders seiner Frau vor einigen Jahren Held einer cause célèbre wurde. Sie waren mit in den Proceß verwickelt und leben seitdem in Einsamkeit auf ihrer Besitzung am Comersee.

Die Engländer gestehen ein, daß sie in Betreff der Kriegsdampfer von den Franzosen sich haben überflügeln lassen. Durch sorgfältige Ermittelungen ist nun festgestellt, daß während der letzten sechs Jahre Frankreich die Zahl seiner Dampffregatten von 21 auf 57, England die seinigen von 22 auf nur 34 vermehrt hat, und die 60-Kanonen-Blockschiffe von 4 auf 9. Erst im Juli 1858 kam die nachlässige englische Admiralität ins Klare über den großen Vorsprung, welchen die Franzosen gewonnen hatten. England hatte in der Mitte des Jahres 1859 auf dem Wasser 19 Schrauben- und 9 Raddampffregatten; 6 Schraubenfregatten waren der Vollendung nahe, zusammen also 34. Die Franzosen hatten von der ersten Gattung 15, von der zweiten 19 fertig, und die übrigen waren der Vollendung nahe. Im Jahre 1812 besaß England 245 Linienschiffe und 272 Fregatten, Frankreich respective 113 und 72. In Bezug auf die Geschütze hat wohl England durch die neue Armstrongkanone den Vorrang. Ende Juli's wurden wieder Versuche mit derselben angestellt, die in hohem Grade überraschend waren. Auf dem Schießstand an der Küste von Essex zeigten die Artillerieofficiere nach einer Sandbank, wo sich eben eine Flucht Gänse niedergelassen hatte. Die Anwesenden nahmen ihre Fernröhre, und sahen wie die Vögel hin und her gingen. Da wurde eine Armstrongkanone abgefeuert, die Kugel fuhr mitten in die Gänse hinein und schlug einen Vogel nieder. Die Entfernung betrug genau 6 englische Meilen, und 7 Furlongs (je 220 Yards oder 1/8 englische Meile) also 12,000 Yards oder 36,000 Fuß, reichlich anderthalb starke deutsche Meilen. Oesterreichische Officiere befinden sich in England, um sich mit einer so unvergleichlichen Schießwaffe näher bekannt zu machen.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 39. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 24. September.

Inhalt.

Des Landsknechts „Jagdausflüge".

— Es naht der Herbst, und da „des Krieges Stürme schweigen", greift der deutsche Waidmann aus Beruf oder aus Liebhaberei zur Büchse, nicht um Vaterlandsfeinde, sondern Füchse, Rehe und Hasen zu treffen, falls Wildschwein und Wolf sich nicht mehr stellen auf heimischer Flur. Mancher unserer Leser, der nicht jagdgerecht ist, hört auch gern in den schon längeren Abenden Jagdgeschichten. Das Wort „Jagdgeschichte" ist in Verruf gekommen, weil nicht blos der Seefahrer, auch der Waidmann in seinen Erinnerungen an Erlebtes seine Phantasie erhitzt und die Einbildungen des Gehirns für thatsächliche Erscheinungen giebt. Wir führen jedoch unsern Lesern ein Buch vor, das, „Jagdausflüge" betitelt und als Manuscript für Freunde gedruckt, nur wirklich Erlebtes giebt mit getreuer Schilderung von Land und Leuten in der heimischen Bergwelt des Schreibenden, der nicht am Büchertisch ein Buch aus mehreren vorhandenen häuft, sondern den Alpstock und den Stutzen in der stillen Almhütte bei nächtlicher Weile und Rast mit der Feder vertauscht, um sich und Freunden Bericht vom Tage und seinen Eindrücken aufzuzeichnen. Es ist der in der Litteratur schon oft genannte „Landsknecht" Fürst Friedrich von Schwarzenberg, der hier mit den Jagderlebnissen der letzten Jahre im Frühling und Herbst in Steiermark und Tirol sein Waldleben schildert und damit seine Wanderungen in der Ferne und Nähe, seine „antediluvianischen" Papier- und Fidibusschnitzel bereichert. Was er selbst nach Maßgabe der herrschenden bürgerlichen Begriffe „antediluvianisch" nennt, hat auf dem Boden Nimrods seine eigenthümlichste und wahrste Bedeutung. Hier tritt das Menschenleben in seinen Anfängen auf, und im Kampf mit den Elementen und Naturkräften hat auch im Menschen lediglich die Natur ihre Berechtigung. Hier hat die Stimme der Natur ihre unerschütterliche Geltung, selbst wenn der Mann der Natur in seinem Widerwillen gegen ein Zeitalter der künstlichen Schienenwege, der Maschinen und Fabriken im Selbstvertrauen auf seine Naturkraft vergessen sollte, daß auch schon die Büchse, die er mit Ueberlegenheit gegen Bär und Gemsbock führt, ein Erzeugniß der Kunst, ein Instrument und eine Maschine ist, deren Raffinement allein er die Ueberlegenheit gegen den an Naturkraft und Instinct mächtigeren Gegner verdankt.

Das dem Fürsten Gustav Lamberg gewidmete Buch, zum Theil auf dessen Gütern und Landsitzen in Steyer erlebt und geschrieben, beginnt mit der Frühlingsfahrt aus dem Leben eines Gebirgsjägers, mit der Walpurgisnacht eines ersten Mai in der Gegend von Steyer, dem österreichischen kleinen Birmingham. Wir folgen dem Wanderer nicht auf Schritt und Tritt; wir heben sprungweise nur einige seiner Betrachtungen heraus, die selbst mitten im Streit der Meinungen aus dem Munde des Mannes von Oesterreich, um mit Uhland zu reden, wie ein Gebirgsstrom ertönen voll lauterer Kraft und als Zeugniß, obzwar vielfach gestörter, doch unverwüstlicher Naturfülle. Der 20. Mai führt den Wanderer mitten im Lande der „unverfälschten" Natureinfalt an einem Institut der verhaßten Civilisation, einem großen Correctionshause, vorüber. „— Nachmittag meinen Weg nach Steyer fortgesetzt. Das Wetter hatte sich aufgehellt, und umweht von duftendem Blüthenhauch rollte ich die Straße entlang, bei Garsten, dem großen Strafhause, vorüber. Wie mancher hinter diesem Gitter sehnt sich heraus, wie der Vogel im Käfig! Ebenso wenig als die Vöglein, die jetzt mich umflattern, wissen, ob sie nie eingefangen werden, ebenso wenig kann der freie Mensch bei jetzigen Zeiten wissen, ob nicht auch er einmal hinter den Gittern sitzen wird! — So hat schon manches Verdict von Geschwornen sich als unstatthaft und falsch erwiesen, aber die Jahre, die vergingen, bevor es sich herausstellte, daß besagte Herren Geschworne unwissend oder böswillig, d. h. Esel oder Spitzbuben waren, hat der Verurtheilte in solchen lieblichen Wohnorten zugebracht! Und bei wie vielen Fällen mag es nicht an den Tag gekommen sein! So ein Palast der Neuzeit hat in seiner Physiognomie etwas von einem Kloster und etwas von einer Kaserne.

Sollte mit der Zeit diese Affinität sich deutlicher herausstellen, und wenn jeder religiöse Glaube und jede Ritterlichkeit einmal zu Grabe getragen sein sollte, es nur e i n e Gattung

solcher festungsartigen Neubauten zur Erhaltung der Gesellschaft bedürfen? Wer werden aber dann die Einsperrenden, und wer die Eingesperrten sein?! —

Es ist schon grauenhaft, diese vergitterte Zwingburg zu sehen, welche finster und drohend in die schöne, blühende Gottesnatur, als wahrer Contrast und Schlagschatten zu dem schönen Bilde, hereinblickt. Aber noch furchtbarer war mir der Gedanke der Zellenhaft. So nach und nach als ein der Willkür weltlicher oder geistlicher psychologischer Weltverbesserer und Erziehungspassionisten überliefertes Experimentirobject, halb verrückt und abgestumpft zu werden, das ist fast ärger als jede physische Tortur. Sonderbar, daß die Leute, welche so gefühlvoll für die vereinte Menschheit sind, wenn es sich um einen blauen Hintern oder um einen blutigen Rücken handelt, unbarmherzig jahrelang den Geist zu torquiren ganz in der Ordnung finden, und ihn dem Wahnsinn und der Verzweiflung preiszugeben sich keineswegs zum Vorwurfe machen.

Ich war froh, als ich die düstern Mauern wieder hinter, und nunmehr das freundliche, gastliche Steyer vor mir hatte. Jeder Mensch sollte früh Morgens beim Aufstehen Gott danken, nicht als Narr oder Gefangener zu erwachen." —

Ueber die Gemüthlichkeit der alten guten Zeit lesen wir aus Salzburg Folgendes: „Die Mittagssonne strahlt heiß auf den menschenleeren Platz, auf dem nur einige, und zwar maulkorbfreie Hündlein sich friedlich ergehen. Stadt und Ländchen erlebten glückliche Zeiten unter der väterlichen Regierung des Krummstabes. Das Streben nach größerer politischer Einheit zerstört viel sociales Glück, viel materielle Behaglichkeit, und mag für das Wohlsein der Familie und des Volkes wohl keinen Fortschritt bedingen! Wie behaglich, harmlos, gemüthlich mag es sich einst in diesen soliden Giebelhäusern, in den friedlichen, lustigen, geräumigen Wohnungen des Bürgerthums, sowie in den imposanten Marmorhallen der bischöflichen Residenz gelebt haben, — deren damalige Bewohner jetzt, — friedlich nebeneinander gebettet, ihre Lagerstätten mit ehrsamen Inschriften bezeichnet, in den blumigen Gräbern bei St. Peter oder in den Steingrüften des Domes ruhen. Sie haben freilich nicht das Glück des modernen Vernunftstaates genossen, sind weder auf der Eisenbahn gefahren, noch Morgens mit einer telegraphischen Depesche aus Japan oder der Kobardei erweckt worden, dafür aber in einem kleinen Kreise, — in einem fruchtbringenden Wirken für ihre Lieben, ihre Familie, ihren Stand, Volk und Glauben thätig und glücklich gewesen! Ob sie aber etwas daran verlieren, den Fortschritt nicht erlebt, und damals und nicht jetzt gelebt zu haben, scheint mir annoch nicht entschieden."

Eine vielfach schlagende Bemerkung finden wir in einem parallelen Blick auf Rhein und Donau: „Mir ist die Donaufahrt weit lieber als die Rheinfahrt. Die Donau ist jugendlicher, unbezähmter, — sie hat noch ein Stück Orient und Poesie zu erwarten. Schon so ein Schiffzug, dem man begegnet, — die starken Rosse, mitten im Strome kämpfend mit den Fluthen, die abenteuerlichen Gestalten, das Rufen, Klatschen, Schnalzen der Knechte ist schon ein lebendiges Bild. Dann fliegen wohl zuweilen noch ganze Ketten Wassergeflügels aus den Auen empor; hie und da steht wohl auch noch so ein nachdenkender Storch oder sonstiger Wasservogel mit philosophischer Gravität am Ufer. Kurz, auf und an der Donau ist noch hie und da ein Stück Urleben zu finden, und dagegen doch etwas weniger Touristen und schwalbenschweifbefrackte Kellner- und Gasthof-Industrie, welche die Reisen in der Schweiz und im Rheinthal, wenigstens mir, bedeutend verbittern."

In der Herbstfahrt des Buches giebt der geniale Landsknecht über das Werbesystem der Militärstaaten einen tiefen Einblick. „Beim Hinaufsteigen führte mein Weg mich an einer Köhlerhütte vorbei. Ein ältliches Weib saß vor der Thür mit zwei blühenden Kindern, einem Buben und einem Mädchen. Ich war sehr durstig und wollte am Brunnen vor dem Hause meinen Lederbecher füllen. Die gute Alte lief aber ganz geschäftig in ihre Hütte und brachte, kein Glas, aber ein reines Geschirr und einen hölzernen Teller, auf welchem sie mir den Labetrunk präsentirte. „Wir haben nichts anderes, aber das Wasser ist hier gar gut und unser Herrgott ist der Schenk. Das thut dem Menschen besser als Alles, was man im Wirthshause ums Geld kriegt, und man wird davon nicht besoffen." — Ich gab der guten Alten einige Münzen, damit sie im Nothfalle doch auch dort, wo der liebe Gott nicht allein den Mundschenk macht, sich eine Labung verschaffen könne, und fragte sie, ob diese Kinder die ihrigen seien, welches sie bejahte. Auf meine weitere Frage, ob es die einzigen seien, erwiederte sie: „Beileib, ich habe noch drei Buben, sein alle drei Holzknecht. Der Himmel hat mich Gottlob begnadigt mit meinen Kindern. Bin mit allen glücklich gewesen. Der Kleine da hat an Kropf, der Wastel is schärngled auf ein' Aug', der Seppel hat ein Buckel; können mir kan zum Militär nehmen; nur der Kaspar, der is ganz grad und g'sund, a bildsaub'rer Bursch! Da is kan Hilf, den nehmens ma g'wiß. Aber mein Hoffnung is, daß er sich vorn a paar Zähn' ausg'fallen hat, und da hör' i, kinnens den a net brauchen, und so hätt' mir Gott auch bei dem g'holfen."

Ist es nicht traurig, daß die Wehrpflicht wie ein Schreckbild als der größte aller Unfälle von der Bevölkerung angesehen, und das Schwert des Damokles in der Einbildungskraft der Mutter beinahe schon über dem Haupte des neugeborenen Säuglings hängt!? Ist dies nicht weißes Sclaventhum? Wäre es nicht an der Zeit, dem Werb- oder Stellvertretersystem eine noch größere Aufmerksamkeit zu schenken und es zu vervollkommnen, um die Wehrpflicht nicht blos als eine Last, sondern auch als die Quelle von Vortheilen, Vorzügen und Grund zur Versorgung für die alten Tage zu vertheilen, und namentlich jenen Individuen, welche dafür sich am besten eignen, zu-, und von jenen, die sich blos gezwungen und mit Widerwillen derselben unterziehen, abgewendet würde. Sollte dies durch ein wohlorganisirtes und erleichtertes Stellvertretersystem nicht bezweckt werden können? Der Reiche, Wohlhabende wird gerne zahlen, der Arbeitsame, aber Feuerfürchtige gerne arbeiten und sparen, um damit die Existenz desjenigen zu sichern, der ihn vertheidiget. Die großen Gebiete des Hauses Oesterreich haben Bevölkerungen, unter welchen viele

vorzugsweise und mit Vorliebe zum Militärstande geneigt sind. Der Ungar, der Pole ist es weit mehr als der Deutsche, Slave oder der Walache. Der Gebirgsbewohner flieht die Kaserne, in welcher dagegen der Sohn des Proletariers bessere Unterkunft sucht und findet, als in der Fabrik oder am Webestuhle.

Gegenwärtig ist auch das Loos des Soldaten keineswegs ein bedauernswerthes; er wird mit besonderer Humanität behandelt und gut verpflegt, weit besser, als er es als Bauernknecht oder Fabrikarbeiter zu erwarten hat. Wenn also damit eine gesicherte Zukunft verbunden wäre, würden viele Individuen, welche jetzt gerade die kriegerischen Eigenschaften, Kühnheit, Ehrgeiz, Verwegenheit abseits führen, ein passendes Feld ihrer Thätigkeit finden. Sitzt mancher im Zuchthause für Thaten, welche auf dem Schlachtfelde ihn zum Helden gestempelt hätten! Sah einen achtzehnjährigen Burschen in Garsten, dessen Geliebte abgeschafft werden sollte; er verjagte Richter, Geschworne, Büttel und Gemeindeknechte, entwaffnete einen der zur Assistenz herbeigekommenen Gensd'armen, wodurch der andere zum Waffengebrauche veranlaßt wurde. Mehrfach und mitunter schwer verwundet, hielt er durch mehrere Stunden in der Hütte, in welcher er sein Mädel in Sicherheit gebracht hatte, eine Art von Belagerung aus, und konnte erst, durch den Blutverlust geschwächt, überwältigt werden. Dieser Widerstand gegen Piemontesen oder sonstige Feinde, statt gegen Gensd'armen, hätte ihm statt des Zuchthauses die Medaille eingebracht. — Sah einen Jägerburschen, der allein vier Raubschützen angriff, verwundete, sie darnach in die Flucht jagte, aber in der Hitze einem der Flüchtigen noch nachschoß, der wurde im Rücken getroffen und starb in Folge der Verwundung, weshalb der Jäger als des Todtschlags schuldig mit zwei Jahren Zuchthaus bestraft wurde. Wäre auch kein schlechter Soldat. Wie manche Heldendramen spielen sich auf den ungarischen Pußten zwischen Szegeny legenyek und Gensd'armen ab, und sind die ersteren nicht der Stamm der eigentlichen Urhusaren? Würden solche Leute, wenn sie nach abgelaufener, untadelhaft zugebrachter Dienstzeit ein paar tausend Gulden Capital in Aussicht hätten, nicht bessere Dienste leisten, als die armen, zur Tapferkeit gepreßten, durch das Loos berufenen Staatsangehörigen, welche auf das Feld der Ehre getrieben werden? Würde der Staat nicht selbst dabei viel ersparen, wenn schon wenigstens theilweise bereits der Militärpflichtige für die Versorgung des Stellvertreters gesorgt hätte? Würden diese Stellvertreter, meistens aus den Reihen der ausgedienten Soldaten, — welche an dieses Leben und Existenz bereits gewöhnt, bei gewissen Erleichterungen und Behülfen, und besonders bei der Aussicht auf Versorgung und sorgenfreies Alter es recht gerne fortsetzen und nur ungerne in die bürgerliche Existenz zurückkehren, — genommen, nicht wieder ein wahres Zunftheer, in welchem Soldatengeist und Kriegersitte fest gewurzelt wären, bilden, während die armen Teufel, welche jetzt nur mit stiller Ergebenheit sich in die bittere Prüfungszeit fügen, ruhig bei ihren Gewerben und Genüssen bleiben, und durch den Betrieb ihrer Arbeitskräfte zum Gesammtreichthum des großen Ameisenhaufens beitragen würden, den man „Staat" nennt. Dieser große Sultan „Staat" hat aber zum Grundsatze genommen, daß, obwohl er dem Zufalle der Geburt nirgends ein Recht zugesteht, der Zufall des Looses die Lebensrichtung ganz unabänderlich bestimmen soll. Das Loos bestimmt, wer Soldat oder Geschworner, wer Held, wer Richter, wer tapfer, wer gerecht rc. sein soll.

Es ist auch allerdings eine drückende Last für jene, welche die Militärpflichtigkeit bedroht oder trifft, aus allen ihren Verhältnissen und Beziehungen gerissen zu werden, in welche sie, auch nach vollbrachter Dienstzeit, schwer oder gar nicht mehr eintreten können. Der zum Militär gestellte Revierjäger hat die Aussicht, auch wenn er auf Urlaub entlassen wird, höchstens als Adjunct bei seinem früheren Untergebenen, der Werkmeister in der Fabrik als Handlanger, — der Oberknecht auf dem Meierhof als Tagelöhner Unterkunft und Beschäftigung zu finden. Dazu fällt die Zeit der Militärpflichtigkeit gerade in jene Epoche des Lebensalters, in welcher jeder bemüßigt ist, die Grundlage seiner ferneren Existenz zu sichern. Wie aber soll er dies, wenn seine Stellung bis nach Ablauf der verhängnißvollen acht Jahre nur eine provisorische ist, aus welcher er zu jeder Stunde durch eine, oft ganz willkürliche Einberufung gerissen werden kann! Würde er nicht weit glücklicher sein, wenn er, auch mit einem beträchtlichen Theile seines Erwerbes, sich einen Stellvertreter beischaffen könnte, den er in den Reihen des Regiments, welches seinen Werbbezirk repräsentirt, oder vielleicht auf dem Privatwege unter seinen eigenen Angehörigen leichter finden wird? Dadurch würden der Armee alte gediente Soldaten und insbesondere Unterofficiere erhalten, für ihre Versorgung gesorgt, und in der Bevölkerung diese schmähliche Angst und drückende Besorgniß vor einer Bestimmung, welche doch eigentlich als eine ehrenhafte und fruchttragende, nicht aber wie ein Unglücksloos angesehen werden sollte, das einem Assentplatz viel Aehnlichkeit mit einem weißen Sclavenmarkt giebt, beseitigt werden. Auch sollte man bei den Recruten selbst mehr Rücksicht auf ihre persönliche Neigung zu einer oder der andern Waffengattung nehmen und ihre Eintheilung nicht blos von physischen Bedingungen, Größe rc. abhängig machen. Der Gebirgsbewohner eignet sich besser zum Jäger, als etwa ein Kellner, und ein Friseur wird gewiß kein guter Trainsoldat. Daß man aus Alpenbewohnern und Waldsassen sogar Marinesoldaten hat ziehen wollen, beweiset, wie allgemein der falsche Glaube ist, man könne aus jedem Individuum à l'ordre de Mufti Alles und Jedes machen, gleichviel, ob er dazu geboren sein möge."

Noch geben wir zum Ergötzen unserer Leser noch einige Bären- und Wolfsgeschichten aus dem nicht im Buchhandel erschienenen Büchlein.

„Weil wir schon von unerwarteten oder unerquicklichen Rencontres reden, so erzählte mir mein Bruder, der ein vortrefflicher, eifriger und rüstiger Waidmann war, lange in Siebenbürgen lebte und dort das Waidwerk betrieb, daß er einmal irgendwo im Hochgebirge im Urwalde an einer Berglehne an einem schönen Frühlingsabend auf Schnepfen-Anstand saß. Er hatte eine mit Schnepfenschrot geladene Doppelflinte. Der Abhang war eine grün bewachsene Waldblöße, vor ihr dichter

Wald und Gesträuch, aus welchem ein bemerkbarer Wechsel führte. Dieser theilte sich in zwei Steige oder Pfade, wovon der eine am Kamm oben, der andere tiefer unten über die Waldblöße führte. Zwischen beiden saß der Bruder auf einem Holzblock und wartete gemüthlich auf Herr oder Dame Schnepf, und horcht, ob sie sich nicht melden. Da hört er plötzlich im Walde ein Brummen und Summen, welches unmöglich einen Schnepfen anzeigt, auch brachen die Zweige, und plötzlich erscheint eine große Ringelbärin, gefolgt von zwei Sprößlingen, und hinter ihnen Papa Bär! Alle vier traben brummend der Waldblöße zu. Dem Bruder war mit seiner Schrotflinte nicht ganz wohl zu Muthe. Auf dem Holzblocke konnte er auch nicht sitzen bleiben, denn er wollte der Bärenfamilie nicht augenscheinlich im Wege sein. Er ließ sich also so sachte als möglich herab und kroch auf allen Vieren auf den untern Fußsteig, in der Hoffnung, daß die Bären den obern zu ihrer Promenade wählen würden. Allein gerade den untern wählte die Bärenmama aus reiner Caprice. Es blieb also dem Bruder nichts übrig, denn an ein Ausweichen war nicht zu denken, als auf dem Bauch wieder hinauf zu kriechen und sich auf den obern Fußsteig platt niederzulegen. Die Bärenprocession trabte auch langsam den untern Weg, kaum zwanzig Schritte von dem Orte, wo der Bruder lag, vorüber, wobei Papa Bär, der wohl etwas Unrath riechen mochte, sich zur großen Beunruhigung des Bruders mehreremal ganz verdächtig umsah. Waren es vielleicht Bärenfräuleins, von welchen Papa und Mama etwa unberufene Anbeter fern halten wollten?!

Endlich verschwand die respectable Familie im gegenüberliegenden dichten Walde, und der Bruder verließ, aufrichtig gestanden, den Schnepfenanstand noch früher, als es dunkel geworden war.

Noch ein andermal begegnete ihm ein ähnlicher Vorfall. Er stund im tiefen Walde am Anstand, diesmal aber mit einer Büchsflinte, den rechten gezogenen Lauf mit Kugel, den linken mit grobem Schrot geladen, gewärtig eines Rehbocks, Fuchses, oder vielleicht eines starken Schwarzwildes. Da bricht es knapp vor ihm im Gehölze, und ein riesiger schwarzer Bär bricht sich langsam Bahn und durch das dichte Gestrüpp, ohne den Schützen in der Nähe zu ahnen. Der Bruder, nicht bedenkend, daß er eigentlich nur einen Schuß zur Verfügung hat, kann dem Gelüste nicht widerstehen, mit ihm anzubinden, und brennt ihm die Kugel auf das Fell, gerade auf das Blatt. Der Bär stürzt mit furchtbarem Gebrülle, und glücklicherweise befolgt der Bruder die alte Waidmannsregel, vor allem wieder zu laden. Aber kaum ist er mit dem Kugelansetzen fertig, so rafft sich der Bär wieder auf, und der Bruder kann kein Zündhütchen finden, — er sucht und sucht, — in jeder Westentasche, nirgends ein Zündhütchen! Er hätte gerne jetzt eine Ordensdecoration, einen Titel hergegeben für ein Zündhütchen, denn der Bär war bereits vollkommen aufgerichtet und riß aus Wuth an den Bäumen herum! Mein Bruder retirirte mittlerweile von Baum zu Baum, immer mit Nachsuchen eines Zündhütchens beschäftigt, das zu finden in diesem Augenblicke ihm wichtiger war, als je irgend einem Gelehrten der Stein der Weisen. Endlich wurde der Bär gar seiner ansichtig und richtete sich ihm gegenüber auf, laut brüllend mit geöffnetem Rachen. Diesen Augenblick benutzte der Bruder, um ihm die Ladung Schrot gerade in die Physiognomie zu spediren, und das scheint ihn doch etwas betäubt oder Augenweh gemacht zu haben, denn er fiel wieder auf die Vordertatzen. Eilig sprang der Bruder wieder hinter einen dicken Baum und jetzt fühlte er — o Wonne — zwischen seinen Fingern ein in der Jagdtasche vergessenes Zündhütchen. Schnell war es aufgesetzt, und als der Bär sich wieder zum Angriffe erhob, traf ihn die zweite Spitzkugel mitten auf die Stirne und streckte ihn nieder.

Derselbe Bruder hatte noch ein beriet Abenteuer mit einer Bärin bei einer Treibjagd. Unter einem Windbruche versteckt, hörte er in der Nähe ein Brechen und Brummen, und sah vor sich einen nicht eben großen Bären langsam herantretten. Bruder schießt und der Bär rollt mit kläglichem Geheul den Abgang herunter ins Thal. Der Bruder ist eben im Begriffe, wieder zu laden, als ein noch weit lauteres dumpfes Gebrüll jenem des verendenden Bären antwortet, und eine mächtige, ganz graue Bärenmutter, gefolgt von noch einem andern kleinen Bären, stürzt aus dem Walde heraus und eilt ihrem getödteten Jungen zu. Wüthend späht sie umher und sucht den Thäter. Der Bruder bemerkte deutlich, wie sie einen Kreis schlug, um auf die Fährte oder den Wind zu kommen: der kleine Bär war aber bereits fast so nahe gekommen, daß mein Bruder ihn berühren konnte. Ihm nach eilte nun die Bärin, und als sie den Bruder in seinem Verstecke entdeckte, hob sie sich racheschnaubend empor und nahte sich ihm in schnellen Sätzen. Bruder behauptet, es sei ihm gar nicht wohl dabei zu Muthe gewesen, und er bezweifle, daß ein anderer diese Situation pläsirlicher gefunden hätte. Doch nahm er sich vor, seine zweite, jetzt einzige Kugel ja nur mit kaltem Blute zu versenden, und die Bärin so nahe kommen zu lassen, bis er die Borsten auf der Brust sich bewegen sehe. Als sie auf fünf bis sechs Schritte gekommen, sich aufrichtete, konnte er deutlich die Brust beim Athemholen sich heben und senken sehen und das Schnaufen hören. Jetzt glaubte er auch den Augenblick gekommen, seinen Schuß anzubringen, und traf die Bestie mitten in die Brust. Sie fiel zwar, raffte sich aber bald wieder auf. Mittlerweile hatte der Bruder sich bereits aus seinem Versteck heraussalvirt, die nächsten Schützen waren herzugelaufen, und zwei noch wohlangebrachte Schüsse machten der Bärin und ihrem zweiten Sprößling den Garaus.

Es ist eigentlich immer gefährlich, bei einem Treibjagen auf Bären allein zu stehen, und man thut gut, dem Bären womöglich nur nachzuschießen, denn selten kehrt er um, um auf den Schützen loszugehen, während er, von vorne getroffen, dies sehr häufig, fast immer thut. Uebrigens nützt diese Vorsicht nichts, wenn der ankommende Bär bereits angeschossen ist. Deswegen stellen sich die erfahrnen und nicht sehr kühnen Jäger meistens zu Zweien an, aber freilich verringert dieser Umstand nicht nur die Wahrscheinlichkeit des Kommens, da der Bär die Schützen dann leichter wahrnimmt, sondern auch die Glorie und das Vergnügen des Erlegens, weil man es theilen muß.

Der Bruder wußte viel von den Bären zu erzählen, deren er während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Siebenbürgen einundzwanzig erlegt hatte. Der große Ringelbär oder braune Honigbär nährt sich am liebsten von Honig, Mais, Hafer, Früchten und Wurzeln. Nur bei großem Hunger fällt er Thiere und selten den Menschen an. Hat er aber einmal Fleisch gekostet, so zieht er es jeder andern Nahrung vor und zerreißt Kühe, Pferde, Ochsen, Stiere und greift auch gerne den Menschen an. Der schwarze Bär ist mit schmalem, langem Kopfe, kleiner, aber viel bösartiger als der braune. Von letzterem erzählte der Bruder ein Beispiel, daß Kinder, die Erdbeeren suchten, durch mehrere Tage dieses in Gesellschaft eines Bären verrichteten, und so an diese Gesellschaft gewöhnt waren, daß sie gar keine Furcht hatten. Als die Eltern einmal die Kinder abholten, fanden sie zu ihrem Schreck den Bären ganz vertraulich neben ihnen äsend. Eltern und Bär erschraken, — letzterer lief davon, die Kinder aber erzählten, daß schon seit mehreren Tagen der Bär ihr harmloser Gesellschafter sei, ihnen nie was zu Leide gethan habe, sondern nur einmal, als sie sich zankten und der Knabe das Mädchen schlug, mit drohendem Brummen auf sie zukam, sobald sie aber still geworden, ebenso ruhig wieder fortgeschritten sei.

Man erzählt auch in Siebenbürgen eine Geschichte von einer walachischen jungen Bauersfrau, die im Walde verirrt, sich bei einem Gewitter in eine Höhle geflüchtet habe, in der aber auch ein Bär sein Domicil aufgeschlagen hatte. Die Frau erschrak nicht wenig, als der zottige Hausherr zurückkehrte. Dieser that ihr nichts zu Leide, sondern behandelte sie mit nur zu viel Galanterie, brachte ihr täglich Honig, Früchte rc., wälzte aber täglich bei seinem Fortgehen einen großen Stein vor die Höhle, um ihre Flucht zu verhindern. Zwei Jahre blieb die Frau verschwunden. Endlich gelang es ihr einmal, in Abwesenheit des Bären den Stein fortzuwälzen und zu entkommen, aber der eifersüchtige Bär folgte ihr auf die Spur, holte sie ein und zerrte sie wieder zurück. Ein andermal gelang es ihr besser; sie flüchtete in den Wald hinaus und begegnete Holzhauern, die über ihre verwilderte, nur mehr von einigen Fetzen und ihrem langen, herabhängenden schwarzen Haare umhüllte Gestalt nicht wenig verwundert waren; sie trieb sie aber zur Eile, indem sie die Verfolgung des Bären befürchtete. Richtig soll derselbe auch nachgetrabt gekommen und mit Mühe durch die zahlreichen Holzknechte abgewehrt und zurückgetrieben worden sein. Relato refero. Will auch nicht untersuchen, ob die schöne Walachin uns nicht einen Bären angehängt hat, und was das für eine Bärengattung gewesen sein mag, welche ihr Verschwinden veranlaßte.

Es giebt nichts so niedliches als junge Bären. Ich hatte zwei, deren Mutter geschossen wurde; die kleinen liefen hinter der todten Mutter her, welche man fortschleifte. Man wollte sie tödten, ich nahm sie aber, und sie ließen sich vortrefflich zähmen. Den einen hatte ich sechs Jahre. Jedoch ist dies selten, denn nach einem Jahre zeigen sich gewöhnlich Zeichen der natürlichen Wildheit und man muß sie beaufsichtigen. Doch lassen sie sich weit leichter zähmen und abrichten als Wölfe, welche Anfangs ganz wie junge Hunde sich aufziehen lassen, am Ende aber, obzwar man sich oft täuscht, doch wieder Wölfe werden.

Apropos von Wölfen erzählte mir Hauptmann J., ein Jagdgenosse meines Bruders, von einer wirklich nicht pläsirlichen Nacht, welche er mitten unter ihnen zugebracht hatte. Zuerst sei es mir aber erlaubt, eine Silhouette dieses Capital-Waidmannes flüchtig herzuzeichnen. Ich sah ihn zum ersten Mal bei meinem Bruder. Ein langer, hagerer Herr, mit ziemlich in das Graue spielenden Haaren, ohne Bart, ohne Bauch, mit langen Armen und Beinen, schwarzem Frack, schwarzen Beinkleidern, weißer Cravatte und Hemdkrause. Sah so ziemlich einem Pastor oder evangelischen Schullehrer, wie man sie häufig im Siebenbürger Sachsenlande trifft, ähnlich. Frug meinen Bruder, ob es etwa ein solcher sei? Mein Bruder aber führte mir ihn als den vorzüglichsten und bewährtesten Bärenjäger auf, und das war er wirklich. Es war mühsam, ihn zum Sprechen über die auf dieser Jagd erlebten Abenteuer und Gefährnisse zu bringen, denn seine Bescheidenheit war ebenso groß, als sein Muth und seine Entschlossenheit; aber wenn er zum Reden kam, so war der Stoff für einen Zuhörer mit einem Waidmannsherzen ebenso interessant als unerschöpflich. Unzählige Male hatte der kühne Jäger in der augenscheinlichsten Lebensgefahr geschwebt, — viele Menschenleben gerettet. Noch vor kurzem hatte er einen jungen Walachen, der bereits mit dem verwundeten Bären sich am Boden herumwälzte und im Begriffe stand, von diesem zerrissen zu werden, dadurch gerettet, daß, während Alles vor der wüthenden Bestie flüchtete, er allein entschlossen bis zu der sich am Boden wälzenden Gruppe vordrang, dem Bären die Mündung seines Kugelstutzens an den Kopf setzte und ihm denselben zerschmetterte, sodaß der Bär auf dem walachischen Burschen verendete, aber ihn fast noch durch sein Gewicht erdrückte. J. behauptet, das Schwere wäre dabei gewesen, Bär und Walachen von einander ganz deutlich zu unterscheiden, da der Zottelpelz des letzteren dem Felle des ersteren so ziemlich ähnlich gewesen sei. Deshalb habe er so nahe herantreten müssen, um nicht zu riskiren, als Jagdtrophäe einen Walachen statt eines Bären heimzubringen.

Dieser Hauptmann J. erzählte mir nun quoad vocem Wölfe folgende Anekdote. In einer Gegend, wo diese Thiere, wie namentlich in Siebenbürgen bei strengem Winter, viel Schaden machten, fand sich der Hauptmann J. ein, in der Hoffnung, einige dieser Bestien zu erlegen. Aber obzwar sie heerdenweise sich in der Umgegend umhertrieben, so war ihnen doch nicht leicht beizukommen. Hauptmann J. ließ in der Umgegend des Dorfes, in dessen Vieh sie bereits sehr übel gewirthschaftet hatten, fruchtlos geschlachtete Lämmer oder todte Pferde auswerfen, und saß ganze Nächte auf einem Baume in der Nähe der Lockspeise. Die Wölfe kamen wohl in die Nähe, aber nicht zum Schuß. Der Wolf ist ein gar schlaues, listiges und dabei ebenso feiges als grausames Thier. Wittert er Gefahr, so weiß er seine noch so gierigen Gelüste zu zügeln.

Verdrießlich über seine mißlungenen Versuche und umsonst durchwachten Nächte, saß Hauptmann J. verstimmt in der

dumpfen, raucherfüllten Trinkstube der walachischen Dorfschenke, als er von einem jungen Burschen hörte, welcher das Geheul und Gebell der Wölfe so täuschend nachzuahmen verstünde, daß er sie damit von weiter Ferne herbeizulocken vermöge. Er ließ sich den jungen Bauernburschen vorstellen, und vermochte ihn gegen eine ansehnliche Belohnung, ihm bei seiner wolfsfeindlichen Expedition behülflich zu sein. Beide richteten sich in einer großen Fichte am Waldsaume zwei Sitze in den Zweigen ein. Bei einer hellen Mondnacht nahmen sie, in gute Pelze gehüllt und die Beine in Stroh und Schaffelle wohl eingewickelt, ihre Plätze ein; in der Nähe war zum Ueberfluß als Lockspeise für die Wölfe ein junges Kalb hingeworfen. Hauptmann J. hatte eine gute, mit Posten geladene Doppelflinte im Arme, die zweite hielt sein Begleiter. — Schon lange hatten sie in der kalten, hellen Winternacht gewartet, und noch schien kein Wolf nach dem dargebotenen Leckerbissen Begehren zu tragen, als Hauptmann J. seinen Gefährten aufforderte, seine Kunst zu versuchen. Derselbe befolgte die Weisung und zwar so täuschend und mit solchem Erfolge, daß gleich in mehr oder minderer Ferne mehrere Wolfsstimmen heulend antworteten. Es schlug eben eilf Uhr auf dem, etwa eine Stunde weit entfernten Kirchthurme des Dorfes. — Der Bauer wiederholte seinen Ruf, und jetzt vermehrte sich auch das Geheul, und beim Mondlicht und Schneeglanz sah J. von allen Seiten Wölfe, theils einzeln, theils in Rudeln heranschleichen. Einige warfen sich auch gleich auf das Kalb, welches in einem Augenblicke zerrissen war; diesen Augenblick benützte auch J. und feuerte beide Läufe ab. Ein großer Wolf wälzte sich heulend im Schnee, die andern stoben auseinander. Doch hörte er in nicht großer Entfernung ihr fortgesetztes Geheul. Nun wiederholte der Bauer seinen Ruf, und diesmal erschienen die Wölfe in weit größerer Anzahl. J. schätzte sie auf dreißig bis vierzig. Abermalige Decharge, aber diesmal nicht mehr Flucht, sondern blos Rückzug der Wölfe, und J. konnte beim Mondlicht recht gut unterscheiden, daß die Flüchtigen in einer Entfernung von nur hundert Schritten stehen blieben und ihr Concert in allen Tönen fortsetzten. Zum Unglücke hatte der Bauernbursche das ihm anvertraute Pulverhorn von seinem allerdings nicht etwa bequemen Sitze in den Schnee hinabfallen lassen, und bei der Nähe der Wölfe war es eben nicht rathsam, vom Baume herabzusteigen, um es zu holen. Nun versammelten sich die Wölfe wieder, die letzten disponiblen Schüsse fielen jetzt in der Hoffnung, sie zu zerstreuen, und abermals lagen ein Paar auf dem Schnee; aber diesmal ließen sich die Uebriggebliebenen nicht stören. Kaum daß sie auf einen Augenblick auseinander liefen, bald waren sie nicht allein fast alle wieder vereint, sondern ihr fortgesetztes, weitschallendes Geheul rief alle andern in der Umgegend herbei. Freilich befahl Hauptmann J. dem Burschen, fortan zu schweigen, denn jetzt bedurfte es keiner Lockung mehr. Die durch ihre Zahl übermüthigen Unthiere vergaßen jede Furcht, und J. konnte sehen, wie, nachdem der Rest des Kalbes bereits verzehrt war, sie ihre durch die Schüsse getödteten Genossen zerrissen und deren Blut gierig vom Schnee aufleckten. Schießen konnte J. nicht mehr, er mußte sich also begnügen, unthätig diesem widerlichen Gastmahle zuzusehen. Aber nach und nach fingen die Wölfe an, den Baum zu umkreisen, von allen Seiten sah er ihre gierigen Augen leuchten, und heulend, wimmernd, winselnd schnupperten sie an dem Baume selbst herum, und er sowohl als der vor Schreck und Angst halbtodte Walache mußten ihre Beine sorgsam in die Höhe halten, um nicht daran von den schnappenden Wölfen erfaßt zu werden; — und jetzt schlug es vom Kirchthurme erst Mitternacht, — somit die Aussicht, noch mehrere Stunden in der fatalen Situation ausharren zu müssen, bis der Tag sich zeige. — Wirklich brachten Hauptmann J. und sein Genosse die ganze Nacht auf dem Baume zu, bis der herannahende Tag und das erklingende Schellengeläute herannahender Schlitten die Wölfe verscheuchten. Halbtodt und erstarrt stiegen beide von ihrem Baume herab. Die halbzerrissenen Reste von fünf Wölfen lagen umher, aber J. soll versichert haben, dieser Nacht zeitlebens zu gedenken und jedenfalls keine Wölfe mehr locken zu wollen, wenn sie nicht etwa von selbst kommen. Obzwar ein tapferer und bewährter Soldat, meint er doch, daß jedem, der behauptet, keine Furcht zu kennen, eine solche Nacht vielleicht die entgegengesetzte Ueberzeugung beizubringen geeignet sei.

Sehr viel Unheil richten im Winter die wüthenden Wölfe an. Im Jahre 1856 wurden von einer wüthenden Wölfin, die in die Dörfer drang, achtzehn Menschen gebissen, die alle an der sogenannten Hundswuth oder Wasserscheu starben; sie begegnete in ihrem Laufe einem Priester, welcher das Viaticum zu einem Kranken trug, und biß ihn und den Kirchendiener, — einen vorbeigehenden Zigeuner verschonte sie. Endlich drang sie in einen Bauernhof und verfolgte den Haushund; der flüchtete in die Stube, die Wölfin hinterdrein. Der Bauer warf schnell die Thür zu und preßte sie zwischen Thür und Angel, um Hülfe rufend. Der Sohn, um den Vater zu retten, packt mit Riesenkraft das Beest bei den Ohren und hielt es fest. Dabei werden aber Vater und Sohn in die Hände gebissen. Endlich bringt die Magd eine Holzaxt, mit der sie der Wölfin den Kopf spaltet. Aber beide, Vater und Sohn, starben in wenigen Wochen an der Wasserscheu.

Während ich in Polen in Garnison lag, wurde auf einem Damme am Dnieper ein auf Ordonnanz reitender Chevauxlegers von vier Wölfen angefallen. Mit einer Pistole fehlte, mit der andern verwundete er einen Wolf, während dessen packte einer das Pferd am Hintertheil, der andere an der Gurgel, und riß es nieder. Der Chevauxlegers hatte kaum Zeit, sich herabzuwerfen und den Säbel zu ergreifen. Während die Wölfe sich mit dem Pferde beschäftigten, sprang er vom Damm auf das Eis herab, dort warf er seinen Mantel von sich und stellte sich darauf. So hatte er festen Fuß, während die verfolgenden Wölfe auf dem spiegelglatten Eise herumrutschten und er sie somit mit dem Säbel abwehren konnte. Längere Zeit mußte er sich so in steter Gefahr eines fürchterlichen Todes um seine Haut wehren, bis eine nachkommende Ordonnanz ihm zu Hülfe kam und die Wölfe durch ihre Pistolenschüsse vertrieb.

Es ist eine curiose Empfindung, wenn man bei einer

Winternacht durch einen Wald fährt oder reitet, und durch Schnauben der Pferde aufmerksam gemacht, plötzlich in der Nähe ein Paar funkelnde Augen gewahrt, oder das klägliche, winselnde Wolfsgeheul die stille Waldeinsamkeit unterbricht! —

Ein Edelmann in Galicien fuhr eines Abends im Schlitten von einer Abendgesellschaft heim. Er mußte auf dem Rückwege durch einen langen Wald fahren. Plötzlich hört er ganz in der Nähe Wolfsgeheul, die Pferde schnauben und drohen durchzugehen. Schnell ergreift der kühne Pole seine geladene Doppelflinte, springt vom Schlitten, läßt diesen weiterfahren und erwartet die nachkommenden Wölfe. Richtig erscheint bald ein ganzes Rudel. Er nimmt den ersten aufs Korn und routirt ihn; die andern fliehen. Triumphirend nimmt er das geschossene Capitalexemplar, schleift es dem Schlitten nach, bindet es hinten an und fährt rasch weiter. Aber kaum ist er einige tausend Schritte gefahren, so kommen von allen Seiten Wölfe und folgen unablässig den kaum mehr den Zügeln gehorchenden Rossen. Endlich reißt bei der scharfen Fahrt der Strick, an dem das geschossene Thier nachgeschleppt wurde. Die Pferde sind nicht aufzuhalten, und man muß auf die Beute Verzicht leisten und froh sein, den zahlreichen Verfolgern zu entkommen. Und der Verlust war ein Glück, denn es war eine läufige Wölfin, die geschossen war, und deren Witterung die liebekranken wölfischen Anbeter von allen Seiten herbeigelockt und dem Schlitten nachzog. Mit ihrem Verschwinden hörte auch die weitere Verfolgung auf.

Ein griechischer Pope saß noch Abends mit uns Officieren in K . . . beim Tschai. Es war gerade um Weihnachten 1827. Dann setzte er sich in seinen Schlitten und fuhr heim. Zwischen Mek und Cz . . . verfolgt ihn ein Rudel Wölfe, die Pferde gehen durch, der Schlitten wirft um, der arme Mann wird heraus in den Schnee geschleudert. — der Schlitten ist nicht aufzuhalten, der Kutscher wird geschleift, erst des andern Tages erreichen Kutscher und Pferde den Wohnsitz des Popen. Man eilt, ihn zu suchen, und findet an dem Orte, wo er herausfiel, nichts als blutige Fetzen und seine noch in den hohen großen Stiefeln befindlichen Beine. Erst später fand man nur hie und da die abgenagten Gebeine des armen Mannes.

Mit den Eisenbahnen ist auch den Wölfen das Handwerk gelegt."

Zum Schlusse noch ein komisches Bild. In Smyrna lud ein dort wohnender reicher Gutsbesitzer mich und mehrere Europäer ein, mit Windhunden Hasen zu jagen. Unter den Gästen befand sich auch ein junger Nordländer, der eben aus England kam, um seine Tour zu vervollständigen, und von dort ein completes Sportsmancostüm, weißen Hut, Lederhosen, blaues Halstuch und rothen Frack mit Stahlknöpfen mitgebracht hatte. Froh dieser Gelegenheit, diese Prachtgewänder an den Tag zu bringen, benutzte er dieselbe und stolzirte auf einem ziemlich dürren kleinen Miethgaul hinter den Windhunden, welche ein zerlumpter kleiner Zigeunerbube an der Leine führte, einher, als trabe er in Alt-Englands Gefilden. Ich war ein paar hundert Schritte vorausgeritten, als plötzlich hinter mir ein Höllenspectakel losging. Aber kaum hatte ich Zeit, mich umzusehen, als der Pseudo-Fuchsjäger im schnellsten Rosseslauf an mir vorüberflog, mit Sporen und Peitsche seine Rosinante zur größten Schnelligkeit nachdrücklich ermahnend, — hinter ihm ein wüthender Büffel, hinter dem Büffel die heulenden Dorfhunde, hinter diesen die Windhunde, den kleinen Zigeuner nachschleppend! Es war eine wahre Parodie der wilden Jagd. Wie es der Qua-Engländer machte, weiß ich nicht, aber es gelang ihm, während des Reitens den verhängnißvollen rothen Frack vom Leibe zu reißen, hinter sich zu werfen und in weißen Hemdärmeln seine Flucht fortzusetzen. Als der Frack aber am Boden lag, hörte die Verfolgung eo ipso auf, denn bei diesem blieb der Büffel stehen und zerstampfte ihn, daß die rothen Fetzen mit den Staubwolken in der Luft herumflogen. Der Büffel hatte es ja eigentlich nur auf das Kleid und nicht auf den Mann abgesehen. Wie oft aber im Leben verfolgt man den Mann und meint eigentlich nur das Kleid, welches man ihm vom Leibe reißen möchte!?

Americanische Dichter.

Erster Artikel.

Wenn schon die Beurtheilung eines merkwürdigen Individuums, dessen Leben sich unmittelbar vor unseren Augen abspinnt, eine der schwierigsten Aufgaben für einen wahrheitsliebenden, billig denkenden Menschen ist, so wächst diese Schwierigkeit ins Unendliche, wenn es sich um das Urtheil über ein ganzes, großes, merkwürdiges Volk handelt. Die Summe der Existenz, die sich dort zur Noth noch ziehen läßt, muß hier durch eine bloße Formel ausgedrückt werden, in der nothwendig Vieles unbestimmt bleibt. Wer von uns hat nicht schon gelächelt, sich vielleicht auch geärgert, wenn er in einem Gespräch mit einem Ausländer Phrasen hörte wie: Ihr Deutschen habt die Gewohnheit — die Deutschen pflegen u. s. w. — allgemeine Urtheile, die stets auf besondere zu reduciren sind, und damit freilich ihre ganze Bedeutung verlieren. Nur vergessen wir leider zu häufig, daß wir an andere Nationen denselben Maßstab legen müssen, mit dem wir selbst gemessen sein wollen, und daß es ebenso albern ist, zu sagen: alle Engländer sind Krämer, alle Franzosen Windbeutel, als: alle Deutschen sind Träumer. Indessen sind selbst die schiefsten, einseitigsten, ungerechtesten Urtheile, die wir mit kühner Stirn über die Nationen unseres Continents zu fällen gewohnt sind, noch immer von salomonischer Weisheit in Vergleich mit den sonderbaren Vorstellungen, die über americanische Zustände und den Geist und Charakter der Americaner in den Köpfen der meisten Leute spuken. Unter zehn Deutschen (und wir sprechen hier von Gebildeten) finden sich jedenfalls fünf, die, sobald nur Nordamerica genannt wird, eine Art von moralisch-ästhetischem Schauder empfinden vor diesem „Stall, bewohnt von Gleichheitsflegeln," wie der ungezogene Liebling der Grazien den größten Freistaat der Erde zu bezeichnen für gut fand;

sodann vier, die bei aller Sympathie für die junge Republik doch ihre ernstlichen Bedenken über den endlichen Ausgang aller jener Maßlosigkeiten, in denen sich die Americaner gefallen, nicht unterdrücken können, und dann vielleicht einer, der jener merkwürdigen Nation nicht nur alles Gute wünscht, sondern auch von ihr für die übrige Erde noch recht viel Gutes hofft. Denn wenn der Hauptvorwurf, welcher den Americanern gemacht wird, der Vorwurf, einem crassen Materialismus zu fröhnen, ihnen wirklich mit mehr Grund gemacht werden könnte, als z. B. den Engländern, Franzosen und andern Völkern, so kann man doch auf der andern Seite gewiß nicht leugnen, daß dieser Materialismus — den wir übrigens nebenbei für eine allgemeine und nothwendige Tendenz unsrer Zeit halten — bei ihnen verzeihlicher ist, als bei irgend einer andern Nation. Die durchweg materiellen Aufgaben, die den Menschen drüben gestellt wurden: die Ausrottung der Wälder, die Unterwerfung, Zurückdrängung, Vernichtung der undisciplinirten aber tapfern und grausamen Indianerstämme, die Anpflanzung des so mühsam gewonnenen Terrains, der Bau von Farmhäusern, Dörfern, Städten, die Anlegung von Wegen, Brücken, Canälen, Eisenbahnen — das Alles kam dem Triebe, welcher seit dem Ende des 15. Jahrhunderts so übermächtig in der Menschheit wurde, dem unaufhaltsamen Triebe, sich die Erde zu erobern, auf das herrlichste entgegen. Ihm nachzugeben, schien drüben durch die eigenthümliche Lage der Dinge geradezu geboten, und die Eroberer und Colonisten der neuen Welt konnten diesem Gebote mit um so leichterem Herzen folgen, als sie sich nicht, wie die Bewohner des alten Europa's, durch die Erinnerung einer tausendjährigen Cultur irgendwie gehemmt fühlten. Angesichts des Cölner Doms eine Dampffabrik anzulegen, deren Lärm in die ahnungsvolle Stille der hohen Tempelhallen hinübertönt, aus deren Schloten der Kohlenrauch in schwarzen Wolken um den herrlichen Bau strömt, könnte schon einem blos ästhetischen Sinne als eine arge Entweihung erscheinen. Der Americaner hat keine Cölner Dome; er hat nur Hängebrücken über den Niagara und andere Wunderwerke moderner Technik, und in der ganzen großen Union möchte es keinen durch Denkmäler der Kunst, durch Religion oder geschichtliche Erinnerung so geweihten Platz geben, daß er dem Americaner durch Anlegung eines dem materiellen Nutzen dienenden Gebäudes profanirt erschiene. So hat sich denn drüben jenes gemüth- und phantasielose, nüchterne, waghalsige, schwindelköpfige, unter dem Namen des Yankeethums berüchtigte Wesen, das uns kluge, feine, weiße Leute mit so großem Abscheu und zarte Gemüther mit so bangen Ahnungen wegen der Zukunft der Menschheit erfüllt, in aller Ungenirtheit ausbilden können. Wenn wir nun aber sehen, daß selbst in dieser trüben Atmosphäre die ewigen Sterne des Wahren, Guten, Schönen fort und fort leuchten, wenn wir sehen, daß dieses Volk von engherzigen Krämern, gewissenlosen Schwindlern, zugeknöpften Egoisten, rücksichtslosen Glücksjägern, verwilderten Pionieren und waghalsigen Abenteurern trotz alledem und alledem Zeit gefunden hat für die Pflege der Künste und Wissenschaften, wenn wir sehen, daß es fort und fort aus seinem Schooße Poeten erzeugt, die sich, was den Schwung der Gedanken, die Zartheit der Empfindung, die herzliche Verehrung alles Hohen und Heiligen betrifft, getrost ihren europäischen Rivalen an die Seite stellen können, so sollte doch diese Entdeckung den Menschenfreund über den glücklichen Ausgang des Cultur-Processes, in dem wir begriffen sind, wohl beruhigen können, und uns Europäer im Besondern darüber belehren, daß der Genius der Menschheit den Brüdern jenseit des rollenden Oceans sein strahlendes Antlitz so wenig verschleiert hat, wie uns.

In der That würden diese düstern Anschauungen von americanischem Leben und Treiben bei uns weniger verbreitet sein, wenn wir uns nicht durch die rauhe und allerdings zum Theil fast abstoßende, widerwärtige Außenseite abschrecken ließen, zu dem trefflichen Kern, den diese grobe Hülle birgt, vorzudringen. Warum spricht man so häufig von den Unthaten der Rowdies, der zahmen Kaninchen und andrer Banden, die in den schlechten Vierteln von Neu-York ihr Wesen treiben, und so selten von den Werken der Schriftsteller und Dichter, die in eben derselben Stadt residiren? Weshalb begnügt man sich, seine Kenntniß von americanischer Cultur aus den haarsträubenden Berichten der Zeitungscorrespondenten zu abstrahiren, anstatt den Schriften Emerson's, Irving's, Longfellow's, Bryant's, Prescott's und so vieler andrer eminenter americanischer Geister ein eingehendes, liebevolles Studium zu widmen? *) Ist es doch ein allgemein anerkannter Satz, daß an der Höhe, welche die Dichter und Denker einer Nation erstiegen haben, die Stufe der Cultur dieser Nation gemessen werden muß, und daß die Litteratur eines Volkes sein geistiges Spiegelbild ist? Weshalb klingt es fast wie ein Paradoxon, wenn man behauptet, daß die Americaner wirklich eine Litteratur haben? und fast unglaublich, was uns Griswold in seinen Poets and Poetry of America (ein Werk, welches wir nebenbei Jedem, der sich in die americanische Litteratur hineinarbeiten will, auf das angelegentlichste empfehlen) versichert, daß „in seinem Vaterlande 500 Bände poetischer Productionen veröffentlicht würden, von denen er nur ein Fünftel berücksichtigt hat.“ Trotzdem, und obgleich er auch von diesem Fünftel natürlich nur das Allernothwendigste mittheilt, füllt seine Sammlung zwei starke Bände in Folio, von denen der eine ganz und gar für die Dichterinnen reservirt ist. Diese Zahl ist in der That ganz erstaunlich, zumal wenn man die kurze Zeit bedenkt, in der diese Litteratur aufgeblüht ist, wenn man ferner erwägt, daß für den Americaner, dem so viele andre Wege zu Einfluß und Reichthum offen stehen, die überall precäre, dort durch den Mangel eines in allen Punkten genau stipulirten Autorenrechtes noch viel precärere Schriftstellerlaufbahn sehr wenig Anziehendes haben kann, und endlich in Anschlag bringt, daß sehr viele dieser Gedichte von Männern verfaßt wurden, die aus der Litteratur keineswegs einen Lebensberuf gemacht hatten, sondern als Staatsmänner, Kaufleute und sonst im praktischen Leben thätig, die Stunden, welche sie

*) Wir Deutschen haben, seitdem durch die vortreffliche Collection of Standard American Authors, welcher bei A. Dürr in Leipzig erscheint, die sonst zum Theil sehr kostspieligen Werke dieser Männer Jedem zugänglich sind, nun vollends gar keine Entschuldigung für die Unkenntniß der americanischen Litteratur.

den Musen widmeten, sehr anstrengenden Berufsarbeiten stehen mußten. Die Zahl ist selbst noch dann erstaunlich, wenn man einräumt, daß von dieser großen Menge sehr Wenige auf den Titel eines Dichters von Gottes Gnaden Anspruch machen können, denn es handelt sich hier nicht um die Frage, wie groß die poetische Begabung der Americaner ist, sondern um den Nachweis der oben aufgestellten Behauptung, daß sie sich trotz der Ungunst der Verhältnisse den Sinn für höheres Geistesleben keineswegs haben rauben lassen, und hier ist allerdings die Zahl von der größten Bedeutung.

Aber diese Verhältnisse sind vielleicht nicht einmal so ungünstig, als es auf den ersten Augenblick erscheint. Wenn die Americaner freilich nicht, wie wir, eine zweitausendjährige Geschichte haben aus der die Poeten wie aus einem mächtigen Strome allzeit schöpfen könnten, so ist dieser Nachtheil in der That so sehr groß nicht. Wieviel ist denn von unserer langen Vergangenheit für uns noch so lebendig, daß ein Dichter, der es zum Stoff für ein episches oder dramatisches Gedicht wählte, schon des Stoffes wegen auf unbedingte Theilnahme rechnen dürfte? Hat uns eine der glänzendsten Epochen deutscher Geschichte, die Zeit der Hohenstaufen, so sehr viel eingebracht? Gehörte nicht der Genius unseres größten dramatischen Dichters dazu, für uns die Schatten aus dem uns verhältnißmäßig noch so nah stehenden dreißigjährigen Kriege heraufzubeschwören? Haben uns die Freiheitskriege von 1813 bis 1815 zu einem nationalen Epos oder Drama verholfen? Und der Americaner seinestheils ist gar nicht so arm an historischen Stoffen. Die Wikingerfahrten der Normannen nach den Küsten von Grönland, die wunderbaren Reisen des Columbus, der tragische Fall der großen Reiche Peru und Mexico, die Colonisation von Neu-England durch die Puritaner, die Kämpfe der Einwanderer sächsischen Stamms mit den Eingebornen und mit den französischen Colonisten Canada's, und nun zuletzt die große Revolution, in welcher sich in einem blutigen, und doch durch die Heiligkeit der Sache erhabenen und durch die Art der Kriegsführung und die Natur der Kämpfer an romantischem Interesse überreichen Streite das mündig gewordene Volk von seinem Mutterlande losriß — das Alles sind Stoffe, die für den Historiker und den Dichter gleich dankbar sind, und die denn auch — wir erinnern nur an Irving, Sparks, Cooper, Longfellow — schon genug americanische Köpfe und americanische Federn in Bewegung gesetzt haben.

Sodann bietet das americanische Leben, in welchem alle Phasen menschlicher Cultur, die in andern Ländern und bei andern Völkern durch Jahrhunderte getrennt sind, in einem Raume und in einer Zeit vereinigt gefunden werden des Abenteuerlichen und Wunderbaren so viel, daß dies allein schon den etwaigen Mangel historischer Stoffe hinreichend ersetzen könnte. Von dem Dandy, der auf dem Broadway mit dem neuesten Einfall seines Schneiders zu glänzen sucht, bis zu dem Hinterwäldler, der mit dem Knall seiner Büchse das Echo von Bergen wachruft, die nie der Fuß eines Europäers betrat; von dem stattlichen Bankier in Neu-York, der sich in einem reizenden Phaëton von dem Geschäftslocale nach der prächtigen Villa fahren läßt, bis zu dem armen Teufel, der hinten in den Felsenschluchten des Sacramento nach Gold sucht und Elend findet; von dem ehrbaren Professor der Moral in Boston bis zu dem rohen Sclavenhalter in Virginien — welch eine Musterkarte der verschiedensten Existenzen! Die Häuptlinge von vier Indianerstämmen, die gekommen sind, ihren weißen Vater um Rath und Hülfe anzuflehen, in ihrem Kriegsschmuck in dem Audienzsaale des Präsidenten der Republik — welch ein wunderliches Bild! Wahrlich hier ist Stoff, überreicher Stoff für den Dichter, der nur hineinzugreifen versteht ins volle Menschenleben, und wohl mag ein armer deutscher Poet, der, in sein Museum gebannt, die bunte Welt nur von weitem sieht, seinen americanischen Bruder in Apollo um diesen Reichthum beneiden.

Und wenden wir unsern Blick von diesem wimmelnden Markte des Menschentreibens, das die Feder eines Thackeray und den Griffel eines Hogarth in fortwährender Bewegung erhalten könnte, zu dem zweiten großen Thema aller Poesie, der Natur — so ist auch hier für den americanischen Dichter in überschwänglicher Weise gesorgt. Wenn ihn das wüste Gezänk um Mein und Dein anwidert, wenn ihn die athemlose Jagd nach Reichthum verwirrt und das banale und rohe Treiben der Menschen ihm den Glauben an ein Höheres und Heiligeres zu rauben droht — in der großartigen Natur, die ihn umgiebt kann er die ermattete Seele wieder kräftigen, und den verlorenen Glauben wieder finden. In der That ist die ganze americanische Poesie getränkt von dieser Liebe und Anbetung der Natur. Die Dichter werden nicht müde, ihre Lieblichkeit Schönheit und Erhabenheit zu feiern, und wohl mag es reich sein an lieblichen, schönen und erhabenen Bildern, dieses Land, von dem William Wallace in seiner prächtigen Ode an den Hudsonfluß singt: *)

— — — Welle, welle, welle,
Des Nordens Strom! Erzähle allen Inseln,
Erzähle allen fernen Continenten,
Wie herrlich ist dein Land! Sprich von den Thälern,
Wo freigeborne, friedlich-stille Menschen,
In heiliger Ruhe ihre Heerden weiden;
Von seinen Bergen mit den Wolkenbärten,
Den altersgrauen; von den Katarakten,
Den mächtigen, sprich, die ihre Hymnen rauschen
In Einklang mit dem Sturm der Mitternacht.
Von seiner stolzen Ströme Riesenlänge;
Von seinen Seen, die des Meeres spotten;
Von seinen Höhlen, wo verbannte Götter
Wohl finden möchten weit genug die Nacht,
Um drin zu bergen ihr entkröntes Haupt;
Von den erhabnen Sonnenuntergängen
In den Prairien, die wie Oceane
Sich strecken, weit und weit und weiter
Die ungezählten Meilen, bis der Blick
Zurückbebt vor der Unermeßlichkeit!

*) Americanische Gedichte, deutsch von Fr. Spielhagen. S. 73.

Gisbert Flüggen †.

An demselben Tage, wo in Karl v. Abel ein seiner Zeit vielgenannter Staatsmann nach zweijährigem Kranksein die Augen schloß, verschied ebenfalls in München eine künstlerische Notabilität nach nur eintägigem Leiden. Gisbert Flüggen, der bekannte Maler der „Erbschleicher", starb den 3. September an einem Lungenschlage plötzlich und unerwartet. Derselbe gehörte zu jenen starken Geistern, denen es möglich wurde, sich vom Handwerk zu den Höhen der Kunst emporzuarbeiten und das ursprünglich in ihnen gelegene Talent trotz mannichfacher Widerwärtigkeiten der äußeren Lage zur vollständigsten Geltung zu bringen. Er war 1811 in Cöln geboren, und seine Eltern, die sich früher sehr wohl befunden hatten, kamen gerade in der Zeit nach seiner Geburt in so mißliche Vermögensumstände, daß Gisbert früh schon die Sorge kennen lernte und sich selber sein Brot verdienen mußte. Er ward Arbeiter in einer Galanteriewaarenfabrik zu Cöln und malte hier die tausenderlei Bijouterien und Modesachen, womit dieselbe besonders nach dem Ausland umfangreiche Geschäfte machte. Aber der Sinn des jungen Mannes stand nach Höherem, als dem Fabrikmäßigen; er wollte nicht immer Handwerker bleiben, sondern Künstler werden und ließ nicht ab, zu seiner weiteren Ausbildung alle Kräfte fast übermäßig anzustrengen. Er gönnte sich nicht einmal den freien Sonntag und zog es vor, während desselben, statt dem Vergnügen nachzugehen, im Wallrafianum zu sitzen und fleißig nach der Antike zu zeichnen. Endlich ward Rath zu seiner Aufnahme in die Düsseldorfer Malerakademie, und bald verbreitete sich von hier aus der von Jahr zu Jahr steigende Ruhm Flüggens im Gebiete des ernsteren oder idyllisch heiteren Genre's, mit anderen Worten der getreu dem Leben abgelauschten, theils gemütblich ansprechenden, theils tief ergreifenden Darstellung von Familienscenen. Von seinen vielen, einst sehr beliebten Werken wollen wir in chronologischer Folge hier anführen den „Sonntagnachmittag", die „Sänger auf einer Dorforgel", den „überraschten Diener", den „unterbrochenen Ehecontract", die „Schachspieler", die „Spieler", „Vaterfreude", die „Politiker", die „Verlobnng", die „Weinprobe", das „Proceßurtheil", die „Waisen", die „Geldmäkler", die „Erbschleicher", den „Morgenkuß", die „Auspfändung", die „Genesung", den „Tanz bei einer Landpartie", sowie endlich die „letzten Augenblicke des Königs Friedrich August II. von Sachsen". Dies Werk fertigte Flüggen im Auftrage der königlichen Wittwe, und es stellt die erschütternde Scene auf so würdevolle, einfache und doch effectreiche Weise dar, daß es unter seinen sämmtlichen Arbeiten mit obenan steht und in der That nicht blos ein patriotisches, persönliches, sondern auch ein wahrhaft künstlerisches, objectives Interesse erregt. Alle Figuren sind Porträts, die Flüggen an Ort und Stelle in Brennbüchl aufnahm. Noch mehr Aufsehen aber, als dies Bild, machten ihrer Zeit die durch Kupfer- und Stahlstiche aller Orten populär gewordenen „Erbschleicher". Es war das ein in der ideellen Composition, wie in der technischen Ausführung durchaus gelungenes Gemälde von bedeutender Wirkung. Letztere beruhte — und wir erkennen darin einen sehr bemerkenswerthen Vorzug des Werkes — nicht sowohl in der Vereitelung der Erbschleicherei, als vielmehr darin, daß die Entscheidung über diese Frage im Ungewissen gelassen wurde. Wir führen im Folgenden die Worte eines gewiegten Kunstkenners an, der sich ganz in Uebereinstimmung mit uns ausgesprochen hat. „Haucht die sterbende Frau wirklich schon den letzten Athem aus, oder ist es nur eine bei Sterbenden nicht selten vorkommende vorübergehende Ohnmacht, aus der sie möglicher Weise sich wieder emporraffen kann? Darüber läßt uns der Künstler, und zwar mit Absicht, in Zweifel, und gerade dieser Zweifel wirkt durch seine Spannung so anziehend. Denn daß die Entscheidung, der Intention des Künstlers nach, noch nicht vorhanden ist, spricht sich deutlich in den mannichfaltigen charakteristischen Zügen und Bewegungen der Erbschleicher selbst aus, die überall nur gesteigerte Besorgniß, Schrecken und Furcht über die Möglichkeit des Nichtgelingens, nicht aber schon eine durch die Gewißheit motivirte Enttäuschung verrathen. Aber dem unbefangenen Zuschauer freilich ist kein Zweifel mehr vorhanden, ihm strahlt aus dem stillverklärten Antlitz der Sterbenden die ideelle Ueberzeugung entgegen, daß die Hoffnung der Intriguanten auf einer Täuschung beruht." Diese Ueberzeugung bildet ein für den dramatischen Effect der Composition sehr wichtiges versöhnendes Moment, auf das wir in allen tragischen Darstellungen ein großes Gewicht legen. Die technische Ausführung war in Flüggens Bildern der künstlerischen Idee stets würdig. Er gehörte zu den besten Coloristen unter den Malern der Gegenwart, und es war in Allem, was er schuf, ein ungemeiner Fleiß, ohne daß die Arbeit dadurch glatt oder penibel erschien. Die Farbencontraste hoben sich immer auf dem Grundton harmonisch hervor, und auch in den einzelnen, sehr zarten und warmen Tönen zeigte sich gründliches Studium und liebevolles Eingehen in die Natur. — Flüggen lebte nach seinem Abschiede von Düsseldorf zunächst in Gent, seit 1832, d. h. seit seiner Verheirathung, aber in München, wo die berühmtesten und genialsten seiner Collegen intime Freunde des biedern, in jeder Hinsicht liebenswürdigen und ehrenwerthen Mannes waren. Das Publicum nahm früher an seinen Werken den wärmsten Antheil, und nur in der jüngsten Zeit schien es, als wäre sein Name, freilich sehr unverdient, etwas aus der Mode gekommen — denn die Mode, wie wir wissen, herrscht ja auch im Reiche der Kunst. Die Zurücksetzung, die geringe Beachtung, welche Flüggen zuletzt erfuhr, soll, wie es heißt, ihm viel Schmerz verursacht und seine Gesundheit langsam zerrüttet haben, so daß ihn noch im kräftigsten Mannesalter, im achtundvierzigsten Jahre seines Lebens der Tod ereilte. Kurz vorher aber ward ihm noch ein doppelte Freude: der bekannte Joseph Albert in München veranstaltete mit photographischen Nachbildungen seiner sämmtlichen Werke ein sogenanntes „Flüggen-Album", und sein ältester Sohn betrat die theatralische Laufbahn als vielverheißende, Theilnahme erweckende Erscheinung. Seit zwei Wochen ist derselbe in Leipzig engagirt, und eine der letzten Nachrichten, die der Vater von ihm erhielt, war die einer ihm zum ersten Mal vom Publicum einer größeren Bühne zu Theil gewordenen freundlichen Aufnahme. Flüggen hinterließ bei seinem Tode eine Gattin und sechs Kinder, für die sorgen zu wollen König Ludwig bereits hochherzig versprochen hat. Zum Besten derselben ist sein letztes, leider unvollendet gebliebenes Werk, das „Vorzimmer eines Großen", ausgestellt. Was davon bereits fertig, giebt die Ueberzeugung, daß das Gemälde eins der besten des Meisters hätte werden können.

Die Mutter Heinrich Heine's †.

Noch eine dritte vielgenannte Persönlichkeit riß am 3. September der Tod aus den Reihen der Lebendigen; die Mutter Heinrich Heine's starb im achtundachtzigsten Jahre zu Hamburg an der Cholera. Sie wurde durch ihren Sohn, der sie im Ge-

sange so oft und so schön gefeiert hat, berühmt. Mag in der Heine'schen Lyrik auch viel Lüge und Koketterie gewesen sein, und mag namentlich seine erotische Poesie oft genug die Wahrheit der Empfindung nur geheuchelt haben — wo der Sohn von seiner Mutter zu reden begann, da kamen ihm Töne ohne Falsch aus dem Innern und sein Gesang offenbarte eine Reinheit und Innigkeit des Gefühls, die es zu den schönsten und lieblichsten Ergüssen im Liede brachte. Man erinnere sich nur an seine „Nachtgedanken":

„Denk' ich an Deutschland in der Nacht,
So bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen schließen,
Und meine heißen Thränen fließen.
Die Jahre kommen und vergehn,
Seit ich die Mutter nicht gesehn,
Zwölf Jahre sind schon hingegangen,
Es wächst mein Sehnen und Verlangen.
Mein Sehnen und Verlangen wächst,
Die alte Frau hat mich behext,
Ich denke immer an die alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!
Die alte Frau hat mich so lieb,
Und in den Briefen, die sie schrieb,
Seh' ich, wie ihre Hand gezittert,
Wie tief das Mutterherz erschüttert.
Die Mutter liegt mir stets im Sinn,
Zwölf lange Jahre flossen hin,
Zwölf lange Jahre sind verflossen,
Seit ich sie nicht ans Herz geschlossen."

Und wenn er weiter noch sang:

„Nach Deutschland lechzt' ich nicht so sehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär',
Das Vaterland wird nie verderben,
Jedoch die alte Frau kann sterben" —

so war das doch erst mehrere Jahre nach seinem eigenen Tode der Fall. Die Mutter mußte das Kind überleben, und eine rasch den Tod bringende Epidemie nahm sie von der Erde, wogegen ihr Sohn dreizehn Jahre lang zu seiner Auflösung brauchte. Geboren ward derselbe von ihr, wie man weiß, in der Nacht des 1. Januars 1800, worauf sich seine bekannte Bemerkung bezog, daß er „der erste Mann des Jahrhunderts" sei. Sie lebte damals mit ihrem Gemahl in Düsseldorf, siedelte dann aber nach Hamburg über, wo die Familie Heine zu den reichsten der dort lebenden jüdischen Geschlechter gehörte. Jener Salomon Heine und seine Frau Betty, die durch großartige milde Stiftungen sich einen Namen erwarben, waren ihr Schwager und ihre Schwägerin. Dem mosaischen Glauben, den ihr Sohn Heinrich in seinen zwanziger Jahren schon abschwor, blieb sie bis an ihr Lebensende getreu. Uebrigens soll sie eine der vorurtheilsfreisten, geistvollsten Frauen Deutschlands gewesen sein. Sie starb in den Armen ihres anderen Sohnes Gustav.

Robert Schomburgk in Siam.

x. Wir haben jüngst unsers berühmten Landsmanns (Nr. 35) gedacht und kommen auf ihn zurück. Nachdem er früher Guyana erforscht und dort die englische Grenze vermessen hatte, verweilte er eine Reihe von Jahren als britischer Consul auf St. Domingo und zeichnete sich durch diplomatische Tüchtigkeit aus, während er zugleich der Wissenschaft erhebliche Dienste geleistet hat. Seit einigen Jahren ist das hinterindische Reich Siam dem europäischen Verkehr eröffnet worden, der bekannte Sir John Bowring besuchte die Hauptstadt Bangkok und schloß mit den beiden Königen (denn in Siam regieren zwei Könige gemeinschaftlich) im Namen der großbritannischen Regierung einen Freundschafts- und Handelsvertrag ab. In Folge desselben wurde es nöthig einen ständigen Vertreter Englands in Siam zu unterhalten, und die Wahl fiel auf Robert Schomburgk, welcher seit Anfang dieses Jahres in Bangkok die Stelle eines Generalconsuls bekleidet. Wir dürfen von einem so scharfsinnigen Mann und feinen Beobachter eine Fülle interessanter Mittheilungen erwarten. Die Werke, welche Crawfurd, der Bischof Paillegoix und Bowring über Siam geliefert, sind allerdings von nicht geringem Werth, aber eine Nachlese durch einen Kopf wie Schomburgk wird jedenfalls von Bedeutung sein. In einem Briefe, den er unterm 23. April dieses Jahres an das Londoner Athenäum geschrieben, schildert er seine ersten Erlebnisse und Eindrücke sehr lebendig. Während seiner Wandelgänge durch die Hauptstadt besuchte er mehrere Wats, Tempel, unter welchen der Wat Scheng durch Höhe und Größe alle andern übertrifft; die Seked Pagode vergleicht er mit dem babylonischen Thurm. Sie wird von einem Canale durchschnitten, liegt aber theilweise in Trümmern. Dem Wasser entlang stehen die sehr behäbigen Wohnungen der Priester, Talapoinen, von Nischen und Grotten umgeben, mitten in Gebüschen und neben schattenspendenden Bäumen; über den Canal führen Brücken, welche nach dem Muster der chinesischen gebaut sind. Hier wird Alles in bester Ordnung gehalten, aber auf der andern Seite des Wassers erscheint Alles verwildert, man sieht weder Gebüsch noch Blumen, denn der Boden ist von Unkraut überwuchert. Auffallend sind eine Anzahl von Gebäuden, die in einer Linie und in gleichmäßigem Abstand von einander sich bis zu fünfundzwanzig bis dreißig Fuß erheben; Schomburgk vergleicht sie mit Riesencandelabern und dachte sogleich an Trauerzüge und Leichenbegängnisse. Es sah wüst und öde aus in diesem Theile des Wat Seked. Einem hohen, mit Backsteinen gepflasterten Weg entlang, fand er eine Menge von Lumpen und Baumwolle, Ueberbleibsel von Kissen und Matratzen und manche mit buntem Papier und Zindel beklebte Bretter. In einigen offenen Gebäuden, deren Dach auf Pfeilern ruhte, befanden sich gewaltig große Mulden, die theilweise mit thoniger Erde angefüllt waren; in der Mitte schweelte ein langsames Feuer, das einen eigenthümlichen Geruch verbreitete. Er trat näher hinzu und sah, daß ein menschlicher Leichnam in Asche verwandelt wurde. In Siam werden die Todten nicht begraben sondern verbrannt. Die Angehörigen reicher Leute balsamiren den Leichnam ein und lassen ihn acht bis zehn Monate lang in einem Todtengemache stehen. Dann erst findet die große Leichenfeier statt. Man legt den Leib in eine große metallene Urne, die auf einen mit Harzen und Oelen überschütteten Scheiterhaufen gestellt und dann angezündet wird; nachdem er zu Asche geworden, verwahrt man dieselbe unter irgend einem Tempel oder einer besondern Leichenpyramide. In Siam ist Weiß die Trauerfarbe, und alle Diener eines Verstorbenen scheeren ihr Haupt kahl. Als der Somdetsch gestorben war, welcher nach den beiden Königen der höchste Würdenträger im Lande ist, schoren der Premierminister und jener des Auswärtigen ihr Haupt nicht, obwohl sie Neffen des Hingeschiedenen waren, sondern trugen nur einfache weiße baumwollene Kleider. Als Minister der Krone waren sie Diener der Könige, und hätten nur beim Ableben eines der beiden Gebieter ihr Haar entfernen dürfen. Aus jenem Saalgebäude, wo das Todtenfeuer brannte, begab sich Schomburgk nach zwei Räumen, deren jeder etwa hundert Fuß lang und von Mauern umgeben war. Als er durch eine niedrige Thür eintrat, schrak er zurück vor einem gräßlichen Anblick; — gefräßige Geier zerhackten einen menschlichen Leichnam. Nur reiche Leute können die Kosten des Verbrennens bestreiten; die Aermeren werden begraben oder man schafft die Todten nach dem Wat Seked, wo sie innerhalb jener beiden Räume den Vögeln vorgeworfen werden. Am 11. Januar besuchte Schomburgk diese Pagode zum zweiten Male und fand dort rege Thätigkeit. Emsige Arbeiter schlugen leichte Tempel auf, Decorationsmaler bepinselten die Wände mit Bäumen, Schiffen und dergleichen Gegenständen. Alles wurde theatralisch aufgeputzt, denn Phra Nai Saravint, die Hauptfrau eines hohen Würdenträgers, war vor mehreren Monaten gestorben und sollte nun verbrannt werden. In den eben geschilderten

Räumen saßen auch jetzt die gefräßigen Geier, ohne sich durch den Lärm ringsumher stören zu lassen; sie hatten die kahlen Köpfe unter die Federn gesteckt, ihre Flügel hingen träg herab; sie waren satt von einer reichlichen Mahlzeit. Auf Bambusstäben waren zwei Schädel aufgepflanzt, die dazu gehörenden Leichen lagen in einem Wasserpfuhle, der sich in der Mitte befindet, und die Geier hatten sich an ihnen eine Güte gethan, ein Liebespaar war ihnen zum Fraß hingeworfen worden. Schomburgk erzählt ausführlich die traurige Geschichte. Der buddhistische Talapoine soll stets keusch sein; es gilt schon für Sünde, wenn er mit einer Frau oder einem Mädchen auf derselben Matte sitzt, und aus ihrer Hand etwas anderes annimmt als Brot oder Almosen. Insgeheim darf er nie mit einer Frau sprechen, es wäre Sünde; ja er darf nicht einmal husten oder niesen, um die Aufmerksamkeit von Mädchen auf sich zu lenken; — es wäre Sünde. Aber Phra Sang, Priester in der Pagode Seked, liebte Ma Op Schui, ein Mädchen, das in des Königs Palaste diente und die Neigung des Talapoinen erwiederte. Unter dem Vorwand, ihre Eltern in der Stadt zu besuchen, begab sie sich zu ihm. Einst war sie in seiner Zelle, da hörte Phra Sang Tritte nahen. Rasch verbarg er die Geliebte in einem Nebenzimmer, in welchem die heiligen Bücher der Pagode in großen Kisten aufbewahrt werden, und ihm war die Obhut derselben anvertraut, er war Bibliothekar des Wat. Unglücklicherweise war der Mann, dessen Tritt das Liebespaar vernommen hatte, einer der Oberen, welcher einige Bücher aus der Bibliothek holen wollte, dort fand er die arme Ma Op Schui. Das ungeheure Verbrechen kam zu Tage, die Sünder wurden der Behörde übergeben und zur Enthauptung verurtheilt; ihre Köpfe sollten auf Bambuspfähle gesteckt und die Leiber den Geiern vorgeworfen werden. Der König milderte das Urtheil, indem er zugab, daß die Köpfe erst nach dem Tode der Sünder abgeschnitten werden sollten. Aber die beiden Liebenden, obwohl in verschiedenen Kerkern verwahrt, fanden Gelegenheit sich Gift zu verschaffen. Beim Verbrennen der vornehmen Dame Phra Nai Sarapint war Schomburgk zugegen. Der für sie errichtete Tempel erinnert an ägyptischen Styl; das Innere war schwarz angestrichen und mit Gold verziert, mit farbigen Laternen und Reverberen aufgeputzt, und der Katafalk, eine große Urne, stand zwischen vier hohen Säulen. An den Außenwänden des Tempels waren alle denkbaren Sachen, Leuchter, Curiositäten rc. aufgestellt und das Ganze glich einem Bazar. Es ist Sitte, daß man alle Geräthe und Kostbarkeiten, welche einem Verstorbenen angehören, bei der Leichenfeier ausstellt. In den verschiedenen Nischen stimmten Talapoinen Klagelieder an; Andere lagen der Länge nach auf den Boden hingestreckt und thaten nichts. Eine große Menge Volk hatte sich herbeigedrängt und kümmerte sich weniger um die Todte, als um die verschiedenen Gruppen von Possenreißern und chinesischen Komödianten, welche zu Ehren der Leiche Vorstellungen gaben; diese würdigen Leute declamirten und schrieen, man schlug die Pauken, blies auf Seemuscheln, wirbelte auf dem Trommelfell, auch hübsche Tanzmädchen fehlten nicht. Der Hauptschaubühne gegenüber war ein reich mit Gewändern, Teppichen und Blumengewinden verzierter Söller aufgeschlagen, an dessen Stufen eine Schaar von weiblichen Kriegern den Dienst einer Ehrenwache verrichteten; sie trugen mit Gold verzierte Röcke von schwarzem Sammet. Auch der erste König hatte eine Abtheilung seiner Garde gesandt. Auf dem Söller befand sich Se. Majestät nebst Hauptfrau. Abends wurde der Tempel beleuchtet und ein großes Feuerwerk abgebrannt, bei welchem feurige Drachen, phantastische Roßgestalten, Löwen, Tiger, Ungeheuer aller Art die zahlreiche Menge der Zuschauer entzückten. Und dazu ertönte ein wahrhaft höllischer Lärm. Dergleichen Scenen im fernen Morgenlande haben für jeden Europäer etwas eigenthümlich Ergreifendes.

Archäologische Entdeckungen.

Wir erwähnten bereits vor einiger Zeit, daß die Ausgrabungen der Ruinen von Carthago jetzt nicht nur, wie bisher, vom Engländer Davis, sondern auch von Beulé, dem Pariser Professor der classischen Archäologie, geleitet würden. Derselbe hat seine Nachsuchungen auf dem abschüssigen Theile der ehemaligen Byrsa als der Akropolis begonnen, die sich im Mittelpunkt des alten Carthago erhob. Allein da über den punischen Trümmern die Reste von mächtigen Römerbauten und über diesen wieder die Gemäuer der mittelalterlichen und heutigen Bevölkerung liegen, so sind die Aufdeckungen der ursprünglichen Stadt mit großen Schwierigkeiten verbunden. Nach Wegräumung einer Schuttmasse von 45 Fuß Höhe traf Beulé mit seinen Arbeitern endlich auf die Einfassungsmauer der Burg, die aus Tuffsteinen von gewaltiger Größe erbaut ist. Die Steine sind sehr genau zusammengefügt, in ähnlicher Weise, wie man es an den Mauern des Tempels zu Jerusalem und vielen andern griechischen und etruskischen Bauten gewahr wird. Bald darauf fand man eine zweite Ruine, eine Art Thurm, der bis zu einer Höhe von circa 16 Fuß erhalten ist. Die Ruine besteht aus einem von einer Mauer umschlossenen Raum, in dessen Innerem sich sehr sorgfältig im Boden ausgehauene parallele Arkaden befinden. Unmittelbar auf dem Boden liegt eine 2—3 Fuß dicke Schichte von Asche, Glasscherben, zerbrochenem Geschirr und geschmolzenem Metall, sprechende Zeugen des furchtbaren Brandes, der in siebenzehn Tagen unter den Augen Scipio's die schöne und große Stadt zerstörte. Während ein Theil von Beulé's Leuten aber in Süden arbeitete, war ein anderer von ihnen im Osten auf der Seite der Byrsa beschäftigt, die gegen das Meer hinsieht. Dort stehen die Ruinen eines römischen Aesculaptempels, die man nicht weiter bloslegen kann, weil darauf eine christliche Kirche erbaut worden ist. — Im Anschluß an diese Notizen erwähnen wir, daß das Erscheinen einer Schrift von Wahu, „Une ville déshéritée“, Herrn E. Lettré im Journal des Debats veranlaßt hat, zu Ausgrabungen in Scherschel, der alten Julia Cäsarea, einst Residenz des Königs Juba von Mauritanien, aufzufordern. Welche Schätze noch dort zu heben sind, mag daraus erhellen, daß bei Anlegung eines Gartens, unweit von Scherschel, auf einer Fläche von 1260 Fuß eine weibliche Marmorstatue, ein Kopf, das Bruchstück einer Inschrift, vier riesige Säulensockel, zwölf Fragmente von Säulen im Durchmesser von 2½ Fuß, Alles in Marmor, sowie in Granit zwei Säulen von 10 Fuß Länge und in Lava zwei römische Mühlen ausgegraben wurden.

Die Dauer der europäischen Kriege.

Das „Magazin für die Litteratur des Auslandes“ machte neulich auf das merkwürdige Factum aufmerksam, daß seit der ersten französischen Revolution, dem Ausgangspunkt der neueren Kriegsgeschichte, kein einziger Krieg in Europa außer den kurzen Feldzügen von 1815 u. 1819 ein so schnelles Ende erreicht habe, als der jüngste Kampf zwischen Oesterreich einer- und Sardinien und Frankreich andererseits. Der erste Coalitionskrieg, den Frankreich gegen Oesterreich, England, Preußen, Spanien, Sardinien, Holland und einige kleinere Staaten führte, brach am 20. April 1792 aus und ward, nachdem der Kaiser Franz von allen seinen Verbündeten auf dem Continent verlassen worden war, am 18. April 1797 durch die Friedenspräliminarien von Leoben, denen der Friede von Campo-Formio folgte, beendigt, dauerte also volle fünf Jahre. Der zweite Coalitionskrieg, an dem sich hauptsächlich Oesterreich und Rußland betheiligten, begann im December 1798 und schloß zwei und ein viertel Jahr nachher, am 9. Februar 1801, mit dem Frieden von Luneville; England aber, das nach dem Frieden von Campo-Formio den Kampf allein fortgesetzt hatte, machte erst am 27. März 1802 zu Amiens einen neuen Frieden, um schon in Jahresfrist die Waffen wieder zu ergreifen und sie erst nach vollständiger Beruhigung Europa's

aus der Hand zu legen. Auf dem Continent entbrannte am 9. September 1805 zwischen Oesterreich und Rußland einer- und Frankreich andererseits ein dritter Krieg, der indeß schon am 26. December desselben Jahres, also nach kaum vier Monaten, durch den von Oesterreich eingegangenen Frieden von Preßburg abgebrochen wurde. Der Krieg Napoleons gegen Preußen und Rußland begann im September 1806 und endigte am 7. Juli 1807 mit dem Frieden von Tilsit, d. h. er hatte eine Dauer von zehn Monaten. Der Krieg von 1809, in dem Oesterreich allein gegen Frankreich und seine süddeutschen Alliirten und Vasallen stand, währte vom 8. April bis 12. Juli, an welchem Tage der Znaymer Waffenstillstand abgeschlossen wurde, also erreichte er sein Ende nach drei Monaten. Der große Kampf Napoleons Anfangs gegen Rußland allein, dann gegen das verbündete Europa brach am 24. Juni 1812 mit dem Uebergang über den Niemen aus und fand seinen Abschluß sieben Vierteljahre später durch den Einzug der Alliirten in Paris am 31. März 1814. Nach einer Waffenruhe von fast vierzig Jahren, die nur durch partielle Kämpfe in Spanien, Italien, Ungarn und der Türkei gestört wurde, begann im October 1853 der orientalische Krieg, der durch den Vertrag von Paris am 30. März 1856 beendet wurde. In diesem Jahre endlich war der Uebergang der Oesterreicher über den Ticino am 28. April der erste Act eines gegen Sardinien und Frankreich geführten Krieges, dem schon nach zwei und einhalb Monaten am 11. Juli die Friedenspräliminarien von Villafranca folgten.

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Unter den Romanen der jüngsten Zeit nimmt „Werner Thormann“ von **Ludwig Rosen**, dem pseudonymen Verfasser des „Buchenhofes“, einen sehr beachtenswerthen Rang ein. Wie jenes frühere Werk, so fesselt auch die neueste Schöpfung des begabten Autors durch das frische, warme Leben, die Anschaulichkeit und Plastik ihrer Schilderungen in hohem Maße. — Werner Thormann ist ein ächt deutscher Charakter, einer jener jugendlichen Enthusiasten, wie sie sich in unserm Volke immer so zahlreich vorfanden, einer jener Schwärmer und Sprudelköpfe, bei denen das Herz stets über den Verstand triumphirt, die deswegen oft irren und fehlen, die aber durch die Schule des Lebens und seine harten Prüfungen zuletzt doch noch geläutert und zu wahrer reifer Männlichkeit geführt werden. Als Student in die burschenschaftlichen Untersuchungen gezogen, muß der Held des Romans flüchtig werden; aus idyllischer Verborgenheit in einem Forsthause, wo die Liebe des hübschen Försterkindes seine Tage versüßt, reißt ihn ein Denunciant hervor; später wird er Hauslehrer in einer adeligen Familie, muß dieselbe aber wegen eines zärtlichen Verhältnisses zum jungen Fräulein verlassen und geht nun nach Algier unter die Fremdenlegion. Dieser Abschnitt enthält im höchsten Grade fesselnde, farbenreiche, wenn auch mit etwas fremdartigem, allzu romantischem Colorit ausgestattete Schilderungen. Aus Africa kehrt Werner Thormann nach Deutschland zurück, um Anfangs mit den Revolutionären des Jahres 1848 gemeinschaftliche Sache zu machen, dann aber sich noch zu guter Zeit dieser Gesellschaft zu entziehen und endlich des Glückes eines eigenen Herdes und sicherer Häuslichkeit theilhaft zu werden. Er heirathet die liebliche Tochter aus der Försterei, und so schließt das Ganze nach vielen Dissonanzen versöhnend und voller Harmonie. Die Manier des Rosen'schen Romans erinnerte uns unwillkürlich an Steubs „deutsche Träume“ oder auch an Gottfried Kellers „grünen Heinrich“. Es ist gewiß, daß der Autor von „Werner Thormann“ ein ausgewähltes Erzählertalent besitzt und die Gabe der Charakteristik in hohem Grade sein eigen ist. Technisch durchgebildet ist er noch nicht; im Entwurfe begegnet uns noch manches Sprunghafte, Unfertige, und auch sprachlich wird manche Flüchtigkeit bemerkbar, doch läßt sich von der ferneren Entwicklung seiner Fähigkeiten viel Gutes hoffen. Ludwig Rosen soll, wie es heißt, der angenommene Name des Gymnasiallehrers Jüngst in Elberfeld sein.

Herrmann Marggraf in Leipzig geht mit dem Gedanken um, eine neue Auflage seiner vor ungefähr zwanzig Jahren erschienenen und damals großes Aufsehen machenden Schrift „Deutschlands jüngste Litteratur- und Culturepoche“ durch mannichfache Zusätze zu einer Litteraturgeschichte der Gegenwart zu erweitern. Das würde nach den Arbeiten von Mundt, Julian Schmidt, Rudolph Gottschall und Robert Prutz das fünfte Werk mit dem erwähnten fesselnden Thema sein. Proben aus dem betreffenden Buche von Prutz theilte in letzter Zeit das „Deutsche Museum“ mit, doch müssen wir gestehen, daß dieselben unsere Erwartungen keineswegs befriedigt haben.

M. Solitaire nennt sich in der Litteratur Herr Woldemar Nürnberger, Arzt und Wundarzt in Landsberg a. d. Warte, soviel wir wissen, Sohn des ebenfalls in der preußischen Neumark ehemals wohnhaften Postmeisters Nürnberger, der seiner Zeit als Poet und Astronom aus Liebhaberei bekannt war. Von M. Solitaire lesen wir: „Das braune Buch“ (Leipzig bei Hübner). Der starke Band umfaßt Altes und Neues aus des Dichters Leben und Denken, Novellen, Phantasiestücke und Historien; die letztere Bezeichnung erinnert an Weisflog sel., den Nachahmer Callot-Hoffmanns, ein Mittelding von diesem und Van der Velde, aus der Abendzeitungsperiode der Erzählungslitteratur. Wir finden im „braunen Buche“, das jedoch mit Crebillons Contes bruns nichts gemein hat, phantastisch groteske Skizzen, psychologische Curiositäten, Nachtschatten, die ein erhitztes Gehirn beim Dampf des Punsches und der Cigarre in der Geisterstunde heraufbeschwört, aber nicht festhalten kann. Eine Reminiscenz aus des Erzählers Studienzeit führt uns nach Berlin, ein nordisches Reisebild nach dem dänischen Archipel, mehrere andere „Phantasiestücke“ mitunter in „Breughels Manier“ nach Italien. Die Phantasie gefällt sich oft in krampfhaften Zuckungen, ein Notturno voll Banditenstücke. „Die Lockung des Wunderbildes“ läßt recht den Mangel der stetigen Ausführung vermissen, die selbst Ossianische Nebelgestalten, sollen sie uns fesseln, nöthig haben. Man kann M. Solitaire den letzten Enkel Callot-Hoffmanns nennen.

Die deutsche Brieflitteratur hat sich auch noch auf **Heinrich Stieglitz**, den Dichter der „Bilder des Orients“, den Gatten der unglücklich genialen Charlotte, ausgedehnt. Ein Neffe des Dichters, Louis Curtze in Corbach, hat von der Familie die in München hinterlassenen Papiere erhalten und brachte vorläufig „Briefe von Heinrich Stieglitz an seine Braut Charlotte“. Es sind außer einzelnen Gedichten die theils harmlos einfachen, theils enthusiastisch entzückten Briefe des Dichters an Charlotte Willhöfft aus der Zeit eines fünfjährigen Brautstandes 1823—28. Der Herausgeber gab sie in Auswahl; doch konnte er strenger, dünkt uns, auswählen, falls die Gabe nicht blos für die Familie bezweckt wurde. In seiner Hand ist vom Nachlasse noch außer vielen Aufzeichnungen des Dichters, Tagebuchsblättern und Briefen ein lyrisches Epos in zwei Gesängen: „Venedigs Auf- und Niedergang“, das schon längst die Cotta'sche Handlung bringen wollte. Auf dies Poem wäre die Theilnahme des Publicums am meisten gerichtet. Der innig zarten und tiefen Charlotte hat Th. Mundt seiner Zeit ein „Denkmal“ gesetzt. Sollte der theure Schatten wieder heraufbeschworen werden, so würden es ihre Briefe sein, welche der Vergessenheit entrissen zu werden verdienten, um den wunderbaren Geistesgang eines edlen, seltenen Weibes verfolgen zu können, die in Stieglitz das Ideal eines Dichters sah und an seiner zwiespaltig gearteten Natur zu Grunde ging. Die Briefe Charlottens behält sich die Familie noch vor.

Zwei Convertiten ihres Glaubens werden nächstens mit neuen schriftstellerischen Erzeugnissen vor das Publicum treten, das einst sehr häufig und aller Orten von ihnen sprach, das aber jetzt schon

sie fast ganz vergessen zu haben scheint. **Daumer**, der bekannte Wortführer für Caspar Hauser, wird in einer eignen Broschüre die Motive zu seiner „Conversion" demjenigen ausführlich erzählen, welcher sie überhaupt kennen zu lernen wünscht, und **Ida Gräfin v. Hahn-Hahn** glaubt uns die Resultate ihrer frommen und gelehrten Studien über die Kirchenväter, zunächst über die der orientalischen Kirche, offenbaren zu müssen.

Johannes Scherrs bekanntes Prachtwerk „Schiller und seine Zeit" erscheint nun auch mit Hinweglassung der Kupfer, in kleinerem Format und einfacherem Kleide als „Volksausgabe", die sicherlich sich eine sehr weite Verbreitung erringen wird. Die treffliche, von ernster Forschung, wie von Enthusiasmus für den Gegenstand gleich sehr zeugende Arbeit verdient es in hohem Grade, auch in den Familienkreisen unseres Bürgerstandes Aufnahme zu finden.

Der als Geschichtsforscher bekannte Archivar Dr. **Ennen** in Cöln hat sich mit Dr. **Eckertz** zur Herausgabe der Urkunden im Cölner Archiv entschlossen. Das für die Geschichte des Niederrheins so wichtige Werk wird mit der Edition des sprachlich und historisch gleich wichtigen Eidbuches beginnen und besonders auch für die Geschichte der Hanse viel neues Material herbeitragen.

Der erste Band von **Victor Hugo's** neuem Werke „La Légende des Siècles" wird in sechs Abschnitte zerfallen, deren erster „von Eva bis Christus" reicht. Der zweite umfaßt den Verfall Roms, der dritte den Islam, der vierte den christlichen Heldencyclus, der fünfte das Ritterwesen, dessen Schauplatz Deutschland und besonders die Ufer des Rheins sind, sowie der sechste die Geschichte der abendländischen Throne. Einige Proben, welche die „Revue des deux mondes" von dem sich besonders durch großartige, massenhafte Conception auszeichnenden Gedichte mittheilte, lassen dasselbe zwar nicht als eine so großartige Schöpfung erscheinen, wie die Pariser Presse im Voraus schon daraus machen will, doch wird das Werk sicherlich eines der besten, verständigsten und poesievollsten der V. Hugo'schen Muse werden.

Der berühmte italienische Roman Manzoni's „die Verlobten" ist nach der sechsten vielfach veränderten Ausgabe des Originals in einer deutschen Uebersetzung von **Ludwig Clarus** erschienen, der auch eine litterarhistorische Einleitung beigegeben ist. Der Roman kann sich mit einem höchst anerkennenden Urtheile Goethe's brüsten, der über ihn sich also aussprach: „Der Eindruck ist der Art, daß man immer aus Bewunderung in Rührung und aus Rührung in Bewunderung fällt und niemals aus einer dieser großen Wirkungen herauskommt."

Bildende Kunst.

Karl Steinhäuser in Rom ist in letzter Zeit außer mit dem vom König von Preußen angekauften Candelaber noch mit zwei anderen Werken beschäftigt gewesen, die von der feinen Erfindungsgabe dieses ältesten Schülers von Rauch ebenso rühmliches Zeugniß ablegen, wie von seinem großen Formtalent und der geistigen Durchdringung der Stoffe, die seinem Genius stets in hohem Grade möglich war. Das eine der beiden Werke ist das Modell zu einer Mignonstatue, die besonders auch deswegen bemerkenswerth sein wird, weil, soviel wir wissen, bisher noch Niemand daran ging, die romantischste Frauenschöpfung Goethe's, deren Idealbild in der Malerei wir von Ary Scheffer besitzen, auch in der Sculptur plastisch darzustellen. Eine zweite Arbeit, die jetzt in seinem Atelier steht, ist eine von frommer Weihe durchdrungene, tief gefühlte Gruppe: Ansgarius, der Apostel des scandinavischen Nordens, der einem Sclaven das Joch abnimmt.

Bis zum Gusse fertig sind die Standbilder für zwei kolossale Denkmäler, welche künftighin München und Pesth angehören sollen. Wir meinen die Reiterstatue des Königs Ludwig von Bayern, die Professor **Widnmann**, sowie das Monument für Erzherzog Joseph von Oesterreich, den letzten Palatin von Ungarn, welches Professor **Halbig** zu modelliren den Auftrag erhielt. Beide Künstler sind an ihre Arbeit mit so viel Verständniß und feiner, geschickter Hand gegangen, wie es Schwanthaler'schen Schülern geziemt. Ihre Statuen werden den beiden Städten, welche sie bei ihnen bestellten, wahrhaft zur Zierde gereichen.

Albert Adam, der Senior und Patriarch der Adam'schen Künstlerfamilie, ist vom König von Bayern beauftragt worden, für das Maximilianeum eine große historische Composition, d. h. ein Gemälde der Schlacht von Zorndorf, zu entwerfen. Der greise Maler ist an dies Werk mit dem ganzen Feuereifer seiner ihm in vollster Jugendfrische verbliebenen geistigen Kräfte gegangen.

Karl Rahl ist nach Vollendung der Porträts des griechischen Königspaares nochmals mit Arbeiten für den Baron Sina beschäftigt, und hat sich von Athen direct nach Venedig begeben, um dort den freiherrlichen Palast mit Fresken in altvenetianischem Style zu schmücken.

Eugen Neureuther, neben Kaulbach das berühmteste und genialste Glied der Cornelius'schen Schule, der in seiner witzigsinnreichen Manier mit Moritz von Schwind zu vergleichende Meister des Weimarer Wielandsaales und der Randzeichnungen zu Goethe's Balladen und Romanzen, hat in einer Federzeichnung: „die Gänsemagd" nach Grimms Märchen, eine neue herrliche Probe seines blühenden, phantasievollen Arabeskenstyles abgegeben. Das kleine Meisterwerk ist jetzt in Dresden ausgestellt, und eben da sieht man von dem Künstler auch noch ein schönes Erinnerungsblatt an Rom, eine farbenreiche Aquarelle, sowie ein in Conception und Malerei gleich poetisches Oelbild „Ariccia".

Eduard Steinle ist mit dem Cölner Magistrat noch immer zu keinem Vergleich über das Schicksal seiner Museumsfresken gekommen. Mittlerweile ist der Künstler aber aus Cöln weggegangen und lebt jetzt in Münster, wo er mit Entwürfen zu Fresken für die Aegidikirche beschäftigt ist. Unter anderen seiner Schüler wird an der Ausführung dieser Fresken auch Joseph Anton Settegast, der bekannte Schwiegersohn Philipp Veits, Theil nehmen, während das Altarbild für die genannte Kirche Steinle selber malt.

In Paris starb vor kurzem einer der ausgezeichnetsten und bekanntesten Caricaturisten Frankreichs, der 1804 in der Schweiz geborene Traviès. Er war ein Schüler von Heim und debutirte als Maler zuerst im Jahre 1823. Popularität erwarb er sich namentlich als Mitbegründer und Mitarbeiter des „Charivari", sowie als Meister der berühmten satyrischen Composition „les Mayeux". Seine Caricaturen hielten sich meist auf politischem Boden, doch gehörten einige auch dem socialen Genre an. Im Pariser Salon von 1853 sah man von ihm sehr gelungene Porträts, sein letztes Werk aber war ein religiöses Gemälde, „Jesus und die Samariterin."

In der Kohler'schen lithographischen Anstalt zu München ist eine Reihe von Steindrücken erschienen, die in Feinheit der Zeichnung, Schärfe der Umrisse, Sauberkeit des Drucks und bewundernswerther Farbennuancirung das Größtmögliche leisten, was die Lithographie zu leisten im Stande ist. Die 39 meisterlichen Blätter enthalten Nachbildungen der bekannten Fresken aus dem griechischen Befreiungskampfe, mit denen Peter v. Heß, der jüngere Bruder Heinrichs v. Heß und neben dem oben erwähnten Albrecht Adam einer der trefflichsten älteren Pferde- und Schlachtenmaler Münchens, die Arcaden des Hofgartens ausgeschmückt hat.

Das „Madonnenalbum" liegt jetzt vollständig vor und nimmt unter den Sammlungen photographischer Nachbildungen aus neuerer Zeit einen sehr beachtenswerthen Rang ein. Es enthält im Ganzen die Copien von zwölf berühmten Madonnenbildern. Die zwei von Leonardo da Vinci sind Köpfe von großer Formenreinheit, womit sich ein eigenthümlich zarter Ausdruck und ein Anflug vornehmer Geistigkeit verbindet. Von Raffael sind sechs Madonnen da, die in die Entwickelung seines Genius einen interessanten Blick

thun lassen, darunter die Madonna Sixtina, das Ideal aller Muttergottesbilder, und ferner die Madonna della Sedia, Madonna della Tenda und la Vierge à la Légende. Die Madonna Correggio's ist eine Gestalt von durchaus irdischer Art, aber voll reicher süßer Lieblichkeit und heiterer Jugendanmuth. In der Tizianischen steigert sich das Irdische fast zum häuslich Soliden, während in der von Guido Reni schon eine Art von sentimentalem Pathos, sowie in der von Sassoferrato eine dem Modernen verwandte Anmuth und Innigkeit bemerkbar wird.

Das alte Museum in Berlin wird eine zweite Thüre erhalten, welche das Werk dreizehnjähriger Arbeit ist und welche in Kolossalität des Ganzen, sowie in Feinheit des Details sogar die berühmten Thüren an der St. Magdalenenkirche und am Pantheon zu Paris übertreffen dürfte. Sie nimmt eine Höhe von über 17 Fuß ein, wiegt 150 Centner und kostet nicht weniger als 24,000 Thaler. Der Plan des gesammten Werkes rührt von Stüler her, während mit der Ausführung verschiedene Künstler und Handwerker Berlins beschäftigt gewesen sind. Besonders reich und schön ist die Ausschmückung der beiden Flügel der Thüren mit Arabesken und allegorischen Figuren.

Theater und Musik.

Nächst dem Hamburger Thaliatheater und der Bühne in der Berliner Friedrich-Wilhelmsstadt ist im verflossenen Theaterjahre vom 1. Juli 1858 bis 30. Juni 1859 die städtische Bühne zu Breslau unter Schwemers Direction die fleißigste von allen ihren deutschen Colleginnen gewesen, was das Vorführen von Novitäten anlangt. Es fanden während der angegebenen Zeit im Ganzen 173 verschiedene Vorstellungen statt, und zwar bestanden dieselben aus 13 Trauerspielen, 22 Schauspielen, 60 Lustspielen und Possen, 31 ernsten und 22 komischen Opern, 16 Singspielen sowie 9 Ballets. Neu waren 4 Trauerspiele: Gottschalls „Mazeppa", Laube's „Montrose", O. Ludwigs „Maccabäer" und Joseph Weilens „Tristan", worunter das erste und letzte in Breslau überhaupt zum ersten Mal auf die Bretter kam; ferner 5 Schauspiele: „Die Macht der Vorurtheile" von Elisabeth Marr, „Heinrich von Schwerin" von G. v. Meyern, „das Testament des großen Kurfürsten" von Putlitz, „Philippine Welser" von Redwitz, und „der Copist" aus dem Französischen; weiter 21 Lustspiele und Possen, von denen wir außer der „Anna-Lise" und May's „Courier in die Pfalz" nur Arthur Müllers „Verschwörung der Frauen" und Ida v. Kellers „Glänzende Partie" erwähnen wollen, als diejenigen Stücke, die gleichfalls die Breslauer Direction zuerst einzustudieren wagte; sowie endlich 10 Opern, z. B. „Santa-Chiara" vom Herzog zu Coburg, Rich. Wagners „Rienzi", Verdi's „Hernani", Gustav Schmidt's „Weiber von Weinsberg" und drei von den Offenbach'schen „Bouffes parisiennes". Um einzelne Autoren zu nennen, so wurden im älteren Repertoire Stücke von Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller, Kotzebue, Iffland, Kleist, Töpfer, Bauernfeld, Feldmann, Gutzkow, Laube, Benedix u. A. gegeben — wie man sieht, ein ziemlich vollständiges Verzeichniß der bekannteren Autoren, in dem auffälliger Weise nur z. B. G. Freytag fehlt. Besonders interessant ist aber ein Blick in das Breslauer Opernrepertoire, welches außer den aller Orten aufgeführten Opern von Mozart, Beethoven, Weber, Meyerbeer, Rossini u. A. auch viele jetzt nur noch höchst selten, vielleicht eben blos in Breslau gegebene Werke enthält, wie Boieldieu's „Rothkäppchen", Fioravanti's „reisende Operisten", Gretry's „Grabmal des Mufti", „Mehnls „Je toller, je besser" und Weigl's „Adrian von Ostade". Nur die Opern von Gluck werden gänzlich vermißt.

Es wurde in letzter Zeit viel von einem Directionswechsel in der einst so volksthümlichen und für die deutsche Theatergeschichte so wichtigen Wiener Josephstadt gesprochen, doch erklärt sich jetzt der „Zwischen-Act" ermächtigt, das betreffende Gerücht in Abrede zu stellen. Der Hauptgläubiger zieht es nämlich vor, „in der Stille zu wirken" und, ohne den oft compromittirenden Titel eines Directors anzunehmen, doch factisch das Ganze zu leiten. Solcher geheimen „Mitdirectoren" mag es in Deutschland ziemlich viele geben. Der Director Hoffmann leitete die Bühne in Frankfurt a. M., ehe Roderich Benedix ihr Intendant wurde, mit Sachkenntniß, Fleiß und redlichem Willen. Auch waren die Cassenresultate, die er erzielte, so günstig, daß er vor einigen Jahren als ziemlich bemittelter Mann nach Wien ging. Die Erbauung einer neuen Bühne daselbst, des sogenannten Thaliatheaters, verschlang aber gleich so viel von dem Ersparten, daß ihn nur ein fortwährender zahlreicher Besuch seines Hauses vor Verlegenheiten hätte retten können; doch weiß man, daß von den Wiener Vorstadtbühnen nur das Karlstheater von jeher glänzende Geschäfte machte, und so geschah es denn auch Hrn. Hoffmann, daß seine Erwartungen ziemlich herb getäuscht wurden. Vielleicht vermag das Wiederauftreten seiner Gattin Marie geborene Baumeister die Theilnahme des gebildeten Publicums von neuem der Josephstadt zuzuwenden. Dieselbe, aus einer bekannten und weitverzweigten Künstlerfamilie stammend, eine Schwester des Berliner Hofschauspielers Wilhelm und des Wiener Hofschauspielers Bernhard Baumeister, sowie Tante der vielversprechenden Antonie Baumeister von der Berliner Friedrich-Wilhelmsstadt, war einst als Anfängerin in Leipzig engagirt und bildete sich später zu einer der bedeutendsten deutschen Künstlerinnen aus, die Jahre lang neben K. Devrient und Kaiser die Hauptzierde des hannöverschen Hoftheaters war. Ihre Leistungen im tragischen Fach waren ebenso schön und hervorragend, wie die im Lustspiele und im feinen Conversationsstücke.

Die Wiener Hofburg sollte nach ihren sechswöchentlichen Ferien mit dem Grillparzer'schen Drama „des Meeres und der Liebe Wellen" wieder eröffnet werden, doch ward an dessen Statt schließlich noch „Cabale und Liebe" eingeschoben. Der Grund dafür war folgender. Auguste Rudloff, jene junge Künstlerin, die erst vor einigen Monaten dem Personal der Wiener Hofburg eingereiht worden war, hatte derselben, und damit der Bühne überhaupt schon wieder Valet gesagt, indem sie von der Clausel ihres Contractes Gebrauch machte, wonach Schauspielerinnen, wenn sie sich verheirathen, alsogleich aus dem Engagement entlassen werden können. Sie hat sich nämlich unerwartet schnell in die Ehe begeben und einem reichen britischen Marinecapitän, Lord Man, ihre Hand gereicht. Das deutsche Theater verliert in ihr eine seiner hoffnungsvollsten Repräsentantinnen, denn wenn man von einer aus dem jüngeren Nachwuchs unserer Künstlerinnen sagen konnte, sie gebe der Hoffnung Raum, einst eine zweite Marie Seebach zu werden, so war das eben keine Andre, als Frln. Rudloff. Auf den Brettern der Wiener Hofburg erschien dieselbe, die ihrer berühmten Collegin auch äußerlich sehr ähnelt, schon als Kind in kleinen Partien, wie z. B. als Walther Tell; weil man ihr anmerkte, welch Großes verheißendes Talent sie besitze, gab man ihr auf Staatskosten die Mittel zur weiteren Ausbildung und ließ sie dann an mehreren Provinzialtheatern, z. B. in Brünn und Prag, Engagements annehmen, mit der Bedingung, daß sie einst als fertige Künstlerin an die kaiserliche Bühne, von der sie ausgegangen, zurückkehren sollte. Dies geschah denn zu Anfang des Sommers, und die Stimme des Publicums entschied sich alsbald dahin, daß mit ihr das durch den Abgang der Seebach verwaiste Fach tragischer Liebhaberinnen endlich nach vielfachem Experimentiren wieder würdig besetzt worden sei. Ihr Gretchen, ihre Desdemona, ferner ihre Lady Rutland im „Essex", vor allem aber die Grillparzer'sche „Hero" galten in den Augen der Wiener Kritik geradezu als classische Leistungen, und ihr ganz unvermutheter Abgang wird allgemein als ein schwerer Verlust für die Hofburg nicht nur, sondern für die Kunst überhaupt angesehen.

Auber's „Maskenball", eine Oper, die wohl so ziemlich die Runde über alle deutschen Bühnen gemacht hat, war bisher in Berlin noch nicht gegeben worden, doch soll dies binnen kurzem nun auch geschehen. Die weibliche Hauptrolle der Oper soll

Frln. Wippern übernehmen, jene, wie die Berliner Kritik sich schon mehrfach ausdrückte, mit einer wahren „Sirenenstimme" begabte junge Sängerin, die Herr v. Hülsen in ihrer Verborgenheit aufgespürt und für das königliche Theater gewonnen hat. In ähnlicher Weise ist übrigens der genannte Herr vor kurzem noch einmal glücklich gewesen. Er fand einen Tenoristen Woworsky, der in seiner Kunst zwar noch ganz und gar Anfänger ist, dessen Stimme aber als ein fast noch nicht dagewesenes Phänomen von Kraft und Wohlklang gerühmt wird. Das gesammte Berliner Publikum ist entzückt über diesen Fund und hat den jungen Herrn Woworsky bereits zu seinem Mignon erhoben. Wir bemerken hierzu noch, daß auch in den künstlerischen Kreisen von Leipzig die Rede geht, es werde in der bevorstehenden Saison ein jetzt noch im Lernen begriffener Sänger zum ersten Mal vor die Oeffentlichkeit treten, dessen Stimme an die von Tichatscheck in seiner Blüthezeit erinnern soll.

Das Pariser Variététheater brachte als Neuigkeit ein lustiges, durch seine Satyre ausgezeichnetes Stückchen „les Chevaliers du pince-nez", eine Verspottung der modischen Lorgnons und Augenzwinker, durch welche die Ritter der freiwilligen Kurzsichtigkeit, „von deren Augen statt der Thränen das schwarze Band niederrinnt," auf sehr pikante Weise lächerlich gemacht werden.

In den Dörfern Erl und Sebi am rechten Ufer des Inn, von Kufstein abwärts dicht an der bayrischen Grenze, finden gegenwärtig von Bauern dargestellte Passionsspiele statt, die aus dem weitesten Umkreise ganze Schaaren von Zuschauern herbeilocken. Dort kann man die Leiden Christi, hier die Legende vom heiligen Nepomuk sehen. Das in Folge eines alten Gelübdes alle zehn Jahre und zuletzt 1851 zu Oberammergau in Oberbayern aufgeführte Passionsschauspiel hat Eduard Devrient in einer eigenen Broschüre seiner kunstgeschichtlichen und volksthümlichen Bedeutung nach besprochen. Die Aufführungen in Erl und Sebi stellen sich demselben ebenbürtig zur Seite, und sie werden als ungemein drastisch, frisch und voll des kräftigsten Lebens bezeichnet. Namentlich die mitspielenden Bäuerinnen sollen Neigung und Liebe zu der Sache offenbaren und mit der Naturwüchsigkeit ihres Spiels Erfolge erringen. Am meisten Jubel ruft stets die Scene hervor, wo der Verräther Judas Ischarioth sich aufhängt und dann von großen und kleinen Teufeln zur Hölle befördert wird. Ein drittes Bauerntheater ist im Dorfe Götting aufgeschlagen, wo ein Ritterstück mit Harnisch und Kolophoniumblitzen über die Bühne schreitet. Es betitelt sich „Richards und Wulfhildens Schicksale".

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 40. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 1. October.

Inhalt

Leben und Treiben in einem deutschen Gebirge.

Der September geht zu Ende. Herbstnebel steigen aus den grünen Thälern empor. Der graue Schleier legt sich dicht an düstere Tannenwälder, und die krystallhellen Tage werden seltener. Da nun Licht in der Landschaft das Hauptsächlichste, das Erste ist, so verliert sie an diesen trüben Tagen viel von ihrem Reize. Die Abende werden schon lang und kalt, und der Aussichtler, der Naturjäger, der Wanderer aus der Ferne, zieht heim aus den Bergen und eilt dem Gewühl der Städte zu. Der Herbst ist da, die Sommerfrische vorüber. Auch der Senne sagt den Matten und sonnigen Weiden Lebewohl; er fährt erst wieder zu Berg, wenn die Erde sich neu mit Blumen gekleidet hat, und der Kukuk seinen Ruf ertönen läßt.

Wir sind von den Höhen des Oetschergebirges herabgestiegen in das liebliche Donauthal. Dort oben hatten wir eine prachtvolle, erhebende Fernsicht. Zwar ist der Gipfel des großen Oetschers nicht über sechstausend Fuß hoch, aber er steht dennoch da als König unter den Bergen der österreichischen Alpen an der Grenze der Steyermark. Vor uns lag der größte Theil von Nieder- und Oberösterreich, ein großer Theil des steyerischen Alpenhochlandes, selbst Gebirgsstrecken des Salzburgischen erreicht das Auge, und nach Norden hin dehnt sich unabsehbar das fruchtbare Flachland aus mit unzähligen Ortschaften, durchzogen von der schimmernden Donau. Den äußersten Kimm begrenzen die sanften Höhen der mährischen und böhmischen Gebirge. Ohne Fernrohr gewahrten wir Linz und Enns; an heiteren Nachmittagen, wenn die Sonne zur Neige geht, liegt in vollem Lichtglanze die weite Ebene vor uns, während die Gipfel der fernen Hochalpen am westlichen und südwestlichen Horizont scharf ausgeprägt als dunkele Massen emporragen und ungemein deutlich hervortreten.

Das Oetschergebirge ist im übrigen Deutschland nur wenig bekannt, und trotz seiner Naturschönheiten wohl kaum von Anwohnern der Nordsee oder Leuten aus der Mark, die alljährlich in ganzen Schwärmen nach Süden ziehen, besucht worden. Und doch verlohnt es sich der Mühe, auch diese Alpengegend zu durchstreifen. Man erreicht sie bequem von Wien, noch besser von Linz aus. Hier benutzt man die Eisenbahn bis Enns, geht dann über Steyer nach Waidhofen an der Ypps und Gaming, von wo man auf einer guten Fahrstraße das Gebirgsdorf Lackenhof in einer Höhe von dritthalbtausend Fuß erreicht. Hier muß man übernachten, weil auf dem Gipfel des Oetscher noch keine Herberge steht wie auf dem Rigi, dem Brocken oder Inselsberg. Im Oetschergebiet ist noch Alles einfach und naturwüchsig; man wird in diesen Alpen nicht durch widerwärtige Habsucht geärgert, die für Naivetät gelten will, während sie mit dem Teller in der Hand jodelt, und Wasserfälle nur gegen baare Vergütung sehen läßt. Man ist noch so glücklich, das Geschlecht der Kellner mit glanzledernen Schuhen und pomadeduftenden Köpfen nicht zu erblicken; kein Wirth prellt uns und die Leute weisen uns zurecht, ohne dafür einen Schweizerfranken zu fordern. Sie sind noch frisch und unbefangen; die vielen Uebel, welche der Touristenschwarm im Gefolge zu haben pflegt, kennt man nicht. Im Oetschergebiet ist der „einsame Wanderer" noch eine Wahrheit, und er kann sich in aller Muße das eigenartige Leben biederer Alpenbewohner betrachten, die zum Glück noch nicht von der Civilisation abgeleckt oder in Zerrbilder verwandelt worden sind.

Begleiten wir die „Schwaigerin" aus dem Dorfe auf die Alm. Der längste Tag des Jahres ist vorüber, das Gras „unten" ist schon gemähet und als Heu eingebracht, der Johannistag gekommen, und mit ihm die Zeit des „Auftriebs". Jetzt erst kann man sagen, daß das Leben hoch oben auf der Alm erwacht sei. Das liebe Vieh soll nun hinauf, um das saftige Gras nebst den duftigen Blumen abzuweiden. Aber bevor es den bergenden Stall verläßt, reicht man ihm eine „Maulgabe". In Steyermark holt man am Tage vorher Erdreich von der Alm und mischt es, nebst drei Ameisen, dem Vieh unter das Futter. Man giebt ihm ferner Salz, Steinneidkraut, Teufelsveitschen, weißen Speik und einige andere Kräuter, die als Schutzmittel gegen Unfälle gelten. Alle Vorbereitungen zum Auszug sind getroffen; die Almerin hängt der Leitkuh die Almglocke um, und sobald sie ertönt, geräth alles Vieh in unruhige aber freudige Bewegung; es drängt in Hast nach der Thür, um ins Freie zu kommen, und brüllt aus voller Kehle. Das ist gleichsam der erste Gruß an die fette Weide. Alle Hausbewohner sind versammelt; der Vater,

dem die Thränen ins Auge treten, weil er sich von den lieben Kühen trennen muß, auf welchen sein Wohlstand beruhet, giebt der Magd gute Lehren und Weisungen, die sie schluchzend anhört. Endlich wird die ungeduldige Heerde mit Dreikönigswasser besprengt, zieht munter bergauf, und im Bauernhofe kehrt nun auf Monate eine tiefe Ruhe ein: die Ställe sind leer.

Um so regsamer wird es auf der Alm, wo das Vieh auf weiter Weide sich die würzige Kost sucht. Dort herrscht die Almerin oder Schwaigerin. Sie ist selten schön, wohl aber derb, drall und prall, von kräftigem Gliederbau und hat einen gutmüthigen Ausdruck im Gesichte. Dem Fremden giebt sie bei Sturm und Gewitter gern ein Unterkommen, die einfache Almkost bietet sie freundlich dar, und den Weg weist sie Jedem gern. Das ist genug; den dichterischen Einbildungen braucht eine Viehmagd nicht zu entsprechen; sie hat es mit der harten Wirklichkeit zu thun. Die Schwaigerin versteht sich auf die Almwirthschaft aus dem Grunde, sorgt für die ihr anvertrauten Geschöpfe, ist zuverlässig, dem Hause treu ergeben und sehr genügsam. Wir sind am Hochkor, am Gamsstein, auf der Sonnenleitenalm oder irgend einem andern Weidegebiet, und hören die Glocke der Leitkuh; die Almhütte muß also in der Nähe sein, und wir schlagen einen Seitenweg ein, um sie aufzusuchen. Bald steht sie vor uns; wir finden sie an einer Stelle, wo sie vor dem Wettersturme möglich geschützt ist. Da sehen wir ein Viereck aus behauenen Baumstämmen, die über- und ineinander gefügt sind; die Lücken hat man mit Moos gefüllt, das Bretterdach mit Steinen beschwert. Nur eine einzige Thür ist vorhanden; die Almerin und die Kühe wohnen nicht nur unter demselben Dache, sondern oft auch zwischen denselben Wänden; aber gewöhnlich hat die Hirtin doch ein Kämmerchen mit einem Herd in der Mitte; an einer Seite befindet sich die feste Bettstatt, an den Wänden hängen einige Heiligenbilder.

Die Almhütte ist eine Einsiedelei; aber die Bewohnerin darf nicht träg sein wie ein Eremit. Den ganzen Tag über hat sie vollauf zu arbeiten. Der Morgen graut; die Thiere verlangen nach dem frischen Thau, der auf der Höhe so reichlich fällt und namentlich in den Kelchen der Alchemillenblätter große Tropfen bildet. Die Schwaigerin ergreift den Melkkübel und öffnet einer Kuh nach der andern die Thür Bald sind alle gemolken und auf der Weide; die Almerin sammelt nun Grünfutter auf geeigneten Grasplätzen, klettert an den Felshalden umher, oder holt von Eschen, Ahorn und Buchen Laub herab, das als Leckerbissen dient. So kommt der Mittag heran, und die „Rinderschaft" ist allmählich der Hütte wieder näher gerückt. Hirschel und Gamsel, Braunäugel und Leberl, die schwarze Mahm, das Dockerl und Wachtl, und wie die Kühe weiter heißen, liegen im Schatten, kauen wieder, und gehen zur Melkerin, sobald dieselbe ihren Namen ruft. Diese trägt den schäumenden Kübel der Hütte zu und darf nun erst an ihr Mittagsmahl denken, das aus Brot, Milch, „Topfen" Butter und „Läuterkoch" besteht; dann und wann auch aus Fleisch, das man ihr „von unten hinauf" bringt: denn in Zwischenräumen erscheint ein Hausgenosse, um die von der Schwaigerin bereitete Butter abzuholen. Abends findet sich die Schaar der Rinder zur Nachtruhe ein; sie weiß, daß sie Grünfutter als Abendkost erhält und zum dritten Male gemolken wird. Nachher ist tiefe Ruhe in der Hütte und auf der Alm; nur die Bergamsel flötet im Busche.

Wohl ist es schön auf der Alm, „wenn's klare Tag' hat und's Vieh gesund ist"; aber ängstlich wird es der einsamen Bewohnerin der Hütte, wenn die Sonnenschwüle donnernde Gewitter erzeugt, und zuckende Blitze die Heerde bedrohen. Und wenn dann die Nebel hereingezogen kommen! Schwer und fröstelnd legen sie sich Tage lang über die Alm und wollen gar nicht weichen, bis sie sich endlich in kalten Regen auflösen, während dann auf den Berggipfeln Schnee fällt und der Sturm Flocken und Wolken vor sich hertreibt. Dann läßt das Vieh den Kopf hängen, und die Schwaigerin ist „völlig zag". Sie möchte lieber unten in der Kirche oder beim Tanze sein. Nur Geduld; der Michaelistag rückt immer näher heran, mit ihm geht die Almzeit zu Ende; man denkt ans „Abfödeln" und an den Heimtrieb, und geht es endlich thalein, so trägt jede Kuh Blumenkränze auf den Hörnern. Allgemach breitet sich der Winter ins Thal, und die Schwaigerin sitzt in den langen Abenden beim Kienspan am Spinnrocken, oft in Gesellschaft befreundeter Almerinnen aus der Nachbarschaft. Sie singen Almlieder und erzählen einander Alles, was sie in der Sommerzeit erlebten.

Da hat der einen oder andern einmal der „Ameisler" Grüße von Der oder von Jenem gebracht, und in der Hütte „Unterstand" gefunden. Der Ameisler ist eine Charakterfigur im Gebirge. Er durchstreift die Wälder, in denen die schwarze Ameise Abfälle von Nadelholz und Pflanzentheilen in solcher Menge zusammenträgt, daß diese Haufen eine Höhe bis zu anderthalb Ellen erreichen. In ihnen birgt das Thier seine Puppen, die sogenannten Ameiseneier. Diese sucht der Ameisler auf, und seine Ausbeute ist in manchen Sommern so beträchtlich, daß die Händler aus Wien sie ihm mit zweihundert Gulden bezahlen. Aber der Mann versteht sich auch auf sein Geschäft. Er breitet ein großes Leintuch aus, dessen Seitenränder durch Stützen in die Höhe gehalten werden, und legt in die Ecken Fichtenreisig. Dann geht er mit einem Getreidesacke, in dessen Oeffnung er ein weites Sieb angebracht hat, von einem Ameisenhaufen zum andern, faßt ihn in das Sieb, durch welches Puppen und Ameisen in den Sack fallen, und schüttet diesen Inhalt auf das Leintuch. Sogleich tragen die Thiere ihre Larven in den Freßzangen unter das an den Ecken liegende Reisig zusammen, und der Ameisler hat nun seinen Zweck erreicht. Er wischt mit einem Lappen über die Ameisen hin, welche an der rauhen Fläche desselben haften bleiben, schüttet sie dann ins Gras und die Puppen sind sein. Oft kann er auf derselben Stelle schon nach vierzehn Tagen oder drei Wochen wieder eine Ernte halten.

Auch vom Almhirten wissen die Mägde mancherlei zu erzählen. Er, der „Halder", führt im Sommer die Aufsicht über das Weidevieh, und der Bauer sucht durch Geld und gute Worte sich diesen wichtigen Alpenbewohner zum Freunde zu machen. Er hat ein schwieriges Geschäft, das manche Ver-

antwortlichkeit mit sich bringt, kennt jedes Stück Vieh, das ihm einmal vorgestellt worden ist, aus der Menge heraus, merkt sich dessen Eigenthümer und weiß wo es weidet. Er sagt wie viel Geld es werth sei, weiß in Krankheiten Rath, durchwandelt täglich sein Gebiet (sein „Gai"), und die Thiere kennen seinen Ruf. Doch klagten die Bauern, daß gegenwärtig nur noch wenige Almhirten ihre Schuldigkeit thäten; es gehe manches Stück durch Trägheit und Sorglosigkeit verloren, der Halder sei gewinnsüchtig, verlasse zuweilen seine Heerde, steige bergab und zeche in den Wirthsstuben. Und fragt man ihn dort, weshalb er sich von dem anvertrauten Gut entfernt habe, dann giebt er zur Antwort: „Während ich nicht dort bin, halten die Heiligen Patricius, Leonhard, Oswald und Wendelin gute Wacht!" Diese Heiligen nehmen freilich kein Geld für ihre „Bemühungen", und lassen den Bauern keine Zeche bezahlen; sie brandschatzen ihn auch nicht zu Allerheiligen oder Martini. Aber der Halder kommt, um den Haldersegen zu sprechen, auf welchen der Bauer nicht gern verzichtet. Der Segen ist sehr einfach und lautet: „Glück herein, Unglück hinaus!" Diese vier Worte bringen dem Almhirten eine treffliche Mahlzeit und reichlichen Trunk ein, und wenn er abzieht, beschwert man ihn obendrein mit Fleisch, Brot, Obst und Most. „Die Bauern sein halt dumm!" mag er wohl denken.

Das mag in mancher Beziehung der Fall sein, aber der Gebirgsbauer ist insgemein ein rechtschaffener Mann, der mit ehrlichem Fleiß in seiner Weise arbeitet. In den Vorbergen steht seine „Kaische", das Wohn- und Wirthschaftshaus, gewöhnlich an einer „Leiten", einer Halde zwischen Bäumen und Gehäg, meist vereinzelt. Jedes Haus hat seinen besondern Namen, und bildet ein Viereck, in dessen Mitte sich der Hof befindet. Diese Wohnungen im Oetschergebiete können sich mit jenen im Schwarzwalde oder in der Schweiz nicht messen; sie sind im Allgemeinen weder bequem noch gesund, und feuergefährlich dazu. Nur an der Westseite des Oetschergebietes wird zweckmäßiger und hübscher gebaut. Der „Bergler" umgiebt sein Grundstück mit einem Gehäge und zieht einen lebendigen Zaun von Haselstauden oder Hainbuchen um das ganze Besitzthum, wobei die Nachbarn hülfreiche Hand leisten. Den Ackerbau treibt er in der althergebrachten mangelhaften Weise, denn sein Hauptaugenmerk ist auf Vermehrung und Verbesserung des Viehstandes gerichtet. Das Vieh ist seine Freude und sein Stolz; das Besitzthum erbt der jüngste Sohn.

Neben der Schwaigerin, dem Almhirten, dem Ameisler und dem Bauer hat das Oetschergebiet noch zwei andere Charakterfiguren: den Schmied und den Holzknecht. Das Gebiet des Letztern fängt an, wo jenes des Bauern aufhört. Mit vollem Rechte hat man vom Holzknecht gesagt, er sei der persönliche Ausdruck der Kraft, welche den Wald niederlegt. Seine Heimath ist im Hochgebirge, wo seine Kaische in der Nähe eines Quellwassers auf grüner Wiesenmatte steht. Diese einfache Waldhütte ist ein niedriges Haus, aus Baumstämmen zusammengezimmert und mit Brettern bedeckt; bei manchen befinden sich auch Ställe für Kühe und Ziegen. Der Holzknecht lebt von seiner Axt. Das Forstamt weist ihm einen Holzschlag zu, in welchem er unter Leitung des Paßknechts mit einer Anzahl Genossen arbeitet. Solch eine Abtheilung von Arbeitern heißt ein Paß; die Aufsicht führt ein Förster.

Zur geeigneten Zeit rüstet sich der Holzknecht, um in den Schlag zu gehen. Er ist schwer beladen und klimmt mühsam die Berge hinan; denn er trägt zwei Zugsägen, zwei Hacken, einen Mösel, das heißt ein Werkzeug um die Scheiter zu „klieben", zwei Schaden, einen Bohrer, ein Sappel, eine Klafterstange, Schleifstein und Feile. Auch muß er noch Lebensmittel auf die Kraxe laden, Mehl und Schmalz, Gries und Salz, und Schüssel, Pfannen, Löffel, Messer, Gabel und ein Wassergefäß obendrein. An Ort und Stelle hauet er die Stämme nieder, zersägt sie in einzelne Stücke, die er Brocken nennt, spaltet diese in Scheiter, zaint die Scheiter in Stöße auf, „bringt" endlich das Holz, und schwemmt es bis an den Rechen. Wer seiner Arbeit zusieht, freuet sich der Behendigkeit und Umsicht dieses Waldbewohners, der die Axt handhabt wie ein leichtes Spielzeug; sie fällt allemal auf die rechte Stelle, und das „Abwipfeln und Abästen" geht wunderbar rasch von Statten. Beim Klieben der Scheiter fallen die Schläge des Mösels so dicht nacheinander, daß der Wiederhall ihnen nicht folgen kann.

Wenn der Herbst im Gebirge einzieht und das Laub der Bäume sich bunt färbt, ist der erste Theil der Arbeit gethan. Ganze Strecken sind ihres Baumschmuckes beraubt und liegen kahl; man sieht nur lange Reihen aufgeklafterter Stöße von Scheitern, die „Zaine". Im Winter beginnt dann das „Bringen". Der Holzknecht nimmt Handschlitten, Schneereife und Steigeisen, richtet sich Bahnen her, bauet Riesen- und Schwemmwerke. Die Arbeit fängt an, sobald Schnee den gefrorenen Boden bedeckt. Die Scheiter werden auf dem Schlitten mit Seilen befestigt, um auf der kürzesten Bahn, manchmal mit reißender Schnelligkeit, abwärts nach der Riese oder zur wassersammelnden Klause gebracht zu werden. Oft vergehen Monate, bevor alles Holz aus dem Schlage „gebracht" wird.

Aber wie lebt der Holzknecht im einsamen Walde, dessen herrliche Bäume er zu Leichen macht und zerstückelt, welche Wirthschaft führt er? Sobald er im Schlag anlangt, geht er ans „Söllen machen", das heißt er zimmert sofort eine Nothwohnung zusammen, bei welcher ein kleines Vorhaus die Küche bildet. In dieser geht der Dienst reihum; man kocht zum Mittagsbrot die Holzknechtnocken, zum Morgen- und zum Abendbrot die Schottsuppe. Dazu wird schwarzes Brot gegessen und ein Schluck aus der gemeinsamen Flasche genommen. Jede Mahlzeit wird für einen ganzen Paß gekocht.

Nach einer Woche mühseliger Arbeit stellt der Holzknecht am Sonnabend Mittag die Arbeit ein, um hinab zur Kaische zu wandern. Er will die Kinder wiedersehen, welche dem Vater eine Stunde weit entgegenkommen, und sein Weib, das ihm ein herzliches Willkommen zuruft. Abends bessert er seine Werkzeuge aus, aber am Sonntage geht er ins Wirthshaus. Dort sitzt er in seiner grünen oder grauen aber allemal grün verbrämten Lodenjoppe, denn die Farbe des Waldes ist auch die seinige; auch der Hut muß grün sein und ist mit einer Schildhahnfeder geziert. Der Holzknecht ist ein Mann von schlankem und festem Körperbau, mit freiem keckem Blick, und der Stutz-

bart steht ihm gut zu Gesicht. Seine Arbeit bringt ihm jährlich nicht über zweihundert Gulden ein, und den theuern Lebensmitteln gegenüber hat er große Noth durchzukommen; aber er ist doch frohen Sinnes und ein vortrefflicher Schütze, Meister der Kugelbüchse, deren Blei sich manchmal in das Blatt eines Rehbocks verirrt. In freien Stunden beschäftigt er sich wohl auch mit dem Wurzelgraben; er sucht Arzeneipflanzen und verdient damit manchen Gulden.

Betrachten wir uns noch einen andern Mann, der im Schweiße des Angesichts sein Brot erwirbt. In jenem Landstriche des Oetschergebietes, der seit langer Zeit die Eisenwurzen hieß, bildet die „Schmiedschaft" ein achtbares und einflußreiches Gewerbe. Der „Schmiedherr" wohnt in einem geräumigen und saubern Hause, in welchem auch für Gäste freundliche Zimmer bereit gehalten werden. In diesem Hause ist „der Gewerke" Herr im patriarchalischen Sinne, Meister und Vater, ringsum Alles sein Eigenthum. Eine Schaar stämmiger Knechte und Mägde sind seines Befehls gewärtig; er ist ihr Brot- und Lohnherr, hat Selbstgefühl, zeigt einen gewissen würdevollen Ernst, aber er hat für seine Leute auch Herz und Theilnahme, die er ihnen in Freud und Leid bethätigt. Man sagt von dem Schmiedherrn, er sei wie der kalte Hammer in seiner Faust, der am glühenden Eisen heiß wird. Seine Lebensgefährtin hat er unter den Töchtern der Berufsgenossen gewählt, und sie wird von allen Hausgenossen als „Frau Mutter" angeredet, der Mann ist der „Herr Vater".

Die Werkstatt bildet ein von der Wohnung abgesondert stehendes Haus. In jedem Schmiedewerke arbeitet eine größere oder geringere Zahl von Gesellen, die schon um drei Uhr Morgens am Ambos stehen und erst um sechs Uhr Nachmittags Feierabend machen. In größern Werken, in denen die Arbeit auch während der Nacht nicht aufhört, sind die Arbeits- und Ruhestunden angemessen vertheilt. Während der Holzknecht in Gottes freier Natur sich bewegt und einige Mannichfaltigkeit in seinen Beruf bringen kann, geht die Arbeit des rußigen Schmiedes in reizloser Einförmigkeit dahin; Tag für Tag muß er mit dem Hahnenruf in seine Werkstatt. Er stellt sich vor den flammenden Ofen, nimmt das glühende Eisen in die Zange und hämmert und hämmert von Sonnenaufgang bis zur Dämmerung. Und doch hat diese Beschäftigung ihren Reiz für die Gebirgsbewohner, und viele Bauernsöhne vertauschen den Pflug mit dem Hammer, und gehen vom Acker fort an die schwüle Esse, wo die Arbeit viel härter ist und länger dauert. Aber er erhält in der Schmiede guten Lohn, findet lustige Genossen und gute Kost, und am Sonntag ist er ohne Ruß, hat das Schurzfell weggeworfen, die Sonntagskleider angethan und Gulden in der Tasche.

Das sind die Charakterfiguren des Oetschergebietes, in welchem das Volk noch viel aus alter Zeit bewahrt hat. Auch an Sagen hat es sich einen Schatz erhalten, und unter ihnen finden wir bis auf den heutigen Tag jene vom Danhauser, Tannhäuser, lebendig, welche mit wechselnden Einzelheiten durch das ganze österreichische Alpenland durchklingt; auch ist Danhauser als Familienname dort sehr verbreitet. Am Brocherberg in der Nähe von Ybbsitz liegen die Danhauserhöhle und die Klingelucken. In jener steckt ein großer Schatz; doch ist der Eingang so niedrig und eng, daß man nur mit großer Mühe hineinkomme; tiefer im Berge werde sie dagegen breit und hoch, aber ein weiteres Eindringen ist dann schwierig, weil man an einen See gelangt. Dort liegt ein Kahn, und in diesem steht ein Fährmann, der Jeden hinüberrudert, welcher ihn darum anspricht. Jenseits sitzt an einem steinernen Tische der Danhauser, und neben ihm stehen Truhen mit Gold gefüllt; sie werden von einem schwarzen Hunde bewacht. Wer einen gewissen Spruch kennt, darf von dem Schatze nehmen so viel er will und kommt auch glücklich wieder zurück. Vor Zeiten besuchte ein armer Schmied diese Höhle mehr als einmal, bauete sich dann ein Haus, wurde ein reicher Mann und Niemand wußte wie er zu solchem Wohlstand kam. Einst sind zwei Handwerksburschen in die Danhauserhöhle gegangen, aber nicht wieder herausgekommen.

Das Gold spielt, wie überall in den Sagen, so auch in denen des Oetschergebietes eine große Rolle. In alten Zeiten standen die drei Zellerhüte unter dem Schutze der Berggeister, die man in jener Gegend Bergschützen nennt, und sie bewachten das in jenen Bergen ruhende Gold. Wer gewisse Zaubersprüche kannte und bestimmte Opfer darbrachte, durfte einfahren und sich Gold holen. Einmal hat es sich aber begeben, daß ein Uneingeweiheter in die Wohnung der Berggeister eingedrungen ist. Sie sind aber darüber in großen Zorn gerathen, haben ihn ohne Erbarmen zerfleischt, und seitdem kann Niemand mehr zum Golde gelangen.

Manche Sagen haben ein kirchliches Gepräge. So heißt es vom Kukuk: am 14. April muß er schreien. Er ist auch hier ein verwunschener Müller, der in theurer Zeit den armen Leuten Mehl und Brot vorenthielt, weshalb er jetzt als Vogel ein mehlbestäubtes Gefieder tragen muß. Der Heiland ging einst auf seinen Wanderungen an einer Mühle oder bei einem Bäcker vorüber, und sandte seine Jünger hinein, die um Brot bitten sollten. Aber der Müller oder Bäcker gab ihnen nichts, während die Frau mit ihren sechs Töchtern insgeheim dem Herrn Christus Brot reichte. Dafür sind sie als Siebengestirn an den Himmel versetzt worden, der Bäcker oder Müller dagegen wurde wegen seiner Hartherzigkeit in einen Kukuk verwandelt. Daher kommt es auch, daß, so lange der Kukuk ruft, vom 14. April bis Johanni, das Siebengestirn am Himmel nicht gesehen wird. Vom Kreuzschnabel erzählt sich das Volk im Oetschergebiete dieselbe rührende Sage, wie im Harz, in Thüringen und anderen Gegenden Deutschlands. Als Christus am Kreuze hing, wollte er die Nägel ausziehen; aber der Schnabel war zu weich, und wurde so krumm, daß er dem guten Vogel nun übers Kreuz wächst.

Der Teufel zeigt sich als grüner Jäger und macht den Schwaigerinnen auf der Alm zuweilen seine Aufwartung; er liebt es sich in die Gestalt eines schlanken, schmucken Försterburschen zu verwandeln. Manchmal tritt er aber auch als Stutzer auf und hat einen prächtig wallenden Federbusch oder die bekannte rothe Hahnenfeder. Eins kann er nicht missen, die Handschuhe, welche er nie ablegt, weil er seine Krallen

verbergen muß. Er beobachtet allemal, wenn es ihm gefällt sich sehen zu lassen, einen gewissen Anstand; aber bei Nacht läßt er sein satanisches Wesen walten, wenn er unter höllischem Gelärm über Kreuzwege fährt und mit schwarzen Rossen vorüberbraust, aus deren Augen Funken sprühen. Wer's versteht, kann leicht an dem Schnaufen abnehmen, ob die Pferde des Teufels sind. Raben, Krähen und Elstern sind seine Hühner, und am Donnerstag Abend in der Winterszeit guckt er gern durch die Stubenfenster, um zu sehen ob Jemand noch am Spinnrocken sitze. In den Hochalpen raset seine wilde Jagd zu mitternächtiger Stunde mit so argem Geheul und Gejohle, daß die Thäler davon wiederhallen.

Wie überall in deutschen Landen, so ist auch im Oetschergebiet der Teufel ein dummer Teufel, den der liebe Herrgott prellt und der Mensch zum Narren hat. Man erzählt davon eine erbauliche Geschichte, welche so lautet: — Der liebe Herrgott hatte alle Thiere erschaffen, und bediente sich der Wölfe als seiner Hunde. Die Ziege war aber damals noch nicht erschaffen. Der Teufel wollte es dem Herrn gleichthun, wie er ihm denn gern nachäfft, und schuf die Geiß mit einem langen feinhaarigen Schwanze. Aber damit hatte er sich verrechnet. Wenn die Ziegen auf die Weide gingen, blieben sie mit ihrem schönen Schweife in der Dornhecke hängen, und Meister Urian mußte nachlaufen, um sie wieder loszumachen. Das verdroß ihn endlich, und um mit der Sache rasch ans Ende zu kommen, biß er allen Geißen die Schwänze ab, welche seitdem kurz sind. In den Dornhecken blieben sie nun freilich nicht mehr hängen, dafür wirthschafteten sie aber in Busch und Wald so abscheulich, daß der Herr es nicht länger mehr ruhig ansehen wollte. Sie beschädigten Bäume, Reben und fraßen die besten Pflanzen, welche Gott doch nicht für die vom Teufel erschaffenen Ziegen, sondern für gute Menschen wachsen läßt. Also hetzte er seine Wölfe auf die Ziegen los, und daß jene eine große Verheerung anrichteten, kann man sich schon denken, wenn man's auch nicht selber gesehen hat. Der Teufel fühlte sich beleidigt, ging zum Herrn, wollte demselben Vorwürfe machen und sprach: Dein Geschöpf hat mir das meinige zerrissen. — Der Herr antwortete: Warum hast Du es so gemacht, daß es Schaden verübt? — Der Teufel sagte: Ich kann es nur nach meinem Vorbilde schaffen, nur so wie ich selber bin. Du mußt mir den Schaden bezahlen, welchen ich erlitten habe. — Das will ich thun, sagte der Herr. Sobald von der letzten Eiche das Laub abgefallen ist, komm wieder; ich will Dir dann den Schaden vergüten. — Als nun der Herbst gekommen war und der Teufel kein Blatt mehr auf den Eichen sah, stellte er sich richtig ein; der Herr aber sagte ihm: In der Kirche zu Constantinopel steht eine hohe Eiche, die hat noch all ihr Laub. — Mit Fluchen und Toben entwich der Teufel, irrte sechs Monate in der Wüstenei umher um jene Eiche zu suchen, und als er endlich wiederkam, standen im Oetschergebiet schon alle Eichen im Laubschmucke. Er war geprellt, aber so wild und verdrießlich, daß er seinen Geschöpfen die Augen ausstach und ihnen dafür seine eigenen einsetzte; auch biß er vor Zorn in das Eichenlaub. Seitdem haben alle Ziegen Teufelsaugen, und Satan nimmt gern die Gestalt eines Geißbocks an; seitdem ist auch das Eichenlaub ausgebissen und fällt nicht gern von den Zweigen.

Die Sage von dem Teufel und der Eiche ist auch in andern Theilen Deutschlands verbreitet; vor länger als dreißig Jahren hörte ich sie von einem Bauer am Elmwald, im Braunschweiger Land, erzählen, aber so daß die Eiche bei Constantinopel stand, nicht in einer Kirche, auch scheint die Sage von der Erschaffung der Ziegen in Niedersachsen fremd zu sein.

Beim Bergvolke des Oetschergebietes sind noch viele alte Gebräuche im Schwange, die man für „christlich" hält, obwohl davon nichts im Neuen Testamente steht. Von manchen zieht die Geistlichkeit, oder wie man lieber sagt, „Kirche" ihren Vortheil. Die Leute tragen gern geweihete Sachen an sich, irgend eine Wundermedaille, wie sie in den Kirchen verkauft werden, ein Kreuz, ein Scapulier auf der Brust. Hübsch ist die Sitte, daß die Kaische des Bauern einen Hausaltar hat, zu welchem man sich während des Gebetes wendet. Jeder Trunk, Wasser ausgenommen, wird gesegnet; der Zutrinkende sagt: Ich bringe Dir's, und erhält zur Antwort: Gesegne Dir's Gott. In jedem Hause befindet sich eine geweihete Wachskerze; Messen läßt man häufig lesen, am Sonnabend Abend wird der Rosenkranz mit der laurentianischen Litanei gebetet; im Sommer macht man Wallfahrten um ein Gelübde zu erfüllen oder eine Beichte zu verrichten. Es ereignet sich aber bei dergleichen Fahrten bekanntlich Vieles, was mit kirchlichem Thun in keinem Zusammenhange steht. Mariazell liegt im Oetschergebiet, in welchem man Herzjesubrüderschaften, Rosenkranzbrüderschaften findet; die Geistlichkeit giebt sich alle Mühe noch obendrein neue Brüderschaften zu stiften. Während der Fastenzeit wird in den Kirchen der Kreuzweg gebetet, und am Aschermittwoch läßt sich die ganze Pfarrgemeinde vom Priester das Aschenkreuz auf die Stirne zeichnen. In den „drei feisten Rauchnächten", nämlich an den Abenden des Weihnachts-, Neujahrs- und Dreikönigsfestes, geht der Hausvater mit dem Weihwasser und einem Rauchfasse durch alle Räume seines Hauses, um sie zu besprengen und zu durchräuchern, hält nachher die Rosenkränze über dem duftenden Weihrauch, und dann folgt ein gemeinschaftliches Gebet. Zu Palmsonntag bereitet man in jedem Hause einen großen Strauß aus Weiden und Stechpalmen; er ist mit rothwangigen Aepfeln verziert und mit Seidenband umwunden. Mit ihm erscheint der Hausvater oder der Sohn zur Stunde der Palmenweihe in der Kirche, und dann halten alle Palmenträger einen gemeinschaftlichen Umgang. Die geweiheten Sträuße steckt man zu Hause an allen Gebäuden umher, und manche werden auch auf die Felder gebracht.

Daß die große Schaar der Heiligen nicht leer ausgeht versteht sich in einem katholischen Gebirgslande von selbst. Ueberall stehen Florians- oder Johann Nepomucks-Kapellen oder Standbilder. Am Vorabend des Namensfestes und die ganze Octave hindurch, findet sich zu einer bestimmten Zeit die Nachbarschaft bei der Kapelle zusammen und hält eine gemeinschaftliche Andacht. Am Tage des Portiuncula-Ablasses, dem zweiten August, strömen Tausende aus Gebirg und Flachland in die Kapuzinerkirche nach Scheibbs, wo sie beichten und dann Ablaß gewinnen. Unter den Heiligen herrscht gleichsam das

System der Arbeitstheilung; jeder einzelne hat specielle Obliegenheiten als Fürbitter. Zur Verhütung und um Abhülfe von Feuersgefahr wendet sich der Bauer an den heiligen Florian. Bei Gefahren, welche dem Vieh drohen, ruft man den heiligen Leonhard an, zahlt Messen zu Ehren desselben oder wallfahrtet nach St. Leonhard am Wald; bei Augenleiden wird die Fürbitte der heiligen Ottilia, bei Zahnschmerzen jene der Apollonia angefleht; gegen Pest und andere Seuchen soll der heilige Sebastian Hülfe bringen, und der Kranke auf dem Sterbebette empfiehlt sich der heiligen Barbara.

Wir wollen nicht weiter auf Einzelheiten eingehen. Der Leser wird sich überzeugt haben, daß in dem Oetschergebiet Vieles sich darbietet, was Interesse erregt. Es verlohnt sich gewiß, einen Ausflug in diese dem großen Publicum so wenig bekannte Gegend des deutschen Vaterlandes zu machen. Auch an einem sichern Führer gebricht es nicht. Eine Anzahl wissenschaftlich gebildeter Männer, welchen daran lag, Kunde von ihrer Heimath zu verbreiten, wirkten zusammen, um ein „Reisehandbuch für Besucher des Oetscher" zu schreiben, und wir können sagen, daß sie als wahre „Freunde der Landeskunde" ein ganz vortreffliches Buch geliefert haben. Es wurde von M. A. Becker, der die einzelnen Mittheilungen zu einem Ganzen verbunden hat, zu Wien herausgegeben. Diesem Werke sind wir gefolgt. Es lag uns daran auf jene Alpenregion hinzuweisen, und wir sprechen den Männern, durch deren Forschungen und Bemühungen sie uns bekannt geworden ist, gern unsern Dank aus. Es soll uns freuen, wenn der eine oder andere Leser, welcher im nächsten Jahre, nach Eröffnung der Eisenbahn von Nürnberg nach Regensburg, das schöne Donauthal besucht, einen Abstecher in das Oetschergebiet macht; er wird sich belohnt finden.

—e.

Ein russisches Charakterbild.

Der soeben erschienene 9. Band der Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften Varnhagen von Ense's ist ungemein reichhaltig. Er behandelt zuvörderst die belangreiche diplomatische Thätigkeit Varnhagens am badischen Hofe, und gestattet interessante Einblicke in das Hof- und politische Leben, wie es sich in deutschen Mittelstaaten gestaltet. Auf diesen Theil gedenken wir später zurückzukommen, und heben für heute aus den zahlreichen Charakterbildern das gelungene Porträt Rostopschins, oder, wie ihn der Verfasser schreibt, Rastoptschins, des Anzünders von Moskau, heraus, den er in Baden-Baden kennenzulernen Gelegenheit hatte.

Von Jugend auf eingeweiht in französische Bildung und wohlgeübt in allen Feinheiten und allem Witze französischer Unterhaltung, fesselte Rastoptschin durch seine leichte, freie Mittheilungsweise, deren Reiz noch erhöht wurde, wenn man bald gewahrte, daß dieses reiche Spiel von Geisteswebeu einen Hintergrund von eiserner Willenskraft und rücksichtsloser Selbstbestimmung hatte, von denen die Vorstellung halbwilder Leidenschaft und roher Gewalt kaum zu trennen war. In der That mischte sich in den Genuß, den Jedermann in seiner Unterhaltung fand, oft unwillkürlich ein Schauder und ein Staunen, und man fühlte das Bedürfniß, diesem Manne gegenüber sich zu fassen und zusammenzunehmen. An Talent, an Witz und Scherz, an Unerschöpflichkeit der Laune stand Rastoptschin dem Fürsten von Ligne nicht nach, aber unendlich verschieden war der Eindruck! Wenn man sich bei Ligne's heiterem Scherze wie auf weichem Moose geschaukelt fühlte, so ahnte man bei Rastoptschin den Boden von scharfen Stacheln besäet, zwischen denen der Fuß vorsichtig zu setzen war. Ich glaube wirklich, daß ohne seine Rednergabe sein Wesen nur abstoßend gewesen wäre, doch diese zog unwiderstehlich an. Es war ein Fest, ihn die scharfsinnigen, zum Theil höchst eigenthümlichen Wahrnehmungen, die er bei seinem Aufenthalt in Paris gemacht, nach seiner Weise in gelassener Erzählung und in springenden Vergleichen darstellen zu hören. Frankreich und die Franzosen, Paris und die Pariser schienen seine ganze Vorstellungskraft ergriffen zu haben, und wie sehr sein treffendes Urtheil sich unbefangen über diesen Gegenständen zu erhalten wußte, so sah man doch, wie sehr ihn diese Gegenstände mit Vorliebe erfüllten. Seine Ansichten waren unbeschränkt, durch keine Uebereinkommnisse der Politik noch durch Wünsche des eignen Herzens gestört. Er urtheilte frei, und sprach dreist aus, was er dachte. Daß die damalige Ordnung der Dinge beim ersten Anstoß in Frankreich zusammenfallen müsse, war ihm ein unzweifelhaftes Ergebniß aller seiner Beobachtungen. Mit unglaublicher Kühnheit besprach er insbesondere die russischen Verhältnisse, ja mit wahrer Bitterkeit. Die ganze Wildheit ungezähmter Leidenschaft lag dann hinter dem Gitternetze der zugespitzten französischen Redensarten, und lauerte auf deren Wirkung. Er fühlte sich von der Heimath, zu deren Rettung sein großer Entschluß wesentlich mitgewirkt, durch Undank und Kränkung ausgeschieden, und hätte seine jetzigen Feinde nicht ungern ebenso durchgreifend und furchtbar treffen mögen, als er damals die Franzosen getroffen hatte. Es war gefährlich, ihn diese Vorstellungen ungestört verfolgen zu lassen, er schien sich dann kaum noch zu beherrschen, sein Gesicht bekam einen schreckenvollen Ausdruck, und um ihn her war alles in peinlicher Verstimmung. Doch glaubte ich trotz dieser Ausbrüche noch Spuren weichen Gefühls in ihm zu entdecken, und ich mußte ihm, wie früher mit Ligne, nun auch mit Wilhelm von Humboldt eine gewisse Aehnlichkeit zuschreiben, dieselbe scheinbare Kälte, unter welcher sich denn doch die Wärme der Empfindung nicht ganz verdecken kann, dieselbe scharfe Quelle des scharfen und eigenthümlichen Witzes, nämlich die Ungeduld, sich der Langeweile zu fügen, die den gewöhnlichen Gesprächen sich so leicht anheftet, und der man, wenn der fremde ausbleibt, nur durch eignen Witz entgehen kann.

Dieser außerordentliche Mann hatte schon früh seine Hand-

lungsweise durch ungemeine Herbheit bemerkbar gemacht. Unter Kaiser Paul Minister der auswärtigen Angelegenheiten, schien er mit der rauhen Sinnesart seines Herrn trefflichst einzustimmen. Allgemein wurde über die schneidende Härte geklagt, mit der er die Leute abfertigte; doch war fast immer Geist oder Witz in seinen Aeußerungen. In der Zeit des Einbruchs der Franzosen war seine zusammengedrängte Heftigkeit bis zur wilden Wuth gesteigert. Seine schrecklichen Aufrufe an das Volk, seine dem Feinde zur Schmach angehefteten Inschrifttafeln können nie vergessen werden. Drei Tage vor der Räumung von Moskau schrieb er noch an Bagration in derbem Russisch, er werde Moskau suchen zu halten, so gut als möglich, und wenn es aufs Aeußerste käme, so gelte das Sprichwort: „Besser zum Teufel fahren, als in Feindes Hände fallen." Der eiserne Mann war im Franzosenhasse doch nicht so ausdauernd wie der Minister v. Stein; Paris hatte das widerstrebende Metall zu schmelzen gewußt, der Held von Moskau dort Zuflucht und Lebensreiz gefunden, wie die Heimath sie nicht gewährte!

Eines Abends, da der Kreis bei Tettenborn*) nur klein und vertraut war, gab uns Rastoptschin unerwartet die vollständige Erzählung des Brandes von Moskau und seiner Betheiligung dabei. Er spottete der Meinung, welche glaubte, er habe die ungeheure Hauptstadt mit einer Fackel angezündet, wie man auf der Bühne den Brand von Persepolis blos durch die Hand der Thais aufflammen sehe. „Ich habe, sagte er, die Gemüther der Menschen entzündet, an diesem furchtbarsten Feuer entzünden sich die Pechfackeln leicht." Er gab nun die Maßregeln an, die er als Gouverneur ergriffen, die Fortschaffung der Feuerspritzen, wobei noch die besondere Rücksicht waltete, daß die Spritzenleute ein militärischer Körper waren, der dem Feinde nicht überlassen werden konnte, ferner die Oeffnung der Gefängnisse, die Anstalten aller Art, um die Franzosen keine an Hülfsmitteln überreiche Hauptstadt, sondern nur eine Stätte der Verwüstung finden zu lassen, endlich das entscheidende Beispiel, das er selbst durch Niederbrennung seines außerhalb Moskau's gelegenen Palastes gegeben. Er legte seine Gedankenfolge, seine Triebfedern und Empfindungen dar, und gestand, daß er nichts gefühlt habe als den Unwerth aller Güter, wenn das Vaterland zu Grunde gehe. Daß er in diesem Gefühle mit dem Volke gleich empfunden, habe der Eifer gezeigt, mit welchem sein Gedanke sei ausgeführt worden. Pechkränze und Pechfackeln waren bald in den Händen der wilden Rotten, die sich selber eine Art von Ordnung gaben und die Rollen wie die Stadtviertel unter einander vertheilten, wiewohl dies alles in der Wuth und Eile der Ausführung sich wieder verwirrte, sowie auch mehrere Pulverschläge, die dem Feinde zu besonderem Schaden berechnet waren, durch Uebereilung oder Versäumniß in ihrem Zwecke vereitelt wurden. Die Zerstörung im Ganzen aber war ungeheuer, sie übertraf alle Voraussicht, und wenn der dadurch dem Feinde angethane Schaden sich bald als ein tödtlicher und als eine neue Wendung der Geschichte erwies, so war im Augenblicke doch der Preis des Gewinnes zu gräßlich vor Augen, als daß man den Urheber hätte rühmen mögen. Einen Werth von fünfhundert Millionen Rubel und gegen dreitausend Menschen hatte der Brand von Moskau verzehrt. Ob wir, die wir den Mann, der solches Ungeheure eingeleitet, jetzt so fein und artig als friedlichen Erzähler desselben in unserer Mitte sahen, nicht einigen Schauder des Staunens empfanden, möge der Leser am eignen Gefühl ermessen!

*) Ehemaliger russischer General, badischer Minister und Vertrauter des Großherzogs.

Auch durfte die That in Rußland geraume Zeit nicht eingestanden werden, im Volk und Heere befestigte sich der Glaube, der Feind habe Moskau verbrannt, und man fand gerathen, diesem Glauben nicht zu widersprechen. Rastoptschin selbst erntete von vielen Seiten Vorwürfe und Mißbilligung; durch einen Vorgang, dessen wir gleich näher gedenken werden, hatte er sich den Unwillen des menschenfreundlichen Kaisers Alexander noch besonders zugezogen; bald sah er den russischen Boden, der von Sieg und Ruhm neu erglänzte, unter seinen Füßen überall wanken, und säumte nicht, ihn mit dem von Deutschland und Frankreich zu vertauschen.

Es ist ein merkwürdiger Zug in Rastoptschin, und unseres Bedünkens nur ein neues Zeugniß seiner innern Macht, daß er in späteren Jahren, um nach Rußland zurückzukehren und dort friedliche Verhältnisse zu finden, durch eine besondere Druckschrift sich von dem Brande Moskau's lossagte, seinen allbekannten Antheil an diesem Ereigniß verleugnete, und somit auch den unsterblichen Ruhm preisgab, der von daher an seinem Namen haftete. Der nächste Zweck überragte in ihm alles andere, man kann sagen, daß er Moskau nochmals opferte, jetzt das seinige! Wir müssen wirklich in dieser Handlung, die man als die eines schmiegsamen Höflings hat ansehen wollen, eine Art von Größe anerkennen, denn nicht leicht wird jemand um eines zeitlichen kurzen Vortheils willen den gerechten Anspruch auf Bewunderung und Staunen der Nachwelt aufgeben, die dem Helden auch um den Preis des Lebens nicht zu theuer erkauft dünken. Doch mochte er bei der zweiten, persönlichen Opferung Moskau's noch mehr als bei der ersten, vaterländischen, des guten Glaubens sein, daß er mehr rette, als zerstöre; gewiß durfte er bei der geschärften Prüfung, zu welcher er die Geschichtsforscher durch seine Verneinung aufreizte, nur zu gewinnen hoffen, indem die an das Licht gerufene Wahrheit nur um so heller seinen Namen herausstellen mußte, und gewiß konnte er wie Galilei diejenigen belächeln, welche durch den Widerruf auch die Thatsache geändert wähnten!

Was den Kaiser Alexander gegen Rastoptschin unheilbar mißstimmte, war folgende bejammernswerthe Geschichte, die ich wiedergebe, wie sie mir von einem vornehmen wohlunterrichteten Russen späterhin erzählt worden ist. Als die Franzosen im Anzuge gegen Moskau waren, betraf eines Tags die Polizeiwache eine Gruppe junger Russen, welche einem andern begierig zuhörten, der ihnen aus einem französischen Blatte den neusten von Napoleon erlassenen Aufruf übersetzte. Der Dolmetscher wurde sogleich als Verbrecher behandelt und fortgeschleppt. Es war ein junger Mann von vierundzwanzig

Jahren, Hauptmann außer Diensten, Namens Werischalin, und kein Verdacht einer bösen Absicht konnte bei seiner Unklugheit ihn treffen, im Gegentheil, alle Zeugnisse erhärteten, daß er seinen Landsleuten die Worte des Feindes in Ungunst und zum Mißfallen vorgetragen. Doch Rastoptschin hielt sich an die äußerliche Thatsache des Verbreitens französischer Aufrufe, wollte nichts weiter hören, und fühlte im eignen Grimme, daß auch der des Volkes eines Opfers bedürfe, an ihm sich zu sättigen, zu stärken. Er pflegte die vor seiner Wohnung stets versammelte und oft tobende Menge von dem Absatz einer hohen Freitreppe herab anzureden, die aufgeregten Gemüther durch seine kurzen, zündenden Worte noch heftiger aufzuregen. Dorthin ließ er den jungen Werischalin herausführen, und als er ihn erblickte, rief er im größten Zorn: „Aber mehr als die Franzosen sind die Verräther unsere Feinde! Die verdienen tausendmal mehr als jene unsern Haß, das ausgesuchteste Verderben. Da sehet ihr einen, der Napoleons Aufgebote verbreitet hat, da sehet ihr euern ärgsten Feind!" Nun ergoß er sich in Vorwürfen und Schimpfreden gegen den Gefangenen selbst, und zuletzt, indem er sich abwandte, befahl er dem nächsten Polizeisoldaten: „Schlag ihn!" Der Soldat gab einen Hieb mit flacher Klinge. „Ei was! rief Rastoptschin, der sich wieder herzuwandte, das will nichts sagen, überlaß ihn dem Volke, das wird schon besser mit ihm umspringen!" Sogleich wurde der Unglückliche zu dem wüthenden Pöbel hinabgestoßen, und in wenig Augenblicken war er in tausend Stücke zerrissen, seine Glieder, sein ganzer Körper verschwand völlig, ein Stück Hand mit ein paar Fingern war alles, was sich auf dem Platze noch fand, als die Menge sich endlich zerstreut hatte! —

Diese Gräuelgeschichte war jedoch so nicht abgethan, sie tauchte furchtbar wieder auf. Im Anfange des Jahres 1813, an einem Orte in Polen, wohin den Kaiser Alexander die Bahn des Sieges geführt hatte, wurde ihm ein Greis vorgeführt, der ihn zu sprechen verlangte. Dem Alten schlotterten die Kniee und bebten die Lippen; als er vor dem Kaiser war, fiel er weinend und flehend hin, und konnte wohl fünf Minuten lang kein Wort herausbringen. Der Kaiser, in peinlichster Unruhe, schien mit sich selber schwer zu ringen. Er wußte, daß der alte Werischalin vor ihm lag. Dieser kam endlich zu Wort, forderte Untersuchung und, im Fall sein Sohn unschuldig befunden würde, Wiederherstellung der Ehre desselben; er wehklagte über sein nun kinderloses Alter, seine nun erblosen Güter. Der Kaiser suchte ihn zu beruhigen, sprach ihm liebreich zu, verhieß ihm Gerechtigkeit; er wisse schon, sagte er, daß der junge Mann keiner Verrätherei schuldig gewesen, daß er keine Verbindung mit dem Feinde gehabt, und entließ den Alten tröstend und begütigend. Am folgenden Tage reichte Rastoptschin sein Abschiedsgesuch ein, der Kaiser nahm es an, und sagte mit finsterm Blicke, er wolle ihn keinen Augenblick aufhalten, und wünschte ihn niemals wiedersehen zu müssen. So war Rastoptschin von der Sieges- und Ruhmesbahn, zu welcher die Flammen von Moskau geleuchtet, plötzlich ausgestoßen, von Macht und Einfluß entfernt, unter dem glänzenden Vorstreben und den sich täglich mehrenden Erfolgen des Heeres und des ganzen Volkes ein Unthätiger, Ausgewiesener, und da die Heimath selber keine mehr für ihn sein durfte, so zog er voll dunklen Grimmes einsam hinter den Truppen in die durch sie befreiten Länder nach, anfangs in Berlin eine kurze Ruhe findend, zuletzt in Paris aufathmend im Gewirr der Zerstreuungen. Sein eiskalter Witz wurde jetzt den Seinen furchtbar, eingeweiht in alle Verhältnisse, hielt er noch mächtige Verbindungen in der Hand, und sein schneidendes Wort konnte unheilbar verwunden, konnte tödtlich treffen.

Doch gegen den Feind, den er selber im Innern hegte, war er waffenlos. Ihn befielen mit Einbruch der Dunkelheit nicht selten gespenstische Schreckbilder, die ihn furchtbar aufregten. In Paris, wohin er nach diesem Aufenthalt in Baden zurückkehrte, wurden später diese düstern Stunden nur häufiger und quälender. Zu solcher Zeit drangen einmal zwei nähere Bekannte, vornehme Russen, trotz aller angstvollen Abwehr des Kammerdieners zu ihm ein, sie meinten, höchstens ein hübsches Abenteuer zu stören, aber wie erschraken sie, als sie das abgelegene Zimmer betraten! Hager und bleich saß Rastoptschin da, und als er die Kommenden erblickte, rief er grausenhaft, die Hände zur Abwehr vorhaltend: „Was wollt ihr von mir? Geht, geht, nicht ich bin es, der euch geschlagen, der euch hinabgestoßen hat!" Entsetzen war in ihm und Entsetzen ging von ihm aus. Die beiden Freunde verstanden, daß er Vater und Sohn Werischalin zu sehen glaubte; sie nannten ihre Namen, riefen ihn bei dem seinigen an und weckten ihn endlich aus seiner jammervollen Träumerei; nun erkannte er die Besuchenden, nahm sich zusammen, strich mit der Hand seine Stirn und Augen, trank ein paar Gläser Wasser, und nach einer Weile war er im Stande, wieder zu sprechen wie sonst. Der Eindruck dieses Vorgangs aber blieb den beiden Zeugen unauslöschlich, und einer derselben hat mir lange nachher mit allem Schauder des Frischerlebten diese Umstände buchstäblich so erzählt wie ich sie hier wiedergegeben. Noch lange, sagt man, blieb Rastoptschin von solchen Erscheinungen gepeinigt, die doch hauptsächlich auf körperlicher Krankheit beruhten, da sie beim Gebrauch angemessener Arzneimittel schwanden. Er brachte bekanntlich seine letzte Lebenszeit wieder in Rußland zu, wohin die gewünschte Rückkehr sich ihm endlich noch eröffnet hatte, und die Ehrfurcht und Bewunderung, die ihm gezollt wurden, gaben seinem Ehrgeize denn doch die befriedigende Ueberzeugung, als einer der Helden der Befreiung Rußlands anerkannt zu sein. — Ich habe dies alles hier zusammengestellt, weil über Rastoptschin bisher nur wenig geschrieben worden, und die dämonischen Züge in diesem Bilde den heitern und liebenswürdigen ein unentbehrlicher Hintergrund sind.

Friederike Goßmann in Leipzig.

Fräulein Friederike Goßmann ist nach Beendigung ihres auf vierzehn Abende ausgedehnten Leipziger Gastspiels von hier abgereist, und wir senden der liebenswürdigen Künstlerin nunmehr die folgenden Zeilen schon in die Ferne nach, wo sie der Aufnahme, die sie bei uns gefunden, gewiß noch lange freudig gedenken wird. Sie hat hier einen Enthusiasmus, ein Aufsehen erregt, das uns an die Zeiten einer Jenny Lind, einer Henriette Sontag erinnerte; es war nicht nur jedesmal, wenn sie auftrat, das Haus bis in seine äußersten Räumlichkeiten gefüllt, was nicht einmal bei den kurz vorher stattgefundenen Gastspielen der Damen von Bärndorf und Seebach-Niemann gelingen wollte; das Publicum ehrte die Schauspielerin nicht nur für ihre Leistungen durch unzählige Hervorrufe und die freigebigsten Blumenspenden, nein! auch auf die Persönlichkeit seines Gastes, auf dessen Erscheinung im Leben übertrug es seine Vorliebe, seine Begeisterung. Den Wagen, der Frln. Goßmann am Abend aus dem Theater nach Hause brachte, umstand stets eine dichtgedrängte Menge, die, wenn sie erschien, laute Hochs ertönen ließ; wenn sie die Oper als Zuschauerin besucht hatte, bildeten sich beim Herausgehen, vom Logenvorsaal an bis hinaus auf die Straße, zwei Reihen von Menschen, durch die dann die bewunderte kleine Grille schreiten mußte, und wo sie sich am Tage auf Straßen und Plätzen zeigte, da trat das Volk ihr nahe, da harrte es ihrer, wie man etwa einer Königin harrt. Das Leipziger Publicum, sonst nicht eben leicht entzündlich, vergriff sich diesmal in den Aeußerungen seines Enthusiasmus.

Friederike Goßmann trat an den vierzehn Abenden ihres hiesigen Gastspiels in folgenden Rollen auf: als Grille (3 Mal), als Sabine in „Einfalt vom Lande“, Picarde (3 Mal), Rustika in der „Schule der Verliebten“, Polixena in „Kunst und Natur“ (2 Mal), Lorle in „Dorf und Stadt“ (2 Mal), Röschen in „Ein schöner Traum“, Agnes im „Gänschen von Buchenau“, Röschen in „Rose und Röschen“, Margarethe Western in den „Erziehungsresultaten“, Julie in „Sie schreibt an sich selbst“ (2 Mal), Louis im „Pariser Taugenichts“ (2 Mal), sowie endlich als Karoline in „Ich bleibe ledig“. Die verschiedenen Wiederholungen einzelner Rollen fanden aus Rücksicht auf das Publicum statt, doch waren sie nicht nach dem Sinn der Künstlerin selber, die sich uns gern auch noch in mehreren anderen ihrer Glanzpartien gezeigt hätte, was aber durch momentane Lücken im hiesigen Personale unmöglich gemacht wurde. Und so mußten wir denn die Hoffnung auf Rollen, wie die Goethe'sche „Marianne“, wie Jeanne in „Lady Tartuffe“, Bertha in „Cato von Eisen“, Nanny in „Ehen werden im Himmel geschlossen“ u. s. w. bis aufs nächste Mal verschieben.

Um auf die einzelnen Partien zu kommen, so gilt bekanntlich in den Augen verschiedener Kritiker die „Grille“, über welche wir in Nr. 36 bereits des Weiteren sprachen, als die hervorragendste Leistung des Frl. Goßmann. Aber wie originell dieselbe auch im Grundton von ihr gehalten wird, und wie unübertrefflich ihr mehrere Stellen der Rolle auch gelingen, doch möchten wir im Ganzen genommen ihre Polixena in „Kunst und Natur“, sowie ihren „Pariser Taugenichts“ noch höher stellen, als ihre Fanchon Vivieux. Wir sagten neulich, daß der eigentliche Zauber, den Frl. Goßmann um sich verbreitet, in dem individuellen Reiz eines sich ganz und voll offenbarenden, ohne Rückhalt hingebenden reichen, schönen Naturells, oder man kann auch sagen: in der noch von keiner Reflexion und Künstelei angegriffenen Ursprünglichkeit und Frische ihrer Bühnenerscheinung gelegen sei. Dazu, die ungemein wohlthuende Wirkung dieser aus dem Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Naivität zu erproben, ist nun eben unserer Ansicht nach keine andere Rolle so geeignet, als die Albini'sche Polixena. Es ist ein Naturkind der ergötzlichsten, angenehmsten, reizendsten Art — dies Töchterchen des vergeßlichen Schloßinspectors, und die Scenen, wo sie die verkleidete Gräfin spielt, gehören zu dem Gefälligsten, Humorvollsten und Lieblichsten, was wir jemals auf der Bühne gesehen haben. Wir sprachen neulich auch von dem, der künstlerischen Objectivität und Vielseitigkeit bisher noch entbehrenden, subjectiven Wesen ihres Spiels — die Rolle aber, worin sie am meisten eine Andere scheint als im Leben, worin sie sich am ehesten der Gabe mimischer Metamorphose auch jetzt schon fähig zeigt, ist der „Pariser Taugenichts“, und so haben wir also den doppelten Grund angegeben, warum die beiden oben genannten Partien von allen, die Fräulein Goßmann uns vorführte, am meisten zu befriedigen im Stande waren. In jener stellt sich ihre unwiderstehlich liebenswürdige Individualität im hellsten und schönsten Lichte dar, während in dieser ihre Fähigkeit objectiver Gestaltenzeichnung und Charakteristik bisher im höchsten Grade offenbar wurde. Wie täuschend ihre Knabenmaske ist, wußten wir schon aus der „Einfalt vom Lande“. Aber auch in allen Mienen und Bewegungen war sie leibhaftig und ächt der Pariser Gamin, eine geistvolle, kecke, übermüthig humoristische, leichtsinnige, aber stets gutmüthige und in entscheidenden Augenblicken sogar eines kleinen Heroismus fähige Natur, mit einem Worte: einer jener im französischen Vaudeville so häufigen beweglichen Charaktere, die in Bausch und Bogen nur liebenswürdig erscheinen. Nächst den beiden Rollen, von denen wir bisher so anerkennend sprachen, dürften vor allen die Rustika in der „Schule der Verliebten“ und Karoline in „Ich bleibe ledig“ als höchst anziehende Erscheinungen gelten. In letzterem Stücke zeichnet Frl. Goßmann einen lieblich naiven Charakter in all seiner harmlosen Unbefangenheit, Weltunkenntniß und natürlichen Zärtlichkeit. Solche kecke, neckische, koboldartige, von leichtfertigen und wilden Scherzen überfließende, doch auch einen Fond von tiefem Gemüth in sich bergende Gestalten, wie Rustika, aber hat — wir glauben das gern — nach Charlotte v. Hagn noch Niemand wieder so meisterlich, so originell, so aus dem Innersten heraus frisch, drollig und naturwüchsig gegeben, als Frl. Goßmann. Und dazu gelingen ihr auch die ernsteren Gefühlsäußerungen, das Schwanken zwischen ihnen und dem angeborenen lustigen Wesen, das Kämpfen dagegen und vergebliche Bemühen, sie verbergen zu wollen, oft bereits in einer nahe an Virtuosität grenzenden Weise, wie z. B. eben auch

ihre Rustika gerade zu zeigen vermag. Sehr interessant war uns ferner ihre Julie in „Sie schreibt an sich selbst" als die Rolle, in der sie vielleicht am wenigsten, wenn man so sagen darf, ins Zeug geht, in der sie am schlichtesten, einfachsten, ruhigsten erscheint, und doch von ungemein großer Wirkung ist. Die Briefscene besonders war liebenswürdig im höchsten Grade, im natürlichsten, zwanglosesten Tone von der Welt gehalten, und dennoch voll feiner, reizender Accentuation aller naiv gemüthlichen Pointen. Außerdem haben wir noch von einer Briefscene lobend zu berichten — das ist die in der „Einfalt vom Lande", worin auch Sabinens Schmollen mit Murr höchst ergötzlich und lebenswahr zu Tage trat. Ebensoviel Komik und Naturtreue war in ihrem „Gänschen von Buchenau". Das Röschen in dem ziemlich schwachen Birch-Pfeiffer'schen Stücke „Rose und Röschen" gab dagegen unserem Gaste weniger Gelegenheit, sich zu zeigen, und was ihre Margarethe Western in den „Erziehungsresultaten" anlangt, so kam es uns — vielleicht war eine momentane Indisposition daran Schuld — freilich fast so vor, als würde die dargebotene Gelegenheit, sich zu zeigen, von Fräulein Goßmann nicht überall so recht benutzt. Ihr ganzes Arsenal von Anmuth und Schalkhaftigkeit entfaltete sie dann aber wieder als Picarde und in der Krüger'schen Soloscene „Ein schöner Traum", welch letztere sie vor kurzem auch in Bad Ems im engsten Familienkreise vor der Kaiserin-Mutter von Rußland vorgetragen hat. Die Bluette ist unterhaltend, doch in psychologischer Hinsicht mindestens extravagant, aber, wie gesagt, Fräulein Goßmann konnte darin brilliren, nicht minder als in dem L. Schneider'schen Genrebilde „Der Kurmärker und die Picarde", worin eine Französin kaum besser spielen dürfte, wie sie, die sonst immer so ächt deutsch ist. Das Publicum wollte diese Rolle durchaus drei Mal von ihr gespielt sehen, ebenso wie die Grille. Etwas Aehnliches, wie von dieser letzteren, gilt aber endlich von dem Lorle in „Dorf und Stadt", d. h. die ersten Acte befriedigten mehr, als die folgenden. Die Partie steht schließlich in fast noch höherem Grade, als Fanchon Vivieux, auf der Grenze der Tragik, welche zugleich die Grenze des Talentes bezeichnet, über das Fräulein Goßmann zu gebieten hat. Lorle ist im Ganzen genommen und namentlich anfangs auch ein „Naturkind" — also paßte die Rolle am Beginn für unseren Gast, wie als wäre sie für ihn geschrieben. In den ersten Acten war Einzelnes durchaus originell an ihr, und die naiven Stellen der Partie können gar nicht besser und schöner gespielt werden, als man es von ihr sah. In die leidenschaftlichen Stellen der letzten Abtheilung aber vermag man sich noch mehr Gluth und stürmische Bewegung hineinzudenken, als Fräulein Goßmann schon ihrer zwar sehr anmuthigen, jedoch wenig ausgiebigen Stimmmittel wegen zu entfalten im Stande war. Ihr Genre ist das der feineren Soubrettenrollen, nicht etwa der in den Berliner und Wiener Gesangspossen erscheinenden, über welche das Wesen und die Art des Fräulein Goßmann hoch erhaben ist. Man muß es bedauern, daß ihre Glanzpartien zumeist in jetzt schon recht veralteten Stücken gelegen sind. Doch diese Stücke waren einst auch neu und gern gesehen, zu jener Zeit, als sie von Blum u. A. eigens für Charlotte v. Hagn geschrieben worden waren. Es käme nun also nur darauf an, für Fräulein Goßmann gleichfalls ein Repertoire zu schaffen, ein Repertoire, das der Geschmacksrichtung der Gegenwart vollauf entspräche. Die genannte junge Dame verdient es, wie Wenige, Beachtung von Seiten unserer Lustspieldichter zu finden; denn wenn Etwas zur Production auffordern kann, so ist es ihre Originalität und persönliche Anmuth. Auch haben bereits mehrere Autoren für Fräulein Goßmann Rollen geschrieben, so noch neuerdings Benedix seinen „Junker Otto". Doch damit ist nichts gethan, ihr immer nur die Darstellung eines weiblichen Wildfangs, eines Springinsfeld, der in Wirklichkeit und figürlich gesprochen stets über Gräben und durch Fenster springt, zuzumuthen. Sie kommt eben dadurch ungerechter Weise in den Verdacht, auf der Bühne nur e i n Gesicht machen, nur e i n e Gestalt zeigen zu können. Nicht blos Muthwille, Necken und Schelmerei steht ihr zu Gebote, sondern Naivität im weitesten Sinne des Wortes ist ihr Wesen, mag dieselbe nun in heiterem, ausgelassenem Gewande, oder in ernsterer, gemüthvoller Weise zur Erscheinung kommen. Was wir meinen, wird am besten klar werden, wenn wir sagen, daß die Goethe'sche „Marianne" vielleicht so, wie keine andere Rolle, alle Seiten ihrer Begabung in sich faßt: Scherz und Frohsinn nicht minder, wie Zärtlichkeit, Rührung und sanfte Emotion, alles aber in naiver Manier. Zu pathetischem Flug kann sich das Talent des Fräulein Goßmann nicht erheben, declamatorisches, ächttragisches Element birgt es nicht in sich, aber in die Tiefen der Gefühlswelt kann es sich gar wohl versenken und das, was darin sich bewegt, zum Ausdruck bringen, wenn es genügt, dafür den schlichten, einfachen, schmucklosen Ton der Natur, der Naivität zu finden. Könnte Fräulein Goßmann oft derartige Rollen spielen, so würde sie bald die Künstlerin werden, zu welcher sie unbestreitbar den entschiedenen Beruf in sich trägt, wie sie denn nächstens schon in Berlin, wo sie zum ersten Mal als Franziska in „Minna von Barnhelm" aufzutreten gedenkt, zeigen wird, daß, wenn ihr nur eine künstlerische Aufgabe vorliegt, sie auch mit künstlerischem Geiste darin zu verfahren weiß. Mit anderen Worten: Friederike Goßmann ist mit der Originalität und naturwüchsischen Frische ihres Spiels schon jetzt der höchsten Beachtung werth, sie hat aber das Ziel, das mögliche Ende ihrer Entwickelung bei weitem noch nicht erreicht. Sie hat die Zukunft noch vor sich, sie wird noch in eine höhere reifere Phase ihrer Bühnenthätigkeit treten und in dem Theater der Gegenwart noch eine große Rolle zu spielen berufen sein. In dieser Voraussetzung sprachen wir so ausführlich von ihr, in dieser Voraussetzung nehmen wir jetzt von ihr bis auf Wiedersehen Abschied.

An diesen Bericht über Frln. Goßmann schließen wir noch eine kurze Revue unseres Schauspielpersonals mit besonderer Beziehung auf die Leistungen, welche die einzelnen Mitglieder während des Gastspiels der genannten Dame vorzuführen Gelegenheit fanden. Einem gereichte dasselbe zu besonderem Vortheil: Herr Alexander Köckert, dieser aus Frankfurt a/M. herübergekommene erste Held und Liebhaber, hatte anfangs beim Leipziger Publicum, das sich durch neue Erscheinungen leicht imponiren läßt, große Sympathien erweckt, schließlich aber erfahren, wie wandelbar

die Gunst der Menge zu sein pflegt, der er als stets nur im Kothurngang der Tragödie einherschreitend, d. h. als einseitig und dazu auch einem gewissen hohlen Pathos über Gebühr zugeneigt, fast schon gleichgültig geworden war. Nach dem Abgang unseres Conversationsliebhabers, des Herrn Röfike, ward nun Herrn Köckert die Aufgabe, dessen Rollen neben Fräulein Goßmann spielen zu müssen, und es gelang ihm, sich damit die Gunst des Publicums vollständig wieder zu erobern. Wir möchten behaupten, daß er für das Lustspiel noch besser befähigt sei, als für das Drama, worin er von einer gewissen Affectation und Uebertreibung nicht freizusprechen sein wird. In der Komödie aber giebt er, soviel wir zu unserem Erstaunen bis jetzt sahen, stets sehr natürlich gehaltene, fein ausgearbeitete, pointenreiche Leistungen voll glücklichen Sichgehenlassens, voll Bravour und frischer, stellenweise sogar glänzender Laune. — Auch das Repertoire der Herren Czaschke und Dessoir bereicherte das Gastspiel des Fräulein Goßmann mit mehreren neuen Rollen. Das sind ein paar brave Künstler, deren wir uns wahrhaft freuen dürfen. Der Letztere ist ein Sohn des berühmten Berliner Hofschauspielers und verspricht einst ein ebenso ausgezeichneter Komiker zu werden, wie sein Vater Tragöde ist. Er besitzt, um im ächten Theaterlatein zu reden, die vis comica in hohem Grade und gebietet über eine ganze kleine Gallerie der verschiedensten, ergötzlichsten Masken und Gestalten, wenn auch die Neigung zum Outriren an ihm manchmal gar zu grell hervortritt. Gleich ihm ist Herr Czaschke, für komische Väter- und ältere Charakterrollen engagirt, ebenfalls immer ein Andrer und Neuer, d. h. er hat auch die Fähigkeit zu charakterisiren in beträchtlichem Maße. Und was wir an dem Genannten außerdem zu loben haben, das ist das maßvolle, nirgends zu viel thuende Wesen seines Spiels und die Feinheit seiner Zeichnung, die doch der Wirkung derselben keinen Eintrag thut. Max Ballmann, unser alter Localkomiker, der nachgerade mit dem Leipziger Publicum fast verwachsen scheint, ist in letzter Zeit leider recht kränklich und körperlich schwach geworden. Da zeugt es denn gewiß von einer bemerkenswerthen Geisteskraft, daß er immer noch voller Humor und Ungezwungenheit seine Späße treibt und voll unverwüstlich guter Laune ist, wie neulich erst wieder z. B. sein Agamemnon Pünktlich in „Kunst und Natur" bewies. Auch unser trefflicher, in alle Sättel gerechter Stürmer erfreute neben Fräulein Goßmann mehrmals durch sicheres Auftreten, gewandte Tournure und würdige Manier des Spiels. Für unsern äußerst wohlbegabten, scharf denkenden Intriguanten, Herrn Kühns, waren die Vorstellungen der verflossenen Wochen die undankbarsten, da die Episoden, zu deren Vorführung er nur kam, zwar seinen Fleiß, nicht aber sein bedeutendes, wenngleich noch in der Entwickelung stehendes Talent ins rechte Licht versetzten. Eine ähnliche, wenig beneidenswerthe Stellung nahm Fräulein Paulmann in verschiedenen ausdruckslosen, sentimentalen Partien ein, die der Hinneigung dieser jungen, gar nicht übel befähigten Künstlerin zur Monotonie nur noch mehr Vorschub leisteten. Frau Eicke konnte sich wieder mehrmals als unübertrefflich zeigen in den Rollen gewisser Damen von zweifelhaftem Alter. Fräulein Huber, als Heldenmutter etwas zu prosaisch, that als Mutter Fadet in der „Grille" und als resolute Frau Tischlermeisterin in „Rose und Röschen" vollkommen das Ihre, ebenso wie Frau Günther-Bachmann, die nach Abgabe jugendlicher Partien sich im älteren Fach nicht minder als Meisterin zu bewähren beginnt.

E. Kn.

Die gestickte Weste.

Fürst Friedrich Schwarzenberg erzählt in seinen höchst unterhaltenden „Jagdausflügen" folgende hübsche Anekdote:

Ich saß heute mit einem jungen, absonderlich magern langbeinigen Gehülfsjäger auf dem Auerhahn-Einfall. Er hatte eine alte, graue Leibweste an; die rechte Tasche etwa eine Spanne lang geflickt. Lächelnd machte ich die Bemerkung, die Stickerei sei wahrscheinlich deshalb angebracht, weil er so viel in die Tasche gesteckt habe, daß sie zerrissen sei. Er lächelte und sagte: „Diese Stickerei hat kein Schneider mit der Nadel, sondern ein Raubschütz mit der Kugel gemacht, und diesmal war's ein Glück, daß ich nicht feist war. Hätte ich einen Bauch, so hätte er mitten hineingeschossen; so habe ich nur das Westel eingebüßt. — Das Fasten ist doch zuweilen gut! Ihnen z. B. hätte die Kugel mehr geschadet, als mir." — „Wie war denn das?" frug ich weiter. — „Je nun, ich habe den Raubschützen am Anstand getroffen und rief ihn an, — er sprang aber auf und nahm mich aufs Korn; ich wendete mich schnell seitwärts, dachte, trifft du mich von der Seite, so mußt du wohl auch einen Besenstiel abschießen. Er ließ krachen und streifte mich richtig, so daß das Westel in Fetzen hing. Da wurd ich böse, — weil ich dieses einzige habe, — und legte an, der Raubschütz läuft davon; ich denke mir, du hast mir es gut gemeint, das beweiset mein Westel, und ich meine es dir noch besser. Es war zwar schon dunkel, ich halte ihm aber mitten auf den Buckel und lasse schnalzen. Der Raubschütz liegt am Boden, die Kugel war durch den Rücken gerade ins Herz gegangen. Ich lasse ihn liegen, zeige es beim Gerichte an, und trage mein Westel zum Schneider. Das Westel war mein Glück, denn es bewies, daß er den ersten Schuß gethan hat. Als Todter hatte er mir ja nicht mehr das Westel zerschießen können. Ich hatte also keine andere Ungelegenheit als das zerschossene Westel, denn die Herren meinten selbst, wenn man Einem das Westel am Leibe zerschieße, könne man es Einem nicht verübeln, wenn man zurückschießt und nicht abwartet, bis der Andere hinter irgend einem Baume wieder ladet, und es etwa versucht, Einem auch den Rock zu flicken, deshalb sei zu entschuldigen, daß ich den Kerl in den Buckel geschossen. Ein anderes Westel habe ich aber nicht bekommen." —

Ich schenkte ihm ein Westel und ein paar Gulden.

„Jetzt gehe ich zum Pfarrer und laß für den Spitzbuben doch eine Messe lesen. Es ist doch besser. — War er auch ein Wilddieb, so war er doch ein Christ, und da ich wieder ein saubers Westel habe, so will ich ihm nichts schuldig bleiben."

Der Riedel'sche Gesangverein in Leipzig.

Seit nun sechs Jahren besteht in Leipzig ein Verein, der ohne alle Unterstützung von außen, selbst im Geldpunkte ausschließlich auf die Kräfte seiner Mitglieder sich stützend, dasselbe leistet, was die Domchöre deutscher Residenzen, von königlicher Freigebigkeit getragen, dem Kunstfreunde gewähren. Der Stifter dieses Vereins ist Herr Riedel, ein Musiklehrer aus dem Rheinland, ein feingebildeter, kenntnißreicher Musiker und als Lehrer ebenso tüchtig wie als Dirigent. Der Verein, dessen Gründer er wurde, hat sein Streben ausschließlich auf Kirchenmusik gerichtet. Er begann mit einer kleinen Anzahl von Mitgliedern, setzte sich aber binnen kurzem in der öffentlichen Achtung so fest, daß er seit einigen Jahren zum Mittelpunkte der Kirchenmusik in Leipzig geworden ist. Die Sachen, die er in seinen öffentlichen Aufführungen giebt, gehören hauptsächlich der Zeit vor Bach an, die selbst für den Musikkenner ein ziemlich unbekanntes und schwer zugängliches Gebiet ist. Das historische Interesse würde daher allein schon genügen, dem Verein die wärmste Theilnahme aller Gebildeten zu sichern, und doch tritt der geschichtliche Gesichtspunkt in den Hintergrund, weil es unsterbliche Meisterwerke sind, die der Riedel'sche Verein bietet. So wirkt er auch unmittelbar auf die Gegenwart und läutert den Geschmack, auf den so mancherlei verderbend Einfluß übt, durch die reine und schöne Musik der alten kindlich frommen und doch so mächtigen Meister.

In welchem weiten Umfang der Riedel'sche Verein das Gebiet, das er sich gewählt hat, umfaßt, beweisen die Schulen und Meister, mit denen er sich in den sechs Jahren seines Bestehens beschäftigt hat. Die römische Schule war bisher vertreten durch Constanzo Festa, Palestrina (Antiphonie, Improperia, Stabat Mater), Vittoria, Allegro (Miserere), Nanini (Stabat Mater), Viordi (Lamentation und Jerusalem), Benevoli und Bernabeï, die bolognesische durch Clari (Psalm, Stabat Mater, De Profundis), die venetianische durch Marcello (Crucifixus), Lotti (Crucifixus) und Gabrieli (Benedictus), die neapolitanische durch Astorga (Stabat Mater) und Caldara (Regina Coeli und Crucifixus), die altfranzösische durch Claudin, die altniederländische durch Maistre, die altdeutsche Kirchenmusik durch Prätorius, Eccard (Marienlieder, Crucifixus), Calvisius, Johann Wolfgang Franck, Johannes Schop, Stobäus, J. Steuerlein, Johannes Krüger, Hans Leo Hasler, D. H. Engel, Gesius, Adam Gumpelzhaimer, J. H. Schein, Melchior Frank, Heinrich Schütz (Chor aus der Matthäus-Passion, Die sieben Worte, Passions-Oratorium), Händel und Johann Sebastian Bach (Cantaten, Motetten, Weihnachtsoratorium und hohe Messe). Das letztgenannte Bach'sche Werk ist vielleicht das schwierigste, das in der ganzen Kirchenmusik existirt, und wer es vom Riedel'schen Verein gehört hat, wird vor einem Dirigenten und einem Verein, die eine solche Schöpfung mit tiefem Verständniß in sich aufnehmen und nicht blos fehlerfrei, sondern auch mit vollem Ausdruck wiedergeben, hohe Achtung bekommen.

Die letzte Aufführung des Vereins fand am 11. September in der Thomaskirche statt und wurde, wie immer, von den Freunden der guten alten Musik sehr zahlreich besucht. Wir hörten außer altitalienischer und altdeutscher Musik auch ein Werk eines jungen Componisten, Arrey von Dommer, der in Leipzig lebt. Herr von Dommer scheint sich der Kirchenmusik ausschließlich gewidmet zu haben. Wie tief er sich in die Werke des sechszehnten Jahrhunderts eingelebt hat, dafür sprachen schon die Zusätze und näheren Ausführungen alter Musiken, die er für den Verein unternommen hat, und sein 24. Psalm für zwei Chöre sagt es noch mehr. An eine Nachahmung, an ein Anlehnen, wie kleine Talente es lieben, ist dabei nicht zu denken, es ist der alte markige Geist selbst, der uns hier in moderner Fortbildung begegnet. Er hat bei diesem Psalm den reichen Mitteln, die unsere Instrumentalmusik bietet, entsagt und läßt die menschliche Stimme allein wirken. Unser Urtheil wird daher nicht bestochen, und wir dürfen ohne Besorgniß, irre zu gehen, sagen, daß Herr von Dommer sowohl Kraft als Zartheit des Ausdrucks besitzt, und daß seine Composition, indem sie den Anforderungen der Harmonielehre entspricht, zugleich durch Melodiereichthum und Klarheit der Motive das Gefühl des Laien befriedigt.

Die Quelle des Textes vom „Nachtlager zu Granada".

Conradin Kreuzers „Nachtlager zu Granada" gehört zu denjenigen deutschen Opern, welche sich fortdauernd mit entschiedenem Erfolge auf dem Repertoire fast sämmtlicher Bühnen erhalten haben, wenn auch die anderen Werke der betreffenden Componisten bereits der Vergessenheit anheimgefallen sind. So kennt man, um nur einige Zeitgenossen Kreuzers zu erwähnen, von Weigl nichts, als die „Schweizerfamilie", von Winter nur noch „das unterbrochene Opferfest". Was das „Nachtlager" anlangt, so ist die Partie des jungen Hirten Gomez darin noch immer eine Lieblingsrolle unserer lyrischen Tenöre, wie die Gabriele eine Lieblingsrolle unserer jugendlichen Sängerinnen. Der „Jäger" aber mit seiner berühmten Arie: „Ein Schütz bin ich in des Regenten Sold" gilt allenthalben als Glanzpartie, als Prüfstein eines Baritonisten, und der Wiener Beck z. B. hat seinen Ruf besonders dieser Rolle zu verdanken, die seinen Mitteln gerade ausgezeichnet gerecht liegt. — Von der Musik und ihren Vorzügen wollen wir hier jedoch nicht sprechen; bezüglich des Textes aber, den Braun v. Braunthal nach einem Drama Friedrich Kinds frei bearbeitete, dürfte es von Interesse und noch wenig bekannt sein, daß demselben eine historisch beglaubigte Thatsache zu Grunde liegt. Ein böhmischer Schriftsteller, Marcus Bydzovinus a Florention, diente dafür als Quelle mit folgender Erzählung: Im Jahre 1580 ritt Maximilian II. von Spanien auf einer Hirschjagd in einem dichten Walde und vermochte nicht den Weg zu seinem Gefolge zurückzufinden. Die Nacht überraschte ihn, und nach langer Noth und Mühe stieß er auf die Hütte eines Hirten, wo er Quartier begehrte. Man gab es ihm und reichte ihm Speise und Trank; seine kostbare Kleidung aber machte die Habsucht der Bewohner rege, und der alte Hirt beschloß mit seinem Sohne und Knechte, den Fremden zu ermorden. Das erfuhr jedoch noch zu rechter Zeit die junge Frau des Sohnes, sie warnte den Unbekannten, und dieser konnte, als der Anschlag gegen ihn begann, sich sogleich gefaßt zur Wehre setzen. Er erschoß den alten Hirten, streckte den Sohn mit dem Schwerte nieder und trieb den Knecht in die Flucht. Der Lärm des Kampfes aber führte andere Hirten herbei, und obgleich Maximilian betheuerte, er sei Gouverneur des Königreichs Hispanien, nahmen sie ihn doch gefangen und wollten ihn vor die Gerichte bringen. Auf dem Wege dahin traf der Zug endlich mit den Dienern Maximilians zusammen, und von denselben ward ihr Herr natürlich aus der Gefahr befreit. Die Schwiegertochter des alten Hirten aber wurde reich beschenkt und fortan in hohen Ehren gehalten. Man sieht, das ist so ziemlich ganz dieselbe Handlung wie in der Oper, und nur Einiges ist, um den Bühneneffect zu erhöhen, abgeändert worden. Gabriele z. B. erscheint, statt als

Frau, nur erst als Braut eines jungen Hirten, und dieser ist nicht der Sohn des Alten, welcher den Fremden tödten will, sondern mit ihm gar nicht verwandt. Auch warnt das Mädchen den Unbekannten nicht blos, sie legt sogar selbst Hand an seine Rettung.

Ein chinesischer Blaustrumpf.

Wie Rudolf Gottschall in einer der neuesten Nummern der „Recensionen" mittheilt, zählt auch das alte Reich der Mitte unter den Aspasien von Yong-the-kiang dramatische Dichterinnen, von denen wir eine näher ins Auge fassen wollen. Es ist dies die berühmte Dame Tchang-koue-pin, die eigentlich Tchang-ko-pin heißt und der jener pseudonyme Name ertheilt wurde, als man sie in den chinesischen dramatischen Schriftstellerverein aufnahm; wie in vielen Dingen, sind nämlich die Chinesen auch hierin den Deutschen voraus, daß sie einen solchen „Verein" besitzen, der in Deutschland trotz aller Aufforderungen der Intendanten und Directoren noch immer zu den frommen Wünschen gehört. Tchang-koue-pin war außerdem Schauspielerin, denn die Behauptung, daß die Chinesinnen niemals auf dem Theater aufgetreten seien, ist irrig. Während der Herrschaft der mongolischen Kaiser gab es Schauspielerinnen auf den chinesischen Theatern, denen man das wenig schmeichelhafte Prädicat Tau bellegte, welches das Weibchen des Affen bezeichnet, das bekanntlich weniger durch künstlerischen Sinn, als durch frivole Neigungen charakterisirt wird. In der That erfreuten sich die Schauspielerinnen keiner besondern bürgerlichen Achtung, und ein Edict des Kaisers Khoubilaï von 1263 stellt sie in eine Linie mit den Courtisanen, ohne den geringsten Unterschied zwischen dem einen oder dem andern Gewerbe zu machen. Dies ist jedenfalls sehr unrecht von Khoubilaï, denn die chinesischen Schauspielerinnen erinnerten mehr an Aspasia, als an die Heldinnen des Pariser Lorettenviertels, indem sie nicht nur Stücke schrieben, sondern auch Philosophie studierten und den großen Staatsweisen, die ihr Examen glücklich überstanden, wenig an Kenntnissen nachgaben. Der Ausdruck „Blaustrumpf" ist übrigens zur Bezeichnung unsrer Dichterin ungenau und müßte mit dem Worte: „Grüngürtel" vertauscht werden. Alle Courtisanen wurden nämlich von der chinesischen Polizei genöthigt, grüne Gürtel zu tragen, und so nannte man im vertraulichen Styl die Stücke von weiblicher Feder: „Werke der grünen Gürtel." Tchang-koue-pin ist übrigens nicht die einzige Dichterin, der in der großen Sammlung chinesischer Stücke aus dem Zeitalter der Youên-Dynastie Erwähnung geschieht, wenn auch ihre Stücke allein erhalten blieben. Es werden außerdem noch die Damen Tchao-ning-king, Hong-tseu-li-eul und Hoa-li-lang genannt, welche sich als Lustspieldichterinnen hervorgethan. Was Tchang-koue-pin betrifft, so verhält sie sich freilich zu den großen chinesischen Dramatikern, einem Ma-tchi-youên, einem Wou-han-tchin, wie Charlotte Birch-Pfeiffer zu Schiller und Goethe, da sie jene Autoren weder in der Empfindsamkeit, aus welcher die Hauptschönheiten eines chinesischen Drama's hervorgehen, noch in der Naturwahrheit und Grazie erreicht. Es sind in der Dramensammlung aus der Zeit der Youên-Dynastie, welche die „classische" chinesische Dramen-Dichtung repräsentirt, drei Dramen unsrer Dichterin aufbewahrt: „Die confrontirte Tunica", „die Abenteuer des Lo-li-lang", zwei bürgerliche Schauspiele, und ein großes historisches Drama: „Sié-jin-kou-eï". Das erste Stück ist durch Bazins Uebersetzung in seinem „théâtre chinois" bekannt geworden; es ist nicht blos ein Schauspiel in der Birch-Pfeiffer'schen Art und Weise, sondern auch reichlich mit Pariser Vaudevillesceenen und Versen ausgestattet. Dagegen verdient das historische Schauspiel „Sié-jin-kou-eï" Beachtung, besonders deswegen, weil es den Beweis dafür liefert, daß die Frauen aller Zeiten und Zonen unfähig sind, historische Dramen zu schreiben und daß sie dieselben immer in große Familiengemälde verwandeln. Nun gilt dies zwar überhaupt von den chinesischen Geschichtsdramen, indem das Familienprincip auch das ganze chinesische Staatswesen beherrscht, doch in unserem Drama besonders bildet eine rührende ländliche Idyllik, wie sie z. B. G. Sand in ihren neuen Dramen liebt, den Grund des Stückes, auf dem die historischen Arabesken ziemlich willkürlich eingelegt sind.

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Das „Magazin für Litteratur des Auslandes" brachte neulich eine bemerkenswerthe Notiz über den Prinzen **Peter Friedrich Georg v. Oldenburg** als Dichter. Dessen „poetische Versuche" erschienen 1810 in Moskau anonym und nur für den hochgestellten Familienkreis des Autors gedruckt; sie kamen nicht ins Publicum und desto interessanter ist es, daß wir nun doch noch mit der Muse des begabten Fürsten Bekanntschaft machen. Derselbe war am 9. Mai 1784 geboren, studierte 1803—1805 zu Leipzig und begab sich 1808 an den befreundeten, nahe verwandten russischen Hof nach Petersburg, wo er sich schon im folgenden Jahre mit der Schwester des Kaisers, Katharina Pawlowna, vermählte. Peter Friedrich Georg ward während des Feldzugs von 1812 Gouverneur verschiedener Städte, starb aber schon den 27. December des erwähnten Jahres am Lazarethfieber. Als Dichter gehörte er der vorclassischen Richtung an; er rangirte etwa mit Hagedorn, Gleim, Matthisson u. A., und besang zumeist Themata, die die Weimaraner und Romantiker später so ziemlich außer Cours setzten, als Religion, Freundschaft in dem ideal sentimentalen Sinne der Halberstädter und was dergl. mehr war. Ein Epigramm „Wer ist Dichter?" wollen wir hier anführen. Des Prinzen Antwort auf die Frage lautet:

„Wer so, wie Schiller denkt, wie Goethe dichtet,
Wie Wieland spricht, wie Klopstock fühlt,
Wie Hölty mit den Musen spielt,
Wie Voß die Rotten zählt, die Glieder richtet."

Theodor Mügge wird uns in einem demnächst erscheinenden Romane „Arvor Spang" wieder in das einsame, romantische Gebirgsland Norwegen führen, wo seine Muse so heimisch ist, wie die keines andern Dichters der Gegenwart. Mügge ist im Gebiete der Litteratur eine Art Gude und Tidemand, und wenn er auch statt des Pinsels nur die Feder führt, so schildert er doch fast nicht minder malerisch, als jene beiden berühmten Düsseldorfer Landschafter. Früher war er ein Vielschreiber, der bald so, bald so experimentirte, es aber niemals zu rechtem Erfolge brachte. Erst als er sich ein bestimmtes Local für seine Erzählungen wählte, concentrirte sich seine poetische Kraft und er schuf mit künstlerischem Sinn, während er sonst fabrikmäßig verfahren war. „Arvor Spang" soll dem Inhalt nach eine Fortsetzung der Sammlung „Leben und Lieben in Norwegen" bilden.

Eine der unheimlichsten, vom Lichte des Forschers noch am wenigsten getroffenen Partien der sächsischen Geschichte war bisher der an dem Kanzler **Nikolaus Krell** verübte Justizmord. Derselbe war als Sohn eines Professors ums Jahr 1550 zu Leipzig geboren und wurde zunächst auch, wie sein Vater, Docent an der dortigen Universität. Kurfürst August berief ihn dann als Rath an den Hof nach Dresden, und unter dem Nachfolger Christian I. stieg er bis zum Geh. Staatskanzler empor, dessen Einfluß im Lande als der mächtigste gelten mußte. Dadurch aber, sowie durch seine Begünstigung der Kryptocalvinisten und sein Verfahren im Exorcismusstreit zog er sich die Feindschaft der Adelspartei zu, und letztere vermochte nach dem Tode Christians I. den Vormund des unmündigen Christians II., den Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Altenburg, zu einem gegen die Person des mächtigen Kanzlers erlassenen Verhaftsbefehl. Zehn Jahre lang dauerte seine

Gefangenschaft, bis er 1601 endlich doch noch das Blutgerüst besteigen mußte, weil man ihm Staatsverbrechen und hochverrätherische Unterhandlungen mit fremden Herrschern, z. B. mit Heinrich IV. von Frankreich zur Last legte. Ueber dem ganzen langwierigen Proceß schwebte bisher aber ein früher geflissentlich festgehaltenes Dunkel, welches nun endlich hat weichen müssen, seit der reformirte Pastor zu Dresden, Richard mit Namen, in den im sächsischen Staatsarchiv und in der Leipziger Rathsbibliothek aufbewahrten Acten specielle Forschungen anstellte, deren Resultate er in einem zweihändigen Werke soeben veröffentlicht hat. Die ganze Angelegenheit ist damit endlich in das Stadium historischer Klarheit getreten.

In Paris starb vor kurzem der in Lyon geborene Petrus Borel d'Hauterive, welcher sich sowohl als heraldischer Schriftsteller, wie als Verfasser unmoralischer Romane ziemlich bekannt gemacht hat. Seinen „Rhapsodies“ folgten die Erzählungen „Champavert“ und „Madame Potiphar“, über die in aller Kürze nichts Anderes zu sagen ist, als daß sie für die Vorläufer von Ernest Feydeau's „Fanny“ und „Daniel“ gelten können.

Die Verlagshandlung von Hachette in Paris bereitet als Festgabe zum 10. Nov. eine französische Uebersetzung von Schillers Werken vor, und zwar die erste vollständige, welche unsere Nachbarn jenseit des Rheines besitzen werden. Die Uebertragung rührt von dem rühmlichst bekannten Adolphe Regnier, einem Mitgliede des Instituts und Erzieher des Grafen von Paris, her, dessen Mutter, die Herzogin von Orleans, er vor einigen Jahren zum Aufenthalt nach Eisenach begleitete. Der erste Band der Sammlung wird auch von einer eingehenden Biographie und Charakteristik Schillers aus der Feder des Uebersetzers begleitet sein.

Der Engländer Fitzpatrick hat eine sehr werthvolle litterarhistorische Monographie „The Friends, Foes and Adventures of Lady Morgan“ herausgegeben, die sich durch die sorgfältigsten Forschungen und kritische Schärfe des Urtheils auszeichnet. Ueber Lady Morgan, deren Name in Deutschland bereits ziemlich vergessen war, in England aber als einer großen und bewegten Litteraturepoche angehörig stets sehr berühmt und populär geblieben ist, berichteten wir erst bei Gelegenheit ihres vor kurzem im hohen Alter erfolgten Todes ausführlicher (vgl. Europa Nr. 19). Die erwähnte Schrift von Fitzpatrick bestätigt oder berichtigt aus meist sehr zweifellosen Quellen Manches, was in biographischer Beziehung an Lady Morgan bisher dunkel geblieben war, und durch Eingehen auf die ganze Zeit, welcher die einst soviel von sich reden machende Verfasserin des „wild irish girl“ angehörte, erhebt sich sein Buch zu einer historischen Studie von allgemeinerer Bedeutung.

Die Weltstadt Paris ist nicht blos für deutsche, sondern auch für englische Touristen fortdauernd ein Gegenstand eingehender Betrachtung. Blanchard Jerrold, der Sohn Douglas Jerrolds, gab vor noch nicht langer Zeit sein Buch über „The Imperial Paris“, ebenso wie der inzwischen schon gestorbene Bayle St. John seine „Purple Tints of Paris“. Aus den in einer deutschen Uebersetzung erschienenen „Pariser Bildern“ von Edward Copping theilten wir in Nr. 9 dieses Jahrgangs unsern Lesern eine unterhaltende Probe mit. Ein viertes englisches Werk über die französische Hauptstadt bringt der anonyme Verfasser der „Flemish Interiors“ nämlich „The Realities of Paris Life“, die wirklich ihren Titel sehr mit Recht trägt, da ihre Schilderungen sehr realistisch, sehr treu und wahr gehalten sind. Namentlich die Physiognomien der ärmeren Stadttheile, der Schlupfwinkel und Höhlen des Lasters und der Armuth wiederzugeben, gelang dem Autor gut, und mit besonderer Vorliebe weilt seine Feder bei der Zeichnung der „Wilden“ von Paris, d. h. der weitberühmten Chiffonniers oder Lumpensammler, die in einem ihrer charakteristischsten Repräsentanten, dem Felix Pyat'schen Pierre Gargousse, sogar schon tragische Helden geworden sind.

Bildende Kunst.

Das von uns bereits kurz erwähnte letzte und leider unvollendet gebliebene Werk des verstorbenen Gisbert Flüggen in München: „das Vorzimmer eines Fürsten“, ist ein großes Gemälde mit ungefähr dreißig Personen in Drittelebensgröße und theilt sich in fünf verschiedene Gruppen von Figuren. Links sitzt ein alter Bauer, betrübten sorglichen Blicks einen erbrochenen Brief, wohl die Vorladung zur Audienz, in der Hand, neben ihm, über die Schulter ihn theilnehmend betrachtend, seine Tochter, einen Säugling im Schooß; eine Magistratsperson in sammtnem Kleide, die goldene Amtskette über der Brust, scheint kalt und neugierig dem abgerissenen Gespräche der Landleute zu lauschen. Weiter hinten sehen wir einen Kriegsveteran, an der straffen Haltung und an dem Ordenszeichen, das er auf dem leinenen Kittel trägt, kenntlich, dem von einem der betreßten Lakaien, vielleicht einem früheren Kameraden, die Regeln der Courtoisie verdemonstrirt werden. Auf der rechten Seite sitzt ein Prälat in violetseidenem Chorrock, unbekümmert um das Treiben der Uebrigen und stolz erwartend, bis die Zeit für ihn komme, doch freundlich den Worten seines geistlichen Secretärs horchend und antwortend, der über die Lehne seines Sessels gebeugt, eine versiegelte Bulle in der Hand, ihm ins Ohr flüstert. Hinten aber öffnet sich die Thüre zum Audienzsaal, und eine stolze, schöne Dame, der die öffnenden Kämmerlinge in tiefer Reverenz die Hand küssen, darf, den Wartenden voran, eintreten. Um diese vier Gruppen bewegen sich noch allerlei charakteristische Nebenpersonen, Adjutanten, Trabanten, Wachen, Lakaien; aus der Mitte jedoch, von der Audienz zurückkehrend, gegen uns herausschreitend, nimmt die fünfte Gruppe unser Interesse in Anspruch. Eine Wittwe, schwarz gekleidet, von edler Haltung, ihre zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, zur Seite führend, eilt durch die noch Wartenden weg. Sie waren augenscheinlich zuerst gekommen und angenommen, und beglückt von der Gnade des Herrn kehren sie von dem schweren Gange zurück. Die Mutter trägt ein großes Patent in der Hand und schaut vertrauenden Blickes in die Zukunft, die Kinder schmiegen sich in den ungewohnten Umgebungen schen an ihre Kleider. Diese Mittelgruppe, die der Künstler mit besonderer Vorliebe behandelt zu haben scheint, ist schon fast ganz fertig gemalt, während andere Theile nur erst in den Contouren, der Farbenandeutung sichtbar sind — aber wenn auch noch viel zur Vollendung des Bildes fehlt, selbst in seinen Anfängen schon wird dessen hoher Werth in der effectreichen, mannichfaltigen und treu aus dem Leben gegriffenen Composition erkannt. — Was wir in Flüggen viel zu früh für die Kunst verloren haben, zeigt außerdem das gleichfalls in München ausgestellte letzte vollendete Werk des Verstorbenen „die Waise“. Ein schüchternes liebes Mädchen, schwarz gekleidet, ihr kleines Bündel in der Hand, steht niedergeschlagenen Blicks im Garten eines Landhauses vor der vom Stuhl sich erhebenden, in Seide gehüllten, reichen Besitzerin, während diese mit ausgebreiteten leeren Händen zu dem Kinde spricht und der Beschauer tief im Herzen fühlt, wie schweren Fußes die arme Waise wieder von dieser Schwelle, wo sie wohl Aufnahme gehofft, scheiden wird. Es geht durch dies Bild derselbe ächt tragische Ton, der die Compositionen Flüggens aus neuerer Zeit meist kennzeichnete, und sicher muß es uns wie eine rührende Vorahnung nahen Todes erscheinen, wenn wir den verewigten Meister noch kurz vor seinem Lebensende mit Stoffen beschäftigt sehen, in denen sich das mögliche Schicksal seiner eigenen Familie nach dem Verlust ihres Ernährers bedeutsam und ergreifend wiederspiegelt. Wittwen und Waisen waren die Gestalten, die der Pinsel Flüggens zuletzt gemalt hat.

Die gräflich Brabeck'sche Gemäldegallerie, welche ihr dermaliger Besitzer, Graf Andreas Stolberg, Enkel des Dichters Christian Leopold, von Söden nach Hannover zum Verkauf brachte, wird nun doch noch am 31. October d. J. in ihren einzelnen Bestandtheilen verauctionirt werden, da der König Georg sich nicht bereit gefunden

hat, sie für den festgesetzten Preis von 100,000 Thalern in ihrer Gesammtheit zu erwerben. Die Zahl der Gemälde ist 365, und als Krone des Ganzen dürfte eine Madonna von Correggio gelten. Neben diesem Meister sind aber auch Raffael, Tizian, Paul Veronese, van Dyk, Rembrandt und Dürer in erlesenen Exemplaren vertreten. Unter den Porträts sind der Kopf des florentinischen Dichters Julius Strozzi von seinem Bruder Bernhard Strozzi, und der des italienischen Poeten und Rechtsgelehrten Nicolo Crasso v. Tiberius Tinelli in Venedig wahre Perlen der Kunst. Die Landschaften gehören meist der vlämischen Schule an. So ist z. B. Ruysdael mit seinen fünf Hauptbildern da, den beiden weltbekannten Wasserfällen, einer Baumgruppe, einem Kornfeld und einer Bleiche. Von Claude Gelée genannt Lorrain besitzt die Gallerie ein Hasenstück bei untergehender Sonne. Auch Wouvermann fehlt nicht, und zwei andere Holländer lernt man in ihrer Meisterschaft erst recht durch die Brabeck'sche Sammlung kennen. Das ist erstlich Gerhard Douw, dessen „Heilung des Tobias" als herrliche Kunstleistung gelten muß. Dieser Maler malte fast immer en miniature, in dem erwähnten Bilde aber wagte er sich endlich an drei Fuß hohe Gestalten, und mit dieser größern Aufgabe schien plötzlich auch sein Talent noch gewachsen. Auf dem Gemälde ist Alles Spannung und drastisches Leben, und der Tobiaskopf ist ein wahrer Typus standhaft ertragenen Schmerzes und gläubiger Hoffnung. Der zweite jener beiden noch lange nicht nach Verdienst gewürdigten Holländer heißt Albert Cuyp und zeigt sich als Glied der Brabeck'schen Sammlung mit einer holländischen Gegend bei Sturm in all seiner Genialität und feinen Auffassung. Auch in einer Leipziger Privatgallerie, in der des Hofrath Ritterich, findet sich eines der sehr seltenen Cuyp'schen Werke, ein Viehstück, vor.

Otto Knille in Hannover, dessen „todter Cid" schon die Spuren eines ungewöhnlich großen Talentes für Charakteristik und Farbengebung wahrnehmen ließ, hat in seinem neuesten Bilde, der „Einmauerung einer Nonne" noch einen sehr beträchtlichen Fortschritt seiner künstlerischen Leistungen bekundet. Zu den Vorzügen einer wirkungsvollen Composition und lebenswahrer Gestaltenzeichnung gesellt sich darin der Effect einer fast geisterhaften doppelten Beleuchtung des Klostergangs, welcher dem Maler in sehr virtuoser Weise gelungen ist. König Georg von Hannover hat den jungen Mann aus Anlaß dieses Werkes mit Mitteln zu einer italienischen Reise ausgerüstet.

Unter den Schülern des Münchners Piloty verspricht besonders der Augsburger Ch. Schenkenhofer für die Zukunft Außerordentliches. Sein neuestes, in mannichfacher Hinsicht ausgezeichnetes Bild zeigt uns den jugendlichen Martin Luther, wie er nach der Unterredung mit Cajetan von dem sorglichen Rath Langenmantel auf verborgenen Wegen aus der Stadt gebracht wird, um den Drohungen des stolzen Kirchenfürsten zu entgehen. Trefflich und charakteristisch ist an diesem Gemälde vor allem der unverzagte, jeder Gefahr kühn entgegensehende Ausdruck im Gesicht des Reformators.

Eine neue Landschaft von Louis Gurlitt in Wien war jetzt im städtischen Museum zu Leipzig ausgestellt und bildete da die Freude aller Beschauer. Es bleibt unbestritten wahr, daß eine so ideale Auffassung der Schönheiten und großartigen Seiten der italienischen Natur nach Calame und Rottmann nur noch Gurlitt möglich gewesen ist. Seiner Ausbildung zufolge stammt er aus Düsseldorf, aus der Reihe jener sogenannten stylistischen Landschaftsmaler, die den Gegensatz zu der von Achenbach begründeten naturalistischen Richtung ausmachen und als deren Lehrer und Muster Johann Wilhelm Schirmer gelten kann — aber wir möchten behaupten, daß, was Gurlitt anlangt, der Schüler den Meister noch übertroffen hat.

In Dresden starb vor kurzem ein hoffnungsvoller Schüler des Rietschel'schen Ateliers, Bruno Weiske mit Namen. Er war der Sohn eines höheren sächsischen Beamten und mütterlicherseits ein Enkel des einst sehr populären und beliebten Romanschriftstellers Gustav Schilling. Sein Lehrer versprach sich viel von dem jungen strebsamen Mann, dessen erstes und letztes größeres Werk, eine Christusstatue, schon die Zeichen künftiger Meisterschaft deutlich an sich trug. Die Dresdner Akademie hatte ihm für dies Jahr das italienische Reisestipendium bewilligt, ohne daß er dasselbe noch vor seinem Tode hätte benutzen können.

Seit dem 5. September, dem Todestage des Humoristen Saphir, erhebt sich über seinem Grabe auf dem südlichen Kirchhof zu Wien ein von seinen Verehrern geweihtes Denkmal, welches aus einem Granitwürfel, mit Lyra und Kränzen von wilden Rosen verziert, besteht. „Wilde Rosen" — so lautete bekanntlich der Titel eines Saphir'schen Buches.

Theater und Musik.

Alexander Rost in Weimar, der Dichter des „Regiment Madlo", welches am genannten Orte ganz ungewöhnlichen Beifall fand und noch jetzt dort gern gesehen wird, bisher aber noch nirgend anderswo zur Aufführung gelangte, hat ein neues Drama „Ludwig der Eiserne" vollendet. Wie man denken kann, behandelt das Stück die bekannte, in der Lyrik schon mehrfach besungene Sage von dem Abenteuer des ritterlichen Landgrafen in einer Schmiede. Das im Jahre 1847 entstandene Erstlingswerk des jungen Weimaraners, „Friedrich mit der gebissenen Wange", bekundete bei allem Anhängen an dem künstlerischen oder vielmehr unkünstlerischen Apparate der grandiosen Rittertragödien, die vor drei oder vier Decennien über unsere Bühnen polterten, und bei aller falschen Nachahmung des Goethe'schen „Götz" ein frisches Talent für dramatische Gestaltung Des Verfassers zweites und drittes Stück „Der Kaiser im grauen Rock" (d. h. Rudolph von Habsburg) und „Das Regiment Madlo" zeigten trotz mancher noch sichtbaren Mängel in Conception und Composition dasselbe erfreuliche Talent für Charakteristik, und zwar bereits in viel kunstvollerer, reiferer Weise. Die treue Zeichnung, die köstliche Farbenlebendigkeit, mit der das deutsche Mittelalter in der Diction, wie in den einzelnen Figuren porträtirt war, mußte umsomehr behagen, als überall das früher zu vermissende Maß vorwaltete.

Max Ring in Berlin, dessen kleine einactige Lustspielchen, z. B. „Scarrons Liebe", „Wo ist die Zeit, da Bertha spann?" „Dichter und Wäscherin", „Am Fenster" u. s. w. ein sehr sinniges, für einzelne feine Züge und sprachliche Schönheiten empfängliches Talent offenbarten, hat sich zum ersten Mal in einem heiteren Bühnengemälde von größeren Dimensionen versucht, welches vor kurzem auf dem Berliner Hoftheater zur Darstellung kam. Das fünfactige, den Abend füllende Stück betitelt sich „Unsere Freunde" und zeigt in einer Episode der englischen Parlamentsgeschichte die alte Wahrheit, daß unberufene Freunde gewöhnlich mehr schaden und verderben, als offene, erklärte Feinde. Die Hauptrollen haben Addison und Steele inne, von denen Letzterer schon einmal, in Gutzkows „Richard Savage", Bühnenfigur war. Liedtcke und Ludwig Dessoir verhalfen in Berlin den beiden Figuren zu meisterlicher Repräsentation, und dadurch traten die nicht wegzuleugnenden Vorzüge des Werkes erst recht in helles Licht. Rings Werk ist ein Intriguenspiel, und wenn zur Entfaltung der verschiedenen Machinationen hier und da vom Verfasser auch unpassende und unwahrscheinliche Mittel gewählt wurden, so macht Anderes hinwiederum doch einen sehr gefälligen Eindruck durch die darin sich offenbarende gute Laune und deren Zwanglosigkeit, die vom Haschen nach Belustigung weit entfernt bleibt. Auch besitzt der Autor unverkennbares Talent für die Situationskomik, und ohne zwar den historischen Ton bei seinem auf geschichtlicher Basis ruhenden Lustspiele consequent festzuhalten oder ihn ganz so rein und voll herausklingen zu lassen, wie es möglich gewesen wäre, ging seine Licenz doch nicht so weit, daß er den verschiedenen Personen der Geschichte nicht wenigstens einen Hauch localer oder historischer Färbung verliehen hätte.

Eine sehr überraschende, bedenkliche Metamorphose ist mit der dichterischen Productionskraft Julius Hammers in Dresden vorgegangen. Seinen früheren, von der feinsten Bildung des Geistes und Herzens und dem gewähltesten Geschmacke zeugenden Werken nach zu schließen, mußte man denken, daß sein neues Lustspiel „Auch eine Mutter" sich nicht minder durch discrete und ästhetisch gerechte Behandlung auszeichnen würde; wie erstaunt war man aber, als man es bei seiner kürzlich stattgehabten Aufführung am Dresdener Hoftheater für nichts Besseres, als eine auf den unkritischen Geschmack der großen Menge berechnete, zum Theil geradezu in niedere Komik ausartende Posse erkannte, wie sie etwa auf den Vorstadttheatern einer Hauptstadt, z. B. Berlins, ihr Publicum finden mögen. Der Titel des Stückchens bezieht sich auf das Grundmotiv der Handlung, daß nämlich zwei junge Mädchen aus der Classe der Grisetten, um sich einmal das Vergnügen des Tanzens machen zu können, für 20 Neugroschen eine alte Trödlerin als zeitweilige Mutter engagiren, die sie auf einen Berliner Wohlthätigkeitsball begleiten soll. Hier spielt auch die Scene des Stücks, welches sich in einer Reihe ziemlich lächerlicher, aber bis dicht an die Grenze des Erlaubten gehender Situationen entwickelt — mit einem Worte: Julius Hammer hätte den einst von ihm selbst mit soviel Nachdruck und Geist gepredigten Spruch: „Schau um dich und schau in dich" besser beherzigen sollen, als er ein Lustspiel zu schreiben unternahm; „festen Grund" wird er mit solchen Arbeiten nicht auf der Bühne fassen, und es thut ihm selber „Einkehr und Umkehr" noth, wenn er seinen guten Dichternamen sich erhalten will.

Theodor v. Küstner, der bekannte frühere Intendant des Berliner Hoftheaters, benutzt seine Muße zu Uebersetzungen und Einrichtungen ausländischer Bühnenstücke. Von ihm existirt z. B. eine sprachlich recht gelungene Uebertragung der „Fiammina" von Mario Uchard, und neuerdings hat er seinen Fleiß auch einem Calderon'schen Werke, „dem Richter von Zalamea", zugewendet, welches in der durch ihn verliehenen moderneren Gestalt zunächst in München und Leipzig gegeben werden soll. Der Erste, welcher das Stück in Deutschland aufführte, war der alte Ludwig Schröder in Hamburg, doch that er es mit verändertem Titel und sehr gewaltsamen Kürzungen. In der Gries'schen Uebersetzung brachte es dann Immermann in Düsseldorf auf die Bretter, doch ließ dessen Bearbeitung noch viel Anstößiges, dem deutschen Geschmack Widersprechendes in dem Drama, welches, wie es heißt, nun endlich durch Herrn v. Küstner die unsern ästhetischen Begriffen entsprechende Form empfangen hat.

Die deutsche Schauspielerkunst lag in America bisher so ziemlich im Argen, wiewohl sie in New-York, Philadelphia, Cincinnati und St.-Louis vertreten war. Jetzt will nun am letztgenannten Orte der als Uebersetzer französischer Stücke früher hier zu Lande ziemlich renommirte **Heinrich Börnstein** eine deutsche Musterbühne gründen, die nächstens mit Goethe's „Egmont" eröffnet werden soll. Er bezahlt für das Theater einen zehnjährigen Pachtpreis von 100,000 Dollars und verausgabte außerdem schon 20,000 Dollars für glänzende Restauration des Gebäudes. Die Kostüme ließ er sich aus Mailand und Turin kommen, und in dem Personalverzeichniß erblicken wir wenigstens einige bekanntere und einst in Deutschland geschätzte Namen, so besonders den des Frl. Antonie Grahn von Darmstadt, welche wir vor mehreren Jahren in Hamburg als sehr befähigte, mit den schönsten äußeren Mitteln ausgestattete Künstlerin kennen lernten. Der Aufwand des Directors erscheint nicht ungerechtfertigt, wenn man weiß, daß unter der Bevölkerung von St.-Louis 60,000 Deutsche sich befinden und daß den Einwohnern der Stadt eine ganz merkwürdige Lust am Theater eigen ist. Während dieses Sommers standen z. B. daselbst nicht weniger als sechszehn Bühnen im Freien offen und wurden zahlreich besucht, während dieselben bei uns schon wieder glücklicherweise fast ganz außer Mode gekommen sind.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 41. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 8. October.

Inhalt

Americanische Dichter.*)

Zweiter Artikel.

Der begeisterte Cultus der Natur, auf den wir in unserm ersten Artikel hinwiesen, ist für die americanische Poesie ein Moment von der höchsten Bedeutung; er ist ein Ausfluß derselben Quelle, aus welcher die Vorliebe stammt, welche die Americaner für die Lyrik an den Tag legen. Auf den ersten Augenblick erscheint in einem so gearteten Volke diese Vorliebe sonderbar genug. Man fragt sich unwillkürlich: was treibt diese rauhen Männer der That zu einer Dichtart, in welcher das liebende, hoffende, verzweifelnde, suchende, unbefriedigte Menschenherz einen Ausdruck für die wogende Nebelwelt der Gefühle sucht und findet? warum cultiviren sie, deren Leben an frappanten Glückswechseln so reich ist, nicht lieber das Drama? wie kommt es, daß sie, die so viel zu erzählen haben, nicht den epischen Dichtarten den Vorzug geben, vor allen dem Roman, der nebenbei ein so schickliches Vehikel zur Lösung der vielen socialen, religiösen, politischen Fragen wäre, an denen das americanische Leben Ueberfluß hat? Indessen läßt sich für diesen scheinbaren Widerspruch sehr bald eine genügende Erklärung finden. Daß die Americaner keine eigentlich epische Poesie haben können, liegt auf der Hand. Das Epos blüht nur bei den Völkern, die eine lange Jugendzeit hatten, in der sie sich, unbekümmert um große geschichtliche Aufgaben, fröhlich tummeln durften auf der schönen Erde; eine lange Lehrzeit, in der sie sich allmählich aus Kindern und Wilden zu Männern und Cultur-Menschen heranbilden konnten. Diese Jugendzeit, diese Lehrzeit fehlt den Americanern. Der Baum ihres Lebens schießt so machtvoll in die Höhe, wie eine Palme, die erst in weiter Entfernung von der Erde in Zweige, Blätter und Blüthen ausstrahlt. Da ist kaum eine Spur jenes Gestrüpps, das andre, hernach sehr mächtige Völkerstämme in den ersten Jahrhunderten umgiebt, jenes Waldes von jungen wilden Schößlingen, in denen die Sage und das Epos nisten. Ueberall wachsen Farmhäuser, Dörfer, Städte wie auf einen Zauber aus dem Boden. Nie versiegende Ströme von Einwanderern drängen an den schon cultivirten Gegenden vorüber in die Prärien, „die nach Menschenherzen klopfen," in die Wälder hinein, die Flüsse hinauf, und vor diesen Schwärmen fliehen der Wilde, der Bison und der Biber. Und diese Einwanderer sind nicht alle von demselben Volke, nicht einmal von derselben Race: Engländer, Holländer, Irländer, Deutsche, Franzosen — Germanen, Celten, Romanen bringen ihre Sitten und Gewohnheiten, und ebenso die Sagen ihrer Heimath und die Lieder ihrer Heimath mit hinüber. Nicht die Gemeinschaftlichkeit der Abstammung, der Sprache, der Religion hält diese verschiedenartigen Elemente zusammen, nur die Gemeinschaftlichkeit der Interessen und Gefahren. Wie kann unter solchen Verhältnissen von epischer Poesie die Rede sein, da es sogar an den Balladenstoffen mangelt, an denen selbst solche Völker, die es nicht zum eigentlichen nationalen Epos bringen konnten, reich sind? Und später, als die verschiedenartigen Metalle zu einem korinthischen Erz zusammengeschmolzen waren, als sich aus den vielen Volksfragmenten eine Nation gebildet hatte, als diese Nation anfing, ihre üppige Jugendkraft an großen historischen Aufgaben zu versuchen, schien die Sonne der Geschichte schon viel zu hell, als daß die vortrefflichen epischen Stoffe, die in den Kämpfen gegen die Franzosen in Canada und die mit ihnen verbündeten Indianerstämme, in dem Revolutionskriege gegen das Mutterland sich darboten, im eigentlich poetischen Sinne hätten ausgebeutet werden können.. Diese Stoffe zu Epen und Balladen zu verwerthen, ließ die aufgeklärte Zeit nicht zu. Sie duldete nur noch den prosaischen, nüchternen Epigonen des heroischen Gesanges: den historisch-phantastischen Roman, wie er von Cooper besonders angebaut wurde. Es thut dem Liebhaber der Poesie leid, daß die goldenen Samenkörner auf den harten Weg und unter die Disteln und Dornen fielen, wo sie nur so kümmerliche Früchte

*) Vergleiche Europa Nr. 39.

tragen konnten. Die Historiker bemächtigten sich des Gegenstandes, und damit war er für die Dichter verloren. Nichts macht einen seltsameren, unerfreulichern Eindruck, als wenn man einem Helden der Neuzeit, z. B. Washington, dessen Züge einem Jeden vertraut sind, dessen Leben bis in die kleinsten Details von einem Jeden gekannt ist, in einem Roman begegnet, wo er auf Rechnung und Gefahr des Dichters Allerlei thut und spricht, was er möglicherweise in der Wirklichkeit hätte thun und sprechen können, wovon aber die Geschichte nichts weiß. Es ist, als ob eine Marmorstatue vor unsern Augen von dem Piedestal herunterstiege, und die Marmorglieder zu recken und zu dehnen begönne. Wir glauben nicht daran, auf keinen Fall geht es dabei mit rechten Dingen zu. Die Stimme des großen Todten ist vortrefflich nachgeahmt, aber wir wissen sehr wohl, daß es des Dichters eigene, nur sehr verstellte Stimme ist. Wie kann da von einer Illusion die Rede sein? So kommt es, daß Cooper nicht nur der Erste, sondern auch der Einzige gewesen ist, der diese Gattung des Romans mit Glück cultivirt hat. Die ahnungsvolle, schwermüthige Beleuchtung einer untergehenden Sonne, die er auf seine letzten Mohikaner fallen läßt, hatte für einen Moment eine recht hübsche Wirkung hervorgebracht, aber das grelle Licht der Kritik zerstörte nur zu bald diesen zauberhaften Schimmer. Man fand, daß besagte Indianer sehr schmutzige, rohe und grausame Bursche waren, und wollte nicht mehr an ihre unvergleichliche Tugend und Ritterlichkeit glauben. Mit einem Worte: ihre poetische Rolle war ausgespielt, und wenn ein Dichter sein Publicum noch von diesen rothen Gesellen unterhalten wollte, so mußte er den historischen Boden verlassen und sich auf das unverletzliche Gebiet der eigentlichen Sage zurückziehen, und von dort aus zu uns sprechen, wie dies kürzlich Longfellow in seinem „Hiawatha" mit so großem und durchaus verdientem Erfolg gethan hat.

Wenn man so zugeben muß, daß die Americaner für die epischen Dichtungsarten von vornherein zu cultivirt waren, kann man auf der andern Seite behaupten, daß sie für den Familien-, für den socialen und philosophischen Roman bis auf den heutigen Tag noch nicht gebildet genug sind. Wir wollen keineswegs in Abrede stellen, daß es unter den Americanern wohl Schriftsteller giebt, die solche Romane schreiben können, und ein Publicum, welches solche Romane lesen mag, aber dieser Schriftsteller sind sehr wenige und dieses Publicum ist sehr klein. Die Freude an dergleichen Productionen setzt schon einen nicht geringen Grad geistiger und moralischer Cultur voraus, und wenn diese Cultur auch in den obersten Schichten der americanischen Gesellschaft vorhanden sein möchte, so fehlt sie in den großen mittleren Schichten, und auf diese muß der Romanschreiber vor allem Rücksicht nehmen. Eine gewisse Gleichmäßigkeit der Bildung, welche bewirkt, daß dasselbe Buch in dem Palast des Granden und in der Wohnung des Handwerkers nicht nur mit demselben Interesse, sondern fast mit demselben Grade des Verständnisses gelesen wird, ist nur bei den Culturvölkern möglich, die eine Jahrhunderte lange Lehr- und Schulzeit haben durchmachen können, in der selbst die letzten und am wenigsten durch die Verhältnisse begünstigten Classen Zeit hatten, die Lücken in ihren Kenntnissen auszufüllen. Sodann fehlt noch bei den Americanern eine Hauptbedingung der rechten Blüthe dieser Romane; das ist die Behaglichkeit der Existenz des Volkes im Ganzen und Großen, eine Behaglichkeit, die durchaus nicht die Ruhe des Sumpfes zu sein braucht, die aber auch ganz unmöglich ist, wenn die Wogen des socialen und politischen Lebens besonders hoch gehen. In so bewegten Zeiten — und die Americaner kommen aus dem politisch-socialen Fieber eigentlich nie heraus — haben Dichter und Publicum keine Zeit Romane zu schreiben und zu lesen. Die Entstehung des Wilhelm Meister und die Anerkennung, die sich dieser Roman sofort verschaffte in einer Zeit, wo die deutsche Erde vor dem Donner von Napoleons Kanonen erzitterte, ist eines der merkwürdigsten Phänomene in der Litteraturgeschichte, wie es auch wohl nur unter dem deutschen Himmel vorkommen kann; ebenso wie umgekehrt die ganz außerordentliche Fruchtbarkeit, welche die Hauptromanschriftsteller Englands, Bulwer, Dickens, Thackeray u. s. w. entwickeln, beweist, wie stark in England die Nachfrage nach dieser Art von Lectüre ist, und wie groß mithin die Muße sein muß, deren sich die Engländer der mittleren Stände erfreuen. Denn nur diese sind die Träger der Litteratur eines Volkes, aus ihnen gehen die Dichter hervor, in ihnen finden die Dichter ihr Publicum. Die Aristokratie steht im Allgemeinen der Litteratur so fern, wie das Proletariat.

Von dieser Gleichmäßigkeit der Bildung ist in America keine Rede. Wie der Ton in den Drawing-rooms von Neuyork dem in den besten Salons von Paris an Feinheit nichts nachgiebt, wie der Pöbel von Neuyork an Rohheit nicht seines Gleichen auf Erden hat, so sind diese grellen Widersprüche durchaus die Regel des americanischen Lebens. Reichthum und Armuth, Feinheit und Rohheit, geläutertste Humanität und empörende Brutalität, höchste Bildung und tiefste Unwissenheit — das Alles wird in America nicht nur, wie ja überall, vorgefunden, sondern liegt dort so hart nebeneinander, gerade so, wie in diesem merkwürdigen Lande vortrefflich cultivirtes Ackerland unmittelbar an den Urwald stößt, und durch die Prärie, auf der im Umkreis von vielen, vielen Meilen kein Dorf, kein Haus gefunden wird, die Locomotive so lustig dampft, wie durch die bewohntesten Gegenden Belgiens oder Deutschlands. Mit einem Worte: die Americaner haben kein rechtes Publicum für den Roman, und so haben sie auch keine bedeutenden Romane aufzuweisen. Daß einzelne Bücher, wie der „Onkel Tom" der Frau Stowe, ein so ungeheures Aufsehen gemacht haben, und mancher Roman in vielen tausenden von Exemplaren verkauft wird, beweist nichts dagegen. Die Verbreitung dieser Schriften ist aus ganz andern Gründen zu erklären, als etwa aus dem ästhetischen Werth derselben, oder der ästhetischen Bildung des Publicums im Allgemeinen.

So bleibt denn den Americanern von allen Dichtungsarten — denn von dem Drama kann natürlich noch viel weniger als von dem Roman die Rede sein — nur die Lyrik übrig, um so mehr, als Alles, was dem Aufblühen jener andern so

hemmend in den Weg tritt, dieser offenbar zu Gute kommt. Der Mangel an einer tüchtigen historischen und philosophischen Durchbildung, der in den Romanen und Dramen der Americaner so fühlbar ist, hat in der Lyrik sehr wenig zu bedeuten. Sehr einfache Menschen haben die vortrefflichsten Sachen in diesem Genre gedichtet. Unter den Dichterinnen America's findet sich eine Fabrikarbeiterin, eine andre war Dienstmädchen in einer vornehmen Familie, und ähnliche Beispiele weisen die Litteraturen aller Völker auf. Ja es ist, als ob sich die lyrische Muse ihre Jünger gern aus den sogenannten niedrigen Ständen wählte. Jedermann kennt des Knaben Wunderhorn, und wer Gelegenheit gehabt hat, mit den Verfassern jener wunderbaren Poesien, wir meinen, mit den sangeslustigen Soldaten, sentimentalen Handwerksburschen und liederkundigen Meistern, in genauere Berührung zu kommen, weiß, daß bei weitem noch nicht alle ihre lyrischen Ergüsse in jenem Buche verzeichnet sind. Sodann ist die Zerbröckelung der Gesellschaft und die ungleichmäßige Bildung für den Lyriker kein so großer Uebelstand wie für den Romanschriftsteller und den Dramatiker. Er wendet sich direct an das Herz, und das Herz bleibt doch überall und zu allen Zeiten wesentlich dasselbe, wie verschieden es auch in den Köpfen aussehen mag. Die Lieder, welche der Steuerofficiant Burns für seine guten Cumpane im Alehause dichtete, singen jetzt sehr wohlerzogene junge Gentlemen bei Champagner, und die feinste Lady schämt sich nicht, einen Gesang am Flügel vorzutragen, der ursprünglich für eine Bauerdirne geschrieben war. Ohne Dramen und Romane können die Menschen sehr gut, ohne Lieder aber kaum fertig werden. Das Bedürfniß nach Liedern ist allzeit vorhanden, um so mehr, wenn die stets rege, poetische Kraft keinen andern Stoff, oder zu der Bearbeitung eines andern Stoffes keine rechte Zeit findet, wie in America.

Sodann hat das Leben drüben in seiner Unfertigkeit, seiner sich überstürzenden Heftigkeit, seinen zum Theil höchst seltsamen Ausschweifungen einen durchaus jugendlichen Charakter, und die Lyrik ist ja die Dichtart der Jugend. Später sehr prosaische Menschen, wenn sie nur sonst nicht ganz unbegabt sind, müssen doch in ihren jungen Jahren den Musen in mehr oder weniger schlechten Versen ihren Tribut entrichten, und was hier von den Individuen gilt, findet auch auf die Völker ihre Anwendung, nur daß bei ihnen (wenigstens bei den neueren Völkern) von so bestimmten Altersstufen keine Rede sein kann, und jede Uebergangsepoche, wo sich unter inneren und äußeren Kämpfen ein neues Leben entwickelte, der Jugendzeit beim Individuum gleichgestellt werden muß. So fällt die Glanzzeit der griechischen Lyrik gerade in die überaus unruhige Periode, wo aus den alten Aristokratien mit Hülfe der Despotien die Republiken entstanden, so blüht zur Zeit der Reformation in Deutschland das Kirchenlied und das Volkslied, so bringen wir es in den Jahren von 1813—15 selbst zu Kriegsgesängen, so grassirt in den dreißiger und vierziger Jahren die politische Lyrik.

Aber die Jugendlichkeit der Americaner ist nicht die eines sinnigen, träumerischen Jünglings von vornehmer Abkunft, der vollauf Zeit hat, seinen Träumereien nachzuhängen, sondern gleicht vielmehr der eines jungen Menschen aus dem Volke, welcher sich seine Position in der Welt erst erobern soll und fest entschlossen ist, zu diesem Resultat zu gelangen, es koste, was es wolle. Die Aufgabe der Menschheit seit der Reformation, sich die Erde, welche uns der Kirchenglaube des Mittelalters als ein Jammerthal, und im besten Falle als eine Vorbereitungsschule für das Jenseits schilderte, auf jede Weise, mit allen Mitteln, welche uns die Wissenschaft an die Hand giebt, zu eigen zu machen, ist für den Americaner ganz buchstäblich zu verstehen. Wenn ihm vorgeworfen wird, daß er die realistische Tendenz unsrer Zeit rücksichtsloser verfolgt als der Europäer, so müssen wir wenigstens so gerecht sein einzuräumen, daß er durch die wesentlich materiellen Aufgaben, die ihm gestellt sind, mit viel größerer Gewalt in diese Richtung gedrängt wird als wir. Es soll nicht geleugnet werden: der Americaner wird in der allzueifrigen Verfolgung dieser Aufgaben vielfach ein brutaler Gesell. Der Gedanke, jetzt endlich einmal Herr im Hause zu sein, macht ihm manchmal den Kopf schwindeln; über all den neuen Einrichtungen, die er zu treffen hat, vergißt er, wie Alles doch nur erst dadurch einen Sinn bekommt, daß es nicht als Zweck sondern als Mittel zu einem Zweck betrachtet wird, der kein andrer sein kann, als dem Menschen, dem Bürger im Reiche der Geister, ein seiner Würde entsprechendes Dasein zu verschaffen. Aber es ist thöricht, sich durch die mancherlei scheinbar höchst bedenklichen Symptome einer allgemeinen Entgeistigung der Menschheit, insbesondere der americanischen, beirren zu lassen. Es ist wahrlich auch drüben dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Der Geist stirbt nicht, und wenn ihn der Materialismus zu ersticken droht, so ist das nichts als der schwere Rauch, der aus einem Feuer aufwallt in dem Augenblicke, wo es eine sehr reichliche Nahrung erhalten hat, die es noch nicht zu bewältigen vermochte. Kurze Zeit und herrlich bricht es hervor, und um so herrlicher, je schwärzer und dichter vorher der Rauch aufwallte. Jedes in America geschriebene lyrische Gedicht ist vorläufig so ein kleines, vielverheißendes Flämmchen, das an dem Holzstoß emporleckt.

Wir sagten im Anfang, die Schwärmerei der Americaner für die Natur fließe aus derselben Quelle, aus der ihre Vorliebe für die Lyrik stamme. Wenn diese als eine nothwendige Folge der eigenthümlichen Mischung der Elemente erscheint, aus denen das americanische Leben zusammengesetzt ist, so ist jene eine Reaction gegen das in dieser Mischung sehr stark vorschmeckende Ingrediens des Materialismus. Der Poet, der sich durch das rohe Treiben der Menge angewidert fühlt, dem der Geist in der Menschheit gestorben zu sein scheint, wendet sich gläubig an den Geist in der Natur, und in dem vertrauten, sinnigen Umgange mit ihr findet er, was er dort vergeblich suchte:

„Ruhe, Lust und Harmonien
Und ein kräftig rein Bestreben.“ (Goethe.)

Friedrich Ruperti's Gedichte.

Das Erscheinen dieser Gedichte in einer zweiten vermehrten Auflage (Bremen, Geisler), binnen kurzer Frist ist ein vollgültiger Beweis, daß sie beim Publicum verdiente Beachtung und Theilnahme gefunden haben. Freilich würden vor dem Ignorirtwerden diese Dichtungen schon durch den Namen des Verfassers geschützt sein, dessen gründliche historische und litterarische Bildung geeint mit einer rührigen und gewandten poetischen Gestaltungskraft sich bereits durch manche schöne Gabe in weitern Kreisen bekannt gemacht hat, wenn sie auch nicht durch die Wahrheit der in ihnen ausgesprochenen Empfindung, durch den Glanz ihrer poetischen Bilder und durch die männliche Kraft ihrer Sprache in dem Grade zu wirken vermöchten, wie sie dies in der That auf jeden gesunden und für das Schöne empfänglichen Sinn thun müssen. Was uns aber diese Sammlung gerade in jetziger Zeit ganz besonders willkommen heißen läßt, das ist der ächte deutsche Sinn, die glühende Begeisterung für ein großes freies Vaterland, welche fast überall durchklingt und in manchen Gedichten, wie „Im Walde" und in „Der Pilgrim" uns mächtig aufrüttelt und fortreißt. Ueberaus reich ist die Sammlung an lebendig und kräftig gehaltenen Schlachtenbildern, die uns selbst in Gedichten wie „Das Waldesthal" und „Im Kaffeehause", deren Titel solche Bilder nicht erwarten lassen, mächtig anregend überraschen. In letzterm Gedicht tragen die Melodien einer Tyroler-Sängerfamilie die Gedanken des Verfassers nach Tyrol, die Seele .....

. . . schwebt versenkt in wunderbares Träumen,
Mit kühnem Flug hinweg zu fernen Räumen,
Und immer bunter, mannichfacher, wilder
Drängt sich um sie herum die Schaar der Bilder.
Als hab' ein Zauberspruch es hergebannt,
Steigt in die Höhe das Tyrolerland.
Da ragen dräuend, seltsam von Gestalt,
Aus Eisesmassen riesenhaft geballt
Die Ferner, deren Haupt die Sonnenstrahlen
Mit ihren schönsten Farben zaubrisch malen;
Da hebt sich, Grauen in der Seele weckend
Und auch den kühnsten Wandersmann erschreckend,
Senkrecht die düstre Felsenwand empor,
Die sich der Aar zum Königshorst erkor,
Zu deren Stirn sich nicht die Gemse wagt,
An deren Spalt der Tanne Wurzel nagt;
Da gähnet, gleich der Hölle Thoren klaffend
Und wie im Schwindel fast die Seel' entraffend,
So schaurig und so dunkel manche Kluft,
Es rast der wilde Föhn in hoher Luft,
Es donnern von den Bergen die Lawinen,
Und Ströme stürzen im Verein mit ihnen
Sich mit Gebraus und hoch mit Schaum bedeckt
Zum Thal hernieder, das ihr Fall erschreckt.
Und o, wie lachen neben Schnee und Eis,
Wie lachen neben grausig öder Wildniß, —
Des milden Frühlings schönes, heiteres Bildniß, —
Die frischen, grünen, heerdefüllten Matten,
Umkränzt von ernster Wälder dunklem Schatten,
Die Au'n, wo sanft das Korn im Winde schwankt,
Die Hütten, welche dicht die Reb' umrankt!

Die Phantasie ergeht sich dann in der Betrachtung des kräftigen und schönen Heldengeschlechts, welches die geschilderten Höhen und Fluren bewohnt, und haftet mit der lebendigsten Anschauung an dem Kampfgetümmel und Schlachtenlärm des Tyroler Befreiungskampfes, aus welchem sie uns die ergreifendsten Scenen vorführt. — Ueberhaupt ist es vorzugsweise der Kampf um Völkerfreiheit, welcher die Empfindung des Dichters anregt und zu glühender Begeisterung fortreißt, wie in den Scenen aus Polen, aus den Bergen Circassiens, und in den Klagen über ein unterdrücktes deutsches Brudervolk. Die Klage um gefährdete oder verlorene Freiheit bildet auch den Hintergrund einer Reihe schöner historischer Stoffe und giebt ihnen eine elegische Färbung, welche indeß die Stärke des Gefühles und die Energie der Sprache keineswegs abschwächt; so ertönt selbst zwischen Kerkermauern des Lied des gefangenen Enzio wie jubelnder Lerchenschlag, und auch in den „Kerkerträumen" zaubert uns die sich in Befreiungsthaten tummelnde Phantasie die feuchten Mauern und vergitterten Fenster hinweg. — Wir schließen mit folgendem Gedicht, welches am besten für sich selbst, für den Geist, welcher die Sammlung durchweht, und für den poetischen Beruf des Verfassers sprechen wird:

Auf dem Leipziger Schlachtfelde.

Bei Leipzig auf dem weiten Plan, in düsterer Geisterstunde,
Da webt es so geheimnißvoll, so schaurig in der Runde,
Da tönt verworrener Stimmenschall und Waffenlärm und Toben,
Doch wenn der blasse Morgen graut, ist alles gleich zerstoben.

Da steigen aus dem Grund hervor, der bang erdröhnt und zittert,
Gestalten, bleich und nebelhaft, von Grabeshauch umwittert;
Sie wogen, ein gedrängter Schwarm, wohl über hunderttausend,
Das weite, dunkle Feld entlang, wie Meeresfluth erbrausend.

Sie ordnen sich in Schaaren rasch, sie bilden ihre Glieder,
Es sprengen Führer hoch zu Roß die Reihen auf und nieder;
Wie dumpf der Trommeln Wirbel schallt u. dumpf Trompeten blasen,
Entzündet gleich sich überall des Kampfgetümmels Rasen.

Wie stürmt mit tollem Ungestüm nun Haufe gegen Haufen!
Es tönt der Krieger Wuthgeschrei, der Pferde wildes Schnaufen,
Es ächzen die Gesunkenen, zertreten ohne Schonen,
Und grausig mischen sich hinein dumpf donnernde Kanonen.

Es hat der tief erschreckte Mond mit Wolken sich umzogen,
Und dichte Finsterniß verhüllt den weiten Himmelsbogen;
Doch hellt ein düstrer Schein den Plan, der Krieger wildes Wüthen,
Als ob die Dörfer alle rings in lichten Flammen sprühten.

So währt die lange Nacht hindurch das Stürmen, Toben, Kämpfen,
Als könne nichts die heiße Gluth des Kriegerzornes dämpfen;
Es klirrt und tost und stöhnt so bang und ruht und rastet nimmer,
Und grausig leuchtet stets dazu der düsterrothe Schimmer.

Die Krieger sind es, welche hier für Völkerfreiheit stritten
Und in der blutig heißen Schlacht den Opfertod erlitten;
Es ist an ihr unselig Haupt ein schwerer Fluch gebunden,
Und Ruh' im Grabe haben sie noch immer nicht gefunden.

Es treibt hervor sie mit Gewalt, sich und der Welt zum Grauen,
Sie müssen wieder jede Nacht das Kampfgefilde schauen,
Sie müssen streiten ohne Rast, bis jedem Volk erworben
Der Freiheit heil'ges Eigenthum, für welche sie gestorben.

Bei Leipzig auf dem weiten Plan, in düsterer Geisterstunde,
Da webt es so geheimnißvoll, so schaurig in der Runde,
Da tönt verworrener Stimmen Schall und Waffenlärm und Toben,
Doch wenn der blasse Morgen graut, ist alles gleich zerstoben.

Sophie von La Roche, die Freundin Wielands.

„Die Zeit der Empfindsamkeit ist vorüber als Epoche der Nation, aber dem Einzelnen wiederholt sie sich als Uebergang noch stets in eigener Lebenserfahrung" — diese sinnvollen Worte des vor kurzem verstorbenen Varnhagen von Ense bilden das treffendwahre Motto zu einem neuen Buche seiner Nichte Ludmilla Assing, der Tochter „Rosa Maria's," die sich bereits als Biographin der Gräfin Elise von Ahlefeldt einen Namen in litterarischen Kreisen erworben hat. Die junge Dame scheint — man erlaube uns das zu sagen — jetzt eben selbst in jener Uebergangsperiode zu stehen, von der ihr alter Oheim als bewährter Menschenkenner sprechen konnte; das geht, wie uns dünkt, aus der Vorliebe hervor, die sie für die „Zeit der Empfindsamkeit als Epoche der Nation" hegt, sowie aus dem subjectivbefangenen, weiblich beschränkten Urtheile, welches sie über die Gestalten dieser Zeit zu fällen pflegt. Das unerquickliche Dilemma in der Stellung der „empfindsamen" Elise von Ahlefeld zwischen ihrem Gatten Lützow und ihrem Freunde Immermann verstand Frl. Ludmilla Assing schon nicht mit dem rechten sittlichen Ernste und Takte hervorzuheben, und ebenso wenig ist ihr ein klares Licht aufgegangen über das, was in der Erscheinung einer Sophie von La Roche als ungesundes Element von jedem hellen Auge durchschaut wird, wenn auch als das Spiegelbild einer Zeitstimmung, die die herrschende während einer ganzen Generation war, und als das aus vielen privaten Quellen zusammengestellte, getreue Porträt einer Frau, welche die Vertraute der bedeutendsten Genossen ihres reichen Lebens war, das Buch von Ludmilla Assing über „Sophie La Roche, die Freundin Wielands" (Berlin, O. Janke), trotz seiner der Objectivität des ächten Historikers entbehrenden unsicheren moralischen Haltung immerhin ein lesens- und empfehlenswerthes Werk bleibt. Die Genannte nahm unter den vielumworbenen und angebeteten Heldinnen jener Tage, wo die Virtuosität in der Gefühlswelt, das rücksichtslose Schwärmen in Empfindungen allein für genial und poetisch galt, einen sehr hervorragenden Rang ein; daß aber der Geist einer solchen Zeit, wo gerade das, was über den Kreis nüchterner und verständig denkender Handlungsweise hinausging, als modisch und von feinem Takt eingegeben angesehen wurde, als krankhaft verurtheilt werden muß, ist in der Ludmilla Assing'schen Schrift eben nicht vollständig zur Ueberzeugung gebracht. — Dr. von Gutermann, Sophiens Vater, der Sprößling einer Augsburger Patricierfamilie, war ein trefflicher Gelehrter und Arzt, der seiner Tochter eine Erziehung gab, durch die das schöne geistvolle Mädchen selbst zur Gelehrten ward. Noch nicht das fünfzehnte Jahr hatte sie erreicht, als sie schon Gegenstand einer Bewerbung wurde, der sie aber nicht Folge leistete. Doch sehr bald darauf lernte sie in der That kennen, was Liebe sei, und zwar galten ihre ersten zärtlichen Gefühle einem fremden, interessanten Mann, dem italienischen Leibarzt des Bischofs von Augsburg, Johann Ludwig Bianconi. Ein Bund zwischen beiden für einander geschaffenen Seelen erschien so natürlich, so glückverheißend, fand aber doch in dem Vater Sophiens einen hartnäckigen und erbitterten Gegner, dem der kindliche Gehorsam seiner Tochter endlich weichen mußte. Die Verlobten wurden aufs schnödeste von einander getrennt, und von Qualen des Abschiedes gepeinigt, ging das junge Mädchen, die ihr Vater, um eine zweite Heirath eingehen zu können, aus dem Hause haben wollte, zuerst nach Bieberach, wo sie die Wirthschaft ihres Großpapas führte, sowie dann ebendaselbst in das Haus des Predigers Wieland, der mit einer ihrer Verwandten vermählt war. Hier nun sollte für ihr anfangs auf jede Hoffnung verzichtendes, scheu und verbittert in sich zurückgezogenes Herz bald ein zweiter Lenz anbrechen. Ihre traurigen Schicksale, ihre zarte Resignation umgaben das schöne Haupt der Neunzehnjährigen mit einem Nimbus von Poesie, der für den siebenzehnjährigen Christoph Martin Wieland, als er zum Besuch seiner Eltern den Sommer nach Bieberach kam, von unwiderstehlicher Wirkung war, und ihre noch vom unreifen Drange der Jugend vollen Seelen schlossen ein geheimes Bündniß, das als ein wahrer Goethe'scher „Triumph der Empfindsamkeit" zu bezeichnen ist. Wie schwärmten die jungen Leute im Reiche der Religion und Tugend, der platonischen Liebe und abstracten Sehnsucht nach Herzensgemeinschaft ohne Beimischung alles Greifbaren und Körperlichen! Wie weinten sie vor Freuden, wenn sie aus Klopstock ihre dichterische Speise hernahmen, die sie freilich durchaus nicht kräftig und gesund nährte, und wie schwelgten sie beide in den hochtönenden Versen, mit denen der damals noch ganz spirituelle, von der späteren sinnlichen „Philosophie der Grazien" noch himmelweit entfernte Wieland seine „Doris" zu feiern suchte. Es wäre lächerlich, wenn es nicht gar zu rührend wäre! Doch was machte die hartherzige Wirklichkeit aus diesen Schatten und Träumen? Es liegt in dem, was weiter geschah, eine bittere, aber gerechte Ironisirung ihrer Empfindsamkeit. Sophie, die in sentimentaler Rührung Aufseufzende, ward endlich die Frau des von Joseph II. unter dem Namen La Roche geadelten Kurmainzischen Hofraths Georg Michael Frank, eines weltmännisch in der frivolen Voltaire'schen Schule gebildeten Lebemannes, und Wieland, lange vor H. Heine schon ein „ungezogener Liebling der Grazien", nahm die prosaische Dorothea Hillebrandt, das Muster einer in der Misère des Hauswesens ohne Anflug höheren geistigen Strebens sich auslebenden Seele, zur Ehe hin. Die ideale Freundschaft zwischen dem Dichter und seiner einst fast vergötterten „Doris" blieb aber trotzdem allezeit lebendig, überdauerte jede äußere Wandlung der Verhältnisse und grünte selbst dann noch, als die Locken Beider sich schon

vor Alter weiß gefärbt hatten. Dadurch gewann die Sache ein anderes Ansehen, und was früher nur unreif und zu entschuldigen war, wurde nun in Wahrheit ungesund und verwerflich; doch freilich die Verfasserin der Biographie scheint von der Lächerlichkeit eines überzarten Verhältnisses bei längst ergrauten Haaren, selbst ganz abgesehen von dem, was mit Rücksicht auf die Ehe der Beiden ernsthaft bedenklich daran war, gar keine Ahnung zu haben. Und dann noch in einem Punkte darf Sophie La Roche nicht zu milde beurtheilt werden. Eine der gefeiertsten Priesterinnen in der empfindsamen Gemeinde schöner Seelen aus der Wertherzeit, schien sie in ihren Schriften, von denen der Roman „Fräulein von Sternheim" vorübergehend ein europäisches Ansehen erlangte, ebenso wie in ihrem vielbegehrten fesselnden Umgang, die personificirte weibliche, um nicht zu sagen weibische Zartheit des Gefühls, das vollkommenste Organ der modischen Empfindsamkeit; wie aber läßt sich das in Einklang bringen mit den Maximen, die sie kalt reflectirend bei Verheirathung ihrer Töchter befolgte? Sollten dieselben, weil sie keinen Bund aus reiner Neigung hatte schließen dürfen, gleichfalls nur das zweifelhafte Loos einer sogenannten Vernunftehe kennen lernen? Die liebliche Maximiliane La Roche, welche später die Mutter Bettinens wurde, und die so hold war, daß, wie eben das „Kind" erzählt, Goethe noch ein Jahr vor ihrem frühen Tode „die Hände zusammenschlug über ihre Schönheit", wäre vielleicht berufen gewesen, einst die glückliche Frau unseres größten Dichters zu werden. Denn als er, noch leidend unter der Trennung von Lotte Buff in Wetzlar, mit seinem Freunde Merck nach Ehrenbreitenstein ins Haus des Geheimerathes La Roche gekommen war, da erfuhr er ihr gegenüber, „welch eine angenehme Empfindung wach werde, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen beginnt, ehe die alte noch ganz verklungen ist." „So sieht man, sagte der Poet da zu sich selber, bei untergehender Sonne gern den Mond aufgehen und erfreut sich am Doppelglanze der beiden Himmelslichter." Zwar verließ Goethe, noch ehe zwischen ihm und Maximiliane engere Beziehungen entstanden, das gastliche Haus ihres Vaters, doch hätten diese Beziehungen wohl noch entstehen können, wäre ihm das schöne Mädchen nicht bald darauf als nicht eben sehr glückliche Frau wieder vor die Augen getreten. Nicht sowohl aus freiem Herzensantrieb, sondern vielmehr auf Wunsch ihrer Familie hatte sich die Arme mit dem Frankfurter Kaufmann Peter Brentano, einem an Kindern gesegneten, am liebsten über seinen Büchern sitzenden Wittwer vermählt, und fand sich in die neuen Verhältnisse nur mit innerem Widerstreben. Ihre Schwester Luise aber mußte den Hofrath Möhn zum Manne nehmen, den Goethe's Mutter, die wackere Frau Rath, in einem Brief an die Herzogin Amalie geradezu als abschreckendes Ungeheuer schilderte. „Dumm ist er, wie ein Heupferd — schrieb sie — und zu seinem Unglücke Hofrath. Wenn ich von all dem Zeug was begreife, so will ich zur Auster werden."

Wie Goethe seinen Geburtstag im Voraus feiert.

Den Letzten aus Altweimar nennt sich Karl Sondershausen, von dem so eben unter diesem Titel in Weimar in Commission bei der Hofbuchdruckerei ein Buch erschienen ist, in welchem er eine Auswahl seiner Gedichte und dramatischen Versuche mit Mittheilungen aus seinen Erinnerungen an Weimars schönste Zeit einleitet. Wir entnehmen ihm vorläufig eine lustige Anekdote von dem deutschen Dichterfürsten.

Sein Leibarzt war der sehr beliebte Hofmedicus Rehbein. Drastisch in seinen scharfsinnigen Verordnungen, war er es auch in keckem Witz, und Goethe schenkte ihm großes Vertrauen, seine besondere Gunst, nahm ihn sogar mit ins Bad. „Eines Morgens" — so erzählte mir der Doctor — „mach' ich meinen gewöhnlichen Besuch und finde ihn bei sehr guter Laune Eine Flasche Wein stand neben ihm, aus dem Mutterfäßchen eines seiner Verehrer.

Die Blume hatte offenbar auf seinen Geist gewirkt. Alles deutete darauf hin und auf seinen Geburtstag, der doch nicht war. Er nöthigte mich sogar auf seine Gesundheit zu trinken. Ich stand und wußte gar nicht wie ich mir das erklären sollte. Ich versah mich irgend eines spaßigen Einfalls, wie er dergleichen oft zum Besten gab. Endlich merkt' ich, wo es hinaus wollte: er hatte sich, drollig genug, selbst mystifizirt. Da platzt' ich los: „Aber, Excellenz, Ihr Geburtstag ist ja heute nicht!"

„Was?" ruft Goethe: „Mein Geburtstag wäre nicht?" —

„Heute nicht!" versicherte ich ihm.

„Laßt doch einmal sehen!" sagte er und schritt ganz gravitätisch auf den Kalender zu, legte ihn dann still hin und kam ernst zurück:

„Nun, da sehe mir einmal Einer! da hab' ich mich heute umsonst — betrunken."

„Praenumerando!" rief ich und mußte gerade heraus lachen."

Das Kraftwort, das der Großartige statt „betrunken" dabei gebraucht haben soll, will ich auf Rechnung des rundsummigen Erzählers setzen, wenn es auch nicht unwahrscheinlich, oder gar unmöglich im Munde des Dichters von Berlichingen klingt.

York v. Wartenburgs hundertjähriger Geburtstag.

Am 26. September waren gerade hundert Jahre verflossen, seitdem der nachmals so berühmte und tapfere Kriegsheld Hans David Ludwig von York in Königsberg geboren wurde. Seine Vorfahren hatten sich als flüchtige Anhänger der Stuarts von ihrer englischen Heimath aus zunächst nach Schweden gewandt, waren aber unter Karl XII. auch in die preußischen Ostseeprovinzen gekommen. Sein Großvater hatte die Predigerstelle in Rowe in Pommern inne, sein Vater trug den Hauptmannstitel, und seine Mutter, Maria Pflug mit Namen, war eine Handwerkerstochter aus Potsdam. Der junge Hans David Ludwig trat 1772 in die preußische Armee ein, wurde aber 1780 wegen Beleidigung eines Vorgesetzten cassirt und ging nun als niederländischer Officier nach Indien. 1792 durfte er jedoch wieder Dienste im Vaterland nehmen, wo er sich zunächst im polnischen Feldzuge auszeichnete. Im Jahre 1806 vom Hauptmann zum Obersten befördert, befehligte er in den Kriegen desselben Jahres die Avant- und später die Arrièregarde des Corps des Herzogs von Weimar, dessen Uebergang über die Elbe York mit großer Geschicklichkeit und Klugheit deckte. Bei Lübeck gefangen, ward er später ausgewechselt und zum Generalmajor ernannt. 1812 nahm er, bereits als Generallieutenant, an dem Feldzuge gegen Rußland Theil und schloß am 30. December die bekannte Convention von Tauroggen, zu Folge deren sich das preußische Corps von den Franzosen trennte und neutrale Quartiere bezog. Das war eine ächt patriotische, „rettende That"! Der König von Preußen schien zwar, durch die Verhältnisse noch zu sehr beengt, anfangs den Schritt auf das höchste zu mißbilligen, aber bald darauf ließ er York deshalb die glänzendste Gerechtigkeit widerfahren, weil jenes Unternehmen wesentlich zur Entwickelung der kurz nachher eingetretenen Ereignisse beitrug und besonders den Uebergang der Russen über ihre Grenze beschleunigte. York führte nun sein Corps an die Elbe, wo es anfangs gegen die aus Magdeburg vorrückende Armee Murats siegreich bei Danigkow focht und sodann an den Schlachten von Großgörschen und Bautzen rühmlichen Antheil nahm. Nach dem Waffenstillstande wurde Yorks Corps dem schlesischen Heere unter dem General Blücher einverleibt, und es trug wesentlich zur Entscheidung des Sieges an der Katzbach bei. Hierauf erfocht er den ruhmvollen Sieg bei Wartenburg über Bertrand, zu Folge dessen er später den Titel eines Grafen von Wartenburg erhielt. In der Schlacht bei Leipzig nahm er am 16. October das von Marmont hartnäckig vertheidigte Dorf Möckern ein, bedrohte am 20. die fliehenden Feinde bei Freiburg a. d. U. im Rücken und rettete nach dem Eindringen der verbündeten Heere in Frankreich bei Montmirail den General Sacken vom Untergange. Ebenso zeichnete er sich in der Schlacht bei Laon aus. Nach der Einnahme von Paris begleitete York den König nach England und wurde nach seiner Rückkehr zum commandirenden General in Schlesien und Posen ernannt. Im Kriege von 1815 übernahm er den Oberbefehl über das fünfte preußische Armeecorps; da dasselbe aber zu einer gänzlichen Theilnahmlosigkeit am Kriege bestimmt war, so stellte sich York nie wirklich an dessen Spitze, sondern bat um seine Entlassung und lebte seitdem in stiller Zurückgezogenheit auf seinem schlesischen Grundbesitz, erhielt 1821 noch den Titel eines Generalfeldmarschalls und starb zu Klein-Oels den 4. October 1830. Vermählt war er mit Johanna Seidel, einer Kaufmannstochter aus Namslau, und diese schenkte ihm nicht weniger als eilf Kinder, von denen aber zehn noch vor dem Tode der Eltern wieder verschieden. Der älteste Sohn, Heinrich, starb mit den Worten: „Ein York ergiebt sich nicht" 1815 den Heldentod in Versailles, wo sein Regiment von dem General Eubieres mit einer ganzen Division überfallen ward. Der zweite sitzt in dem preußischen Herrenhaus und ist Mitglied der jetzigen ministeriellen, sogenannten Bethmann-Hollweg'schen Partei. Wer den Feldherrn, den Helden und den Menschen in York kennen lernen will, nehme Professor Droysens großes biographisches Werk über ihn zur Hand. Sicherlich war er eine der Säulen unseres Vaterlandes, ein Retter desselben aus Schmach und Knechtschaft, und das Andenken an solch einen Edlen sollte im Volke allezeit lebendig bleiben. Es zu erneuern, wäre der 26. September gerade der rechte Tag gewesen. Doch wüßten wir nicht, daß zu dem Zwecke etwas Anderes geschehen wäre, als die Bekränzung der Yorkstatue in Berlin; wir konnten hier nur ganz kurz an seine Person und seine Heldenthaten erinnern.

Adolf Bäuerle †.

Der Nestor der österreichischen Journalisten, Adolf Bäuerle aus Wien, starb in der Nacht vom 19. zum 20. September fern von der ihm so theuren Heimath auf Schweizer Grund und Boden. Finanzielle Mißstände hatten den vierundsiebenzigjährigen Greis noch zum Wanderstabe greifen lassen, aber es schien, als wenn der Abschied von jener Stadt, über die er einst den in den Mund des Volks gekommenen bekannten Ausspruch: „Es giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien" that, ihm so schwer gefallen sei, daß er nicht mehr gern ohne sie leben mochte; und merkwürdig genug: nur drei Monate nach seiner Entfernung aus Wien führte ein Typhusanfall in Basel, wohin er kurz vorher erst gekommen war, seinen Tod herbei. Mit ihm wurde der letzte Repräsentant des sogenannten „alten Wien" und der einst dort herrschenden behaglichen Gemüthlichkeit zu Grabe getragen. In nachmärzlicher Zeit hatte diese sprüchwörtlich gewordene Gemüthlichkeit fast durchgängig eine recht bedenkliche, grämliche Physiognomie angenommen, und nur in einzelnen erlesenen Exemplaren lebte die „gute alte Zeit" noch immer fort. Adolf Bäuerle gehörte zu ihnen; die Localfarben des früheren Wien fanden sich in ihm noch so vereint vor, wie in keiner Person aus der Gegenwart, und er war auch in seinem Alter immer noch das, was er jung gewesen war. Einen Greis mit solcher Kindlichkeit des Gemüthes und so rascher, jugendlicher Blutwallung gab es nicht zum zweiten Male. Er war 1784 in Wien geboren und widmete sich früh schon schriftstellerischer Thätigkeit. Damals existirte noch das Leopoldstädter Theater in Wien; es machte eben seine Blüthezeit durch und vertrat den Volksgeschmack in geradezu epochemachender Weise. Ferd. Raimund, Therese Krones, Ignaz Schuster, Korntheuer, Tomaselli u. A. glänzten im Personale als Sterne erster Größe, und wer etwas Geschicktes für das Repertoire dieser populärsten aller Bühnen zu schreiben verstand, konnte hoffen, bald unter die Helden des Tages gezählt zu werden. Bäuerle war ganz der Mann danach, sich als Possendichter einen Namen zu schaffen, denn seine Productionskraft war außerordentlich, und sein gesunder, kerniger Humorfond schien unerschöpflich. Nicht weniger als achtundfünfzig Stücke hat er geschrieben, die alle in der Leopoldstadt ungeheures Glück machten, von da sich über ganz Deutschland weiter verbreiteten, sogar in verschiedene Sprachen übersetzt wurden und zahlreiche Nachfolger hervorlockten, unter denen vor allen Raimund zu nennen ist. Dieser war eine poetischere, feiner organisirte Natur, aber so kecke Griffe ins Volksleben wagte er nicht, wie Bäuerle. Letzterer

erfand z. B. die berühmt gewordene stehende komische Figur des Staberl, die er zuerst in den „Bürgern von Wien“ auf die Bühne brachte und dann in „Staberls Hochzeit“, „Staberls Reiseabenteuer“ und „Staberls Wiedergenesung“ noch drei, vier Mal mit demselben Glück erscheinen ließ. Außerdem schrieb er den „Tausendsasa“, „die schlimme Lisel“, „Fiaker und Marquis“ u. s. w.; auch parodirte er in der „falschen Primadonna“ die übertriebene Begeisterung für die damals im Zenith ihres Ruhmes befindliche Catalani und gab in dem „Leopoldstag“ eine derbe Travestie der lügnerischen und unsittlichen Sentimentalität in Kotzebue's „Menschenhaß und Reue“. Für unsre Zeit sind seine Stücke freilich nicht mehr mundgerecht, und als vor einigen Jahren z. B. das Leipziger Sommertheater den Versuch machte, Bäuerle's einst aller Orten gegebene Zauberposse „Aline, die Königin von Golkonda“ noch einmal zur Aufführung zu bringen, hatte das Publicum für die Naivetät und kindliche Einfalt ihrer Märchenwelt nur ein mitleidiges Lächeln bei der Hand. 1841 schrieb Bäuerle sein letztes Stück, den „Sonderling in Wien.“ Schon viel früher war er auch der Gründer des ersten deutschen Journals geworden, das sich ausschließlich den Angelegenheiten der Bühne widmete; er gab seit 1806 die „Wiener Theaterzeitung“ heraus, welche ihm früher erstaunlich große Einkünfte brachte, die aber in letzter Zeit nur mühselig noch ihr Dasein fristete, bis sie Mitte dieses Sommers im dreiundfünfzigsten Jahre ihres Bestehens sistirt wurde. Sie galt einst als ein sehr einflußreiches kritisches Organ, und die berühmtesten Künstler, die Größen der Hofburg sogar, geizten nach dem Lobe, welches ihnen der alte Bäuerle darin spendete. Und er lobte sehr viel, denn er war mit Allen intim befreundet, und überdies viel zu gut, ohne Strenge des Urtheils, ein vollständig unkritisches Gemüth. Aber, wie nichts Bestand hat, so kam auch die „Wiener Theaterzeitung“ aus der Mode, und ihr Herausgeber selber theilte das Schicksal seines Blattes. Da begann eine schwere Zeit für den bisher stets sorglos dahinlebenden, an den Comfort des Daseins so sehr gewöhnten Mann. Wie hoch sich auch früher seine Einnahmen belaufen hatten, zu sparen verstand er niemals, und bei ihm „hörte selbst in Geldangelegenheiten die Gemüthlichkeit nicht auf“. Nicht blos für sich brauchte er stets sehr viel, er gab mit vollen Händen auch der Armuth, mochte diese nun wirklich der Unterstützung bedürftig sein oder nicht; sein Herz ließ es nicht anders zu, und nach Werth oder Unwerth der von ihm mit Almosen Bedachten zu fragen, dazu war Bäuerle viel zu harmlosen, kindlich vertrauenden Sinnes. Als ihm nun seine Stücke und seine Zeitung nichts mehr einbrachten, griff er zu einem verzweifelten Mittel, um sich neuen Verdienst zu schaffen: er wurde auf seine alten Tage noch Romanschriftsteller und zwar arbeitete er im Genre der Mysterienlitteratur, der criminalistischen Schauerromantik, welche er, seine Erfahrungen und Kenntnisse von der Wiener Chronique scandaleuse dazu ausbeutend, noch einmal in vorübergehende Blüthe zu bringen verstand. Es war, als wenn er dieses zweideutigen Gewerbes sich selber schämte, denn nicht Adolf Bäuerle nannte er sich auf dem Titel seiner „Wiener Localromane“, sondern er bediente sich dafür des Pseudonyms Otto Horn. Unter diesem Namen erschien zunächst 1854 im Feuilleton der „Theaterzeitung“, sowie dann auch als Buch in zwei Auflagen die Geschichte seiner einstigen Freundin, der beliebten schönen und leichtfertigen Schauspielerin Therese Krones. Ein adeliger Raubmörder aus Polen, der am Galgen endet, spielt darin eine Hauptrolle. Der Roman wurde später noch zu einem erfolgreichen Zugstück für die Vorstadttheater umgearbeitet, und hat in dieser Gestalt zwei sehr dankbare Partien, die der Titelheldin und Ferdinand Raimund's, welche bei der Darstellung in Wien an der Soubrette Frau Braunecker-Schäffer und dem Komiker Rott ein Paar der trefflichsten Repräsentanten finden. Ihr effectvolles Spiel kann den großen Erfolg des ganz unkünstlerischen rohen Machwerks wenigstens zum Theil erklären. Nach der „Therese Krones“ entsprangen der unermüdlich schreibfertigen Feder Bäuerle's auch noch folgende Wiener Local- und Criminalromane: „Zahlheims Hinrichtung“, „die Dame mit dem Todtenkopfe“, „die Enkelin des Freiknechts“, „Baron Rothschild und die Tischlerstochter“, sowie „das eingemauerte Mädchen“. Schon diese Titel können in uns gelinden Schauder erregen und zeigen, für welche Schicht des Publicums „Otto Horn“ thätig war. Es fällt uns natürlich nicht ein, das gemeine Motiv solcher Schriftstellerei, die Speculation, irgendwie vertheidigen zu wollen; nur möchten wir, daß trotz der Verirrungen, zu denen sich Bäuerle in seiner litterarischen Production hinreißen ließ, das Urtheil über seine Person nicht gar zu abfällig klänge. Er war ein schwacher, aber guter Mensch. Eine reichlich angelegte geistige Kraft konnte bei ihm wegen Mangels an tieferer Ausbildung und strenger Selbstbeurtheilung nicht zu dem Ziele kommen, das zu erreichen ihr möglich gewesen wäre; das Herz aber saß bei ihm allezeit auf dem rechten Flecke. Seine großartigen Wohlthaten und Spenden an die Armen werden ihm nicht vergessen werden. Nur allein für die Wiener Blindenanstalten gab er gegen zwanzigtausend Gulden hin. So kam es denn, wie gesagt, daß er zuletzt selber nichts mehr hatte. Seine Romane mögen ihm nicht wenig eingebracht haben, doch der Riß in seinen Finanzzuständen scheint allzu groß gewesen zu sein. Um seinen Gläubigern zu entgehen, verließ er im Juni Wien und begab sich mit seiner Gemahlin zunächst nach Frankfurt a. M., dann nach Bad Nauheim und endlich nach Basel, wo er starb. Man sagt, er habe die Absicht gehabt, nach America auszuwandern. Schade, daß er in seinem Leben nun doch nicht mehr dazu gekommen ist, die Abfassung seiner Memoiren zu vollenden. Begonnen hat er sie, wie wir wissen, und ein Band davon ist vor Jahresfrist erschienen; gewiß wird uns, was außerdem vielleicht fertig, in Zukunft auch nicht vorenthalten. Bäuerle gebot über eine so reiche Lebenserfahrung, wie selten ein Schriftsteller.

Dr. Jonas †.

In dem am 19. September ohne vorhergegangene Krankheit plötzlich am Brustkrampf verstorbenen Prediger Ludwig Jonas verlor die preußische Hauptstadt einen ihrer würdigsten und beliebtesten Kanzelredner, sowie die theologische Wissenschaft einen ihrer intelligentesten und freisinnigsten Vertreter. Er war am 11. Februar 1797 in Neustadt an der Dosse von jüdischen Eltern geboren, trat aber schon in seinem dreizehnten Jahre zur christlichen Kirche über, studierte in Berlin und ward 1823 Pastor zu Schwerinsburg in Pommern. Gerade ein Decennium später erhielt er einen Ruf als dritter Diakonus an die älteste Kirche Berlins, die Nikolaikirche, deren Archidiakonus er zuletzt war. Aus der Schule Schleiermachers hervorgegangen und Mitherausgeber von dessen Schriften, hielt er mit männlicher Entschiedenheit und unbeirrt von feindseligen Tendenzen an einer freien, philosophischen Auffassung des Christenthums fest, welcher liberalen Stellung im Gebiete der Theologie er durch viele gediegene Aufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften Ausdruck verlieh. Namentlich gegen die Hengstenbergische Partei richtete sich seine Opposition in sehr nachdrücklicher, aber immer maßvoller und besonnener Weise, und wie im religiösen Sinne, so galt ihm auch in der Politik die Freiheit und Autonomie der Geister für das höchste menschliche Gut. Was er in staatlicher Hinsicht davon dachte, hat er als Berliner Deputirter im Abgeordnetenhause zur Genüge bewiesen. Er war übrigens Verwandter der G. Reimer'schen Familie und Schwager des jetzigen preußischen Ministers des Innern, Grafen von Schwerin-Putzar, dessen ältere Schwester Elisabeth er am 24. April 1829 geheirathet hatte — eine Ehe, die ihn schließlich auch noch zum Verwandten seines von ihm aufs innigste verehrten Lehrers Schleiermacher machte, da dessen im Jahre 1817 geborene Tochter 1835 die

Gemahlin des genannten preußischen Ministers wurde. Im Jahre 1850 wurde Jonas von der Universität Marburg zum Ehrendoctor ernannt. Er war auch Gründer und Leiter des Berliner Zweigvereins der Gustav-Adolphstiftung.

Bulgarin †.

Am 1. September starb auf seinem Landgute Karlowa bei Dorpat im einundsiebenzigsten Jahre seines Lebens Fadai (Thaddäus) Wenediktowitsch Bulgarin, einer der Chorführer der neueren russischen Litteratur und Journalistik. Russe von Geburt war er nicht, er war vielmehr 1789 im Litthauischen geboren, kam aber bereits 1798 ins Cadettenhaus nach Petersburg, wohin sich seine Mutter nach dem unglücklichen Ausgange des Kampfes in Polen, den sein Vater unter Kosciuszko mitmachte, Zuflucht suchend gewandt hatte. Der junge Bulgarin verlernte in der Czarenstadt bald die Sprache seiner Heimath und trat 1805 ins russische Militär ein, indem er zunächst an dem Feldzug gegen Frankreich Theil nahm, sowie dann an dem Kriege gegen Schweden in Finnland. Unter besonderen Umständen verließ er aber nach einer Reihe von Jahren die kaiserliche Armee und nahm Dienste unter Napoleon. Er kam nun zunächst nach Spanien zu stehen, gerieth zu Anfang des Feldzuges von 1814 in preußische Gefangenschaft und ging, als er seine Freiheit wieder erlangt hatte, ins Napoleonische Hauptquartier zurück, wo er mit dem Befehl über ein Freicorps betraut wurde. Nach des Kaisers Fall begab er sich nach Warschau und wurde Schriftsteller, vorerst in der polnischen Sprache, die er leicht von neuem sich anzueignen verstand. Eine Reise nach Petersburg aber brachte in ihm wiederholt den Entschluß hervor, fortan ganz in Rußland zu bleiben und seine eigentliche Nationalität für immer aufzugeben. 1823 begründete er das „nordische Archiv", 1825 mit Gretsch die noch jetzt in altem Flor stehende „nordische Biene", welche ihren Aufschwung zumeist den Aufsätzen aus seiner Feder verdankte. Gesammelt erschienen dieselben dann in seinen „sämmtlichen Schriften" (4 Bde, 1827), welche auch seine „Erinnerungen an Spanien" enthalten. Im weiteren Verlauf seiner schriftstellerischen Thätigkeit gab er vier Romane heraus: „Iwan Wuishigin, den russischen Gilblas" mit einer Fortsetzung „Peter Iwanowitsch Wuishigin", ferner „Rostawlew oder Rußland im Jahre 1812", „Demetrius" und „Mazeppa". Das poetische Element ist in allen diesen Erzeugnissen weniger vertreten, als das culturhistorische, provinzielle, d. h. sie sind werthvoll und lesenswerth ihrer Sittenschilderungen aus dem russischen öffentlichen und privaten Leben, nicht aber ihrer Charakteristik und dichterischen Composition wegen. Bulgarin war überhaupt mehr eine kritische Natur, als eine productive. Als Journalist, als Redacteur war er durch die Schärfe seiner Beobachtungen und den Freimuth seines Urtheils eine namentlich für die engherzigen russischen Verhältnisse bedeutende Erscheinung. — Ins Deutsche übersetzt worden sind seine Schriften so ziemlich alle, auch sein wissenschaftliches Hauptwerk „Rußland in historischer, geographischer, statistischer und litterarischer Hinsicht."

Brunel †.

Ein merkwürdiger Zufall wollte, daß gerade als der „Great-Eastern" nach Ueberwindung jahrelanger Schwierigkeiten endlich zum ersten Male in die offene See ging, der Erbauer des Riesenschiffs sein Auge im Tode schließen mußte und sich der Vollendung seines Werkes nicht mehr freuen konnte. Brunel, der berühmte Civilingenieur, starb in London den 16. September an einem Schlaganfall, einer Folge der großen geistigen Anstrengungen und Aufregungen, welche das Vomstapellaufen und Inseebringen des Great Eastern von dem Ingenieur gefordert hatten. Brunel war 1805 geboren und der Sohn eines Franzosen aus der Normandie, den die Zeit der ersten Revolution sein Vaterland meiden hieß, und der von da zunächst nach America, sowie später nach England ging, wo er sich durch seine Bauwerke in Portsmouth, Chatham, Woolwich, vor allem aber durch den Themsetunnel einen hochgefeierten Namen machte. Zu letzterem faßte er den Plan bereits 1819, die Ausführung begann aber erst 1825, und vollendet wurde der ganze Bau im Jahre 1841. Zum Lohn für seine Verdienste ernannte damals die Regierung den alten Brunel zum Baronet, und eine ähnliche Anerkennung wäre nun wohl auch dem Sohne geworden, wenn er nicht vor der Zeit dem Leben entrückt worden wäre. Seinem Vater half derselbe, nachdem er in Paris bei Masson gearbeitet und auch das Collège Henri Quatre besucht hatte, bei Gründung des Tunnels getreulich; selbständig thätig aber war er bei den Docks von Sunderland und Bristol, der großen Westbahn, die den bekannten Streit über weit- und engspurige Gleise erregte, der schönen Brücke von Saltash und zuletzt eben beim „Great Eastern", dem er früher schon durch den Great Britain und Great Western vorgearbeitet hatte. Auch unterstützte er Paxton, den Erbauer des Industriepalastes, mit seinem Rathe und änderte dessen ursprünglichen Plan in einzelnen Theilen wesentlich um. Genial waren alle Pläne Brunels, aber ruinös für die Actionäre, denn keine seiner Unternehmungen, selbst die große Westbahn nicht, hat pecuniär nur den mäßigsten Erwartungen entsprochen. Sein Tod erfolgte, wie gesagt, rasch und schmerzlos; dafür hatte er jedoch früher viel zu leiden, indem das zufällige Verschlucken eines halben Sovereigns ihn schon 1842 an den Rand des Grabes brachte und ihn zu mehreren sehr schmerzhaften Operationen nöthigte.

Peter von Cornelius und seine Cartons in Berlin.

Das kunstsinnige Berlin strömt nach den Sälen der königlichen Akademie der Künste, wo auf Befehl des Prinz-Regenten die sämmtlichen in der preußischen Hauptstadt befindlichen Cartons zu den Werken des Altmeisters Peter von Cornelius ausgestellt sind. Als willkommenes Handbuch für die Besucher hat Hermann Grimm gleichzeitig einen Catalogue raisonné veröffentlicht (Berlin, Wilhelm Herz), welcher eine Uebersicht über das Gebotene gewährt. Die Compositionen zu dem Nibelungenliede — im Besitz der Reimer'schen Buchhandlung, in deren Verlag sie, gestochen von Ruschewehh, erschienen — sind darunter der Zeit nach die ältesten, d. h. sie waren die erste Arbeit, welche Cornelius in Italien unternahm. Der vierundzwanzigjährige Jüngling hatte damals schon viel zu dem Unterhalte seiner durch den Tod des Vaters verwaisten Familie beigetragen, indem er, der ursprünglich Goldschmied werden sollte, dessen Liebe zur Kunst aber frühzeitig in den Sälen der Düsseldorfer Akademie, als deren Inspector sein Vater fungirte, entzündet worden war, für ziemlich kärglichen Lohn Processionsfahnen malte. Dann erhielt er auch die Bestellung, in der Kathedrale Neuß nahe bei Cöln das Gewölbe grau in grau zu malen. In aller Eile, denn es wurde ihm wenig Zeit gelassen, entwarf er da Gruppen aus der Geschichte des Reiches Gottes, die zwar noch den Anfänger in der Kunst verriethen, aber doch schon einen höheren Flug ahnen ließen. In Frankfurt a. M., wo Alles an Goethe erinnerte, faßte er bald darauf die Idee zu Zeichnungen aus „Faust", welche er im Kupferstich später dem Dichter widmete. Im Jahre 1811 aber zog Cornelius nach dem ersehnten Italien und fand in Rom bereits gleichgestimmte Landsleute und Genossen vor, welche auch, wie er, mit den Akademien gebrochen und sich unter einander zu einer Wiederbelebung der altdeutschen Kunst verbunden hatten. Cornelius ward, obschon ein neuer Ankömmling, bald das Haupt der jungen Schule oder, wie Goethe sagte, „der Häuptling des neualterthümlichen Geschmacks", der die herrschende Richtung am ener-

gievollsten von allen seinen Genossen zum Ausdruck brachte und sich dabei doch immer seine Selbständigkeit erhielt, wie er zunächst dadurch bewies, daß er, statt kirchliche Stoffe zu behandeln, wie alle anderen Nazarener, die Darstellungen aus dem Nibelungenliede lieferte. Es sind deren fünf in der Berliner Akademie ausgestellt. Darauf folgt der Zeit nach der Carton zu dem Freskobilde in der römischen Villa des preußischen Generalconsuls Bartholdy, welches die Wiedererkennung Josephs durch seine Brüder zum Vorwurf hat. Der andere zu der Traumauslegung vor Pharao fehlt in der Sammlung; jener darin vorhandene aber zeigt den jungen Künstler bereits auf der Höhe der Meisterschaft, und nicht mit Unrecht ist gesagt worden, daß „der Ausdruck in den Köpfen alle Stadien der Leidenschaft umfaßt, von der verhaltenen Rührung Josephs und der aufjauchzenden Freude Benjamins bis zu der bitteren Reue, der finsteren Verstocktheit und der erwartenden Furcht derer, die einst ihren Bruder als Sclaven verkauft hatten." Der chronologischen Ordnung zufolge sind weiter die Cartons zu dem Deckengemälde im Dantesaal der Villa Massimi zu erwähnen, deren Ausführung durch die Abreise des Malers aus Rom verhindert wurde. Der damalige Kronprinz, nachherige König Ludwig von Bayern beschied ihn zu sich nach München, und zu gleicher Zeit erhielt er durch Niebuhrs Vermittelung das Directorat an der Akademie zu Düsseldorf. Die Cartons für München umfassen die Compositionen der vier Theile des Deckengemäldes, der drei großen Wandgemälde, des Streites zwischen Achill und Agamemnon, des Kampfes um den Leichnam des Patroklus und des Falles der Stadt, endlich die Bilder in der kleinen Vorhalle der Glyptotheksäle. Am vorzüglichsten darunter durch Erfindung und Schönheit der Gestalten sind wohl die Unterwelt, der Triumphzug des Neptun und der Amphitrite auf den Wogen des Meeres, sowie der Kampf um den todten griechischen Helden. Von den Wandgemälden in der Münchener Ludwigskirche sind die Cartons zu dem großen Bilde im Chore hinter dem Hauptaltar, der Darstellung des jüngsten Gerichts, zu der Kreuzigung, zu der Anbetung der Könige, zu den Evangelisten und den Kirchenvätern ausgestellt. Im Jahre 1819 hatte Cornelius Rom verlassen, 1825 war er, da die fortwährenden Reisen zwischen Düsseldorf und der bayrischen Hauptstadt sich als unthunlich erwiesen, zum Director der Münchener Akademie ernannt worden, 1830 aber zum zweiten Mal nach Italien gegangen, um dort die Compositionen für die Ludwigskirche zu entwerfen. 1839 gelangte das letzte für dies Gebäude bestimmte Gemälde zum Abschluß, und zwei Jahre später vertauschte Cornelius seinen Aufenthalt in München mit dem in Berlin, wohin ihn König Friedrich Wilhelm IV. berufen hatte. An den wegen Mangels an Mitteln noch liegengelassenen Dombau sollte sich nach dem Willen des Monarchen ein Campo santo, die königliche Begräbnißstätte, anlehnen, und Cornelius ward beauftragt, die Freskomalereien, welche diese Halle des Todes schmücken sollten, im Entwurfe anzufertigen. Die Innenseiten von vier Wänden, deren jede 180 Fuß lang, wurden ihm für seine Compositionen zur Verfügung gestellt; er reiste zum dritten Mal nach Rom und vollendete hier die Vorarbeiten zu einem Werke, dessen wirkliche Ausführung für jetzt einer unbestimmten späteren Zeit überlassen geblieben ist. Die in der Akademie ausgestellten Cartons umfassen die Lehren des Christenthums über Tod, Sünde, Vergebung und Erlösung in einer Reihe von Darstellungen aus den Evangelien und der Offenbarung Johannis, so daß alle vier Wände zusammen den ganzen Inhalt des Christenthums symbolisch wiedergeben würden. Das Großartigste im Einzelnen sind die apokalyptischen Reiter, in denen Cornelius sogar Alles, was er schon in den Iliasbildern in Schilderung gewaltiger Leidenschaften leistete, noch übertroffen hat. Es sind das die Cartons, die bei ihrer vor kurzem stattgehabten Ausstellung in Brüssel von den belgischen Künstlern mit verschiedenen Ehrenzeichen geschmückt und geradezu als Krone, als Triumph der gesammten deutschen Kunst gepriesen wurden. Die Pest, der Hunger, der Tod und der Krieg reiten über die Erde, und unter den Hufen ihrer Rosse beginnt die Zerstörung alles Lebendigen. — Das letzte Bild, welches Cornelius aus Rom nach Berlin sandte, ist die aufgestellte Farbenskizze für die Altarnische des Doms — ein symbolisches Gemälde, dessen Inhalt die Erwartung des Weltgerichts bildet. „Alle Gestalten — meinte ein Berliner Referent der Weserzeitung — die die Kirchengeschichte als Häupter ihrer Entwickelung aufweist, sind auf demselben versammelt und erscheinen in einer Art geistlicher Schlachtordnung." Ganz unten kniet das jetzige Königspaar mit allen Prinzen und Gliedern des preußischen Regentenhauses, und wenn auch gegen diese eigenthümliche Ovation vom Standpunkte des Künstlers selber nichts zu sagen wäre, so bleibt es doch immerhin ein wunderlicher Gedanke, die hohen Herrschaften in moderner Officiersuniform erscheinen zu lassen, die von dem darüber befindlichen Faltenwurf der Legende sehr merkwürdig absticht.

Die Maschinenbauer von Berlin.

Vornehmlich um den zur Michaelismesse aus aller Herren Ländern herbeiströmenden fremden Gästen nach des Tages Last und Mühe Kurzweil zu bereiten, ist das wackere, lustige Cyclopenvolk der „Maschinenbauer von Berlin" seit kurzem auch bei uns in Leipzig eingezogen und dominirt nun auf den hiesigen „Brettern, die die Welt bedeuten." Das neue Weirauch'sche Stück gehört zu den besseren in ihrer Art und behauptet seinen Rang neben den Kalisch'schen Arbeiten, die jetzt wohl die charakteristischsten Repräsentanten des ganzen Berliner Possengenres sind. Es besteht immer noch ein Unterschied zwischen nord- und süddeutschen Possen. Jene haben wenig Handlung und Erfindung, ersetzen dies aber durch trockenen Witz, scharfes Salz des Dialogs und viele Couplets; diese haben auch wenig Handlung, dieselbe Nonchalance in der dramatischen Composition, nur tritt in ihnen an Stelle des oft boshaften und empfindlich treffenden „Berliner Witzes" der harmlose, naivgemüthliche Wiener Humor. Letzterer liegt dem sächsischen Temperamente im Grunde näher, als der specifische Berolinismus, aber wenn derselbe ihm von einem starken, warmblütigen Naturell geboten wird, findet es auch für ihn einen behaglichen Zugang. Und das ist in der Weirauch'schen Posse wirklich der Fall; das Talent des Verfassers besitzt hinreichende naturwüchsige Stärke, um auch auf dem allgemeineren, weniger provinziell gefärbten Terrain des sächsischen Theaters seine Rolle zu spielen. Die Intrigue im Stück ist zwar ziemlich plump und verbraucht, die ernsteren Scenen ziemlich banal und interesselos, aber es ist auch viel gute Laune und glücklicher Humor da. Die Gestalten sind aus dem Leben gegriffen, wenn schon zum Theil carikirt. Die Posse ist, wie gesagt, in jetziger Michaelismesse Zugstück geworden, und die Direction hat in der That Alles gethan, um diesen „Zugvogel" mit den buntesten Farben auszustatten. Der festliche Aufzug der Maschinenbauer hat besonders sehr anziehende und komische Momente aufzuweisen. Eine große Locomotive fährt dampfend über die Scene, und hinterher wandelt eine riesige, bis in die Soffiten reichende Fabrikesse. Darauf erscheint eine zweite Locomotive „vom Nordpol", die die „Glacière du café français" herbeizieht, sowie eine dritte Locomotive en miniature, welche ein Milchwägelchen zur Stadt fährt. Soweit — soll damit gesagt sein — wird es die Wunderkraft des Dampfes schon noch bringen. Hammer, Ambos, Zange und alle Instrumente der Maschinenbauer schreiten ebenfalls, lebendig geworden und gravitätisch, einher, ja zuletzt kommt gar eine Altweibermühle, die vor unseren Augen Proben ihrer Geschicklichkeit ablegt. Denn während sie über die Bühne gezogen wird, treten zwei bereits ziemlich altgewordene Frauenspersonen in das ge-

heime Gemach, welches sie auf der anderen Seite alsbald in völliger Metamorphose, in hübscher jugendlicher Gestalt verlassen. Das große Gesangspotpourri und der darauf folgende Tanz des gesammten Personals in Mitten des Stücks erregt jedes Mal nicht minderes Gelächter, als der von uns hier beschriebene Festauszug am Schlusse. Es sind darin auch sehr ergötzliche, zum Theil sogar ausgelassen heitre Situationen, die wohl einige Striche im Sinne feineren Geschmacks vertrügen. Gespielt wurden die einzelnen Rollen mit Lust und Geschick. Der junge Dessoir bewährte sich in der Partie des alten, grämlichen und verbissenen Knobbe wieder als scharf und consequent charakterisirender Komiker. Den Parvenu gab unser wackerer Ballmann nur bei der ersten Vorstellung, später mußte er von Herrn Stürmer ersetzt werden, denn sein körperliches Befinden ist nachgerade so schlimm geworden, daß es ihm keine Thätigkeit mehr auf den Brettern zu gestatten scheint. Herr Bachmann wird wenigstens dem gesanglichen Theile seines Heinzius vollkommen gerecht, während Frau Günther-Bachmann als anmuthige „Budikerswittwe" sich aufs neue in altem Glanze zeigte und Herr Kühns als „Sächser" trotz seiner Berliner Abkunft den Leipziger Dialekt höchst naturgetreu sprach. Wir gönnen den „Maschinenbauern" den kurzen Flor ihres Bühnendaseins; gar zu lange aber mögen sie uns nicht die edlere Kunst vom Theater verbannen! Diese aufs neue zu pflegen, wenn Saus und Braus der Messe vorüber sein wird, macht Direction und Personal schon jetzt löbliche Anstrengungen. Es wird Joseph Weilens Tragödie „Tristan" und Shakespeare's „Wintermärchen" in der Dingelstedt'schen Bearbeitung einstudiert. Voraus aber gehen noch, als weitere Concession an den Meßgeschmack, die bekannten drei Zwerge.

Zur Säcularfeier Schillers.

Rudolf Kuntze's Verlagshandlung in Dresden bereitet zur Säcularfeier der Geburt Schillers ein neues Kunstblatt vor, das von **Theobald v. Oër** erfunden und gezeichnet ist, sowie von H. Bürkner radirt wird. Soviel uns von der Composition desselben bisher bekannt geworden, dürfte es ein sehr empfehlenswerther, sinnvoller und würdiger Zimmerschmuck für alle Familienhäuser werden, in denen des großen Dichters Geist heimisch und lebendig ist. Architektonische Gliederungen und freigestaltete Arabesken bilden einen Triumphbogen oder Festbau, in dessen Mittelhalle die Marmorbüste des Unsterblichen thront. Noch steht sie auf der Drehscheibe in der Werkstatt des Meisters Dannecker, doch schon halten Genien über der Büste Kränze, deren verschlungene Kreise den Anfangsbuchstaben Schillers bilden. Zu beiden Seiten tragen korinthische Pilaster das Sanctuarium; auf ihnen sind zwischen Lorbeerkränzen die Titel der Dramen Schillers eingegraben. Tragische Masken stützen über den Capitälen das Gebälk, welches hier ein aufstrebender Adler, dort ein Schwan überragt, während zu beiden Seiten eine Reihe kleinerer Compartimente Scenen aus Schillers Leben vorführt, und reichverzierte Candelaber, auf denen das ewige Feuer der Dichterweihe lodert, den Bau begrenzen. Inmitten der oberen Abtheilung sieht man das bescheidene Geburtshaus im früher kaum gekannten Marbach — darüber die Jahreszahl 1759. Die Reihe der Darstellungen aus Schillers Leben beginnt mit der von Jugendfreunden des Dichters uns erzählten Wanderung des Schulknaben mit seinen Genossen nach Neckarweihingen. Das folgende Bildchen zeigt den Zögling der Karlsakademie, wie er seinen Freunden Scenen aus den „Räubern" vorliest; weiter erblickt man den Besuch Schillers bei dem auf dem Hohenasperg gefangenen Schubart, sowie seine Flucht aus Stuttgart in Begleitung des treuen Andreas Streicher; dann führt uns der Künstler nach Volkstädt, wo der Dichter in der Nähe der Schwestern von Lengefeld einen glücklichen Sommer verlebte, und später auch nach Heilbronn, wo er, begleitet von Gattin und Schwägerin, nach elfjähriger Trennung endlich wieder Vater, Mutter und Geschwister umarmt. Auch im Verein mit Goethe gewahren wir unsern Liebling und überraschen ihn beim Grauen des Morgens noch am Arbeitstische, wo in rascher Folge seiner Feder immer neue Meisterwerke entströmten. Dann werden wir Zeuge jener begeisterten Scene vor dem Theater in Leipzig, wie nach der ersten Aufführung der „Jungfrau von Orleans" die versammelte Menge ihm stürmische Begrüßungen zuruft, endlich aber treten wir auch an das Sterbebett des Edlen, um welches Gattin, Kinder und Schwägerin schmerzbewegt niederknien.

Die bildende Kunst und die Sächsischen Stände.

Die sächsischen Stände hatten in den Berathungen des letztvergangenen Landtages für jedes der drei die nächste Finanzperiode bildenden Jahre die Summe von 5000 Thalern zu öffentlichen monumentalen Zwecken verwilligt, und es war angeordnet worden, daß der akademische Rath zu Dresden in Uebereinstimmung mit der gesammten Künstlergenossenschaft der Residenz Vorschläge zur Verwendung des Geldes machen sollte, welche dann noch die königliche Genehmigung einzuholen hätten. Sr. Majestät dem Könige von Sachsen waren denn auch von dem in der Angelegenheit erwählten Ausschuß folgende Vorschläge zur Begutachtung empfohlen worden: 1) Errichtung eines neuen Crucifixes auf der alten Dresdener Elbbrücke an Stelle des im Jahre 1845 in die Elbe gestürzten und bisher noch nicht wieder aufgefundenen; 2) Ausstattung der großen Aufgangstreppe zur Brühl'schen Terrasse mit plastischen Kunstwerken, und zwar unten am Antritt statt der beiden jetzt da befindlichen, an Werth sehr geringen Löwen mit Gruppen von schon bedeutender Größe, sowie oben am Austritt mit einzelnen Statuen oder auch Gruppen bei entsprechender, architektonisch-künstlerischer Umgestaltung der Seitenwangen der Treppe; ferner 3) Ausführung der Gellertstatue nach dem Entwurf des Professors Rietschel behufs ihrer Aufstellung in Leipzig; 4) Verzierung der Räume der Loggienreihe auf der Südseite des neuen Dresdener Museums mit Freskomalereien nach einem der Bestimmung des Gebäudes entsprechenden Ideengange; 5) Ausmalung der Kuppel in der Frauenkirche zu Dresden mit Deckengemälden unter Beibehaltung der schon vorhandenen Darstellung der vier Evangelisten als Motiv; 6) Ausschmückung der großen Treppe im Dresdener Ständehause mit Fresken; 7) Verzierung der im neuen Museum zu Leipzig befindlichen kleinen Loggia mit Wandmalereien; 8) Umwandlung des sogenannten Doublettensaales auf der Brühl'schen Terrasse in eine offene Kunsthalle mit nationalsächsischer Tendenz, d. h. mit Fresken aus der Geschichte und landschaftlichen Scenerie Sachsens, sowie mit Sculpturen einheimischer Künstler; 9) Ausführung der Hähnel'schen Raffaelstatue in Marmor behufs der Aufstellung im neuen Dresdener Museum; 10) Ausstattung der beiden zunächst der großen Aufgangstreppe in diesem Museum und der Eingangsthür in die Gemäldegallerie befindlichen Nischen mit passenden Werken der Plastik, und endlich 11) Verzierung verschiedener Kirchen und Brunnen der Provinz mit Altarbildern, Freskogemälden und monumentalen Aufsätzen. Die allerhöchste Entschließung auf diese ziemlich zahlreichen Vorschläge ist nun vor kurzem erfolgt und spricht sich dahin aus, daß die sub 1) 2) 8) 10) und 11) erwähnten Arbeiten und Pläne zunächst in Angriff zu nehmen seien. Den meisten Beifall des Landes hat wohl der durch den Landschaftsmaler Robert Kummer angeregte Gedanke von der Umwandlung des Doublettensaales auf der Brühl'schen Terrasse in eine offene Kunsthalle mit nationalsächsischer Tendenz; doch auch der Plan, die große Terrassentreppe in würdiger Weise monumental zu verzieren, dürfte allseitige Zustimmung erfahren, was nicht der Fall ist mit dem Vorschlage der Errichtung eines neuen Crucifixes auf der alten Dresdener Elbbrücke. Uns Leipzigern ist vorläufig die Hoffnung be-

nommen worden, die schöne Rietschel'sche Gellertstatue an Stelle des geschmacklosen Monumentes auf dem sogenannten Schneckenberge treten zu sehen. Doch wäre zur Ausführung dieses Werkes wohl auch die Stadt selber die Mittel zu gewähren im Stande.

Clara Novello.

Ein gelungenes Bildniß der **Clara Novello** brachte in Stahlstich die letzte Nummer der englischen Zeitschrift „The illustrated News of the World". Aus der beigefügten Biographie jener „Königin der englischen Sopransängerinnen" theilen wir folgende Daten mit. Die Künstlerin ist in London am 10. Juni 1818 geboren und hatte zum Vater jenen Vincent Novello, der als Organist und Compositeur, besonders aber auch wegen seiner Arrangements verschiedener Mozart'scher Werke sehr geschätzt wurde. Der Unterricht Clara's begann in ihrem sechsten Jahre bei Franz Fetis, dem bekannten Verfasser der „Biographie universelle des musiciens", später aber ward sie Schülerin das unter Charons Leitung stehenden „Conservatoire de musique sacrée" in Paris. Als die Julirevolution diesem Institute ein Ende gemacht hatte, kehrte die jugendliche Sängerin in ihre Heimath zurück und fing sogleich an, in den verschiedensten Städten Englands und Irlands Concerte zu geben, sowie bei den großen Musikfesten in Birmingham, Worcester, Gloucester u. s. w. mitzuwirken. Der Erfolg ihres Auftretens vor der Oeffentlichkeit war glänzend und höchst ehrenvoll; der Ruf ihrer Künstlerschaft verbreitete sich so schnell, daß sie Mendelssohn schon in ihrem sechszehnten Jahre einer Einladung zu den Leipziger Gewandhausconcerten werth erachtete. Auch das deutsche Publicum empfing sie freundlichst, und nachdem sie der genannte Dirigent mit Empfehlungen nach Berlin versehen hatte, fand sie dort dieselbe Aufnahme wie in Leipzig. Auch vor dem Hofe ließ sie sich hören, Friedrich Wilhelm III. war sehr gnädig gegen sie und vermittelte ihr persönlich die Huld seiner Tochter, der Kaiserin von Rußland, zu der sich Clara Novello nun direct begab. In Petersburg ließ sie sich zuerst in Opern hören und die von ihr daselbst gegebenen Concerte sollen die höchsten Einkünfte gebracht haben, die in der Czarenstadt jemals künstlerischen Productionen zu Theil wurden. Nach kurzem Wiederaufenthalt in England ging sodann Clara Novello auf Zureden Rubini's und der Malibran mit Vater und Bruder auch noch nach Italien. In Bologna lernte Rossini sie kennen und bat dringend, daß sie sich ganz der Bühne widmen sollte. Seiner Empfehlung Folge leistend, nahm sie den Cavaliere Micheroux in Mailand zum Lehrer in der dramatischen Kunst, und nicht lange nachher debutirte sie bereits in Padua mit glänzendem Erfolg als „Semiramide". Auch in Rom, Bologna, Fermo, Mailand und Genua betrat sie später die Bretter; doch auch als Concertsängerin blieb sie thätig, und namentlich war sie die Erste, welche Rossini's „Stabat mater" auf speciellen Wunsch des Meisters vor dem Publicum zu Gehör brachte. Donizetti erklärte sie nach dieser Leistung für die erste Gesangskünstlerin der Welt. Aus Italien nach London zurückgekehrt, ward sie sodann Mitglied des Drurylanetheaters unter Macready; als sie jedoch kurze Zeit darauf sich mit dem in Fermo ihr bekannt gewordenen Grafen Gigliucci vermählte, verließ sie die Bühne und führte mehrere Jahre ein nur ihrem Gemahl und ihren Kindern gewidmetes stilles Privatleben, bis äußere Verhältnisse Grund dazu wurden, daß sie 1850 von neuem als Sängerin, und zwar unter ihrem Mädchennamen, sich hören ließ. Sie trat zunächst wieder in London, Madrid, Lissabon, Düsseldorf und Rom auf; von 1854—57 war sie am Stadttheater in Mailand engagirt, seitdem aber ist sie ohne bestimmten Aufenthalt fast bei allen größeren Musikaufführungen in der Hauptstadt, wie in der Provinz thätig gewesen. Sie war auch der eigentliche Glanz und Mittelpunkt des diesjährigen Händelfestes im Londoner Krystallpalaste.

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Nachdem **Willibald Alexis** gleich nach der Vollendung seines Romans „Dorothe" von einem Gehirnschlag betroffen worden war, erschwerten ihm, wie man weiß, dessen Folgen den vollen Gebrauch seiner geistigen Kräfte und besonders seines Gedächtnisses. Es war zu befürchten, daß der „preußische Walter Scott" nie mehr wieder Hand an ein poetisches Werk würde legen können; die Berliner „Montagspost" glaubt jetzt jedoch versichern zu dürfen, daß der berühmte Dichter nun endlich von seinem Leiden genesen sei und bereits einen neuen Roman unter der Feder habe, dessen Erscheinen keiner zu fernen Zukunft mehr angehören werde.

Melchior Meyr, der sich durch seine „Erzählungen aus dem Ries" als einer der begabtesten und poesievollsten Nachfolger B. Auerbachs im Gebiete der Dorfgeschichte ausgewiesen, wird nächstens einen zweiten Band der erwähnten „Erzählungen" zum Druck befördern, welcher aus zwei verschiedenen Stücken „Regine" und „der Sieg des Schwachen" bestehen soll. Die erstere dieser beiden Novellen kennen wir schon aus dem „Morgenblatt" als ein mit ungemeiner Frische und plastischer Kraft gezeichnetes Bild nach dem Leben.

Mit dem September naht bereits die Zeit, wo sich die Kalender fürs nächste Jahr einzustellen pflegen. Zwei derselben, denen seit mehreren Decennien ein weiter Leserkreis treu angehangen hat, der Nieritz'sche und der Gubitz'sche Kalender nämlich, sind in den letzten Wochen schon erschienen, während ein anderer, der diesmal erst in sein drittes Jahr tritt, aber bereits nicht minder großer Theilnahme des Publicums gewiß sein darf, noch vor Ablauf Octobers in den Buchhandel kommen wird. Das ist der B. Auerbach'sche Volkskalender, welcher von 1860 an aus dem Verlag von Cotta in den Ernst Keils zu Leipzig überging. Der neue Jahrgang wird uns eine größere Erzählung des Herausgebers unter dem Titel „der Wettpflüger", sowie eine Sammlung kleinerer Geschichten des „Gevattersmannes", und außerdem Beiträge von Dr. Karl Andree, Friedrich Gerstäcker und Berthold Sigismund (dem trefflichen Schilderer des sächsischen Erzgebirges) bringen. Die Illustrationen des Kalenders rühren von Wilhelm v. Kaulbach und von Julius Scholtz in Dresden her.

Karl Frenzel, einer jener Berliner Essayisten, wie sie die Ranke'sche Schule schon mehrfach erzogen hat — wir erinnern z. B. an Hermann Grimm — wird nächstens mit einem Bande „Erzählungen" zum ersten Male das Feld des Romans betreten. Wir sind begierig zu erfahren, ob seine kritische Natur auch dichterisch produciren kann — denn der von ihm für Ottilie Génée verfaßte niedliche Soloscherz „Liebesbriefe" vermag in seiner Unbedeutendheit nach jener Seite hin nichts zu entscheiden.

In den vornehmen Kreisen Berlins macht jetzt das Epos „Reinhart" von dem als Dichter bisher ganz unbekannten **Max Jähns** ungewöhnliches Aufsehen, wozu wohl der Umstand, daß der Autor Erlaubniß erhielt, sein Buch der Princeß Friedrich Wilhelm von Preußen widmen zu dürfen, das Seinige beitrug. In demselben sind die schönsten und sinnigsten Mährchen des deutschen Volkes, lyrisch reproducirt, zu einem Kranze, einem Cyklus von Poesien vereinigt, die von der Phantasie und dem Formtalente des Verfassers rühmliches Zeugniß ablegen, wenngleich die Composition des Ganzen hier und da der rechten Motivirung entbehrt. Max Jähns ist Lieutenant der Infanterie in Berlin, und an die Erwähnung dieses Factums knüpft die „Berliner Revue" eine Aufzählung noch verschiedener anderer preußischer Officiere, die sich auch als Dichter hervorgethan haben. Gustav v. Berneck, der unter dem Namen Bernd v. Gufeck beliebte Novellist und militärische Schriftsteller, ist Major, ebenso wie jener durch historische Romane bekannt gewordene v. Witzleben, der ein Sohn des unter dem Pseudonym Tromlitz einst außerordentlich

populären Obristen v. Witzleben war. Der Hauptmann Friedrich v. Gaudy, jüngerer Bruder des Dichters Franz v. Gaudy, hat ebenfalls Gedichte, sowie auch Reiseskizzen herausgegeben. Premierlieutenants sind z. B. Feodor v. Köppen, der patriotische Sänger von „Preußens Erhebung“, und Bernhard v. Lepel, der die „Zauberin Circe“ besang und mehrmals schon, wenn auch ohne Erfolg, die neue Mode biblischer Dramen mitmachte. Lieutenant endlich, wie Max Jähns, ist jener vielgeübte v. Winterfeldt, der Bellmanns Poesien und verschiedene französische Proverbes (z. B. „Ich speise bei meiner Mutter“ oder „Wenn Frauen weinen“) übersetzte, der die „Garnisonsgeschichten“ schrieb und außerdem als Historiker des Johanniterordens auftrat.

In München starb Mitte September der königl. bayerische Hof- und Reichsarchivrath **Dr. Nathanael v. Schlichtegroll**, ein Sohn des berühmten Gelehrten gleichen Namens. Der Verstorbene war auch Honorarprofessor an der Münchener Universität und litterarisch thätig als Herausgeber interessanter „Erinnerungen an August Graf v. Platen“ (1852). Dieser Dichter gehörte nämlich zu seinen intimsten Jugendfreunden, und es ist deshalb leicht erklärlich, daß Schlichtegroll sich der Errichtung eines Platendenkmals in Ansbach in den letzen Jahren seines Lebens noch warm und fast leidenschaftlich annahm.

Zu Leipzig starb vor kurzem der Buchhändler **Franz Peter**, aus dessen Verlage z. B. das in vormärzlicher Zeit einestheils mit Begier gelesene, anderntheils von der Polizei arg befehdete und mit Beschlag belegte „Liederbuch des deutschen Michel“ hervorging. Die Sammlung der darin befindlichen liberalen Gedichte hatte Peter selbst veranstaltet. Später, bei Gelegenheit des Goethejubiläums im Jahre 1849, machte er sich durch sein sehr fleißiges Werkchen über „die Litteratur der Faustsage“ bleibend verdient, und bis kurz vor seinem Tode noch war er Mitarbeiter an den „Fliegenden Blättern“, die ihm manchen guten, in ganz Deutschland belachten Einfall verdanken. Er stammte aus einer in Leipzig wohlbekannten, vermögenden Kaufmannsfamilie und hatte erst sein dreiundvierzigstes Jahr erreicht.

Eine „Aesthetik“ des Münchners **Moritz Carriere** tritt dieser Tage ans Licht und wird die großen, zum Theil noch sehr problematischen Fragen der Kunsttheorie hoffentlich eingehender und gründlicher behandeln, als es in desselben Verfassers ziemlich oberflächlichen Untersuchungen „über Wesen und Form der Poesie“ geschah. — Prof. **Cuno Fischer** in Jena will sein Erstlingswerk „Diotima oder die Idee des Schönen“ nächstens in einer sich ebensowohl auf den Inhalt als die Form erstreckenden Ueberarbeitung aufs neue erscheinen lassen.

Professor **Karl Ludwig Michelet** in Berlin hat den ersten Band einer „Geschichte der Menschheit in ihrem Entwickelungsgange seit 1775 bis auf die neueste Zeit“ herausgegeben. Das aus zwei Reihen Vorlesungen entstandene Werk behandelt, wie man sieht, die gesammte sogenannte Revolutionsperiode, und zwar will der Verfasser in gelehrten Untersuchungen nachweisen, daß die Zeit der Revolutionen nunmehr zu Ende sei und danach die der friedlichen Organisation freisinniger Staatsformen folgen müsse.

Der beschreibende Theil der nunmehr zum Schluß gekommenen „Novarareise“ soll bereits nächstes Frühjahr in Druck kommen, und hat mit Abfassung des Buches der Erzherzog Max den Commodore Wüllerstorff und den Dr. Karl Scherzer beauftragt. — Eine Schilderung seiner eigenen Reisen hat der genannte Fürst in vier Bänden unter seine Freunde verbreiten lassen, während eine Sammlung seiner lyrischen Gedichte dem Erscheinen nahe ist.

Louis Curtze gab fast gleichzeitig mit dem brieflichen Nachlaß des Dichters Heinrich Stieglitz (vgl. Europa, Nr. 39) auch eine Monographie über „Dr. Philipp Nicolai's Leben und Lieder“ nach den Quellen heraus. Nicolai war 1556 zu Mengeringhausen im Fürstenthum Waldeck geboren und wurde, wie sein Vater, Pfarrer, als welcher er von 1583—86 zu Herdecke in der Grafschaft Mark, von 1586—96 zu Nieder- und Altwildungen im Waldeck'schen, von 1596—1601 zu Unna in Westfalen, und von da an bis zu seinem Tode im Jahre 1606 oder 1608 in Hamburg lebte. Bekannt geworden ist er besonders durch seine zwei Kirchenlieder „Wie schön leucht't uns der Morgenstern“ und „Wachet auf, ruft uns die Stimme“. Großartige Bilder und tiefpoetische Anschauungen besitzen dieselben mehr, als sonst in den meisten religiösen Gesängen zu finden sind; ja, man kann sogar sagen, daß sie für ihren heiligen Stoff mit fast zu glühenden, sinnlichen, weltlichen Farben malen. In unseren Gesangbüchern ist ihr Text freilich vielfach verändert und abgeschwächt. Von der Melodie zu dem ersten der beiden Lieder, die, soviel man weiß, auch von Nicolai herrührt, sagte Mozart, er gäbe gern sein bestes Werk für sie her.

Aus Anlaß des für den November bevorstehenden Jubiläums ist vor kurzem auch ein kleines Büchelchen unter dem Titel „Friedrich v. Schiller's Bibliothek“ erschienen. Dasselbe enthält das Verzeichniß der 156 Bände, welche sich in des Dichters Besitz vorfanden, und sucht — was uns dabei die Hauptsache sein muß — aus verschienenen Briefstellen und Aussprüchen nachzuweisen, in welcher Weise Schiller seine „Bibliothek“ zu poetischen und historischen Studien benutzt habe.

Der Vicebibliothekar der schwedischen Reichsbibliothek, **Klemming** mit Namen, hat ein bisher noch ganz unbekannt gebliebenes Manuscript Emanuel von Swedenborgs in mehreren Druckexemplaren zum ersten Male der Oeffentlichkeit, d. h. einem engeren Kreise derselben übergeben. Es besteht aus Tagebuchsnotizen des großen Theosophen und Visionärs auf einer Reise durch Holland im Jahre 1743, also gerade aus jener Wendezeit, wo die Hallucinationen Swedenborgs begannen und er aus einem Manne der Wissenschaft zum Geisterseher wurde. Man findet in den Blättern auch einen physischen Grund für den psychischen Zustand des berühmten Gelehrten angedeutet, indem darin viel von einer „Hauptpassion“ die Rede ist, welche mit dem Rapport der Geschlechter in Verbindung stand und ihm allnächtlich sehr lebhafte Träume eingab.

Vorläufig erwähnen wir, daß der erste Band der längst mit Spannung erwarteten englischen Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert von **Leopold Ranke**, sowie die erste Abtheilung des vierten Bandes der **Gervinus**'schen Geschichte des 19. Jahrhunderts, soeben erschienen ist. Letztere umfaßt die Periode der Unterdrückung der Revolutionen in Italien und Spanien. — Der durch seinen noch immer nicht entschiedenen Streit mit der mecklenburgischen Landeskirche wohlbekannte **Michael Baumgarten** lieferte „für das Verständniß der Gegenwart“, d. h. also in aufgeklärtem, historischem Sinne eine „Geschichte Jesu“. — Professor **Wilhelm Wachsmuth** in Leipzig verspricht uns trotz seiner fünfundsiebenzig Jahre noch eine ausführliche „Geschichte der deutschen Nationalitäten von ihren ersten Anfängen bis zur Gegenwart“.

In deutscher Uebersetzung werden nächstens erscheinen die „Skizzen aus dem russischen Provinzialleben“ von **Saltikow**, welche in der Heimath des Autors durch Freimüthigkeit ihrer Enthüllungen viel Aufsehen erregt haben, ferner die „Ausgewählten Werke“ des Spaniers **Fernan Caballero**, der wohl zu den bedeutendsten Novellisten der Neuzeit gerechnet werden dürfte, sowie endlich **Victor Hugo**'s großes episches Gedicht „La Légende des Siècles.“

Der Graf **Foucher de Careil**, welcher vor kurzem auf der hannöverschen Bibliothek zwei bisher unbekannte Cartesianische Manuscripte fand, hat jetzt den ersten Theil einer neuen vollständigen Ausgabe der Leibnitz'schen Werke herausgegeben. Er will dieselben zum ersten Mal nach den Originalhandschriften ediren und mit gelehrten Noten und Einleitungen versehen. Der Beginn der Sammlung enthält Briefe von und an Leibnitz, Bossuet, Pellisson, Molanus und Spinola. Einer der eben Genannten, nämlich Pellisson, der bekannte Privatsecretär Ludwigs XIV., ist ganz neuer-

dings auch Gegenstand einer eigenen Monographie des Franzosen Mareou geworden.

Zu Paris starb am 11. September, sechszig Jahre alt, der Journalist **Jacob Coste**, Gründer der Zeitung „Le temps", die unter der Juliherrschaft von Einfluß war, und einer der vierzig Unterzeichner der Protestation gegen die Juliordonnanzen.

Alfred Michiels, von dem die früheren Jahre unter anderen dichterischen Arbeiten eine äußerst spannende, romantisch verwickelte Criminalgeschichte „Le nouveau péché original" brachten, hat neuerdings auch als Historiker viel von sich reden machen. Er lieferte nach officiellen Quellen eine sogenannte „geheime Geschichte der österreichischen Regierung und ihrer systematischen Verfolgung der Protestanten", welche sehr bald nach ihrem Erscheinen schon ins Englische übersetzt worden ist.

Adolphus Trollope, der bekannte Verfasser zweier ihrer Zeit auch von uns besprochenen Bücher „The youth of Catherine de Medici" und „A Decade of Italian Women", schilderte neuerdings „Tuscany in 1849 and 1859". Besonderes Aufsehen macht das Buch dadurch, daß es entgegen den officiellen Versicherungen behaupten zu können glaubt, der Großherzog habe wirklich im Sinne gehabt, gegen das Volk mit Waffengewalt einzuschreiten.

Dem Dichter des „verlorenen Paradieses", John Milton, machte erst vor einigen Monaten der Engländer Masson zum Gegenstand einer Einzelschrift über seine Person und seine Zeit. Jetzt hat ein anderer Landsmann des großen Poeten, **Thomas Keightley**, seine Gedichte neu herausgegeben und dieselben mit einer sehr ausführlichen Einleitung versehen, worin Leben und Werke des berühmten Mannes wiederholt gründlich und kritisch besprochen werden.

Bildende Kunst.

Hinsichtlich des für den Münchener Odeonsplatz bestimmten König-Ludwigsdenkmals erwähnen wir noch, daß die 15' hohe Reiterstatue des Monarchen selbst im Gypsmodell fertig ist, daß aber die zwei Pagen, welche nach dem Entwurf des Prof. **Widnmann** mit dem Königlichen Banner und Wahlspruch „Gerecht und beharrlich" neben dem Rosse herschreiten sollen, sowie die allegorischen Figuren der Religion, Kunst, Poesie und Industrie, welche die vier Ecken des 17' hohen marmornen Sockels einnehmen werden, von dem genannten Künstler noch nicht in Angriff genommen sind. Das ganze Werk dürfte erst binnen zwei Jahren zur Vollendung gediehen sein.

Auf dem Carignanplatze zu Turin steht seit kurzem das Standbild Gioberti's, nach dem Entwurf des Professor Albertoni in Erz ausgeführt. Die Stellung des Mannes ist nachdenklich, die rechte Hand ruht leicht in den Brustfalten des Unterkleides, während die Linke ein Buch hält, auf dessen Deckel die Worte il Primato eingegraben sind. „Il Primato civile e morale degli Italiani" — betitelt sich bekanntlich das Hauptwerk Gioberti's. Die Aehnlichkeit des Gesichts im Bilde ist treffend. Das Piedestal der 21 Fuß hohen Statue besteht aus rothem Granit und zeigt ein Basrelief in Bronce, auf dessen Vorderseite die Philosophie an der Hand der Religion vorwärtsschreitet und die Heuchelei vor sich fliehen macht.

In der im Besitz des Obergerichtsprocurators Abt in Ludwigsburg befindlichen Sammlung altdeutscher Gemälde ist ein Bild Zwingli's als Jüngling entdeckt worden, das Kunstkenner, wie Schnaase, Waagen und Passavant, für einen ächten Holbein erklärt haben.

Die „Verbindung für historische Kunst" hat bei ihrer fünften in Braunschweig abgehaltenen Versammlung unter den ihr eingesandten Skizzen einer von **Julius Scholtz** in Dresden herrührenden den Preis ertheilt. Sie stellt in sehr figurenreicher Composition das aus Schillers Drama her bekannte „Gastmahl der Generale Wallensteins beim Grafen Terzky" dar und wird für die Summe von 2000 Thalern vom Künstler nunmehr in Oel ausgeführt werden. Durch Ankauf ausgezeichnet wurden vom Verein außerdem zwei Skizzen, von **Julius Hübner**: „Bonifacius die heilige Eiche fällend", und von **Karl Sohn**: „Stephanus vor dem hohen Rathe". Der Antrag, die von der „Verbindung für historische Kunst" bestellten Bilder dem germanischen Museum zu überweisen, ward bei der Versammlung einstimmig abgelehnt.

Bonaventura Genelli in Weimar hat vier Aquarellen mit altgriechischen Stoffen ausgestellt: „Apoll unter den Hirten", „Homer", „Aesop" und „Sappho". Sie athmen alle ächt antiken Geist und jenen eigenthümlich gearteten, fein denkenden Genius, der früher schon die köstliche Bilderreihe zum Homer schuf.

Louis Gallaits berühmter Carton: „Die Pest zu Tournay" blieb bisher unausgeführt, da der Staat dafür nicht die vom Künstler geforderten 100,000 Frcs. bezahlen wollte. Jetzt hat nun ein Privatmann, der reiche Fabrikant Panwels in Brüssel, aus eigenen Mitteln die Summe bewilligt, und der Meister will ungesäumt an die Vollendung seines Werkes gehen.

Die Treppenhalle des alten Museums in Berlin soll mit verschiedenen Frescomalereien verziert werden. Auf der rechten Seite des Eingangs wird man die Thaten des Theseus, auf der linken die des Herkules sehen. Mit Entwurf und Ausführung dieser Bilder sind die Professoren Däge, Hofgarten, v. Klöber, Langerich, Holbein, sowie die Maler Gräfe, Kaselowski, Schütze, Schulz und Schirmer beauftragt.

Das berühmte Deckengemälde **Paul Veronese's**, welches derselbe für den Saal der Zehn im venetianischen Dogenpalaste malte und welches den obersten Gott Jupiter, wie er mit geschwungener Fackel die menschlichen Laster und Verbrechen verfolgt, darstellt, hat neuerdings wieder im Louvre zu Paris seine Stelle gefunden, wo es schon früher, in der ersten Zeit, nachdem es von Italien nach Frankreich gebracht worden war, seinen Platz hatte. Das großartige Werk befindet sich in letztgenanntem Lande seit 1797; gegen Ende des Kaiserreiches ließ man es nach Versailles in das Zimmer Ludwigs XIV. bringen, und dort blieb es, bis es, wie gesagt, vor kurzem wieder seinen Ort geändert hat.

Im Louvre richtet man mehrere Säle zur Aufnahme von Gypsabgüssen der Antike ein, die das dortige Museum bis jetzt noch gänzlich entbehrte. Die Parthenonsculpturen, der Apollo von Belvedere, die Mediceische Venus und der Laokoon sollen zuerst mit Copien bedacht werden.

Die Brockhaus'sche Schillergallerie ist bis jetzt zur achten Lieferung gediehen, und die zwei letzten Hefte sollen nun noch so bald erscheinen, daß das schöne Werk zum Jubiläum am 10. November vollständig sein wird. Der Verleger kündigt außerdem noch an, daß der „Schillergallerie" in nicht zu langer Zeit eine ganz ebenso eingerichtete „Goethegallerie" folgen soll. Die beiden Münchener Maler **Friedrich Pecht** und **Arthur von Ramberg** sind auch für dies Unternehmen gewonnen worden.

Bisher hielt man die Italiener für die Erfinder der Kupferstecherkunst, weil Bettini in Florenz in einem Buche aus dem Jahre 1477 zuerst in Kupfer gestochene Blätter herausgegeben haben sollte. Nun befand sich aber in der im August dieses Jahres in London zur Versteigerung gekommenen Bibliothek des bekannten Professors Libri auch ein in Deutschland bereits 1475 oder 1476 erschienener astrologischer Kalender, welcher gleichfalls schon zwei Kupferstiche enthält, so daß hiernach also uns Deutschen das Recht der Priorität gebührt.

Theater und Musik.

Am 18. September beging das Dresdener Hoftheater in pietätsvoller Weise das fünfzigjährige Dienstjubiläum seines verdienten Intendanten, des wirklichen Geh. Rathes **Wolf Adolph August von Lüttichau**. Derselbe war an dem genannten Tage des Jahres 1809 als Jagdpage in königlich sächsische Dienste getreten,

hatte 1816 die Stelle eines Oberforstmeisters im Forstbezirk Dresden erhalten, war später auch Kammerherr geworden, sowie am 11. September 1824 Generaldirector der Hofbühne und Hofkapelle, seit welcher Zeit er dies letztgenannte Amt bis heute ununterbrochen und mit steter Anspannung seiner Kräfte zum Gedeihen des seiner Leitung anvertrauten Institutes geführt hat. Er ist jetzt der Senior deutscher Theaterintendanten, und im Personale der Dresdener Bühne giebt es, so viel wir wissen, nicht Einen mehr, der noch in der Zeit eines früheren Dirigenten seine Anstellung daselbst gefunden hätte. Das treffliche Ensemble verschiedenartigster Begabungen, worin das Theater der sächsischen Residenz so vortheilhaft sich auszeichnet, verdankt man allein den Bemühungen des Hrn. v. Lüttichau, der alle jene Sterne und Größen des Personals, Tichatscheck, **Emil Devrient**, Dawison, Franziska Berg, Marie Bayer-Bürck, Jenny Bürde-Ney u. s. w. in Dresden versammelt hat. In der Auswahl neuer Stücke bewies der Genannte von jeher eine rühmenswerthe Liberalität der Gesinnung, welche ihm sogar mehrmals Vorwürfe von Seiten der „Freimüthigen Sachsenzeitung" zuzog. Wie früher an Th. Hell (dem Hofrath Winkler), hat Herr v. Lüttichau nach dessen Tode schon seit mehreren Jahren an dem Hofrath Dr. Julius Pabst einen kundigen, für die Kunst begeisterten Genossen seines Strebens.

Gerade an jenem Tage, da die Mitglieder des Dresdener Hoftheaters zur Beglückwünschung um ihren Intendanten versammelt waren, wurde einer ihrer Collegen durch den Tod aus ihrer Reihe entrissen. Am 18. Sept. nämlich starb der als Opernsänger vom Publicum geschätzte **Johann Conradi** nach längeren Leiden. Die Krankheit des wackeren, auch als Mensch und Gesellschafter in Dresden sehr beliebten Mannes begann schon zu der Zeit, wo er seine Gattin in ziemlich jungen Jahren noch durch den Tod verlor. Im verflossenen Sommer gebrauchte er bereits eine Teplitzer Badecur, und wirklich schien er nach seiner Rückkehr neu belebt und gesünder als zuvor; aber bald kam ein Rückfall, das Unwohlsein steigerte sich und endlich trat die Katastrophe ein. Conradi war ein Bassist mit schönen, ausgiebigen Mitteln, gediegener musikalischer Bildung und viel dramatischer Befähigung. Als Comthur im „Don Juan", Bertram in „Robert der Teufel", oder St. Bris in den „Hugenotten", sowie besonders auch in komischen Rollen, z. B. als Osmin in der „Entführung" oder Krautmann in „Doctor und Apotheker", vermochte er gewiß alle Ansprüche zu befriedigen. Er war auch Kirchensänger, und wohl möglich, daß sich mancher unserer auswärtigen Leser daran erinnert, bei einem Besuch in Dresden während der sonntäglichen Messe in der katholischen Kirche vom Chore herab mit Vergnügen einer prächtigen metallreichen Baßstimme, die in alle Räume des Gotteshauses drang, gelauscht zu haben: sie gehörte unserem Conradi an.

Rudolf Gottschall's Drama „Mazeppa" ist vor kurzem am Dresdener Hoftheater gegeben worden. Der Dichter verräth im Kothurngang seiner dramatischen Muse eine gewisse ungenirte Harmlosigkeit, die zu Wagnissen verführt, welche vielleicht in der heißblütigen Ader seiner rhetorisch dithyrambischen Lyrik ihre Wurzel haben. Große weltgeschichtlich bedeutsame Gestalten, mit Schwung und Pathos aufgefaßt und zum selbstbewußten Ausdruck gebracht, treten bei ihm oft ohne alle menschliche, oder wenigstens ohne alle bürgerlich mögliche Vermittelung in den Rahmen des Drama's, das die sorgfältigste Motivirung braucht, um uns ein menschliches Ereigniß menschlich nahe zu rücken oder nur glaublich zu machen. Am Mangel einfach faßlicher Motive können die größten dichterischen Intentionen scheitern. Mazeppa im Conflict mit Peter dem Großen und Karl XII. von Schweden ist, von der Romantik seines eignen persönlichen Lebens am Hofe zu Warschau und in den Steppen abgesehen, schon politisch ein so umfassender Vorwurf, daß fünf Acte für ein Gemälde kaum ausreichen. Gottschall's fünf Acte überschreiten das Maß eines Theaterabends. Durch das Zusammenschmelzen von Act 4 und 5 in Einen wird jedoch das Zusammentreffen pikanter und frappanter Begegnungen um so unvermittelter und greller. Die besten Kräfte der Bühne führten das Stück mit dem größten Aufwand ihrer Darstellungsgabe durch. Ein Meisterstück in der Dichtung, Mazeppa's Erzählung von seinem Ritt durch die Steppen, rücklings auf den Rücken des Pferdes gebunden, war in Herrn Dawisons Vortrag zugleich ein Meisterstück der Darstellung.

Hector Berlioz hat in Baden-Baden Proben aus seiner neuen heroischen Oper „die Trojaner" dem Publicum zu Gehör gebracht. Lefort und Pauline Viardot-Garcia sangen zuerst eine große Scene zwischen Cassandra und Chorebos, sodann ein Liebesduett zwischen Dido und Aeneas, und man sieht also, daß der vom Componisten selbst hergerichtete Text sowohl den Homer als den Virgil bunt durcheinander geplündert hat. Ueber die Musik hört man begreiflich die widersprechendsten Urtheile.

In Paris starb vor kurzem in hohem Greisenalter die Mutter Rossini's, bei dem sie die letzten Jahre ihres Lebens, vom Sohne wie ein Kleinod gepflegt, zubrachte. Anna Guidarini galt in ihrer Jugend für eines der schönsten Weiber der Romagna, und sie machte einst in Bologna, zwar nicht durch ihre Künstlerschaft, aber doch durch ihre reizende Persönlichkeit als zweite Sängerin auf dem dortigen Theater großes Aufsehen. Ihr Gatte, Joseph Rossini, dem zu Liebe sie die Bühne verließ, war als Künstler noch unbedeutender. Er war Hornist etwa dritten Ranges und ohne Anstellung an irgend einem höheren Institute; vielmehr zog er heimathlos als fahrender Musikant die Kreuz und Quer im Lande umher, spielte in Dörfern und bei Volksfesten zum Tanze auf, lebte aber trotz dieser Vagabondage doch so sparsam und solid, daß er zuletzt sich in Lugo ein kleines Häuschen kaufen und hier das einzige Kind, welches ihm seine Frau geschenkt hatte, so sorgfältig als möglich erziehen konnte. Anna Guidarini war in den ersten Jahren ihrer Ehe mit ihrem Manne gleichfalls von Ort zu Ort gewandert, und auf einem dieser Streifzüge, zu Pesaro im Kirchenstaate, wurde der kleine Gioachimo 1789 geboren.

Daß in der italienischen Oper der tragische Held fast immer mit Hurrah zum Tode geht und seinen letzten Seufzer in Walzertakt aushaucht, ist eine allbekannte Sache, wenn sie auch unserem deutschen Geschmack immer von neuem auffällt. Selbst Rossini schlug nicht aus der Art seiner Nation und brachte an verschiedenen sehr ernsten Stellen des Dialogs entschieden heitere Klänge in die Partitur. Seine „Semiramis" beklagt z. B. den Tod ihres Gemahls mit Tönen, die unwillkürlich an unser deutsches Volksliedchen „Freut Euch des Lebens" erinnern. Und wirklich, Fr. Försters vor kurzem erschienenes Buch „Von Elba nach St. Helena" will wissen, daß Rossini diese Melodie einmal vom alten Fürsten Metternich singen gehört und sie dann in seiner heroischen Oper benutzt habe.

Madame **Vestvaly**, von der schon im Voraus soviel Reclame gemacht wurde, hat in der großen Oper zu Paris nunmehr als Romeo in der Bellini'schen Oper debutirt, die Erwartungen, die man auf ihre Stimme setzte, aber bei weitem nicht erfüllt. Nur ihre große und überraschende Schönheit wird gerühmt, sowie — was sehr bezeichnend ist — von ihrem aus Aluminium gefertigten Panzer viel gesprochen, der nur 4 Pfund schwer sein und 16,000 Frcs. kosten soll, während der, welchen Frau Pasta trug, das Fünffache mehr wog und 50,000 Frcs. werth war. Mad. Vestvaly ist eine Polin von Geburt und sang früher in Italien, England und America. Pariser Blätter behaupten, daß sie seit Mlle. Georges, der bekannten Geliebten Napoleons I., die blendendste Schönheit sei, welche die Pariser Bretter betreten habe.

Kaum aber ist die Erwartung des Pariser Publicums auf das öffentliche Auftreten der Madame **Vestvaly** erfüllt worden, und schon spricht man wieder von dem ersten Debut einer anderen jugendlichen Sängerin, die in natürlicher Begabung gleichfalls Außerordentliches leisten soll. Es ist das die von Meyerbeer warm empfohlene und bevorzugte Mlle. **Monrose**, eine Enkelin des berühmten Schauspielers gleichen Namens, die bisher nur erst in den musikalischen Cirkeln ihres Lehrers Duprez sich einige Mal hat hören lassen.

Sie wird nächstens in der Oper von Ambroise Thomas: „Le Songe d'une nuit d'été“ das Theater betreten.

Auf den Pariser Bühnen stehen außer von Ponsard, Emil Augier, Scribe u. A. auch von **Barrière**, von **Alexander Dumas Sohn**, ja sogar von **Granier de Cassagnac**, dem Politiker, neue Stücke in Aussicht. Wie sie heißen, ist bisher nur zum Theil bekannt geworden. Scribe's Lustspiel wird sich z. B. „Das Chamäleon“ betiteln, und das Dumas'sche Drama „Der verschwenderische Vater.“

In Sachen des Theaters sollen in Oesterreich alle möglichen Ersparnisse stattfinden. Man will nicht nur die sehr kostspielige italienische Oper aufhören lassen, sondern sogar das ganze kaiserliche Opernhaus nächst dem Kärnthnerthore nicht mehr auf Staatskosten führen, sondern es einem Privatunternehmer in Pacht geben. Außerdem ist auch an die Direction des Hofburgtheaters die Weisung ergangen, in allen Geldangelegenheiten äußerst sparsam und haushälterisch zu verfahren. — Das Schicksal einer anderen Wiener Bühne, das des **Karltheaters**, ist noch immer unentschieden. Brauer aus Nürnberg hat nämlich eingesehen, daß er bei einer Pachtsumme von jährlich 40,000 fl. ohne den allgemeinen Liebling Nestroy wohl ziemlich schlechte Geschäfte machen würde, und er will denselben nun dazu bewegen, sein Compagnon in der Direction zu werden oder wenigstens als actives Mitglied des Personals bei der Bühne zu bleiben. Nestroy aber, der ein reicher Mann ist, scheint ernsthaft entschlossen, seine alten Tage geschäftlos und in aller Ruhe zu verbringen. — In einer anderen Hinsicht, als der finanziellen, wird jedoch die Thätigkeit der verschiedenen Theater in der Kaiserstadt sich künftig viel freier als bisher entfalten können. Die Censur der Stücke soll nämlich seit dem stattgehabten Ministerwechsel bei weitem nicht mehr so streng gehandhabt werden wie früher, und namentlich sollen anstößige Stellen nicht mehr eigenmächtig von der Prüfungscommission zu streichen und willkürlich abzuändern, sondern von den betreffenden Autoren selber zu mildern sein.

Friedrich Halm hat für das bevorstehende Schillerjubiläum ein Festspiel geschrieben, welches sich „Vor hundert Jahren“ betiteln und am 10. November sowohl von Laube an der Hofburg als von Dingelstedt in Weimar aufgeführt werden wird. Folgen soll demselben dort die Darstellung des Demetriusfragments und hier die der „Braut von Messina“. Am Berliner Hoftheater wird die Schillerfeier drei Abende umfassen, deren erster das Erstlingswerk „die Räuber“, deren zweiter „Wallensteins Lager“ und die „Glocke“, deren dritter das letzte Werk Schillers, den „Tell“ bringt.

Ueber den bisher ziemlich unbekannten Verfasser des in Portugal sehr populären „Teatro Comico Portuguez“ — einer Sammlung heiterer, in Plautinischer Manier gehaltener Bühnenspiele — brachte neuerdings das von der Regierung unterstützte „Diccionario Bibliographico Portuguez“ mehrere sehr interessante Notizen, denen zufolge der Name des Dichters **Antonio José da Silva** war. Er wurde im Mai 1705 zu Rio de Janeiro geboren, wo seine dem jüdischen Stamme zugehörigen Eltern nach der Besitzergreifung brasilianischer Provinzen durch Moritz von Nassau Wohnung genommen hatten. Nachdem er in Coimbra studirt hatte, ward er Rechtsanwalt in Lissabon, erlitt jedoch am 19. October 1739 bei einem Autodafé den Märtyrertod, da er dem Mosaismus treubleiben wollte. Seine Mutter und Gemahlin wurden nach seiner Verbrennung noch lange gefangen gehalten. Einen brasilianischen Autor, den Senhor Magalhaens, begeisterte sein Schicksal zu einem Drama „Der Dichter und die Inquisition“. Jetzt steht in Lissabon auf dem Platze des einstmaligen Inquisitionsgefängnisses sonderbar genug ein Theater, wo die Stücke Antonio José's noch heutzutage oft gegeben werden.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 42. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 15. October.

Katharina Sforza.

Erster Artikel.

Die letzten Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts waren für Italien die Zeit einer ganz besonderen Blüthe. Niemals seit dem Fall des römischen Reichs, schreibt Guicciardini, hatte es sich einer so glänzenden Periode erfreut. „Im Genuß vollkommenen Friedens", fährt der große Historiker fort, „in den sterilen und bergigen Gegenden ebenso cultivirt wie in den reichen Niederungen, eingeborenen Herrschern gehorchend, hatte es nicht nur Ueberfluß an Bewohnern und Reichthum, sondern war es auch noch ganz besonders geschmückt durch die Magnificenz einer großen Zahl von Fürsten, durch die Pracht vieler herrlichen und schönen Städte, durch die Majestät des höchsten Sitzes der Religion und durch die Vorzüglichkeit seiner großen Männer in jeglichem Streben, vor allem in Kunst und Wissenschaft."

Indessen, es ist nicht Alles Gold, was glänzt; die köstlichste Frucht kann inwendig von schnöden Maden zerfressen sein, und unter dem prächtigen Mausoleum mit seinen schlanken Säulen und stattlichen Architraven haust Moder und Verwesung. Das sind sehr alte und sehr bekannte Sätze, die aber deshalb, weil sie alt und bekannt, nicht weniger wahr, und weil sie wahr, immerhin werth sind, daß man sie sich von Zeit zu Zeit wieder ins Gedächtniß ruft. Wir Menschen sind alle mehr oder weniger laudatores temporis acti, weil wir alle mehr oder weniger mit der Gegenwart unzufrieden sind, auch wohl meistens einigen Grund dazu haben; und doch ist nichts so sehr geeignet, uns mit unserm Schicksal auszusöhnen, uns die Gegenwart erträglich und lieb zu machen, als ein genaues Studium eben derselben Vergangenheit, zu deren Lobrednern wir uns auf Kosten der Gegenwart hergeben. Es ist aber gar nicht gleichgültig, wie wir über unsere Zeit denken, ob wir sie verachten und hassen zu dürfen glauben, oder ob wir sie erkennen in ihrer Würde und Schöne. Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden. Wie aber können wir unsere Pflichten freudig erfüllen, wenn uns das Leben armselig und des Schweißes der Edlen nicht werth, wenn uns die Menschheit gesunken und nicht würdig erscheint, daß man für sie strebt und schafft und ringt? Die laudatores temporis acti sind jenen servilen Seelen zu vergleichen, die sich vor ihren Oberen in den Staub werfen, um ungestraft die ihnen Gleichgestellten mit Kälte und die Untergebenen mit Verachtung behandeln zu können.

Vielleicht kann man der Wissenschaft der Geschichte kein größeres Lob ertheilen, als daß sie das beste Präservativ gegen diese ebenso schädliche und unmoralische als thörichte Lobhudelei der Vergangenheit ist. Indem vor ihrem scharfen Auge die duftigen Nebel zerrinnen, aus denen unsere Phantasie herrliche Schlösser, schattige Wälder und kühle, blaue Seen schuf, indem sie uns zeigt, daß „überall" und zu allen Zeiten „die Menschen sich gequält," und im besten Falle „Keiner ungestraft unter Palmen wandelte," daß die Söhne keineswegs immer geringer sind als ihre Väter, sich aber stets die Sünde der Väter an den Kindern und Kindeskindern rächt, — läßt sie uns mit ruhigerem Blicke in das Leben schauen, lehrt sie uns mit festerem Muthe die Steine und Schleudern des wüthendsten Geschicks erdulden, und erzeugt sie vor allem in uns jenes Bewußtsein der Solidarität aller menschlichen Interessen von Anfang bis in Ewigkeit, welches die eigentliche Basis alles moralischen Denkens und Handelns ist.

So wollen denn auch wir uns durch das glänzende Gemälde Guicciardini's nicht verblenden lassen. Es ist weiter nichts als ein prachtvoll gemalter Vorhang, der uns, die wir im Parterre sitzen, verbirgt, was auf der Bühne vorgeht. Wir wollen den Vorhang aufziehen und einen Blick auf die Bühne werfen. Vielleicht, daß uns das Aussehen und das Treiben der Schauspieler mit unserer nüchternen Parterre-Existenz mehr als aussöhnt!

Unter jenen reichen und schönen Städten, von denen Guicciardini spricht, war Mailand eine der reichsten und schönsten; und Galeazzo Maria Sforza, ihr Herzog, jedenfalls einer der Fürsten, die ganz vorzüglich „Italien durch ihre Magnificenz schmückten." Er war der Sohn jenes berühmten Abenteurers und Glücksritters Francesco Sforza und Bianca's, der Tochter Filippo's, des letzten mailändischen Herzogs aus dem Hause der Visconti.

In der schönen und sonnigen Stadt Milano nun, in jenen lustigen Tagen der guten alten Zeit, lebte und aß seine Polenta, bezahlte seine Zehnten und seine Taxen, seinen staubigen Weg zum staubigen Tode so ruhig wie möglich verfolgend, ein ehrbarer Bürger, Namens Johann Peter Landrino. Besagtem Peter Landrino hätte es so gut wie Hunderten und Tausenden seiner wahrscheinlich ebenfalls Polenta essenden und jedenfalls auch Taxen zahlenden Mitbürger gelingen mögen, namenlos sein unvermeidliches Ziel zu erreichen, anstatt jetzt nach vierhundert Jahren unmittelbar hinter Guicciardini's prächtigem Vorhang zu stehen und uns beim Aufrollen desselben sogleich in die Augen zu fallen, hätte ihn nicht Mnemosyne in Folge eines scheinbar geringfügigen Umstandes zu einem der Ihrigen gemacht. Peter Landrino war nämlich der Gatte einer ausgezeichnet schönen Frau, die den nicht ganz passenden Namen Lucretia hatte. Lucretia fand Gnade vor den Augen Sr. Hoheit Galeazzo Maria, und so geschah es im Herbste des Jahres 1462, daß die Familie des ehrbaren Peter durch die Geburt eines Töchterchens vergrößert wurde, die man Katharina nannte und die Se. Hoheit als sein eigenes Kind zu betrachten und erziehen zu lassen, die Güte und Gnade hatte.

So wurde denn das kleine unschuldige Ding aus dem niedern Hause des Gatten seiner Mutter in den prächtigen Palast seines Vaters gebracht. Hier gedieh es in den hohen lustigen Zimmern, den schattigen Gärten unter der sorgsamen Pflege seiner Wärterinnen vortrefflich und wurde ein so schönes, artiges, kluges Fräulein, daß Se. Hoheit eine wahrhaft väterliche Freude daran hatte und sie, als sie acht Jahre alt war, „legitimisiren" ließ. Auch des Herzogs zweite Gemahlin Bona, aus dem Hause Savoyen, scheint das schöne und jetzt noch dazu legitime Kind ihres Gemahls freundlich bewillkommnet und ihr Bestes gethan zu haben, um die Prinzessin aus dem edlen Hause der Sforza für die intrikate Rolle würdig vorzubereiten, die sie auf dem glatten Boden italienischer Politik des fünfzehnten Jahrhunderts von ihrem ehrgeizigen Vater zu spielen berufen war.

Denn nicht sobald hatte die Legitimation sie zu einer wichtigen Figur auf diesem Schachbrette gemacht, als sie auch schon in das Spiel verwickelt wurde. Schon vorher war sie einem Grafen Onorato Torelli, dem Sprößling einer edlen Familie, die in der vorhergehenden Generation den Sforza, ehe ihr Stern so hoch gestiegen war, sehr wesentliche Dienste geleistet hatte, zur Gemahlin versprochen worden; die legitime Princeß natürlich konnte um einen so niedrigen Preis nicht verkauft werden. Der junge Graf starb glücklicherweise, und Herzog Galeazzo sah sich nach einem besseren Markte für seine kostbare Waare um. Die Manfredi waren Herren von Imola, einer hübschen kleinen Stadt, ungefähr fünf Meilen südlich von Bologna, in einem fruchtbaren Territorium zwischem dem Fuß der Apenninen und dem adriatischen Meere gelegen — eine abgeschlossene und sehr wünschenswerthe kleine Herrschaft mit einem Worte, deren Steuerfähigkeit unter geschickten Händen noch bedeutend gesteigert werden konnte.

Nun traf es sich, daß Tadeo Manfredi, der regierende Prinz, in einen sehr unerquicklichen Streit mit seinem Sohn Guidazzo verwickelt war, welcher unkindlich genug war, zu behaupten, der verschwenderische Vater häufe auf die Herrschaft unerschwingliche Schulden. Diese Lage der Dinge in dem Hause der Manfredi war an dem Hofe von Mailand wohl bekannt und häufig der Gegenstand lebhafter Unterhaltung. Endlich trat Herzog Galeazzo mit einem Plane hervor, dessen Ausführung, wie er hoffte, allen Parteien angenehm sein werde. Er wollte innerhalb der Grenzen seines Gebietes Tadeo eine Appanage anweisen, des extravaganten alten Herren Schulden bezahlen, und seine Tochter Katharina, mit der Herrschaft von Imola, die nun ihm zufiele, an Guidazzo geben. Der Handel schien den Manfredi annehmbar. Die Schulden wurden auf diese Weise bezahlt, Guidazzo wurde der Herr auf seinem väterlichen Erbe; ob kraft eigenen Rechtes, oder kraft des Rechtes seiner Frau, darauf kam am Ende soviel nicht an.

Nun war die kleine Dame, als so über sie verfügt wurde, leider erst acht bis neun Jahre alt; und der arme Guidazzo mußte sich daher vorläufig mit dem Versprechen ihrer Hand begnügen, bis sie ein heirathsfähiges Alter erreicht haben würde. Nie aber gab es in der Geschichte eine Periode, wo der Raum zwischen Lippe und Becherrand so sehr groß und mit unvorhergesehenen Zufällen aller Art so angefüllt war, als jene von Guicciardini so gepriesene gute alte Zeit in dem schönen Lande Italia. Daran dachte nun wahrscheinlich der junge Guidazzo nicht, während er an dem lustigen, prächtigen Hofe von Mailand ein herrlich Leben führte und alle Tage die kleine Braut an Anmuth, Schönheit und Liebenswürdigkeit zunehmen sah.

Das ging nun so, so lang' es ging — das heißt so lange, bis einer jener unvorhergesehenen Zufälle eintrat, welche den scheinbar so kurzen Raum zwischen Lippe und Becherrand für einen jungen, auf Wartegeld gesetzten, am prächtigen Hofe von Mailand ein lustiges Leben führenden Prinzen zu einer unüberschreitbaren Kluft machen. In Rom starb nämlich der Papst Paul II., jener schöne alte Mann, der, wenn er auch sonst keine Eigenschaften besaß, wie sie für das Haupt der Christenheit wünschenswerth sein mochten, wenigstens in seiner Erscheinung jeder Zoll ein Papst war. Sein Nachfolger war Francesco della Rovere. Er hatte sich durch seine Verdienste als Gelehrter und durch seine Beredsamkeit als Prediger aus der dunklen Zelle eines Franziscaner-Mönches zuerst zum General seines Ordens, dann zum Cardinal aufgeschwungen und erreichte jetzt als Sixtus IV. das höchste Ziel priesterlichen Ehrgeizes. Sein Vater war ein armer Schiffer gewesen; seine Abstammung aus der stolzen Familie der Rovere, deren Namen er zufällig trug, war ein nachträglicher Gedanke aus der Zeit, wo diese Fiction für alle Betheiligten nur angenehm sein konnte.

Der neue Papst verlor keine Zeit, seine hohe Stellung in der Weise auszubeuten, die seinem weltlichen, herrschsüchtigen Gemüth die einzig passende schien. Zufälligerweise war er mit dem rohen Material für das stolze Gebäude der Familiengröße, welches zu errichten sein Ehrgeiz ihn trieb, vorzüglich gut versehen. Er hatte nicht weniger als neun Neffen, von denen fünf die Söhne seiner drei Brüder und vier die Söhne

seiner drei Schwestern waren — ein Feld für Nepotismus, hinreichend groß selbst für den intriguanten Geist eines Sixtus IV. Von diesen Neffen wurden die zwei Söhne seiner ältesten Schwester, Girolamo und Pietro Riario, so von ihm ausgezeichnet, daß viele gleichzeitige Schriftsteller versichert haben, die jungen Männer seien seine eigenen Söhne gewesen. Pietro war wie sein Onkel Franziscanermönch und sechsundzwanzig Jahre alt, als dieser auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde. Binnen wenigen Monaten wurde er Bischof von Treviso, Erzbischof von Sevilla, Patriarch von Constantinopel, Erzbischof von Valentia und Erzbischof von Florenz! Der Bewohner einer dumpfen Zelle, der einsame Asket mit seiner wollenen Kutte, die jährlich erneuert und gelegentlich, um das Ungeziefer, welches sich in dem heiligen Schmutz eingenistet hatte, zu tödten, gebacken wurde, kam plötzlich in den Besitz so ungeheurer Reichthümer, daß behauptet wird, sein Einkommen sei größer gewesen, als das aller übrigen Mitglieder des Cardinal-Collegiums zusammengenommen. Die Geschichten, die von seiner tollen Verschwendung erzählt werden, erscheinen fast unglaublich. Einmal gab er dem französischen Gesandten ein Bankett, welches zwanzigtausend Kronen kostete, eine Summe, die wir mit zehn multipliciren müssen, wenn wir die Verschiedenheit des Geldwerthes von damals und heute in Rechnung bringen.

Girolamo, der Bruder dieses verschwenderischen Priesters und gleicherweise Liebling des Papstes, war ein Laie, und mithin war die Aufgabe, ihn reich und groß zu machen, nicht so einfach, wie in jenem Falle. Indessen creirte ihn der Onkel vorläufig einmal zum General der päpstlichen Truppen, und zum Gouverneur des Castells von St. Angelo. Für seine weitere Promotion würde sich dann auch schon Gelegenheit finden. Sie fand sich auch, und diese Gelegenheit war gerade das unvorhergesehene Hinderniß, welches dem jungen Guidazzo Manfredi den Becher, welcher ihm in der Gestalt einer jungen Braut, die ihm sein väterliches Erbe wiederbringen sollte, vor den Lippen schwebte, für immer aus der Hand schlug. Die Nachrichten aus Rom von der plötzlichen Größe der Brüder Riario erregten bedeutendes Aufsehen in Mailand. Hier war offenbar eine neu aufgegangene Sonne, die es wohl werth war, daß man ihr ein wenig huldigte. Was war Guidazzo mit seinem kleinen Ländchen in Vergleich mit Girolamo im Vollgenuß päpstlicher Gunst und Gnade? Und weshalb könnte man das Eine nicht thun, ohne das Andere zu lassen, d. h. Katharina mit dem Neffen Sixtus IV. vermählen, ohne Imola, das ja doch schon factisch im Besitz Galeazzo's war, aufzugeben? Guidazzo kam dann freilich um Braut und Erbe zu gleicher Zeit, indessen wer kann zweien Herren dienen, noch dazu wenn der eine groß und der andere klein ist?

In Folge des gleichen Geschmacks an Prunk und Pracht, und Festen, die zwanzigtausend Kronen kosteten, fühlte sich Maria Galeazzo vorzüglich zu dem sybaritischen Mönch hingezogen. Ihm machte er daher die ersten vorsichtigen Eröffnungen. Diese wurden so günstig aufgenommen, daß alsbald eine Einladung an Cardinal Pietro, den Hof von Mailand mit seinem Besuche zu beehren, erfolgte. Der Cardinal sagte zu und verließ Rom am 12. September 1473 mit einem Zuge, so groß und glänzend, sagen die Chronisten, daß er sich für den prunkliebendsten der Päpste eher geschickt hätte, als für einen Cardinal. Die Vorbereitungen, die man in Mailand zu seinem Empfange traf, waren natürlich nicht geringer. Die glänzende Cavalcade des weltlichen Fürsten traf den glänzenden Zug des geistlichen Fürsten vor den Thoren der Stadt, und das Volk, das die ganze Herrlichkeit mit seinem Schweiße und Blut bezahlen mußte, stand dabei und schwenkte die Hüte und Mützen und jauchzte und geleitete die Fürsten — denn man war gläubig in den guten alten Zeiten — zur Kathedrale, wo die Festlichkeiten und Geschäfte der nächsten Wochen mit einem Te deum eingeweiht wurden.

Aber während der Herzog den Gast aus Rom auf seines Daches Zinnen führt, ihm das schöne Mailand und die fruchtbaren Gefilde der Lombardei, so ihm unterthänig, zu zeigen, sitzen drei edle Jünglinge: Andrea Lampugnano, Girolamo Olgiato und Carlo Visconti bei ihrem theuren Lehrer, Cola Montano, und studieren eifrig römische Geschichte. Dieses Studium nun, das heute so harmlos ist, konnte doch sehr bedenkliche Folgen haben in jenen guten alten Zeiten, zumal wenn zwei von den Studenten in ihrem Herrn und Herzog nur den Verführer ihrer Schwestern und der dritte den Räuber seines väterlichen Erbes sah. Junge Leute sind zur Exaltation geneigt, träumen sich leicht in irgend welche historische Helden, deren Schicksal mit dem ihrigen eine gewisse Aehnlichkeit hat, hinein, und können sich manchmal außerordentlich schwer in die souveränen Launen ihrer Gebieter finden. Daß ihr Gebieter, der Herzog, zum Theil höchst sonderbare Launen hatte, läßt sich allerdings nicht leugnen. So war er stets gern Augenzeuge der Executionen und Martern, die er über seine vielgeliebten Unterthanen zu verhängen leider häufig gezwungen war. Diesen Geschmack theilte er freilich mit manchen Tyrannen vor und nach ihm; origineller ist seine Leidenschaft für Sterbende, Todte, ja selbst für Moder und Verwesung, eine Leidenschaft, die ihn nächtlicher Weile in die Krypten der Kirchen trieb, die ihn Gräber aufwühlen ließ, damit er sich des Anblicks von Menschengebeinen und halb verfaulten Leichnamen erfreuen konnte. Wahrlich eine Hyäne von einem Fürsten, ein Vampyr von einem Herzog, der sich vor jungen Leuten hüten mag, die mit ihrem Lehrer eifrig römische Geschichte studieren!

In dem sonnigen Mailand jagten sich die glänzenden Feste, aber die Geschäfte wurden darüber nicht vernachlässigt. Der Handel zwischen dem Herzog und dem Cardinal wurde zu beiderseitiger Zufriedenheit abgeschlossen. Der Herzog wollte seiner Tochter Stadt und Herrschaft Imola, sechszehntausend Ducaten und verschiedene Besitzungen auf mailändischem Gebiet zur Aussteuer geben, wogegen der Papst seinem Neffen Girolamo vierzigtausend Ducaten aussetzen sollte — eine Summe, die natürlich nur als eine Art von Handgeld auf die Aussichten, welche dem Nepoten Sixtus IV. offen standen, angesehen werden konnte.

So wurde denn die jugendliche Braut, die eben ihr eilftes Jahr zurückgelegt hatte, öffentlich mit Girolamo Riario

(der sich bei der Ceremonie vertreten ließ) verlobt. Ob Guidazzo Manfredi bei dieser Feierlichkeit zugegen gewesen ist, und mit welchen Empfindungen — hat die Geschichte uns nicht überliefert.

Als diese wichtige Angelegenheit ins Reine gebracht war, kündigte der Cardinal seinem splendiden Wirth seine Absicht an, demnächst nach Rom zurückkehren und auf der Rückreise einen kurzen Abstecher nach Venedig machen zu wollen. Von diesem letzteren Plan suchte der Herzog den Cardinal auf alle Weise abzubringen. Die Signoria von Venedig hatte sprüchwörtlich lange Ohren und konnte sehr leicht von gewissen geheimen Verhandlungen, die zwischen den beiden Fürsten über gewisse, demnächst zu realisirende politische Pläne — es handelte sich um ein Königreich der Lombardei mit Galeazzo als König und die Erhebung Pietro's auf den päpstlichen Thron nach dem Ableben Sixtus IV. — Kunde erhalten haben. War das aber der Fall, so konnte ein Besuch in der Lagunenstadt — auf deren Kosten jene Pläne ausgeführt werden mußten — dem Cardinal verderblicher werden, als dem Daniel die Nacht in der Löwengrube. Vielleicht fürchtete auch Galeazzo, der verschlagene Cardinal könne mit ihm ein falsches Spiel spielen und sich durch Einfädelung einer neuen Intrigue mit der Signoria zwei Stränge für seinen Bogen schaffen wollen. Aber seine Ermahnungen waren vergeblich, der Cardinal reiste nach Venedig, und die überaus glänzende Aufnahme, die ihm dort wurde, schien des Herzogs Befürchtungen zu widerlegen oder seinen Verdacht zu bestätigen. Die jeunesse dorée der Königin der Meere erkannte in dem jungen, prunksüchtigen, üppigen Cardinal eine würdige Acquisition für ihre Compagnia della Calza, oder Strumpfgenossenschaft — ein Verein junger vornehmer Wüstlinge, mit der offen ausgesprochenen löblichen Tendenz, den Aufwand in jeder Hinsicht zu befördern, der seinen Namen von dem Umstande erhalten hatte, daß jedes der Mitglieder verschieden gefärbte Strümpfe tragen mußte — und arrangirte für ihn jene glänzenden Aufzüge und Feste, die venetianische Maler jener Zeit so gern zum Vorwurf ihrer farbenreichen Gemälde nahmen.

Aber es gab alte Senatoren in Venedig, die in den Gemächern des Dogenpalastes bei verschlossenen Thüren sehr ernste Sessionen hielten, von geheimen Agenten geschriebene Depeschen entzifferten und Rath pflegen für das Wohl der Republik, während ihre Söhne und Neffen, die lebenslustigen jungen Gesellen der Compagnia della Calza ihren lebenslustigen jungen Gast, der eben noch gegen das Wohl eben dieser Republik conspirirt hatte, fetirten und mit ihren zwiefach gefärbten Strümpfen vor den schönen Damen von Venedig paradirten . . . . und es ereignete sich, daß der junge Cardinal, ein paar Tage, nachdem er wieder in Rom angekommen war, aus dieser oder jener Ursache plötzlich starb. Hatte er sich aus dem Becher der Lust, den er nun schon ein paar Jahre nicht von den Lippen gebracht, selbst den Tod getrunken? Hatte der Löwe von St. Mark seine Tatze ausgestreckt? Wer weiß es? Infessura, ein Chronist jener Tage, sagt: „Fu atossicato", er wurde vergiftet. Indessen ist dieser Notiz nicht unbedingter Glauben zu schenken, denn in jenen guten alten Zeiten nahm man ein für alle Male, wenn eine hochgestellte Person plötzlich starb, an, daß eine andere hochgestellte Person um die Ursache des Todes nur zu gut Bescheid wisse.

Wie dem auch sein mag — der Cardinal war todt, und Galeazzo mußte fürchten, dieser Fall werde seinem kleinen Käthchen abermals einen Bräutigam — diesmal den dritten — kosten. Indessen schon nach wenigen Wochen kam eine Botschaft aus Rom, die seinen Befürchtungen ein Ende machte. Der Bräutigam Pietro und sein erhabener Verwandter, Papst Sixtus, ließen dem Herzog und der jungen Princeß vermelden, daß der Hingang ihres nun in Gott ruhenden Bruders und Neffen keinerlei Veränderung in den einmal getroffenen Arrangements hervorbringen solle, welche Nachricht denn vor allem die eilfjährige Braut „ganz außerordentlich erfreut und getröstet" haben soll. Der Herzog machte schnell Frieden mit seinen mächtigen und gefährlichen Nachbarn, den Venetianern, und Alles schien in der besten Ordnung, hätten nicht gerade zu dieser Zeit jene so ernst die römische Geschichte Studierenden — in deren Arbeitszimmer wir oben einen flüchtigen Blick warfen — ihre Studien zu einem Abschluß gebracht, sich am St. Stephanstage im Jahre 1476 an die Thür der Kathedrale gestellt und dort ihren Herrn und Herzog, Galeazzo Maria, mittelst einiger wohlgeführten Dolchstöße vom Leben zum Tode gebracht. Die armen verblendeten Jünglinge! Sie hatten durch diesen Mord persönliche Unbill zu rächen und ein Volk von einem der scheußlichsten Tyrannen, die je die Erde trug, zu befreien geglaubt, und das Volk erschlug den einen, viertheilte den andern, und ließ den dritten den Tod Ravaillac's sterben. „Stabit vetus memoria facti!" waren die letzten Worte des Gemarterten. Unglücklicher Schwärmer! Du mußtest dein Prophetenthum theuer bezahlen!

Wenn schon der Tod des Cardinals den Horizont unserer jugendlichen Heldin umwölkt hatte, so schien es jetzt mit ihren glänzenden Aussichten vollends vorbei zu sein. Aber während noch in Mailand Alles Verwirrung und Bestürzung war, langte schon in der Person des Cardinal Minelli ein Bote von Rom an, der auf möglichst baldige Vollziehung der verabredeten Verbindung drang. Der Papst und sein Neffe waren keineswegs gesonnen, die Herrschaft von Imola ohne Weiteres fahren zu lassen, und die Herzogin Bona, jetzt Regentin, war froh, bei ihrer precären Lage sich in dem kühnen, staatsklugen Papste eine mächtige Stütze zu verschaffen. So gab sie denn auch ohne Weiteres ihre Einwilligung, und Katharina wurde im Mai 1477 mit Girolamo Riario, der sich diesmal wiederum wie bei seiner Verlobung vertreten ließ, vermählt. Da die Trauer um den Herzog noch nicht vorüber war, fand die Feierlichkeit in aller Stille statt; die Braut sollte sofort nach Rom abreisen, und noch in demselben Monat kam Katharina in der ewigen Stadt an.

Sie hielt durch die Porta del Popolo ihren Einzug, der von den Chronisten als einer der glänzendsten geschildert wird. Dieselben Chronisten sprechen mit Entzücken von der wundervollen Schönheit der fünfzehnjährigen Princeß. Einige Medaillen mit ihrem Bildniß aus späteren Jahren bestätigen dies Zeugniß. So denken wir uns denn die holdselige junge Dame

auf ihrem Zelter an der Seite ihres jungen Gemahls, begleitet von einer glänzenden Cavalcade, in Mitten Tausender und aber Tausender schaulustiger Römer und Römerinnen durch die ewige Stadt bis zum Palazzo Corsini, der damals Palazzo Riario hieß, ziehen. In diesem herrlichen Hause an dem Ufer des gelben Tiber verlebte Katharina vier glückliche, sonnige Jahre; — wohl die glücklichsten und sonnigsten ihres ganzen Lebens. Niemals seit den Tagen der Marozia und Theodora, deren grenzenlose und schamlose Macht zu der Fabel von einem weiblichen Papste Veranlassung gab, hatte eine Frau an dem päpstlichen Hofe eine so große und einflußreiche Rolle gespielt. Die schöne Frau seines Lieblingsneffen wurde bald der Liebling des alten Sixtus. Rom lag zu ihren Füßen. Höflinge, die eine Stelle haben wollten, auswärtige Gesandte, selbst Fürsten, die ein Gesuch, ein Geschäft bei dem Haupte der Christenheit anzubringen und zu betreiben hatten — Alle wandten sich an sie, die junge Frau, die in einem Alter stand, wo unsere Mädchen glücklicherweise noch auf den Schulbänken sitzen. Aber die Chronisten berichten, daß sie ihre schwierige Stelle vollkommen auszufüllen gewußt habe, und es scheint dies nicht unglaublich nach den Beweisen von Klugheit, Umsicht und männlicher Festigkeit des Charakters, die sie später, als die Sonne ihres Glückes im Untergehen war, an den Tag legte. Vorläufig stand freilich diese Sonne im Zenith. Der Onkel Papst überhäufte den Neffen mit Beweisen seiner väterlichen Huld und Gnade. Pietro wurde Bürger der ewigen Stadt; bald darauf belehnte er ihn mit der Stadt und Grafschaft Forli. Diese Stadt liegt ungefähr vier Meilen von Imola, dem Erbe Guidazzo Manfredi's, in dessen Besitz Pietro auf eine so bequeme Weise gekommen war. Forli gehörte ursprünglich der Familie der Ordelaffi. Der Papst erklärte diese in Folge eines Streites ihrer Rechte verlustig, zog das auf diese, ebenfalls sehr bequeme, Weise erledigte Lehen ein, und gab es, wie gesagt, seinem Neffen, der es zur Arrondirung seiner Herrschaft Imola auch ganz vortrefflich brauchen konnte. Am 8. September desselben Jahres wird derselbe Graf Girolamo zum Generalissimus der päpstlichen Truppen ernannt; ganz Rom lief zusammen, um der Inauguration beizuwohnen und den Neffen in voller Rüstung an dem Fuße des Altars, von welchem herab der Onkel Papst ihm den väterlich-apostolischen Segen ertheilte, knien zu sehen.

Es war damals eine glänzende Zeit für Rom. Zwar kamen in der heiligen Stadt unter den Augen Sr. Heiligkeit mehr Todtschläge vor, als in den Bergschluchten des Sacramento, zwar lieferten sich die Colonna und Orsini am hellen Tage blutige Treffen in den Straßen, zwar war im Grunde genommen kein Bewohner seines Lebens oder seines Vermögens sicher — aber glänzend war doch die Zeit, wo sich Fest an Fest reihte und Fürsten aus den fernsten Ländern kamen, um sich den Segen des fürchterlichen alten Mannes, der auf St. Peters Stuhle saß, zu erbitten. So kommt am 23. März 1480 Herzog Ernst von Sachsen in Begleitung des Herzogs von Braunschweig und vieler anderen deutschen Herren an, und sie ziehen schwarz gekleidet, mit einem weißen Stab als Zeichen der Pilgerschaft vor der Brust, von dem Papste selbst vor den Thoren empfangen — so große Frömmigkeit der Barbarenfürsten ist schon einer Ermunterung werth! — unter großem Gepränge in Rom ein. Herrliche Feste werden ihnen gegeben, vor allen eine große Jagd in der Nachbarschaft des Fonte Melliane, auf der sich die deutschen Herren in ihrer Weise herrlich amüsirten — Germani illi proceres laetantes more suo, sagt der Chronist Jakopo, nicht ohne classisches Achselzucken über die kimmerischen Barbaren.

So unter Vergnügungen, Festen und Intriguen aller Art vergingen für das junge Paar vier glänzende Jahre, während deren Katharina ihren Gemahl mit drei Kindern beschenkte. Aber jetzt waren die schönen Tage vorüber. Der politische Himmel bewölkte sich mehr und mehr, der Papst war alt und kränklich und konnte nicht lange mehr leben. Wenn das Haus aber im Einstürzen ist, verlassen es die klugen Ratten, und so wurde denn auch Rom plötzlich durch die Abreise des Grafen Girolamo und seiner Gemahlin nach Forli und Imola aufs höchste überrascht. Es war dies nicht eine bloße Vergnügungs- oder Geschäftsreise, sondern eine Uebersiedelung in aller Form. Dafür zeugten die endlosen Reihen von Wagen und Maulthieren, die mit all den herrlichen Schätzen beladen, welche Girolamo von seinem Bruder geerbt, oder während der Erntezeit päpstlicher Gunst klüglich gesammelt hatte, über die Felsenhöhen der Apenninen die sonnige Straße von Rom nach Forli dahinzogen.

In Forli kamen der Graf und seine Gemahlin am 15. Juli 1481 an, und wurden von den über den unendlichen Reichthum ihres neuen Herrn erstaunten Einwohnern festlich empfangen. Von da ging es nach Imola; hier ebenfalls festlicher Empfang. Darauf richteten sie sich in Forli häuslich ein. Eine der ersten Sorgen Girolamo's war, die starke Festung Revaldino, deren Bau unter der vorigen Dynastie angefangen war, zu vollenden. Der Palast wurde vergrößert und verschönert; der öffentliche Platz mit prächtigen Porticos und neuen Gebäuden geschmückt. Aber auch für das Volk wurde etwas gethan; Schulen wurden hier und zu Imola errichtet, das Straßenpflaster verbessert, sogar eine Akademie der schönen Künste gegründet; mit einem Worte, der Graf und seine Gemahlin gaben die Absicht zu erkennen, eine Art von vernünftigem Regiment über ihre Unterthanen zu führen. Indessen scheinen diese Undankbaren sich von ihrem unverdienten Glück nicht haben überzeugen zu können. Sobald der Graf den Rücken gewandt hatte — was er im Interesse des Papstes und als Generalissimus der Truppen, die bald gegen Neapel, bald gegen Florenz im Felde standen, häufig zu thun gezwungen war, gab es Verschwörungen aller Art, die manchmal nur mit Mühe in dem Blut der Verschwörer erstickt wurden.

In Rom, dem Hause, das die Ratten verlassen, sah es unterdessen bedenklich aus. Es wüthete eine Hungersnoth, die der Papst, welcher große Vorräthe von Korn aufgespeichert hatte, noch dazu in seinem Interesse auszubeuten suchte. Denn er brauchte viel Geld zur Verfolgung seiner ehrgeizigen Pläne, die ihm jetzt einer nach dem andern scheiterten. Eben hatte er die Colonna in Rom zu Boden geworfen und ein Bündniß gegen Venedig zu Stande gebracht, als dieses, einsehend, daß

es nicht Stand halten könne gegen ganz Italien und der Papst so seinen Anschlag auf Ferrara ausführen werde, plötzlich Frieden machte und diesen so um seine liebsten Hoffnungen betrog. Dieser Schlag war zu hart für den ehrgeizigen alten Mann. Er starb — und Girolamo mochte jetzt durch die Wirren italienischer Politik seinen Weg allein finden. Nicht allein — hatte er doch seine muthige junge Frau, die ein Herz besaß, das jeder Gefahr trotzte. Bei dem Tode Sixtus zufällig anwesend in Rom, hatte sie sich in die Engelsburg geworfen und so ihr eigenes Leben und das Leben ihrer Kinder wahrscheinlich gerettet, jedenfalls ihrem Gemahl, der erst ein paar Tage später aus dem Felde in der Stadt anlangte, einen sichern Rückzug nach Forli bereitet.

Die vier folgenden Jahre waren für Girolamo und Katharina eine Periode fortwährend sich häufender Schwierigkeiten und Sorgen. Zwar hatte der neue Papst Innocenz VIII. den Neffen seines Vorgängers seiner Gunst versichert und ihn in seinen Würden bestätigt, aber mächtige Feinde, die er sich in den Zeiten des Glücks gemacht hatte, bedrohten ihn von allen Seiten, und seine Unterthanen, die er jetzt in seiner kritischen Lage mit Steuern belasten mußte, waren unzufriedener denn je. Aber er sollte das Ende dieser Wirren nicht sehen. Er hatte die Fleischtaxe, seine Haupteinnahme, an einen gewissen Checco verpachtet, dem er schon von früher her bedeutende Summen schuldete. Checco wollte sich jetzt von der Taxe bezahlt machen und weigerte die Pacht zu entrichten. Girolamo drohte mit Einkerkerung. Indessen hatte er damit wohl nur schrecken wollen, denn er empfing den Checco, als dieser am Abend des 14. April 1488 ihn in seinem Palast zu besuchen kam, freundlich.

Es war nach dem Abendessen, und Katharina hatte sich bereits in ihre Gemächer zurückgezogen. Die Gelegenheit war günstig für Checco und seine Freunde. Einige von ihnen besetzten die Thür der Treppe, die zu den Zimmern der Prinzessin führte. Die Andern begaben sich in den großen Saal — Sala dei Nimfi — wo sie Girolamo fanden, der, den einen Arm auf das Fenstersims gelehnt, auf die Piazza Grande hinabschaute und sich mit seinem Kanzler unterhielt.

„Wie geht es, Checco mio?“ sagte er, freundlich die Hand ausstreckend.

„So geht es!“ antwortete der Mörder ihm den Dolch ins Herz stoßend.

Durch diesen Dolchstoß wurde Katharina in dem Alter von sechsundzwanzig Jahren eine Wittwe mit sechs Kindern.

Zwei Stunden bei dem Mormonen Brigham Young.

Zu den Charakterfiguren im großen Lande der Yankees gehört Horace Greeley, ein unermüdlicher Mensch, der stets auf den Beinen ist und sich in Alles mengt, über jede Sache sein Urtheil abgiebt und unablässig von sich reden macht. Als Hauptbesitzer der Newyork Tribune, die in ihren verschiedenen Ausgaben mehr als zweimalhunderttausend Exemplare absetzt, ist er ein Mann von Einfluß in der republikanischen Partei, für deren Interessen er mit großer Lebhaftigkeit und Ausdauer kämpft, ohne dabei seine eigenen zu vergessen.

Diesem Horace Greeley fiel es im Frühjahr ein, sich einmal den weiten Westen mit eigenen Augen zu betrachten, über Land nach Californien zu reisen und unterwegs bei jeder Gelegenheit Stumpreden zu halten, die gewiß den Männern seiner Partei sehr viel Vergnügen gemacht haben. In der Mitte des Juli war er in der Stadt am großen Salzsee, um sich über die Lage und die Verhältnisse der Mormonen ein Urtheil bilden zu können; er wollte selbst sehen, wie es mit den wunderlichen Heiligen stehe, und wir finden seine Beobachtungen in der Tribune. Bei Brigham Young, dem vielgenannten Oberhaupte der Mormonen, wurde er durch den bisherigen Congreß-Delegaten des Utahgebiets, Dr. Bernhisel eingeführt, und es ist bezeichnend für die americanischen Verhältnisse, daß der Redacteur aus Neuyork dem Mormonenheiligen am Salzsee sofort eine lange Reihe von Fragen vorlegte, welche auch flugs beantwortet wurden. Einige derselben wollen wir mittheilen.

Greeley. Kann ich das Mormonenthum als eine neue Religion betrachten, oder ist es nur eine neue Entwickelung des Christenthums? — Brigham Young. Unserer Annahme zufolge giebt es keine wahre christliche Kirche ohne ein Priesterthum, welches unmittelbar von Gottes Sohne, dem Erlöser, übertragen wird und mit ihm unmittelbar in Verbindung steht. Solch eine Kirche ist die unsere, und wir wissen nicht, daß irgend eine andere Anspruch darauf erhebt, directe Offenbarungen über das was Gott will zu erhalten.

G. Wenn ich nicht irre, so betrachten Sie alle anderen christlichen Kirchen etwa so, wie die römische die übrigen Confessionen, nämlich als schismatisch und ketzerisch, und meinen auch, daß deren Angehörige unmöglich zur Seligkeit gelangen können? — Y. Ja wohl, das thun wir ganz entschieden.

G. In welchen Stücken weichen Ihre Lehren wesentlich ab von denen unserer orthodoxen protestantischen Kirchen, z. B. der Baptisten oder Methodisten? — Y. Wir halten fest an den Lehren des Christenthums, so wie sie im Alten und Neuen Testament offenbart worden sind und im Buche Mormon, welches dieselben Grundwahrheiten lehrt und nur diese.

Glauben Sie an die Dreieinigkeit? — Das thun wir allerdings, aber nicht so wie die anderen Kirchen. Vater, Sohn und heiliger Geist gelten uns für einander gleich, aber nicht für einerlei, nicht für ein und dasselbe Wesen. Wir glauben Alles was die Bibel darüber sagt.

Glauben Sie an einen persönlichen Teufel? — Ja.

Glauben Sie an ewige Strafen? — Allerdings, doch nicht gerade so wie andere Kirchen, übrigens so wie es in der Bibel steht.

Bei der Taufe halten Sie das Untertauchen für nothwendig? — Ja.

Kinder werden bei Ihnen nicht getauft? — Nein.

Müssen die von Ihnen bekehrten Leute nothwendig hierher

in diese Thäler kommen? — Es würde sie sehr betrüben, wenn sie nicht aufgefordert würden hierher zu kommen. Das Volk Gottes soll sich zusammenschaaren, wie die Bibel es verkündet. Unser Land ist die rechte Stelle, und jetzt ist die Zeit, da es geschehen soll.

Ich habe immer gehört, daß Jerusalem oder Judäa die rechte Stelle dafür sei; ist das nicht der Fall? — Für die Juden allerdings, für andere nicht.

Wie steht Ihre Kirche zur Frage über die Sclaverei? — Wir halten diese für eine göttliche Einrichtung, die nicht abgeschafft werden darf, bis der über Hams Söhne ausgesprochene Fluch von ihren Nachkommen hinweggenommen sein wird. Wir haben Sclaven im Gebiet. Wenn Besitzer von Sclaven solche mit hierher bringen, dann muntern wir diese nicht zur Flucht auf. Aber Utah wird nicht als Sclavenstaat sondern als freier Staat in die Union treten, weil die Sclaverei nicht lohnt. Ich betrachte sie als einen Fluch für die Besitzer selbst. Meinerseits miethe ich viele Arbeiter, denen ich guten Lohn zahle.

Nun möchte ich mir einige Fragen über Ihre Kirchenpolitik erlauben. Ich höre, daß jedes Mitglied mehr als ein Zehntel von Allem, was es schafft oder erntet, an die Kirche abgeben muß. — Ja; das ist ein Erforderniß, welches aus unserm Glauben hervorgeht. Aber die Abgabe wird nicht zwangsweise eingetrieben, und Jeder verfährt dabei nach den Antrieben seines Gewissens.

Was geschieht mit dem Ertrag dieser Zehnten? — Ein Theil wird zum Bau von Tempeln oder anderen gottesdienstlichen Gebäuden verwandt; mit einem andern Theile kommen wir armen Neubekehrten, welche auf dem Wege hierher sind, zu Hülfe; der größte Theil aber wird zur Unterstützung der Armen unter den Heiligen selbst verwandt.

Erhalten vom Zehnten die Bischöfe oder andere Würdenträger der Kirche etwas? — Nicht einen Pfennig. Kein Bischof, Aeltester oder Diakonus oder irgend ein anderer Kirchenbeamter erhält auch nur die geringste Entschädigung für seine Amtsverrichtungen. Ein Bischof muß sogar manchmal in seine eigene Tasche greifen und die ihm anvertrauten Armen unterstützen.

Wovon leben denn Ihre Kirchenbeamten? — Gleich den ersten Aposteln, von ihrer Hände Arbeit. Sie können Bischöfe und Aelteste auf dem Feld oder im Waarenlager und im Laden beschäftigt sehen, wie jeden Andern. Jeder Kirchenbeamte hat seinen bürgerlichen Beruf, von dessen Ertrag er seinen Hausstand bestreitet. Wer die Kirchenämter nicht umsonst übernimmt, dessen Dienste können wir nicht gebrauchen. Auch unsere Juristen erhalten keine Besoldung. Ich, für meine Person, bin der einzige Kirchenbeamte, der keine Handtierung daneben hat; aber niemals bekam ich auch nur einen Heller aus dem Kirchenvermögen. Wenn ich aus dem Zehnthause etwas entnehme, so werde ich dafür belastet und zahle wie jeder Andere. Die Diener im Zehnthause werden besoldet wie jeder andere Handlungsdiener; für das aber, was zur Verrichtung geistlicher Obliegenheiten gehört, erhält Niemand etwas. Wir meinen daß ein Mann, welcher neben seinem Kirchenamt nicht seinen Lebensbedarf erwerben kann, sich zu jenem nicht eigne. Ich gelte für reich und besitze etwa zweihundertfünfzigtausend Dollars; davon kommt aber nicht ein einziger Dollar aus dem Kirchenvermögen, und dafür, daß ich das wahre Evangelium predige, habe ich nie etwas erhalten. Als wir aus Missouri verjagt wurden, büßte ich beinahe meine ganze Habe ein; als Joseph Smith (der Stifter der Mormonen) in Illinois ermordet wurde, ging mir abermals fast Alles in die Brüche; aber die Kirche hat niemals, weder mir noch irgend einem Andern, den Verlust ersetzt. Ich verstehe mich darauf Eigenthum zu erwerben und sorgfältig zu bewahren.

Können Sie mir eine vernünftige Erklärung darüber geben, weshalb die Mormonen von allen Leuten, unter denen sie gelebt haben und mit welchen sie in Berührung kamen, gehaßt und verabscheut werden? — Ich habe keine andere Erklärung dafür als den Hinweis, daß Christus gekreuzigt wurde, und die Diener Gottes, die Propheten und Heiligen aller Zeiten nicht besser behandelt worden sind.

Ich weiß wohl, daß jede Secte verschrieen worden ist, und daß es nicht für respectabel gilt, einer solchen anzugehören. Das lehrt die Geschichte der Quäker, Baptisten, Universalisten und vieler anderen; aber ich wüßte nicht, daß die Angehörigen irgend einer früheren Secte von vorne herein als Diebe, Räuber und Mörder bezeichnet worden wären. — Wenn Sie die gleichzeitigen Berichte der Juden über das Leben und die Handlungen Jesu Christi lesen wollen, dann werden Sie finden, daß Er, sammt seinen Jüngern, jeder Schandthat geziehen worden ist, Diebstahl und Mord mit eingerechnet. Gerade so treibt man es heute noch.

Was haben Sie mir über die sogenannten Daniten, die Würgengel, zu sagen, welche Ihrer Kirche angehören? — Was, frage ich, sagen **Sie** dazu? Ich weiß nichts von einer Würgengelbande oder deren Einrichtung, sondern höre nur was unsere Feinde darüber lügen und schmähen.

Ich möchte nun eine Einrichtung erwähnen, welche von der gesammten christlichen Welt gemißbilligt wird, nämlich Ihre „Pluralität der Weiber". Ist das System, welches Ihre Kirche in dieser Hinsicht aufstellt, der Mehrzahl der unter den Mormonen lebenden Personen weiblichen Geschlechts genehm? — Mir war dieses System anfangs, da es uns als Gottes Wille offenbart wurde, im höchsten Grade zuwider. Die Frauen fügen sich in dasselbe, ich glaube weil es Gottes Wille ist.

Wie weit ist die Polygamie unter Ihnen verbreitet? — Das kann ich nicht sagen. Mehrere von deren, welche Sie hier anwesend sehen (die Unterredung fand im Beisein mehrerer Mormonenhäuptlinge statt) haben nur Eine Frau, andere haben mehrere; jeder handelt nach seiner individuellen Pflicht.

Wie hoch beläuft sich die größte Anzahl der Frauen, welche ein Mann hat? — Ich habe fünfzehn Frauen, und wüßte nicht daß irgend Jemand mehr hätte. Aber unter den mir Angesiegelten sind alte Damen, die ich mehr als Mütter denn als Ehefrauen betrachte, die ich aber angenommen habe, um sie zu pflegen.

Sagt nicht der Apostel Paulus, ein Bischof solle eines

Weibes Mann sein? — Ja wohl, und daran halten wir auch. Nur ein Verheiratheter kann bei uns Bischof sein. Aber nirgend steht geschrieben, daß der Apostel einem Bischofe verboten habe, mehr als eine Frau zu haben. —

Das ist die Unterredung Greeley's mit Brigham Young. Die anwesenden Mormonen waren mit Allem, was der Letztere sprach, vollkommen einverstanden. Er redete sehr geläufig, obwohl nicht immer grammatikalisch richtig, ohne Rückhalt, und es schien als ob er nichts verhehlen wolle. Seine äußere Erscheinung war anständig, und von gesalbtem Wesen oder Fanatismus auch nicht eine Spur zu bemerken. Er ist ein offener, gutmüthig aussehender Mann von etwa fünfundfünfzig Jahren, dem das Leben behagt; er sieht nicht aus, als ob er sich eben sehr beeile in den Himmel zu kommen. Seine Genossen waren schlichte Männer, fleißige Arbeiter, die es sich sauer werden lassen. Sie sahen so ordentlich aus, daß man in ihnen das gerade Gegentheil von Scheinheiligen oder Schwindlern erkennen mußte. Einst waren sie arm, durch Arbeit sind sie wohlhabend geworden, und im Stande drei oder vier Frauen zu ernähren. Greeley hebt dann die nachtheiligen Seiten der Vielweiberei hervor, und sagt weiter: — Kein Mormone hat bei unseren Gesprächen jemals der Meinung erwähnt, welche seine Frau über irgend einen Gegenstand habe; ich habe Einladungen in manche Häuser erhalten, aber niemals wurde ich den Frauen vorgestellt; ich sah gar nichts von ihnen. Ich glaube auch zu bemerken, daß unter den verschiedenen Familien sehr wenig gesellschaftlicher Verkehr ist. In den Kirchen hörte ich gute Musik; die Gebete waren angemessen und nicht ohne Salbung, den Predigten konnte ich indessen gar keinen Geschmack abgewinnen, denn es war viel ungehöriges und unverdautes Zeug darin. Als der Aelteste Orson Pratt (ein großes Kirchenlicht unter den Heiligen) seine Predigt begann, erzählte er, daß er die ganze Woche hindurch auf dem Feld angestrengt gearbeitet habe und nun körperlich sehr erschöpft sei. Ein Nachmittagsprediger hatte sich gar nicht vorbereitet und sprach vor dreitausend Zuhörern im Tabernakel allerlei, was ihm eben vor den Schnabel kam. Durch alle Mormonenpredigten zieht sich wie ein rother Faden die Ansicht, daß sie allein das geliebte und auserwählte Volk Gottes, alle übrigen Menschenkinder verdammt und verloren seien, weil sie in heidnischer Finsterniß tappen. Das Mormonenthum glaubt auf Gottes Gnade ein alleiniges Patent zu haben. Christus, sagen sie, wird mit dem Pomp und Glanz eines gewaltigen Eroberers auf Erden wieder erscheinen, um Rache an seinen Feinden zu nehmen. Seine Feinde sind aber alle Erdenbewohner mit Ausnahme der Mormonen, und nur diese wird Christus gerecht finden und zu Ruhm und Ehre erheben. Nachdem er seine Feinde gezüchtigt und seine Getreuen aus allen vier Winden her versammelt hat, wird er tausend Jahre über sie herrschen, und nach Ablauf derselben mit ihnen allzumal in den Himmel fahren. Ein sehr angesehener und hochgestellter Heiliger, Heber Kimball, äußerte einmal im Gespräch mit einem „Heiden", welcher den Mormonen Lieblosigkeit und Härte gegen Andersgläubige zum Vorwurf gemacht hatte: „Ich bete ja für meine Feinde; ich bete nämlich, daß sie alle in die Hölle fahren mögen." Von Brüderlichkeit und allgemeiner Menschenliebe predigen die Mormonen nicht. Ihr Buch Mormon hat bei ihnen gleiche Gültigkeit mit der Bibel.

Greeley hebt hervor, daß die überwiegende Menge der Mormonen in der Stadt am Salzsee aus Europa stamme; die Mehrzahl der Männer war über die erste Hälfte des Lebens hinaus. Die gesammte Genossenschaft machte auf den Reisenden den Eindruck des Wohlanständigen, er hält sie nicht für eine Bande von Hallunken und Scheinheiligen, kann und will aber nicht in Abrede stellen, daß schlechtes Gelichter unter ihnen sei. Man hat den Mormonen viele durchaus unbegründete Verbrechen zur Last gelegt, aber andererseits kann gar nicht in Zweifel gezogen werden, daß sie Raub und Mord begangen haben. So z. B. wurden im September 1857 achtzig Auswanderer, die aus Arkansas nach Californien zogen, in den Mountain Meadows überfallen und ermordet, allerdings von Indianern; aber diese handelten auf Antrieb der in jener Gegend hausenden Mormonen. Die Wanderer hatten sich den Letzteren, nicht den Indianern übergeben, unter der Bedingung daß ihr Leben geschont werden solle. Nur einigen Kindern ließ man das Leben, und diese fand der Untersuchungsrichter in den Händen der Mormonen. Wie rachsüchtig sie gegen Abtrünnige verfahren, ergiebt sich aus dem Schicksal der Familie Parish. Diese war des Mormonenthums müde und wollte nach den atlantischen Staaten zurückkehren. Sie wurden gewarnt; man sagte ihnen, sie würden getödtet werden, wenn sie Utah verließen. Sie traten aber die Heimreise an und wurden unterwegs wirklich ermordet. Niemand ist für diese That zur Verantwortung gezogen worden. „Die große Masse dieser Leute, als Gesammtheit genommen, ist rechtschaffen, ordentlich, human; aber Alle sind vor allen Dingen erst Heilige, Mormonen, das auserwählte Volk, das Gottes Werk thut, dem Herrn ein Reich gründet und vor allen anderen Menschenkindern sich an der Sonne seiner Gnade erwärmt. Wer sie an diesem Werke hindert, gilt für einen Feind Gottes, und man muß ihn beseitigen, damit des Herrn Reich gedeihen könne. Ist es möglich ihn mit friedlichen Mitteln zu beseitigen, gut, wo nicht, dann ist Alles recht, was zum Ziele führt. Die Familie Parish hatte zu den Aposteln gehört; sie ward abtrünnig, und ließ man sie heimreisen, so war die Möglichkeit gegeben, daß sie unterwegs den ihnen begegnenden Mormonen aus dem Osten den Glauben an das Mormonenthum beirrt oder sie von demselben abwendig gemacht hätten. Das sollte nicht sein, und deshalb mußten sie sterben. Die Auswanderer aus Arkansas mögen sich wegwerfend über das Mormonenthum geäußert, dem Reiche des Herrn Hindernisse in den Weg gelegt haben; also mußten sie vertilgt werden! Die überwiegende Mehrzahl der Mormonen ist ohne Frage in gutem Glauben, wenn sie dafür hält, daß alle Verbrechen, die man ihren Genossen aufbürdet, lediglich Verleumdungen seien. Aber es giebt Männer in der Kirche, welche gar wohl wissen, daß z. B. in den beiden obigen Fällen von Verleumdung keine Rede sein kann; die da wissen, daß Abtrünnige und Nichtmormonen um Christi und der Kirche willen ermordet worden

sind, und die obendrein die Ueberzeugung haben, daß sie ermordet werden mußten."

„Die Kirche" weiß trefflich für sich zu sorgen. Im Salzsee liegen mehrere Inseln; von diesen hat sie sich jene angeeignet, welche die beste Weide für das Vieh haben; ebenso gehören ihr die Gebirgsschluchten, in welchen Holz wächst. Wer aus denselben Feuerungsbedarf holt, muß allemal den dritten Theil von Allem, was er gefällt oder gesammelt hat, in den Holzhof der Kirche bringen. Im Allgemeinen sind die Heiligen arm; Greeley lernte einen kennen, der drei Frauen und nur zwei Betten besaß; aber die Kirche ist reich, und merkwürdiger Weise befinden sich auch alle ihre Würdenträger im Wohlstand, obgleich Brigham Young sagte, daß sie von der Kirche keinen Vortheil haben.

Die Mormonen leben durchschnittlich mäßig und sind sehr fleißige Leute, die sich keinerlei Arbeit verdrießen lassen. Für Advocaten ist unter ihnen keine Aussicht auf gute Geschäfte; im ganzen Gebiete leben nur vier. Streitigkeiten, welche die Heiligen untereinander haben, schlichtet die Kirche. Geistige Getränke finden seit der Anwesenheit einiger tausend Bundestruppen in Utah mehr Liebhaber als früher. In einem Jahre sind in der Stadt am Salzsee mehr als eintausend Fässer Branntwein verkauft worden, und zwar zu ungeheuer hohen Preisen, da man für die Gallone, also für vier Quart, nicht weniger als acht Dollars gezahlt hat. Doch sollen auch heute noch eigentliche Trunkenbolde unter den Mormonen nicht gefunden werden. Alle importirten Waaren kosten doppelt, ja oft sechs- bis achtmal so viel als in Neuyork, und man begreift schon deshalb daß die Mormonen keine Mühe scheuen, um sich die wichtigsten Bedürfnisse selbst zu verfertigen. Bisher haben sie damit kein Glück gehabt; ihre Eisenwerke haben sie, nach vielen vergeblichen Versuchen und Kosten, wieder eingehen lassen; Spinn- und Webmaschinen sind noch nicht vorhanden; für den Baumwollenbau ist der Winter zu kalt; die Zuckerrübe gedeiht zwar und wird sehr stark, sie hat aber wegen des zu stark mit Salz geschwängerten Bodens nur geringen Zuckergehalt; Weizen und Welschkorn leiden oft von Frost.

Greeley fand, während der letzten Tage seines Aufenthaltes in Utah, doch noch Gelegenheit in einigen Familien zugelassen zu werden, und er konnte dann mit Muße Beobachtungen über die Vielweiberei anstellen. Ich glaube nicht, so schreibt er, daß das System lange aufrecht erhalten werden kann. Freilich waren beinahe alle Männer, mit welchen ich über den Gegenstand redete, fanatisch zu Gunsten der Polygamie und erklärten dieselbe für eine der höchsten irdischen Glückseligkeiten. Aber davon bin ich fest überzeugt, daß die Frauen ganz anders denken. Beim Aeltesten Taylor kam das „System" zur Sprache, und ich beobachtete ihre Mienen; keine einzige Frau lächelte oder sprach ein Wort des Beifalls. Sie schienen gewissermaßen verlegen, daß die Angelegenheit in ihrem Beisein besprochen wurde. Ein ganz natürlicher Instinct sagt dem Weibe, daß eine Frau, die ihres Mannes dritte oder fünfte ist, eigentlich gar keine Frau ist. Ich fragte meinen Nachbar am Tische, wer jenes hübsche junge Wesen sei, das ein Kind auf dem Knie schaukele. Die Antwort lautete: „Das ist eine von Richter Smith's Ladies." Bei den Mormonen darf keine Frau in öffentlicher Versammlung sprechen.

Die Polygamie ist jetzt eine Hauptsäule des Mormonismus; wer mehr als eine Frau hat, wird selten abtrünnig. Er würde sich dadurch vielen Unannehmlichkeiten und Gefahren aussetzen, und in eine andere Gegend kann er nicht gehen, wenn er mehr als eine Frau behalten will; man würde ihn nicht dulden. Ich weiß nur einen Fall, daß ein mit drei Frauen verheiratheter Mann vom Mormonenthum abfiel. Er ging nach Californien, gab seine beiden jüngsten Frauen, Mädchen von neunzehn und vierzehn Jahren, für seine Töchter aus, und verheirathete sie, ehe sechs Wochen verflossen waren, an zwei andere Männer. Für das Ansiegeln jeder Frau, welche auf Numero Eins folgt, nimmt die Kirche zehn Dollars Gebühren.

Ein alter Apostel des Mormonenglaubens stellte mir eine würdige Matrone von fünfundfünfzig Jahren vor. Sie war die Frau seiner Jugend und Mutter erwachsener Söhne. Diese Frau, ich will sie als Mistreß X bezeichnen, stellte mir eine andere hübsche Person von etwa fünfundzwanzig Sommern mit den Worten vor: „Hier ist noch eine Frau X." In dieser, einer Neuyorkerin, die noch nicht lange „im Thale" war, fand ich eine liebenswürdige, geistreiche, wohlerzogene Dame. Sie ist vor etwa einem Jahre von ihrem Bruder zum Mormonenthum bekehrt worden und nun die sechste Frau des Herrn X; die vier Nummern, welche zwischen Eins und Sechs mitten inne stehen, leben auf einigen Farmen unweit von der Stadt. Ich sah beiden Frauen an, daß sie mir gegenüber das Geschraubte in ihren Verhältnissen fühlten; übrigens war ihr Benehmen vertraulich und ich kann sagen schwesterlich; aber es gehört wohl nur zu den Ausnahmen, daß die verschiedenen Frauen desselben Mannes miteinander in gutem Einvernehmen stehen. Ein Freund erzählte mir, er kenne einen Bischof mit zwei Frauen, die nie ein Wort miteinander reden. Das Haus besteht aus zwei Abtheilungen, aber Frau Numero Eins geht nie in das Zimmer der Frau Numero Zwei. In einer Abendgesellschaft fand ich, daß jeder Mann nur eine seiner Frauen mitgebracht hatte, die übrigen blieben zu Hause. Ich glaube, die Mormonenfrauen lassen sich die Vielweiberei nur deshalb gefallen, weil man ihnen die Meinung beibringt, sie sei eine von Gott befohlene Einrichtung; nicht minder bin ich überzeugt, daß Alle, ohne eine einzige Ausnahme, den aufrichtigen Wunsch hegen, daß der liebe Gott sie nicht angeordnet haben möchte. Einige jüngere Männer sagten mir, es sei mit dem Ganzen nur auf einen Versuch abgesehen, mißlinge das Experiment, dann könne man ja die Sache wieder fallen lassen. Ich meinerseits vermag nicht abzusehen, wie ein rechtschaffenes Hauswesen eines Mannes gedacht werden kann, wenn drei oder vier Frauen desselben mit ihren verschiedenen Kindern unter einem und demselben Dache wohnen. Wahrscheinlich wird zu gelegener Zeit sich einmal eine neue „Offenbarung Gottes" einstellen, welche den Heiligen sagt, daß in Zukunft neue Ansiegelungen dem Herrn nicht mehr wohlgefällig seien, und wer von nun an heirathe, sich mit einer einzigen Frau zu begnügen habe.

Karl Ritter.

x. Der Tod räumt unerbittlich auf unter unseren Größen der Wissenschaft. Wenige Monate nach Alexander von Humboldt hat er auch den Schöpfer und Meister der wissenschaftlichen Erdkunde darnieder gestreckt, und so wird uns von den vorzüglichen Männern, zu welchen wir schon in früher Jugend mit Verehrung hinaufblickten, einer nach dem andern entrückt. Jetzt sind von dieser alten, kerntüchtigen Generation nur noch der alte Schlosser in Heidelberg und Ernst Moritz Arndt in Bonn übrig, zwei immer noch rüstige Recken, aber schon in so hohen Jahren, daß auch ihnen nur noch eine kurze Frist zugemessen sein kann.

Für Humboldt hat, ich weiß nicht wer, eine prächtige Inschrift für das Grab im stillen Hain zu Tegel vorgeschlagen. Sie ist ganz antik gedacht und würde trefflich für den Verfasser des Kosmos passen, der für uns Uebrigen Licht in den physischen Zusammenhang des Weltganzen gebracht hat. Humboldts letzte Gedanken und Gefühle waren, wenn wir so sagen dürfen, kosmisch. Die Worte, die er vor seinem Hinscheiden sprach, als noch einmal das Licht der Sonne in sein Gemach fiel, lauteten: „Wie herrlich diese Strahlen! Sie scheinen die Erde zum Himmel zu rufen." Dann sank sein Haupt zurück auf das Kissen, seine bis ans Ende klaren Augen schlossen sich, und bald nachher verließ ihn der letzte Athemzug.

Da er Alles erkannt, was im Licht sich bewegt und im Aether,
Stieg er nun auch in die Nacht, sie zu erforschen, hinab.

Wollte man eine Grabschrift aus einem alten Klassiker vorziehen, so wäre sie im Lucretius gegeben. Der Römer spricht von jenem griechischen Manne, welcher zuerst die Bande des Aberglaubens abgeschüttelt und seinen Blick auf das All gerichtet, das er mit dem Geiste durchwandert und begriffen habe:

Atque omne universum peragravit mente animoque.

Karl Ritter verstieg sich nicht in den Aether, er durchwanderte mit seinem weniger glänzenden, jedoch klaren und gediegenen Geiste nur die Erde, aber diese beherrschte er wie kein Anderer vor ihm, und indem er die geographischen Verhältnisse in ihrem Zusammenhange auffaßte, schuf er die Wissenschaft der Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen. Er gab ihr einen weiten Horizont, und machte die vergleichende Geographie zur sichern Grundlage des Studiums und Unterrichts sowohl der physikalischen wie der historischen Wissenschaften. Sein großes Werk, das in mehr als zwanzig umfangreichen Bänden doch nur Africa und Asien, und auch dieses letztere nicht einmal ganz umfaßt, steht als eine kolossale Riesenarbeit in der Litteratur aller Völker und Zeiten da, und wird den Ruhm und das Andenken seines Verfassers auf die Nachwelt bringen. Es bildet eine unschätzbare Fundgrube, die eine unglaubliche Ausbeute für die Männer der Wissenschaft enthält; es ist ein Ehrendenkmal für den unermüdlichen Fleiß Ritters, der mehr als ein halbes Jahrhundert daran setzte, um die in massenhafter Fülle hereindrängenden Stoffe zu bewältigen und einzuordnen. Wir müssen uns vergegenwärtigen, welchen Fortschritt seit Humboldts Auftreten die Naturwissenschaften gemacht haben, wie viele früher wenig oder gar nicht bekannte Theile des Erdballes durch viele hunderte von unternehmenden Reisenden enthüllt worden sind. Wir müssen in Anschlag bringen, welche Wandelungen die physikalischen Wissenschaften, die Sprach- und Alterthumskunde erfahren haben, und daß der Verkehr zwischen den Erdtheilen in Folge der Verbesserungen in der Schifffahrt und durch die Anwendung der Dampfkraft auf Land und Meer gegen früher ein ganz anderer geworden ist. Täglich strömte Neues, oft Ungeahntes und Ueberraschendes auf den Forscher ein, aber Ritter wußte es zu bewältigen, zu ordnen und für die Erdkunde fruchtbar zu machen: die Arbeit war seine Lust, und am Ende eines langen, reichen, fruchtbaren Lebens durfte er sich sagen, daß seine Bemühungen von herrlichem Erfolg gekrönt worden seien.

Von seinem Lehrstuhl im Gebäude der Hochschule zu Berlin herab hat er vierzig Jahre hindurch unablässig hunderte von Zuhörern um sich gesehen, die sich dann in alle Welt zerstreueten und, durchdrungen von seiner geistvollen Auffassung und klaren Behandlung der Erdkunde, in sehr verschiedenen Berufskreisen in des Meisters Sinne zu wirken strebten. Viele trugen als Lehrer von Beruf den Geist von Ritters System auf die Unterrichtsanstalten über, Andere verarbeiteten als Schriftsteller für größere Kreise die Stoffe, welche der Meister in spröder und wenig anziehender Form in seinem großen Buch behandelt hat, und machten sie zugängiger. Alle aber hegten aufrichtige Verehrung vor dem schlichten und bescheidenen Manne mit dem kindlichen Gemüthe, den freundlichen Gesichtszügen und dem milden Ernste, der sich seinem ganzen Wesen aufgeprägt hatte. Ritter war 1779 zu Quedlinburg geboren und einer der ersten Schüler der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal; er verlebte am Rande des Thüringer Waldes eine heitere Jugend. Dort ist sein Sinn für die Betrachtung der Natur schon früh geweckt und gepflegt worden, und neben dem angeborenen niedersächsischen Naturell, welches der Landsmann Klopstocks nie verleugnete, bewahrte er einen Anflug von thüringischer Munterkeit. Den schönen Wirkungskreis, welchen er dem Minister von Altenstein in Berlin verdankte, hat er vollkommen ausgefüllt. Er fand die ungestörte Muße für seine weitumfassenden Studien und wahrhaft riesigen Arbeiten, bei welchen der Gleichmuth des Geistes, den er sich stets zu bewahren wußte, ihn in nicht geringem Maße förderte. Mit Ritter, der bis kurz vor seinem Tode arbeitete und sich lebhafte Theilnahme an allen Fortschritten der Wissenschaften bewahrt hatte, ist ein großer Gelehrter ersten Ranges und ein hochverdienter guter Mann zu Grabe gegangen. Ehre seinem Namen und Friede seiner Asche!

Franklin's Schicksale.

st. In den jüngsten Tagen ist Capitän M'Clintock, Befehlshaber des von Lady Franklin ausgerüsteten Dampfers Fox, zurückgekehrt und hat die letzten Zweifel hinsichtlich des Schicksals der unglücklichen Nordpolfahrer, die am 19. Mai 1845 mit den beiden Schiffen Erebus und Terror von dem Themsehafen Greenhithe ausliefen, zerstreut. Alle diese Männer sind todt, ja ihr Schicksal hatte sie bereits ereilt, als Sir James Roß, der ihnen zuerst zu Hülfe geschickt wurde, in den arktischen Gewässern eintraf. Im Frühling desselben Jahres 1848, in dessen Herbst Roß' Schiffe im Eise einfroren, waren die letzten Matrosen vom Erebus und Terror zu Grunde gegangen.

Was wir durch M'Clintock erfahren haben, wird in Verbindung mit Dr. Rae's früheren Nachrichten voraussichtlich die Summe alles dessen ausmachen, was wir jemals von Franklins und seiner wackern Mannschaft Schicksal wissen werden. Diese Kunde ist eine lückenhafte, aber sie gestattet uns doch, die Geschichte der unglücklichsten aller Nordpolexpeditionen in allgemeinen Zügen zu geben. Am 16. August 1845 erreichte Franklin die Küste von Grönland oberhalb des Gilbertssundes. Dies berichtete er noch selbst, alle anderen Nachrichten über ihn verdan-

ken wir den Schiffen, die ihn aufsuchten. Den ersten Winter von 1845 zu 1846 verlebte er auf der Beechey-Insel, die auf der Ostseite des gegen Norden laufenden Wellington-Canals liegt. Hier starben drei Matrosen, allein die übrige Mannschaft war wohl und heiter, wie sich daraus ergiebt, daß Penny, als er die Spuren ihres Winterlagers entdeckte, einen Mosaikfußboden von Seekieseln und einige Gartenbeete fand, die mit rothem Steinbruch eingefaßt waren. Man machte hier eine so große Jagdbeute, daß von den mitgenommenen Fleischbüchsen blos etwa der zehnte Theil geleert wurde. Wir wissen durch Penny und Ommaney mit Gewißheit, daß Franklin bis spät im Sommer blieb und dann plötzlich in großer Eile aufbrach. Das Erste ergiebt sich aus der Tiefe der Spuren, die seine Schlitten im Schnee zurückließen, das Zweite daraus, daß er nützliche Gegenstände zurückließ und die Seile seines Zeltes nicht losknüpfen, sondern abschneiden ließ. Im Wellington-Canal war er bis zum 77° nördl. Breite vorgedrungen, seine Rückkehr erfolgte auf der nördlichen Seite der Insel Cornwallis. Er wendete sich nun zu den südlicheren Gewässern, wo schon so Viele vor ihm eine Durchfahrt gesucht hatten, ohne sich durch das Eis, das alle Canäle und Straßen dieses Gewirrs von Inseln füllt, einen Weg bahnen zu können. Er erreichte den 70°5' nördlicher Breite, und hier, unter 98° 23' westlicher Länge, blieben seine Schiffe stecken. Er selbst sollte sie nicht wieder verlassen. Er starb am 11. Juni 1847, wenn auch fern von Weib und Kind, fern vom heimathlichen Herde, doch im Kreise von treuen Freunden und mit dem Bewußtsein, daß der Tod ihn mitten in der Erfüllung seiner Berufspflichten abrufe. Mit Freuden gönnen wir seiner edlen Wittwe, die mit Anstrengungen und Opfern zu seiner Rettung nicht nachgelassen hat, die beruhigende Gewißheit, daß sein Tod von keiner der Qualen begleitet war, denen seine unglücklicheren Gefährten erlagen. In jenem Jahre lösten sich die Eismassen, zwischen denen die beiden Schiffe lagen, nicht. Am 25. April 1848 verließen Officiere und Mannschaften ihre Fahrzeuge, um den Versuch zu machen, ob sie den Großen Fischfluß in Schlittenbooten erreichen könnten. Der Erebus und Terror lagen in einer Bucht fünf Meilen nordwestlich von der Victory-Spitze des König-Wilhelm-Landes. Mit ihren auf Schlitten stehenden Booten kamen sie nicht weiter als etwa 65 geographische Meilen. Laut Ausweis der Karte sind darunter Seemeilen, 60 auf den Grad, die man neuester Zeit häufig geographische Meilen nennt, zu verstehen. 9 Officiere und 15 Matrosen waren bereits früher gestorben, der Ueberlebenden waren noch 105.

Die Gegend, in der sich die Unglücklichen befanden, gehört zu den unwirthlichsten der arktischen Meere. In derselben Gegend erlegten M'Clintocks Leute, die bei voller Kraft waren, in eilf und einem halben Monat nicht mehr als acht Rennthiere, zwei Bären, achtzehn Seehunde und einige Wasservögel und Schneegänse. Wie hätten sich die 105 Schiffbrüchigen durch ihre Flinten, mit denen sie wohl versehen waren, ernähren können? Nachdem sie ihre Fleischbüchsen geleert hatten, mußten sie verhungern. Zum Glück starben sie früher, indem sie im Begriff waren, zu ihren Schiffen zurückzukehren. Die Spitze des Schlittens, auf den sie ihr großes Boot gesetzt hatten, zeigte nach Nordwesten, also nach der Stelle hin, wo Erebus und Terror lagen. So wurde sie von der letzten Expedition aufgefunden. Im Boot fanden sich noch Lebensmittel, Thee und 30—40 Pfund Chocolade. Die entsetzliche Andeutung, die Rae gab, daß die letzten Mannschaften sich dem Cannibalismus ergeben hätten, zerfällt danach in nichts.

Ermattung und Kälte, wahrscheinlich mit dem Skorbut als Dritten im Bunde, werden dem Leben der Gefährten Franklins ein Ziel gesetzt haben. Die Eskimos, welche die Zeugen ihrer letzten Todeskämpfe waren, sagten von ihnen, sie seien umgesunken. Auf der Nordwestküste des König-Wilhelm-Landes liegen ihre Leichen hie und da umher. Im großen Boote fand man zwei und über der einen einen Haufen von Kleidungsstücken. Der Sterbende hatte sich erwärmen wollen und war schlafend ins andere Leben hinübergegangen. In der Nähe lag ein Stamm Treibholz, aber die einzige Säge war zerbrochen, und die drei Beile, die im Boote lagen, zu handhaben, mochte es an Kraft fehlen. Die gänzliche Erschöpfung der Leute ist leicht erklärlich, denn unter anhaltenden Stürmen, welche mit Eis, Schnee, Regen, Schloßen und Hagel hereinbrechen, auf einer unwirthbaren Küste Tage lang zu gehen und dabei ein schweres Schlittenboot zu ziehen, übersteigt sogar die Kräfte eines abgewetterten Matrosen. Auch die furchtbare geistige Aufregung dürfen wir nicht vergessen. Es scheint fast, als ob die Officiere, von denen die beiden aufgefundenen schriftlichen Nachrichten herrühren, schon vor dem Landmarsche nicht mehr freien Geistes gewesen wären. In beiden Schriftstücken ist für die Ueberwinterung auf der Beecheyinsel ein falsches Jahr angegeben, nicht 1845, welches das richtige Jahr ist, sondern 1846. Daß die Erschöpfung die Hauptursache des Untergangs war, beweist der Umstand, daß überall Waffen, Geräthe und Kleidungsstücke umher lagen. Jeder hatte möglichst Alles von sich geworfen, was ihn beschwerte, um seine wenigen Kräfte zu schonen.

König-Wilhelmsland, der Schauplatz der Katastrophe, ist eine Insel, die durch die Victoriastraße vom Victorialande getrennt wird. Im Osten liegt Boothia, im Südosten die Repulsebai, von der Rae ausging.

Die drei ungarischen Zwerge.

Während „die Maschinenbauer von Berlin" bei uns in Leipzig binnen acht Tagen sechs volle Häuser gemacht haben und das Publicum an den aus dem Leben gegriffenen, gemüthlich heiteren Gestalten des Stücks fortdauernd großes Vergnügen findet, spielten die bekannten drei Zwerge Jean Piccolo, Jean Petit und Kiß Jozsi vier Mal wider Erwarten vor ziemlich leeren Bänken. Wir begreifen in der That den nachhaltigen Enthusiasmus nicht, den dieselben anderswo, z. B. in Berlin, Breslau, Pesth ec. erregt haben; sie sind, wenn man sie zum ersten Mal sieht, eine frappante und ergötzliche Erscheinung, aber eine Wiederholung ihres Auftretens vor demselben Publicum raubt ihnen bereits allen Reiz der Neuheit, der doch allein das fesselnde Element ihres Spieles ist. Sie sind eine Bühnencuriosität, aber wahrhaft künstlerischen Genuß bieten sie nicht, und es enthält viel ärgerliche, ja sogar anstößige Unnatur, die kleinen Wesen in Situationen großer, vollständig ausgebildeter Menschen sehen zu müssen. Man soll ihre Winzigkeit vergessen und kann es doch nicht. Wo sie komisch zu wirken haben, ist — davon abgesehen — der Effect allerdings vollkommen, denn geborene Komiker sind die Leutchen jedenfalls, und was noch zu bemerken ist: man wird sogleich inne, daß sie dem Geiste und dem Alter, wenn auch nicht der Figur, nach gehörig reif sind; es sind keine Wunderkinder, sondern wirkliche „kleine Herren". Wo aber irgend ein ernsterer Affect, Zorn und dergleichen darzustellen ist, da können sie nicht im Entferntesten genügen, da bleiben sie matt und wirkungslos, und der Eindruck, den sie machen, ist also auf keinen Fall ein total befriedigender. Zugestehen muß man, daß sie zum Theil sehr ergötzlicher Masken und Manieren fähig sind und im Coupletsingen viel Geschick besitzen. Jean Piccolo scheint sogar eine tiefergehende musikalische Bildung zu haben. Dieser ist auch der sogenannte feine Komiker, der Bonvivant unter ihnen, während Jean Petit und Kiß Jozsi mehr im niederen Genre als Groteskkomiker und Caricaturisten thätig sind. Eine besonders gelungene Gestalt ist in dieser Hinsicht der „gebildete Hausknecht", wie ihn der Erste von den beiden Letzteren mit vielfachen Anklängen an die „classische" Leistung Helmerdings im Wallner'schen Theater zu spielen versteht. — Wir erwähnen zum Schluß, daß die Namen der drei Zwerge, wie man sich denken kann, Pseudonyma sind. Jean Piccolo, 25

Jahre alt, heißt eigentlich Wolgemuth, Jean Petit, 24 Jahre alt, ist ein gewisser Wunderlich, und Kiß Joszi, 18 Jahre alt, trägt von Geburt den Namen Schneider. Das gemeinsame Vaterland des komischen Trifoliums ist Ungarn. Der Aelteste von ihnen war früher Ziegenhirt und der Mittlere Amtsschreiber, während der Jüngste noch ohne Beschäftigung bei seiner Mutter lebte, als der Theaterdirector Schwarz das naturwüchsige Talent in dem Knaben entdeckte. Das Auffinden der drei Zwerge ist in einem eigens für die Miniaturkünstler geschriebenen Stück recht ergötzlich und treu nach dem Leben geschildert worden.

Northumberlander Bauern.

Northumberland, die nördlichste der englischen Grafschaften, ist von der Cultur noch am wenigsten berührt worden. Die Häuser der Landleute sind genau eben so geblieben, wie sie im Mittelalter waren. Der Fenster sind so wenige und sie sind so klein, daß man sie ausdrücklich so eingerichtet zu haben scheint, um Luft und Licht möglichst auszuschließen. Die Luft findet übrigens einen andern Weg, und zwar durch die Thür, die immer so schlecht schließt, daß man die Hand in die Spalte legen kann. Der Fußboden ist mit Steinen gepflastert; ein Tisch unter dem Fenster, ein Kohlenrost mit einer Oeffnung darüber und zwei in fichtene Kissen eingeschlossene Betten, das ist die ganze Ausstattung des Zimmers, in dem die Familie schläft, ißt und alle ihre häuslichen Geschäfte verrichtet. Der Bauer ist nie Eigenthümer des Bodens, den er bestellt, sondern ein Lohnarbeiter, der auf ein Jahr gemiethet wird. Er widmet dem Gutsherrn seine ganze Arbeitskräfte und erhält dafür den Nießbrauch eines Gartens und einer Kuh, ein Pferd mit einem Kohlenkarren, eine bestimmte Menge Weizen, Gerste, Hafer, Erbsen und Holz, ein Stück Land für Kartoffeln und vier Pfund Sterling. Er ist verpflichtet, eine Gehülfin anzunehmen, für die ihm 10 Pence bis 1 Schilling täglich vergütet wird. Die Bezeichnung für diese Gehülfin ist Bondager, Leibeigene. In der Woche trägt sie einen blauen Rock und bindet ein Taschentuch um den Kopf, Sonntags sucht sie in der Kleidung und Haltung eine Dame vorzustellen. Der Bauer pflegt veränderlicher Natur zu sein, und häufig genug wechselt er seinen Herrn von Jahr zu Jahr. Seine Erholung ist das althergebrachte Wettspringen, in dem er Außerordentliches leistet. Herr Walter White, der Verfasser eines hübschen Buchs „Northumberland und die Grenze", sah einen Bauern, „schwer wie ein Elephant," 30 Fuß 6 Zoll weit springen. Ein junger schmächtiger Bursche übertraf ihn und brachte es bis zu 30 Fuß 11 Zoll.

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

„Walpurga. Eine Geschichte aus der Zeit Max Emanuels" betitelt sich das Erstlingswerk eines jungen, dem Bayerlande entstammenden Autors mit Namen **Karl Heigel**, dessen weitere dichterische Entwickelung uns noch manches Schöne und Gelungene verheißen zu wollen scheint. Was er in der genannten Novelle bot, ist bereits näherer Betrachtung und Berücksichtigung nicht unwerth, denn offenbar besitzt der Verfasser der „Walpurga" viel glückliche Erfindungsgabe, und die Kraft, einen poetischen Stoff auf energische Weise plastisch zu gestalten. Charakteristik und Situationszeichnung bringt es schon in diesem ersten Erzeugnisse seiner Muse häufig zu überraschenden Resultaten, und durch das Ganze geht ein frischer, warmgefühlter Ton, webt ein gesundes, keckes und trotziges Leben. Walpurga als Person, als Heldin der Novelle ist eine Figur von greifbarer Naturwahrheit und so reich an feinen, tiefempfundenen und charakteristischen Zügen, daß daraus der Eindruck einer künstlerischen Totalität, eines allseitig fertigen und in sich abgeschlossenen Wesens, nicht aber blos der eines Entwurfes, einer Skizze, womit man anderwärts so oft zufrieden sein muß, hervorgeht. Die Novelle ist eine Dorfgeschichte der interessantesten Art, und was wir daran vor allem loben möchten, ist der historische Hintergrund, welcher auf die Gestalten im Vordergrunde ein eigenthümlich helles Licht wirft und ihre individuelle Bedeutung noch um ein Beträchtliches zu erhöhen vermag.

Frau **Agnese Grans** in Weimar, die Gattin des bekannten Hofschauspielers, hat sich früher schon durch eine Sammlung zierlicher Novelletten, „Wellen des Lebens" betitelt, als feines und sinniges, in specifisch weiblicher Manier schaffendes Talent bewährt. Neuerdings brachte sie in einer Zeitschrift ein Phantasiestück „die Perl", welches wieder von ihrer originellen Compositionsart und der Subtilität ihrer Zeichnung Beweise lieferte. Binnen kurzem steht nun, wie man hört, von der begabten Frau eine zweite Sammlung ihrer Skizzen „Aus der kleinen Welt des Herzens" zu erwarten, und dürften dieselben besonders den Leserinnen der „Europa" im Voraus zu empfehlen sein.

„Aus Weimars goldenen Tagen" wird sich eine bibliographische Jubelfestgabe zur hundertjährigen Geburtsfeier Schillers betiteln, die der Regierungsrath **Wenzel** in Dresden darzubringen gedenkt. Sein Werk enthält ein möglichst vollständiges Verzeichniß der Geistesproducte Schillers und Goethe's in chronologischer Ordnung, ferner aller Uebersetzungen derselben, aller Schriften, die sich mit ihrer Erklärung und Erläuterung beschäftigen, sowie endlich aller litterarischen Erscheinungen, die auf das Leben und Wirken, den Charakter, die Stellung und Familie Schillers und Goethe's Bezug haben. Diesem Verzeichniß geht eine Zusammenstellung derjenigen Schriften voraus, welche den damaligen weimarischen Hof betreffen. Auch die Nachdrucke der Werke unserer großen Dichter, sowie die dadurch hervorgerufenen Nachahmungen und Fortsetzungen, Travestien, Gegenschriften und Seitenstücke, Anthologien und Chrestomathien, die zahlreichen musikalischen Compositionen der meisten ihrer poetischen Erzeugnisse sollen aufgeführt werden.

Der bekannte Philolog **Ludwig Preller**, Bruder des Malers Friedrich Preller, wird unter dem Titel „Ein fürstliches Leben", Erinnerungen an die vor kurzem gestorbene Großherzogin-Mutter von Sachsen-Weimar erscheinen lassen.

Es werden schon jetzt Vorbereitungen zu mehreren Schriften getroffen, welche auf die im nächsten Jahre zu erwartende Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Berliner Hochschule Bezug haben sollen. Die Inspectoren der verschiedenen akademischen Sammlungen und Institute werden Beschreibungen derselben veröffentlichen, und Professor **Rudolf Köpke**, der Biograph Ludwig Tiecks und der Charlotte v. Kalb, hat den Auftrag zu einer Geschichte der Universität von ihrer Gründung bis auf die Gegenwart erhalten.

Die **Ludwig Seeger**'sche Uebersetzung von Bérangers Werken ist vor kurzem in einer neuen, fast um das Doppelte vermehrten Auflage erschienen, die auch den Nachlaß des großen Chansonniers enthält und der außerdem seine Biographie und Charakteristik, sowie verschiedene Noten und Erläuterungen zu einzelnen Liedern beigefügt sind. Es ist die einzige vollständige Ausgabe von Bérangers Gedichten, die wir im Deutschen haben. Den Werth der Uebersetzung kennt man schon von früherher, und brauchen wir daher nichts erst noch zu ihrer Empfehlung beizufügen.

Karl Krafft in München will zum ersten Male eine Gesammtausgabe von Dante Allighieri's lyrischen Gedichten und poetischem Briefwechsel in deutscher Uebertragung veranstalten. Das bekannte Kannegießer'sche Werk enthält nur Einzelnes und ist auch im Text vielfach verfälscht und unkritisch componirt, Mängel, welche die Krafft'sche Arbeit, der auch ein Commentar nicht fehlen wird, zu meiden verspricht.

Von dem gegenwärtigen Professor an der Universität in Zürich, **Adolf Schmidt**, dem verdienten Herausgeber der „Zeitgenössischen Geschichten", erschien kürzlich eine interessante und be-

sonders zeitgemäße Monographie: „Elsaß und Lothringen. Nachweis, wie diese Provinzen dem deutschen Reiche verloren gingen“ (Leipzig, Veit u. Comp.). Es ist wichtig, in dem Spiegel der Vergangenheit, der hier uns Deutschen vorgehalten wird, historische Studien über die politische Zerfahrenheit zu machen, die gerade jene Provinzen dem deutschen Reiche hat verloren gehen lassen, und die es uns auch später bei günstiger Gelegenheit versäumen ließ, sie von Frankreich wiederzuverlangen.

Eine interessante Sammlung „Deutscher Weihnachtslieder“, die auch von besonderem litterarischen Werthe ist, hat vor kurzem Karl Simrock (Leipzig bei T. O. Weigel) herausgegeben. Sie enthält in drei Büchern theils Weihnachtslieder der älteren Kirche, die von volksmäßigem Charakter und mehr dem Volksliede verwandt sind, theils evangelische Kirchenlieder, deren Charakter mehr der Kunstpoesie zuneigt, ohne doch die Einfachheit und Herzlichkeit des Volksgesanges ganz zu verleugnen, theils Weihnachtslieder der neueren Dichter, in denen der kirchliche Charakter nicht mehr vorherrscht, vielmehr die Poesie die „typischen Formen“ allmählich ablegt, und wo das Lied mehr dem einzelnen gläubigen Gemüthe, als dem Chorgesange der Gemeinde gehört. Die erste dieser drei Classen ist am stärksten vertreten, indem das erste Buch 61 Lieder dieser Gattung enthält, wogegen wir im zweiten Buche nur 23, im dritten aber 33 Lieder zählen, die theils unmittelbar dem Weihnachtsfeste angehören, theils Advents-, Neujahrs- und Epiphaniaslieder sind, und worunter auch eines von Justinus Kerner auf die Verkündigung sich bezieht. Im Ganzen will die Sammlung ein Bild des deutschen Weihnachtsfestes, wie dieses in älteren Zeiten gewesen und in neueren Zeiten geworden ist, mit Hülfe der Poesie gewähren, und es faßt daher mehr die kirchliche Feier des Festes ins Auge. Das Buch hat besonders eine culturhistorische Tendenz; aber es gewährt in der Kunstpoesie der neueren Zeit keinen Ersatz für das, was auf dem Gebiete der Kirche und des kirchlichen Lebens die ältere Zeit vor dieser unbestritten voraus hatte. Wie „die Alten sungen,“ so singen die Jungen und Neueren lange nicht mehr.

Zu den wenigen Gelehrten in Deutschland, die sich mit neugriechischer Sprache und Wissenschaft beschäftigen und die Früchte ihrer Studien veröffentlichen, gehört namentlich **Dr. Ad. Ellissen**, Bibliothekssecretär in Göttingen. Besonders in seinen „Analekten der mittel- u. neugriechischen Litteratur“, welche er seit 1855 herauszugeben begonnen und wovon drei Theile bis jetzt (Leipzig, Otto Wigand) erschienen sind, war es ihm darum zu thun, „auf eine Anzahl charakteristischer, bisher jedoch theils wenig beachteter, theils noch nie veröffentlichter Schriftdenkmäler aus der Periode des geistigen Verfalls, der jahrhundertelangen tiefsten Erniedrigung, endlich aber auch der neuerlichen Wiedererhebung Griechenlands die Aufmerksamkeit zu lenken, die sie, vom culturhistorischen Gesichtspunkte aus betrachtet, in höherem Grade, als sie ihnen bis jetzt zu Theil wurde, zu verdienen scheinen,“ vorzüglich aber wollte er dadurch „den ununterbrochenen geistigen Zusammenhang des romäischen Volks (des Volks der Neugriechen) mit den Griechen des Alterthums vor Augen führen.“ Er hat es sich angelegen sein lassen, diesem Zwecke durch glückliche Auswahl und durch entsprechende Behandlung zu genügen. Ein neuer Beweis dafür ist die von ihm besorgte Ausgabe einer von dem Griechen Demetrius Moschus im fünfzehnten Jahrhundert nach altgriechischem Muster geschriebenen Komödie: „Neaera“ (Hannover, bei Rümpler 1859). Moschus widmete sie dem Fürsten Ludwig Gonzaga von Mantua, an dessen Hofe er längere Zeit lebte, und sie ist das letzte altgriechische Gedicht aus der Mitte des griechischen Volks, welches wir kennen. Sie hat als ein litterarisches Curiosum auch ein gewisses litterarhistorisches Interesse, und der deutsche Herausgeber hat sie nicht nur in einer dem Geiste der altgriechischen Komödie gemäßen Verdeutschung wiedergegeben, sondern sie auch biographisch, litterarisch und sprachlich zur Genüge erklärt und beleuchtet.

Wenn Jemand daran gezweifelt haben sollte, daß Dänemark zu den civilisirten Ländern zählt, so kann er jetzt nicht länger in Ungewißheit sein. Dänemark besitzt nämlich nun auch seine „Illustrirte“, und „Herr Sörensen“ (so nennt sich der dänische Michel) braucht nicht mehr seine Sonntagspfeife aus Aerger über die schleswig-holsteinischen Artikel der Leipziger Schwester ausgehen zu lassen. Soeben erhalten wir Nr. 1 der „Illustreret Tidende“ in Format der Leipziger Illustrirten Zeitung und mit derselben Tendenz. Was wir hier, wie bei allen dergleichen dänischen Unternehmungen loben und zur Nachahmung empfehlen müssen, ist die nationale Haltung. Das Blatt bringt nur Originalbilder, darunter, außer einer hübschen Ansicht von Kopenhagen als Titelvignette, das sehr gelungene Porträt des Grafen Adam Moltke zu Bregentwed, der im Jahre 1848 das schwankende Staatsschiff unter seine Leitung nahm, Bilder aus dem Flensburger Lustlager, namentlich ein hübsches Revuebild der Garde, auf welchem der König selbst und der denselben umgebende Stab in Porträtähnlichkeit hervortreten. Das Unternehmen giebt sowohl ein rühmliches Zeugniß für die dänische Typographie als auch für den praktischen Associationsgeist, welcher in dem kleinen Lande schon manches Bedeutende zuwege gebracht hat, indem sich drei angesehene Buchhändlerfirmen zur Herausgabe vereinigt haben.

Bildende Kunst.

Das die Künstlerwelt aufs lebhafteste bewegende Hauptereigniß dieser Woche war die Berufung des Dresdener Professors **Ernst Rietschel** an die Stelle eines Akademiedirectors nach Berlin, welcher Posten seit dem Tode des alten Gottfried Schadow ohne Besetzung geblieben war. Der Künstler, der wohl vornehmlich auf eine bekannte Empfehlung von Seiten seines Lehrers Rauch den Antrag zur Uebernahme eines so einflußreichen Amtes erhalten hat, befindet sich jetzt eben in Berlin, um mit dem Ministerium noch einige Förmlichkeiten und Bedingungen seiner Uebersiedelung zu bereden, und besonders dürfte die Ausführung des in der Hauptstadt längst schon projectirten Reformationsdenkmals Gegenstand dieser Besprechungen sein. Preußen, das vor einigen Monaten erst den Maler Eduard Bendemann zum Directorat in Düsseldorf beförderte, entzieht also dem Nachbarlande Sachsen binnen Jahresfrist in Rietschel die zweite künstlerische Kraft von Bedeutung.

In Potsdam starb vor kurzem der als Zeichenlehrer und Kupferstecher renommirte **Johann Wilhelm Rabe**. Er war am genannten Orte als Sohn eines Industriellen geboren und ein Bruder des verewigten Professors und Schloßbaumeisters. Nachdem er mehrere Jahre lang die Akademie besucht hatte, machte er als freiwilliger Jäger im dritten ostpreußischen Füsilierbataillon die Freiheitskriege mit, focht in der Schlacht bei Großbeeren mit Auszeichnung und erhielt von einem feindlichen Soldaten einen Kolbenstoß vor die Brust, so daß er als halbinvalid seinen Abschied nehmen mußte. Nach Berlin sich wendend, war er hier der Erste, der zur Pflege des Steindruckes Anregung gab und diesen Zweig der Kunst in beträchtlicher Weise förderte. Auch machte er sich zusammen mit Professor Rösel durch eine von ihm erfundene Manier bekannt, Federzeichnungen auf Kupfer wiederzugeben. Zehn Jahre lang war er Zeichenlehrer des Prinzen Albrecht von Preußen, dann übernahm er den Unterricht im Gymnasium zu Potsdam, und endlich gründete er dort eine Privatakademie, die alsbald großen Aufschwung nahm, deren Gedeihen aber das Auftreten der Cholera im Jahre 1836 wieder zerstörte. Rabe ging hierauf von neuem nach Berlin und war hier besonders thätig in Versuchen zur Vervollkommnung seiner Methode, in Kupfer zu ätzen. Eine Schinkel'sche Federzeichnung von bedeutender Größe, „den Traunsee bei Gmunden“ vorstellend, ist hier besonders zu erwähnen; ihre Nachbildung fand bei Schinkel selber und bei Beuth den höchsten Beifall, und zu bedauern war, daß die Absicht, alle

Zeichnungen des Erstgenannten zu vervielfältigen, durch dessen Tod vereitelt wurde. Noch im Februar 1856 begründete der jetzt Verstorbene gemeinschaftlich mit seinem Sohne eine Akademie für Damen, die für die Zukunft einer Erweiterung und Hebung entgegensieht.

Der Bildhauer August Kiß aus Berlin, allerwärts bekannt als Meister der „Amazone" vor dem alten Museum, hat in den letzten Jahren Karlsbad wiederholt zur Cur besucht und dort Heilung von einem körperlichen Leiden gefunden, weshalb sich der dankbare Künstler gedrungen fühlte, dem Orte als Zeichen seiner Gesinnung ein Werk von seiner Hand zu weihen. Er brachte also an einem Felsen nahe an der Marienbader Chaussee den nach seinem Entwurf in Erz gegossenen Kolossalkopf eines Tigers an, und zwar in so geschickter Weise, daß sich jeder den Leib des Thieres noch im Felsen befindlich denkt. Der Kopf desselben ist von vollendet naturwahrem Ausdruck und offenbart sich als ein Werk, das des Meisters der Amazone durchaus würdig ist. In der Virtuosität, mit der Kiß das physische Leben in der höchsten Erregung und Potenz darzustellen weiß, dürfte ihm keiner von den lebenden Bildhauern gleichkommen.

Heidel in Berlin, der Schöpfer der Händelstatue zu Halle, hat in letzter Zeit auf Befehl des Königs von Preußen den Entwurf zu einer Gruppe „Oedipus und Antigone" vollendet, welche alle Beschauer als ungemein schön und sinnvoll rühmen. Der Geist der sophokleischen Dichtung wird gleichsam in den beiden Gestalten der altgriechischen Sage wieder lebendig vor uns, und ein so warmer Hauch und Pulsschlag geht durch die Composition, daß man unwillkürlich den Wunsch hegt, die Gruppe möchte in Marmor ausgeführt werden. Der Erzguß kann die seelische Innerlichkeit nicht so, wie der Marmor, wiedergeben. Bisher ist die Entscheidung des Königs hinsichtlich der Wahl des Materials noch nicht zur öffentlichen Kenntniß gelangt.

Im Auftrag der belgischen Regierung fertigte der Bildhauer Fraikin in Brüssel neuerdings ein liebliches Werk „der gefangene Cupido". Seine Mutter, die Venus, hat den argen kleinen Schelm im Fluge erhascht und zwingt ihn nun, sich auf ihre Schulter niederzulassen. Der feine, theils widerstrebende, theils schelmische Ausdruck in den Köpfen, die Grazie in den äußeren Umrissen und die zarte Schönheit in der Formation — das Alles sind sehr erhebliche Vorzüge der Gruppe.

München wird binnen kurzem eine neue Sehenswürdigkeit erhalten, die Modellsammlung aller der Werke nämlich, welche aus der königlichen Erzgießerei bisher im Gusse hervorgegangen sind. Die letzte Statue, welche hier gegossen ward, war die für Neu-Orleans bestimmte des großen americanischen Staatsmannes und Redners Henry Clay. Den Entwurf derselben vollendete in Florenz der aus America gebürtige John Hart.

Theater und Musik.

„Eine unglückliche Liebe" betitelt sich das neueste, in Wallners Theater gegebene Lustspielchen des talentvollen G. v. Moser. Einem jungen Manne wird sein in bedenklicher Weise zunehmendes Embonpoint unangenehm, er befragt darüber seinen Arzt, und dieser ertheilt ihm den humoristischen Rath, sich zur Cur zu verlieben; „Liebes Leid und Lust" würde schon tüchtig ihm zusetzen und durch verschiedene Emotionen das Schwinden seiner Körperfülle zu Wege bringen. Ob das wirklich geschieht, danach wird freilich im Laufe des Stückchens nicht mehr gefragt; genug, daß der Zweck der ganzen Intrigue erreicht und dem Patienten aus Einbildung seine Liebe für eine anmuthige Cousine zum Bewußtsein gebracht wird. Eine fingirte Eifersuchtsscene des Doctors, der den jungen Mann mit seiner eigenen Frau in Verdacht zu haben vorgiebt, bildet eine ergötzliche Episode des Lustspielchens. Wir wiederholen, daß G. v. Moser uns ein sehr beachtenswerthes Talent zu sein scheint, welches der künstlerischen Entwickelung unserer nationalen Komödie noch erheblichen Vorschub leisten kann. Man möchte ihn den modernen Steigentesch nennen, denn diesem jetzt bereits sehr mit Unrecht fast ganz vergessenen Autor ähnelt G. v. Moser in der glücklichen Auswahl beziehungsreicher Stoffe aus dem gesellschaftlichen Leben, in dem Vertrautsein mit eleganteren Formen und in der feinen Stylisirung seiner Themata.

Eine andere Neuigkeit des Wallner'schen Theaters war Wilhelm Klägers „Küchenroman". Der Verfasser ist als höchst talentvoller, durchgebildeter Schauspieler aus seinen Engagements in Mannheim, Breslau, Leipzig, Pesth, Berlin und Darmstadt schon seit lange vortheilhaft bekannt, als Bühnenschriftsteller aber hatte er bisher noch nichts Hervorragendes geleistet, sondern nur einige unbedeutende Gelegenheitsstückchen, z. B. „Ein Abenteuer im Luftballon" oder „Vor Taschendieben wird gewarnt" geschrieben. Um so mehr Beachtung verdient es, daß man an seinem Talente auch nach der productiven Seite hin plötzlich noch eine Vertiefung gewahr wird, indem das obengenannte neue Stückchen mannichfache Vorzüge in sich schließt. Der Autor zeichnet ein frisches Bild nach dem Leben, wobei er in glücklichster Weise gelungenen Scherz mit tieferem Ernste verflicht und seiner Arbeit sogar einen bedeutungsvollen historischen Hintergrund zu geben weiß.

Das Hamburger Thaliatheater hat den Versuch gemacht, nach langer Pause wieder einmal eines der schon fast ganz in Vergessenheit gerathenen Immermann'schen Stücke zur Aufführung zu bringen, nämlich seine „schelmische Gräfin" — eine Kleinigkeit in recht fließenden Versen und mit einigen sehr wirksamen und feinen Zügen aus dem Leben. Immermann war nicht ohne Talent fürs Lustspiel; einige seiner Komödien sind freilich ganz und gar in der verwerflichen romantischen Manier gehalten, die wir z. B. aus Clemens Brentano's „Ponce de Leon" kennen. Der Verfasser strengt sich darin zwar sehr an, komisch zu sein, seine Figuren machen die tollsten Sprünge, aber Niemand verzieht darüber auch nur den Mund zum Lachen, so frostig und nüchtern erscheinen alle die Späße. Nicht anders ist es z. B. in den „Prinzen von Syracus" oder den „Verkleidungen" von Immermann, und diese Stücke mögen daher ja nicht wieder aus dem Staube der Theaterbibliotheken hervorgesucht werden; einige andere Lustspiele des Verfassers verdienen aber auch jetzt noch Beachtung, so eben „die schelmische Gräfin" und vor allen „die Schule der Frommen", das verständigste, technisch vollkommenste der Immermann'schen Bühnenstücke.

Von den Possen des Dresdener Komikers Gustav Räder wird jetzt eine Sammlung veranstaltet, die in ihrem ersten Bande die beiden Stücke „Robert und Bertram" und „Ein Prophet" enthält. Letzteres ist, wie man weiß, eine Parodie der bekannten Meyerbeer'schen Oper, ein toller Schwank, dem eine gute alte Posse, „der Berggeist", zu Grunde gelegt wurde und der seinen travestirenden Zweck in manchen Situationen nicht ohne Geschick zu erreichen verstand, wenn auch verschiedene ziemlich unfeine Späße der harmlosen Haltung des Ganzen Eintrag thun. Mehr Maß beobachtet in dieser Hinsicht das erstgenannte Stück „Robert und Bertram", wozu das gleichnamige Balletdivertissement dem Autor Gelegenheit gab. Es ist eine jener Possen, die den Zuschauer wirklich, wie man sagt, nicht zu Athem kommen und vor lauter Schnickschnack und Schabernack nicht zum Nachdenken gelangen lassen. Ein wahrhaft beneidenswerthes heiteres Leben waltet in dem Stücke, und die beiden lustigen Vagabunden, die der Titel benennt, sind ein Paar prächtige Gestalten im Caricaturstyl der Posse, von so unverwüstlichem Humor und zündender Wirkung, wie etwa Nestroy's „liederliches Kleeblatt".

Das von dem Bühnenverein deutscher Intendanten und Directoren begründete Theatergeschäftsbureau in Berlin wird künftighin von der Altersversorgungsanstalt „Perseverantia" weitergeführt werden. Es wurde zu dem Zwecke ins Leben ge-

rufen, den in Ueberzahl vorhandenen und oft mit gemeinen Mitteln praktirirenden Theateragenturen eine dem gesammten Bühnenwesen heilsame Concurrenz zu machen, und wirklich ist dies schon im ersten Jahre seines Bestehens auf ziemlich umfassende Weise gelungen, insofern vom September 1858 bis October 1859 von dem Bureau im Ganzen siebenzig Engagements unentgeltlich vermittelt wurden, welche zusammen hinsichtlich des Honorars eine Gesammtsumme von 20,000 Thalern repräsentirten, so daß also dadurch den Agenturen, die fünf Procent zu nehmen pflegen, nicht weniger als 1000 Thaler zugeflossen sein würden.

In Berlin ist von neuem die Idee aufgetaucht, eine Akademie der Schauspielkunst zu begründen, und Jeder, dem das Heil und die Hebung der dramatischen Kunst am Herzen liegt, wird diesen Gedanken gewiß mit größtem Beifall begrüßen. Nichts thut dem Theater mehr Noth, als eine akademische Vorbildung der Schauspieler, von der dieselben ebenso wenig freigesprochen werden können, als die Musiker, die bildenden Künstler und die Gelehrten aller Fächer. Die beiden Männer, welche jene Idee wiederum angeregt haben, können wohl als Bürgen für ihre endliche Verwirklichung erscheinen: es sind der Generalintendant von Hülsen und der Hofrath Louis Schneider, bekannt als Gründer der „Perseverantia“ und Vorleser des Königs von Preußen.

Ein ziemlich wunderliches Project liegt jetzt der Wiener Stadtbehörde zur Genehmigung vor: die Gründung einer weiblichen musikalischen Kapelle. Das Orchester derselben soll ganz aus Frauen bestehen, sogar Waldhorn, Baßgeige und Pauke sollen von weiblichen Lungen und Händen executirt werden. Wie man aus Wien berichtet, steht an der Spitze des Unternehmens eine daselbst in musikalischen Kreisen längst bekannte Dame, und dieser Notiz folgend, rathen Senfs „Signale“ auf Fräulein Constanze Geiger, eine jener „kunstgeübten Dilettantinnen“ der Kaiserstadt, deren Verlangen, sich stets an die Oeffentlichkeit zu drängen, schon oft Gegenstand spöttischer Bemerkungen geworden ist.

In den „Bouffes parisiennes“ ist die neue Operette von Flotow „Veuve Grapin“ ohne durchschlagenden Erfolg gegeben worden. Die Musik klingt den Berichten der französischen Kritiker zufolge zwar frisch und angenehm, wie alles von Flotow, ist aber ebenso wenig original und in höherem Sinne melodiös, wie seine früheren Werke, wozu noch ein gänzlich interesseloser, des Humors entbehrender Text von dem sehr obscuren Deforges kommt.

Von Eduard Devrients trefflicher „Geschichte des deutschen Theaters“ wird binnen kurzem der vierte, bis zum Jahre 1830 reichende Band erscheinen, und von Franz Liszt's Buche über die Zigeunermusik verspricht der junge Peter Cornelius eine deutsche Uebersetzung zu liefern.

Mannichfaltiges.

Oberst Fuller hat „Funken aus einer Locomotive“ veröffentlicht, das heißt den Bericht über eine Reise durch Europa. In England gefielen ihm die Frauen weit besser als die Männer. Wir ziehen einige Stellen seines Urtheils aus: „Die englischen Staatsmänner sehen nicht wie Männer von großer persönlicher Würde oder Bedeutung aus. Die Damen des Adels machen einen ungleich bessern Eindruck. Nie sah ich bisher so viele schöne, frische, rosige Frauen beisammen. Die meisten haben ein hübsches Gesicht, blaue Augen, eine prachtvolle Büste und den üppigsten Haarwuchs. In den öffentlichen Wagen trifft man sehr häufig Damen ohne männlichen Schutz, und je höher die gesellschaftliche Stellung derselben ist, um so einfacher ist ihr Anzug und um so liebenswürdiger ihr Benehmen. In den Eisenbahnwagen sieht man hier weder Putz noch Ziererei; und seidene Kleider auf der Straße zu tragen, heißt einen gewissen unangenehmen Verdacht hervorrufen. Einen hübschen Fuß habe ich in England nur einmal gesehen. Bisher hielt ich das Ammenmärchen „Von der alten Frau, die in einem Schuh wohnte,“ für gänzlich fabelhaft, seit ich aber die Piedestale dieser schönen lebenden Frauenstatuen gesehen habe, denke ich von der Wahrhaftigkeit der Mutter Gans besser. Ein großer Fuß scheint indessen für keine Beeinträchtigung der weiblichen Schönheit zu gelten, da die Damen nicht daran denken, ihn durch enge Ballschuhe kleiner erscheinen zu lassen. Sie tragen im Gegentheil schwere Schuhe mit dicken Sohlen, wodurch ihr Gang nichts weniger als feenhaft wird. Es ist verständig, daß sie so handeln. Die Hälfte der Schwindsuchtsfälle bei unsern americanischen Damen schreibt sich von ihren Schuhen mit Oblatensohlen her. Nachher sitzen sie leidend auf Seidensesseln in ihren überheizten Zimmern, haben Hustenzucker im Munde und warten auf den Arzt, während die üppigen englischen Schönheiten in wasserdichten Schuhen ausgehen oder hoch im Sattel durch Wälder oder über Wiesen fliegen. Zart und wie Mondschein auszusehen, ist das Streben englischer Damen nicht. Gesundheit und Körperkraft gehen ihnen über Alles, und nicht blos, weil sie sich dabei wohl befinden, sondern auch weil diese Eigenschaften die wesentlichsten Vorbedingungen sind, um die Pflichten der Frau und Mutter erfüllen zu können.“

Was wird aus den alten Kleidern? ist eine Frage, die sich unwillkürlich aufdrängt, wenn man auf den deutschen Messen die Stöße von abgetragenen Mänteln, Röcken, Westen und Beinkleidern sieht, die unsere Trödeljuden mit sich fortschleppen. Manches bleibt in der Nähe und findet in irgend einem Dorfe seinen Käufer, viel geht nach den idyllischen Gegenden im östlichen Deutschland, wo die Liebeserklärungen Abends in der Schenke, beim Schein von zwei Dreierkerzen, unter dem Fußstampfen handfester Tanzpaare, in einer von Branntweindunst und dem Rauch uckermärkischer Cigarren geschwängerten Luft gemacht werden, das Meiste wandert aber in die Länder des Aufgangs zu den vielnamigen Stämmen der Slaven. Diese Welteroberer der Zukunft tragen dem verhaßten Germanen seine Ideen und seine Röcke nach und nutzen beide bis auf den letzten Faden ab. Für die fremden Welttheile übernimmt Paris die civilisatorische Propaganda des Trödelmarktes. Die alten Kirchengewänder Frankreichs finden in Brasilien, oder, wenn sie reich geschmückt sind, in Peru und Chile ihren Markt. In Ruhestand versetzte Ballkleider müssen es sich gefallen lassen, in Ostindien eine zweite heißere Jugend zu verleben. Das Gangesland rächt sich übrigens, indem es den Pariserinnen seine abgetragenen Caschmirs schickt. Alte Handschuhe werden auf Jamaica und den Philippinen massenweise — sechs Millionen Paar jährlich — abgesetzt. Der letzte Zufluchtsort altersschwacher Hüte, namentlich weißer, ist Hayti.

Durch ein Schreiben des englischen Capitäns Robert J. Eldridge vom 16. Januar 1859 wurde soeben die Existenz einer bisher noch nicht entdeckten Insel im stillen Meere bekannt. Dieselbe liegt mehrere hundert Meilen von irgend welchem Lande entfernt, in 0,45 Grad N. Br. und 176,35 Grad W. L. Ihre Lage ist sehr niedrig und gefährlich, und vielleicht war sie der letzte Ruhepunkt eines derjenigen Schiffe, die in den letzten Jahren plötzlich vermißt wurden. Capitän Eldridge wollte an der Insel landen, vermochte es aber nicht wegen der zu starken Brandung. Er fuhr nun, so nahe er konnte, entlang an ihr hin und wurde keine lebende Seele darauf gewahr. Auf dem höchsten Theile stand ein Haus, augenscheinlich aus den Fragmenten eines Wracks erbaut, mit einer Flaggenstange am Ende desselben, von welcher noch ein Ueberrest da war. Nahe dabei bemerkte der Capitän die Spuren verschiedener Hütten, deren jede mit einem aufrecht stehenden Steine versehen war, vielleicht, wie das Schreiben des Entdeckers besagt, „um den Ort zu bezeichnen, wo die Gräber der Unglücklichen liegen, die dem Tode des Ertrinkens entgingen, um den noch schrecklicheren Hungertod erleiden zu müssen.“ Von Vegetation war auf der Insel keine Spur sichtbar.

Litterarische Anzeigen.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 43. Europa. 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 22. October.

Inhalt

Buntes aus den Denkwürdigkeiten eines Diplomaten.

— Der achte Band von K. A. Varnhagens Denkwürdigkeiten, nach dem am 10. October vorigen Jahres erfolgten Tode des Verfassers erschienen, hatte die Erwartung rege gemacht, über Metternichs Persönlichkeit und Wirken noch ganz besondere Aufschlüsse und Einblicke zu geben. Diese Erwartung war wenig befriedigt. Das blasse Licht, das uns hier über den Staatsmann Oesterreichs geboten wird, stand unter dem Schlagschatten der Ergebungsaddresse, die Varnhagen als Gegengeschenk für genossene Gunst schuldig zu sein glaubte. Er hätte, dünkt uns, mit Herausgabe dieser Mittheilungen gar nicht so lange zu warten gebraucht, denn die maßvolle Zurückhaltung in der Kunst halber Rede und halben Schweigens, worin Varnhagen der diplomatische Meister war, läßt hier zugleich das gebotene Maß der Werthhaltung seines Styls und seiner Richtung erkennen. Goethe hat bekanntlich Varnhagens intime Auffassungsgabe der Persönlichkeit gerühmt, Hegel seinen Sinn für Individualität geschätzt. Im Munde Hegels war dies Lob wohl nur cum grano salis, wohl nur zugleich als Bezeichnung einer Grenzlinie zu verstehen, und wenn ein neuester Panegyriker in Varnhagen rühmt, er sei ganz eingegangen in Hegels Philosophie und habe dennoch dabei die saubere und glatte Schönheit seines Styls nicht eingebüßt, so ist die letztere Wahrheit nur auf Kosten der erstern Behauptung anzunehmen. Varnhagen hatte in seiner Schreibweise die jonische Eleganz der Goethe'schen Prosa, aber den Objecten gegenüber nur äußerlich, auf dem Boden der Subjectivitäten nur in der feinen Wiedergabe der Wendungen, Formen und Stimmungen. Auf dies Maß müssen wir Varnhagens Geltung beschränken, wollen wir nicht auf Gefahr des Verlustes an tieferem Inhalt die Virtuosität der Form feiern. Die Person galt für Varnhagen mehr als die Sache, die Individualität höher als der Inhalt der Idee. So konnte er als Historiker Napoleon verwerfen und Kaiser Alexander von Rußland feiern, nicht blos, wozu er als Mensch das Recht hatte, weil der Patriotismus der Jahre 1813 bis 15 ihn dazu trieb, sondern weil der weltumwälzende Corse in der persönlichen Erscheinung sehr plump, der Czar in gesellschaftlicher Courtoisie ein Meister war. Metternich hatte dem Fähnrich von Wagram und dem Adjutanten Tettenborns immer sehr wohl gewollt, hatte ihm zu Hardenberg den Weg gebahnt, als Varnhagen nach seinem österreichischen und seinem russischen Militärdienst den preußischen erstrebte, um der Nähe Rahels nicht länger entzogen zu bleiben. Für solche persönliche Wohlthat blieb auch dem Geschichtschreiber Varnhagen Fürst Metternich stets eine Erscheinung, deren gewandte Grazie ihn über das Verwerfliche oder Gefahrvolle der politischen Richtung tröstete, seine Feder milderte, wo nicht bestach. Auch die übertriebene Hochhaltung eines Gentz gehört zu dem Rahel'schen Cultus der Schönthuerei mit der gesellschaftlichen Form, obschon Rahel selbst die persönlichen Erscheinungen ihres auserlesenen Umgangskreises nur für Mittel zu ihrem Zweck hielt, ihr Zweck ein kosmopolitischer blieb.

Wo es sich dagegen um Gestalten zweiten und dritten Ranges handelt, ist Varnhagen Herr des Gebiets und all der feinen, graziösen Mittel, die hier zur Darstellung ausreichen. Er ist ein Meister der Biographie auf kleinerem Gebiete, er schildert unübertrefflich die mithelfenden und mitbestimmenden Nebensachen in großen Zeit- und Culturbildern, und so ist uns der jetzt erschienene neunte Band seiner Denkwürdigkeiten, der die Geschichte seiner Ministerresidentschaft in Karlsruhe vorführt, von besonderem, uneingeschränktem Werth. Die politische Schilderung betrifft hier freilich einen Staat, dessen Existenz die Eifersucht der Nachbarstaaten mit Recht anzweifelt, während ihn die Eifersucht der großen hält und trägt. Baden ist in seiner Lebensfähigkeit neuerdings 1849 erst wieder in Frage gestellt worden. Seine Einverleibung mit Württemberg wäre logisch und naturgemäß das Richtige gewesen, um am deutschen Oberrhein ein Königreich Schwaben zum Grenzwächter Deutschlands zu haben. Bayern war damals ebenso unfähig, Baden zu schützen wie sich einzuverleiben; Preußens kriegerischer Arm stellte es wieder her, um jedoch alsbald in der Rastadter Besatzungsfrage wie in Sachen des Concordats an Baden einen Abfall und eine Hinneigung zu Oesterreich zu erleben. Nach dem Pariser Frieden und dem Wiener Congreß stand Badens Existenz insofern auf dem Spiel, als Bayern es verkürzen

wollte, eine Verkürzung, die für den an sich zwar nicht kurzen, aber sehr schmalen Staat eine Lebensfrage wurde. Preußen schützte auch damals Baden vor der Gefahr seiner Nachbarn, und Varnhagen war der Zuschauer der Intriguen, unter denen sich die Gefahr und die Rettung vollzog. Heutzutage schließt die Reformfrage Deutschlands die Ueberzeugung von der diplomatischen Richtigkeit der Kleinstaaterei in sich, ein Gesandtschaftssalon an kleinen Höfen erscheint uns mit erneuter Ueberzeugung als ein spielerisches Gewebe von gefährlichen Nichtigkeiten. Der neunte Band von Varnhagens Denkwürdigkeiten, dessen Schilderungen vielfach in späteren Jahren vom Verfasser berichtigt oder erweitert zu sein scheinen, verräth hie und da das Bewußtsein der Geringfügigkeit kleinstaatlicher und kleinhöfischer Missionen. Dennoch ist die ursprüngliche Werthhaltung und Wichtigthuerei minutiöser Diplomatien in der Darstellung jener Karlsruher Epoche Varnhagens hinreichlich stehen geblieben, so daß dieser Band mit den Versuchen und Hindernissen der Varnhagen'schen Aufgabe allen jungen Diplomaten eine Schule der Erziehung auf dem Parquetboden der Höfe abgeben und als solche für musterhaft gelten kann.

Wir heben einzelne kleine Züge biographischen und politischen Inhalts hervor. Die Feinheit der Zeichnung ist bei Varnhagen ebenso bewundernswürdig als die emsige Treue in zarter Berücksichtigung aller Seiten seines Gegenstandes. Unter den Persönlichkeiten des Karlsruher Hofes von damals ist besonders die Großherzogin Stephanie anziehend und von Werth. Sie hatte an der Großherzogin Mutter, der alten Markgräfin Amalia, eine Widersacherin aus alter Zeit und Sitte. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland und die Königin Friederike von Schweden waren Töchter der altfürstlichen, ahnenstolzen kleinen Markgräfin, und eine geborene Beauharnais mußte ihr als eine Parvenue erscheinen, die sie als aufgedrungen und als unebenbürtig behandelte. „Der Kaiser Napoleon bestimmte dem Lande Baden beträchtliche Vergrößerungen, zugleich dem Erbprinzen Karl, dem Sohne der Markgräfin, die Hand der Stephanie von Beauharnais, einer Nichte der Kaiserin Josephine. An Ebenbürtigkeit im alten Sinne war hier nicht zu denken, und das altfürstliche Blut der Markgräfin empörte sich gegen solche Mißheirath. Sie hatte den Muth, dem gewaltigen Kaiser gegenüber ihre mütterliche Zustimmung zu der Heirath zu versagen, und ertheilte sie erst, als der Kaiser, dem solche Vorurtheile nicht ganz mißfielen, nachgiebig einwilligte die Nichte seiner Gattin vorher als Tochter anzunehmen, sie zur Kaiserlichen Hoheit und fille de France zu erklären. Durch dieses Zauberwort wurde der Trotz gebrochen, die Heirath kam zu Stande. Die Markgräfin aber hatte nur sich gefügt, und die Sache blieb ihr dennoch verhaßt. Die jugendlich schöne, liebenswürdig gute Prinzessin, die durch ihr Erscheinen alle Herzen gewann, konnte den harten Sinn der Schwiegermutter nicht erweichen; diese sah in ihr nur die aufgedrungene, die unberechtigte Fremde, durch die das reine Haus Zähringen befleckt werde. Sie wußte auch ihren Sohn durch ihre eindringlichen Reden so zu bestricken, daß er seine Gemahlin mit größter Kälte behandelte und lange Zeit mit ihr ohne nähere Gemeinschaft blieb. Die in Schönheit und Anmuth strahlende junge Fürstin nahm ihr Loos unbefangen hin, sie ahndete nicht, daß man sie kränken, sie demüthigen wollte, noch weniger, daß man ihrer Jugend, während ihr Gemahl sie ganz vernachlässigte, geflissentlich Fallstricke legte, um sie bei dem kleinsten Schatten, der auf ihr Benehmen fiele, mit dem Scheine des Rechtes heftig anklagen zu können. Ihrer Unschuld und Tugend aber durfte keine Verführung nahen, sie gingen fleckenlos aus allen Versuchungen hervor. Ihr Gemahl mußte wohl endlich ihren Werth erkennen, und konnte nun auch nicht länger unempfindlich bleiben; die Ehe wurde jetzt erst eine wirkliche, und bald auch mit Kindern gesegnet. — Als die Waffen der Verbündeten im Jahre 1813 die Macht Napoleons gebrochen und im folgenden Jahre ihn selbst gestürzt hatten, flammte der Stolz und Widerwillen der Markgräfin nochmals auf, sie erachtete den Zeitpunkt günstig, mit der Herrschaft Napoleons auch die Napoleonische Schwiegertochter abzuschütteln, deren Schimmer als Kaiserliche Hoheit und fille de France ohnehin mit dem Kaiser erloschen sein sollte. Die Markgräfin gewann ihre Tochter, die eben zum Besuch anwesende Kaiserin von Rußland, leicht für ihren Vorsatz, und beide vereint bemühten sich mit allem Eifer, ihren Bruder zu überzeugen, daß er seine Ehe auflösen müsse und sich nachher anderweit standesgemäß verheirathen könne. Doch der Großherzog war weit entfernt, solchen Vorstellungen Gehör zu geben. Schon immer mißtrauisch gegen den Rath seiner Mutter und ungeneigt ihm zu folgen, fühlte er auch tief das Unwürdige, das für ihn selber darin lag, den Umschwung des Glückes in seine persönlichen Verhältnisse so schnöd eingreifen zu lassen. Er widerstand aller wiederholten Bestürmung mit entschiedenem Trotz, und weit entfernt, seine Gattin weniger zu ehren, weil sie den mächtigen Beschützer verloren hatte, schloß er sich nur um so inniger an sie, und nie war Stephanie entschiedener die Großherzogin, als seit sie es nicht mehr durch Napoleon war. Ein so redliches und mannhaftes Benehmen mußte die höchste Achtung erwerben, die zuletzt auch diejenigen nicht versagen durften, welche das Gegentheil gewünscht hatten. Die Markgräfin, als eine kluge und praktische Frau, die ihr Aeußeres vollkommen beherrschte, wußte sich in diese Wendung der Sache mit guter Art zu schicken, und lebte mit der unerwünschten Schwiegertochter und dem widerstrebenden Sohn, als wenn nichts vorgefallen wäre, in anständiger Freundlichkeit weiter. Die Großherzogin Stephanie hatte keinen Ehrgeiz, und begehrte weder Macht noch Einfluß; ihr genügte, als Gattin und Mutter ihre Pflichten zu erfüllen, und darin nicht gestört zu werden. Die häuslichen Verhältnisse waren jedoch für sie keineswegs glückliche; die Gemüths- und Sinnesart ihres Gemahls war schwer zu behandeln, seine Trägheit und Zähigkeit waren durch kein ernstes Geschäft, durch keine Nothwendigkeit der Entschließung zu überwinden, gaben aber willig der Verlockung zu kleinen Abenteuern und Ausschweifungen nach. Nur zu viele gefällige Höflinge umgaben ihn, welche diesen Lüsten dienten und ihn mehr und mehr zu niedern und rohen Vergnügungen herabzogen; der Ton der Gespräche, die Geschichten, mit denen man sein lässiges Wesen zu ermuntern, ihm ein Lachen abzunöthigen suchte, waren meist von der Art, daß die Großherzogin, die sich nicht immer zurückziehen konnte,

gern des Deutschen unkundiger erschien, als sie es wirklich war. Sie hatte in dieser Weise täglich zu leiden, abzuwehren, zu sorgen, und mußte deutlich sehen, daß der unglückliche Gatte, jeder edlern Zuneigung stets unfähiger, dem geistigen und leiblichen Verderben unrettbar entgegenging. Ihr hoher Geist und reines Gemüth ließen sie aber nicht in Trauer versinken, ihre frische Natur war zu heiterer Fröhlichkeit gestimmt, und diese waltete sogleich, wenn die Störung einen Augenblick nachließ; der Kampf, den sie zu führen hatte, schien nur ihr schönes Innere heller hervorzuheben. Stephanie war in der berühmten Anstalt der Frau von Campan erzogen worden, und die strengen Grundsätze und harmlosen Spiele der Pension schienen in ihr verbunden fortzuleben. Mit einer sanften und liebevollen Frömmigkeit, die dem katholischen Glauben zur Seite ging, vereinigte sie den schweren Ernst des Denkens, und scheuete keinen noch so schweren Flug in das Reich der Ideen, wohin sie auch die menschlichen Angelegenheiten aus niederer Besprechung stets zu erheben strebte. Dieses bei Frauen so seltene Talent des Denkens mischte sich auf das glücklichste zu ihren andern Gemüths- und Geistesgaben, und sicherte ihr in den verschiedensten Gestalten, die sie annehmen mochte, eine wohlthuende Ueberlegenheit. Uebrigens war sie eine reizende Erscheinung, voll Anmuth und Lieblichkeit, für jeden Menschen ohne Gefallsucht aufmerksam, unverstellt immer sie selbst; ihr freundliches Lächeln und der Wohlklang ihrer Stimme gaben auch ihren gewöhnlichen Reden einen besondern Zauber."

Ueber die Stiftung und den gleich anfangs gestalteten Charakter des deutschen Bundes lesen wir treffliche Einzelheiten, denkwürdig für alle Zeiten und maßgebend für dies Institut deutscher Eintracht und Machtentfaltung. „Für Deutschland erschien denn auch nach langem Harren endlich der Bundestag; er wurde am 5. November feierlich eröffnet. Der österreichische Präsidialgesandte unterhielt in einer schwerfälligen ungelenken Rede die Versammlung und demnächst die Nation — denn die Verhandlungen mußten damals vorschriftgemäß im Druck erscheinen — von den guten Absichten und großen Zwecken, welche die Regierungen durch den Bund erreichen wollten, und belehrte sie ausdrücklich, daß der Bund kein Bundesstaat, sondern ein Staatenbund sein solle, ein Unterschied, auf den man eben erst aufmerksam geworden war. Wilhelm von Humboldt, der preußischerseits bei dieser Eröffnung auftrat, sagte nichts Erhebliches, und auch die andern Gesandten gaben nur längere oder kürzere Zustimmung. Alles ging kühl, träge, pedantisch her. Dem entsprach die öffentliche Theilnahme; durch das lange Zögern und durch alles, was von den vorbereitenden Anstalten und Berathungen bekannt geworden, hatte sich die Täuschung, als werde hier den Deutschen ein neues Heil aufgehen, längst verloren, man sah Preußen mit Oesterreich einverstanden oder diesem nachgiebig, und von Oesterreich wußte man, daß es nur den alten Einfluß in Deutschland anstrebte, um jede neue Entwickelung zu hemmen. Mit gleichgültiger oder höhnischer Neugier vernahm man die mannichfachen, oft lächerlichen Vorgänge, in denen der Bundestag sich bemerklich machte. Für Oesterreich und Preußen war er eine auswärtige, das Volk so gut wie gar nicht berührende Angelegenheit; Bayern und die übrigen ehemals rheinbündnischen Staaten fürchteten eine Beschränkung ihrer theuer erworbenen Souveränität; Sachsen und Hannover, ersteres durch Verlust, letzteres durch zu geringen Gewinn mürrisch, zeigten keine Neigung zum raschen Fortschreiten; die kleinsten der Bundesglieder wußten noch nicht, ob der Bundestag ihre Selbständigkeit aufheben werde oder befestigen, die Mediatisirten sahen schon, daß ihren Ansprüchen der Boden nicht günstig sei, und ebenso war die katholische Partei schon völlig überzeugt, daß die Wünsche und Strebungen ihrer Kirche hier nie durchdringen würden. Daß der Bundestag nicht dazu da sei, die Sache des Volks und der Freiheit, der gemeinsamen Wohlfahrt und Ehre des Vaterlandes zu fördern, diese Ueberzeugung war allgemein verbreitet und leider nur zu sehr begründet.

„Dennoch gab es unter den Bundesgesandten selbst eine kleine Schaar vaterlandseifriger und muthiger Männer, deren Gesinnung und Kraft den Bundestag, seiner schlechten Anlage zum Trotz, und wider alles Gegenstemmen der Großmächte, zu einer wirksamen Nationalbehörde zu machen strebten, zum gesetzlichen Anhalt für Recht und Freiheit, zur lebendigen Mitte des deutschen politischen Lebens. Gagern von Luxemburg und Nassau, Plessen von Mecklenburg-Schwerin, Berg von Oldenburg, Smidt von Bremen, standen in diesem Streben rühmlich voran, und suchten sowohl die Arbeiten der Bundesversammlung selber zu beleben und zu fördern, als auch für dieselben nach außen den Antheil und die Gunst der Nation zu gewinnen.. Was in der ersten Zeit am Bundestage noch einigermaßen von Trieb und Thätigkeit zu finden war, die Berathung über die Weiterentwickelung des Bundes durch organische Gesetze, die Ernennung besonderer Ausschüsse für bestimmte Geschäfte, das Annehmen und Erwägen aller Arten von Beschwerden, dies und vieles Andere ist hauptsächlich dem wackern Eifer dieser thätigen und klugen Minderheit zu verdanken, vor deren Ueberlegenheit an Einsicht und Kenntniß das große Ansehen des höchst beschränkten Präsidialgesandten sich beugen mußte. Zum Theil mit ihnen verbunden, zum Theil unabhängig von ihnen, wirkten noch viele deutsche Männer zu demselben Zweck. Ich selbst ließ es mir angelegen sein, die Hoffnungen auf den Bundestag nicht sinken zu lassen, ihn als die ausgesprochene Einheit der Nation zu bezeichnen, als das vorläufig um alle Stämme geschlungene Band, das, wie schwach und lose jetzt es noch sein möge, durch unablässigen Eifer und gemeinsame Arbeit ein starkes und festes werden könne. So lange jene Minderheit, aus der später durch Wangenheims Zutritt eine kraftvolle Opposition entstand, in ihrer Richtung thätig blieb, durften wir die Hoffnung, daß der Bundestag den gerechten Forderungen der Nation entsprechen könne, wirklich nicht aufgeben." Hieran schließt sich vom 5. Juli 1816 ein Schreiben aus Frankfurt a. M., das der deutsche Beobachter brachte und Varnhagen als Merkwürdigkeit wiedergiebt: „Nach manchem Hin- und Herwenden der Sache scheinen die Anzeigen nun doch größtentheils darauf hinauszulaufen, daß der deutsche Bundestag gegen die Mitte des Augustmonats eröffnet werden soll; Mißtrauische, die sich bei dieser Gelegenheit noch in großer Zahl zeigen, wollen auf

noch längeren Aufschub gefaßt sein, sodaß vielleicht die Eröffnung auf denselben Tag, wie sie anfangs festgesetzt war, nur gerade ein volles Jahr später, erfolgte; immerhin, wäre nur dieser Zeitpunkt wirklich unaufschiebbar angenommen, die Beschämung für diejenigen, die ganz und gar an dem Zustandekommen des Bundestages zweifeln wollten, würde noch immer groß genug sein.

„Der Nachtheil der für die Deutschen aus einem so langen Liegenlassen ihrer allgemeinen Angelegenheiten entsteht, ist wahrlich nicht gering anzuschlagen. Das Volk im Ganzen fühlt es schmerzlich, und sieht sich von dem Auslande bemitleidet, daß selbst die zerrütteten Franzosen, ja die Polen sogar, zur Betreibung ihrer Nationalsachen schneller und rüstiger gelangen, als es den an Geist, Willen, Bildung und Muth so hochstehenden Deutschen gegönnt ist. Der Nachtheil ist groß, und darf mit Grund und Wahrheit eine Calamität genannt werden. Zwar stehen unsere Berge und Häuser darum nicht minder, die Flüsse hören nicht auf zu strömen, der Acker trägt nicht weniger, das Brot wird nicht kleiner, und es schießt sich darum Keiner eine Kugel vor den Kopf; auch gehen die Abgaben richtig ein, und die Gehalte werden ausgezahlt, die Gesandten gehen an die Höfe, die Soldaten ziehen auf die Wache und die Schauspieler auf die Bühne, zum Nutzen und Vergnügen scheint kein nöthiges Stück zu fehlen: aber im geistigen Staatsleben, im tieferen Volksthum leiden wohl die edelsten Theile, stocken die besten Säfte, ermattet das muthige Herz, und verdorrt die frischeste Kraft! Ein Volk, wie das unsere, das noch so viel zu leisten und die höchsten Stufen seiner wahrscheinlichen Weltbestimmung noch in weiter Ferne zu ersteigen hat, darf nicht ohne traurige Folgen den Wirkungen zufälligen Auseinandergehens und vereinzelten Hinschwebens, aus dem es sich kaum erst zu kräftigem Gange mit Selbstbewußtsein endlich herausgearbeitet hat, aufs neue wieder zerstreut und lose überlassen werden!

„Darum wollen wir keineswegs die Hoffnung, aber auch nicht die Forderung aufgeben, daß der Bundestag sobald als möglich den deutschen vaterländischen Angelegenheiten Form und Gemeinschaft gebe, und mit Weisheit und Kraft über dem Ganzen des Bundes walte." Und gleich darauf ein anderes vom 8. Juli: „In unserm lieben Deutschland sieht es wahrlich bunt aus; wohin man schaut, da erblickt man verwirrte Verhältnisse, streitige Rechte, Uneinigkeit und Auseinandergehen! Niemals war unser gemeinsames Vaterland mehr aufgelöst; wo soll man es fassen, um sich daran zu halten, wo und wie ihm seine Liebe und Hingebung beweisen? Ueberall sind nur einzelne, zerstückelte, einander mit Bitterkeit bestreitende Elemente, alter verjährter Rust, alberner Dünkel, trostlose Dumpfheit: welcher Deutsche kann und mag darin sein Vaterland finden? Es ist Zeit, daß der deutsche Bundestag eröffnet werde: so wenig man auch von ihm erwarten will, so ist er doch das einzige gerettete Ueberbleibsel der großen Hoffnungen, die die deutschen Völker nach der Leipziger Schlacht für ihre gemeinsame, starke Verbindung, für ein freies und trotziges Selbstbestehen fassen konnten. Es müsse sich zeigen, ob wir auch diesmal wieder zu Zwietracht und Zersplitterung rettungslos zurücksinken, als eine elende, nichtsnützige Nation, der ihre Kräfte alle vergeblich verliehen sind, oder ob wir noch zu einem großen, rechten Gemeinwesen durch Muth und Arbeit emporbringen sollen! — Wenn ein neuer Krieg kommt, wie findet er uns? wie stehen wir da? als ein Volk, das die ihm von Gott geschenkte Gelegenheit zu einem tüchtigen Werke benutzt hat? Möge die Zeit solcher Prüfung uns nicht zu schnell übereilen!" — In beiden Artikeln ist ein Zustand ausgedrückt, der heute, im Juli 1850, noch und wieder so sehr derselbe ist, daß die alten Worte der Klage und Anklage höchstens darin eine Aenderung erleiden mögen, daß der Bundestag damals eine schwache Hoffnung war, jetzt aber ein Verrath und Hohn ist." —

Gleich wichtig ist die Kenntnißnahme von den Versuchen, Deutschlands Katholicismus von Rom zu lösen, den heutigen Concordaten gegenüber. Varnhagen schildert diese Wessenberg'schen edlen Bestrebungen wie folgt: „Kaum war dieser Besuch vorüber, so erschien ein anderer in Karlsruhe, der nicht geringes Aufsehen machte. Der päpstliche Nuntius Zen war beauftragt, die Sache der römischen Curie gegen die deutschkatholische Sache des Capitularvicarius von Constanz, Freiherrn von Wessenberg, am badischen Hofe zu vertreten, und wie man glaubte durchzusetzen. Der Glanz und die Ehre einer solchen Beschickung wirkten aber auf den Großherzog weniger, als man vorausgesetzt hatte, und die Großherzogin Stephanie, auf welche dabei mitgerechnet schien, lebte zu tief in dem Wesen der Religion, als daß sie sich um das Kirchliche viel hätte bekümmern mögen, überdies wollte und hatte sie in solchen Angelegenheiten keinen Einfluß. Der Zweck der Sendung war hiermit schon halb verfehlt, und der Nuntius klagte, seine Freunde in der Schweiz hätten ihn über die Lage der Sachen in Karlsruhe übel getäuscht. Der Minister von Hacke lieh wohl den römischen Einflüsterungen ein williges Ohr, und benahm sich gegen Wessenberg mehr als zweideutig; aber die Hauptsache stand doch immer in des Letzteren eigener Entscheidung, und dieser war in seinen Grundsätzen und Gesinnungen unerschütterliche Die deutsch-katholische Kirche war damals auf dem besten Wege, sich in ächt christlicher Weise herzustellen und zu ordnen, wie es der Bildung und dem Bedürfnisse des Vaterlandes gemäß und heilsam erschien, in ihrer Mitte selbst waren die Führer dieses guten Werkes erstanden, Männer wie Wessenberg und Spiegel, denen das größte Vertrauen sich anschloß, sowohl der Geistlichen als des Volks, und die jeder gerechten Erwartung der Regierungen würden entsprochen haben. Wessenberg besonders, ein Mann der Reinheit und Milde, des treuesten Sinnes und der edelsten Geistesbildung, den man nicht unbillig mit Fenelon verglichen hat, Wessenberg wäre die größte Bürgschaft der innern Eintracht und des gedeihlichen Fortschrittes gewesen. Allein die Regierungen, und namentlich die protestantischen, deren größter Vortheil es war, jene heilsamen Bestrebungen zu fördern, durch welche die katholische Kirche in Deutschland eine deutsche geworden wäre, erwiesen sich ihnen abgeneigt, und die wenigen kleineren Staaten, welche die Sache fortsetzen wollten, mußten bald erkennen, daß ohne den Zutritt der größern ihre Mühen vergeblich blieben. Die persönliche

Sache Wessenbergs nahm eine neue, unvermuthete Wendung. Er entschloß sich, nach Rom zu gehen und sich dort gegen die ihm gemachten Anschuldigungen zu verantworten. Dies Vorhaben erregte wie Staunen und Bewunderung so auch Schrecken und Angst. Wessenberg war in Rom bitter gehaßt, jahrelang hatten hämische Gegner, die seiner klaren, milden und volksgemäßen Gesinnung gram waren, ihn dort verleumdet, seine Feinde waren seine Richter, gehässige, unwissende Richter, was für ein Schicksal konnte dort seiner harren! Zwar die Zeiten waren nicht mehr von der Art, daß man geradezu Scheiterhaufen und ewigen Kerker hätte fürchten müssen, auch wäre wohl Wessenbergs Name jenseit der Alpen nicht ganz machtlos gewesen; aber dennoch war es ein Wagniß, ein Heldenthum, daß er die Wanderung unternahm, wie viel Uebles und Schreckliches, auch ohne die genannten Aeußersten, konnte ihn treffen, welche Demüthigungen, welche vergebliche Mühen! Angesehene Personen redeten ihm warnend ab, seine Freunde beschworen ihn, nicht zu gehen; allein er achtete nicht der Gefahr, er fand es seine Pflicht, die Sache, die er für recht und gut hielt, zu vertreten, und wollte, gleich seinem Vorbilde Fenelon, auch durch Unterwürfigkeit darthun, daß seine Gegner ihn verleumdeten. Er reiste wirklich ab, und ich bewahre noch einige werthe Zeilen, mit denen er Abschied von mir nahm; Rahel hatte die Augen voll Thränen, und rief bewegt: „Gott, wenn er nicht wiederkehrte!" Doch er kehrte wieder; unverletzt an Leib und Seele, bereichert mit Blüthen Italiens; aber sein Wirken war gebrochen, und freiwillig entsagte er der Bischofswürde, die vor Allen ihm gebührt hätte, aber bei dem allgemeinen Gange dieser Sachen in Deutschland nun keine milde Friedensthätigkeit für ihn, sondern nur eine der Zwietracht und des Kampfes gewesen wäre." — Daß die preußische Union der Lutheraner und Reformirten in ihrem Keime ein Werk Schleiermachers war, dessen Name dabei ganz verleugnet wurde und der freiwillig davon zurücktrat, sobald das Werk polizeilich betrieben wurde, erfahren wir in Varnhagens Schilderung S. 190 zum ersten Male. Das Porträt Rostopschins theilten wir schon mit; heut wollen wir noch zwei von des Erzählers Begegnungen mit Uhland hervorheben.

„Durch Uhland wurde mir noch eine besondere Ueberraschung zu Theil. Ich wünschte doch auch das Theater in Stuttgart zu besuchen, und lud Uhland ein, mich dahin zu begleiten. Er stutzte, machte allerlei Ausreden und zeigte eine Verlegenheit, die ich mir nicht erklären konnte. Je mehr ich in ihn drang, desto mehr wich er zurück, ich stellte ihm vor, daß meine Zeit in Stuttgart größtentheils genommen, daß dies vielleicht die einzige Gelegenheit sei, ein paar Stunden ungestört zusammen hinzubringen; er gab dies zu, bestand aber auf seiner Ablehnung. Endlich fragt' ich ihn, ob er etwa Bedenken trage, sich mit mir öffentlich zu zeigen, ob seine Parteigenossen es ihm mißdeuten könnten? Da nahm er sich ein Herz und sagte: „Nein, das ist es nicht. Aber wir können im Theater nicht beisammen sein, denn du wirst mit mir nicht auf den schlechtern Platz gehen wollen, sondern auf den ersten, und da kann ich nicht hin." Erstaunt rief ich aus, dergleichen Schändlichkeit werde doch nicht in Stuttgart herrschen, daß im Theater solche entwürdigende Standesunterschiede geboten seien? — „Geboten nicht, erwiederte er, aber so durchaus gebräuchlich, daß es entsetzlich auffallen und morgen in der Stadt ein allgemeines Gerede sein würde, wenn man mich heute Abend in einer Loge sähe. Wir Bürgerlichen begehren auch nicht dahin, wir sind zu stolz, um mit den Vornehmen, mit denen, die sich solche dünken, zusammen sein zu wollen." Nun aber, im Unwillen über diese schmähliche Einrichtung, bestürmt' ich ihn erst recht, ihr verachtend zu trotzen, ich meinerseits rechnete es mir zur Ehre, dazu als Hülfsmittel zu dienen, und wenn die Sache Aufsehen mache, so sei es mir nur um so lieber. Uebrigens sei nichts einfacher, er begleite seinen Freund, der gleich ihm diese Aeußerlichkeiten verachte, und der den Platz, den er ihm anbiete, auch sicher für ihn zu behaupten wissen werde. Nach langem Zaudern entschloß er sich mit mir zu gehen, und in meiner Loge Platz zu nehmen. Ob die Ungewöhnlichkeit, Uhland in einer Loge zu sehen, im Publicum sehr bemerkt wurde, Aergerniß gab und Mißreden erweckte, hab' ich nicht erfahren, aber bei einigen Hofbeamten und Diplomaten, die mich während der Zwischenacte in meiner Loge besuchten, und denen ich meinen Freund Uhland mit eifriger Beflissenheit, als hätte ich einen Prinzen bei mir, vorstellte, bemerkte ich allerdings einiges Befremden, das sich aber schnell in lächelnde Höflichkeit versteckte und dem Dichter sogar einige Schmeicheleien eintrug." Hieran schließt sich noch aus dem folgenden Jahre eine Bemerkung: „Aus Stuttgart besuchte mich in diesen Tagen Ludwig Uhland; er offenbarte mir seine gedrückte Lage, im Vaterland war ihm jede Laufbahn verschlossen, als unbeugsamer Behaupter des alten Rechts hatte er selbst frühere Freunde gegen sich; doch wollte und mußte er eine Thätigkeit finden, und er hoffte durch mich den Lehrstuhl der deutschen Litteratur an der Universität zu Basel zu erlangen, deren neue Belebung beabsichtigt wurde. Ich schrieb seinetwegen nach Basel, doch ohne den gehofften Erfolg, der auch glücklicherweise durch die bald eintretende Wandlung der Dinge in Württemberg entbehrlich wurde. Uhland brachte in Karlsruhe seine ganze Zeit bei mir zu, wollte Nichts besehen, Niemand kennen lernen, wurde von Rahel, die er zum ersten Male sah, mit zärtlichster Sorgfalt gepflegt und ermuntert, auch ich ließ es an keiner Bemühung fehlen; aber den lieben Freund und Dichter aus seiner Einsilbigkeit in offenes Gespräch überzuführen, gelang durchaus nicht. Er war in seiner Weise höchst antheilvoll, aufmerksam, sogar vergnügt, was er sagte hatte guten Sinn, Geist und Witz, aber es war wenig, blutwenig! Ich darf behaupten, daß er in drei Tagen kaum hundert Worte gesprochen hat."

Meisterhaft ist die sachlich eindringliche und doch persönlich bescheidene Schilderung der eignen politischen Wirren in Varnhagens Darstellung jener Zeit. Es war die Zeit der Demagogenriecherei, der Turnerverfolgungen und der Karlsbader Beschlüsse in Folge der That Sands, der die Schilderung sich ausführlich widmet. Varnhagen erlebte als Augenzeuge und geheim als Förderer die ersten constitutionellen Bewegungen Süddeutschlands; die Geschichte seiner dadurch gefährdeten Stellung ist zugleich die Geschichte der ersten Kammersitzungen in Karlsruhe. Seine Abberufung vom Posten in Folge von Ver-

dächtigungen, vor denen ihn Hardenberg, sein Gönner, um so weniger schützen konnte, als diese vom Fürsten Wittgenstein und von Kamptz ausgegangenen Anfeindungen dem Staatskanzler selbst galten, die Reaction der damaligen Dunkelmänner ihn selbst heimlich traf. Varnhagens Berufung zum Posten eines Ministerresidenten in Nordamerica war zugleich eine indirecte Verbannung, weshalb er sie ablehnte. Neu und von großem Interesse sind die vertraulichen Briefe des jetzigen Königs von Württemberg an Varnhagen; dieselben hatten den Zweck, den in Karlsruhe beargwöhnten und gehemmten Vertreter Preußens in württembergische Dienste zu ziehen.

Katharina Sforza.

Zweiter Artikel.

Der Körper des erschlagenen Mannes lag auf dem steinernen Fußboden des weiten Saales der Nymphen, in den letzten fünf Minuten frei von allen Mühen und allen Sorgen um leere Koffer, Fleischtaxen, Conspirationen der Ordelaffi und italienische Staatshändel, vielleicht zum ersten Male seit den letzten vier Jahren. Er lag nahe an dem großen Fenster, und das dicke Blut floß langsam über die Steinfliesen, einen schauerlichen Flecken zurücklassend, den die Tradition in Forli noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts neugierigen Reisenden zeigte.

Es war die Abendstunde, die Stunde, wo der Italiener, damals und jetzt, außerhalb des Hauses sich in der kühleren Luft ergötzt, mit Verwandten und Freunden vor den Thüren — besonders der Droguisten, eine uralte Sitte! — steht und sitzt, oder auf den öffentlichen Plätzen flanirt, und schwatzt und spricht. Da erschienen oben am offenen Fenster des Palastes, wo ein oder das andere neugierige Auge noch vor ein paar Augenblicken den Grafen Girolamo, nicht ohne scheue Ehrfurcht, erblickt hatte, die Gestalten dreier Männer mit bleichen, verstörten Gesichtern, die so laut die gepreßte Brust es vermochte: Freiheit, Freiheit! Der Tyrann ist todt, Forli ist wieder ihre eigne Herrin! in den von friedlichen Spaziergängern wimmelnden Platz herabschrieen. Der Erfolg der kühnen That, ja die persönliche Sicherheit der Thäter hing durchaus von der Wirkung ab, welche dieselbe bei der Menge hervorbringen würde. Die Nachricht verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch die Stadt, die Piazza war in einem Augenblick von Menschen angefüllt, die den Ruf der Verschworenen mit: Ein Orso! ein Orso! Freiheit! Freiheit! beantworteten. Vorläufig schien der Erfolg gesichert.

Unterdessen hatte der Kanzler, welcher, wie sich der Leser erinnern wird, ein unfreiwilliger Zeuge des Mordes gewesen war, sich aus dem Saale nach den von der Gräfin bewohnten Zimmern zu retten gewußt. Ihre jüngeren Kinder und deren Wärterinnen, eine Schwester, Namens Stella, waren bei ihr, und die Verwirrung, die in dem mit Frauen und Kindern angefüllten Raum durch die athemlose Erzählung solcher That hervorgebracht wurde, kann man sich leicht vorstellen. Aber Katharina befahl dem Kanzler mit unendlicher Geistesgegenwart, keinen Augenblick zu verlieren, sondern ungesäumt auf das Castell zum Gouverneur Feo zu eilen, ihm die Kunde mitzutheilen und ihm zu befehlen, sofort zwei reitende Boten abzusenden, den einen an ihren Bruder, den Herzog, nach Mailand, den andern zu ihres Gatten Freund und Bundesgenossen, Bentivoglio, Herrn von Bologna.

Kaum hatte der treue Diener die Herrin verlassen und diese mit Hülfe ihrer Frauen die Thür des Schlafgemaches mit Meubeln, so gut es gehen wollte, verbarricadirt, als die Mörder schon gegen dieselbe donnerten und Einlaß begehrten. Im Nu waren die schwachen Hindernisse von kräftigen Fäusten und breiten Schultern aus dem Wege geräumt. Aber Checco Orsi, der Mörder, wagte nicht vor Katharina's Angesicht zu treten, er ließ seine Genossen hineingehen und die Gräfin auffordern, ihnen zu folgen. Widerstand war unmöglich. Es setzte sich also der lange Zug von Frauen und Kindern die Treppen hinab durch den Palast über den wimmelnden Marktplatz in Bewegung nach dem Palazzo Orsi. So war die Gattin des Gemordeten eine Gefangene im Hause des Mörders — wahrlich eine schauerliche Situation, besonders im schönen Land Italia in den guten alten Zeiten Guicciardini's.

Die Mörder selbst waren in nicht geringer Verlegenheit über die demnächst nothwendigen Schritte. Sich selbst zum Herrn der Stadt zu machen, konnte dem Checco, wie mächtig und angesehen seine Familie auch seit Jahrhunderten in Forli war, nicht einfallen. Eine solche Ueberhebung eines der Ihrigen würden die andern Adelsgeschlechter nimmermehr zugegeben haben. Er verfiel deshalb auf einen andern Ausweg, den man in dieser Periode häufig bei ähnlichen Veranlassungen einschlug. In einer eiligst zusammengerufenen Conferenz der angesehensten Forliveser machte er den Vorschlag, das durch den Tod Girolamo's factisch erledigte Lehen in die Hände des Lehnsherrn, d. h. des Papstes zurückzugeben. Bei diesem Arrangement blieb demjenigen, welcher dem heiligen Vater ein so annehmbares Geschenk zu Füßen legte, noch immer die wohlthuende Aussicht, von diesem in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste um die Christenheit im Allgemeinen und die Schatulle des Knechtes der Knechte im Besondern zum Statthalter oder dergleichen ernannt zu werden. Die eingeschüchterten Forliveser nahmen den Vorschlag Checco's beifällig auf, und man schickte sogleich einen Boten nach Cesena an den Cardinal Savelli, der dort als Gouverneur der Kirche residirte, mit der Aufforderung, alsbald nach Forli zu kommen und von dieser Stadt im Namen des Papstes Besitz zu nehmen.

Während so die Bürger unter Checco's Vorsitz das Wohl der Stadt beriethen, hatte der Pöbel den Leichnam des Ermordeten durch das Fenster auf die Piazza geworfen, ihm den letzten Fetzen der Kleidung abgerissen, und ihn durch die Straßen geschleift, bis es einigen Mönchen gelang, den mordlustigen Hunden ihre fürchterliche Beute zu entreißen und die verstüm-

melten Ueberreste des Grafen vorläufig in der Sakristei ihrer Kirche in Sicherheit zu bringen.

Der staatskluge Cardinal Savelli war durch die ihm von Seiten der Forliveser zugekommene Aufforderung keineswegs erbaut. Er wußte sehr wohl, daß Katharina's mächtige Verwandten durchaus nicht Checco Orsi's kirchenfreundliche Gesinnung theilen würden. Auch mochte er die ihm wohlbekannte Energie der Dame fürchten. Endlich, nachdem er mit Hin- und Herüberlegen viel kostbare Zeit verloren hatte, entschloß er sich, der an ihn ergangenen Aufforderung Folge zu leisten. Sein erster Schritt nach seiner Ankunft war, Katharina in dem Palazzo Orsi aufzusuchen. Die Unterredung zwischen der stolzen und durch ihren tiefen Fall keineswegs entmuthigten Frau und dem höfischen, in seinen Entschlüssen über diese verwickelte Angelegenheit keineswegs sichern Cardinal mag merkwürdig genug gewesen sein. Da uns aber die Geschichte nichts davon überliefert hat, so muß der Leser sich das Bild der gefangenen Löwin und ihres Gefangenwärters, der den Zorn des wilden Geschöpfes durch freundliche Blicke und Worte eher zu beschwichtigen, als durch Drohungen einzuschüchtern sucht, selbst ausmalen.

Indessen hatte die sonderbare Unterredung doch einen wichtigen Erfolg. Der Cardinal deutete an, daß es ihm besser schiene, wenn die Gräfin die bequeme, aber so manchen Zufällen ausgesetzte Gefangenschaft in dem Hause des Mörders mit der sehr kleinen, aber von ehrenfesten Bürgern bewachten Wohnung über dem Thore von St. Peter vertauschte. Natürlich konnte Katharinen der Sinn dieser Andeutung nicht verborgen bleiben, sie ging sogleich auf den Vorschlag ein, und so wurde sie denn sammt ihren Kindern und den Frauen, von einer Wache begleitet, in der folgenden Nacht nach ihrem neuen Gefängnisse geführt. Die Zimmer waren allerdings äußerst klein, aber die Mauern des Thurmes waren sehr dick, die eine Treppe, welche hinaufführte, sehr schmal, und die drei Bürger, welche sie zu bewachen hatten, wackre, vom Cardinal ausgesuchte Männer. Das war am Ende die Hauptsache.

Am folgenden Tage forderten der Cardinal und die Verschworenen den Gouverneur Feo auf, ihnen das Castell von Revaldino (hatte Girolamo etwas derartiges vorausgesehen, als er im Anfang seiner Regierung die Citadelle so eifrig befestigte?) zu übergeben. Als er sich weigerte, brachte man die Gräfin aus ihrem Gefängniß an den Fuß der Mauer, damit sie selbst dem treuen Diener den Befehl ertheile, von dessen Befolgung oder Nichtbefolgung der Ausgang der Verschwörung abhing. Das wußten alle Anwesenden sehr wohl, vor Allen Katharina selbst und der mannhafte Castellan, die ihre Rollen, ohne sich darüber verständigt zu haben, vortrefflich spielten. Katharina bat, befahl, beschwor den Castellan, die Citadelle zu übergeben und ihr Leben zu retten, Feo antwortete, daß sein Leben zu ihrer Disposition sei, ihm aber seine Ehre höher als sein Leben gelte und daß er die Citadelle nicht ausliefern könne. Katharina gerieth scheinbar in großen Zorn: „Ah, Madonna," sagte Giacomo Ronchi, einer der drei Mörder, „wenn Ihr es wirklich ernstlich meintet, würde er nachgeben. Aber Ihr wollt nicht, daß er Euch gehorcht, und deshalb möchte ich Euch, wie Ihr dasteht, mit dieser meiner Partisane niederstoßen."

In dieser Nacht gelang es Ercolani, dem treuen Kanzler, sich Zutritt zu seiner Gebieterin zu verschaffen. Er empfing von ihr geheime Instructionen für den Gouverneur Feo, mit denen er sich verstohlen und schleunig nach der Citadelle auf den Weg machte.

Katharina's Voraussicht ging durchaus in Erfüllung. Sie wurde am folgenden Tage abermals an den Fuß der Festungsmauer geführt, und die Komödie von gestern begann von neuem. Da erlaubte sich der Kanzler Ercolani, der auch zugegen war, dem Cardinal in aller Demuth einen Vorschlag zu machen, „der sicherste Weg, den Gouverneur zur Uebergabe zu bewegen, sei, wenn man der Gräfin verstatte, in die Citadelle zu gehen, um ihrem Diener dort, wo keine Gewalt, wie hier, sie zu zwingen scheine, ihren Befehl zu wiederholen. Wie er den Charakter des Gouverneurs, und den Einfluß, den Katharina auf Alle ausübe, kenne, so glaube er nicht, daß jener es wagen werde, ihr Angesicht gegen Angesicht den Gehorsam zu verweigern." Der Cardinal, bei dem der Eindruck einer persönlichen Unterredung mit der stolzen, energischen Frau noch ganz frisch war, hielt den von Ercolani angepriesenen Erfolg des allerdings ein wenig gefährlichen Mittels für sehr wahrscheinlich, und drang mit seiner Meinung trotz des lebhaften Widerspruchs der Verschworenen durch.

Katharinen wurde, unter der Bedingung, daß sie sich, wenn ihre Mission erfolglos bliebe, nach Verlauf von drei Stunden wieder in die Hände des Cardinals liefern wolle, erlaubt, in die Citadelle zu gehen.

Ganz Forli war zusammengeströmt, um den Ausgang dieses wunderlichen Handels abzuwarten. Wäre die Scene vor einem englischen, wettlustigen Publicum aufgeführt, so würden wahrscheinlich sehr bedeutende Summen bei dieser Gelegenheit gewonnen und verloren worden sein. Die Forliveser begnügten sich, die drei Stunden lang auf den Fußspitzen einer fieberhaft erregten Erwartung zu stehen und die Fragen, was die Gräfin thun möchte, würde, könnte, müßte, sollte? mit italienischer Zungenfertigkeit zu erörtern. Endlich verkündete die große Glocke auf der Piazza Allen, daß die drei Stunden vorüber seien. Eine Grabesstille folgte dem lärmenden Geschwätz einer ganzen Stadt, als jetzt Feo, der Gouverneur, oben auf der Mauer erschien. „Seine Gebieterin, die Gräfin," rief er mit ruhiger, weithin schallender Stimme, „habe sogleich nach ihrem Eintritt auf seinen dringenden Wunsch die Ruhe gesucht, die ihr nach den Stürmen der letzten Tage so nöthig sei. Sie erfreue sich in diesem Augenblicke eines tiefen und gesunden Schlafes. Was sie nach ihrem Erwachen thun werde, wisse er nicht; so viel stehe fest: in die Stadt würde sie unter diesen Umständen nicht zurückkehren, dafür werde er, der Gouverneur, selbst sorgen."

Und, als er so gesprochen, zog sich der Castellan, im vollen Vertrauen auf die ellendicken Mauern seiner Festung, in den sichern Schutz derselben zurück.

Man kann sich den Aufruhr denken, der durch diese Antwort unten in der harrenden Menge hervorgebracht wurde;

das Fluchen der Einen, die heimliche Freude der Andern, Verwünschungen, Drohungen, hier und da vielleicht schallendes Gelächter aus dem Munde eines treuen Anhängers der Gräfin, der sich für den Augenblick unbeachtet wußte. Der Cardinal war böse, die Orsi wüthend. Einige eilten nach dem Thorgefängnisse und holten Katharinens Kinder herbei; der Castellan wurde wieder auf die Mauer geladen und ihm bedeutet, daß die Gräfin ihren Verrath mit dem Leben der Ihrigen werde bezahlen müssen. Darauf erwiederte Jener: „die Forliveser möchten doch wohl bedenken, was sie thäten. Er seinerseits werde auch so der Gräfin nicht erlauben, die Citadelle zu verlassen; sie würden also ihr Ziel nicht erreichen und durch den Mord der unschuldigen Kleinen auf Forli ein Schicksal herabbeschwören, welches dem von Sodom und Gomorrha mindestens gleich kommen dürfte. Schon seien der Herzog von Mailand und der Prinz von Bologna von allen Vorgängen in Forli unterrichtet; er habe bestimmte Kunde, daß von beiden Städten bereits Truppen nach Forli unterwegs seien."

Die Forliveser konnten gegen die zwingende Logik dieser Worte des kaltblütigen Gouverneurs nichts einwenden; der Cardinal seinerseits hatte nicht die mindeste Lust, seine Hände mit dem Blute der Neffen und Nichten des Herzogs von Mailand zu beflecken, und so wurden die Kleinen (die eine fürchterliche Angst ausgestanden haben mögen) in ihr Thorgefängniß zurückgebracht, trotz des wüthenden Zähneknirschens der Orsi.

Für die Letzteren und ihre Partei nahmen jetzt die Angelegenheiten eine schlimme Wendung. Von Mailand und Bologna kamen Boten, die den Verschworenen unter Androhung gänzlicher Zerstörung der Stadt befahlen, die Kinder des Grafen augenblicklich in Freiheit zu setzen. Daß diese Drohungen keine leeren waren, sollte den Forlivesern sehr bald bewiesen werden, denn schon am 29sten desselben Monats erschienen Mailändische und Bologneser Truppen vor den Thoren und fingen an die Stadt einzuschließen. Dagegen war von Rom noch nicht einmal eine Antwort eingelaufen. Innocenz VIII. war kein Sixtus IV., er trug Scheu, sich in diese Angelegenheiten zu mischen, und desavouirte das Benehmen seines Cardinals in dieser Sache so vollständig, daß, als dieser später in der allergrößten Gefahr war, von Katharina wegen seiner Theilnahme an den forlivesischen Händeln aufgehangen zu werden, er nicht einmal ein gutes Wort für denselben einzulegen hatte.

Die Orsi sahen ein, daß ihre Sache verloren sei. Sie beschlossen, die Stadt zu verlassen. Aber noch blieb ihnen Eines zu thun, — und dieses Eine ist charakteristisch für die Sitten jener Zeit, — ehe sie sich selbst in Sicherheit brachten. Katharina sollte, wenn sie triumphirend von der Citadelle in die Stadt zog, sich kinderlos finden und in dem Augenblicke des Sieges die Werthlosigkeit desselben fühlen.

Die sechs Kinder befanden sich noch immer in dem Thorgefängniß unter dem Schutz der drei ehrenfesten Bürger. In dem ersten Theile der Nacht kamen Checco d'Orso und seine zwei Helfershelfer und zeigten eine fingirte Ordre vom Cardinal vor, wonach ihnen die Kinder, um sie nach einem andern Platz zu führen, ausgeliefert werden sollten. Das Triumvirat im Thurm, welches schon die Vorsicht gehabt hatte, nur Einen von den Dreien, Checco, einzulassen, schöpfte Verdacht, und weigerte sich, dem Befehle nachzukommen. Checco, der sich so seine Beute vorenthalten sah, machte seinen Genossen von einem der Fenster aus ein Zeichen, den Eingang zu forciren. Ronchi, eine Axt ergreifend, näherte sich der Thür. Einer der Triumvirn, dies bemerkend, feuert eine Muskete auf ihn und den Diener, der ihn begleitet, ab. Der Diener stürzt, Ronchi weicht zurück; in diesem Augenblicke kommt auch Orsi aus dem Thurm. Den Verschworenen bleibt nichts übrig, als sich, Wuth und Verzweiflung im Herzen, der Schaar der Verwandten und Anhänger, die schon ängstlich ihrer Rückkehr harren, zuzugesellen und mit ihnen die Stadt zu verlassen. Sie schlichen sich, ihrer siebenzehn, um 2 Uhr des Morgens davon, wie Füchse vom Hühnerstall, wenn die Hofhunde zu nahe sind — und die Revolution war zu Ende.

Zu Ende — bis auf das blutige Nachspiel natürlich, das nicht mit aller Umständlichkeit auszuführen, gar sehr gegen die Sitte der guten alten Zeit verstoßen hätte. Die Souveränin, die unter großem Schaugepränge, Viva-Rufen der frivolen Menge, Beglückwünschungen der servilen Behörden, zu Pferde zwischen den Generalen der zu ihrer Hülfe herbeigeeilten Truppen in ihre vielgeliebte und getreue Stadt Forli eingezogen war, hatte die landesmütterliche Gnade, dieselbe vor der Plünderung besagter Truppen zu bewahren, aus Schonung gegen die unschuldigen Frauen, wie sie sagte, oder, wie ein böswilliger Chronist sagt, um die unzähligen Kostbarkeiten nicht zu verlieren, die während der Revolution aus dem Palaste gestohlen waren, sich jetzt überall in der Stadt zerstreut befanden und bei einer Plünderung in die raubgierigen Hände der Soldaten gefallen wären. Von denen, welche sich bei den tumultuarischen Scenen nach der Ermordung des Grafen besonders hervorgethan hatten, hing man — da man doch wen hängen mußte, und die Mörder nicht zur Hand waren, — vorläufig drei „ihnen zur gerechten Strafe, Andern aber zum abscheulichen Exempel," wie es in den alten deutschen Todesurtheilen heißt. Ein fürchterlicherer Tod erwartete den fünfundachtzigjährigen Vater des Mörders, das Haupt der Familie Orsi, einen Veteranen forlivesischer Revolutionen, deren er nicht weniger als sieben mitgemacht hatte. Er war nach dem Morde des Grafen in die Stadt gekommen, um die Gelbschnäbel von aufrührerischen Söhnen und Neffen mit dem guten Rath des Alters und der revolutionären Erfahrung zu unterstützen, und bei der übereilten Flucht derselben (schimpflich genug für die brutalen Gesellen!) in dem Palazzo zurückgelassen worden. Er mußte es mit ansehen, der alte Mann, wie dieser sein Palast, das Haus, in welchem seine Familie nun schon Jahrhunderte gewohnt hatte, auf Befehl Katharina's von den Forlivesern gänzlich zerstört wurde. Dann wurde er auf die Piazza geführt, dort an den Schweif eines starken Pferdes gebunden und zu Tode geschleift.

Es ist anzunehmen, daß die häßlichen Spuren so blutiger Scenen weggewaschen und beseitigt waren, als am nächsten Morgen die gnädige Souveränin in feierlicher Procession aus ihrem Palast über eben dies Steinpflaster nach dem Dome

schritt, dort ein Te deum und anderen, der Gelegenheit angemessenen Gottesdienst zu feiern.

So war denn Alles in bester Ordnung und die junge und schöne Wittwe genau in der Lage, welche in ihrem Jahrhundert und Lande so manche historische Tragödie erzeugt, die so situirte Prinzessin ins Verderben und ihre unglücklichen Unterthanen ins Elend gestürzt hatte. Eine schöne Wittwe von sechsundzwanzig Jahren, die über ihre schöne Hand und ihre reiche Herrschaft frei zu verfügen hatte, war ein zu kostbarer Bissen, als daß nicht alle hungrigen fürstlichen und prinzlichen Hechte in Italien darüber in Bewegung hätten gerathen sollen. Aber Madonna — wie sie nach dem Tode des Grafen von den Chronisten fast stets genannt wird — war nicht blos durch Schönheit und Jugend, sondern auch durch Klugheit und Tapferkeit ausgezeichnet, und wer sich mit Heirathsgedanken oder Mordplänen trug, — denn die goldene Mittelstraße war ein von den Italienern damaliger Zeit wenig betretener Weg — mochte sich vor der einen oder der andern dieser Eigenschaften wohl in Acht nehmen. Daß Madonna in ihrem Alter und unter diesen Verhältnissen Wittwe bleiben würde, war natürlich nicht wahrscheinlich, und so hatten denn die Forliveser, wenn sie in der Abendkühle vor den Läden der Droguisten saßen oder auf der Piazza flanirten, in der Erörterung der Frage, wen die hohe Frau demnächst mit ihrer Hand beglücken werde, einen ausgezeichneten und unerschöpflichen Stoff der Unterhaltung. Endlich glaubten sie es herausgebracht zu haben, wer der Glückliche sei. Der Leser erinnert sich, daß ehe Sixtus seinen Neffen-Sohn mit der Herrschaft Forli belehnen konnte, er zuvor die Ordelaffi, deren Geschlecht Jahrhunderte lang in dieser Stadt geherrscht hatte, daraus vertreiben mußte, und daß alle die Insurrectionen gegen den Grafen Girolamo und auch die letzte, die ihm das Leben kostete, direct oder indirect von den Ordelaffi ausgegangen waren. Nun war von diesem Geschlechte nur noch Einer übrig, Antonio, ein edler Cavalier, der sich als Condottiere im Dienste der Republik Venedig ausgezeichnet hatte, und um den sich jetzt, als den letzten Prätendenten, voraussichtlich alle insurrectionslustigen Gemüther — und deren gab es stets in Forli — schaaren würden. Wie nun, wenn Madonna diesen enterbten Ritter zu ihrem Gemahl machte? Dann hätte aller Hader und Streit ein Ende und eine halcyonische Zeit mußte für Forli aus dieser Verbindung erblühen. So dachten die Forliveser in ihrem beschränkten Unterthanenverstande und bereiteten heimlich Alles zu den bevorstehenden Festlichkeiten vor. Aber ach! sie sollten nur zu bald erfahren, daß sie die Rechnung ohne den Wirth — oder vielmehr, ohne die Wirthin gemacht hatten! Die Gräfin hörte von diesen Vorbereitungen und gerieth vor Zorn außer sich. Sie, eine Sforza, sich mit einem Abenteurer vermählen! sie, aus Furcht vor einem Ordelaffi, die Rechte ihrer Kinder schmälern! Die Erfinder so lächerlicher und schimpflicher Gerüchte konnten froh sein, daß sie nicht nähere Bekanntschaft mit der Folter, dem Kerker und dem Galgen machten!

Die beschränkten Unterthanen trennten also die in aller Stille zusammengenähten Fahnen mit den vereinigten Farben der Riarier und der Ordelaffi in aller Stille wieder auf, und wagten, wenn sie doch das interessante Kapitel abzuhandeln nicht unterlassen konnten, nur leise und heimlich davon zu flüstern, so leise und heimlich, daß, als später wirklich Grund zum Sprechen war, sie alle „die Krankheit des Schweigens“ befallen zu haben schien. Denn junge und schöne Wittwen haben, auch wenn sie sich so energisch, wie Madonna, gegen eine neue und noch dazu unpassende Verbindung erklären, doch manchmal gar sonderbare Einfälle, und so fiel es denn auch der stolzen Gräfin ein, in heißer Liebe zu entbrennen für einen jungen Menschen, der freilich, wie die Chronisten berichten, „sehr groß, außerordentlich gut gewachsen, von schöner, rosiger Gesichtsfarbe, höflich und schmiegsam und in allen männlichen und ritterlichen Uebungen wohl erfahren war,“ sonst aber weder durch Macht, noch durch vornehme Geburt irgend welche Ansprüche auf so hohe Gunst machen konnte. Dieser liebenswürdige, von der Natur mit so vortrefflichen Gaben ausgestattete Jüngling hieß Giacomo Feo und war der Bruder von Tomasso, dem wackern Castellan von Revaldino, dem Katharina so viel zu danken hatte. Aber die Liebe bringt gar leicht die Stimme der Dankbarkeit zum Schweigen; das sollte der brave Tomasso bald erfahren. Katharina wünschte ihren Liebling an Stelle des erprobten Bruders als Castellan von Revaldino zu sehen. Indessen ein guter Schloßvogt jener Zeit glich einem guten Saupacker, der die einmal erfaßte Beute auch dann nicht losläßt, wenn es der Herr befiehlt, und die Gräfin, die den Charakter ihres Castellans wohl kannte, sah sich deshalb genöthigt, ihre Zuflucht zur List zu nehmen. Sie gab ein Fest in einem ihrer Gärten außerhalb der Wälle der Stadt, zu welchem Tomasso geladen wurde. Die Gräfin war außergewöhnlich heiter und gnädig, und als sie am Abend den getreuen Eckart bat, sie durch die Stadt nach ihrem Palaste zurückzubegleiten, wie hätte da Tomasso seinem Grundsatze, sich niemals allzu weit von den dicken Mauern seiner Burg zu entfernen, nicht für dies eine Mal untreu werden sollen! Aber sobald die Thore des Palastes hinter ihm und seiner gnädigen Gebieterin geschlossen waren, erklärte diese ihn für ihren Gefangenen. Umstände machten es wünschenswerth, daß er nicht auf das Schloß zurückkehre, dessen Vogt von jetzt sein Bruder Giacomo sei; dafür werde ihn eine Ehrenwache nach Savona, seinem Geburtsorte, begleiten.

Diese Ereignisse trugen sich im Sommer 1490 zu, und es ist anzunehmen, daß der neue Castellano um diese Zeit bereits seit mehreren Monaten der Gemahl seiner Souveränin war. Diese Heirath, obgleich in den Augen der Kirche vollkommen legitim, war und blieb ein tiefes Geheimniß, nicht blos weil sie eine Mesalliance war, sondern vorzüglich weil nach dem Rechte des heiligen Römischen Reiches eine zweite Ehe Katharinen der Vormundschaft ihrer Kinder beraubt haben würde. Das Geheimniß wurde so vollkommen bewahrt, daß die Kunde von der Geburt eines Sohnes Katharinens und Giacomo's, die um diese Zeit erfolgte, für die Forliveser auch zugleich die erste Kunde der geschlossenen Verbindung war. Indessen sollte sich die Gräfin ihres heimlichen Glückes nicht lange erfreuen. Die Ehren, welche die Souveränin auf das

Haupt ihres Lieblings häufte, hatten schon lange den Verdacht und den Neid ihrer Edlen erregt. Am 27. August 1495 kehrten Katharina, einige ihrer Söhne und Giacomo von einer Jagdpartie nach Forli zurück. Madonna und die Söhne befanden sich in einer Kutsche, Giacomo begleitete sie zu Pferde. Nun hatten sich sieben Bürger von Imola und Forli, einige Edle, Priester und Bauern verschworen, den verhaßten Günstling an diesem Tage zu ermorden. Sie postirten sich deshalb innerhalb der Stadt an einer Stelle, an welcher, wie sie wußten, die Jagdgesellschaft auf ihrem Heimwege vorüber mußte, und dort, den Wagen Katharina's vorbeilassend, stießen sie den unglücklichen jungen Gatten mit einer Partisane durch den Leib, daß er, ohne einen Laut von sich zu geben, todt vom Pferde fiel.

So war Katharina in dem Alter von dreiunddreißig Jahren zum zweiten Male nach einer fünfjährigen Ehe die Wittwe eines ermordeten Gatten.

Ein bemerkenswerther Zug des italienischen socialen Lebens in diesen Jahrhunderten ist das feste genossenschaftliche Band, welches die Glieder großer Familien aneinanderknüpft und bewirkt, daß bei politischen und privaten Verbrechen Einer für Alle und Alle für Einen stehen. Die Väter, Söhne, Brüder, Onkel eines entdeckten oder besiegten Verschwörers theilen sein Schicksal. Oft erstreckt sich die Strafe sogar auf die Frauen. Das ganze Geschlecht wird ausgerottet. Und ein solches Verfahren wird von allen Betheiligten, den Siegern und den Besiegten, als ganz selbstredend angenommen.

In diesem Falle erstreckte sich die Rache der ihres Geliebten beraubten Frau noch weiter. Nicht nur wurden die Familien der Schuldigen, sogar Frauen und Kinder an der Brust, ohne Unterschied geschlachtet, sondern der leiseste Verdacht reichte hin, ganz Unbetheiligte mit ins Verderben zu ziehen. Es scheint dies der einzige Fall in Katharinens wechselvollem Leben gewesen zu sein, wo wilde Leidenschaften, unvermischt mit politischen Rücksichten oder Berechnungen, ihr Verhalten bestimmten und sie zu Exceßen der Grausamkeit verleiteten. Es ist unmöglich, den Unterschied des ruhigen, gesetzmäßigen Verfahrens und der nicht ganz sinnlosen Züchtigung, welche die Ermordung Pietro's begleiteten, und der wilden Excesse rachsüchtiger Wuth, welche dem Tode Giacomo Feo's folgten, zu übersehen. Entweder müssen wir annehmen, daß die vergangenen Jahre, die Gewohnheit des Despotismus, Vertrautheit mit Blutvergießen den Charakter Katharinens wesentlich verschlimmert hatten, oder wir müssen, wofür wohl mehr spricht, eine Erklärung für ihr verändertes Betragen in dem Unterschied der Empfindungen suchen, welche der eine und der andere Fall in ihr wach riefen. Im ersten Falle sahen wir eine Fürstin, die mit strenger Gerechtigkeit die politischen Fanatiker bestraft, welche sie ihres Gatten, des Theilhabers ihrer Größe und Genossen auf der steilen Bahn des Ehrgeizes, der ihr aber auf der andern Seite nur für diese Zwecke des Ehrgeizes zugetheilt war, den sie sich nicht selbst gewählt hatte, nicht selbst hatte wählen können, beraubten. Im zweiten Falle haben wir ein Weib, welches mit Tigerwuth gegen die Mörder seines Glückes und seiner Liebe raſ't. Dieser schöne Jüngling, so mitleidslos vor ihren Augen hingemordet, war die erste und einzige Liebe dieser energischen, willensstarken Frau; durch ihn hatte sie vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben erfahren, daß sie ein Herz habe; er war ihr Liebling, ihr Heiligthum, unentweiht durch die blutige Arbeit, den Stamm der Riarier groß zu machen. Daher dieses unterschiedslose Morden, Hängen, Viertheilen, Foltern, daher diese fürchterliche Schale grimmen Zornes und rasender Wuth, die sich auf Forli ergoß. Ueber vierzig Personen, Männer, Frauen und Kinder, von denen der größte Theil sicher an dem Morde Giacomo's vollkommen unschuldig war, wurden getödtet. Mehr als fünfzig wurden verbannt und ihrer Güter beraubt, oder in andrer Weise gestraft.

Von diesem Augenblicke verliert Katharinens Leben so bedeutend an Interesse, daß wir, was noch davon zu berichten ist, in aller Kürze erzählen können.

Die zunehmende Trübung des politischen Horizontes und in Folge dessen die immer gefährlicher werdende Lage der kleinen italienischen Fürsten mußten Katharinen die Unterstützung suchen lassen, die ihr die Verbindung mit einer angesehenen und mächtigen Familie gewähren konnte. So finden wir sie denn nach Verlauf weniger Jahre zum dritten Male verheirathet. Ihr neuer Gatte war Giovanni, aus dem Hause der Medici, der sich längere Zeit als florentinischer Gesandter in Forli aufgehalten hatte.

Das wichtigste Resultat dieser Verbindung der beiden großen Häuser Sforza und Medici war die Geburt eines Sohnes, am 6. April 1498. Dieses Kind, Giovanni, wurde der berühmte Giovanni „Delle Bande Nere", der als größter Feldherr seines Jahrhunderts einen europäischen Ruf erlangte, und von dem die lange Linie der toscanischen Großherzöge aus dem Geschlecht der Mediceer abstammt. Durch diesen Giovanni, ihr achtes Kind und siebenten Sohn, ist sie auch die Verfahrin Maria's von Medici, die sich mit Heinrich IV. von Frankreich vermählte und durch diesen die Stammmutter aller der Bourbons wurde, die auf den Thronen von Frankreich, Spanien, Neapel, Parma und Lucca gesessen haben; und die durch ihre Tochter Henriette, die Gemahlin Karls I., die Mutter eines gleicherweise königlichen, und ebenso verderblichen Geschlechts wurde.

Giovanni, Katharinens Gemahl, starb schon sechs Monate nach der Geburt seines Sohnes, am 14. September 1498.

Unterdessen wurde die Situation Katharinens immer bedenklicher. In Forli und Umgegend wüthete eine Seuche, und im März des Jahres 1499 erklärte Papst Alexander aus dem Hause Borgia, das größte Scheusal, das je auf dem Stuhle Petri gesessen hat, Katharinen und einige andre kleine Fürsten der Romagna, weil sie ihren Tribut an den Apostolischen Fiscus nicht pünktlich entrichtet hätten, ihrer Souveränität für verlustig.

Von diesem Tribut war, so lange ein befreundeter oder verwandter Papst den Stuhl Petri einnahm, niemals die Rede; sobald man aber in Rom einer Entschuldigung bedurfte für die Cassirung irgend eines der kleinen Souveräne, schlug der heilige Vater sein Hauptbuch auf und erklärte den Bankerott des unglücklichen Schuldners.

Nun hatte Papst Alexander Söhne, die er sich gar nicht einmal die Mühe gab Neffen zu nennen, und er war mindestens ebenso „königlich gesinnt" als der Franziscaner Sixtus, heiligen Angedenkens. Sein ältester Sprosse, Cäsar Borgia, war ebenfalls äußerst königlich gesinnt, und die Borgia mußten so gut groß gemacht werden, als die Riarier.

Es kamen schlimme Tage für Forli. Ludwig XII., der Karl VIII. gefolgt war, hatte mit den Venetianern und dem Papste einen Vertrag geschlossen, wonach diese den König in der Eroberung des mailändischen Herzogthums unterstützen sollten, während Cäsar Borgia die kleinen Fürstenthümer der Romagna für sich beanspruchte. Anfangs November erschien Borgia mit einer zahlreichen Armee vor Imola. Die Stadt ergab sich bei der ersten Aufforderung, und schon am 19. December hielt er seinen Einzug in Forli, nachdem sich Katharina in das Castell zurückgezogen hatte. Dort vertheidigte sie sich mit der größten Tapferkeit, bis das Castell durch die Kanonen Borgia's und ein Feuer, welches in dem Augenblicke, wo gestürmt werden sollte, ausbrach, ein Trümmer- und Schutthaufen war. Die muthige Frau hatte sich in einen festen Thurm geworfen, und ergab sich erst, als jede Möglichkeit der Vertheidigung aufgehört hatte.

Gegen Ende Januar verließ Borgia die Stadt, die er nun vollkommen unterworfen hatte, und führte seine edle Gefangene mit sich nach Rom. Dort kamen sie am 26. Februar 1500 an, und wie sie jetzt zum zweiten Male durch die Porta del Popolo einzog, mag der entthronten Wittwe der Gegensatz dieses Einzuges mit jenem ersten schwer genug aufs Herz gefallen sein.

So war denn Katharina eine Gefangene in der Stadt, in welcher sie in den ersten Jahren ihrer Ehe mit Riario, dem Neffen Sixtus IV., unumschränkt geherrscht hatte, eine Gefangene des Mannes, der damals über ein freundliches Lächeln der allmächtigen Günstlingin nur zu glücklich gewesen war, eine Gefangene in dem Castell von St. Angelo, dessen fürchterliche Mauern das lebendige Grab so manches unglücklichen Opfers päpstlicher Grausamkeit und Willkür gewesen waren. Es ist kein Zweifel, daß ohne die Fürsprache des französischen Königs Katharina niemals einen Weg aus dieser Löwenhöhle gefunden hätte.

Nachdem sie sich noch einige Tage in Rom aufgehalten, verließ sie es zum letzten Male am 27. Juli und begab sich nach Florenz, wohin ihr ihre sämmtlichen Kinder schon vorausgegangen waren. Katharina scheint gefühlt zu haben, daß für sie, trotzdem sie erst im neununddreißigsten Jahre stand, das Leben zu Ende sei. Fast unmittelbar nach ihrer Ankunft erwählte sie das Kloster Murate zum Aufenthaltsort und verließ es nicht wieder.

Sie starb im Jahre 1509, dem siebenundvierzigsten Jahre ihres Lebens, ein langes, sorgfältig ausgearbeitetes Testament hinterlassend, charakteristisch für sie durch die Gerechtigkeit und Billigkeit, mit der sie, was sie noch besaß, unter die Kinder ihrer drei Ehen vertheilte.

F. Sp.

Gedichte von Hermann Lembcke.*)

Frühlings-Dithyrambus.

Aus Waldesschatten, jungem Blattgegitter
Wölbt sich der Dom des neuen Frühlings wieder,
In seine Hallen trat ich mit der Zither,
Zu weih'n dem Frühling meine jungen Lieder.

Ich schritt fürbaß, umwallt von Blumendüften,
Von Vögelsang umjauchzt, von Lenz durchbebet,
Mein Blick stieg trunken zu den blauen Lüften,
Wo Sonn' und Lieb' den ew'gen Frühling webet.

Und wie ich sinnend also weiter walle,
Hält heil'ge Stille plötzlich mich umfangen,
Aus majestätisch hoher Eichenhalle
Tön' einer Aeolsharfe leise drangen.

Und gluthvoll hör' ich's pochen in dem Herzen,
Da hat ein Schimmer leise sich ergossen,
Ein Heiligenschein von Walddoms Blumenkerzen
Ist lieblich um ein Götterbild geflossen.

Und ich erschaut', mit braungelocktem Haupte,
Aus dem die Sonnenaugen hell aufblitzen,
Geschmückt mit Kränzen, die der Mai belaubte,
Die Lenzesfee auf einer Moosbank sitzen.

Rings um sie strahlten weiße Anemonen,
Die unhörbar die Glockenkronen regten,
Auf ihres Moosespolsters üpp'gen Thronen
Moosröselein ihr sinnend Haupt bewegten.

Da kniet' ich hin vor ihr, andachtumfangen,
Ein Säuseln rauschte von des Waldes Wipfeln,
Mir war's, als ob die Lüfte Wonne sangen,
Und Worte tönten von der Bäume Gipfeln.

Ich hörte Lieder aus dem Herzen steigen,
Die Muse lächelte auf mich hernieder,
Es sprachen aus dem still-beredten Schweigen
Harmonisch süße, sanfte Frühlingslieder.

Erhoben hat sie dann die Lilienhände
Und mir das Haupt gar feierlich geweihet,
Und Lieder sing' ich, Lieder ohne Ende:
Es hat die Fee des Lenzes mich gefeiet.

Seufzerschlucht.

Ein stilles Plätzchen in dem Frühlingshain,
Lad't mich die Moosbank dort zum Sitzen ein.
Die alten Eichen rauschen um mich her,
Sie wiegen ernst das Haupt, von Träumen schwer.

---

*) Aus: Liederfrühling von H. Lembcke. Siehe die Rubrik Litteratur Spalte 1544 dieser Nummer.

Der Quell so trüb' zu meinen Füßen schaut,
Kein Wasserstrahl aus seiner Urne thaut,
Er mahnt mich an ein Menschenangesicht,
Von Thränen schwer, doch kann es weinen nicht.

In Waldesdämm'rung bin ich eingehüllt,
Und auch von Dämm'rung ist die Brust erfüllt,
Kein Laut stört hier die Feier der Natur,
Des Waldes Wipfel rauschen heimlich nur.

Geist dieser Bäume, eine Menschenbrust
Pocht unter euch von Menschenleid und Lust,
Es möcht' ihr Geist in euren duft'gen Höh'n
Wie milder Lenzhauch in den Wald verweh'n!

Es schwäng' der Geist so gern sich himmelwärts,
Doch stückweis brechen muß das Menschenherz,
Muß matt sich ringen in der Erdennoth,
Bis es erringt den Preis des Lebens: Tod!

Dennoch, wie Wehmuth trübt des Menschen Blick,
Das Leben ist der Erde höchstes Glück, —
Wie schnell die Jahre auch darüberweh'n,
Wie ist das Leben doch so wunderschön!

Wie glücklich pocht das Herz in unsrer Brust,
Das Herz, mit der Gefühle süßer Lust;
Erfaßt die Liebe gar das Menschenherz,
O welche Wonne, welcher süße Schmerz!

Gott gab Gedanken uns in bunter Zahl,
Und den Verstand, den reinen Gottesstrahl,
Auf daß wir finden ihn auf jeder Spur,
Wob er um uns die ewige Natur.

Im Lenzdrang muß die Erde aufersteh'n
Und Blumendüfte durch die Fluren weh'n,
An jedem Morgen steigt in ew'ger Pracht
Der Sonnenball empor aus Sternennacht.

Und was der Winter mit dem Eiseshauch
Der Flur — das ist der Tod dem Menschen auch,
Der Frühling folgt im blüthenfarb'nen Kleid:
Der Geist erblüht zu ew'ger Lenzesfreud'.

So saß ich sinnend und die Wehmuth wich,
Und neue Lebenslust erfüllte mich,
Und ich trat jauchzend aus dem dunklen Hain
Hin in der Berge gold'nen Sonnenschein.

Wanderers Heiterkeit.

Durch Graben, Heck' und Waldesbach,
Ueber Berg und Thal, — der Nase nach,
So wandert daher ein junges Blut
Mit frohem Lebensübermuth.

Er legt sich stracks, wo's ihm gefällt,
Er wandert kreuz und quer durchs Feld,
Er singt und jubelt aus voller Brust
Von süßer Lieb' und Freiheitslust.

Und wo die Vöglein ihn erspäh'n,
Da singen sie ihm bekannte Tön',
Und wo der Wald den Gesang belauscht,
Da hat er mit allen Blättern gerauscht.

Der Bach ertos't im jähen Lauf,
Doch hält er nicht den Burschen auf,
Wie ihn auch hemmt der Wasser Drang,
Er schwimmt hindurch, — und mit Gesang.

In seiner Seel' wohnt Heiterkeit,
Und reine, wahre Lebensfreud',
In seiner Brust wohnt Mannesmuth,
Er traut sich selbst, — und das ist gut.

He, Bursche, du gefällst mir so,
Wo hast du's her, — o sag' mir's, wo?
Der Bursche lächelt schlau für sich:
Das wächst hier alles innerlich!

Bußtag.

1.

Ich höre Jubel durch die Lüfte schallen
Von solchen, die der Lenzeslust sich freuen,
Und Glockentöne, die sich rings zerstreuen,
Als wenn die Blüthen von den Bäumen fallen.

Dazwischen schmettern laut die Nachtigallen,
Als wollten sie das Fest des Tages weihen,
Die Bäume sind geschmückt mit grünen Maien,
Und auf der Flur die Engel heimlich wallen.

Es ist ein Bußtag in die Welt gestiegen,
Und fromme Schaaren geh'n an mir vorüber,
Die still und ernst zum Gotteshause ziehen.

Ich aber will im grünen Walde knieen,
Wo über meinem Haupt die Wolken fliegen,
In Gottes grünem Dome bet' ich lieber.

2.

Ein Hochamt wird im Waldesdom gehalten,
Die Sonne strahlt von seiner Kuppel Höhen,
Und Frühlingslüfte auf und nieder wehen,
Wie Seufzer einer Brust, von Reu' gespalten.

Hier knie' ich hin und will die Hände falten:
Ich weiß, o Gott, du läßt kein Herz vergehen,
Das sich bemüht, dein Wandeln zu verstehen
In der Natur tiefinnersten Gestalten.

Dies mein Gebet. Die Sonne blitzt hernieder,
Der weite Dom erschallt vom Vögelsange,
Der Frühling duftet Weihrauch durch die Hallen

Natur, an deinem Busen ruh' ich wieder,
Nach der ich stets aus tiefer Seel' verlange,
Dein ewig Bild giebt wahren Trost uns Allen.

Hierzu Beilage: Chronik.

Die Glaubenserweckungen in Irland.

st. Man mag von den Methodisten halten, was man will, das Lob wird man ihnen zugestehen müssen, daß sie Menschenkenner sind und sich auf die Bedürfnisse ihrer Gemeinde verstehen. Eine gleichgültige Stimmung wird unter ihrer Heerde wohl entstehen, aber nicht lange anhalten können. Kaum zeigen sich die ersten Spuren, daß der Glaubenseifer bis zum Lauwarmen erkaltet, so wird mit Eifer und Geschick, mit kleinen und großen Mitteln entgegengearbeitet. Der kleinen Mittel giebt es unzählige, z. B. rascher Wechsel der Prediger, Stiftung von Vereinen und Betgesellschaften, unter den großen spielen die Glaubenserweckungen (revivals, wörtlich: Wiederbelebungen) die Hauptrolle. Diese großen kirchlichen Feste sind in America entstanden, aber drei Engländer, die Brüder Wesley und Whitfield, können die Ehre der Erfindung in Anspruch nehmen. Als diese in der Geschichte des Methodismus hochberühmten Männer 1740 ihren Brüdern in America einen Besuch machten, fanden sie zu ihrem Schrecken, daß eine bequeme Gleichgültigkeit überall Platz gegriffen hatte. Sie reisten unermüdlich von Grafschaft zu Grafschaft, erweckten die Seelen und riefen eine solche Bewegung hervor, daß die weltlichen Geschäfte sechs Monate lang vollständig stockten.

Die americanischen Glaubenserweckungen haben sich seitdem nicht blos erhalten, sondern sind durch eine zweite Erfindung, die Feldlager (campmeetings), vermehrt worden. Die Glaubenserweckungen sind für die Stadt, die Feldlager für das Land, insbesondere für die unermeßlichen Wälder des Westens. Der Hergang bei den Erweckungen ist folgender. Eine Gesellschaft der eifrigsten Geistlichen begiebt sich in die Stadt, über die das Licht ausgegossen werden soll. In jeder Kirche wird an jedem Tage dreimal gepredigt, und zwar jedesmal von zwei Geistlichen, welche die Kanzel nach einander besteigen. Sie theilen sich in die Arbeit so, daß der eine die Qualen der Hölle, der andere die Entzückungen des Himmels ausmalt. Beide wählen die kräftigsten Worte, die glühendsten Farben und schlagen auf die Gewissen wie mit Fäusten. Der Erfolg bleibt nie aus. Die Gemeinde wird unruhig, nicht lange, und man hört einen Sünder laut weinen, andere fallen ein, aus dem Weinen wird ein Schluchzen, ein Heulen, und indem der Geistliche sich immer mehr steigert, gerathen seine Zuhörer in Zuckungen und schlagen mit Händen und Füßen um sich. Der große Augenblick ist da. Die in der Kirche anwesenden Geistlichen haben diesen Durchbruch der Gnade erwartet und begeben sich in feierlichem Zuge zu der „Bank der Angst", wo sie Platz nehmen. Die Sünder erscheinen vor ihnen, beichten alle Sünden, welche sie begangen oder gedacht haben, und empfangen geistlichen Trost. Die ganze Gemeinde ist während dieser Scene wie verzückt und überbietet sich in Anrufungen der Gnade, in Verwünschungen des sündhaften Leibes, in Heulen, Brüllen und Stampfen. Je wilder der Lärm ist, um so vollständiger ist die Glaubenserweckung. Sie dehnt sich von der Kirche auf die Straßen und Häuser aus. Die Erweckten predigen an den Ecken und versammeln sich in den Häusern zu Gebeten und Krämpfen.

Weit abscheulicher noch sind die Feldlager. Man hält sie immer auf einer von Wald umgebenen Lichtung, wo Kanzeln erbaut und rohe Bänke gezimmert werden. Die Gläubigen schlagen am Saume des Waldes Zelte auf und werden vom frühen Morgen bis zum späten Abend erweckt. Da Hinterwäldler weder eine zarte Haut noch ein zartes Gewissen haben, so treiben die Prediger ihre Worte wie Keile ein, und sind sie endlich ins lebendige Fleisch eingedrungen, so spielen Scenen, gegen die Alles, was man in den Städten sieht, schaal und matt ist. Wie die Weiber dabei sich benehmen und wie sie von den Geistlichen behandelt werden, wollen wir unter dem Schleier lassen, den die Methodisten über diese häßlichste Seite der Feldlager zu ziehen lieben.

Die Redemptoristen und Jesuiten haben bei ihren europäischen Missionen die Glaubenserweckungen der Methodisten zum Muster genommen. Ein bekannter protestantischer Geistlicher (Harleß) hat ihr Verfahren in der bayerischen Kammer einst als eine Pferdecur bezeichnet. Die Methodisten haben unseres Wissens erst in diesem Jahre in Europa zu erwecken begonnen. Sie wählten ihren Ort und ihre Zeit gut. Irland ist diejenige der Schwesterinseln, deren Einwohner am leichtesten zu erregen sind und die meiste Zeit übrig haben. Hierher, nach Belfast und Armagh, verlegte man also die erste europäische Glaubenserweckung. Man begann im Mai und endete im August, so daß das große Werk in die Zeit der Geschäftsstille fiel und allgemeine Aufmerksamkeit erregen mußte.

Nach den methodistischen Berichten goß sich eine volle Schale der göttlichen Gnade über Belfast aus. Von Predigern und Propheten erstand unter dem Volke eine sehr große Menge (a very large number). Von je 500 Menschen, welche die Kirchen besuchten, wurden je 100 bekehrt. Der Durchbruch erfolgte unter den unzweideutigsten Zeichen seiner Aechtheit. „Der Sünder rang die Hände, erhob die Arme, bewegte die Beine und preßte im Zustande der heftigsten Verzweiflung über seine Schlechtigkeit die Hände gegen den Magen. Häufig troff ihm der Schweiß von den Haaren, sein Körper gerieth in fürchterliche Zuckungen, und er schlug mit dem Kopfe gegen die Steine, daß man glauben mußte, er werde sich das Hirn zerschmettern." Am meisten litten diejenigen, welche nie in der Bibel gelesen hatten. Nach den Erzählungen von Augenzeugen sah es in der Kirche wie auf einem Schlachtfelde aus. Hunderte von Menschen lagen auf dem Boden und stöhnten und heulten mit schäumendem Munde, starren Augen, und mit Händen und Füßen um sich schlagend. Aus Dutzenden von Häusern hörte man, wenn man vorbeiging, Tag und Nacht das Geschrei um Gnade, in das sich die Gebete und frommen Gesänge von freundlichen Helfern mischten. Wo ein recht verstockter Sünder in Zuckungen lag, ließ man Thüren und Fenster offen, damit sich auf der Straße Menschengruppen sammeln und für ihn beten konnten. Auf Kinder von fünf und sechs Jahren ließ sich der heilige Geist herab, und sie sprachen „mächtig, wunderbar und voll Erfahrung über göttliche Dinge." War der Kampf gegen die Sünde siegreich beendet, so trat bei dem Bekehrten ein himmlischer Zustand ein. „Ein seliges Lächeln zog über sein Gesicht und er streckte die Hände aus, um einen geliebten Gegenstand zu umfassen und an sein Herz zu drücken. Seine Bewegungen und Worte wurden sanft und anmuthig, so ungebildet und ungeschlacht er früher auch gewesen sein mochte." Selbst ein Wunder kam vor. Als der Prediger einmal zu Gott flehte, daß er den heiligen Geist im Feuer niedersteigen lassen möge, erhellte sofort ein Blitz die Kirche, so daß die Zuhörer laut aufschrieen und sich zu Boden warfen.

Die protestantischen Geistlichen scheinen dem Treiben ruhig zugesehen zu haben. Von ihren katholischen Glaubensgenossen hören wir, daß sie „mit Arzneien, Whiskey und Weihwasser" entgegengewirkt hätten. Von diesen drei Mitteln will uns keines gefallen. Die Glaubenserweckungen fallen offenbar unter den Begriff der ansteckenden geistigen Krankheiten. Man muß diese Epidemien austoben lassen und ruhig warten, bis eine bessere Erziehung durch die Schule und das Leben die beiden Brenn-

stoffe, Dummheit und Unwissenheit, an denen sich ihre Flamme entwickelt, beseitigt hat. Die Polizei hätte das meiste Recht, den Glaubenserweckungen feindlich zu begegnen. Wie sie wirken, zeigt sich darin, daß in Belfast vom Mai bis August 1858 im Ganzen 3457 Personen wegen Trunkenheit und Unfug bestraft wurden, aber 1859 während derselben Periode, also gerade in der Zeit der Erweckungen, 3939 oder 482 mehr.

Die historische Commission in München.

Die durch den König Max von Bayern im vorigen Jahre ins Leben gerufene historische Commission der Akademie der Wissenschaften hat ihre diesjährigen Plenarsitzungen vom 29. September bis 1. October in München abgehalten, und es waren dabei unter dem Präsidium Leopold Ranke's sämmtliche ordentliche und außerordentliche Mitglieder versammelt, nämlich aus München selber außer dem zum Secretär erwählten von Sybel auch noch der Oberst von Spruner, die Professoren Cornelius, Löher und Voigt, der Hofbibliothekar Föringer, der Reichsarchivdirector von Rudhart und der Reichsarchivsecretär Muffat, ferner aus Berlin die Professoren Droysen, Jakob Grimm und Pertz, aus Königsberg der Professor Giesebrecht, aus Heidelberg Professor Häusser, aus Erlangen Professor Hegel, aus Hamburg Archivar Lappenberg, aus Nürnberg der Reichsarchivar Baader, aus Stuttgart der Oberstudiendirector Stälin, aus Göttingen Professor Waitz und endlich aus Würzburg Professor Wegele. Eines der im vorigen Jahre erwählten Mitglieder, Chmel in Wien, ist bereits wieder verstorben. Gegenstand der Berathungen und Besprechungen war zunächst ein Bericht über die Arbeiten des verflossenen Jahres, woraus sich ergab, daß die Commission ihrem Zwecke bereits in umfassender Weise zu dienen gewußt hat. Dieser ihr Zweck ist nach königlicher Entschließung der, für die Ausgabe wichtiger Quellen der deutschen Geschichte zu wirken, zu bedeutenden Forschungen in allen Zweigen dieses Faches anzuregen und die Publication hervorragender Werke wenn nöthig zu unterstützen. 15,000 Gulden stehen dafür der Commission jedes Jahr an regelmäßigen Bezügen aus der königlichen Privatschatulle zu Gebote — eine Summe, die vorerst von folgenden Unternehmungen in Anspruch genommen wurde. Professor Hegel aus Erlangen meldete, daß der Druck der ihm übertragenen Sammlung deutscher Städtechroniken, und zwar zunächst der fränkischen, bayerischen und schwäbischen, im Frühling 1860 beginnen könne. Professor v. Sybel benachrichtigte die Versammlung von dem rüstigen Vorwärtsschreiten der seiner Leitung überlassenen Arbeiten für die Herausgabe der deutschen Reichstagsacten, zu welchem Zwecke die Archive in München bereits erforscht seien, die in Weimar soeben durchforscht würden, und die in Dresden, Wien, Turin, Mailand und Venedig noch im Laufe dieses Winters an die Reihe kommen sollten. Ebenso erfreuliche Fortschritte macht unter Leopold Ranke's Leitung die Herstellung der Jahrbücher des deutschen Reiches, indem die Annalen der karolingischen Zeit in völliger Ausarbeitung begriffen sind und von denen der sächsischen Kaiser bereits der Druck begonnen hat. Das waren die Arbeiten des verflossenen Jahres; für das kommende beschloß die Commission der Genehmigung des Königs folgende Anträge zu empfehlen. Archivar Lappenberg proponirte die Herausgabe der Documente und Recesse der Hansatage, an welche sich eine entsprechende Publication der oberdeutschen Städteacten anschließen sollte. Jakob Grimm befürwortete eine Sammlung mittelhochdeutscher Gedichte historischen Inhalts aus dem 11., 12. und 13. Jahrhundert, sowie denn auch die Commission eine Fortsetzung und Vollendung des von dem „Altmeister germanistischen Wissens" früher begonnenen Werkes über die deutschen Weisthümer als wünschenswerth erkannte. In gleicher Weise sprach sie sich auch über die vom Dr. v. Liliencron vorbereitete Sammlung deutscher Volkslieder mindestens bis zum Schlusse des 17. Jahrhunderts aus. Endlich soll unter Leitung von Waitz, Stälin und Häusser ein periodisches Organ für die historische Wissenschaft begründet und diesem der Titel „Forschungen zur deutschen Geschichte" beigelegt werden. Alle die bisher erwähnten Unternehmungen würden von den alljährlich disponibeln 15,000 Gulden zu fördern sein; für das kommende Jahr hat aber König Max der Commission noch einen außerordentlichen Zuschuß von 25,000 Gulden bewilligt, und diese sollen zunächst auf Dotirung von vier Preisaufgaben verwendet werden. Letztere betreffen eine Lebensbeschreibung berühmter Deutschen, eine Biographie berühmter Bayern, ein gelehrtes Handbuch der deutschen Geschichte in den mittelalterlichen Zeiten, und ein Handbuch der deutschen Alterthümer bis auf Karl den Großen. Außerdem erschien der Commission auch die Herstellung einer kritischen Geschichte des Landes und Herzogthums Bayern bis zur Erhebung des Hauses Wittelsbach, sowie endlich die einer Geschichte der Wissenschaften in Deutschland bis auf die neuesten Zeiten empfehlenswerth. Den Gedanken an das letzterwähnte Werk regte Leopold Ranke an.

Spitta †.

Zu Burgdorf im Königreich Hannover starb Anfang October Karl Johann Philipp Spitta, der begabteste Dichter geistlicher Lieder in der Gegenwart. Er war am 1. August 1801 in der Hauptstadt Hannover geboren und studierte während der Jahre 1821—24 Theologie in Göttingen, wo er mit Heinrich Heine nahe bekannt wurde. Wie dieser, der ihn in seinen Werken mehrmals erwähnt, stammte er ursprünglich aus einer jüdischen Familie. Von der Universität aus begab er sich zunächst in eine Hauslehrerstelle, im Jahr 1828 aber wurde er Pfarradjunct zu Südwalde in der Grafschaft Hoya. 1830 kam Spitta sodann als Garnisonsprediger und Seelsorger an die Strafanstalt nach Hameln, sowie 1837 als Pfarrer nach Wechold bei Hoya, wo er zehn Jahre lang blieb. 1847 wurde er Superintendent zu Wittingen im Lüneburgischen und 1853 endlich Superintendent zu Peine im Hildesheimischen. In religiöser Hinsicht gehörte Spitta der streng kirchlichen, conservativen Richtung an, er war Altlutheraner. Gedruckt erschienen von ihm außer einzelnen Predigten zwei Sammlungen geistlicher Lieder, beide unter dem Titel „Psalter und Harfe", und diese machten seinen Namen in den weitesten Kreisen berühmt und geehrt. Die erste Sammlung hat seit ihrem Entstehen im Jahr 1833 schon gegen zwanzig, die zweite seit ihrem Erscheinen im Jahr 1843 schon gegen zehn Auflagen erlebt. Nur zum kleineren Theile waren die darin enthaltenen Lieder für kirchlichen Gebrauch berechnet, die meisten dienten häuslicher Erbauung, alle aber sind durch fromme Begeisterung, Innigkeit des Gefühls und tiefempfundene Gläubigkeit, sowie nicht minder durch ihre schwungvolle, bilderreiche Sprache ausgezeichnet. Das Urtheil, daß seit Paul Gerhard Keiner das deutsche Kirchenlied mit so poetischem Verständniß cultivirt habe, wie Spitta, erscheint gerechtfertigt. Componirt wurden viele Stücke aus „Psalter und Harfe" von Becker in Leipzig und Hering in Bautzen. In unseren Gesangbüchern ist Spitta z. B. mit den bekannten Liedern vertreten: „O komm, du Geist der Wahrheit, und kehre bei uns ein," „Ich steh' in meines Herren Hand und will drin stehen bleiben" und „Lob sei Dir, mein Gott, gesungen, Ruhm und Preis sei Dir gebracht!"

Die Missionsanstalt in Hermannsburg.

k. Als eine eigenthümliche Frucht des seit längerer Zeit in der lutherischen Kirche Deutschlands erwachten thätigen Eifers für die Heidenmission muß die Missionsanstalt in Hermannsburg, nicht weit von Lüneburg, angesehen werden. Wer sich für diese Gegenstände interessirt, konnte in einem der letzten vorjährigen

Hefte der Gelzer'schen „Monatsblätter“ einen sehr anziehenden Artikel darüber lesen. Sie erhält sich, so wie ihr bereits in Südafrica begründetes Missionswerk, durch sich selbst und durch freiwillige Beiträge. Sie besitzt ein eigenes Schiff, Kandaze, das zwischen ihr und Africa die regelmäßige Verbindung unterhält und welches im Herbste 1853 die ersten Missionare und Colonisten nach Africa führte, deren Gesammtzahl bis jetzt gegen hundert beträgt. Seit dem Jahre 1854 sind durch dieselben in Africa unter den Kaffern erstens die Missionsstation Hermannsburg, welche schon wie ein stattliches kleines Dorf aussieht, und sodann noch vier Stationen, ferner eine im freien Lande der Zulukaffern, endlich zwei unter den Betschuanen gegründet worden, und das Christenthum hat dort auch bereits unter den Eingeborenen Wurzel geschlagen, indem nach den neuesten Nachrichten schon fünfzig Heiden getauft worden sind. Im letzten Verwaltungsjahre betrugen die Einnahmen der Missionsanstalt 33,065 Thaler. Diese selbst besteht aus dem Missionshause und Missionshofe mit 24 Zöglingen und dem übrigen Personale, sowie aus dem Asyle, wo 20 Personen aufgenommen werden können, denen die Zöglinge Unterricht ertheilen. Mit der Anstalt ist auch eine Druckerei verbunden, die im Missionshause sich befindet nnd wo das „Hermannsburger Missionsblatt“, eine Art Organ der Anstalt, gegenwärtig in 14,000 Exemplaren gedruckt wird. Die Seele des Ganzen ist der Pastor Harms in Hermannsburg, der auch das Blatt herausgiebt und der mit glühendem Eifer die Anstalt selbst leitet und mit seinem Geiste durchdringt. Seine Predigtweise im Missionshause, sowie die Darstellung der Angelegenheiten im Missionsblatte und seine Behandlung des ganzen Missionswerks daheim und draußen in Africa geben die beste Gelegenheit, das innerste Wesen des für die Mission und seine Anstalt in Hermannsburg begeisterten Mannes kennen zu lernen, auch wenn man nicht Veranlassung findet, ihn in seinem unmittelbaren Wirken und in seiner persönlichen Thätigkeit zu beobachten. Da zeigt sich Harms in seiner wahren, lebendigen Eigenthümlichkeit.

Der riesige Gorilla-Affe.

a. Zu den muthigsten Reisenden gehört der Naturforscher **Du Chailly** aus Philadelphia. Seine Eltern stammen aus Frankreich, und er ist mosaischer Abkunft. Von früher Jugend an war er leidenschaftlicher Zoolog, und der Drang, seine Wissenschaft zu fördern, trieb ihn nach Africa, dessen ungesunde Länder an der Westküste er im Auftrage der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Philadelphia seit beinahe fünf Jahren durchstreift. Bis jetzt ist er allen Gefahren glücklich entgangen. Den Schauplatz seiner Thätigkeit bilden vorzugsweise Congo und die Gabonküste. Er hat entdeckt, daß etwa fünfzig Wegstunden vom Meere eine dreifache Gebirgskette sich durch das Land zieht; er ist den Fluß Munda bis zu dessen Quellen hinaufgefahren und hat auch den Muni beschifft, an welchem er eine Menge neuer Vögel schoß. Die New-York-Weekly-Tribune vom 9. Juli enthält ein Schreiben von ihm, datirt vom Gabon-Flusse, 21. April 1859, das interessante Mittheilungen über seine Jagden auf den riesigen Gorilla-Affen enthält. Der kühne Du Chailly schreibt unter anderem:

„Seit länger als vier Jahren streife ich nun als Jäger in der ungeheuern Wildniß des westlichen Centralafrica's umher, und habe viel zu schaffen gehabt mit einem furchtbaren Thiere, dem Troglodytes goriila, diesem riesigen Affen, welchen die eingebornen Africaner **Ngina**, **Ngila**, auch wohl **Ngia** nennen. Ich bin vielen begegnet, habe aber nur wenige erlegen können. Doch ist es mir gelungen, seine Lebensweise und Eigenthümlichkeiten zu beobachten, und ohne Anmaßung darf ich wohl behaupten, daß ich der erste weiße Mann bin, der dieses wilde Thier lebendig gesehen und erlegt hat. Vor kurzem habe ich das größte und am besten präparirte Exemplar, welches überhaupt vorhanden ist, abgesandt. Schon früher schickte ich einige vollkommen ausgewachsene Weibchen nach Philadelphia, aber jenes ist so groß, daß selbst die Eingebornen über dasselbe erstaunten. Dieser Affe gehört gewissermaßen zu der Orang-Utang-Tschimpanse-Familie, ist aber weit grimmiger als alle übrigen. Ein von mir gemessenes Männchen hatte vom Ende des einen Arms bis zum andern sieben Fuß vier Zoll, war siebenthalb Fuß hoch, und der Umfang der großen Zehe betrug fünfeinhalb Zoll. Die ausgebreiteten Arme eines andern maßen neun Fuß vier Zoll, seine Höhe betrug achthalb Fuß und der Umfang seiner großen Zehe siebenthalb Zoll. Die Kinnbacken des Ngina, namentlich des männlichen, haben eine ungeheure Kraft, und das Haupt ist durch einen helmbuschartigen Kamm geschützt, der vom Vorderkopfe emporsteigt und nach dem Hinterkopfe zu allmählich höher wird; dadurch weicht der Schädel sehr von dem eines Menschen ab. Das Haar ist kurz und dunkelrothbraun, beim Weibchen ist es am Leibe schwarz; beim Männchen kürzer, ins Graue spielend und mitten auf dem Rücken dünn. Viele haben langes schwarzes Haar auf den Armen, Gesicht, Hände nnd Füße sind sehr schwarz, die Augen grau. Die starken Muskeln der Arme und die Stärke der Finger zeugen von großer Kraft, und ich war Zeuge, daß ein Gorilla einen Baum von vier Zoll Durchmesser abbrach. Die Arme sind verhältnißmäßig länger als die Beine, aber die Knochen der letztern viel stärker und dicker. Das Geripp eines Menschen erscheint im Vergleich zu jenem eines Ngina schwach und dünn. Das Gesicht ist scharf ausgewirkt, die Augen sind groß und liegen tief, und man kann sich keinen wildern und grimmigern Anblick vorstellen, als solch ein Gorillamännchen; darin kommt ihm sicherlich kein anderes Thier gleich. Nach den gewaltigen Hundszähnen desselben zu schließen, sollte man meinen, daß die Hauptvertheidigungskraft im Gebisse liege; es ist aber nicht der Fall, seine mächtigste Waffe sind Hände und Füße, die er beide sehr gewandt zu gebrauchen weiß. Einer von meinen Jägern hatte einen Gorillamann verwundet und mußte dafür mit dem Leben büßen; das Thier packte ihn mit einer Hand am Unterleibe fest, riß mit der andern Fleisch und Eingeweide heraus und streifte ihm zugleich alle Muskeln vom rechten Arm ab. Ich habe zu verschiedenen Zeiten fünf junge Gorillas gefangen, nachdem ich die Mütter getödtet hatte. Wenn sie beißen wollten, versuchten sie stets zuvor mich mit den Füßen zu packen. Es war mir platterdings unmöglich, sie zu zähmen oder sie an andere Speisen als wilde Nüsse und Beeren zu gewöhnen. Der Gorilla bildet in dieser Hinsicht einen völligen Gegensatz zum Tschimpanse, der sich leicht zahm machen läßt. Ich habe im Magen des Ngina stets nur Pflanzenstoffe gefunden, insbesondere Nüsse, Beeren, Früchte und Blätter, niemals Fleisch. Die Neger, welche gern Wundergeschichten erzählen, glauben, daß Menschen in Gorillas verwandelt werden, und behaupteten, daß jener, welcher meinen Jäger zerriß, einst ein Mensch gewesen und nun mit keiner Kugel zu verwunden sei. Ich habe dieses furchtbare Thier am Flusse Muni bis zu den Krystallbergen angetroffen, kann aber nicht sagen, wie viel weiter dasselbe nach Norden und Osten hin vorkommt. Auch fand ich es an den Quellflüssen des Gabon und in den wellenförmigen Wiesenfluren und den Wäldern zwischen dem Gabon und Cap Lopez, sodann am Fernando-Pazflusse in den Bergen, am Nazarethflusse im Konggebirge. Im Kammalande, wo viele Ananas wachsen, zupft dieser Affe das Weiße aus den Blättern, das für ihn einen Leckerbissen zu bilden scheint. Zu gewissen Zeiten leben die Gorillas paarweise, doch sieht man sie gewöhnlich in Trupps von fünfen zusammen; eins ist ein Männchen, vier sind Weibchen. Mehr als fünf habe ich nie beisammen gesehen; alte Männchen durchstreifen gewöhnlich einsam den Wald. Alle Gorillas sind sehr scheu, und es ist sehr schwierig, ihnen nahe zu kommen; das kleinste Geräusch macht sie aufmerksam. Trotzdem wagen sie sich in die Wälder in der Nähe der Dörfer und gehen bei Tagesanbruch in die Felder, um Bananen und Zucker-

rohr zu fressen. Der Mensch braucht vom Gorilla nur einen Angriff zu besorgen, wenn er ihn bei einem Weibchen überrascht oder einem solchen nachstellt, oder wenn er ein altes einsames Männchen aufstört. Dieses nimmt sogleich den Kampf an. Im Aschiralande hatte ich den berühmten Jäger Gambo bei mir, der nicht wenig verwundert war als solch ein Einsiedler des Waldes uns auswich; wir verfolgten ihn und nun stellte er sich. Als wir durch den Wald krochen, erhob er das entsetzlichste Geschrei welches je in mein Ohr drang: es glich, nur in ungeheurer Steigerung, dem Bellen eines Hundes, und manchmal habe ich solch ein bellendes Gebrüll aus stundenweiter Entfernung gehört. Der alte Einsiedler starrte uns an, kauerte sich auf die Hinterbeine, brüllte fürchterlich, schlug mehrmals mit den Händen auf seine Brust, erhob sich, trat einige Schritte näher und wiederholte dieselben Bewegungen. Wir beide begriffen, daß es sich für uns um Leben oder Tod handelte, wir zielten und streckten ihn nieder; meine Kugel war durch das Herz, jene Gambo's durch den Hals gedrungen. Ein verwundetes Männchen verfolgt den Jäger und macht ihn nieder, dann zerschlägt er das Gewehr, und die Neger behaupten, daß er in wilder Wuth den Lauf drehe oder krumm biege, als wäre er nur von Blei, und ich möchte kaum daran zweifeln. Das Weibchen ist, meiner Meinung nach, nicht zu fürchten; ich sah niemals daß es Stand gehalten hätte. Das Fleisch des Ngina gilt bei den Aschiranegern für einen großen Leckerbissen. Der Tschimpanse bauet sich Nester, Wohnungen, wenn man so sagen will, aber der Gorilla nicht; er schläft auf der platten Erde, unter Felsen oder Bäumen, das Männchen wenigstens niemals auf einem Baume, das Weibchen nur selten. Er geht auf allen Vieren, und auf zwei Beinen nur, wenn er Früchte abpflückt. Die Behauptung, daß der Gorilla Elephanten erlege und manchmal Dörfer angreife, ist ungegründet. — Ich habe in dem Konggebirge noch ein anderes Thier entdeckt, das zwischen dem Gorilla und dem Tschimpanse in der Mitte steht und mit beiden Aehnlichkeit hat. Die Neger nennen diesen Affen Kula oder Kulau Kamba; sein Antlitz ist von einem Backenbart eingerahmt. Ich habe von ihm nur ein einziges Exemplar, denn das Thier kommt nur selten vor. Es ist größer als der Tschimpanse oder weibliche Gorilla, aber nicht so groß als das Männchen des letztern."

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

„Agnes und Marie" betitelt sich ein „Roman aus dem englischen Leben" (3 Bde., Nordhausen bei Büchting), den wir als eine besonders für Frauen berechnete, verständige und anziehende Lectüre den Leserinnen der „Europa" mit gutem Gewissen empfehlen können. Die Verfasserin desselben, **Marie Norden** — mit ihrem eigentlichen Namen Fräulein Wolfhagen in Dresden — hat früher schon mancherlei geschrieben, zuletzt eine historische Erzählung „König Wilhelm der Dritte und seine Zeit", welche die nöthige Kraft und Energie in Zeichnung großer, geschichtlicher Gestalten allzu sehr vermissen ließ. In der Sphäre des Bürgerlichen ist ihre Feder dagegen vertrauter; sie weiß sich da mit viel sprachlichem Geschick zu bewegen und offenbart eine ziemliche Kenntniß der gesellschaftlichen Zustände. Ihre Schilderung ist lebendig, wenn auch ohne den Hauch der Poesie, ihre Menschen sind zwar keine bedeutende aber doch gesund denkende und natürlich empfindende Persönlichkeiten. Der neue Roman erzählt die Erlebnisse zweier jungen deutschen Mädchen, die in London anlangen und dort sehr bald einer ungewissen Zukunft entgegensehen. Es werden dem Leser manche der interessantesten Localitäten jener Weltstadt vorgeführt, und zwar konnte die Verfasserin, welche selbst längere Zeit in London lebte, hier aus eigener Anschauung schildern. Das Grundthema ihres Buches bildet eine Erbschaftsstreitigkeit, in die eine der Heldinnen sehr verfänglich und sogar criminell verwickelt wird, bis die Gnade der Königin Victoria ein glückliches Ende herbeiführt. Hier ist freilich ein Punkt, wo die sonst in ganz angemessener Form gehaltene Erzählung einigermaßen schwach und wirkungslos wird. Besonders gefiel uns an dem mit viel Wärme und dem rechten Ernst und Anstand geschriebenen Romane das Fernsein aller breiten und unnützen Reflexion, in die sonst Schriftstellerinnen gar zu leicht zu verfallen pflegen.

Auch von der gemüthvollen und verständigen **Ottilie Wildermuth** lasen wir ein Werk, welches vornehmlich an Frauenherzen appellirt und ihnen zu gefallen trachtet. „Die Heimath der Frau" (Stuttgart, Krabbe) heißt das aus drei kleineren Erzählungen bestehende Buch, weil es auf anmuthig unterhaltende Weise zu zeigen bemüht ist, wie „die Heimath der Frau" an der Seite eines liebenden Mannes sich findet, und dort der Mittelpunkt alles weiblichen Lebens und Strebens zu suchen sei. Ottilie Wildermuth gehört zu den Romanschreiberinnen, die von der Sucht des Geistreichthums immer fern geblieben sind und niemals sich mit ihren Schilderungen in andere Gebiete des Lebens wagten, als in solche, wo sie wirklich zu Hause waren, d. h. in die gemüthliche und behagliche Mitte deutscher Familienkreise.

Einen lediglich didaktischen Zweck, aber diesen gleichfalls mit Rücksicht auf die Frauenwelt, verfolgen die „den Töchtern Deutschlands" von **Julie Burow** gewidmeten „Herzensworte" (Berlin, Scholle). Dies kleine Album guter Lehren und weiser Sprüche enthält Alles, was eine brave und wackere Frau, die im Leben mancherlei erfahren hat, den Jüngeren ihres Geschlechts beim Eintritt ins reifere Alter an Worten mit auf den Weg geben kann. Auch in der sogenannten Prosa des täglichen Daseins noch einzelne poetische Züge aufzusuchen, ist das löbliche Streben der Verfasserin, und wer beherzigt, was sie sagt, wird sich auch noch in der späteren Zeit der Enttäuschungen und bitteren Erfahrungen einen Rest der jugendlichen Ideale im Innern zu bewahren wissen. Solche Schriften, wie die vorliegende, können mit dazu beitragen, daß das kommende Geschlecht nicht gar zu kaltblütig, nüchtern und materiell gesinnt werde.

Der pseudonyme **Friedrich Albrecht** hat sich in seiner „Melusina" die Aufgabe gestellt, die bekannte Sage von der Gründung Luxemburgs poetisch darzustellen. Er glaubte wahrscheinlich den hochtrabenden Zweck in Knittelversen der unleidlichsten Art aufs würdigste erreichen zu können. Wie sein Buch, so sind auch die „Gedichte von **Franz Martin**" und die „lyrischen und dramatischen Dichtungen von **Eduard Löwenthal**" ein Beweis dafür, bis in welche dunkle Geistesregionen sich der Wahn, Poet zu sein, versteigen kann.

Viel Besseres ist von **Hermann Lembcke's** „Liederfrühling" (Berlin, im Selbstverlage des Verfassers) zu sagen. Der Autor ist zwar gleichfalls kein ächt dichterischer Genius, und sein Produciren dilettantisch, aber er tritt auch nicht mit der Prätention auf, als Epiker und Dramatiker thätig sein zu wollen, wie dies z. B. die eben erwähnten Albrecht und Löwenthal thun. Lembcke gehört vielmehr zu denen, die die Gabe des Gesanges eigentlich nur zu privatem Zwecke, als Schmuck und Zier ihres persönlichen Daseins für sich in Anspruch nehmen. Der Werth solcher Schöpfungen ist im Allgemeinen natürlich kein unbedingter, objectiver, sondern ein individueller, auf einen bestimmten kleineren, dem Autor nahe stehenden Kreis von Lesern beschränkter. Um einigen der besseren Gedichte aus der anspruchslosen Sammlung, in der eine gewisse Gemüthsfrische wohlthut, nach Verdienst eine weitere Verbreitung zu Theil werden zu lassen, druckten wir sie auf Seite 1533 ff. unserer Nummer als Probe ab.

Von dem bekannten Touristen **Hans Wachenhusen**, dessen Erzählung „Rom und Sahara" sich viel Beifall und Theilnahme errang, wird nächstens ein neuer Roman in ähnlicher Manier erscheinen, der unter dem Titel „die Wüstenjäger" Bilder aus dem Kriegerleben der Saharastämme entwerfen soll.

Moritz Hartmann gedenkt in einer Sammlung „Bilder und Büsten“ die Charakteristiken der litterarischen und künstlerischen Persönlichkeiten zu vereinigen, mit denen er auf den jahrelangen Kreuz- und Querzügen seines bewegten Lebens näher zusammenkam. Den Schluß des Buches soll eine Selbstbiographie des Verfassers ausmachen.

Zu dem bevorstehenden Schillerjubiläum wird, wie es immer mehr den Anschein gewinnt, der deutsche Büchermarkt mit Gelegenheitsschriften förmlich überschwemmt werden. Aus der Fluth des vielen Seichten und Gewöhnlichen, das bei der Gelegenheit zum Drucke befördert wird, als das Erzeugniß eines feinen und gediegenen Geistes sich merklich herauszuheben, dürfte besonders der soeben erschienenen Festgabe Julian Schmidts gelingen, auf welche noch ausführlicher zurückzukommen wir uns vorbehalten. Das Buch betitelt sich „Schiller und seine Zeitgenossen“ (Leipzig, bei Herbig). Auch von dem Werke, das Prof. Cuno Fischer für die Feiertage des Novembers vorbereitet, darf man sich Treffliches erwarten, den Proben nach zu schließen, die dieser geschmackvolle Denker bereits in seinen früher erschienenen Broschüren über Schiller uns gegeben hat.

Zwei historische Einzelschriften, die eine bereits erschienene von Karl Biedermann, die andere nächstens erscheinende vom Director Ramshorn in Leipzig, beschäftigen sich mit den beiden hervorragendsten Persönlichkeiten in den feindlichen Lagern des siebenjährigen Krieges. Der Erstgenannte stellte „Friedrichs des Großen Verhältniß zur Entwickelung des deutschen Geisteslebens“ dar, der Zweite will „Maria Theresia und ihre Zeit“ schildern. Wir sprechen von beiden Werken noch ausführlicher.

Unser alter romantischer E. T. A. Hoffmann, der Dichter der „Teufelselixire“ und der Phantasiestücke in Callots Manier, soll nun, da er in Deutschland schon halb vergessen ist, den Franzosen noch in einer Uebersetzung von Ancelot zugänglich gemacht werden. Auch Biographie und Charakteristik wird den „Contes d'Hoffmann“ nicht fehlen. — Ein anderer, noch beliebter deutscher Autor, Wilhelm Hauff, dessen Werke eben in der achten Auflage angekündigt werden, nachdem mehr als fünfzigtausend Exemplare in den sieben ersten Auflagen verkauft sind, erscheint jetzt ebenfalls in französischer Sprache. Sein „Lichtenstein“ wird von W. v. Suckau, von dem auch die Version des Freytagschen „Soll und Haben“ herrührt, übertragen.

Der Engländer George Augustus Sala hat mit der Sammlung seiner in Journalen, namentlich in dem Household words, verstreuten Skizzen aus dem Londoner Leben, „Gaslight and Daylight“ benannt, außerordentliches Glück gemacht. Es ist in seinen Schilderungen eine kecke Naturwahrheit, ein verwegener Materialismus, der jeden idealen Anhauch verschmäht und auch vor der Zeichnung des Gemeinsten und Widerlichsten nicht zurückschreckt. Der Autor kennt das Ungeheuer London bis in seine schwärzesten und verstecktesten Winkel und weiß durch den Freimuth, mit dem er die scheußlichen Mysterien der Weltstadt enthüllt, zu imponiren. Seine Genrebilder entbehren der künstlerischen Veredelung, haben aber in ihrer unzweifelhaften Lebenswahrheit culturhistorischen Werth.

Die skeptische, quellenreinigende Kritik, welche in unserem Jahrhundert auf historischem und philologischem Gebiete so viele erstaunliche Resultate erzielte, hat sich neuerdings auch der berühmten schottischen Balladen bemächtigt, um sie des romantischen Nimbus hohen Alters zu entkleiden. Robert Chambers will in einem eigenen Werke beweisen, daß diese Dichtungen höchstens an den Beginn des achtzehnten Jahrhunderts zu versetzen seien.

Bildende Kunst.

Die in diesem Sommer der schlechten Zeitumstände wegen sistirten Arbeiten der jüngeren Künstler am Maximilianeum zu München sind auf Anordnung des Königs Max nun wieder aufgenommen worden, und jeder Tag bringt die rüstig Strebenden ein gutes Stück weiter. Zusammen werden die hundertundfünfzig Freskogemälde eine Universalgeschichte Bayerns im Bilde darstellen. Wir erwähnen hier, daß der Historienmaler Palme die Zeit Karl Theodors in Auftrag erhielt und in letzter Zeit eine für die Gegenwart besonders interessante Composition „Mannheim als Vorhalle deutscher Kunst und Kunstbildung“ lieferte. Man sieht auf diesem figurenreichen Gemälde den jugendlichen Friedrich Schiller durch Dalberg in den Kreis des Mannheimer Theaterpersonals eingeführt, um den berühmten Gliedern desselben, einem Iffland, Beil, Beck u. A. seine „Räuber“ vorzulesen.

Ludwig Thiersch in München, soviel wir wissen, ein Sohn des großen Philologen Thiersch, brachte neuerdings einen für den Baron Sina bestimmten „Bacchuszug“ als Pendant zu seinem vorjährigen „Charonszug“ zur Ausstellung. Während also dies Gemälde eine Darstellung des Schmerzes und Wehes in den Augenblicken des Abschiedes vom Leben zum Vorwurf hatte, will jenes den Vollgenuß des irdischen Daseins in seinen gehobensten und beseligendsten Momenten schildern. Der Künstler zeigt im Bilde, wie Dionysos die auf Naxos gefundene Ariadne in den heiligen Hain von Kolonos einführt, und folgte dabei den Worten des Sophokles aus seiner Oedipustragödie. Die bekannten lustberauschten, vom Weine trunkenen Figuren des Dionysischen Cyclus sind auf dem Gemälde vollzählig vorhanden; jede einzelne ist von großer Schönheit, und sie vereinigen sich theils unter einander zu kunstvollen Gruppirungen, theils mit der anmuthigen Landschaft zu einer lieblichen Harmonie. — Außer diesem Bilde vollendete Ludwig Thiersch in letzter Zeit auch zwei stereochromische Gemälde an der Außenwand des chemischen Laboratoriums, d. h. zwei kolossale weibliche Gestalten, die Chemie als Wissenschaft und in einer Pomona ihre Anwendung auf die Agricultur. In derselben immer mehr zu Aufschwung kommenden Technik sind am genannten Orte von Karl Löffler auch mehrere Landschaften aus Palästina ausgeführt worden.

Die Modellsammlung der königlichen Erzgießerei zu München wird nicht mit Unrecht eine neue Glyptothek der modernen Sculptur genannt. Außer verschiedenen Basreliefs, Büsten, Grabdenkmälern ꝛc. enthält sie bis jetzt zweiundzwanzig Statuen, sämmtlich in kolossalem Maßstabe, darunter drei Reiterstatuen, nämlich die des Königs Karl Johann von Schweden nach dem Modelle von Fogelberg, die Washingtons nach dem Modelle von Crawford, und die Bolivars nach dem Modelle von Tadolini. Die übrigen Standbilder sind: Gustav Adolph, Birger Jarl, Berzelius und Esaias Tegnér von Fogelberg; Jefferson, Henry, Beethoven und Mason von Crawford; Ferdinand II. von Neapel (zwei Mal) und Bolivar von Tenerani; Berchtold von Zähringen von Lohn in Bern; Graf August v. Platen von Halbig; Westenrieder von Widnmann; Huskisson von Gibson; Herder von Schaller in München; Wieland von Gasser in Wien; sowie endlich Goethe und Schiller, das bekannte Doppeldenkmal von Ernst Rietschel.

Brugger in München vollendete soeben das ihm vom König Ludwig von Bayern in Auftrag gegebene Modell zu der Statue des Fürsten Wrede für Heidelberg. Dieselbe wird zehn Fuß hoch werden. In der Rechten hält der Feldmarschall das Zeichen seiner Würde, den Marschallsstab, und sein linker Fuß ruht auf einer Haubitze. — Das nächste Werk, welches der begabte Schüler Thorwaldsens nun in Angriff nehmen wird, ist ein Standbild des regierenden Königs Max von Bayern, welches die Stadt Bayreuth zur fünfzigjährigen Feier der Einverleibung der bayreuthischen Lande in den bayerischen Staat am 30. Juni 1860 zu enthüllen gedenkt.

Auf der Insel Martinique soll der Kaiserin Josephine die dort als Tochter des königlichen Hafencapitäns Tascher de la Pagerie im Jahre 1763 geboren wurde, sowie in Lissabon

dem Dichter der „Lusiade“ ein Monument errichtet werden. Es kam oft schon vor, daß die im Leben versagte Anerkennung für Größe und Verdienst nach dem Tode noch in Stein oder Erz einen kühlen Ausdruck fand; kein Denkmal aber würde mehr bitter ironische Gedanken wachzurufen im Stande sein, als das jenes edlen, unglücklichen Camoens, den sein Vaterland buchstäblich verhungern ließ und der nun doch noch eines öffentlichen Ehrenzeichens theilhaft werden soll.

Vor kurzem erst wurde das angeblich einzige Porträt Schillers aus seiner Jugendzeit, entweder vom Hofmaler Guibal oder, wie Andere wollen, vom Director Hetsch gemalt, in einer Vervielfältigung durch Kupferstich unter das Publicum gebracht, und soeben hat der Stuttgarter Hofbaumeister Knapp beim zufälligen Durchsuchen einer alten Mappe schon wieder einen ähnlichen Fund gemacht, nämlich ein gleichfalls in Kupfer gestochenes Bildniß Schillers in seinem achtundzwanzigsten Jahre, von dem berühmten, unlängst in Rom verstorbenen Maler Reinhart aufgenommen und nach dessen Zeichnung von C. Küchler 1841 ausgeführt. Reinhart, der mit Schiller in Weimar 1787 näher bekannt geworden war, schickte eine Copie des Porträts an seinen Freund Knapp, und ohne Zweifel ist diese die einzige nach Württemberg gekommene. Das Bildniß zeigt die am Dichter bekannte edle, offene Stirn, die feinen Züge, die schmale, scharf gebogene Nase, sowie ein Costüm, das dem modischen Geschmack der damaligen Zeit durchaus entsprechend scheint.

Das von Muquardt in Brüssel verlegte Prachtwerk „der Rhein. Kunstdenkmale und Landschaften“ ist nunmehr zur Vollendung gediehen und der Princessin Friedrich Wilhelm von Preußen gewidmet worden. In seiner Gesammtheit besteht es aus dreißig sauber und schön colorirten Aquarellen, die von den belgischen Malern Fourmois, Lauters und Stroobant nach der Natur aufgenommen wurden, sowie aus einem erläuternden Texte, der keinem Bessern übertragen werden konnte, als dem mit allen Schönheiten und Merkwürdigkeiten des Rheinlandes, seiner Heimath, aufs innigste vertrauten Levin Schücking.

Zum Jubiläum am 10. November bereitet die Mendelssohnsche Verlagshandlung in Leipzig eine Ausgabe von Ludwig Löfflers Illustrationen zu Schillers „Lied an die Freude“, von den rühmlich bekannten Xylographen Schulze und Schmetzer in Holz geschnitten, vor. Auf siebenzehn Blättern sollen alle einzelnen Strophen und Scenen des großartigen Hymnus bildlich dargestellt werden.

Mit Hülfe der Photographie werden nun auch die sämmtlichen Werke des „Malerkönigs“ Peter Paul Rubens vervielfältigt. — Ein anderes photographisches Prachtwerk, zu dessen Herstellung die belgische Regierung die Mittel herlieh, ist die Nachbildung der bei den diesjährigen Septemberfesten enthüllten Congreßsäule zu Brüssel in ihrer Totalität sowohl, wie in ihren monumentalen Einzelheiten, wozu gleichfalls nicht weniger als siebenzehn, von dem Photographen Radoux meisterlich ausgeführte Blätter nöthig waren.

Die angeblich sehr glücklichen Resultate seiner Versuche, die Pastellmalerei mit chemischen Hülfsmitteln zu fixiren, hat der in Paris lebende Engländer John Andrew in einer französisch geschriebenen Broschüre „la peinture au pastel“ ausführlich dargelegt. Die „Illustration“ glaubt die kleine Schrift als durchaus praktisch empfehlen zu können.

In Worms hat die Restauration des dortigen Domes, eines der stattlichsten Bauwerke aus dem elften Jahrhundert, begonnen. Gegenstand derselben ist vor allem die östliche Kuppel, die nach der schweren Katastrophe vom Jahre 1689, wo die die Stadt verzehrende Gluth das Bleidach schmolz, sehr geschmacklos wieder hergestellt und seitdem höchst schadhaft geworden war. Man will ihr die ursprüngliche, achteckig-gradlinige Form zurückgeben.

Theater und Musik.

In den letztverflossenen Wochen hat keine als Gast in Berlin weilende Bühnenpersönlichkeit größeres Aufsehen erregt, als der Komiker des Theaters an der Wien, Karl Rott, den die Kritik in seltener Uebereinstimmung die bedeutendste und genialste Erscheinung der Wiener Volksbühne seit Ferdinand Raimunds Tode nannte. Wie ältere Theaterbesucher behaupten, erinnert derselbe auch äußerlich stark an die Person des früh Verstorbenen. Eine so bis ins Kleinste gehende Individualisirung einer Figur, wie sie Rott zu geben im Stande ist, gehört auf der modernen Bühne gewiß zu den Seltenheiten. Alles zuckt und ist Leben an ihm vom Wirbel bis zur Zehe. Er vermag Gestalten voll der ergreifendsten Naturwahrheit vor das Auge zu führen. Sein Ruf beschränkte sich bisher auf die Kaiserstadt, von deren Volks- und Vorstadttheatern draußen in Deutschland nur wenig zu verlauten pflegt; aber nun Director Wallner seine Bekanntschaft mit dem Berliner Publicum vermittelt hat, ist seine Berühmtheit mit einem Schlage beträchtlich gewachsen.

Herr v. Hülsen machte neuerdings wieder einen Versuch, das seither noch immer verwaiste Fach der allzufrüh aus dem Leben geschiedenen Edwina Viereck an der preußischen Hofbühne endlich würdig zu besetzen, und diese letzte Anstrengung scheint wirklich den gewünschten Erfolg gehabt zu haben. Es giebt im Fache der Salondamen gegenwärtig streng genommen nur zwei hervorragende Repräsentantinnen, Fanny Janauschek und Auguste von Bärndorf; die Berliner Intendanz hat sich mit beiden nicht einigen können, und deswegen mußte sie hin und her experimentiren, um schließlich mit einer Anfängerin in der Kunst vorlieb zu nehmen. Die neuerdings „auf Probe“ spielende Dame war Frau Marie Kierschner von der Hofburg, beim Wiener Publicum bisher beliebt und Aufsehen machend durch außerordentliche Schönheit der äußeren Erscheinung und virtuose Kenntniß des Toilettengeheimnisses. Die innere Begabung des Gastes kann dagegen mit dem, was sie äußerlich für ihre Erfolge einzusetzen vermag, bei weitem nicht wetteifern. Auch beherrscht sie noch nicht vollkommen das Technische und spielt mit zu viel Koketterie und Selbstgefälligkeit. Ihre äußeren Mittel sind, wie wir durch Autopsie wissen, allerdings der Art, daß man sie sich schöner und brillanter gar nicht denken kann.

Am 1. October feierte einer der Regisseure an der Berliner Hofbühne, Karl Stawinsky, das fünfzigjährige Jubiläum seiner künstlerischen Wirksamkeit. Geboren im Jahre 1790 zu Berlin, betrat er 1809 unter Ifflands Direction zuerst die Bretter seiner Vaterstadt, ward aber damals nur im Chor und in kleinen Rollen beschäftigt. 1810 ging er sodann nach Neustrelitz, wo er komische Partien des Lustspiels und der Oper übernahm, und bereiste später mit der Becker- und Brede'schen Gesellschaft die mecklenburgischen Lande. 1814 kam er unter Döbbelin nach Stettin, sowie 1816 nach Breslau, wo er zehn Jahre lang, bis 1826, die Regie führte. Als Gast war er vorher sowohl an der Wiener Hofburg, als von neuem im königlichen Schauspielhause zu Berlin erschienen, zu dessen ständigem Mitgliede ihn endlich im Jahre 1828 eine Berufung des Grafen Brühl machte. Er versah nun mit Geschick und Glück das Fach der sogenannten edlen Väter, sowie die gesetzteren Charakterrollen; zugleich erhielt er das Amt eines Regisseurs an der Hofbühne, und legte dasselbe auch dann noch nicht nieder, als er im Jahre 1856 activ, d. h. darstellender Künstler zu sein aufhörte. In letzterer Beziehung war Stawinsky gerade keine bedeutende, außerordentliche Erscheinung, aber ein Schauspieler, der sich durch wackeres Streben, verständige Auffassung und würdige Repräsentation auszeichnete. Seine Verdienste in der Regieführung sind von erheblicherer Art; Energie, Umsicht und Geschmack, auch gediegene praktische Kenntnisse waren von jeher Stawinsky's gute Eigenschaften in seinem Amte, und manche wichtige Momente aus der neueren Theatergeschichte Berlins, so die Wiederbelebung der Sophokleischen Tra-

gödien, die erste Aufführung des Sommernachtstraums mit Mendelssohn'scher Musik, die Darstellung der von L. Tieck dramatisirten Volksmärchen und die prunkvolle Inscenirung des Meyerbeer'schen „Feldlagers", sind mit dem Namen des Jubilars als eng verbunden zu betrachten.

In Leipzig sahen wir ein neues Stück von Dr. von Franck: „der Oberrock eines Diplomaten". Es hat damit eine eigenthümliche Bewandtniß, insofern das deutsche „Originallustspiel" ursprünglich für das Londoner Haymarkettheater geschrieben und dort in einer Uebersetzung von William Brough unter dem Namen „The Tale of a Coat" auch zuerst aufgeführt wurde. Der bekannte Schauspieler Charles Mathew interessirte sich für die Hauptrolle und betrat darin verschiedene englische Bühnen als Gast; das Glück, welches bei der Gelegenheit sein Stück machte, ließ es dem Verfasser wünschenswerth erscheinen, daß es auch in Deutschland zur Darstellung gelange, und die Leipziger Direction war die erste, welche das nicht ohne Geist und Talent gefertigte Lustspiel ins Repertoire aufnahm. „Der Oberrock eines Diplomaten" ist ein Intriguenstück nach dem Muster der modernen Pariser Komödie, d. h. eine launige und effectvolle Situationszeichnung drängt das Streben nach Charakteristik in den Hintergrund, und diese selber wird nur in Umrissen und schwachen Anfängen bemerkbar. Die Handlung ist gut erfunden, bietet aber für eine Ausdehnung in drei Acte zu wenig Stoff. Als die interessanteste unter den Personen des Stücks dürfte Jacques Molinet gelten, welchen hier in Leipzig Hr. Dessoir mit viel Lust und Bravour, an einigen Stellen aber doch gar zu sehr auf Effect berechnet, spielte.

Das neue, eine Episode des siebenjährigen Krieges behandelnde Volksstück von Hermann Hersch, dem Verfasser der „Anna-Lise", „die Ravensberger", wird nächstens auf dem Wallner'schen Theater in Berlin zuerst gegeben werden, da es eine speciell für den an dieser Bühne engagirten Komiker Neusche geschriebene Rolle enthält. — Joseph Weilen, der schnell zu einer gewissen Berühmtheit gelangte Dichter des „Tristan", hat bei der Wiener Hofburg eine zweite Tragödie, „der arme Heinrich", zur Aufführung eingereicht, während G. v. Meyern, der Autor des „Heinrich von Schwerin", ein Trauerspiel: „Die Braut Conradins" vollendete. — Als Verfasser des anfänglich ohne Namen an die Directionen gesandten, von verschiedenen Kritikern enthusiastisch belobten Drama's „Robespierre" giebt sich nun, da das Stück in Braunschweig die Bretter betreten soll, W. v. Issing zu erkennen.

Am 15. September starb in Prag der berühmteste von den böhmischen Dramatikern der Gegenwart, Wenzel Clemens Klicpera. Er war in Chlumec am 23. November 1792 geboren und widmete sich zuerst auf Wunsch des Vaters dem Fleischerhandwerk. Vom Gewerbe ging er zur Wissenschaft über und wurde Student der Medicin, aber auch daran fand er kein Behagen und betrat schließlich die pädagogische Laufbahn. In Königingrätz lebte er von 1819—1846 als Gymnasiallehrer, dann kam er in gleicher Eigenschaft nach Prag, und 1853 ward er mit dem Titel eines Schulrathes in Ruhestand versetzt. Seine ersten dramatischen Versuche wurden im Jahre 1818 bekannt. Er hat im Ganzen wohl an die fünfzig Stücke geschrieben, meist mit national böhmischen Stoffen, z. B. „Das Haus Swoganow", „Sobeslaw, der Bauernfürst", „Libussa's Gericht" u. s. w. Auch einen Operntext, „Ziska's Eiche", sowie mehrere historische Romane lieferte er, und in seinem Nachlasse mag sich noch mancherlei Ungedrucktes vorfinden. Vermählt war er mit der einst beliebten Schauspielerin Anna Schwamberg.

Am 29. September starb zu Köpenik der königl. preußische Musikdirector Johann Christian Schärtlich, ein Mann, der für die Entwickelung und Pflege des Kirchen- und Volksgesanges in der Mark Brandenburg ungemein viel gethan, und als Lehrer, Gründer und Leiter von musikalischen Vereinen, Organist und Theoretiker in seiner Kunst sich große Verdienste erworben hat. Er war am 25. März 1789 in Friedrichstadt-Dresden als Sohn eines armen Holzhauers geboren und empfing seine Ausbildung auf dem Seminar seiner Vaterstadt. Der bekannte Dinter, dessen Stern damals eben im Aufgehen war, nahm sich seiner aufs freundlichste an, und vermittelte ihm durch seinen Einfluß eine Stelle als Lehrer in Neustadt an der Orla. Von da kam er zur Uebernahme eines ähnlichen Postens nach Annaburg; während er aber an beiden Orten neben dem Unterricht im Gesange auch den in Religion, Naturgeschichte u. s. w. gegeben hatte, erhielt er von 1817 an Gelegenheit, am Potsdamer Gymnasium ausschließlich als Lehrer der Musik thätig zu sein. Unter seinen zahlreichen Compositionen sind die Motetten das Hervorragendste; sehr bekannt ist jedoch auch das Lied „Ich möchte mit dem Strome rauschen" geworden. Was er sich in Betreff einer musikalischen Durchbildung des Volkes für Verdienste erworben, ward von Seiten der Regierung dadurch anerkannt, daß ihn Friedrich Wilhelm IV. 1842 zum königl. preußischen Musikdirector ernannte.

Die neue Oper Robert Rubinsteins, für die ihm Mosenthal in Wien den Text lieferte, betitelt sich „Die Kinder der Haide". Novitäten im Gebiete der Oper verheißen uns auch Albert in Stuttgart, der Componist der „Anna von Landskron", sowie der Kapellmeister Freudenthal in Braunschweig; die des letzteren wird sich „Elfriede" benennen und ihr Libretto von dem Hofschauspieler Karl Schultes verfaßt sein, der seine poetische Befähigung schon früher durch eine Sammlung lyrischer Gedichte und mehrere niedliche Lustspielchen, z. B. den „Roman in zehn Bänden" dargethan hat.

Das Kroll'sche Theater in Berlin brachte neulich wieder einmal Cimarosa's „heimliche Ehe" zur Aufführung. Dies Werk ist leider fast ganz von den deutschen Repertoiren verschwunden und wird nur noch bei den Italienern in Ehren gehalten. Doch ist es eine jener classischen komischen Opern, wie jetzt keine mehr gefertigt werden, mit einer so einfachen, ungezierten, und dabei doch so geschmackvollen, graziösen und melodienreichen Musik, daß der Enthusiasmus, welchen sie zur Zeit ihres Erscheinens (1791) hervorrief, und zwar eben ganz allein durch die Composition, nicht durch den ziemlich faden und langweiligen Text oder durch Glanz der Ausstattung, vollständig gerechtfertigt erscheint. Möchten auch noch andere Bühnen dem in Berlin gegebenen Beispiele folgen und die Oper aus dem dunkeln Schachte der Vergessenheit gerettet werden.

Nachdem Charles Kean die Leitung des Londoner Princeßtheaters niedergelegt hat, ist dieselbe von Harris, dem früheren langjährigen Impressario der italienischen Oper, übernommen worden. Die erste Aufführung unter des Letzteren Direction brachte eine von John Oxenford verfaßte englische Bearbeitung des O. Feuillet'schen „Jeune homme pauvre" unter dem Titel „Ivy Hall".

Ein allen dramatischen Künstlern und Kunstfreunden aufs angelegentlichste zu empfehlendes Prachtwerk ist das im Verlag von Ed. Bloch in Berlin erscheinende „Album der Bühnencostüme", eine Sammlung colorirter Porträts im Costüm und mit erläuterndem Texte von F. Tietz, dem Kritiker der Vossischen Zeitung. Von den bisher veröffentlichten 24 Blättern nennen wir als besonders gelungen: Theodor Liedtcke als Friedrich III. im „Testament des großen Kurfürsten", Theodor Formes als Lohengrin, Lina Fuhr als Anna-Lise, Samuel Phelps als Lear, Emma Atkinson als Portia, Theodor Döring und Minona Frieb-Blumauer als Harpagon und Rosine im „Geizigen", Friederike Goßmann und August Weirauch als Kurmärker und Picarde, Karl Helmerding als „gebildeter Hausknecht", Karl Grunert als „Karl der Kühne", Auguste Formes als Puck im „Sommernachtstraum", Johanna Wagner als Lady Macbeth und Jenny Bürde-Ney als Frau Fluth in den „lustigen Weibern von Windsor".

Litterarische Anzeigen.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 44. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 29. October.

Inhalt.

Polackenwirthschaft vor siebenzig Jahren.

Wo ist die Herrlichkeit jener Tage geblieben, in denen jeder gewöhnliche polnische Edelmann sich einem Könige gleich dünkte und auf dem Reichstage durch sein: „Ich will nicht!" dem ganzen übrigen Lande Trotz bieten konnte? Sie ist bis auf wenige Reste verschwunden, und auch diese führen nur ein verkümmertes Dasein. In den Wäldern Litthauens, im östlichen Posen, da und dort in Galizien oder Masovien mag es noch einzelne Adelige alten Schlages geben, die in ihren Dörfern nach der Weise der Vorväter leben; aber sie sind Ausnahmen, sie fühlen sich unbehaglich und vereinsamt in der Zeit, welche selbst durch Polens Sümpfe Schienenwege legt, sie sind gleichsam die letzten Mohikaner. Das neunzehnte Jahrhundert ist unduldsam gegen Leute, die nicht arbeiten, und erkennt sogar Bauern und Juden als Menschen an, die mit allen anderen gleichberechtigt sein sollen. Man denke nur: Bauern und Juden sollen so viel gelten und werth sein, und dieselben staatlichen und bürgerlichen Rechte genießen, wie ein Nachkomme der früheren Adelsdemokratie, welche in Polen herrschte. Das ist geradezu eine verkehrte Welt. Aber das Bürgerthum dringt auch in jenes dreigetheilte Land immer mehr ein, und wer nicht selbst arbeitet und nicht sparsam ist, wird von ihm aufgefressen. In Posen richtet der Pflug des deutschen Bauern den polnischen Edelmann zu Grunde.

Wie ganz anders war das Alles in der guten alten Zeit, von welcher uns der neulich verstorbene Thaddäus Bulgarin in seinen Denkwürdigkeiten eine meisterhafte Schilderung gegeben hat. Dieses Buch, auf welches wir unsere Leser aufmerksam machen möchten, enthält eine ganze Reihenfolge prächtiger Cabinetsstücke, Genrebilder, aus denen uns die Polackenwirthschaft zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebenswahr, photographisch getreu entgegentritt. Wie verschieden auch Bulgarin in Bezug auf seinen öffentlichen Charakter vom Parteistandpunkt aus beurtheilt wird, so viel ist gewiß: er war ein ganz ausgezeichneter Schriftsteller und ein feiner, geistreicher Beobachter des Lebens. Dafür liefern alle seine Schriften den Beweis.

Bulgarin stammte aus einem alten Bojarengeschlechte, das in frühen Zeiten seine alte Heimath in Bulgarien verlassen hatte und nach Weiß-Rußland, d. h. dem von den Mongolen unbezwungenen Theile Rußlands übergesiedelt war, lange vor der Vereinigung Litthauens, zu welchem Weißrußland gehörte, mit Polen. Seine Vorfahren nannten sich Skanderbeg; das Wort Bulgarin diente lediglich zur Bezeichnung der alten Heimath. Das Geschlecht war „fürstlichen Ursprungs".

Bulgarins Vater war ganz und gar das Urbild eines polnischen Edelmanns von altem Schlage. Er hatte aus der ersten Ehe zwei Kinder, heirathete dann die Wittwe eines Gutsbesitzers Menschinsky, welche Mutter von drei Kindern war und aus dem vornehmen Geschlechte der Butschinsky stammte. Das ganze Familienleben war wunderlich und romantisch genug.

Der Schlachtitz, Edelmann, war, wie schon bemerkt, in dem damaligen Polen Alles; er bildete den höchsten Stand, und vom Könige bis zum bettelarmen Schlachtitz hielten Alle das „Schlachtitzen-Kleinod", nämlich den Adel, für das höchste Gut. Ein Sprüchwort sagt: „der Schlachtitz in seinem Küchengarten ist so viel wie ein Woywode." Und wenn auch der Edelmann einem andern als Stallknecht diente, so hatte er doch mit dem Fürsten ganz gleiche Rechte. In Polen galt der Mensch nicht nach seiner Stellung, sondern nach seiner Schlachtitzen-Herkunft. Nur die Schlachta war berechtigt, Ländereien zu besitzen auf denen Menschen wohnten, Landesämter, bürgerliche und Hofstellen zu bekleiden. Kein andrer durfte oder konnte ein Gut besitzen, weil jeder Adelige ein Recht hatte ihn zu vertreiben. In den Woywodschaften und Kreisen wurden Schlachtitzenbücher oder Adelsverzeichnisse, das Palladium des Standes, unter Ueberwachung des Adelsmarschalls aufbewahrt, und wehe dem, der es gewagt hätte, einen Nichtadeligen ins Buch einzutragen; „er wäre von der Schlachta mit Schimpf und Schande verjagt oder in Stücke zerhauen worden." Alles hing von den Wahlen ab, also von der Anzahl der Stimmen. Deshalb hielten alle Mitglieder einer Familie, welche überhaupt Geltung haben wollte, eng zusammen und bildeten eine Art von schottischem Clan; sie unterwarfen sich der Leitung eines aus ihrer Mitte erwählten Aeltesten unbedingt und leisteten sich und ihren Freunden in allen Fällen Beistand.

Nachdem wir dies vorausgeschickt, wird der Leser die eigenthümlichen Menschen und Verhältnisse, welche wir nun schildern, besser verstehen. Daß der Hochmuth und der Uebermuth dort aufwuchern mußten, wo eigentlich nur der Adelige ein vollberechtigter Mensch war, und jeder derselben sich dem Könige gleich dünkte, versteht sich von selbst.

Die Bulgarin hauseten in dem heutigen Gouvernement Minsk, hinten im litthauischen Weißrußland, wo sie mehrere Güter besaßen und eine ächt polnische Wirthschaft führten. Thaddäus Bulgarin wurde 1789 auf einem derselben geboren, und seine frühesten Jugenderinnerungen knüpfen sich an die Bewegungen, welche der Niederlage Kosciuszko's folgten. Russische Truppen durchzogen das Land, und die Gegend war unsicher. Bulgarins Vater war abwesend, er hatte Frau und Kinder ohne Schutz gelassen, und diese wußten keinen andern Rath, als sich mit Kostbarkeiten, Hausvieh und Pferden in den dichten Wald zu flüchten. Das geschah; die Jäger und Dienstleute des Edelmannes schlugen Hütten auf, verschanzten dieselben und machten sich zum Kampf auf Leben und Tod bereit. Ihr Schutzengel war der jüdische Schenkwirth Joffel, ein wahrhafter Ehrenmann, wie es deren auch in Polen so viele unter seinen Stammes- und Glaubensgenossen giebt. Es ist ein wahres Wunder, daß die Juden unter dem Drucke des polnischen Adels im Allgemeinen nicht noch mehr ausgeartet sind. Joffel erschien freiwillig und brachte Thee, Zucker, Weißbrot und Butter, ja sogar Pfefferkuchen für den kleinen Thaddäus mit eigner Lebensgefahr und in uneigennütziger Weise in den Wald. Dann erschien plötzlich eine Bäuerin mit der Nachricht, daß die Bauern der Umgegend sich verschworen hätten, die Familie Bulgarin zu überfallen, todt zu schlagen und die Kostbarkeiten zu rauben. Die Sache war richtig, die Lage gefährlich. Damals hatten sich sogar Banden von Schlachtitzen zusammengethan, plünderten und stahlen öffentliche Gelder. Nach Kosciuszko's Niederlage kehrten zwei Edelleute, „Vaterlandsvertheidiger", die arm ins Feld gerückt waren, reich nach Minsk zurück. Der eine trug stets eine Perrücke, welche bis tief auf die Stirn herabging. Als dieser Mann, welcher im Verdacht stand die Kriegscasse beraubt zu haben, sich einst übermüthig benahm, riß ihm der alte Bulgarin im Zorn die Perrücke ab, und es zeigte sich, daß die Stirn gebrandmarkt war. Zu dem schlechten Gesindel gehörte auch ein Verwaltergehülfe, welchen Bulgarins Vater aus dem Dienste gejagt hatte. Er war dann in die berittene Miliz getreten, hatte Geld geraubt, wiegelte in den Schenken die Bauern auf, und hatte einen Racheplan gegen die Familie geschmiedet. Die Bäuerin erfuhr von demselben und warnte. Seltsamerweise warfen einige Diener Verdacht auf den getreuen Joffel und schwuren, ihn wie einen Hasen todt zu schießen. Endlich vernahm man laute Stimmen, gewiß war der Feind im Anzuge. Plötzlich wurden hellfarbige Uniformen und Grenadiermützen sichtbar, man vernahm den Ruf: „Fürchtet nichts, es sind gute Leute!" und in der That zogen russische Soldaten herbei, um Hülfe zu bringen. Ihnen voraus sprengte der Jude Joffel auf seinem Klepper, winkte mit den Händen und rief: „Euch wird nichts Böses widerfahren; die Leute hier sind gute Moskals, ich habe sie zu eurer Rettung hergebracht. Gebt Angst und Sorgen auf. Auch der Pan (Herr, nämlich der alte Bulgarin) wird heute Abend zu Hause sein." Dann kam Joffel, gab der gnädigen Frau die Hand und steckte dem kleinen Thaddäus einen Pfefferkuchen in den Mund. Die Mutter war durch diesen letzten Beweis von Aufmerksamkeit ungemein gerührt und sprach: „Joffel, diesen Pfefferkuchen werde ich Zeit meines Lebens nicht vergessen!" Nun klärte sich Alles auf. Der wackere Hebräer hatte gleichfalls Kunde von dem bösen Anschlage der Räuberbande erhalten, war sogleich zum nächsten russischen Hauptmann geeilt und hatte diesen um fünfzig Mann Bedeckung gebeten, denen er als Geleitsmann diente. So wurde durch ihn die Familie gerettet.

Der alte Bulgarin kam aber an jenem Abend noch nicht nach Hause, sondern streifte lustig bei anderen Edelleuten umher. Nach Verlauf einer Woche fand er sich endlich wieder ein und erfuhr nun erst, welchen Gefahren seine Familie ausgesetzt gewesen war. Seine Freude darüber, daß Alles gut abgelaufen, kannte keine Grenzen; sofort wurden weit und breit alle adeligen Nachbarn zum Gelag eingeladen, und nach einigen Tagen sah er eine gewaltige Menge von Gästen versammelt. Das Wetter war heiß. Die Damen wurden in den Zimmern einquartiert, die Männer, und unter ihnen der Hausherr, wohnten in den Scheunen. Man holte aus dem Städtchen Glusk die Spielleute des Grafen Juditzky, auch die Officiere der in der Umgegend liegenden russischen Truppen wurden eingeladen, und nun begann der Jubel in altpolnischer Weise. Jeder Tag brachte Spazierfahrten, große Mittagstafel, Tanz, Abendessen, Musik, Gesang, und so ging es acht Tage lang fort. Als die Gäste sich allmählich entfernt hatten, traf Bulgarin Anstalten mit seinem Hausstande nach der kleinen Stadt Neswisch überzusiedeln. Der Sohn mag erzählen, in welcher Weise das geschah.

Damals, sagt er, herrschte in Polen ein gewisser „jugendlich ritterlicher" Ton. Man schlug sich auf Säbel mit derselben Gleichgültigkeit, wie man ein Glas trank. Jedermann (nämlich der Adelige, denn andere Menschenkinder blieben außer Betracht) mußte ein guter Reiter sein, mit Flinte und Pistolen gut umzugehen wissen. Es galt für etwas ganz Gewöhnliches, wenn man ein Licht mit der Kugel auslöschte, ein Aß traf, eine Schwalbe im Fluge tödtete. Es war schimpflich für einen gesunden Mann in einer Kutsche zu fahren, selbst Greise legten die weite Reise von den Ufern der Beresina bis Warschau auf Pferden zurück. Die Magnaten hielten auf möglichst zahlreiche Dienerschaft, und Fürst Karl Radziwil unternahm zuweilen Ausfahrten mit tausend Pferden. Auch minder begüterte Schlachtitzenfamilien machten großen Aufwand selbst auf kleinen Reisen. Bulgarins Zug nach Neswisch ging in folgender Weise von Statten. Voran fuhr eine mit vier Rossen bespannte Britschke, die mit Koch, Küchenjungen und Geschirr beladen war. Sechs Stunden weit hinter ihr kam der übrige Zug. Der Koch mußte an bestimmten Punkten Mittag- und Abendessen bereit halten. Die Mutter fuhr mit ihrer Tochter in einer großen viersitzigen Kutsche, die in Rie-

men hing, denn Federn waren noch nicht in Gebrauch; sie wurde von sechs stahlgrauen Pferden gezogen, vor und hinter ihr ritten vier Schützen, auf dem Hintertritt standen zwei Lakaien, Haiducken in ungarischer Tracht und mit hohen Mützen von Wolfsfell. Gleich hinter der Kutsche kam eine mit vier braunen Hengsten bespannte Kalesche; das Pferdegeschirr war mit Silber beschlagen. In ihr saß der Kammerdiener, und auf dem Hintertritt stand der sogenannte Bandurist, ein Kosakenknabe. Ihm folgte der Piqueur mit seinen Gehülfen; sie führten die zusammengekoppelten Jagd- und Windhunde. Nachher kamen drei Britschken, jede mit vier Pferden lang bespannt; sie waren mit Bettzeug, Toilettensachen, Tischleinen und dergleichen Dingen mehr beladen, daneben auch mit Dienstmägden, Stubenjungen und Kammerzofen; zur Seite ritten der Officiant, welcher den Titel Marschall führte, und der Stallmeister; jener hatte Küche und Dienerschaft zu beaufsichtigen, dieser den Stall und was zur Jagd gehörte. Ferner gehörte zu dem Zuge ein Reitknecht, welcher das mit einer prachtvollen Wappendecke belegte Paradepferd des Herrn führte. Den Schluß bildete eine Anzahl von Bauerwagen, die mit Fleisch, Mehl, Grütze, Eingemachtem, Käse, Branntwein ꝛc. beladen waren. Der Pan ritt einen grauen Hengst, hinter ihm ein Reitknecht in betreßter Jacke mit Pickelhaube, von welcher ein Federbusch herabwallte, und einem Hirschfänger; er trug eine lange Pfeife und Tabak für den Herrn. Bei den schlechten polnischen Wegen ging Alles im Schritt. Ohne ein solches Gefolge konnte ein anständiger Schlachtitz damals nicht ausfahren. In der Nähe eines jeden Edelsitzes knallte der Kutscher mit der Peitsche, die Reitknechte stießen ins Horn, schossen Flinten und Pistolen ab, um kund zu geben, daß ein Pan vorbeikomme.

Der alte Bulgarin mußte sich nach Neswisch als „Civil-Militär-Commissär der Nation" begeben und als solcher die Befugnisse eines Adelsmarschalls, Richters und Polizeibeamten zugleich ausüben. Kein Edelmann hatte daran gedacht, daß gute Landstraßen und sichere Brücken nützliche Dinge seien, und Pan Bulgarin erfuhr an sich selbst, welches Unheil durch Vernachlässigung solcher bürgerlichen Dinge auch einem Adeligen begegnen kann. Unweit Neswisch war eine Brücke schadhaft und konnte die Kutschen nicht tragen; man mußte also eine Furth aufsuchen. Der Pan gerieth dabei in den Schlamm. Das Pferd stolperte und schleuderte ihn dann an einen Stein; dabei brach er ein Bein.

In dem kleinen Neste Neswisch, wo damals der russische General Fersen im Quartier lag, ging es hoch her. Bulgarins Haus war bald Sammelplatz für alle russischen Officiere und viele polnische Schlachtitzenfamilien, welche sich nach der Stadt begeben hatten, um auf dem platten Lande nicht Räubern in die Hände zu fallen. Kein Abend ohne Musik, Tanz und Kartenspiel! Man setzte nicht so und so viel abgezählte Ducaten auf eine Karte, sondern maßweise in Gläsern. In den Officierswohnungen spielte man nur um Perlen, Diamanten, goldene und silberne Gefäße, Uhren, Ringe, Ohrengeschmeide, kostbare Waffen und Pferdegeschirre. Ganze Banden von Spielern aus Warschau und Wilna zogen von einem russischen Regimentsstabe zum andern, um die Officiere und die Edelleute zu rupfen. Dabei ging es nicht selten wild her; man zerschlug den Gaunern die Gliedmaßen, stieß ihnen Augen und Zähne ein, mancher wurde am Spieltisch erschossen oder erstochen. Aber manche wurden dabei reich; von denen, welche todtgeschlagen wurden, nahm die löbliche Rechtspflege keine Notiz. Unser Gewährsmann schreibt: „Am verständigsten handelten die russischen Officiere deutscher Abkunft. Sie sandten ihre Schätze nach Hause, kauften sich Güter in Livland und Esthland, und Mancher, der arm in den Dienst getreten war, hinterließ seinen Kindern eine reiche Erbschaft. Die Russen dagegen verpraßten zum größten Theil in Polen das, was sie dort zusammengebracht hatten. Slavisches Blut! Fast ebenso ging es mit den Polen in Rußland zur Zeit der falschen Dmitris."

Im October 1795 fand die dritte Theilung Polens statt. Pan Bulgarin wurde seiner Amtsverpflichtungen enthoben und ging nach Minsk, um dort Rechenschaft abzulegen, während seine Familie sich auf ein Landgut begab. Der Pan war von einem deutschen katholischen Abt aus Ermeland erzogen worden, und diesem Manne, welcher von den Ideen des achtzehnten Jahrhunderts durchdrungen war, verdankte er, daß er dem Fanatismus und der Unduldsamkeit stets abhold blieb. Er zeigte sich durchaus tolerant gegen Andersgläubige, liebte philosophische, politische und geschichtliche Bücher, war klug und witzig, stets heiterer Laune, gutmüthig und in Geschäften gewissenhaft. Aber bei alledem hatte er keinen glücklichen Charakter, denn er war in hohem Grad aufbrausend, ließ sich vom ersten Eindruck hinreißen und hatte einen maßlosen Stolz. Um diesem zu genügen, opferte er Gut und Blut. Er umarmte den ärmsten Schlachtitzen, der sich seinem Willen fügte, und ging vertraulich mit ihm um, aber ein schiefer Blick eines Standesgenossen konnte ihn aufs Höchste reizen, und der scheinbar verletzende Ausdruck Eines, der sich höher dünkte, führte zu offener Beleidigung und Zweikampf. Durch sein excentrisches Wesen gerieth er in vielfache Händel und Unbequemlichkeiten. Seine Freigebigkeit kannte keine Schranken, er schenkte an seine Freunde Alles was diesen gefiel, und war er bei Casse, so warf er mit Geld um sich wie ein Krösus. Er war groß und besaß ungewöhnliche Leibeskraft.

Einst befand er sich in Slutsk, einer Stadt des Fürsten Radziwil, wo ein jüdischer Weinhändler den Branntweinschank gepachtet hatte. Dieser Mann stand bei dem Fürsten in besonderer Gunst, er beging aber ein todeswürdiges Verbrechen, als er auf der Straße an Pan Bulgarin vorbeischritt, ohne denselben zu grüßen. „Die Mütze herunter, Jude!" ruft der Edelmann und rennt jenem nach; dieser aber entkommt und schließt sich in seinem Hause ein. Der Pan fährt sogleich zum Fürsten nach Neswisch, zecht mit demselben drei Tage lang, und bittet ihn dann um Verpachtung eines kleinen Vorwerks ganz in der Nähe von Slutsk, angeblich zu dem Zwecke dort ukrainische Ochsen aufzustellen. Der Fürst unterzeichnete den Pachtcontract, Bulgarin nahm das Vorwerk sofort in Besitz, stellte einen Verwalter an, legte hundert Faß Branntwein hin und verkaufte denselben im Ausschank um die

Freigebigkeit zu glänzen. Nur ausnahmsweise gelangten Urtheilssprüche in Proceßsachen ohne Gewaltthätigkeit von Seiten der Sieger zur Vollstreckung. Oft setzte sich der, gegen welchen das Urtheil ausgefallen war, offen zur Wehr, und dann entstand ein förmlicher Krieg. Es fiel auch wohl einem reichen Pan ein, ungerechte Ansprüche geltend zu machen. Dann raffte er einen Haufen versoffener Schlachtitzen, von denen es im glücklichen Polen wimmelte, zusammen, vertrieb einen armen friedfertigen Grundbesitzer von Haus und Hof und hing ihm nachher noch einen Proceß an den Hals. Solche gewaltsame Austreibungen von Haus und Gut waren so häufig, daß man einen besonderen Ausdruck dafür hatte; man nannte sie Zalazd, Einreiten. Die Regierung war solchem Bruche des Landfriedens gegenüber ohnmächtig, weil der Unfugstifter gewöhnlich einer reichen und mächtigen Familie angehörte; sie konnte dem Uebel weder vorbeugen noch ihm Einhalt thun. Polen hatte einen gewaltigen Wust von Gesetzen, aber sie waren machtlos, und von den unzähligen Processen hatte Niemand Vortheil als die Advocaten. Von Bestechlichkeit hörte man nichts, sie war auch ganz überflüssig. Es kam z. B. häufig vor, daß die Richter aus Furcht vor den Magnaten, um deren Gunst sie buhlten, wissentlich ungerechte Urtheile fällten. Die große Masse des Volkes war unter drückendem, unwürdigem Joche, grenzenlos unwissend, verdumpft und abergläubig; der Staat ohne Schatz und ohne Polizei, denn die Errichtung einer solchen duldete der Adel nicht; die Gesetze hatten keine Kraft, ein regelrechtes Kriegsheer war nicht vorhanden und von Gewerbfleiß gar keine Rede. Das Land war verfinstert durch Pfaffen und Fanatismus und aufgelöst in allen Bestandtheilen durch die Willkür eines rohen, verwilderten, übermüthigen Adels, durch den Despotismus der Magnaten und die Sclaverei der Bauern. Das war die alte Polackenwirthschaft; sie hatte kein Recht in Europa zu existiren, und sie verdiente, sammt allen ihren Trägern, den Untergang.

Pan Bulgarin zeigt sich als ein Prachtexemplar dieser Träger, und wir wollen noch einige Vorgänge schildern, die ihn im rechten Licht erscheinen lassen. Einst war er an einem schwülen Tage von Slutsk nach Minsk geritten und Abends in einem neugebaueten Krug eingekehrt, in dem er weder Krippen noch Raufen und nur zwei kleine schmutzige Zimmer als Herberge fand. Das Wesen gehörte einem adeligen Gutsbesitzer, Namens Pusina, und der Pächter war, wie überall in Polen, ein Hebräer. Pan Bulgarin ersann wieder einmal einen Eulenspiegelstreich.

„Jude, was kostet Deinem Herrn dieser Krug?"

„Tausend Gulden."

„Du, Kammerdiener, zahle dem Juden sogleich tausend Gulden auf und lege noch fünfhundert hinzu. Du, Jude, trag diese Summe zu Deinem Herrn, und sag ihm, er möge dafür einen bessern Krug bauen lassen; aber schaff erst alle Deine Habe hinaus, denn nach ein paar Minuten wird der Krug nicht mehr vorhanden sein. Und ihr, Bursche, steckt mir den Krug in Brand."

Die Habseligkeiten des Pächters wurden ins Freie geschafft, und gleich nachher loderten die Flammen empor. Als die Trümmer rauchten, legte sich Pan Bulgarin in einer Kalesche zum Schlafen, während der Jude unterwegs war, um die fünfzehnhundert Gulden dem Pan Pusina zu überbringen. Nach einigen Stunden erscheint ein Bote des Letztern, der brieflich erklärt, er wolle das Geld nicht annehmen, sondern den Pan Bulgarin als Brandstifter vor dem Criminalgericht belangen.

Aber Pan Bulgarin ist nicht der Mann, den solche Kleinigkeiten beirren; als polnischer Edelmann, der philosophische Bücher gern liest und sich seiner Würde bewußt ist, weiß er sehr wohl, was er zu thun hat. Er ruft aus seiner Kalesche den Dienern zu: „Sattelt die Pferde!" Das geschieht, und sofort sprengt er nebst einigen seiner Jäger zum Hofe des Pan Pusina. Da es tiefe Nacht ist, so schläft dort Alles, aber Pan Bulgarin klopft mit den Waffen an, und ruft laut, er werde auch diesen Hof in Brand stecken, wenn man ihn nicht auf der Stelle einlasse. Pan Pusina erscheint im Schlafrock und legt Verwahrung ein gegen solchen schnöden gewaltthätigen Ueberfall. Aber das hilft ihm nichts, er muß öffnen, und Pan Bulgarin tritt ein. Sporenklirrend legt er ein paar Pistolen auf den Tisch und erklärt: Pan Pusina habe ihn in schimpflicher Weise beleidigt und müsse sich mit ihm schießen; thue er es nicht, so werde man ihn niederstrecken, wie einen Bären. Pan Pusina führt besänftigende Reden, Frau und Töchter, aus den Betten aufgeschreckt, suchen auch zu begütigen, und am Ende zeigt Pan Bulgarin sich nachgiebig und will großmüthig sein, doch nur unter der Bedingung, daß Pusina das Geld nehme, einen neuen Krug baue und auf Klage vor Gericht verzichte. Ueber das Alles wurde ein Schriftstück verfaßt, und nachdem dasselbe unterzeichnet war, kehrte Bulgarin nach seiner Kalesche beim niedergebrannten Kruge zurück und schlief ruhig bis zum Morgen. Nach Sonnenaufgang wurden dann noch dem Juden fünfhundert Gulden Schadenersatz zugeworfen, und der Spaß hatte zweitausend gekostet; aber der, welcher derart das Geld vergeudete, saß über und über voll Schulden.

Neben solchen Gemeinheiten zeigt sich dann wieder eine Art von ritterlichem Anflug, aber allemal mit roher, großprahlerischer Renommisterei. In Warschau befand sich Bulgarin in einem Boot auf der Weichsel, um ein Feuerwerk mit anzusehen. Zwei polnische Stutzer belästigten zwei junge Mädchen, die mit ihrer Mutter gleichfalls in dem Boote sich befanden, indem sie fade Artigkeiten sagten. Die Mädchen fingen an zu weinen. Da rief Pan Bulgarin: „Ein Schuft, der ein Weib beleidigt!" — „Bist Du etwa Gesetzgeber? Verhalte Dich ruhig, wenn Dir nicht etwa nach einem Bad in der Weichsel gelüstet." Das war die Antwort; sogleich stürzt der Pan auf den Stutzer zu, hebt ihn über Bord und wirft ihn ohne Weiteres ins Wasser. Die Ruderer wollen anhalten und ihn herausziehen, aber Bulgarin verbietet es, und zwingt den andern Stutzer, die Damen fußfällig um Verzeihung zu bitten. Der über Bord Geworfene war zum Glück ein guter Schwimmer, rettete sich und machte eine Klage anhängig. Aber Bulgarin gewann den Proceß, weil er als Beschützer hülfloser Frauenzimmer aufgetreten sei.

Auch Wegelagerei trieb unser sauberer polnischer Pan, aber nicht um zu rauben, sondern im Styl des edeln Ritters von der Mancha. Einer vom armen Adel glaubte sich im Pferdehandel von einem Juden benachtheiligt, und bat den Pan Bulgarin sich seiner anzunehmen. Was hätte ihm willkommener sein können, als sich eines Schlachtitzen gegen einen Juden anzunehmen? Dieser Letztere zog vermuthlich an einem bestimmten Tage nach einem Orte, wo der Jahrmarkt stattfand, und der Pan gab einigen seiner Leute Befehle dem Hebräer aufzulauern, ihn festzunehmen und herbeizuschaffen. Der Jude aber blieb zu Hause und hatte seine Waare vorausgeschickt. Seine Frau, welche ihre Kinder und einen Handlungsgehülfen bei sich hatte, sollte die Geschäfte besorgen. Sie wurde aus ihrer Britschke herausgerissen und vor Bulgarin geführt. Die Frau trug ein Sammetkleid mit ächten Perlen und einen Turban. Der Pan verlangte, sie solle dem Adeligen auf der Stelle das Geld zahlen, welches er für die Pferde fordere; sie entgegnete, das sei nicht ihre, sondern des Mannes Sache. „Gut, mag der Mann bezahlen; einstweilen aber wirst Du bei mir im Schweinestalle sitzen.“ Sie wurde wirklich dorthin abgeführt und der Gehülfe zu seinem Brotherrn abgeschickt, um diesem zu sagen, die Jüdin werde so lange im Schweinestalle bleiben, bis der Schlachtitz sein Geld erhalten habe. Die Judenkinder wurden inzwischen im Kruge gut verpflegt. Erst spät in der Nacht kam der Gehülfe mit dem Gelde, und nun erst wurden die Thüren des Schweinestalles geöffnet!

Daß es mit der Geldforderung des Schlachtitzen nicht ganz richtig war, ergiebt sich aus einem Nebenumstande; jener Edelmann hatte sich nämlich vorher an den General Sawischa gewandt, dieser aber erklärte, er möge mit einer solchen Angelegenheit nichts zu thun haben, und erhob Klage gegen den Pan Donquixote. Die Sache gelangte an das litthauische Tribunal. Der General verlangte, der Pan solle wegen eigenmächtigen Verfahrens zu Gefängnißstrafe verurtheilt, der Jude entschädigt werden. Die Proceßkosten wuchsen auf mehrere tausend Ducaten an. In Grodno, wo das Gericht seine Sitzungen hielt, waren viele Neugierige versammelt. Ein Adeliger trat als Fürsprecher Bulgarins auf und — rührte alle Richter! Er setzte weit und breit auseinander, wie schutzlos die Menschen in Polen seien; sie würden nicht nur von den reichen Panen, sondern auch von den Juden bedrückt. Ueberall kränke und beleidige man sie; das thue selbst General Sawischa, der sie bedrücke. Bulgarin aber sei ein wahrer Wohlthäter des Landes, indem er uneigennützig verfahre; er sei der Beschützer der Unschuldigen und Schwachen. Die Richter in Grodno waren derselben Ansicht, Pan Bulgarin wurde unbedingt freigesprochen und General Sawischa mußte dreitausend Ducaten Proceßkosten bezahlen. Von der abscheulichen Behandlung der Jüdin wurde keine Notiz genommen. Damals hatten sich viele Verwandte Bulgarins in Grodno eingefunden und erfüllten die Stadt mit Jubel, mit Lob und Preis über den gerechten Richterspruch. Sie feierten den Sieg durch Gastmähler und Bälle, und der Ungarwein floß in Strömen, aber damit war der, wie schon gesagt, stark mit Schulden belastete Pan Bulgarin nicht befriedigt, er ließ an alle Ecken gedruckte Anschlagzettel kleben, durch welche er die ganze Stadt zu einem Mittagsmahl einlud. Für eintausend Ducaten wurden Getränke aller Art, Ochsen, Hämmel, Geflügel eingekauft, Brote und Pasteten gebacken, und dann begann das Fest. Erst war ein feierlicher Umzug; voran zogen die Spielleute, und selbst die Juden mußten Musik mitmachen. Dann folgten Jäger in Livree, zu Roß und mit Wappenfahnen; hinter ihnen ritt siegesstolz und freudestrahlend Pan Bulgarin, gefolgt von allen Verwandten und Freunden; hinter ihnen kamen die mit Fähnchen verzierten Wagen, welche man mit Meth-, Wein- und Branntweinfässern, mit Bier und Mundvorräthen beladen hatte. So durchzog das Geleit alle Hauptstraßen und begab sich auf einen großen Platz, wo dann Jedem gereicht wurde, was er begehrte. Nachdem das Zechen stundenlang gedauert hatte, ging es immer polnischer zu; ganz Grodno war betrunken. Die Leute schlugen sich untereinander, zertrümmerten die Fässer, und die Balgereien wollten kein Ende nehmen. Während dieselben im lustigen Zuge waren, sprengte Pan Bulgarin fort. „So lebten, so verschleuderten unsere Väter ihr Vermögen.“ Und wie erzog er den Sohn, welchen er „eisenhart“ machen wollte? Er weckte ihn dadurch aus dem Schlafe, daß er über dem Bette des Knaben eine Flinte abfeuerte oder demselben einen Eimer kaltes Wasser über den Leib goß; er schickte ihn um Mitternacht auf den Dorfkirchhof, gab ihm grobe, schwerverdauliche Nahrung, und nahm ihn mit auf die Jagd. Der Knabe sollte ein polnischer Edelmann alten Schlages werden, aber die Schlachtitzenherrlichkeit der Bulgarin nahm ein klägliches Ende.

In Folge eines Briefes, welchen ein polnischer Renegat aus Constantinopel an Bulgarin geschrieben hatte, wurde er verhaftet; man hielt ihn für politisch verdächtig und brachte ihn als Gefangenen nach Grodno. Es lag eigentlich nichts vor, das ihn persönlich hätte beschweren können, aber er benahm sich im Verhör ungeeignet, erlaubte sich Scherze gegen die Richter, gebärdete sich oft heftig oder ließ sich in politische Erörterungen ein. Durch Verwendung Fersens wurde er wieder freigegeben, aber er kam als ein gebrochener Mann auf sein Gut zurück. Alle Heiterkeit war von ihm gewichen, er floh die Menschen, ging allein in den Wald, bekam ein Gallenübel und wurde menschenfeindlich. Bald brach wieder ein Unheil über ihn herein. Ein anderer Edelmann, Pan Daschkewitsch, hatte auf Bulgarins Gut Makowischtschi Geld vorgeschossen, und das Gericht hatte entschieden, daß er sich in Besitz desselben setzen dürfe. Bulgarin protestirte dagegen und machte, wie es scheint, wohlbegründete Rechtseinwendungen geltend. Von diesen nahm jedoch, ächtpolnisch, Pan Daschkewitsch gar keine Notiz, und das Gericht that es ebenso wenig. Eines Tages erschien ein betrunkener Assessor mit einem Schreiber und einem Schlachtitzen, der Daschkewitsch's Bevollmächtigter war, vor dem Gute, trat ins Zimmer und fragte: „Wer ist hier der Herr?“ Als Bulgarin entgegnete: „Kennen Sie mich denn nicht?“ rief der Beamte: „Ich kenne hier Niemanden und will auch Niemanden kennen, aber Sie sollen sehen wer ich bin. Sie haben sogleich das Gut zu räumen, dem Bevollmächtigten zu übergeben, und

hier ist der Befehl." Auf diese Weise vollführte Pan Daschkewitsch nach altpolnischer Sitte einen Ueberfall, ein sogenanntes Einreiten, und vertrieb den Eigenthümer gewaltsam. Der Assessor war ein persönlicher Feind Bulgarins. Er hatte einst dem Letztern auf der Gasse in Glusk die Hand dargeboten. Der übermüthige Pan sah darin eine ganz ungeeignete Vertraulichkeit, hatte den Assessor von oben bis unten mit verächtlichem Blicke gemessen, seine Hand zurückgezogen und gesagt: „Ich pflege auf der Gasse nicht zu tanzen." Jetzt rächte sich der Mann für solchen Hochmuth. Als der Pan erklärte, er werde nicht vom Gute weichen, bevor die Entscheidung der Oberbehörde eingetroffen sei, fiel ihm der betrunkene Assessor ins Wort: „Was wollen Sie mit Ihrem Gericht? Packen Sie sich nicht gutwillig, so jage ich Sie mit Gewalt fort!" Bulgarin bebte am ganzen Leibe, seine Lippen wurden blau, seine Gesichtsfarbe wechselte, er bestand einen gewaltigen innern Kampf und brach dann in ein fürchterliches Gelächter aus. Er mußte der Gewalt weichen und erfuhr nun an sich, was Mißhandlungen bedeuten wollen. Man zog seine Pferde aus dem Stalle, nahm ihm Alles und trieb ihn mit Weib und Kindern fort. Sie durften gar nichts weiter mitnehmen, als was sie auf dem Leibe trugen. Die Mutter blickte auf die Kinder und fragte: „Wohin gehen wir nun, und wo werden wir unser Haupt niederlegen?" Einige Meilen von Makowischtschi wohnte ein befreundeter Pächter; den wollte man um Obdach bitten, und die Familie, welche sich fürstlicher Abkunft rühmte, trat den Weg zu Fuß an; einige Diener folgten freiwillig. Pan Bulgarin hatte seine Flinte über die Schulter geworfen und ging schweigend voran.

So waren sie etwa zwei Stunden weit gewandert. Dann wirbelten Staubsäulen hinter ihnen auf, und man sah eine mit drei Pferden bespannte Britschke herankommen. Die Frau rief: „Sie wollen uns tödten," und der Pan untersuchte die Pfanne seines Gewehres. Der Wagen kam näher, und siehe da, in ihm saß der getreue, wackere Jude Jossel. Sogleich sprang er herab, stürzte dem Pan und der Panna zu Füßen und schluchzte laut. Dem braven Manne war das Mißgeschick der Adelsfamilie tief zu Herzen gegangen; er konnte vor Weinen nicht sprechen, sondern gab durch Zeichen zu verstehen, die Familie möge nicht ferner zu Fuße gehen, sondern sich in die Britschke setzen. Das rührte den Pan, und indem er sich zur Seite wandte um seine Thränen zu verbergen, sprach er: „Jossel, Du bist ein guter Mensch." Und in der That war in der ganzen polnischen Wirthschaft, von der wir unsern Lesern ein Bild entworfen haben, der Jude die einzige respectable Gestalt neben der schwer heimgesuchten Frau Bulgarins.

Der Pan selbst begab sich später nach Minsk, um seinen Proceß zu betreiben, wo er sich abermals durch neuerwachten Uebermuth viele Feindschaften zuzog. Ein reich gewordener Mann sagte ihm einst: „Wir haben uns oft im Hause des Fürsten Radziwil gesehen," worauf Bulgarin entgegnete: „Das ist wahr, ich warf dort manchmal einen Blick in Küche, Pferdestall und Bedientenzimmer." Zuletzt erhielt er das Gut zurück. Sein Sohn kam nach Petersburg ins Cadettenhaus, wurde Officier, später Schriftsteller und Russe durch und durch. Von seinen Denkwürdigkeiten ist in Mauke's Verlag zu Jena eine deutsche Bearbeitung von v. Reinthal und H. Clemenz erschienen, der wir einen ausgedehnten Leserkreis wünschen, da das Buch viele Belehrung enthält und eine spannende Unterhaltung gewährt.

Mazeppa's Steppenritt von Rud. Gottschall.

Der Dichter des an der Dresdener Hofbühne zur Aufführung gelangten Trauerspieles „Mazeppa" (s. die Chronik Europa Nr. 41) hat sich die schwierige Aufgabe gestellt, einem historischen Stoff einen tieferen sittlichen Mittelpunkt zu geben. Das Geschick des alternden Kosackenhäuptlings Mazeppa, sein Verrath und Abfall von Peter dem Großen, sein Uebergang zu Karl dem Zwölften, seine Leidenschaft zur heißblütigen und ehrgeizigen Matrena, die sich nach der Hinrichtung ihres Vaters, des dem Kaiser treugebliebenen Häuptlings Iskra, mit gleich leidenschaftlicher Gluth gegen ihn wendet, geben ihm nur den Stoff, aus welchem er die Tragödie der wilden Leidenschaft zu formen suchte, wie es die als Seherin verehrte Harpyna, welche gleichsam den sittlichen Chor des Trauerspiels bildet, am Schluß ausspricht:

> Die Leidenschaft, das wilde Roß, zerschellt —
> Das ist das ewige Gesetz der Welt!

Hiermit hängt auf das engste die Erzählung des Steppenrittes zusammen, welche gleichsam die sittliche Vignette der Dichtung ist und wie die Grundmelodie einer Oper durch die ganze Dichtung hindurchtönt. Darum erläutert die Priesterin auch die Bedeutung des Bildes:

> Sieh das große Bild — den Jüngling
> Ans Roß gebunden! Dieses ist Dein Vater —
> Und nicht Dein Vater blos — — es ist der Mensch,
> Den ein unbändig Wollen mit sich fortreißt!
> Ein wildes, unbegrenztes Streben stürmt
> Ins Weite, doch es bleibt ans Thier gebunden.
> Mazeppa — heißt die dunkle Hieroglyphe
> In meiner Weisheit Bilderschrift — ich rechne
> Mit Ziffern nicht, nein, mit lebend'gen Wesen,
> Dem Schöpfer seine Räthsel nach.

Doch noch in einer anderen Beziehung steht die Erzählung dieses Jugenderlebnisses zur dramatischen Handlung. Die Liebe Casimirs, des Sendlings Karls des Zwölften, und Lodoisca's, der Tochter Mazeppa's, ist gleichsam eine Wiederholung von Mazeppa's Jugendliebe, ein ähnlicher Conflict, der aber in harmonischer und versöhnender Weise zur Lösung kommt.

Wir lassen hier die Erzählung des Steppenrittes, die der Verfasser auf unsern Wunsch so freundlich war uns im Manuscript mitzutheilen, mit Auslassung kleiner Zwischenreden im Zusammenhang folgen.

Mazeppa.

Ich war ein Pag' am Königshof zu Warschau,
Und leicht und heitern Sinns! Bei Spiel, Gelag,
Im Sonnenschein von holder Frauen Gunst,
Schwand mir das Leben hin, ein Maskenscherz,
Ein süßer Rausch! — Da sah ich einst ein Weib
Von andrer Art, als rings die duft'gen Fee'n.
Wie Flittergold erschien mir jeder Glanz,
Der mich bisher geblendet, denn dies Weib
Trug auf der Stirn des höhern Geistes Siegel.
Aus seinen Augen blickte tiefer Ernst,
Ihr Zauber ruhte fesselnd über mir!
Im Traum und Wachen sah ich diesen Blick.
Das ist das Unglück! rief es laut in mir;
Das ist ein fremder, wunderbarer Geist,
An Schönheit reicher als das helle Glück,
Das buhlt im Sonnenschein! Erloschen war
Des Lächelns Zauber auf den will'gen Lippen,
Gleichgültig schaut' ich die gepries'nen Reize.
Doch wie aus Tiefen unergründlich war
Dies feurige Meteor mir aufgestiegen,
Und meine Seele flog zu ihm empor,
Ein Aar ins Nordlicht, in den trunknen Himmel!
Unsel'ges Weib, mißhandelt von dem Gatten,
Du tiefes, heil'ges Wunder der Natur,
Verständnißlos mißachtet — heiß entbrannte
Zu Dir die Liebe in des Jünglings Herzen.
Und alle Bilder der berühmten Heil'gen,
Märtyrerinnen mit dem Glorienschein,
Vermischten sich vor meines Geistes Aug'
Zu einem Bild vom reinsten Himmelsglanz,
Das Deinen Namen trug! — —
So glücklos und des höchsten Glückes werth!

So denkend naht' ich ihr; sie neigte gnädig
Ihr Aug' zu mir! Erst wollt' ich Hülfe schaffen,
Errettung von unwürd'ger Knechtschaft bringen;
Doch sie mit ungeahnter Liebe Gluth
Mir flog ans Herz. Da schwanden alle Schranken.
Fort, fort aus diesen Hallen — rief ich laut,
Wo alles, alles an die Sünde mahnt,
Aus der das Glück, der Himmel stammt! Hinaus,
Wo kein Gesetz die freie Steppe kennt,
Als nur der Sterne Lauf, der Wolken Zug,
Den stillen Wechsel ewiger Gewalten!
Dort, eine wilde Blum' im Himmelsthau,
Mag unsre Liebe freudig sich entfalten!

Wir flohn — doch folgte der verrathnen Flucht
Der Rächer nach! Der Gatte holt uns ein —
Da — o der Schmach — er ließ mich geißeln, geißeln
Mit Ruthenstreichen vor dem ganzen Volk,
Mit Stricken binden auf ein wildes Roß,
Und höhnend rief er: Lustig, Roß und Reiter!
Ich segne Eure wilde Ehe ein,
Und in der Steppe mögt Ihr Hochzeit feiern!
Ein Geißelhieb — der Renner bäumt und schäumt —
Fort ging's in wilder Wuth! Dort droben tanzt'
Der Mond am Himmel und der Sterne Reigen.
Das Auge schloß ich: und mir war's, als würd'
Im ungeheuren Lauf ich fortgerissen,
Wie jene heimathlosen Feuerseelen
Des Alls, die durch die ew'gen Räume irren!
Und so im Schwindel schien mir's oft: das wär'
Mein Leben selbst — ein blinder, jäher Sturz,
Der von der Wiege bis zum Grabe taumelt,
Gefesselt an des dunklen Stoffs Gewalt!
Der schnaubende Dämon trug mich rastlos weiter;
Es peitscht der Wald mich mit den thau'gen Zweigen,
Ein Diener des Woiwoden, gnäd'ger noch
Als er; denn diese Schmach sahn nur die Sterne!
Rasch nahn sich die unheimlichen Genossen;
Der Eule blödes Auge starrt mich an,
Der Adler senkt sich aus den Lüften nieder,
Und Unheil kündend schweben über mir
Die Raben, die lebend'ge Leiche witternd!
Gewürm und Schlangen zischen rings durchs Unkraut,
Und aufgescheucht vom Lärm der Rossesbhufe
Erhebt der Wolf sein schreckliches Geheul,
Und ruft die Brüder wach in Wald und Schlucht!
Mit glüh'nden Augen schnaubt der Schwarm herbei,
Blutlechzend, gierig nach dem seltnen Wild,
Halb Roß, halb Mensch, ein traumhaft Fabelbild!
Da faßt den Hengst Entsetzen; angstvoll sträubt sich
Die Mähne; er erzittert unter mir,
Beschleunigt fieberhaft den wilden Lauf
Und über Riesenstämme jagt er fort,
Und stürzt sich in den Strom, der, aufgescheucht
Aus nächt'ger Einsamkeit, verdrießlich tos't,
Und doch die wunden Glieder kühlt! — Und als
Der Morgen thaute, hell der Ost erglühte,
Da naheten wir der Ukraïne Grenzen.
Fern wieherten die freigelass'nen Heerden;
Mein Renner schnob entgegen frohen Grußes;
Doch arge Qual ward mir dies Wiedersehn!
Fremd war mir ihre Sprache und bedrohlich
Der Freude Zeichen! Halb besinnungslos
Wohnt' ich der seltsamen Versammlung bei.
Umweht von Schweif und Mähnen, angeglotzt
Von den krystallnen Augen, glaubt' ich mich
In ein Dämonenreich versetzt, umringt
Von seltsamen Gestalten, und mir schien
Die eigne Seele solch ein wandernd Ding,
Ein irrer Hauch — ein wüster Traum das Leben!
Da stürzt mein Roß und meine Sinne schwanden. —

Als ich erwachte, war ich frei von Banden,
Sorgsam gepflegt in des Kosacken Hütte,
Ein Fremdling in des eignen Volkes Mitte!

Der neue Roman der Beecher-Stowe.

Die „Bewerbung des Geistlichen", auf die von den Zeitungen im Voraus aufmerksam gemacht wurde, ist im Buchhandel erschienen. Obgleich Mistreß Stowe den Eindruck, den Onkel Toms Hütte machte, durch ihren zweiten Roman Dred nicht wenig geschwächt hat, besitzt sie doch immer noch so viele Freunde, daß eine Besprechung ihres neuesten Werkes Pflicht der Presse ist. Die „Bewerbung des Geistlichen" ist eine Liebesgeschichte, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts in der neuenglischen und puritanischen Stadt Newport spielt. Der Geistliche, dem eine der Hauptrollen zugetheilt ist, verliebt sich, ohne es zu wissen, in eine junge Dame, der er in geistlichen und weltlichen Dingen Unterricht ertheilt. Er ist ein Vierziger, dabei ein Glaubenseiferer und, um das Unglück vollständig zu machen, ein abstracter Denker, der sehr viel über ein neues System der Theologie, aber nie über die Art und Weise nachgedacht hat, wie die Liebe eines jungen weiblichen Herzens zu erlangen sei. Marie, die Heldin, ist aber nicht blos jung, sondern liebt auch einen Andern, einen wilden Vetter, von dem die ganze löbliche Verwandtschaft nicht einen Augenblick zweifelt, daß seine ketzerischen Ansichten über die Gnadenwahl und die Vorherbestimmung ihn auf dem kürzesten Wege in des Teufels Rachen führen müssen. Die frommen Bußpredigten der Verwandtenliebe werden dem bösen Vetter unerträglich, und er geht auf und davon Der Abschied wird der armen Marie so schwer, daß sie „viele Tage lang den abwärts führenden Pfad des Todes wandelt." Sie stirbt indessen nicht, denn der verliebte Puritaner leistet ihr, ohne die Natur ihrer Wunde zu kennen, die wirksamste geistliche Hülfe. Als sie genesen ist, bittet er um ihre Hand. Die Mutter, eine sehr würdige Wittwe Namens Scudder, bei deren Theegesellschaften blos die erbaulichsten Reden fallen, ist auf seiner Seite, und Marie spricht mit verweinten Augen ihr Ja. Die Brautkleider liegen bereit, der Hochzeitstag ist nahe, da fühlt sich Marie, als sie allein im Felde umhergeht, plötzlich von hinten umschlungen und sinkt im nächsten Augenblicke ohnmächtig in die Arme des bösen Vetters. Er ist nicht blos zurückgekehrt, sondern hat auch viel Geld mitgebracht, so daß in Newport eine merklich mildere Stimmung gegen ihn eintritt. Das letzte Hinderniß der Vereinigung der Liebenden wird beseitigt, indem der Geistliche seinen Ansprüchen entsagt, und Alles endet glücklich und in Frieden.

Auch wir würden, nachdem wir Marie und den Vetter zum Altar begleitet haben, unsern Bericht schließen, wenn Frau Beecher-Stowe in das Glücksschiff der Liebenden nicht verschiedene andere Dinge verpackt hätte. Dieses Gepäck scheint für sie sogar die Hauptsache zu sein und die Liebesgeschichte ihr blos zum Faden zu dienen, an dem sie ihre puritanischen Ergüsse und ihre Polemik gegen die Sclaverei befestigt. Ja, so unglaublich es ist, daß in eine Geschichte aus Neuengland und aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts die Sclavenfrage hineingezerrt werden könnte, geschieht es dennoch. Den puritanischen Glaubenseifer in das Gemälde aufzunehmen, war allerdings durch Ort und Zeit geboten, nur hätte Frau Beecher-Stowe dabei in der plastischen Weise verfahren sollen, in der Walter Scott diese Dinge behandelt. Sie sieht blos Licht, keinen Schatten, und diese chinesische Malerei ist unwahr, eintönig und langweilig.

Die schriftstellernde Dame behauptet eine wahre Geschichte zu erzählen und will alle ihre Personen dem wirklichen Leben jener Zeit entlehnt haben. Was Dame Scudder, die kleine Marie und den zuerst bösen, dann reichen Vetter betrifft, so läßt sich nicht beweisen, daß solche Personen 1770 in Newport nicht gelebt haben. Von dem Geistlichen Samuel Hopkins, der so edel entsagt, ist dagegen dargethan worden, daß die Schilderung seines Charakters im Roman Zug für Zug falsch ist. Er war kein Träumer und Stubengelehrter, sondern ein ächter Yankee, der, im Besitz eines hübschen Guts und eines bedeutenden Einkommens durch litterarische Arbeiten, seiner Gemeinde Gehaltserhöhungen abzwackte, indem er drohte, daß er sie verlassen werde, wenn sie seine Lage nicht zu einer „erträglichen" mache. Daß er sich in Marie Scudder verliebte, ist möglich, allein heirathen hätte er sie nicht können, da er im Jahre 1770, als er nach Newport kam, bereits eine Frau hatte und Vater von acht hoffnungsvollen Kindern war. Dreiundzwanzig Jahre später starb seine Frau, und er verheirathete sich nun, 74 Jahre alt, zum zweiten Male, aber nicht mit der kleinen Marie Scudder, sondern mit Elisabeth West, einer rüstigen Jungfrau von 58 Jahren.

Schillerfest und Schillerstiftung.

Beim Herannahen des Schillerjubiläums ist auch der Streit über das richtige Datum der Geburt des großen Dichters wieder rege geworden. Gustav Schwab hatte nach dem Taufzeugniß den 11. November als den Tag angegeben, an welchem Schiller das Licht der Welt erblickt habe; schon seit längerer Zeit aber herrschten Zweifel über die Gültigkeit dieser Annahme, und man war der Meinung, daß der 11. November nicht als Geburts- sondern nur als Tauftag anzusehen sei. Glücklicherweise ist gerade noch kurz vor dem zu feiernden Jubiläum alles Schwanken in dieser Hinsicht dadurch zu nichte gemacht worden, daß ein sämmtlichen Biographen Schillers bisher unbekannt gebliebenes authentisches Actenstück, d. h. ein von Schillers Vater eigenhändig verfaßtes, „Solitude, den 17. Mai 1789" datirtes „curriculum vitae meum" mit dem Verzeichnisse der Geburtstage seiner Kinder aufgefunden wurde. Demzufolge ist Friedrich Schiller am 10. November 1759 geboren, und man wird also die hundertjährige Wiederkehr dieses Ereignisses überall und mit Recht an einem und demselben Tage, nicht aber etwa, wie schon zu fürchten war, hier am 10. und dort am 11. d. M. zu feiern haben.

In Dresden fand vom 8.—10. October die Generalversammlung der fünfzehn Vereine zu einer allgemein deutschen Schillerstiftung statt, und das Resultat derselben war die Constituirung der Stiftung. Das Directorium der letzteren soll seinen Ort alle fünf Jahre wechseln, und zwar wird es zunächst auf Weimar übergehen, wo als Vorstand des Zweigvereins der Generalintendant Dr. Dingelstedt fungirt. Außerdem werden jedes Directorium noch die Abgeordneten von fünf Filialstiftungen ergänzen, d. h. das erste Directorium der nächsten fünf Jahre die Abgeordneten von Berlin, Dresden, Frankfurt a. M., München und Stuttgart. Die vom Dresdener Zweigverein ausgearbeiteten Vorlagen wurden in der Generalversammlung der Hauptsache nach angenommen. Es soll durch die Schillerstiftung Jeder aus dem Schriftstellerstande unterstützt werden, der dessen bedürftig ist und Verdienste um die Nationallitteratur mit vorzugsweiser Anwendung dichterischer Formen hat, sonst aber auch, falls die Mittel ausreichen, jede bedrängte und der Unterstützung für würdig befundene schriftstellerische Lebenslage. Gegen die öffentliche Nennung der Unterstützten erhoben sich die Stimmen der meisten Deputirten, und als Controle werden nur die vertraulichen Mittheilungen des Directoriums an die Filialstiftungen dienen. Von den letzteren soll übrigens jede mit einem Vermögen von 2000 Thlrn. selbst über einen Theil der Zinsen verfügen können, um im Geiste der Stiftung nach eigenem Ermessen zu wirken.

Neapolitanisches und Sicilianisches.

Wer vor etwa zwanzig und mehr Jahren in Oberitalien, namentlich in Venedig und der Lombardei, gewesen ist, weiß von Paßplackereien, wie sie damals noch bestanden, Manches zu erzählen. Da mußte noch ein Ausländer, der von Verona aus nach dem Gardasee und wieder zurück reisen wollte, seinen Paß ausdrücklich nach Salo visiren lassen, und er war daher auch gezwungen, an diesem letzteren Orte ihn wieder nach Verona zurückvisiren zu lassen. In neuerer Zeit soll auch das dort anders und besser geworden sein; aber um so ärger ist es noch in anderen Theilen der italienischen Halbinsel, indem man das Paßwesen noch immer als eine Erwerbsquelle betrachtet, womit man die Fremden brandschatzt. Besonders in Neapel herrscht eine Paßplackerei, von der man im übrigen Europa keinen Begriff hat. So bemerkt O. Speyer im zweiten Bande seiner „Bilder italienischen Landes und Lebens". Er war im Jahre 1853 dort und hatte Gelegenheit diese Paßplackereien zu erfahren, als er von Neapel nach Sicilien reisen wollte. Zu einer solchen Reise genügte es keineswegs, sich den schon vorhandenen Paß visiren zu lassen; vielmehr bedurfte es dazu einer besonderen, nur nach Beobachtung verschiedener Formalitäten und nach Entrichtung verschiedener Gebühren ertheilten Reiseerlaubniß. Diese, erzählt Speyer, muß auf dem Bureau des Dampfschiffes abgeliefert werden; auf dem Schiffe aber wird dann noch einmal scharfe Musterung und Nachforschung nach etwaniger menschlicher Schmuggelwaare gehalten. In Palermo erhielt der Fremde den Paß nach ähnlichen Formalitäten wieder ausgehändigt, und nun mußte er ihn, bei einer Reise durch das Innere der Insel, von Nachtquartier zu Nachtquartier visiren lassen; an dem Orte aber, wo er die Insel wieder zu verlassen gedachte, trat der ursprüngliche Paß wieder in seine Rechte ein, jedoch nicht eher, als bis der Fremde wieder eine Anzahl von Visa's und Bescheinigungen erlangt hatte, die oft einen ganzen Tag Zeit und außerdem verschiedene Piaster kosten. Der Fremde gilt nun einmal im Königreich beider Sicilien für äußerst verdächtig, und er muß sich von den Behörden officiell plündern lassen. Uebrigens kommen nun dazu noch die Plackereien der Douane, die in der Hauptsache weiter nichts mehr ist, als ein „Institut, um dem Fremden auf die unverschämteste Weise Geld abzupressen," wofür diese dann einschmuggeln können, was ihnen irgend gefällt. Speyer nennt entrüstet dieses Verfahren geradezu ein „öffentliches Raubsystem", und er setzt hinzu: „Im äußersten Osten schützt man die Reisenden vor der Willkür halbbarbarischer Regierungen; es wäre endlich auch einmal Zeit, diesen Schutz auf die Besucher Unteritaliens und Siciliens auszudehnen."

Im Jahre 1853 gab es gepflasterte oder macadamisirte Straßen in Sicilien nur zwischen Palermo und Catania über Caltanisetta, von Palermo nach Monreale, von Noto über Syrakus und Catania nach Messina, und von Girgenti nach Caltanisetta, und außerdem war eine directe Fahrstraße von Palermo über Cefalu nach Messina erst im Bau begriffen. Alle übrigen Straßen waren, mit wenigen Ausnahmen, bloße Reitwege, zum großen Theile von halsbrechender Beschaffenheit. An manchen Stellen hören die Wegspuren auf dem harten Boden wohl gänzlich auf, sodaß selbst landkundige Führer, ohne welche ein Fremder durch das Land zu reisen nicht wagen darf, nicht mehr aus und ein wissen. Selbst die Hauptverkehrsstraßen, wie die zwischen Catania und Messina an der dichtbevölkerten Ostküste der Insel, fand Speyer zum Theil in einem kläglichen Zustande. Und wie mit den Straßen, so war es auch mit der Sicherheit und Regelmäßigkeit des Verkehrs, und, sagt jener deutsche Reisende, mit allen Dingen. Bedenkt man nun aber die zahlreichen Hülfsquellen des Landes, die weiten Strecken brachliegenden Bodens, die unerschlossenen oder doch höchst dürftig ausgebeuteten mineralischen Schätze, und den darniederliegenden Handel; vergleicht man die gegenwärtige Bevölkerung und Cultur der Insel mit dem, was Sicilien im Alterthume, ja noch im Mittelalter war: so scheint es, als müsse es der Regierung entweder an der rechten Einsicht und an Verständniß oder an gutem Willen fehlen, um Das aus dem Lande zu machen, wozu es die Natur selbst bestimmt hat. Wie sehr auch die Bevölkerung in Sicilien, auch nach Speyers Ansicht, in Lethargie versunken ist und — wohl nicht ohne Einwirkung der Kirche und des Pfaffenregiments — die Energie der Arbeit verloren hat, so enthält sie doch noch immer tüchtige Elemente in sich und den Keim zur Bildung einer Nation, welche die Bewohner des neapolitanischen Festlandes selbst bald überflügeln würde. Aber das eben — meint Speyer — ist es vielleicht, was man in Neapel fürchtet. Denn jeder Sicilianer, welches Standes er auch sein mag, hat einen eingefleischten Haß gegen die ihm als Regierung, als Beamte, als Garnison und als Spione aufgezwungenen Neapolitaner, und er macht aus diesem seinem Hasse durchaus kein Hehl. Unser vielgenannter deutscher Reisender traf in Sicilien mit einem eingebornen Arzte von umfassender und vorurtheilsfreier Bildung zusammen. Derselbe wußte sehr gut, was seinem Volke fehlte, und als er sich einmal vor neapolitanischen Spionen sicher und von ihnen unbeobachtet wußte, brach er gegen Speyer in einen Strom leidenschaftlicher Klagen über die politischen und socialen Zustände seines Vaterlandes aus. „Wir sind", äußerte er da, „von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, ja absichtlich ausgeschlossen von der europäischen Gesittung. Wir sollen immer mehr verdummen, ja wir sollen nicht einmal reich werden; denn man fürchtet, die Civilisation möchte hier, wie anderswo, dem Wohlstande auf dem Fuße folgen."

Wenn Speyer nach dem vorstehend Mitgetheilten auch über die Unsicherheit in Sicilien Klage führte, so erzählt er doch auch, daß in der nämlichen Weise, wie Napoleon I. im Kirchenstaate ein ganz gutes Mittel mit Erfolg anwandte, um den fortwährenden Raubanfällen zu steuern, Aehnliches in neuerer Zeit auch in Sicilien geschah. Als nämlich die Raubanfälle auf der Insel immer mehr überhand nahmen, und die Regierung inne ward, daß die Bewohner selbst, wenn nicht als Stehler, doch als Hehler, sei es aus Angst vor den Drohungen der zahlreichen Räuberbanden, sei es aus Antipathie gegen die Behörden, es großentheils mit den Banditen hielten, ordnete der tüchtige neue Statthalter, General Filangieri, an, daß künftig die ansässigen Bewohner einer jeden Provinz selbst die Gensdarmen stellen sollten; dieselben würden von der Regierung gut besoldet werden, aber von dem Jahrgehalt eines Jeden würde ein Drittheil als Caution zurückbehalten und aus den, solchergestalt gebildeten Fonds den Beraubten die Entschädigung gewährt werden. Das wirkte, und seit dieser Zeit soll im Innern Siciliens eine ungleich größere Sicherheit geherrscht haben, als im Neapolitanischen und im Kirchenstaate. Die Räuber selbst ließen, da sie nirgends mehr Unterstützung fanden, und nachdem ein Theil von ihnen eingefangen und hingerichtet worden war, von dem unfruchtbaren Handwerke ab und meldeten sich — als Candidaten für die Gensdarmenstellen.

Der sicilianische Adel ist in seinen Vermögensverhältnissen zum Theil sehr heruntergekommen, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß der Erbe eines großen Namens, der mit dem Herzogs- oder Marquistitel prangen könnte, den letzten kleinen Rest seines Vermögens an einen Juden für eine Leibrente von 3, 4 bis 10 und 12 Tari (d. h. 10½ — 42 Sgr.) täglich verkauft. Solche Cavaliere bringen fast den ganzen Tag, zuweilen wohl auch die Nacht, in öffentlichen Kaffeehäusern, Clublocalen und Casino's zu. Nicht selten hört man in Palermo den Ausdruck: è un cavaliere di 4 tari (es ist ein Cavalier von 4 Tari oder 14 Silbergroschen). Das handeltreibende Publicum kennt die pecuniären Verhältnisse dieser Rentner auf das genaueste und regelt darnach den ihnen zu gebenden Credit. Sind der Tari gar zu wenige, so sind die Cavaliere auch wohl zu allerhand ziemlich

demüthigenden Aemtern und Dienstleistungen bereit, wenn dieselben sich nur sonst dem Auge des Publicums einigermaßen entziehen lassen.

Robert Stephenson †.

Dem Erbauer des „Great Eastern", Isambert Kingdom Brunel, ist sein College und Rival, der berühmte Ingenieur Robert Stephenson, im Tode rasch nachgefolgt: er starb in London Mittags den 12. October an einem Leberleiden, das ihm schon seit zwei Jahren häufig Schmerzen verursacht hatte, das aber auf seiner letzten Reise nach Norwegen, plötzlich so schlimm geworden war, daß er bereits hoffnungslos krank vor einigen Wochen in sein Haus zurückkehrte. Robert Stephenson war am 16. December 1803 in sehr bescheidenen Verhältnissen geboren: sein Vater Georg arbeitete für wöchentlich 1 Pf. Sterl. in dem Kohlenbergwerk zu Killingworth und hatte die hübsche, jedoch blutarme Fanny Henderson, die Magd eines Pächters, geheirathet, die ihm ein Jahr nach der Hochzeit zu Willington unweit Newcastle einen Sohn gebar, um sehr bald darauf noch in der Blüthe ihrer Jugend zu sterben. So war die Erziehung seines einzigen Kindes allein dem Vater überlassen, und dieser that, was er konnte, um dem jungen Robert eine sorgfältigere Bildung zu Theil werden zu lassen, als er einst durch seine gleichfalls unbemittelten Eltern empfangen hatte. Er schickte den Knaben in die Schule zu Long Benton und Newcastle und machte ihn von seinem fünfzehnten Jahre an in dem Bergwerke, wo auch er arbeitete, praktisch mit allen Minenarbeiten vertraut; Abends, wenn ihr Tagewerk beendet war, saßen Vater und Sohn dann noch eifrig studierend über mancherlei Büchern, und der Plan zur Vervollkommnung der Locomotive mag wohl schon damals in Beider Gedanken rege geworden sein. 1820 besuchte Robert Stephenson nach dem Willen seines Vaters auch noch ein Semester lang die Edinburger Universität, wo er aus den Vorlesungen Hope's über Chemie, Leslie's über Physik und Jamesons über Naturgeschichte trotz der Kürze der Zeit großen Nutzen zog. Georg Stephenson hatte es mittlerweile so weit gebracht, in Newcastle eine Locomotivenfabrik auf eigene Rechnung zu gründen, und in diese trat nach der Rückkehr von der hohen Schule Robert als Gehülfe ein, mußte aber nicht lange nachher aus Gesundheitsrücksichten die anstrengende Arbeit vermeiden, weßhalb er eine Commission zur Untersuchung der Gold- und Silberbergwerke Südamerica's übernahm. Nachdem er dort die Silberminengesellschaft von Columbia gegründet hatte, kam er im December 1827 wieder in England an, d. h. gerade noch zur rechten Zeit, um seinem Vater bei Erbauung der ersten großen Eisenbahn von Manchester nach Liverpool behülflich zu sein und den von der Direction derselben ausgesetzten Preis von 500 Pfund für die beste Locomotive zu gewinnen. Diese letztere hieß „Rocket", sie war aber noch lange nicht das, was in Stephensons Hirn eine rechte Locomotive sein mußte; er schuf eine zweite, den „Planeten", und sie ist es, die, wenn auch noch vielfach verändert und verbessert, doch immer der Typus für alle seit der Zeit gebrauchten Locomotiven geblieben ist. Seine nächste große Schöpfung war die Anlage und der Bau der London-Birmingham-Eisenbahn in den Jahren 1833—38, und von da an galt Robert Stephenson als eine weltberühmte Autorität im Maschinenfache. Fast keine Bahn ward fernerhin gebaut, bei der er nicht zu Rathe gezogen worden wäre, und so hat er mittelbar oder unmittelbar Theil gehabt an der Anlage der verschiedensten Bahnen in Belgien, Schweden, Dänemark, Deutschland, der Schweiz, Toscana, Canada, Aegypten, Indien 2c. Auf seinen Rath wurde zu weiterem Gebrauche die eigentliche Locomotive beibehalten und die stehende Dampfmaschine (Steigungen und atmosphärische Bahnen) unbenutzt gelassen, sowie das enge Geleis statt des von Brunel vorgeschlagenen breitspurigen eingeführt. Doch nicht blos als Schöpfer von Eisenbahnen erhielt und erhöhte Stephenson in der Folge seinen Ruf; er leistete Bewundernswerthes auch in Wasserwerken, Tunnelarbeiten und Brückenbauten, von welch letzteren hier die Britanniabrücke über die Menaistraße, in welcher zuerst die größere Tragkraft des Rohrs erprobt wurde, sowie die größte Brücke der Welt, die noch unvollendete Victoriabrücke über den St.-Lorenz bei Canada, erwähnt werden mögen. Englische Blätter sind außerdem des Lobes voll über seinen persönlichen Werth, seinen von allem Neid und Egoismus freien, der Mildthätigkeit in großartigem Maßstabe zugeneigten Charakter. Es heißt, er habe keinen Feind besessen, selbst nicht unter denen, welche andere Ansichten in seinem Fache vertraten, wie z. B. neuerdings noch die Anhänger des Projects zum Suezcanal. Als Politiker gehörte er der conservativen Partei an und ward zuerst im Jahre 1847 als Abgeordneter für Whitby ins Parlament gesandt. Als Beweis seiner Freigebigkeit, wo es sich um wissenschaftliche Untersuchungen handelte, mag angeführt werden, daß er seine vortreffliche Jacht „Titania" dem Professor Piazzi Smyth, der mit sehr beschränkten Mitteln nach Teneriffa gesandt ward, um daselbst wissenschaftliche Beobachtungen zu machen, zur Verfügung stellte, und daß er im Jahre 1855 für die litterarische und philosophische Gesellschaft in Newcastle 3100 L. Schulden bezahlte, „aus Dankbarkeit für die Wohlthaten, die er selbst in seiner Jugend von dieser Gesellschaft empfangen habe."

Das Kunstholzhandwerk in Berchtesgaden.

Nirgends wird, wie aus den „Forstlichen Mittheilungen" des königlich bayerischen Ministerial-Forstbureaus zu ersehen ist, das Kunstholzhandwerk, d. h. das Geschäft der Schachtelmacher, Schnitzer, Drechsler, Scheffelmacher 2c. in so großem Umfange betrieben, wie im oberbayerischen Forstamtsbezirk Berchtesgaden. Die Holzwaarenfabrikation bildet hier die Hauptnahrungsquelle von nahezu vierhundert Familien, die aus ungefähr zweitausend Personen oder dem vierten Theile der Bevölkerung des ganzen Bezirks bestehen. Es giebt in Berchtesgaden und der Umgegend 170 Schachtelmeister, 60 Schnitzer, 120 Drechsler und 40 Scheffelmachermeister, die zusammen über 200 Gesellen beschäftigen, sowie neben diesen Meistern noch viele nicht concessionirte Holzhandwerker, die unter dem Namen „Fretter" vergünstigungsweise ebenfalls selbständig arbeiten. Und außerdem sind auch die sämmtlichen Familienglieder, die Frau, die Kinder und Dienstboten in gleicher Weise fleißig. Das nöthige Quantum Holz, welches in Anbetracht der Armuth jener Leute sehr billig aus den königlichen Salinenwaldungen geliefert wird, beträgt im Jahre mehr als 700 Stämme, und das ist eine sehr erhebliche Zahl, wenn man bedenkt, daß das für das Kunstholzhandwerk brauchbare Holz feinfaserig und gut spaltbar sein, d. h. also ausgesucht werden muß und deswegen auch immer seltener wird. Von Nadelhölzern findet die Fichte, von Laubhölzern der Ahornbaum die mannichfachste Verwendung, aber auch Tanne, Lärche, Zürbe, Eibe, ferner Linde, Buche, Weide, Esche, auch Nußbaum-, Kastanien-, Erlen- und Wachholderholz werden verschiedenartig benutzt, wogegen Eiche, Ulme und Birke fast gar nicht zu gebrauchen sind. — Das Kunstholzhandwerk ist in Berchtesgaden schon seit vielen Jahrhunderten heimisch, und die Producte desselben gehen unter dem Namen „Berchtesgadener Waaren" in alle Länder, sogar in ferne Welttheile. Haus- und Küchengeräthe und sonstige Utensilien, aber auch Verzierungen, Aufsätze und Ornamente, Nippessachen und Kinderspielzeug bilden die einzelnen Zweige des Handwerks, und der Geldwerth der gesammten Holzwaarenfabrikation steigt im Jahre auf 60—80,000 fl. Die bayerische Regierung thut alles Mögliche zu ihrer Hebung und Vervollkommnung, wie sie denn z. B. erst neuerdings noch in Berchtesgaden eine Zeichenschule errichtet hat, welche im Modelliren, Schnitzen und in der Drehkunst den Kindern der Meister und Gesellen unentgeltlichen Unterricht ertheilt.

Die Pariser Antiquarladen.

Im Feuilleton der „Weserzeitung" fanden wir vor kurzem an einem neuen, uns bisher unbekannten Beispiele die Thatsache bestätigt, daß jeder Stadttheil in Paris seine eigene Physiognomie, sein eigenthümliches Gepräge hat, ja daß auch die Bewohner der verschiedenen Stadttheile ihre speciellen Sonderbarkeiten besitzen, die sie mehr oder minder von einander unterscheiden. So ist, wie uns am genannten Orte erzählt wird, nicht nur die Pariser Bevölkerung am rechten Ufer der Seine von der des linken Ufers verschieden, sondern die Boulevards selbst, obgleich sie von der Madeleine bis zum Bastilleplatz nur eine einzige ununterbrochene Straße bilden, zeichnen sich doch durch gewisse Schattirungen aus, die man alle tausend Schritte sowohl an den Gebäuden, wie an den Manieren der Bewohner wahrnimmt. Wie verschieden ist z. B. der Stadttheil, der sich rechts vom Faubourg-Poissonnière nach der Porte St. Martin hinzieht, von demjenigen, der sich links bis zum Quartier Breda erstreckt! Hier nähert man sich immer mehr dem Mittelpunkte der Künstlerwerkstätten, der „Bohémiens" und der nichtsthuenden „Demimonde", dort der thätigen, nimmer rastenden Geschäftswelt. Das elegante und gewerbtreibende Paris hat man nur auf dem rechten Seineufer zu suchen, während man auf dem linken das gelehrte, das wissenschaftliche Paris findet. Auf dem rechten Seineufer sucht man das Vergnügen und den Luxus, oder schafft aufs emsigste, um beides zu befriedigen; auf dem linken sprudelt still und geräuschlos der Quell der Wissenschaft. Dort sind die Theater, die Concert- und Tanzsäle, die üppigen Restaurants, die prachtvollen Magazine; hier die Bibliotheken und Collegien. Wenn man die Boulevards verläßt, die geräuschvolle Rue Richelieu durchschreitet, dann den prachtvollen Hof des Louvre zurücklegt und über den Pont des Arts geht: so befindet man sich auf dem Quai de l'Ecole dicht vor der Façade des Instituts. Dies Gebäude enthält nicht weniger als zwei große Bibliotheken, die Bibliothek des Instituts selber und die Bibliothek Mazarin; aber auf den Straßen selbst unter freiem Himmel sieht man, so weit das Auge reicht, eine lange Reihe von Bücherkasten, in welchen abgenutzte, halb verschlissene Bücher ihre Käufer erwarten. Diese Bücherkasten liegen auf den Rampen der Quaibrüstungen und ziehen sich vom Quai d'Orsay bis über den Quai St.-Michel hinaus. Jeder Kasten enthält ungefähr achtzig Bände, und man hat berechnet, daß die Antiquare, oder, wie man sie hier nennt, die Bouquinisten täglich zwölf- bis fünfzehntausend Bände ungefähr für tausend Francs verkaufen, daß sie also jedes Jahr etwa für vierhunderttausend Francs Waare absetzen. Der Preis beginnt mit drei Sous pr. Band, erreicht selten die Höhe von drei Frcs. und übersteigt diese Höhe fast nie. Was für eine Gesellschaft sich in den Drei-Sousfächern befindet, kann man sich leicht denken; es sind meistens zerknissene, zerrissene und mit allerlei Federzeichnungen besudelte Schulbücher, Cornelius Nepos, Julius Cäsar, Eutropius mit Menschen-, Hunde- und Affengesichtern, und besonders mit den Caricaturen der Lehrer illustrirt. Die Kunden der Bouquinisten muß man in drei Hauptclassen theilen, in solche, die zufällig die Quais durchwandeln und, indem sie die Kasten durchstöbern, zum Kaufe verlockt werden, in solche, deren beschränkte Mittel ihnen nicht erlauben, sich neue Bücher anzuschaffen, und endlich in die Bibliophilen oder Büchernarren, die tagtäglich ihre Entdeckungsreisen auf den Quais machen. Diese Classe ist die interessanteste. Der Bibliomane begiebt sich schon am frühen Morgen auf die Bücherjagd, und steht auf der Lauer, bis die Bouquinisten mit ihren hölzernen Kasten sich einstellen. Kaum sind diese geöffnet, so stürzt er darauf los und wühlt in den staubigen, schmutzigen und zerrissenen Scharteken, in der Hoffnung, irgend eine Seltenheit, ein Unicum zu entdecken. Daß ein solcher Bibliomane gewöhnlich ganze Jahre hindurch herumstöbert, ohne seinen Zweck zu erreichen, versteht sich von selbst, aber es kann im Gegentheil hierzu wohl auch einmal geschehen, daß Jemand, der zufällig einen Blick in den Bücherkasten wirst, ein werthvolles Buch entdeckt. Dem Bouquinisten selbst kann es widerfahren, daß er unter einem Wust alter Bücher, die er für einige Frcs. gekauft, Werke findet, die er für mehrere hundert Francs wieder losschlägt. Die meisten dieser Bouquinisten sind indessen sehr arm, und es ist unbegreiflich, wie sie ihr Leben zu fristen im Stande sind, da ihr ganzer Büchervorrath kaum zehn Francs werth ist. Ihre Existenz ist jedenfalls eine höchst traurige. Da sie nämlich tagtäglich unter freiem Himmel zubringen, sind sie allen Launen der Witterung ausgesetzt. Im Sommer werden sie unablässig von den heißen Sonnenstrahlen geröstet und im Winter von der hier am Ufer der Seine doppelt empfindlichen Kälte gepeinigt. Früher waren die Bouquinisten auch außer den Quais in den verschiedenen Stadttheilen zu finden. So sah man sie vor dem Eingange des Louvrehofes auf dem Carrousselplatze unter Antiquitätenkrämern, Vogelstellern, Hundescheerern u. s. w. Seit man aber den großen Verschönerungsproceß mit der Hauptstadt vorgenommen, seit die engen Gäßchen immer mehr verschwinden und an deren Stelle lange, breite, mit prachtvollen Häusern geschmückte Straßen und Plätze entstehen, werden die Bouquinisten immer mehr nach dem linken Ufer der Seine zurückgedrängt, so daß jetzt auf den Quais des rechten Seineufers kein einziger mehr zu finden ist.

Zur Geschichte des Tabaks.

Das Londoner „Athenäum" brachte in einer seiner letzten Nummern einen ausführlichen Bericht des von uns bisher nur kurz erwähnten Fairholt'schen Werkes: „The Tobacco, its History and Associations". Einen Auszug dieses Referates theilen wir im Folgenden unseren Lesern mit. — Die ursprüngliche indianische Tabakspfeife hieß Tobago, ein karaibischer Name, welchen Columbus später der jetzt so benannten Insel gab, weil er glaubte, sie gleiche dem Yförmigen Instrument, vermittelst dessen sich die Indianer nach seinem Dafürhalten „parfumirten". Das dazu benutzte Kraut hat verschiedene Namen, und wahrscheinlich wurden in den verschiedenen Ländern auch verschiedene Kräuter zum Rauchen verwendet. Hegt man doch selbst die Vermuthung, daß es schon vor der Entdeckung America's Raucher in England gab, und daß die Mönche, besonders die, welche in der ungesunden Nachbarschaft von Sümpfen und Marschen wohnten, Huflattig zu rauchen pflegten, um die schlechte Luft zu absorbiren. Huflattig wird nicht nur heute noch zur Verfälschung des indischen Krautes gebraucht, sondern für sich auf dem Lande von solchen geraucht, die ihn für angenehmer und gesünder halten. Wahrscheinlich wurde Huflattig besonders aus Gesundheitsrücksichten geraucht, während der Tabak fast immer das Vorrecht genoß, blos zum Vergnügen ein- und ausgeathmet zu werden, obgleich manche Raucher dadurch allerdings auch gewissen Langsamkeiten der Natur abzuhelfen glauben. — Das Schnupfen gilt im Allgemeinen für eine ernstere und feierlichere Beschäftigung als das Rauchen, und war besonders zu der Zeit Mode, als die Manieren noch steifer und die Gewohnheiten noch förmlicher waren. Jetzt wird auf der ganzen Welt unzweifelhaft mehr geraucht als geschnupft, schon deswegen, weil das Erstere schon fast die gesammte männliche Jugend thut, das Letztere aber der Hauptsache nach nur das reifere Alter, wobei freilich zu bedenken bleibt, daß den schnupfenden Repräsentanten dieses reiferen Alters auch nicht wenige Personen weiblichen Geschlechts, wenngleich nur solche aus den unteren Schichten, sich beigesellen. Geraucht haben von Frauen, außer den Spanierinnen, Mexikanerinnen und zum Theil den Holländerinnen, immer nur einige wenige Emancipationstolle. — Die Gemahlin Georgs II. von England liebte den spanischen Schnupftabak so sehr, daß sie selbst Melonen nicht anders genießen mochte, als wenn sie mit diesem kitzelnden Stoff bestreut waren.

Ein Nibelungenbild von Cornelius.

In seiner Villegiatur zu Frascati vollendete Peter v. Cornelius soeben ein neues Oelgemälde, die Ausführung einer Zeichnung für das Album, welches die Rheinprovinz vor mehrern Jahren dem Prinzen von Preußen widmete. Der Stoff des Werkes ist der altdeutschen Sage entlehnt; man sieht den grimmen Hagen im Begriff, den Nibelungenhort im Rheinstrom zu versenken. In der Mitte steht der Held, vom Kopf bis zu Füßen in grauer Eisenrüstung, behelmten Hauptes, die Linke am Schwertgriff, mit der ausgestreckten Rechten dem vor ihm kauernden, zu ihm aufblickenden Zwerge den Befehl zuherrschend, die mit reichen Geschmeiden angefüllte Truhe der vorbeiströmenden Fluth zu übergeben. Der Zwerg als treuer Hüter des Schatzes scheint zu zögern, fragend noch einmal sich an den strengen Herrn zu wenden, aber schon eilen die fischgeschwänzten Nixen des Rheinstroms herbei, sich der Kleinodien zu bemächtigen. Die Eine, handfester, mehr untersetzter Gestalt, nimmt den schweren Kasten, den der Zwerg ans Ufer schiebt, auf die Schulter, um ihn herabzutragen auf den Grund des Stromes; aber neugieriger und muthwilliger, als sie, schwimmen zwei andere herbei, deren lange Gewänder malerisch mit den klaren grünen Wellen sich verbinden, und voll lüsterner Ungeduld nach den flimmernden Zierrathen hebt die Eine sich empor aus der Fluth, mit der Hand ein Geschmeide aus der Truhe hervorziehend. Rechts von dieser Gruppe sind zwei andere Nixen beschäftigt, den Zwerg Alverich zu sich ins Wasser zu ziehen. Eine, neckisch und ihn gleichsam nachlockend, schwimmt davon, während die Andere das Männchen am Halsband anpackt und es gewaltsam mit sich fortzureißen sucht. Doch der Alte versteht keinen Spaß; eifrig haut er mit dem schweren Hammer auf die lachenden Nixen los, aber der Ausdruck des Gesichts deutet an, daß er doch nicht recht weiß, ob er zürnen oder nachgeben soll. Links thront als antiker Flußgott mit schneeweißem Barte Vater Rhein und gießt aus seiner Urne die strömenden Fluthen, neben ihm sitzt Lorelei, ihr goldenes Haar strählend. Scheu blickt sie empor zu dem gewaltigen Recken ihr gegenüber, denn der ist ihrer Kunst zu mächtig. Im Hintergrunde begrenzen grüne Hügel die Landschaft. Das ganze Bild ist ein Meisterwerk von reicher, sinnvoller Erfindung, köstlicher Laune und ungemein kräftigem, charakteristischem Ausdruck. Es ist ein gewisses jugendfrisches Element in dem Gemälde, welches ein neues Zeugniß für die unverwüstliche Rüstigkeit und nachhaltende Wärme der Productionskraft eines doch schon hochbetagten Mannes liefert. Wie man hört, ist die Ausführung der Albumzeichnung in Oel für die bekannte Sammlung des Consuls Wagner in Berlin bestimmt.

Die Kunstschätze Englands in Photographien.

Das Londoner Museum für schöne Künste, das der Ausstellung von 1851 seine Entstehung verdankt, hat eben einen Lieblingsgedanken vieler Kunstfreunde verwirklicht. Es handelt sich dabei um nichts Geringeres, als Photographien der bedeutendsten im Lande zerstreuten Kunstschätze, vor allen aber photographische Facsimiles von Handzeichnungen alter Meister anfertigen zu lassen und dieselben um den bloßen Herstellungspreis dem großen Publicum zur Verfügung zu stellen. Als erster Vorwurf dieses Unternehmens waren die berühmten im Hampton-Court aufbewahrten Cartons von Raffael gewählt worden. Jetzt bietet das obengenannte Kunstinstitut meisterhaft ausgeführte Photographien dieser sieben Cartons zu den billigsten Preisen. Außer den Cartons sind aus denselben einzelne Köpfe und Gruppen, darunter einige in der Größe des Originals, als Einzelstudien photographirt worden, und von diesen vierzig Blättern sind einige von wunderbarer Schönheit. Den Cartons am nächsten stehen in künstlerischer Bedeutung die dreißig Raffaelschen Handzeichnungen aus dem Louvre, die nach demselben niedrigen Preistarif verkauft werden. Ihnen schließen sich die weltbekannten Zeichnungen Raffaels und Michel Angelo's aus der Oxforder Universität an. Diese Sammlung umfaßt 289 Blätter und findet ihre Ergänzung in der reichen Sammlung von Handzeichnungen großer Meister, die jetzt im Besitz der Königin von England ist und großentheils vom Prinz-Gemahl angeschafft wurde. Damit wäre schon ein großer Schritt gethan, die bisher sorgfältig gehüteten Zeichnungen alter Meister dem Publicum zugänglich zu machen. Aber die Direction des Museums gedenkt nicht bei diesem Anfang stehen zu bleiben. Sie wendet sich auch an alle Privatsammlungen des Landes und wird ferner noch die Schätze des British-Museums sämmtlich photographiren lassen. Davon sind bereits 125 Blätter erschienen, worunter Photographien der schönsten antiken Marmorwerke. Endlich sind auch schon die in Windsor aufbewahrten Holbein'schen Handzeichnungen, im Ganzen 64 Köpfe, in Nachbildungen zu erhalten, darunter die Porträts von Anna Boleyn (wozu diese dem Künstler selber gesessen), Thomas Morus, Melanchthon, Graf Surrey und Andere, alle in der Größe des Originals.

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Bei Gelegenheit des bevorstehenden Schillerjubiläums wird auch ein bisher noch nie veröffentlichtes Jugendwerk des großen Dichters, das lange im Auslande gelegen hat und zufällig wieder nach Württemberg zurückgewandert ist, zum ersten Mal im Druck erscheinen, eine „Geschichte Württembergs“ nämlich, die von Schiller auf der Karlsschule im Jahre 1778 für die Gräfin Franziska von Hohenheim, die bekannte Geliebte und nachherige Gattin Herzog Karls, verfaßt worden war. Nach dem Tode der Herzogin kam die Schrift, wie viele andere ihrer Papiere, und wie z. B. auch der Briefwechsel zwischen ihr und dem Herzog, nach Regensburg, von woher sie vor kurzem wieder nach Stuttgart gelangte, um nun nächstens daselbst als Theil der Volksbibliothek, aber auch besonders als Supplement zu Schillers Werken, gedruckt zu erscheinen. Sie behandelt die Geschichte des württembergischen Staates bis zu Karls Regierung. Ebenso wird auch die erwähnte Correspondenz zwischen Herzog Karl und Franziska zum ersten Mal in Druck gegeben werden.

In Florenz sind im Archive der Familie Michel Angelo's mehrere bisher unbekannte Zeichnungen und verschiedene Schriften von hohem Werthe, theils in Prosa, theils in Versen, von ihm aufgefunden worden. Es befinden sich darunter auch eine große Anzahl Briefe von den berühmtesten Personen seiner Zeit, die viel Licht über sein Leben und Wirken verbreiten können. Die Regierung hat nun eine Commission ernannt, die eine vollständige Ausgabe dieses Fundes veranstalten soll.

K. v. Bippen wird nächstens, gestützt auf viele bisher unbenutzte Quellen, eine Sammlung „Eutiner Skizzen“ veröffentlichen, worin eine Einzeldarstellung des poetischen Zusammenlebens von Stolberg, Voß, Claudius u. A. in Eutin gegeben werden soll.

Director Rönnefahrt in Stendal, bekannt durch einige Beiträge zur Schiller- und Goethelitteratur, hat aus Anlaß der Enthüllung des Winkelmann-Monumentes in genannter Stadt ein populäres „Leben Winkelmanns“ geschrieben, woran es neben den mit gelehrtem und antiquarischem Ballast allzu beladenen bisherigen Biographien des berühmten Alterthumsforschers noch gänzlich mangelte.

Scheffel, der talentvolle Dichter des „Ekkehart“ und des „Trompeters von Säckingen“, befindet sich jetzt auf Einladung des Großherzogs von Weimar auf der Wartburg, um dort Material für einen historischen Roman „Landgraf Hermann und seine Zeit“ anzusammeln, der eine poetische Schilderung des sang- und sagenreichen dreizehnten Jahrhunderts im herrlichen Thüringer Lande enthalten soll.

Von Paul Stein wird nächstens eine Erzählung aus der Zeit der Befreiungskriege unter dem Titel „Drei Christ-

abende", und von Arnold Schlönbach in Gotha, der seit Uebernahme eines dortigen Erziehungsinstitutes schriftstellerisch gar nichts mehr von sich hören ließ, eine epische Dichtung erscheinen, die das Leben Ulrich von Huttens zum Vorwurf genommen hat.

Schulrath Johann Karl Schuller lieferte vor kurzem eine Sammlung „Rumänischer Volkslieder" in gelungenen deutschen Uebersetzungen, womit er sich um Bekanntwerdung und Verbreitung jener noch ziemlich unbeachteten und zum großen Theile doch so reizenden und ergreifenden Poesien eines ritterlichen, an Geschichte und Schicksalen reichen Volksstammes kein geringes Verdienst erwarb.

Ein wunderliches, an Paradoxen und Extravaganzen gewiß nicht armes Werk wird uns von America aus verheißen. Gustav Struve, der bekannte deutsche Flüchtling, will nämlich das „Revolutionszeitalter" in eingehender historischer Darstellung behandeln.

Nachträglich erwähnen wir den am 4. October erfolgten Tod des Coblenzer Buchhändlers Karl Bädeker, der sich durch seine höchst vollständigen und praktisch eingerichteten Reisehandbücher einen weltverbreiteten Namen verschafft hat. Er war selbst Verfasser derselben, bereiste zu dem Zwecke wiederholt so ziemlich ganz Europa und galt zuletzt, namentlich was die Beurtheilung von Gasthäusern anlangt, als eine aller Orten anerkannte und gefürchtete Autorität, weshalb er es sogar für nöthig befunden haben soll, dann und wann incognito zu reisen, um nicht etwa auf den Namen Bädeker hin gar zu billige Wirthshausrechnungen eingehändigt zu bekommen. Seine Handbücher existiren in unzähligen verschiedenen Formen und Auflagen, und sie sind in Deutschland ebenso populär, wie in England die von Murray, welche ihnen wohl als Muster gedient haben.

Bildende Kunst.

Zu Stuttgart starb vor kurzem der Maler Fellner, ein reichbegabter, origineller Künstler, der aus allzugroßer Bescheidenheit und Rückhaltung im Leben bei weitem nicht zu verdienter Anerkennung gelangte. Er war schon Doctor der Rechte, als die Liebe zur Kunst ihm noch zur Aenderung seines Berufes Veranlassung gab; mit einem Städel'schen Stipendium bezog er nun die Münchener Akademie und ward hier der Schüler von Cornelius, ohne daß jedoch zwischen Jünger und Meister sich wärmere Beziehungen geltend gemacht hätten. Fellner gehörte zu jenen spröden, im eigenen Innern sich auslebenden Sonderlingsseelen, denen bei aller Gemüthstiefe ein engerer Anschluß an andere Personen fast unmöglich wird, und die nach nur einigermaßen rauher Begegnung von Seiten der Außenwelt sich sogleich und auf immer verschüchtert in ihr bescheidenes Dasein zurückziehen. Von seinen Zeichnungen hat er so viel wie Nichts an die Oeffentlichkeit gelangen lassen, nur Weniges ist durch Professor Steingaß fast wider Willen des Künstlers bekannt worden, und doch schuf er unaufhörlich und mit seltenem Fleiße. Er konnte nicht lesen, ohne, was er las, bildlich darzustellen, und so lieferte er denn Compositionen zu allen möglichen deutschen und europäischen Dichtern, welche sich alle noch in seinen Mappen vorfinden müssen. Eines seiner feinsten, figurenreichsten, humorvollsten Blätter mag der „Spaziergang im Hofgarten zu München" sein — eine treffliche Caricatur aller der verschiedenen Elemente jugendlichen Lebens in der Isarstadt. Studenten, Maler, Officiere, Journalisten, königliche Pagen und Zöglinge des Priesterseminars — kurz, die Repräsentanten keines Standes werden auf der Zeichnung vermißt.

Im städtischen Museum zu Leipzig ist jetzt ein Gemälde des aus der Pariser Schule hervorgegangenen jungen Felix Moscheles, eines Sohnes des berühmten Pianisten Ignaz Moscheles, ausgestellt. Als Motiv des Bildes diente ein Sinnspruch Friedrich Rückerts, welchen der Vater des Künstlers einst in Musik gesetzt hat, und derselbe ist gleichsam symbolisch dargestellt in einer von ernsten Gedanken bewegten, wie verloren in sich blickenden weiblichen Figur, an der Gesichtsausdruck und Malerei aller Anerkennung werth scheint. Vielleicht lernen wir bald auch eine bedeutendere Composition des jungen Moscheles kennen.

Zum Schillerjubiläum wird noch ein anderes jugendliches Porträt des großen Dichters außer den schon von uns erwähnten im Publicum verbreitet werden. Das Original in Oel (Brustbild in Lebensgröße) befindet sich im Besitz des bekannten Lyrikers Adolf Böttger in Leipzig, welcher es auf Wunsch seiner Freunde vom Maler Schlick lithographiren ließ, und diese Copie ist nun durch die Ernst Keil'sche Buchhandlung für 1 Thaler pro Exemplar zu beziehen. Wie Geyser in seiner „Geschichte der Malerei in Leipzig" darthut, rührt es gleichfalls von Reinhart her, der, wie sich unsre Leser aus voriger Nummer erinnern, auch der Meister des von Knapp in Stuttgart aufgefundenen Bildes war.

Der französische Maler Biard ist nicht, wie es vor einiger Zeit hieß, Beute eines Jaguars geworden; es sind vielmehr erst neuerdings wieder Briefe von ihm in der Heimath angelangt, nach welchen er, mit Ausnahme von Skizzen beschäftigt, schon seit mehreren Monaten gesund und wohl die Urwälder Brasiliens durchstreift.

In Paris soll zwischen dem Louvre und dem Pont des Arts ein Denkmal für Jenner, den Erfinder der Kuhpockeneinimpfung, errichtet werden, und in Compiègne, auf derselben Stelle, wo am 24. Juni 1430 Jeanne d'Arc gefangen genommen wurde, wird auf Befehl Napoleons III. diese ein Monument erhalten.

Das schon seit dem Jahre 1846 vollendete Standbild Winkelmanns von der Hand des vor einiger Zeit in Berlin verstorbenen Ludwig Wichmann ist nun endlich am 18. October in Stendal, der Vaterstadt des großen Archäologen, feierlich enthüllt worden. Die Porträtähnlichkeit der Statue ist vollkommen und auch die ganze Haltung des mit Schreibtafel und Griffel dastehenden Mannes eine statuarisch gelungene, würdevolle. Die Stütze der Figur bildet ein Säulenschaft mit jonischem Capital, auf dem sich eine griechische Büste befindet.

Wilhelm Hornberger in Mannheim, ein begabter Schüler Schwanthalers, hat neuerdings in seinem Atelier im großherzoglichen Schlosse ein Werk von lieblich idyllischer Auffassung zur Besichtigung ausgestellt. Eine „Pfälzer Schnitterin" hat während des Mähens ein Vogelnest im Korn gefunden; sie ruht von ihrer Arbeit aus und betrachtet mit Theilnahme das kleine hungrige Völkchen, das ihre Sichel so leicht hätte vernichten können. In den Formen und der Gewandung der Statue offenbart sich ein feiner Sinn für das Plastisch-Schöne, und das Antlitz athmet die Unschuld und Heiterkeit eines naiven Mädchengemüths. Hornberger ist ein bemerkenswerthes, mit Wärme und Verständniß schaffendes Talent, das in seinen bisherigen, meist auf den Friedhöfen der Pfalz, Badens und Rheinhessens zerstreuten Schöpfungen überall einen glücklichen künstlerischen Sinn offenbart hat, was um so mehr sagen will, als, wie wir wissen, gerade die Grabmonumente noch fast immer von handwerksmäßig arbeitenden Händen in einem armselig traditionellen Styl hergestellt wurden.

In Wien wird jetzt zu einer durchgreifenden Restauration der Stephanskirche geschritten. Namentlich der Thurm derselben ist sehr schadhaft geworden und wird bis zur Uhr abgetragen werden müssen. Bereits stehen sieben Gerüstreihen übereinander, um das schwierige und kostspielige Werk beginnen zu können.

In der galvanoplastischen Anstalt von Julius Winkelmann in Leipzig ist jetzt eine auf galvanischem Wege erzeugte Büste König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen in Kupfer nach einem Modell von Rauch ausgestellt, welche dasselbe getreu und ohne Ciselirung wiedergiebt. Besonders gelungen erscheint daran die Färbung. Auch der Thorwaldsen'sche „Christus" soll in der genannten Anstalt eine Schöpfung der Galvanoplastik werden.

Theater und Musik.

Das neue Volksstück von Hermann Hersch, „die Ravensberger", hat auf dem Wallner'schen Theater in Berlin kein Glück gehabt, besonders weil es eine zu grelle Mischung von tragischem Ernst und possenhafter Komik in sich vereinigt und weil darin zuviel geredet und zuwenig gehandelt wird. Schönrederei und Phrasen verwässern den an und für sich bedeutenden, glücklich gewählten Stoff, welchem die patriotischen Thaten der Bauernbevölkerung in der preußischen Grafschaft Ravensberg während des siebenjährigen Krieges zu Grunde liegen. Die wehrpflichtige Jugend eines Dorfes hatte, von der Uebermacht der Feinde bedrängt, treulos ihre Fahne verlassen und war flüchtig geworden, aber die mit festem Sinn an Preußen hängenden Väter verweigerten ihren Söhnen die Aufnahme und sandten sie wieder in den Kampf zurück. Dieser an die Antike erinnernde Heroismus hätte wohl Stoff zu einem ächten Volksstücke der ernsten, besseren Gattung abgeben können, wenn die Dramatisirung desselben in kundigere, routinirtere Hände gelangt wäre. Hermann Hersch ist noch zu sehr Anfänger im Technischen, und seine glückliche Begabung für das Lustspiel, welche in „Anna-Lise" so gefällig zu Tage trat, konnte sich der tragischen Grundfärbung wegen in den „Ravensbergern" nur wenig geltend machen, weshalb dies letztere Stück nur als ein ziemlich mißglückter Versuch auf anderem, dem Talente des Autors fernerliegendem Gebiete angesehen werden kann.

Die berühmte Pariser Schauspielerin **Augustine Brohan** hat ein zierliches Proverbe geschrieben, welches den pikanten Titel führt: „Qui femme a, guerre a" und nächstens mit Bressant in der Hauptrolle zur Aufführung gelangen soll.

Meyerbeer hat mit Marc Fournier, dem Director des Theaters Porte St. Martin in Paris, einen Contract abgeschlossen, nach welchem er sich verpflichtet, für ein schon vorhandenes Drama von Blaze de Bury „la jeunesse de Goethe" die Musik zu schreiben. — Der Leiter der Bouffes parisiennes, **J. Offenbach**, dagegen wird zunächst ein Balletdivertissement componiren, das Marie Taglioni für Emma Livry, jetzt das enfant chéri des Pariser Publicums im Bereiche der Tanzkunst, zusammengesetzt hat. — Von **Rossini** wird in der französischen Hauptstadt nach langer Pause wieder einmal die Operette „Bruschino" gegeben werden, welche schon das dreizehnte Werk des damals erst neunzehnjährigen Maestro war. Auch seine „Semiramis" soll nochmals auf die Scene kommen, obgleich der Componist selber eine Ueberarbeitung der Musik in diesem seiner eigenen Ansicht nach nicht mehr zeitgemäßen Werke abgelehnt hat.

Unter den Sängerinnen, welche die diesjährige Saison in London mitmachten, war **Therese Tietjens** aus Wien eine der gefeiertsten, und sie ist daselbst bereits so populär, daß die Zeitschrift „Illustrated News of the World" in ihrer neuesten Nummer sie mit unter die Zahl der von ihr gegebenen Porträts von Zeitgenossen in Stahlstich aufgenommen hat. Was ihre Biographie anlangt, so erfuhren wir daraus, daß ihre Familie ungarischer Abkunft ist, sie selber aber zu Hamburg im Juni 1834 geboren wurde. Ihre Eltern waren sehr unbemittelt und konnten sie wenig lernen lassen. Vielleicht wären also die Vorzüge ihrer Stimme nie zu Tage gekommen, wenn sie nicht ein in der Nachbarschaft wohnender Musiklehrer zufällig entdeckt hätte. Durch dessen Vermittelung kam sie auch später zu weiterer Ausbildung nach Wien; das Theater aber betrat sie zuerst in ihrer Vaterstadt im April 1849 als Lucretia Borgia — und was das für ein damals erst fünfzehn Jahre altes Mädchen bedeuten will, wird jeder zugestehen, der den heroischen, dämonischen Charakter dieser älteren Frauenrolle kennt. Der Erfolg des Debüts war trotzdem ehrenvoll im höchsten Grade. 1850 ging die junge Sängerin nach Frankfurt a/M., später nach Brünn, sodann auf Cornets Veranlassung aus Wiener Hofoperntheater; die Weltstadt London besuchte sie schon zweimal, 1858 in Folge eines mit Lumley für das Theater der Königin, sowie 1859 in Folge eines mit Smith für das Drurylane-Theater abgeschlossenen Contracts. Ihre Glanzrollen sind: Valentine in den „Hugenotten", Donna Anna in „Don Juan", Norma, Fidelio rc. Italienisch hatte sie bis diesen Sommer noch nie gesungen, doch aber behauptete sie sich gleich bei den ersten Versuchen darin neben Berühmtheiten, wie die Alboni rc.

Am 3. October starb in Riga, wohin er erst vor sechs Wochen zur Uebernahme des Helden- und Liebhaberfaches gekommen war, nach sechszehnstündigem Krankseîn an der Cholera **Bruno Berndt** im dreißigsten Jahre seines Lebens. Die deutsche Bühne verlor in ihm einen ihrer begabteren, mit Hingebung sie liebenden und pflegenden Jünger. Berndt war 1830 in Camenz geboren, besuchte in Leipzig das Gymnasium zu St. Nicolai und bezog dann die Münchener Universität, von wo er sich nach der neuen Welt begab, um da neun Jahre lang ein bewegtes, an Ehren und Erfahrungen reiches Schauspielerleben zu führen. Wo immer in America sich das deutsche Drama eingebürgert hat, in Neuyork, Cincinnati, St. Louis, Philadelphia u. s. w., überall trat Berndt mit Beifall und in den verschiedensten Rollen auf, endlich aber trieb es ihn doch zurück zur Heimath, nachdem er eingesehen, daß die vaterländische Kunst jenseit des Oceans noch lange nicht auf der Stufe stehe, die ihr gebühre. Die Kraft eines Einzelnen reichte zur Hebung ihrer Interessen nicht aus, und so kehrte er denn im Jahre 1857 wieder bei uns ein, betrat zunächst als Gast die Leipziger Bühne, spielte dann kurze Zeit am Hamburger Stadttheater, war einen Winter lang die Zierde des Meininger Hoftheaters und ging vor kurzem nach Riga, wo ihn bald nachher der Tod ereilte. Von seiner aus America mitgebrachten Gattin, einer Sängerin aus ungarischer Familie, lebte er die letzte Zeit getrennt, und es war das ein Verhältniß, welches dem Herzen des biederen Mannes viel innere Leiden verursachte. In seinem Nachlasse, der sich in den Händen seines Bruders, praktischen Arztes in Leipzig, befindet, ist, wie wir hören, mancherlei Kunsttheoretisches, Lyrisches und Novellistisches von Werth enthalten.

Ebenfalls an der Cholera starb in Danzig am 6. October der Director des dortigen Stadttheaters, **Adolf Dibbern**. Er war der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns in Altona und führte früher die Bühne seiner Vaterstadt, bis er, als Director l'Arronge von Danzig nach Cöln ging, an jenen Ort übersiedelte. In seinen Theaterleitungen bewährte er sich stets als sehr gebildeten, kunstsinnigen und humandenkenden Mann, der beim Personal ebensoviel Beliebtheit besaß, wie beim Publicum. Als Schauspieler — denn auch als solcher bethätigte er sich — gelangen ihm besonders ältere Charakterrollen mit gemüthlichem oder humoristischem Gepräge. Seit 1853 hatte er sich mit der schönen und talentvollen, im Drama und Lustspiel gleichbewanderten Rosa Götze vermählt.

Das Pesther Nationaltheater verlor vor kurzem durch den Tod der **Frau Hegedüs**, der ungarischen Vaudevillistin par excellence, eine seiner beliebtesten, von vielen Autoren oft mit Rollen bedachten Künstlerinnen.

Der Hofmusikalienhändler **Bock** in Berlin hat, gestützt auf den Erfolg der „Perseverantia", nun auch für sämmtliche Militärmusiker eine Altersversorgungsanstalt begründet, deren Statuten sich durch Zweckmäßigkeit auszeichnen sollen.

Dr. **G. Kastner** theilte neuerdings in dem „Manuel général de musique militaire" alle die rhythmischen kriegerischen Rufe und Signale, die Stücke für Pfeifer, Trompeter und Trommler mit, die seit Ludwigs XIII. Zeiten bei der französischen Armee in Anwendung kamen. Das Meiste davon wurde auf speciellen Befehl des Königs von den Herren Hofcomponisten Lully und Philidor in Musik gesetzt. So wurden diese beiden, bekanntlich sehr stolzen Männer sogar veranlaßt, auch Trommelschläge zu componiren, doch brachte dies unwürdige Geschäft ihnen wenigstens viel Geld ein. Das curioseste Beispiel der Art ist folgendes: der Herzog von Savoyen ließ sich von Lully eine solche Trommelmusik zusammensetzen und schenkte ihm dafür sein Porträt mit Brillanten im Werthe von 1000 Louisdors. Kastner theilt dies theure Stück mit: es ist ein Trommelrhythmus von 4 Takten mit 21 Notenköpfen. Wohl nie wurden Noten zu höherem Preise bezahlt.

Litterarische Anzeigen.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 45. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 5. November.

Inhalt

Ein Hofball in Athen.

Der bekannte americanische Reisende Bayard Taylor, der mit Courierstiefeln alle fünf Welttheile nach der Reihe abwandelt, ist nun auch in Griechenland und Rußland gewesen, und stattet über seine diesmaligen Fahrten in einem so eben in Newyork erschienenen Buche, Greece and Russia, Bericht ab. Wir entnehmen demselben eine Schilderung eines Hofballs, zu dem er in Athen eingeladen zu werden die Ehre hatte. Man muß zugeben, daß sich der Tourist für einen Republikaner gewandt genug auf dem glatten Parquet des Königspalastes bewegt, und seine flüchtige Skizze von dem Leben an einem der jüngsten der europäischen Höfe wird gewiß unseren Lesern willkommen sein.

Der griechische Hof, obgleich an demselben die strengste deutsche Etikette herrscht, ist dennoch Fremden leicht zugänglich. Ich wünschte natürlich bei Hofe vorgestellt zu werden, um den Winterbällen im Palast beiwohnen zu können, welche eine der besten Gelegenheiten darbieten die heutigen Griechen kennen zu lernen. Die Präliminarien waren bald geordnet. Unser Consul, Dr. King, machte eines Morgens früh dem Großmarschall des Palastes, Notaras, seine Aufwartung, und denselben Nachmittag erhielt ich eine Einladung zu dem Neujahrsball.

Da nach der Etikette an größern Höfen, die an diesem kleinern streng befolgt wird, ein Consul nicht Fremde vorstellen kann, wird dies von dem Großmarschall besorgt, dem ich daher erst vorgestellt werden mußte. Eine Gesellschaft Americaner machte sich vor vier bis fünf Jahren dadurch lächerlich, daß sie vorgestellt zu werden verlangte, und dann zu der festgesetzten Stunde unter dem kindischen Vorwande wegblieb, daß mit dieser Vorschrift eine Beleidigung der americanischen Nation beabsichtigt sei. Dr. King war so gütig mich nach dem Palast zu begleiten, wo man uns in das Zimmer des Großmarschalls wies, einen großen Saal mit kahlen Wänden, mit einem Tisch, Sopha, einigen Stühlen und nur kärglich durch ein Feuer von Olivenwurzeln erwärmt. Notaras ist ein großer, schwerfälliger Mann von sechzig Jahren mit hervorstehenden Augen, breitem Gesicht und dicken Lippen. Er trug die Fustanella und eine mit Silberstickerei bedeckte Jacke. Seltsam genug für eine dieses Amt bekleidende Person spricht er keine andere Sprache als griechisch. Durch die Vermittelung des Dr. King setzte er mir auseinander, was ich zu thun hatte. „Kommen Sie in den Palast," sagte er, „gehen Sie den Uebrigen nach, und wenn der König und die Königin eintreten, so stellen Sie sich in den Kreis, der sich um sie bildet. Wenn dann der Zeitpunkt kommt, sie vorzustellen, so mache ich es so (er machte ein Zeichen mit der Hand), und Sie treten vor." Nach dieser Instruction verabschiedeten wir uns.

Dr. King hatte in seinem Billet angegeben, daß ich viel gereist sei und einige Bücher geschrieben habe. Der Hofmarschall bemerkte, es würde gut sein, wenn ich ihm ein Verzeichniß meiner Werke schicke. Ich that dies, und entdeckte den Grund des Wunsches später bei der Audienz. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, wie der Ruf, auf den sich Schriftsteller etwas einbilden, gemacht wird. Man lernt Dr. Pitkins auf einem Dampfboot, in einer Gesellschaft oder sonst wo kennen. Ein Freund flüstert uns zu: „Er ist der Verfasser eines Werkes über die dramatische Poesie der Tartaren." Man fängt ein Gespräch mit ihm an, bringt es auf Litteratur und nimmt Gelegenheit zu sagen: „Ihre tartarischen Studien, Dr. Pitkins, machen Sie zu einer Autorität über diesen Gegenstand." Wie geschmeichelt sich der Doctor fühlt, daß sein Ruhm ihm vorausgegangen ist! Ich war besser gewarnt, und als König Otto, der von mir und meinen Büchern nicht mehr weiß, als von der Irokesensprache, zu mir sagte: „Wir haben von Ihnen als von einem großen Touristen gehört ꝛc.", wunderte ich mich weder, noch fühlte ich mich geschmeichelt, und war höflich genug nicht merken zu lassen, daß ich wußte, woher seine Weisheit kam.

Ein Viertel vor neun Uhr sollten die Eingeladenen sich versammeln. Da aber ganz Athen geladen und in der Stadt für je zehn Gäste nur ein Wagen aufzutreiben war, so mußte ich zeitig aufbrechen, damit derselbe Wagen auch noch Anderen dienen könne. Es war eine der kältesten und

windigsten Winternächte, und wenn der Nordwind bläst, ist Attica so unwirthlich wie Lapland. Das Vestibule des Palastes kam mir zu gedrückt, die Treppen zu unschön für den Ruf ihres Architekten, Leo Klenze, vor, bis ich erfuhr, daß seine ursprünglichen Pläne aus Mangel an Geld Abänderungen erlitten hätten. Es ist ein bejammernswerther Anblick, wenn schlechter Geschmack mit pentelischem Marmor wirthschaftet.

Um so mehr war ich überrascht und erfreut beim Eintritt in die Ballsäle, welche geräumig, großartig entworfen und höchst geschmackvoll decorirt sind. In keinem Palast Europa's — selbst nicht in der berühmten Neuen Residenz in München — habe ich Gemächer gesehen, die einen zugleich so imponirenden und so heitern Eindruck machen. Es sind ihrer drei, verbunden durch hohe Thüröffnungen mit jonischen Säulen von weißem Marmor, deren Capitäle an den Voluten und am Abacus vergoldet sind. Länge und Breite der Hallen stehen in Verhältniß zu der Höhe, welche volle 60 Fuß beträgt. Die Wände sind Scagliola, mit einem Fries in halber Höhe; die obere Hälfte ist in pompejanischem Style gemalt. Auch die Cassetten der Decke sind chromatisch decorirt, und die vorherrschenden Farben sind roth und mattgold. Das Ganze macht einen ungemein reichen und harmonischen Eindruck, ohne im mindesten grell zu sein. Rechnet man dazu noch die großen Bronzekronleuchter und Candelaber, welche über die Wände und die parquetirten Fußböden eine Fluth von sanftem Licht verbreiten, so hat man das Bild einer Festhalle, deren Gleichen man außerhalb Petersburg kaum finden dürfte. Die Griechen sind stolz darauf; aber ich konnte mich nicht des Gedankens enthalten: „Was nützt dieser Einzelstrahl kaiserlichen Glanzes einem Lande, das nicht eine einzige Stadt hat, wo weder Leben noch Eigenthum sicher ist, und dessen Finanzen hoffnungslos bankerott sind!"

Es waren bei meiner Ankunft nicht mehr als ein Dutzend Gäste da, die sich in den geräumigen Sälen wie verloren, so daß ich eine Viertelstunde in verhältnißmäßiger Einsamkeit verbrachte, was an solchen Orten ein wahrer Genuß ist. Man wird auf diese Weise vertraut mit dem ungewohnten Prunk, und fühlt sich sehr bald ganz zu Hause. Bald jedoch strömte in die Haupthalle eine Fluth von glitzerndem, funkelndem, malerischem Leben herein, ein Gemisch des Heroischen und Alltäglichen, des Halbbarbarischen und des Uebercivilisirten, was der auffälligste Zug der griechischen Gesellschaft ist, und natürlich auf einem Hofballe besonders ans Licht trat. Man sah Griechen in der einfachen Nationaltracht, der dunkelfarbigen Jacke und Gamaschen von Tuch oder Sammet, mit Seide gestickt, dem rothen Feß und der weißen Fustanella; glänzende Palikaren in derselben Tracht, aber scharlach und von Gold funkelnd; Diplomaten in den bunten aber nicht immer eleganten Uniformen ihres Hofes; Land- und Seeofficiere, Griechen, Engländer und Franzosen; alte Capitanos aus dem Unabhängigkeitskriege, mit langem, bis auf den Rücken herabfallendem Haar; schöne griechische Mädchen, von der Hüfte aufwärts national, abwärts französisch; Frauen von Hydra und Spezzia mit bunten Taschentüchern um den Kopf; Insulaner in ihren häßlichen dunkelblauen oder grünen Pumphosen; europäische Damen in der neuesten Pariser Toilette; und endlich Einzelne, wie ich, in einfachem Schwarz und Weiß, wie Kellner, denen die Serviette vom Arm gefallen ist.

Zu bunt war hier die Masse, als daß der Ball nicht hätte amusanter sein müssen, als an den meisten andern Höfen. Die alten Palikaren brachten eine erfrischende Bergluft mit sich. Sie gingen über die Parquetflur, und streckten sich auf den damastnen Divans so unbefangen und ungenirt, als wanderten und lagerten sie in ihrem heimathlichen Gebirg. Selbst der Oberhofmarschall, der jetzt in einer Jacke erschien, die so mit Stickereien bedeckt war, daß er wie ein goldenes Gürtelthier aussah, erinnerte nicht an das steife Ceremoniel eines Hofes. Endlich machte ich einen Bekannten ausfindig, einen zum königlichen Hofstaat gehörigen Herrn, der mir einige der Berühmtheiten unter den Anwesenden zeigte. „Sehen Sie die Beiden dort, die mit einander sprechen?" fragte er. „Der lange, in blauer Uniform, ist der Sohn des Marco Bozzaris, jetzt Adjutant beim König." Es war ein schöner, gut gewachsener Mann von fünfundvierzig Jahren, mit dunklem Haar und Schnurrbart, und einem Gesicht, in dessen regelmäßigen und scharfgeschnittenen Zügen ich etwas von dem althellenischen Typus zu entdecken glaubte. „Der Andere", fuhr er fort, „ist der Premierminister, Miaulis, Sohn des berühmten hydriotischen Admirals." Zwei solche Namen zum Anfang! Miaulis ist ein kleiner Mann mit schlichtem, vor der Zeit ergrautem Haar, hellen, intelligenten braunen Augen, vorstehender Nase, und blaß olivenfarbigem Gesicht. „Sehen Sie den andern kleinen Mann dort?" fragte mein Cicerone. „Was, den mit der niedrigen, zurückweichenden Stirn, und der ungeheuren Nase, der mehr wie ein Affe aussieht?" „Ja," sagte er, „das ist der Sohn des Kolokotronis, und trotz seiner Häßlichkeit fehlt es ihm nicht an Schlauheit und natürlicher Begabung."

Unterdessen hatten sich mindestens sechs- bis siebenhundert Personen versammelt, und die Halle war gedrängt voll. Das bunte, von Gold und Juwelen strahlende Gedränge harmonirte natürlich mit den gemalten Wänden, die zu dem lebendigen Bilde einen angemessenen Rahmen bildeten. Gegen neun Uhr wurde es lebendig in den innern Gemächern; das Gedränge trat auseinander, und der König und die Königin, begleitet von Kammerherren und Ehrendamen, erschienen in der Mitte des Ballsaales. Die Gäste traten zurück, die fremden Gesandten und Oberhofbeamten nahmen im Vordergrund Platz, und so bildete sich ein sich sehr ansehnlich ausnehmender Kreis. Der König sah in seiner griechischen Tracht, blau mit silbernen Treffen, merkwürdig gut aus; kein Anderer unter den Anwesenden war so reich und geschmackvoll gekleidet. Die Königin ging ganz nach Pariser Mode gekleidet, weißen Tüll über weißem Atlas mit Rosen besetzt, einer Perlenkrone, ein prachtvolles Juwelenhalsband, und eine Crinoline von außerordentlichem Umfang. Sie ging auf die Damen zu, welche in drei Reihen eine Seite des Ballsaales einnahmen, während der König erst Sir Thomas Wyse, und dann die andern Vertreter auswärtiger Mächte nach der Reihe anredete. Nachdem er in dem Kreis herumgegangen war, wendete er sich zu den Damen, und die Königin, die bis dahin den Mittelpunkt eines

großen Kreises von Crinolinen gebildet, trat jetzt zu uns und begrüßte die Gesandten. Ich stand neben einigen englischen Marineofficieren, die sich vorstellen lassen wollten, und ich glaube, es drängte sich uns Allen derselbe Gedanke auf — daß es die langweiligste Sache von der Welt sein müsse, einer Unzahl von Leuten hintereinander gleichgültige Sachen zu sagen. Zu Jedem etwas Witziges, oder nur Verständiges zu sagen, dazu gehört entweder außerordentliche Praxis oder ungewöhnliche Gewandtheit des Geistes.

Sir Thomas Wyse winkte endlich den englischen Officieren. Da diese keine andere Sprache als ihre eigene sprachen, diente der Gesandte ihnen als Dolmetscher. Die Unterredung dauerte nicht lange und bestand, wie die Officiere mir mittheilten, aus Erkundigungen, aus welchem Theile von England sie kämen, und wie ihnen Griechenland gefiele. Der türkische Minister stellte einen Effendi vor, der preußische einen Marineofficier, und nun gab das vergoldete Gürtelthier das verabredete Zeichen, worauf ich aus dem Kreise vortrat. Der Oberhofmarschall hatte wahrscheinlich gemeldet, daß ich deutsch spräche, da der König mich sofort in dieser Sprache anredete. Er ist sehr kurzsichtig, und fuhr mir mit dem Kopfe fast ins Gesicht, wie er mit mir sprach. Er ist von mittler Größe, zweiundvierzig Jahr alt, hat eine Platte, trägt aber einen großen braunen Schnurrbart, der fast die Oberlippe verdeckt. Die Nase ist vorspringend, das Kinn spitz, die braunen Augen liegen tief. Der hervorstechende Ausdruck seines Gesichts ist Liebenswürdigkeit, vermischt mit einiger Unentschlossenheit. Er ist blaß, was von langer Kränklichkeit herrührt, und sein Gesicht nimmt zuweilen einen Ausdruck der Ermattung und des Kummers an. Offenbar ist der Thron von Hellas kein bequemer Sitz. Als junger Mann muß er schön gewesen sein.

Er fing mit einem Compliment an, das ich — da ich nicht wußte, was ich darauf sagen sollte — mit einer Verbeugung beantwortete. Da er nicht zu wissen schien, was er zunächst sagen sollte, nahm ich mir die Freiheit eine Bemerkung zu machen, obgleich dies eigentlich eine Verletzung der Hofetikette war. Wie die Unterhaltung einmal im Gange war, sprach er sehr fließend und verständig, wobei er sich besonders über den Einfluß des Klima's, und über meine Methode die verschiedenen Sprachen zu erlernen, erkundigte. Er sprach mit mir acht oder zehn Minuten, worauf ich mich in den Kreis zurückzog, um die Befehle der Königin zu erwarten. Gleich darauf kam sie, in Diamanten und Rosen strahlend, herangeschwebt, und die Vorstellungen wurden in derselben Reihenfolge wiederholt. Als die Reihe an mich kam, redete sie mich deutsch an, fast mit denselben Worten wie der König. Ihre Bemerkungen bezogen sich vornehmlich auf die Schönheit Griechenlands, und auf das Wetter, bei welcher Gelegenheit sie äußerte, daß sie in den zwanzig Jahren, wo sie in Athen sei, nie einen so kalten Winter erlebt habe. Sie ist fast vierzig Jahr alt, eher unter Mittelgröße und von runden Formen. Sie soll früher sehr schön gewesen sein, selbst noch vor fünf Jahren, besitzt jetzt aber wenig andere Reize, als die von kräftiger Gesundheit herrühren. Sie hat ein großes, wenig belebtes Gesicht, lange und schmale Lippen, und die Augen, von dem schönen lichten Grau, welches sich in einem sanften Gesicht so lieblich ausnimmt, drücken kalte gnädige Herablassung aus. Sie vergißt offenbar nie, daß sie eine Königin ist. Ihre Bewegungen und Manieren sind gewiß merkwürdig anmuthig und selbstbewußt, und sie ist außerdem eine Frau von Willen, Energie und Ehrgeiz. Ich beobachtete Beide genau während eines Theils des Abends, und hundert unbeschreibliche kleine Züge sagten mir, daß Liebenswürdigkeit und Wohlwollen alle auf Seiten des Königs, und Stolz, Energie und Ehrgeiz alle auf Seiten der Königin sind.

Der Ball begann mit einer Polonaise, welche Sir Thomas Wyse mit der Königin anführte, während der König mit der Gemahlin eines der Minister folgte, und dann die anderen Gesandten und hohen Beamten. So oft der Tanz um den Saal herum war, wechselte jeder Tänzer die Tänzerin. Die Oberhofmeisterin, Freiin von Plüskow, nahm auch an diesem einleitenden Tanze Theil. Einen seltsamen Eindruck machte mitten unter der bauschigen gazeumflatterten Modedamen eine Hydriotin in ihrer Tracht — ein gesticktes Taschentuch über den Kopf gebunden und auf die Achseln herabhängend, eine eng anliegende Jacke ohne alle Verzierung und ein enges von den Hüften bis an die Knöchel gerade herunterfallendes Kleid. Auf den ersten Blick schöpfte ich fast Argwohn, eine Küchenmagd sei in den Ballsaal geschlüpft, um vor dem Abendessen ein Tänzchen zu machen. An und für sich war die Tracht sehr malerisch und ansprechend, aber die Felsen von Hydra passen besser dazu als diese pompejanischen Wände. Eine der Ehrendamen der Königin, die aus einer berühmten Spezziotenfamilie stammt, erschien in derselben Tracht; aber ihr Kopftuch war von gelber Seide, reich mit Gold gestickt, und ihr Kleid von etwas reichlicherem Umfang war von demselben Stoffe. Sie war jung und schön, mit einem merkwürdig geraden classischen Profil und war mir eine der auffälligsten Gestalten in der Gesellschaft.

Da der Ball jetzt förmlich eröffnet war, begann ein Cotillon, auf welchen Walzer und Mazurkas folgten, aber keine Polkas. Fast alle griechischen Damen und die meisten jungen Officiere tanzten sehr gut und mit viel Eleganz, aber die einzige Fustanella, welche man unter den Tanzenden erblickte, war die des Königs. Eine ziemliche Anzahl der jungen Palikaren sah neugierig zu; die alten Capitäne mit den Senatoren, Deputirten und vielen anderen Officieren und Ministern zogen sich nach der mittleren Halle zurück, die ziemlich reichlich mit Spieltischen besetzt war. In der dritten Halle lief ein bequemer Divan an den Wänden hin, auf welchem Gruppen saßen — meistens ältere Herren, die miteinander Hof- und Stadtklatsch oder Politik plauderten oder sich hier von den Erfrischungen reichen ließen, die in diesem Zimmer zuerst herumgegeben wurden. Raum war so reichlich vorhanden, daß die Gesellschaft, so zahlreich sie war, die Gemächer noch lange nicht in unangenehmer Weise füllte.

Während ich in den Sälen herumging, begegnete ich Sir Richard Church, dem wackern alten Philhellenen, gegenwärtig Oberst-Commandirenden der griechischen Armee. Er war so gütig, mich unter seine Obhut zu nehmen, und suchte während

der nächsten zwei Stunden einige ausgezeichnete Griechen auf, welche anwesend waren, um mich ihnen vorzustellen. So machte ich die Bekanntschaft der beiden Brüder Miaulis, des Kolokotronis, des Psyllas, des Senatspräsidenten, der Söhne des Admirals Tombasi und mehrerer der Helden der alten Revolution. Der Minister Miaulis spricht sehr gut englisch. Er erkundigte sich besonders über die neuesten americanischen Verbesserungen in Schiffswerften und schwimmenden Docks, da er damit umging, das Marinewerft in Poros neu bauen zu lassen. Ich erlaubte mir zu fragen, ob er überhaupt für Griechenland den Besitz einer Kriegsmarine für rathsam halte, da sie nie stark genug werden könnte, um auch nur Defensivzwecken zu entsprechen.

„Die einzigen Gegner, auf die wir etwa zu rechnen haben," gab er zur Antwort, „sind die Türkei und Aegypten, und in beiden Fällen — müssen Sie anerkennen — hängt der Ausgang nicht von der Anzahl der Schiffe ab. Die Griechen sind geborne Seeleute, der Türke aber gewöhnt sich nie und nimmermehr an den Schiffsdienst. Wir müssen wenigstens stark genug sein, um unsere Inseln vertheidigen zu können."

Aber auch in diesem Falle muß sich Griechenland vorzugsweise auf seine Handelsmarine verlassen, ganz so wie wir. Der Handel des jungen Staates hat ganz erstaunlich zugenommen, und ohne die schmähliche Vernachlässigung aller innern Verbesserungen würden die Waldungen Holz genug für die Handelsmarine Griechenlands liefern, wenn die Bedürfnisse oder der Unternehmungsgeist des Volkes sich auch noch so vergrößerte.

Was mir jedoch bei dem Anblick griechischer Notabilitäten am meisten auffiel, war der merkwürdige Gegensatz in dem Ausdruck der Physiognomien der Helden der Revolution und einiger ihrer unmittelbaren Nachkommen und der spätern Generation, welche nach der Befreiung Griechenlands zur Macht gelangt ist. Es war mir eine Freude glauben zu können, daß trotz dem was geschehen die Corruption und Mißregierung, welche dem jungen Staate sogar die Theilnahme der Welt entfremdet habe, nicht der ersten zur Last gelegt werden darf — daß Ehre und Ehrlichkeit noch unter den Griechen vorhanden sind. Man kann sich wohl hinsichtlich des Eindrucks täuschen, den ein Einzelner auf uns hervorbringt, aber kaum in dem, welchen eine ganze Classe auf uns macht, und der Unterschied war zu sichtbar, um nicht wirklich vorhanden zu sein. Es war wahrhaft erquickend, von den falschen schleichenden intriguirenden Gesichtern einiger von den gegenwärtigen Anhängern des Hofes hinüber auf die tapfern und entschlossenen Gesichter, den scharfen geradewegs gehenden Blick und den angeborenen Adel in der Haltung bei diesen alten Hauptleuten zu sehen. Ich äußerte dies auch gegen den General Church.

„Es freut mich, dies von Ihnen zu hören," sagte er, „und Sie haben auch Recht. Das sind gute und wackere Männer. Ich kenne mehrere von ihnen seit dreißig Jahren und habe jede Gelegenheit gehabt, ihren Charakter auf die Probe zu stellen."

Dieses gewichtige Wort eines so hoch angesehenen Mannes sollte Denen als Antwort genügen, welche über alle Griechen ohne Unterschied ein gemeinsames Verdammungsurtheil aussprechen.

Unter Anderen stellte mich der General auch einem alten Suliotenhäuptling vor, der mehrere Jahre in Corfu gewohnt hatte und daher recht gut englisch sprach. Er war lang, mit starken Muskeln und Knochen, und hatte kurzes graues Haar, ein Gesicht mit tiefen Pockennarben und von der Sonne verbrannt, und Augen von herrlicher Klarheit und fester Entschiedenheit. Wir setzten uns nebeneinander und sprachen von der griechischen Revolution. „Haben Sie Bozzaris gekannt?" — erkundigte ich mich. „Gewiß," sagte Jener, „wir waren Waffenbrüder und Beide Sulioten." Da auch General Church Bozzaris sehr gut kannte, fragte ich ihn, ob er ein Mann von mehr als gewöhnlicher Fähigkeit gewesen oder nur ein Beispiel verwegenen Muthes. „Er hatte gar keine Erziehung gehabt." entgegnete der General; „aber dennoch gingen seine Fähigkeiten sicherlich über den Durchschnitt bei Menschen seiner Classe." Vor uns stand ein alter Palikar aus Morea, dem das graue Haar bis auf den Gürtel hinabhing. Er war mit bei der Deputation, welche sich 1832 nach München begab, um den jungen König Otto nach Griechenland zu begleiten. Wie er in dem Kreis der Zuschauer stand und mit finsterem Gesicht dem Walzer zusah, den auch der König mittanzte, konnte ich mich nicht enthalten, darüber zu speculiren, ob er wohl das Griechenland von damals in der Blüthe seiner Hoffnungen mit dem Griechenland von heute, fünfundzwanzig Jahre weiter von der Verwirklichung dieser Hoffnungen entfernt, verglich. Vielleicht aber dachte er gar nichts.

Um 1 Uhr war ich müde genug zum Gehen; aber es gilt für einen argen Verstoß gegen die Hofetikette, vor 3 Uhr — die Stunde des Aufbruchs der Majestäten — sich zu verabschieden. Daher verließ ich den Ballsaal und ging durch die langen kalten Corridors des Palastes, wo mich plötzlich ein Duft von Tabaksdampf in die Nase stach. Von ihm geführt entdeckte ich ein dunkles kahles Zimmer, in welchem zwanzig bis dreißig von den griechischen Gästen ihre Papier-Cigarren rauchten. Zwei brennende Kerzen, die auf einem Tische standen, waren durch die dicke blaue Rauchwolke fast nicht zu sehen. Der Tisch lag voller Cigarrenstummel, und die Raucher saßen vertieft und stumm auf harten Rohrstühlen die Wände entlang. Ich brannte mir ebenfalls eine Cigarre an und verrauchte noch eine halbe Stunde, wo ich dann, nachdem ich auf dem Corridor lange genug auf- und abgegangen war, um den Tabaksgeruch aus meinen Kleidern verziehen zu lassen, wieder in den Ballsaal zurückkehrte. Der Schlußcotillon, der ungefähr eine Stunde dauert, hatte begonnen, und die Königin, die sehr gern tanzt, hatte jetzt Gelegenheit ihre Leidenschaft zu befriedigen. Sie wurde bei jeder Tour geholt, und ich glaube, jeder einzelne Tänzer hatte die Ehre, seiner Zeit ihr die Hand zu reichen. Der preußische Minister, Baron von G., der häßlichste Mann in der häßlichsten Uniform die man sich denken kann, hielt sich beständig in ihrer Nähe auf und schien überhaupt mit beiden Majestäten auf dem vertraulichsten Fuße zu stehen. Dies schien zu bestätigen, was ich schon vorher gehört hatte, daß, seitdem England, Frankreich und Rußland übereingekommen sind, ihren Einfluß auf die Angelegenheiten Griechenlands nicht mehr geltend zu machen,

Preußen die Rolle eines Rathgebers übernommen hat. Das Warum ist schwer zu errathen, da die Interessen dieses Staates von der griechischen Frage in keiner Weise berührt werden.

Um 3 Uhr hörte der Tanz auf, und einige der Gäste eilten nach der Garderobe, um sich in ihre Ueberröcke zu hüllen, während andere auf die Tasse Bouillon warteten, die nach dem Balle herumgegeben wird. Im Verlaufe des Abends waren häufig Erfrischungen herumgereicht worden — reichlich, aber von der einfachsten Art. Zuerst Thee, dann Limonade und Mandelmilch, dann kleine Portionen Eis mit Zuckerbackwerk und zuletzt warmer Punsch. Die Bedienten gingen meistens in griechischer Tracht, obgleich einige wenige, die aus Deutschland waren, die königlich bayerische Livree trugen. Ich ging zu Fuße nach Hause einem schneidenden Wind entgegen, der von den beschneiten Gipfeln des Pentelikus und Parnes herniedersauste.

Ein Mann wie es wenige giebt.

Im Jahre 1783 wurde einem armen Parsi zu Bombay in Ostindien ein Sohn geboren. Der Vater handelte mit alten Flaschen und schlug sich nothdürftig durch das Leben; der Sohn, Dschamsitschi Dschidschibhoy, starb vor einigen Monaten als ein Mann von mehr als sechs Millionen Rupien, als englischer Baronet, und seine Glaubensgenossen, gemeinschaftlich mit den Engländern, haben ihm eine Ehrensäule errichtet.

Vor einiger Zeit schilderten wir in diesen Blättern das Leben und Treiben jener interessanten Menschen, die man gewöhnlich als Feueranbeter bezeichnet, weil sie das Licht verehren. Sie stammen bekanntlich von den alten Persern ab, und Bombay kann als ihr Mittelpunkt betrachtet werden. Unter sämmtlichen Städten des Morgenlandes, von Constantinopel bis Calcutta, ist gerade diese indische Stadt am wenigsten specifisch orientalisch. Alle übrigen tragen mehr oder weniger ein besonderes Gepräge, das ihnen von irgend einer vorwaltenden Volksthümlichkeit aufgedrückt wird. Aber Bombay gleicht einer Mosaik, in den Straßen herrscht ein ewiges Markt- und Meßgewühl, bunte Bilder drängen einander in steter Abwechselung, und an keinem andern Orte der Welt ist die Bevölkerung mannichfaltiger und so verschiedenartig. Wo man auch stehe oder gehe, man findet den Buddhisten neben dem Braminen, den Muselmann neben dem Parsi, den Christen neben dem Juden.

Dort sehe ich einen persischen Kaufmann, der eben mit einer Ladung Datteln und muthigen Rossen aus Ormus oder Bassora angelangt ist, im Gespräch mit einem Araber, den ich auf den ersten Blick an seiner Tracht, seinem langen blauschwarz gefärbten Bart und an den ernsten Gesichtszügen erkenne; er bietet Myrrhen und Kaffee zum Verkauf aus. Selbst der Beduine, dessen Heimath die Wüste ist, hat sich des Gewinns wegen über das Meer gewagt und wandelt gemächlich und friedlich in den Straßen, aber seine Wüstenkleidung und seinen wilden Blick hat er nicht abgelegt; unter dem Turban hängt ein Tuch mit gelben Franzen auf seinen langen Burnus herab, den sein Weib ihm aus Ziegenhaaren gesponnen und gewoben hat. Dieser Sohn der Wildniß handelt eben mit einem Armenier, den ich schon aus der Ferne an seiner ganzen Haltung, seinem wallenden schwarzen Gewande und der hohen Mütze aus Lammfell erkenne. Und wer ist die seltsame Gestalt dort mit kurzen blauen Hosen, die kaum über das Knie hinabreichen? Der Mann trägt einen Strohhut und der Zopf hängt ihm hinten; er ist ein chinesischer Matrose. Der Jude, welcher unter allen Himmelsstrichen sich gleich sieht, fehlt nirgends wo man Handel treibt. Er unterhält sich eben mit einem krausbaarigen, dicklippigen Menschen von der abessinischen Küste und wendet sich dann gleich zu einem portugiesischen Mestizen, der von den stolzen Abenteurern abstammt, welche einst Goa und Diu eroberten; aber er ist dunkler gefärbt als seine europäischen Ahnen, weil viel malabarisches Blut in seinen Adern fließt. Von Hindus aller Kasten und Farben wimmelt es auf den Straßen von Bombay, zwischen ihnen hindurch schreitet stolz der Engländer, der sich gerade in dieser kosmopolitischen Stadt heimischer fühlt als an irgend einem andern Orte Indiens, und dasselbe gilt von den P a r s i s. Ich gewahre sie in Menge und erkenne sie an ihren purpurrothen Hüten, die keine Krämpe haben, an ihrem schneeweißen Gewande und an dem, wenn ich so sagen kann, kräftigen Blicke, der weder das Wilde noch das weichlich Verschwommene anderer Asiaten zeigt, sondern durch eine ruhige Energie meine Aufmerksamkeit erregt. Er erscheint in gewisser Beziehung als ein nordischer Mensch, der nur bedingt in das hindustanische Leben und Treiben hineinpaßt. Nie hat er sich lebhaft an demselben betheiligt, sondern ist immer für sich abgeschlossen geblieben. Die Parsis kamen durch Klugheit, Fleiß und verständige Benutzung der Verhältnisse vorwärts, vermehrten sich, wurden reich, und befinden sich in blühenderen Umständen als irgend ein anderes orientalisches Volk in Indien.

Aber zumeist ist ihr Trachten auf den Erwerb stofflicher Güter gerichtet gewesen, und für die geistige Entwickelung zeigt sich bei ihnen erst seit etwa einem Menschenalter größere Empfänglichkeit. Sie haben in Indien weder Helden noch Dichter, und ihr tägliches Leben ist durchwoben mit äußeren Religionsgebräuchen, obwohl ungleich weniger als bei den Hindus und Mohamedanern. Sie werden nicht, wie diese beiden, durch solche Gebräuche und Vorschriften an freier Beweglichkeit im täglichen Leben gehindert, haben keine Kasten, und Bettler giebt es unter ihnen nicht, weil Jeder arbeitet. Ihr ganzes Behaben ist halb abendländisch und halb orientalisch, und der Parsikaufmann benimmt sich in seiner Handelsstube am Schreibtische gerade wie ein Engländer; aber im Innern seiner Familie hat er viel Morgenländisches bewahrt, wie der Leser aus unserer frühern Schilderung weiß. Doch stellt er die Frau weit höher als der Hindu oder Mohamedaner und hat, was diesem abgeht, ein Familienleben.

Wer Parsis in großer Menge beisammen sehen will, muß

eine Stunde vor Sonnenuntergang auf die prächtige Esplanade gehen, durch welche Bombay in zwei Theile geschieden wird. Dort kommen sie wie an einer Börse zusammen und unterhalten sich über das, was den Tag über vorgekommen ist; aber mitten im Gespräch bricht der Eine oder der Andere ab, und murmelt ein Gebet her, dessen Worte und Inhalt er nicht versteht, denn sie sind aus dem alten, in der Zendsprache verfaßten, heiligen Buche Zend Avesta. Dann schauet er nach der Sonne, welche hinter den Palmenhainen der Felsen im Westen untergeht, denn das Gestirn, von welchem uns das helle Licht kommt, ist für den Parsi ein Gegenstand hoher Verehrung. Ursprünglich war die Sonne nur ein Symbol des höchstens Wesens, aber die Menge betrachtet sie als den sichtbaren Gott. In der religiösen Verehrung der Parsis finden wir nichts Poetisches; wer auf der Esplanade betet, hält inne, um einen Bekannten zu grüßen und mit ihm ein Gespräch zu führen; nachher fährt er mechanisch im Beten da fort, wo er abgebrochen hat.

Dieser Gemeinschaft gehörte Dschamsitschi Dschischibhoy an. Als Knabe half er seinem Vater im Geschäft, trat mit dem achtzehnten Jahre in das eines Kaufmannes, Framdschi Nassirwandschi, heirathete dessen Tochter und machte einige Reisen nach China, wo seine Handelsspeculationen vom besten Erfolg begleitet waren. Der junge Mann war streng rechtlich, ging in allen seinen Unternehmungen kühn aber dabei sehr umsichtig zu Werke, und wußte den Kreis seiner Beziehungen immer weiter auszudehnen. Bald wandte er sich der Rhederei zu, seine von den berühmten Parsi-Schiffsbauern gezimmerten Fahrzeuge segelten in allen östlichen Meeren und manchmal auch um das Vorgebirge der guten Hoffnung bis nach Europa. Nachdem er zwanzig Jahre sein Geschäft geleitet, war er einer der reichsten Leute Indiens geworden, und sein Vermögen ist bis an sein Lebensende gestiegen. Das Alles würde ihm keinen Anspruch auf unsere Beachtung geben, denn es giebt viele Leute, welche, vom Glücke begünstigt, große Schätze erwerben. Allein die Art und Weise, in welcher der Sohn des armen Flaschenhändlers einen großen Theil des Erworbenen verwandte, und seine Wohlthätigkeit, die nicht in Liebe zum Prunk, sondern in einem liebevollen Herzen und in aufrichtiger Theilnahme für seine Nebenmenschen wurzelte, ist beispiellos. Sie hat in der That ihres Gleichen nicht.

Im Jahre 1822 begann er seine menschenfreundlichen Handlungen in großem Styl auszuführen, indem er alle Leute, die wegen kleiner Schulden zu Bombay in Haft sich befanden, auslöste, und vier Jahre später that er dasselbe noch einmal. Diese Maßregel kam freilich zunächst seinen ärmeren Glaubensgenossen zu Gute, die bei Hochzeiten und Leichenbegängnissen sich oft in Ausgaben stürzen, die über ihre Mittel hinausgehen, und dann harten Wucherern in die Hände fallen.

In den Jahren 1824 bis 1842 verausgabte Dschamsitschi Dschischibhoy folgende Summen zu wohlthätigen Zwecken, und übte nebenher Privatwohlthätigkeit in sehr ausgedehntem Umfange. Wir bemerken, daß die Rupie etwa zwanzig Neugroschen beträgt.

3000 Rupien für Freikaufen von verhafteten Schuldnern.

170,000 Rupien für Grundeigenthum, dessen Ertrag für religiöse Zwecke der Parsis verwandt wird.

50,000 Rupien zum Bau eines Hauses, in welchem der Panschayet und die Parsigemeinde gewisse Festlichkeiten feiert. Der Panschayet ist die höchste Behörde der Parsis und wacht über die religiösen Gebräuche und die Gesetze, welche die Genossenschaft für sich gegeben hat.

35,000 Rupien in Geld, Getreide und Kleidern für die, welche bei einer großen Feuersbrunst in Surate ihre Habe eingebüßt hatten.

40,000 Rupien in zeitweiligen Gaben für die armen Parsis in derselben Stadt.

65,000 Rupien für das Pindschrapole in Bombay. Dasselbe ist ein Spital für kranke und altersschwache Thiere.

30,000 Rupien zu verschiedenen Zeiten, um Streitigkeiten, welche unter den Klagenden zu kostspieligen Processen hätten führen müssen, schiedsrichterlich und durch Zahlung kleiner Summen auszugleichen.

40,000 Rupien an achtbare Familien, die in Mißgeschick gerathen waren, und denen durch rechtzeitiges Beispringen wieder aufgeholfen werden konnte.

30,000 Rupien für parsische Leichenthürme. Die Parsis begraben ihre Leichen nicht, sondern setzen dieselben auf Thürmen aus, damit sie dort verwesen oder von Raubvögeln verzehrt werden. Diese Thürme haben oben Terrassen, die nach innen zu sich neigen, so daß die Knochen und verweseten Stoffe in eine ausgemauerte Grube hinabfallen. Der Parsi verehrt die Elemente, und will die Erde nicht durch eine Leiche verunreinigen.

17,000 Rupien für Neubau und Ausbesserung heiliger Häuser Eigentliche Tempel haben sie nicht, sondern nur Stätten, in denen das heilige Feuer brennt.

15,000 Rupien für die Anlage von Brunnen und Wasserleitungen in Bombay, Colaba, und im Mahrattenlande zwischen Punah und Ahmednagger.

5000 Rupien für die Blindenanstalt in Nausary.

3000 Rupien für das Thierhospital zu Patton im Guzerat.

15,000 Rupien an Almosenbeisteuer an den Panschayet, zum Vertheilen.

50,000 Rupien für heilige Gebäude in Punah.

20,000 Rupien zum Bau eines Rasthauses für Reisende in Kandallah.

5000 Rupien als Zuschuß für Begräbnisse armer Parsis in Gandava.

Diese Ausgaben bilden eine Summe von 608,000 Rupien, machten aber doch nur einen Theil dessen aus, was Dschischibhoy zu guten Zwecken beisteuerte, denn seine Mildthätigkeit war keineswegs auf seine Glaubensgenossen beschränkt. Das ganze Wesen und Leben des Mannes flößte allen seinen Mitbürgern ohne Unterschied der Religion so hohe Achtung ein, daß das Amt der ostindischen Directoren einen besondern Bericht über sein edles Wirken an Königin Victoria richtete, die ihn zum Baronet ernannte. Das ist die erste Auszeichnung dieser Art gewesen, welche einem Eingeborenen Ostindiens von Seiten der britischen Krone zu Theil wurde. Die Ueberreichung des könig-

lichen Gnadenbriefes fand im Mai 1842 unter großen Feierlichkeiten in Parell, dem Sitz des Gouverneurs von Bombay, statt. Die Eingebornen legen auf solche Auszeichnungen großen Werth, und sie äußerten über die einem der Ihrigen zu Theil gewordene Anerkennung ihre Freude, indem sie ihm „Ehrengeschenke“ überreichten. Sie hatten die Summe von fünfzehntausend Rupien zusammengeschossen, um eine wohlthätige Anstalt zu gründen, welche den Namen des geehrten Mannes tragen sollte. Sie ist dazu bestimmt, Schriften von allgemeinem Nutzen in das Guzerati übersetzen zu lassen, damit die Volksbildung unter den Parsis, welche vorzugsweise jene Sprache reden, gefördert werde. Auf die Anrede des Gouverneurs, durch welche diese gute Absicht dem neuen Baronet kundgegeben wurde, dankte Sir Dschamsitschi Dschischibhoy in schmucklosen Worten für das Vertrauen und die Liebe seiner Mitbürger und fuhr dann fort: — „Sie haben meiner wohlthätigen Handlungen mit allzuviel Güte erwähnt; doch haben Ihre Worte mich tief ergriffen. Ich nehme dafür kein anderes Verdienst in Anspruch, als daß sie aus dem reinen und herzlichen Wunsch hervorgingen, die Lage meiner Mitmenschen zu verbessern, und von dem Ueberflusse, mit welchem die Vorsehung mich gesegnet, einen guten Gebrauch zu machen. Kein unwürdiger Beweggrund hat sich hineingemischt; ich suchte weder öffentliche Ehrenbezeugungen noch Privatbeifall. Da ich mir meiner redlichen Absicht bewußt bin, so fühle ich mich auch schon längst belohnt. Als Ihrer Majestät gnädige Absichten mir kund gegeben wurden, war es mir sehr erfreulich, daß ich unbewußt ein Mittel gewesen bin, um ein so deutliches Zeichen des Wohlwollens von England gegen das indische Volk hervorzurufen. In diesem Lichte betrachte ich die mir zu Theil gewordene Gnade, und die Ehre welche Sie mir erweisen. Nichts könnte mir angenehmer sein, als die Verwirklichung Ihrer guten Absicht, und ich wünsche nichts mehr, als daß mein Name mit allen Bestrebungen zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter unserm Volk in Verbindung gebracht werde. Sie kommen einem Gedanken entgegen, den ich längst gehegt habe. Ich möchte die armen Parsis in Bombay, Surate und Umgegend, deren Kinder in Unwissenheit aufwachsen, unterstützen, und will deshalb eine Summe stiften, deren Zinsen zur Unterstützung von Hülfsbedürftigen und zur Erziehung ihrer Kinder verwandt werden sollen. Ich werde zu diesem Zwecke dreimalhunderttausend Rupien in öffentlichen Sicherheiten anlegen und dieselben zur Verfügung von Vertrauensmännern stellen. Zu solchen ernenne ich Sie, meine Herren. Und nun danke ich Ihnen noch einmal für Ihre Güte, denn nichts schätze ich höher als die Achtung meiner Mitbürger, denen ich Glück und Segen wünsche.“

Seitdem ist jene wohlthätige Anstalt zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter den Parsis in voller, segensreicher Thätigkeit.

Zu dem oben erwähnten Spitale für alle Classen, welches der Baronet mit 150,000 Rupien begabt hatte, wurde der Grundstein im Januar 1843 gelegt. Es ist ein großes Haus in gothischem Styl und hat Raum für dreihundert Kranke. Damit es auch in architektonischer Hinsicht eine Zierde von Bombay sei, legte Dschischibhoy zu der obigen Summe noch 20,000 Rupien, und auch die englische Regierung gab Zuschüsse. Ein Berichterstatter sagt: „Die Anstalt verdiente wohl eine eingehende Beschreibung; aber der guten Werke, welche dieser Mann gethan, sind so viele, daß man Bände schreiben müßte, um sie zu schildern.“

Die Inschrift, welche man an dem Gebäude angebracht hat, lautet wie folgt: „Dieses Haus wurde errichtet von Sir Dschamsitschi Dschischibhoy, Ritter. Er ist der erste Eingeborene Indiens, welcher mit der Ritterwürde beehrt worden ist. Er hoffte durch diesen Bau eine angenehme Pflicht gegen seine Regierung, sein Vaterland und sein Volk zu erfüllen, und in dankbarer Erinnerung an die ihm zu Theil gewordenen Segnungen, stiftete er dieses. Er blickt in frommer Dankbarkeit auf zu dem Allmächtigen Gott, dem Vater im Himmel, dem Vater für den Christen, den Hindu, den Mohamedaner und den Parsi.“

Einige Zeit nach Vollendung jenes Krankenhauses erhielt der edle Mann wieder eine Auszeichnung von der englischen Regierung, eine goldne ihm zu Ehren geprägte Denkmünze, die mit Diamanten besetzt war. Der Gouverneur von Bombay überreichte ihm dieselbe feierlich als Anerkennung für seinen Patriotismus und äußerte unter anderm: „Sir Dschamsitschi! Nach sorgfältigen Untersuchungen weiß ich nun, daß Sie für nützliche Werke, welche der Gesammtheit zu Gute kommen, die erstaunliche Summe von 900,000 Rupien verausgabt haben. Wahrlich, solch eine Freigebigkeit kann Ihrer Majestät Regierung mit vollem Recht als patriotisch bezeichnen. In Ihre Privatmildthätigkeit habe ich keinen Einblick, weil Sie davon nicht einmal Ihre eigene Familie etwas ahnen lassen; aber ich weiß, daß sie keine Grenzen kennt.“

Gerade damals hatte Sir Dschamsitschi zwei neue großartige Werke zum allgemeinen Besten in Angriff genommen. Zuerst den schon erwähnten Dammweg zwischen Bombay und Salsette. Bombay bildet eine der zahlreichen Inselgruppen, welche vor der Malabarküste liegen. Sie ist etwa sieben englische Meilen lang und drei Meilen breit, aber nicht fruchtbar, und die nothwendigsten Lebensmittel müssen von Salsette oder vom Festlande herübergeschafft werden. Die Fähre war unsicher und nicht selten ereigneten sich Unglücksfälle, namentlich wenn hohe Fluth in den engen Canal hineinstürmte. Da die Regierung nicht einschritt, so ließ Dschamsitschi Dschischibhoy's Frau auf eigene Kosten einen Damm und eine Brücke bauen, die vom größten Nutzen ist. Sie kostete 175,000 Rupien und wurde nach der hochherzigen Erbauerin benannt. Im Orient nehmen die Frauen im Allgemeinen eine untergeordnete Stellung ein; hier trat eine Parsi hervor und schuf ein Werk, das als eine wahre Wohlthat betrachtet werden muß, denn nun werden keine Marktleute mehr von den Fluthen verschlungen.

Punah, einst die Hauptstadt der Mahratten und noch jetzt ein Ort mit mehr als anderthalbhundert tausend Einwohnern, liegt auf einer Hochebene, die nicht selten von Dürre heimgesucht wird. Dann wird der Wassermangel höchst empfindlich, obgleich zwei Flüsse nicht weit von der Stadt sich vereinigen. Aber sie fließen unten in der Ebene, und man konnte den Be-

darf an Wasser nur mit großer Mühe nach Punah hinaufschaffen. Deshalb ließ der wohlthätige Parsi einen Damm bauen und Pumpwerke anlegen, vermittelst deren ein 112 Fuß über dem Flusse liegendes Becken das ganze Jahr hindurch mit Wasser gefüllt wird. Der Damm ist 18 Fuß hoch, 850 Fuß lang und wurde 1845 vollendet. Gleich nachher brach eine gewaltige Fluth herein, die ihn zerstörte; Dschischibhoy ließ ihn zum zweiten Male erbauen, aber 1847 wurde er abermals durch Hochwasser fortgerissen. Da bauete er ihn 1849 zum dritten Male, und seitdem hat er sich bewährt. Die Kosten betrugen 200,000 Rupien.

Die Fremdenherberge (Zufluchtsstätte, Dharmsalla), welche er für die Aufnahme von dreihundert Menschen errichten ließ, damit sie vor Bombay ein Obdach fänden, kostete ihn 80,000 Rupien, er gab aber noch 50,000 und seine Frau weitere 20,000, von deren Zinsen die Einkehrenden gespeist werden. Die Reihe seiner Wohlthaten ist so lang, daß man sie nicht aufzählen kann. Bis 1859, Dschischibhoy's Todesjahre, ist kein Monat vergangen, in welchem er nicht durch irgend eine schöne Handlung sich ausgezeichnet hätte. Er gab mit vollen Händen für die Schulen in Bombay und Calcutta, für wohlthätige Vereine und für Werke zum allgemeinen Nutzen in allen Theilen des Landes. Er faßte nur den Menschen ins Auge, nicht den Glauben oder die Volksthümlichkeit.

Ein Americaner, welcher ihn 1850 kennen lernte, schildert ihn in folgender Weise: „Er sieht ehrwürdig aus und sein Haar ist weiß, seine Hand zittert schon ein wenig, aber er drückt sich mit Lebendigkeit aus, sein ganzes Benehmen ist gütig und ungezwungen, sein Herz warm und sein Geist klar. Jedermann achtet ihn hoch, seine Familie und seine näheren Freunde sind von inniger Liebe für ihn durchdrungen, während er selbst, bei aller Bescheidenheit, sich sagen muß, daß er ein uneigennütziger Wohlthäter seiner Nebenmenschen ist. Er hat den Ruhm, so viele herrliche Thaten verübt zu haben, daß er sie selber nicht einmal mehr alle kennt."

Die Königin Victoria setzte in sein Wappenschild die Worte: „Industria et liberalitas", also „Betriebsamkeit und Freigebigkeit." Im Jahre 1856 traten im Stadthause zu Bombay angesehene Männer zusammen und beschlossen ihrem wohlthätigen Mitbürger eine Ehrensäule zu errichten. In dieser Versammlung führte Lord Elphinstone den Vorsitz, und es kam dabei zur Sprache, daß der Parsi jüngst für eine Zeichenschule zu Bombay 100,000 Rupien geschenkt, überhaupt für Werke von allgemeinem Nutzen, und abgesehen von seiner Privatwohlthätigkeit, in den letzten zwanzig Jahren 1,194,000 Rupien verausgabt habe

Manche seiner reichen Glaubensgenossen sind, allerdings in weniger kolossalem Umfange, seinem Beispiele gefolgt. Aber dieser edle „Heide" steht unerreicht da, und wir beugen uns in Ehrfurcht vor einem solchen Manne, der seines Gleichen nicht hat.

Schiller und Christian Gottfried Körner.

Wir sprachen neulich von dem in Leipzig erschienenen Prachtwerke „Schiller und seine Zeit", indem wir den culturhistorischen Standpunkt als denjenigen bezeichneten, welchen Johannes Scherr bei Abfassung seines Buches eingenommen habe. Ausschließlich in biographischer Hinsicht, und allein mit directem Bezug auf die Person und Bedeutung Schillers für seine Zeit aber ohne ausführlichere Rücksichtnahme auf diese Zeit selber, ist dagegen Schillers Leben von Palleske geschrieben, welches mit dem kürzlich ausgegebenen zweiten Bande vollendet wurde und dem Plane folgt, in der bekannten Manier des Engländers Lewes Leben und litterarischen Charakter auch unseres zweiten großen Nationaldichters in ihrem gegenseitigen Zusammenhange darzustellen. Der Schlußband von Palleske's Werk beginnt mit dem April des Jahres 1785 oder Schillers Uebersiedelung von Mannheim nach Leipzig und endigt im 10. Abschnitte mit dem frühen Tode des Dichters. Daß Palleske so selbständig arbeitete, wie es bei einer Biographie Schillers jetzt überhaupt noch möglich ist, kann Niemandem verborgen bleiben. Den Vorarbeiten von Boas, Hoffmeister, Viehoff und Anderen muß natürlich auch er sich verpflichtet fühlen, aber gerade für den vorliegenden zweiten Band gab ihm die Benutzung des Schiller-Körner'schen Briefwechsels, der von den früheren Biographen ganz übersehenen Briefe Hubers an Körner und so mancher seither veröffentlichten Zeugnisse einen bedeutenden Vorsprung vor seinen Vorgängern. Dennoch wären einige ihrer Fehler unberichtigt, einige Lücken in Schillers Leben unausgefüllt geblieben, wenn ihm nicht auch noch die Gefälligkeit von Zeitgenossen zu Statten gekommen wäre. Durch deren bereitwillige Beihülfe war es möglich, mancherlei Neues, bisher Ungedrucktes in die Palleske'sche Schrift mit aufzunehmen. Was den Geist, der in derselben herrscht, allgemein genommen anlangt, so ist er allerdings ausschließlich ein apologetischer, statt ein kritischer zu sein, und die Aufgabe jedes verständigen und unparteiischen Litterarhistorikers, den falschen Idealismus der Schiller'schen Poesie freimüthig darzulegen und zu bekämpfen, wurde von Palleske nicht so, wie es nöthig gewesen wäre, erfüllt. Doch liegt in dem Umstand, daß der Autor an sein Werk mit rückhaltsloser Begeisterung ging, zugleich auch ein sehr wesentlicher Vorzug desselben eingeschlossen. Er war mit Liebe bei der Arbeit, und eine Arbeit, bei der ihr Urheber mit Liebe weilt, kann niemals eigentlich mißlingen. Wir können hier, des Raumes wegen, natürlich nicht auf alle einzelnen Theile des zweiten Bandes ausführlicher eingehen, sondern wollen nur eine bestimmte Partie daraus zur genaueren Betrachtung wählen, und zwar das Kapitel, in welchem von dem Verhältniß Schillers zu Körner die Rede ist. Körner und Goethe waren die intimsten Freunde, welche unser Dichter während seines ganzen Lebens besaß, und in einer Zeit, wo die bevorstehende Jubelfeier der hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages unsre Theilnahme für Schiller noch reger als gewöhnlich macht, müssen auch Blicke

erhöhten Interesses auf die beiden Gestalten fallen, welche von allen seinen männlichen Bekanntschaften ihm am nächsten traten und von dem entscheidendsten Einfluß auf sein Leben und seine Werke gewesen sind. Goethe freilich gehören auch ohne dies und an und für sich genommen unsers Volkes warme Sympathien; Körner ist gegen ihn gehalten der viel Unbekanntere, aber auch er verdient es, in seinem menschlichen Werthe nicht nur von den Eingeweihteren, sondern von Allen Denen erkannt zu werden, welche sich Schillers Verehrer nennen. Daß wir einen Schiller, so wie er war und wurde, besitzen, verdanken wir nicht zum kleinsten Theile eben seinem Herzensfreunde Körner. Sehen wir uns also, an der kundigen Hand Palleske's, diesen Mann einmal etwas näher an. Christian Gottfried Körner, der Vater des Sängers von „Leier und Schwert", gehörte, wie unser Autor treffend sagt, zu jenen Ausgezeichneten, die einem elenden Staatsmechanismus und einer verschrobenen Gesellschaft zum Trotz mit Hülfe von Philosophie und Kunst freie Menschen wurden und, als das Vaterland nur solche und keine Sclaven brauchte, die Sünden Anderer geräuschlos mit ihren Tugenden gut machten. Sein erster Brief an Schiller, noch nach Mannheim gerichtet und voll jugendlicher Ekstase, konnte als bloße Aufwallung erscheinen; aber sein frühster Entwicklungsgang bestätigt, daß er sich Schiller aufs tiefste verwandt fühlen mußte. Am 2. Juli 1756 in Leipzig geboren, empfing er, der sorgfältig erzogene Sohn eines lutherischen Superintendenten, im väterlichen Hause die strengste Frömmigkeit des Jahrhunderts, ein entsagendes Pflichtgefühl und, daraus stammend, eine puritanische Geringschätzung der schönen Kunst, zu welcher ihn doch Neigung und Anlagen trieben. Als er seine Studien begann, corrigirte er seine Antecedentien. Er war zur Theologie erzogen, aber die Garve'sche Moralphilosophie, die auf Schiller einen so großen Einfluß geübt hatte, machte ihm „die Sclaverei eines symbolischen Lehrbegriffs" unerträglich. Seine Berufsneigung — er trieb mit Eifer alte und neue Sprachen — schwankte durch die Windrose der vier Facultäten, bis sie sich für das juristische Verwaltungsfach entschied. Er habilitirte sich zunächst als Privatdocent zu Leipzig. Nach einigen Reisen, auf denen er mehr die Augen als sein Tagebuch aufmachte, ward er 1781 als Consistorialadvocat angestellt und 1783 als Rath an das Consistorium nach Dresden versetzt, bald auch zum Assessor der Commerziendeputation ernannt. Seit dem Tode seines Vaters im Besitz eines Vermögens, konnte er jetzt daran denken, nachdem er mehrere Jahre verlobt gewesen, sein Haus zu gründen, und wirklich fand die Hochzeit nur einige Monate später statt, nachdem Schiller sich in Leipzig eingestellt hatte und mit Körner persönlich bekannt geworden war. Des Letzteren Braut hieß Minna Stock und war als Tochter eines damals ziemlich renommirten Kupferstechers im kunstreichen Nürnberg geboren. Ein sprechendes Auge, eine reizende Figur machten sie zur anmuthigsten Erscheinung, die auch schon auf Goethe nicht ohne Eindruck blieb, als sie nebst ihrer Schwester Dora ihm im Schönkopf'schen Hause zu Leipzig, an der Seite seines Aennchens nahe trat. Aber so froh auch Körner die Aussicht auf die Vereinigung mit dem schönen und trefflichen Mädchen machte, sie übertäubte doch die Stimme nicht, die in seinem Herzen ihr Vorwärts rief. Körner besaß eine vielseitige Bildung, aber sie war ihm kein träger Besitz. Er studierte, wie Schiller, eifrig die Kantische Philosophie; aus dem Glauben seiner Jugend rettete er sich ein tolerantes Verständniß jedes Glaubens, und uneingenommen blieb er selbst den Ansichten gegenüber, die seinem Verstande und eben deshalb seiner Sympathie nicht entsprachen. Er war, wie sein Freund an die Schwestern von Lengefeld schrieb, „kein imposanter Charakter, aber desto haltbarer und zuverlässiger auf der Probe. Sein Herz ward nie auf einem falschen Klange überrascht, sein Verstand war richtig, unbefangen und kühn, in seinem ganzen Wesen war eine schöne Mischung von Feuer und Kälte; freier von Anmaßung als er war Niemand." Von Körners Herzen zu sprechen, ist in einer Lebensgeschichte Schillers mehr als einmal gegründeter und rührender Anlaß; man denke nur an den Edelsinn, mit dem er von des armen Dichters Brust alle materiellen Sorgen nahm, und an den sittlichen Ernst, mit dem er seinem Freund über verschiedene kritische Perioden seines Liebeslebens hinweghalf. Zu seinem schönen, klaren Leben, zu seinem bündigen Styl paßte das helle blaue Auge, paßten die festen Züge voll Gesundheit, zu der kräftigen Baßstimme, die ihm nachgerühmt wird, paßten die sinnlich kräftigen Lippen, die volle Brust, das ganze Bild des wackeren Superintendentensohns, welches uns Graffs Meisterhand überliefert hat und das sich jetzt im Besitze des Directors Kunze in Leipzig findet. Als sich am 7. August 1785 in Körners väterlichem Gartenhause, da, wo sich zwischen der Pleißenburg und der katholischen Kirche jetzt eine Brücke befindet, ein Kreis frohbewegter Menschen beisammen fand, um des Genannten Freudenfest zu begehen, fehlte natürlich auch Schiller nicht. Es ist anzunehmen, daß ein solches Maß von Wonne, Liebe und Begeisterung in seinem Herzen wohnte, als nur irgend darin Raum hatte. Denn ohne Zweifel als Nachklang oder als Ausdruck dieser Stunden und Tage ist sein Gedicht „an die Freude" entstanden. Körner selber ist Gewährsmann dafür, daß es in Gohlis bei Leipzig geschaffen wurde, in jenem bescheidenen Häuschen mitten auf der Dorfstraße, das der Schillerverein vor einigen Jahren an sich gekauft und zu einem Denkmal für den großen Mann umgewandelt hat. Palleske ergeht sich über den Sinn des begeisternden Hymnus in sehr ausführlicher Weise, und wir können ihm in das Detail seines Commentars nicht nachfolgen. Aber Recht hat er, wenn er sagt, es sei biographisch von höchster Bedeutung und stelle sich mit der „Resignation" und der „Freigeisterei der Leidenschaft" sehr ungezwungen — und das ist selten bei einem Dichter der Fall, der nicht jeden Lebensmoment zum lyrischen Gedicht erhob — zu einer Gruppe zusammen, die gleichsam den verklärten Leib einer großen inneren Veränderung bildet. — Wir bemerken zum Schluß, daß die sämmtlichen Schriften Christian Gottfried Körners nächstens von Dr. Karl Barth in Augsburg zum ersten Mal gesammelt herausgegeben werden sollen, sowie daß auch ein erneuter Abdruck des Schiller-Körner'schen Briefwechsels erschienen ist, für welchen Herrmann Marggraff eine Vorrede schrieb.

Ludwig Spohr.

-l. Am 22. October Abends 9 Uhr verschied an den Folgen eines Schlaganfalls Ludwig Spohr, in dessen Hingang das deutsche Volk den Verlust eines seiner größten Tonkünstler und Componisten zu beklagen hat. Geboren 1783 zu Seesen im Braunschweigischen, wo sein Vater praktischer Arzt war, zeigte L. Spohr früh schon Anlagen und Talent zur Musik, erhielt deshalb bei dem damals sehr renommirten Violinspieler Maucourt Unterricht und trat nach Beendigung desselben als Kammermusikus in die herzoglich braunschweigische Kapelle. 1804 unternahm er als Geigenvirtuos eine Kunstreise durch Deutschland, zu der ihm der Herzog die Mittel herlieh und auf der ihn auch sein zweiter Lehrer Eck begleiten durfte. Beide dehnten ihre Wanderung bis nach Rußland aus, und überall, wohin sie kamen, erntete Spohrs Violinspiel ganz außerordentlichen Beifall; er erhob sich darin zu einer bisher noch von Niemandem erreichten Kunsthöhe und galt als der erste Geiger seiner Zeit, bis Paganini, Lipinski u. A. die Virtuosität des Vortrags noch weiter auszubilden verstanden. 1805 ging Spohr als Concertmeister nach Gotha, und hier vermählte er sich bald darauf mit Dorothea geb. Scheidler, der Tochter eines herzoglichen Kammermusikus, die im Spiel auf dem Pianoforte und auf der Pedalharfe Ausgezeichnetes leistete. In Gotha war es auch, wo Spohr sich zuerst als Componist versuchte, indem er mehrere Instrumentalstücke, Lieder und ein Oratorium: „Das jüngste Gericht" schrieb. Seine erste, wenig bekannt gewordene Oper „der Zweikampf der Geliebten" fällt gleichfalls schon in jene Zeit. 1806 begann Spohr im Verein mit seiner Gattin wieder zu reisen; 1813 nahm er die Stelle eines Kapellmeisters am Theater an der Wien in Wien an und blieb hier auch während des Congresses, in allen den glänzenden musikalischen Zirkeln jener Zeit als der eigentliche Held des Tages gefeiert und mit seinem Stern sogar den Ruf des damals sehr berühmten Rode verdunkelnd. Während seines Aufenthaltes in der Kaiserstadt componirte Spohr die Oper „Faust", zu welcher J. K. Bernard ihm den Text geliefert hatte. Von Wien aus ging er dann auch noch nach Italien, und zurückgekehrt von da, nahm er am Theater zu Frankfurt a. M. den Posten des Musikdirectors an, legte diese Stelle jedoch schon 1819 wieder nieder und reiste nach London, wo er ein Jahr lang blieb. Er privatisirte hierauf einen Winter über in Dresden und folgte dann einem Ruf als Hofkapellmeister nach Cassel, wo er seitdem bis an sein Lebensende verweilte, nachdem er einige Jahre vor seinem Tode unter ziemlich widrigen Verhältnissen pensionirt worden war. Er erlitt eine Zurücksetzung und empfing Beweise von Undank, nicht anders, als es noch neuerdings dem alten würdigen Heinrich Marschner in Hannover widerfuhr. In Cassel wandte sich Spohr noch entschiedener als bisher zur dramatischen Musik. Er schrieb die Musik zu „Macbeth" und componirte die Opern: „Zemire und Azor" und „Jessonda". Zu jener lieferte Ihlen den Text, zu dieser, die wohl als das eigentliche Meisterwerk Spohrs zu betrachten ist, Eduard Gehe. „Jessonda" ist es auch allein, die sich von all seinen Opern auf dem Repertoire erhalten hat, während die andern, freilich unverdienter Weise, schon längst wieder in Vergessenheit gerathen sind. Außer „Faust" haben wir noch zu erwähnen: „Die Alchymisten", den „Berggeist" und „Pietro de Albano". Sein Talent für die Kirchenmusik bewährte sich außerdem aufs neue in dem Oratorium „die letzten Dinge". Ein anderes, schon früher entstandenes Oratorium betitelt sich „das befreite Deutschland". Aber auch kleinere Musikstücke, Notturnos, Sonaten, Quartette und Doppelquartette — eine von ihm erst erfundene Compositionsform — ferner Lieder, Piècen für die Violine, die Harfe, sowie Symphonien schrieb L. Spohr, von welch letzteren namentlich die vierte unter dem Namen „die Weihe der Töne" berühmt geworden ist. — Der verstorbene Meister gehörte, wie Marschner und einige Andre, zu der an Mozart, Beethoven und Weber sich anlehnenden ächtdeutschen Componistenschule, deren Werke über denen der modernen, eklektischen und fremdartigen Richtungen in der Gegenwart leider nur allzusehr vernachlässigt werden. Nicht mit Unrecht ist Spohr als der letzte Classiker und einer der größten Harmoniker betrachtet worden. Der Zauber der Melodie war von seinen berühmten Vorgängern bereits so ausgebeutet, daß darin kaum noch Neues und Bedeutendes hervorgebracht werden konnte; deshalb warf sich Spohr vor allem auf Benutzung harmonischer Effecte, deren eigenthümlicher Reiz damals noch nicht recht zum Bewußtsein gekommen schien, und man durfte sein Schaffen daher auch in einer Zeit der Nachahmung als ein durchaus originelles, bahnbrechendes und Epoche machendes bezeichnen. In der Technik war er vollendeter Meister, und die ästhetische Form der Musik verstand er überall aufs beste einzuhalten. Er gehörte eben noch zu der guten alten Schule, denen die „Reinheit der Tonkunst" am Herzen lag. Ein besonders charakteristisches Merkmal seiner Muse war eine ungemein reizvolle, sich schmeichelnd und leise dem Hörer selber mittheilende elegische Stimmung, welche ebenso, wie seine größeren Orchesterwerke, auch alle seine kleineren Schöpfungen, z. B. die Lieder durchweht. Von den letzteren ist besonders das „Bild der Rose" (Rose, wie bist du so reizend und mild) populär geworden; es wird noch jetzt, vorzüglich von jungen Damen, häufig und gern zum Clavier gesungen. — Möge der Tod Spohrs die Welt wieder daran erinnern, welchen künstlerischen Genius in seiner Keuschheit und Bescheidenheit man über die koketten oft aber auch blendenden gehaltlosen Tonschöpfungen aus neuerer Zeit so ziemlich ganz zu vergessen vermochte.

Auerbachs deutscher Volkskalender für 1860.

— Der neue Jahrgang des Auerbach'schen „Volkskalenders" (Leipzig, E. Keil) beginnt mit einer Dorfgeschichte des Herausgebers, betitelt: „Der Wettpflüger". Der Erzählung liegt eine artige und treffende Ansicht als Idee zu Grunde, die nämlich: daß die künstlich forcirten Leistungen bei Preisausschreiben oft nur einem gefallsüchtigen Scheinwesen Vorschub geben, für den Preisempfänger und Sieger selber aber gar den Keim zum Hochmuth, mithin zum moralischen Nachtheil legen. Der Peter in der Geschichte siegt mit seiner Pflugschaar über die kokett zugerüsteten Wettpflüger blos dadurch, daß er ohne Ehrgeiz, ja ohne das Ziel der Wettarbeit zu kennen, gewohnterweise seine Arbeit im Acker vollbringt und nicht am schnellsten, wohl aber am solidesten seine Furchen zieht. (Das Siegesfest, wo ihm ein Hoch ausgebracht wird, er aber seine Gegenrede halten soll, hätte wohl mit mehr komischer Würze geschildert werden können.) Der „Preis-Peter" wird von seinem, wie er anfangs meint, unverdienten Glück berauscht, und darauf baut sich sein widerspenstiger Dünkel. Er bricht mit seinem bisherigen Herrn, muß fort vom gewohnten Haus und Hof, geht in die Stadt, läuft allerhand Vorspiegelungen nach, nimmt seine Zuflucht in ein Vermiethungsbureau, wird elend u. s. w. bis er — in die altgewohnte Furche seines Lebens reuig zurückkehrt. Diesem guten Thema fehlt jedoch die concrete Annehmlichkeit, Erfindung und Würze; die neue Dorfgeschichte steht den bisherigen Erzählungen Auerbachs an intensiver Kraft sehr nach. Desto mehr dient sie der Tendenz, selbst der politischen Parteitendenz. Auerbachs Peter wird im Nachspiel ein sehr weiser Politiker, der der Meinung ist, Preu-

ßen sei, da es „jetzt wieder eine rechtschaffene Regierung" und keine „Bedienten" mehr zu Ministern habe, der beste Wettpflüger unter den deutschen Mitpreis bewerbern. Diesen politischen Excurs hätten wir dem Dichter gern geschenkt, denn Parteiprogramme, die sich novellistisch nicht durchfechten lassen, thun, dünkt uns, der Allgemeingültigkeit einer Erzählung Abbruch. — Weiter bringt der Kalender für 1860 von Auerbachs Hand noch einige „neue Geschichten des Gevattersmannes", und darin beruht das einzige eigentlich Volksthümliche an dem Buche. In kernhafter, schlichter Weise fördern diese kleinen, guterfundenen Stücke viel gesunde Moral und Lebensweisheit zu Tage, und ihre ernste Tendenz wird durch den gemüthlich treuherzigen Humor, der sich im Einzelnen geltend macht, angenehm gemildert. Was die Beiträge der drei Mitarbeiter anlangt, so liest die finnigen Bemerkungen Dr Andree's über deutsches Bier und Lied in America gewiß Jeder mit Interesse, Gerstäckers „Heimkehr aus der weiten Welt" und Berthold Sigismunds „Acht Tage in einer Thüringer Waldhütte" tragen aber doch, bei aller Gefälligkeit ihres Inhalts, einen allzu individuellen Charakter an sich, um allgemein von Wirkung sein zu können.

Nordamericanische Curiositäten.

x. Die Bewohner des Staates Kentucky, welche man vor einem Menschenalter als „halb Roß, halb Alligator" bezeichnete, sind gegenwärtig etwas zahmer geworden, und die schöne alte Sitte, daß bei Schlägereien ein Mann dem andern die Augen aus dem Kopfe quetscht und dreht, kommt immer mehr in Abgang. Doch haben die Kentuckier immer noch eigenthümliche Liebhabereien. Da war ein Mann, Namens Vanover, der einst mit dem Flibustier Walker in Nicaragua gefochten hatte, im vorigen Jahre nach den neuen Goldgruben am Pikes Pik im westlichen Kansas gegangen und lebte in Denver City. Dort machte er sich einen Spaß daraus, nach Männern, Frauen und Kindern zu schießen, und zwar so geschickt, daß er jenen eine Kugel durch den Hut schoß, und diesen die Kleider streifte. Niemals verwundete er den Leib, aber der „Spaß" schien doch den Leuten in Denver nicht ganz in der Ordnung zu sein. Sie schaarten sich zusammen, luden ihre Büchsen und machten Jagd auf besagten Vanover, als dieser einmal ohne Schießgewehr ausgegangen war. Er flüchtete in eine offene Blockhütte, die als Vorrathshaus benutzt wurde, und diese wurde so dicht umstellt, daß ein Entfliehen unmöglich war. Vor der Thür bildete man ein aus zwölf Männern bestehendes Geschwornengericht, das nach Aufzählung aller „Späße" Vanovers, zu dem einstimmigen Beschlusse kam, daß Richter Lynch den Spaßvogel hängen müsse. Aber er spielte ihnen doch einen Possen. Unter den Vorräthen in der Hütte befand sich auch ein Fäßchen mit Pfirsichbranntwein, der dem ehemaligen Freibeuter dermaßen mundete, daß er einen Zug nach dem andern that, während die Leute draußen über sein Schicksal sich beriethen. Als der vollziehende Ausschuß in die Hütte trat, „um den Leib des Mannes zu nehmen und dann an den Galgen zu hängen," fand man ihn bewußtlos am Boden liegen. Als man ihn hinausgeschleppt hatte, wurde noch einmal berathen, und entschieden, daß man ihm auch so, wie er eben sei, den Strick um einen grünen Zweig zuerkenne. Gesagt, gethan; er wurde im trunkenen Zustand in die Ewigkeit befördert.

Zu Bastrop in Texas lebte ein Mann Namens Shaw, der sich täglich in trunkenem Zustande befand und deshalb der lieben Jugend und dann und wann auch seinen älteren Mitbürgern als Zielscheibe für schlechte Witze diente. An einem schönen Septembertage hatte der Mann auch wieder des Guten zu viel gethan. Da nahmen sie ihn und bemalten ihn vom Kopfe bis zum Fuße dick mit grüner Oelfarbe. Als Shaw erwachte und sich in einen grünen Menschen verwandelt sah, wurde er schwermüthig, vergiftete sich und wurde dann in grünem Zustande der Erde übergeben.

Im Lande der Mormonen hat es mit dem Morden seinen lustigen Fortgang. Wer der Lehre und dem Glauben der Heiligen abtrünnig wird, ist in Utah seines Lebens nicht sicher. Neulich brachte ein gewisser Mac Neill bei dem Vereinigten Staatenrichter eine Klage gegen das Mormonenhaupt Brigham Young an, weil dieser ihn eingesperrt und in Ketten geschlagen habe. Weshalb? Mac Neill hatte Utah verlassen wollen und von Young keinen Paß gelöst; er war also verdächtig vom Mormonenthum abgefallen zu sein. Der Richter setzte den Termin zum Verhör an, aber am Tage vorher wurde Mac Neill in der Stadt am Salzsee während der Dämmerung meuchlings erschossen. Ein anderer abtrünniger Mormone, Namens Brown, der gegen einen Mormonen Namens Hickmann ein Urtheil beim „heidnischen" Richter, nämlich dem Beamten der Bundesregierung, ausgewirkt hatte, wurde von jenem Hickmann mit einer Kugel durchbohrt. Brown nannte sterbend den Thäter, aber Hickmann hat durch eine Reihe mormonischer Zeugen beschwören lassen, daß er sich an einem ganz andern Orte befunden habe.

Zu Winhall im Staate Vermont starb in der letzten Septemberwoche Frau Prescott Lawrence an einer Lungenkrankheit, welcher schon mehrere Mitglieder ihrer Familie erlegen waren. Die Ueberlebenden schnitten nun der Todten Lunge, Herz und Leber aus dem Leibe und verbrannten das Alles unter abergläubigen Ceremonien. Sie glauben fest, daß dadurch die verderbliche Krankheit gebannt sei.

Es ist weltbekannt, daß in Nordamerica die Parteipresse mit den Politikern, die sich auch dort gern als Staatsmänner bezeichnen, nicht fein säuberlich umgeht. Gegenwärtig rüsten sich die Parteien schon zu der Präsidentenwahl, welche im Herbst des nächsten Jahres stattfindet. Ein Hauptbewerber ist der Demokrat Stephan Douglas, der als Senator für den Staat Illinois im Congresse sitzt, und jetzt das Land weit und breit durchreist, Reden hält und sich empfiehlt. Darüber ärgert sich ein republikanisches Blatt zu Cincinnati und entwirft von Douglas, der, beiläufig bemerkt, einst Tischlerlehrling war, folgende Schilderung: „Douglas gehört, nach seiner Leibes- und Gemüthsbeschaffenheit, unter die Prahler, Renommisten und Bramarbasse. Der wahre Boden für ihn, wohin er gehört, ist die Schnapsschenke oder der Boxerring, und er hat alle Eigenschaften, um ein Liebling der Gauner und ein Abgott der Branntweinsäufer zu sein. Bei seiner Knochen- und Muskelmasse und der Kraft seiner Fäuste hätte er unter den Boxern eine hervorragende Rolle spielen können, allein es ist ihm ein anderes Horoskop gestellt worden; er ging in früher Jugend in die Hinterwälder und warf sich zu einem Politiker auf. Unter Leuten, deren Verstandeskräfte sehr wenig entwickelt sind und mit deren Moral es gar nicht weit her ist, kam er rasch empor, während ein Mensch von feiner Begabung dort nichts hätte ausrichten können. Douglas besitzt geringes Talent, aber er hat einen eisernen Willen, unermüdliche Energie und ist grenzenlos ehrsüchtig. Nach und nach hat er sich emporgebracht, ist Senator geworden, und giert nun heißhungrig nach der Präsidentenwürde. Als Redner will er nicht viel bedeuten; er tritt immer ein und denselben Gedanken breit und brüllt ihn stets mit Ochsengewalt seinen Zuhörern vor. Es gebricht ihm ganz und gar an Mannichfaltigkeit, Haltung, Humor, Pathos und Beredsamkeit. Nicht ein Funken von Genie ist in ihm, nicht ein blasser Schatten von Witz oder Geist, nicht ein Körnchen Phantasie. Er hat eine Brüllstimme und weiter nichts."

Die Baronin von Kimsky in Rom.

k. Schreiber dieses hatte im August d. J. in Paris Gelegenheit, diese bereits in den siebziger Jahren stehende Dame mehrmals zu sehen, aber er vernahm nichts weiter von ihr als den Namen, sowie daß sie eigentlich in Rom zu Hause sei, wo sie, aus dem protestantischen Mecklenburg gebürtig und früher Protestantin, vor langer Zeit zum Katholicismus übergetreten und sich seitdem aufhalte. Als eine interessante Figur und sogar wichtige Person, die in den höchsten geistlichen Kreisen Roms einen

unbegrenzten Einfluß behaupte, und welche selbst eine Art historischer Berühmtheit habe, lernten wir sie erst später aus dem Buche Theodor Mundt's: „Rom und Pius IX." (Berlin, 1859) kennen. Sie ist nämlich, wie dort berichtet wird, die aus den Umgebungen des Fürsten Hardenberg, aus dem politisch-romantischen Verhältnisse zu ihm und aus der Geschichte des Wiener Congresses bekannte „Somnambule des Wiener Congresses", auf dem sie eine „frivol-mysteriöse" Rolle spielte, Namens Friederike Hähnel, und allerdings ist sie in dieser einflußreichen Rolle, sowie in ihren merkwürdigsten Lebensschicksalen, in dem Roman von Luise Mühlbach: „Napoleon in Deutschland" (vierte Abtheilung), „aus genauem und eigenthümlichem Wissen" aufgenommen worden. In Rom ist die Baronin Kimsky seit lange, und nachdem die frühere Friederike Hähnel „ihre Sünden bereut" und von dem Schauplatz ihrer Thaten hinweg gen Rom gewallfahrtet war, mit leidenschaftlichem Eifer bemüht gewesen, „die wirren Bilder ihres vergangenen Lebens in einem steten frommen Opferdienste für die Kirche auflodern zu lassen," und sie hat sich in diesem Eifer durch ihre, „dem Heiligengeruche verwandte Frömmigkeit", sowie durch ihre unermeßlichen Wohlthaten, die sie den Armen erweist, in Rom vielfach bekannt gemacht. Außerdem aber steht sie mit der römisch-katholischen Propaganda, die in den letzten Jahren auch in das nördliche Deutschland sich vorgeschoben hat, und mit den Jesuiten in Rom, sowie namentlich mit dem Jesuiten-General Beckx in der allergenauesten Verbindung und auf dem vertrautesten und freundschaftlichsten Fuße. An den Triebfedern jener Propaganda hat sie persönlich mitgearbeitet: mit allen Theilen von Deutschland unterhält sie eine eifrige Correspondenz, welche nur auf die Förderung der Interessen des alleinseligmachenden Katholicismus abzweckt. Die „schneidend kluge" Frau verfolgt mit scharfen Blicken die confessionellen Zustände Deutschlands und zeichnet alle Wege vor, die zum Ziele führen können. Wie Mundt bemerkt, soll es ihrem Einflusse bei dem genannten Beckx zuzuschreiben sein, daß Deutschland überhaupt mit besonderem Eifer zum Ziele der römischen Bekehrungsversuche ausersehen wurde.

Zur Litteratur des Volkslieds.

k. Aus Turin kam uns vor einiger Zeit eine kleine, aber gehaltreiche Sammlung piemontesischer Volkslieder (Canzoni popolari del Piemonte) zu, die erst in der dortigen wissenschaftlichen Zeitschrift: Rivista Contemporanea mitgetheilt und dann in einem besonderen Abdruck nochmals erschienen waren. Es sind theils historische Volkslieder (Canzoni storiche), theils romantische (romanzesche), und von einer jeden Gattung werden drei mitgetheilt. Der italienische Gelehrte, dem wir diese Sammlung verdanken, Costantino Nigra in Turin, hat die Volkslieder nicht nur mit historischen Einleitungen versehen, welche über die geschichtliche Grundlage der Canzoni storiche Licht verbreiten, sondern sie zugleich theilweise einer ästhetisch-philosophischen Kritik unterworfen, und er hat dabei auch nicht unterlassen, über die Zeit des Ursprungs der Volkslieder und über den Ort ihrer Entstehung Untersuchungen anzustellen und seine Meinung auszusprechen. Die Volkslieder sind zum Theil sehr alt und reichen bis ins sechste Jahrhundert hinauf, aber sie werden noch heute in verschiedenen Weisen vom Volke gesungen, die der Herausgeber auch mittheilt, und wozu er, da die einzelnen Lesarten in einem für den Fremden unzugänglichen und unverständlichen Volksdialekte gedichtet sind, eine gemeinverständliche italienische Uebersetzung beifügt. Auch an sprachlicher Kritik läßt es der Herausgeber nicht fehlen, und er ist überhaupt in allen einzelnen Beziehungen eifrig und gewissenhaft bemüht, ebenso historisch, wie sprachlich und ästhetisch das innige Verständniß der einzelnen Volkslieder zu vermitteln. Wie klein auch die Sammlung dieser piemontesischen Volkslieder ist, so muß sie doch als ein interessanter und werthvoller Beitrag zur Litteratur des Volkslieds, namentlich des italienischen und besonders in der geschichtlichen Gattung gelten und dem Freunde der Volkspoesie willkommen sein.

Neuigkeiten der Leipziger Bühne.

s. Im Leipziger Stadttheater begann das Winterabonnement mit einer Aufführung des nur höchst selten, und hier noch nie gegebenen Shakespeare'schen „Wintermärchens". Franz Dingelstedt hat dies wahrscheinlich letzte Stück des großen englischen Nationaldichters einer neuen, möglichst zeitgemäßen Bearbeitung unterzogen, welche mit begleitender Musik von Flotow nächstens in Weimar und anderwärts gegeben werden soll, wogegen Hr. Director Wirsing bei uns noch auf die ältere Tieck'sche Bühneneinrichtung zurückgegangen war. Man muß sagen, daß auch darin sehr verständig und frei verfahren ist; trotz des Anpassens und Modernisirens scheint es aber doch nicht möglich, für das Stück jetzt noch ein wärmeres Interesse und gehobenere Theilnahme hervorzurufen. Es ist den Begriffen unserer Zeit und ihren Anschauungen von Kunst bereits mehr entwachsen, als irgend ein anderes Erzeugniß Shakespeare'scher Poesie, und selbst der kurz vorher entstandene „Sturm" mit den wunderlichen, grotesken Figuren eines Caliban, Trinculo u. A. bringt doch noch tiefer in das Verständniß und Bewußtsein der Gegenwart, als dies „Wintermärchen", das freilich schon in seinem Titel die Andeutung von dem dem realen Gebiete fernliegenden Charakter des Stücks enthält. Die Quelle Shakespeare's für dasselbe war Greene's Erzählung „Dorastus und Faunia", und zwar that der Dichter damit, was er mit allen schlechten Quellen that, d. h. er tilgte mancherlei Trivialitäten und Unzartheiten im Inhalt wie in der Form, allein in eine ihrem innersten Wesen nach doppelte Handlung die rechte Einheit zu bringen oder alles Unmotivirte aus Ereignissen und Charakteren zu entfernen, war mit keiner Kunst möglich. „Shakespeare faßte — wie Gervinus sagt — die Aufgabe daher diesmal ganz am entgegengesetzten Ende an." Er bildete das Wunderliche und Wunderbare in dem gegebenen Gegenstand noch mehr aus, sah von den Bedingungen des Wirklichen und Wahrscheinlichen mehr ab und ging mit Zeit, Ort und Verhältnissen auf das ungezwungenste um. Indem er Trauer- und Lustspiel, wenn nicht innerlich, so doch äußerlich auf geistreiche Weise zusammenfügte und die Wirkung des Einen mit der des Anderen aufhob, bereicherte er nach dem Ausspruche des genannten Erklärers die Bühne mit einem „Tragico-comico-pastorale, einer Zusammensetzung, die sogar der gute Polonius nicht gekannt hat." Wer mit kritischem Bewußtsein und speciellerem Verständniß Shakespeare's an dies „Wintermärchen" herantritt, wird es als Curiosität gelten lassen, umsomehr da der große Dichter auch in so übermüthigem Spiele nirgends seinen psychologischen Tiefsinn, den Reichthum seiner Menschenkenntniß, den poetischen Zug in seiner Natur und die Schönheit seiner Bilder und Gleichnisse verleugnet. Der Masse des Publicums aber bleibt solch ein Stück immerhin ein Monstrum, ein Mirakel, für das ihm der Geschmack und jede innere Verwandtschaft fehlt. Diese Vermischung aller möglichen Sitten und Gebräuche, und Zeiten und Länder muß dem schlichten Verstande des Volkes nothwendig als Barbarei, als Kunstlosigkeit der schlimmsten Art erscheinen. Was ist zu einem Dichter zu sagen, der russische Kaiser und das delphische Orakel und Giulio Romano, der Ritterthum und Heidenthum, alten Religionscultus und christliche Pfingstpastorale nebeneinander stellt, der ein Schiff an der Seeküste von Böhmen scheitern läßt, der von einer Insel Delphos redet, der den Prinz Florizel, welchen wir soeben in Schäferkleidern sahen, plötzlich in derselben Scene mit Autolycus Hofkleider tauschen läßt u. s. w.? Mit einem Worte: wir begreifen, warum das „Wintermärchen" bei seiner ersten Aufführung im Leipziger Theater vor den Augen des Publicums keine Gnade fand, warum sich für die Bemühungen

der Schauspieler keine Hand zum Beifall regte und warum das Stück jedenfalls gänzlich Fiasco gemacht hätte, wäre nicht zum Schluß noch das lebende Bild der todt geglaubten Hermione von der Regie so geschickt und künstlerisch gestellt gewesen, daß es einen wahrhaft malerischen Effect machte und die gesunkene Theilnahme der Zuschauer noch zuguterletzt einmal in höheren Schwung versetzte. Gespielt wurde ziemlich zufriedenstellend, wenigstens im Einzelnen, während das Ensemble manches zu wünschen übrig ließ. Herr Köckert, der die Hauptrolle des eifersüchtigen Königs gab, erschien stellenweise zu starr und unbeweglich, ohne die rechte Energie des Charakters; erst zum Schluß kam in seine Leistung erhöhtes Leben und Innigkeit. Herr Kühns vermochte dem Polyxenos nicht die nöthige Repräsentation und Würde zu geben, und Fräulein Ungar war nun gar eine unsagbar steife, frostige und oberflächliche Perdita, ohne einen Hauch Shakespeare'scher Poesie und der lieblichen Naivität des Originals. Dem stets etwas derben Wesen des Fräulein Huber sagten in der Rolle Paulinens nur die derben, komischen Stellen zu, nicht aber die mehr tragischen, schwunghaften, wogegen Frau Wohlstadt als Hermione einen niegeahnten Aufflug ins pathetische Gebiet nahm. So lebendig und seelenvoll spielte die prädestinirte Salondame noch nie im Drama. Das Beste am ganzen Abend leisteten die Vertreter der clownartigen Partien, Dessoir als Spitzbube, Czaschke als alter Schäfer und Werner als dessen Sohn. Letzterer, ein junger Anfänger der Kunst, scheint für Naturburschenrollen der Art besonders befähigt.

Seit langer Zeit hat auf der Leipziger Bühne keine neue Oper einen so guten Erfolg gehabt, als „Santa Chiara", die bekannteste von den fünf Tonschöpfungen des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha. Frau Charlotte Birch-Pfeiffer lieferte ihm hierfür einen zwar nicht sehr kunstvollen oder poetischen, aber doch leidlich geschickten und vernünftigen, zu dramatischer Behandlung nicht ungeeigneten Text aus der russischen Hofchronik. Strafbare Liebe und Eifersucht bilden die Haupthebel des etwas grausamen, aber nicht ganz der tieferen Tragik entbehrenden Inhalts, für welchen die über das Maß des Dilettantismus in der That weit hinausgehende Begabung des fürstlichen Componisten eine ebenso effectvolle als gefällige musikalische Form gefunden hat. Der Styl seiner Oper ist im Allgemeinen der modern französische, zugleich sich an italienische und deutsche Muster anlehnende, wie ihn Meyerbeer zu einer technischen Vollkommenheit sonder Gleichen auszubilden verstand. Genie im eigentlichen Sinne des Wortes möchten wir dem edlen Herzog in seiner künstlerischen Thätigkeit zwar nicht zugestehen, aber es ist auch keineswegs blos etwas Angelerntes, durch musikalische Bildung Entstandenes, was er uns zu Gehör bringt; er besitzt ein ursprüngliches Talent, das, ohne gerade aus den tiefsten Tiefen der Tonwelt schöpfen zu können, doch ganz gewiß bei weitem origineller und weniger oberflächlich producirt, als z. B. der ungefähr im gleichen Styl componirende Friedrich v. Flotow u. A. Dabei haben wir immer das Bewußtsein gehabt, daß die tragische Oper noch nicht einmal der rechte Bereich seines Talentes sein dürfte, d. h. daß er in der komischen Oper, der sogenannten leichten Spieloper vielleicht noch Bedeutenderes leisten könnte. — In der Darstellung der von Herrn Director Wirsing würdig ausgestatteten Novität zeichnete sich vor Allen Fräulein v. Ehrenberg als Charlotta Christina aus, daneben Herr Friedrich Young, dem die Partie des St. Auban gerade ganz gerecht liegt.

„Die Verlobung bei der Laterne" war die erste von den Offenbach'schen Operetten, die hier zur Aufführung gelangte, und trotz des höchst trivialen, stellenweise sehr unfeinen Textes durch die glänzende Laune und den liebenswürdigen Humor ihrer Musik uns aufs beste zu amusiren wußte. Das kleine, kaum eine halbe Stunde währende Stückchen enthält ein Trinkterzett von geradezu zündender Wirkung, sowie ein Zankduett, von welchem das berühmte Auber'sche im „Maurer und Schlosser" noch in Schatten gestellt wird. Frau Günther-Bachmann und Fräulein v. Ehrenberg trugen dasselbe in effectvoller, nahezu ausgelassener Weise vor. Die männliche Partie repräsentirte Herr Bernard nur im Gesange befriedigend, während die allzugroße Derbheit seines Spiels diese gute Wirkung nothwendig beeinträchtigen mußte. Für eine hübsche Einlage, die Hentschel'sche Composition eines seelenvollen Reinick'schen Frühlingsliedes, fand Fräulein Jenke den rechten Ton der Empfindung.

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Die erste der durch Professor Hegel in Erlangen unter Aegide der Münchener historischen Commission besorgten Städtechroniken wird die Nürnberger sein; und zwar ist dieser Ausgabe die in der Bibliothek des germanischen Museums befindliche älteste Handschrift von Ulman Stromer zu Grunde gelegt. Aus dem 14. Jahrhundert stammend, war dieselbe anfänglich zwar nur Privatarbeit, d. h. nur für die Familie des Verfassers berechnet, sie wurde später aber Grundlage aller in Unzahl nachfolgenden Nürnberger Stadtchroniken.

Unter der Presse befindet sich für Schindlers Verlag in Berlin: „Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker. Eine Darstellung von Dr. Wilhelm Mannhardt." Die vaterländische Mythologie, deren Ergebnisse bereits in die mannichfachsten Disciplinen der historischen Wissenschaften, wie in das praktische Leben einzugreifen beginnen, genießt im Volke noch lange nicht die verdiente Beachtung. Aus Mangel einer allgemein verständlichen, populär gehaltenen und doch auf gelehrter Basis ruhenden Darstellung blieb sie bisher nur Eigenthum der Germanisten, und würde es daher sehr dankenswerth sein, wenn das angekündigte Werk die erwähnte fühlbare Lücke endlich ausfüllen könnte. Der erste Theil des Mannhardt'schen Buches, welches auch mit vielen Holzschnitten geziert sein wird, soll die Götter und Göttinnen des deutschen Alterthums, sowie der zweite Theil die übrigen mythischen Gestalten der Gnomen, Zwerge, Nixen, Walkyren, Schwanenjungfrauen u. s. w. umfassen.

Die Litteratur der Uebersetzungen aus dem Orientalischen ist wieder um zwei werthvolle Bücher vermehrt worden, indem Theodor Benfey unter dem Titel „Pantschatantra" fünf Bücher indischer Märchen, Fabeln und Erzählungen in Uebersetzungen aus dem Sanskrit gab, und Heinrich Jäde in einem Buche „Aus dem Morgenlande" uns zum ersten Mal mit den an den Ufern des Ganges gesammelten Thiernovellen nach Bidpai bekannt machte. Illustrationen zu letzterem Werke lieferte der Leipziger Leutemann.

August Spieß wird, wie früher schon Goethe's, nun auch „Schillers Leben und Dichtungen im Zusammenhange" darstellen. Nach den neuesten Vorgängen Scherrs, Palleske's u. A. sieht man allerdings nicht recht ein, was diese steten Wiederholungen der Biographien und Charakteristiken unserer zwei großen Dichter noch für Nutzen stiften sollen, besonders da in dem betreffenden Falle sich keine gerade sehr begabte Feder damit befaßt hat. — Mehr Sinn hat gegenüber den doch mehr für die Gebildeten berechneten Arbeiten Scherrs, Palleske's u. A. die mit Bezug auf das hundertjährige Jubiläum unternommene Darstellung von Schillers Leben von einem populären Standpunkte aus. So erzählte dasselbe in einem jüngst erschienenen Büchelchen Julius Merz in Nürnberg „dem deutschen Volke" und Ferdinand Schmidt „der deutschen Jugend".

Heinrich Düntzer wird als Festgabe zum 10. November einen Commentar zum Schiller-Goethe'schen Briefwechsel bringen, ebenso wie Herrmann Marggraff, als Einleitung zu einer neuen Ausgabe der Correspondenz zwischen Schiller und Körner, den „Freundschaftsbund" beider bereits in

einer eigenen, mit Wärme und Verständniß geschriebenen Broschüre schilderte. — Von der Cotta'schen Handlung erfährt man außerdem, daß der längst gehegte Plan zur kritischen Herstellung des Textes in Schillers Werken gleich nach dem bevorstehenden Jubiläum wieder aufgenommen und mit Benutzung der für dasselbe in so reichem Maße verheißenen Litteratur baldmöglichst zur Ausführung gebracht werden soll.

Unter den speciell für das weibliche Geschlecht berechneten Handbüchern der deutschen Litteraturgeschichte nahm Chr. Osers „Geschichte der deutschen Poesie" schon seit einer Reihe von Jahren einen der obersten Plätze ein. Um so wünschenswerther erschien eine zweite, bis auf die neueste Zeit fortgeführte Auflage und Bearbeitung des Werkes im Sinne des gestorbenen Verfassers. Die Verlagshandlung von Brandstetter hat dieselbe dem Director J. W. Schäfer in Bremen, bekannt durch sein „Leben Goethe's", anvertraut und damit wohl eine allgemein zu billigende Wahl getroffen. Die Ausstattung des Werkes in seiner neuen Gestalt ist sehr geschmackvoll, und zur Zierde dienen demselben die nach Rietschels Denkmal in Weimar photographirten und vortrefflich gestochenen Porträts von Goethe und Schiller. Das Ganze ist durchaus geeignet, als Festgeschenk für Frauen und Jungfrauen Verbreitung zu finden.

Aus dem Gebiete der Novellistik erwähnen wir bis zu näherer Besprechung vorerst nur kurz die soeben erschienenen Skizzen von Roderich Benedix: „Auseinander" — eine Reihe Geschichten aus der Welt des Herzens, deren Lecture sich besonders für junge Frauen und Mädchen eignen dürfte. Außer diesem Buche hat der jetzt wieder ganz der Schriftstellerei angehörige fleißige Verfasser auch noch ein neues Schauspiel „Die Stiefmutter", sowie ein theoretisches Werk in drei Bänden über den „mündlichen Vortrag" vollendet.

Temme, der Verfasser der „neuen Zeitbilder", fährt mit einer Art Hartnäckigkeit fort, sein Publicum mit Criminalgeschichten zu beschenken, deren Genre doch niemals dem feinsten und geläutertsten Geschmacke Genüge leisten kann. Sein neuestes Werk nennt sich „Vergessene Geschichten. Aus dem Actenstoße eines alten Juristen" und enthält folgende drei Erzählungen: „An der russischen Grenze", „Eine Hochzeitseinladung" und „Alte Erinnerungen".

Im November soll die dritte Sammlung der Paul Heyse'schen „Novellen" erscheinen, bestehend aus den vier schon aus Zeitschriften bekannten Stücken: „Die Einsame", „Anfang und Ende", „Maria Franziska" und „Das Bild der Mutter". Paul Heyse ist der Tieck unserer Zeit, was kunstvolle Form und feine, minutiöse Ausarbeitung der Novelle anlangt. Weder als Lyriker, noch als Dramendichter, noch als Epiker leistete er bisher so Schönes, wie als Novellist, und die Erzählungen der neuen Sammlung stehen den früheren an Werth und Bedeutung um nichts nach.

Auch Theodor Storm wird sich mit vier neuen Novellen unter dem Titel „In der Sommer-Mondnacht" vor der Oeffentlichkeit einstellen, die sich nach ihrem Inhalt den bekannten Dichtungen des Verfassers, „Immensee", „Ein grünes Blatt", „Im Sonnenschein" u. s. w. anschließen sollen. Storm hatte das Glück, sich durch eine gewisse Innigkeit und seelische Tiefe seiner Erzählungsweise schnell ein ziemlich großes Publicum zu erwerben, dem die Nachricht von einem neuen Werke seiner Feder gewiß willkommen sein wird.

„La grande Italienne" — der von uns früher angekündigte Roman Amédée Renée's, vormaligen Redacteurs des officiösen „Constitutionnel", ist nunmehr erschienen und wird in Paris um so eifriger gelesen, als er gleichsam unter dem Schutze und auf Anregung des Kaisers Napoleon geschrieben wurde. Seine Heldin ist Markgräfin Mathilde von Toscana († 1115), die Freundin Gregors VII., deren große Erbschaft Gegenstand eines berühmten Streites zwischen Päpsten, Hohenstaufen und Welfen wurde. „Ihr Leben" — heißt es im Buche selber — „gab Anstoß zu Italiens ewigem Kampfe gegen die deutsche Herrschaft, die das Unglück beider Länder war" — und man kann sich also leicht erklären, warum den Kaiser Napoleon gerade das Leben dieser Frau so warm interessirt. Der Roman ist glatt und nicht ohne Geschick mit rhetorischem und romanhaftem Beiwerk geschrieben, wie alles von Renée, und als Titelvignette ziert denselben das Porträt Mathildens, nach einem alten Miniaturbild von Prinzessin Mathilde, des Kaisers Cousine, ausgeführt.

Ein sehr interessantes und nützliches Werk ist das in Newyork erschienene: „The Telegraph Manuel. By Jul. P. Shaffner". Es enthält dasselbe eine vollständige Geschichte der Telegraphie aller Theile der Erde und umfaßt — unter Erläuterung durch 625 Holzschnitte und Beifügung von 10 Porträts in Stahlstich — das ganze Gebiet der telegraphischen Technik mit allen bis auf die Gegenwart geschehenen Fortschritten, Verbesserungen, allen existirenden Apparaten u. s. w.

Fernan Caballero, ein pseudonymer spanischer Autor, dessen Novellen jetzt in zwei deutschen Uebersetzungen erscheinen, soll nach einer Notiz der „neuen preußischen Zeitung" weiblichen Geschlechts, und zwar auch sogar halb deutschen Ursprungs sein. Die unter diesem Namen schriftstellernde Dame hatte, wie es a. a. O. heißt, den Hamburger Böhl von Faber, berühmten Herausgeber der „Floresta" und andrer Sammlungen der althispanischen Poesien, zum Vater. Er war ein Schüler Campe's, kam aber noch in jungen Jahren als Theilnehmer eines von seinem Oheim begründeten Geschäfts nach dem südlichen Spanien, wo er sich mit einer Eingeborenen des Landes vermählte. Später lebte er mit seinen Kindern wieder am Schweriner See, doch beschloß er seine Tage in der Heimath seiner Gattin. Fernan Caballero wäre derselben Nachricht zufolge schon zweimal verwittwet. Im Widerspruch hiermit steht eine Erklärung der Buchhandlung Max u. Comp. in Breslau, die eine Antwort Caballero's auf eine an ihn gerichtete Zuschrift mittheilt, worin es heißt: „Sie haben Unrecht gethan, indem Sie den mancherlei über mich verbreiteten Nachrichten Glauben schenkten. Ich bin nicht die Person, für die Sie mich zu halten scheinen; ich bin Don Fernan Caballero — dies ist mein Name." Der Uebersetzer der Max'schen Ausgabe, die mit dem Roman „Clementia" anfängt, ist Dr. Aug. Geyder. Die zweite deutsche Ausgabe erscheint bei G. Westermann in Braunschweig von L. G. Lemcke. Der erste Theil enthält „die Möve". Außerdem kündigt noch F. A. Brockhaus einen Abdruck des Originals an, als ersten Band einer Sammlung spanischer Classiker.

Bildende Kunst.

Am 16. October fand in Freiburg an der Unstrut die Enthüllung des Grabdenkmals für den alten Turnvater Jahn statt. Auf einem Sockel von polirtem rothen Granit erhebt sich in Bronzeguß die von Johannes Schilling in Dresden modellirte kolossale Büste des Verstorbenen, ausgeführt nach dem bekannten Bilde mit dem langen weißen Barte und dem umgeschlagenen Hemdkragen, während auf dem Piedestal einige einfache Worte an den patriotischen Mann erinnern.

Auch die Begräbnißstätte des vor einigen Jahren in Nonnenhorn verblichenen württembergischen Hofkapellmeisters Peter von Lindpaintner auf der idyllisch gelegenen Halbinsel Wasserburg bei Lindau ziert seit kurzer Zeit ein von Freunden dem Andenken des verdienten Componisten gesetztes Epitaph, in dessen Nische sich die Büste des Genannten befindet.

In Danzig soll dem dort gebornen Astronom Hevelius ein Denkmal gesetzt werden, dessen Ausführung der Bildhauer Freitag übernommen hat. — Das Monument für Wedgewood, den „Töpferwaarenerfinder", fertigt der Engländer Davis, der sich schon durch mehrere treffliche Sculpturwerke einen sehr geachteten Namen erworben hat.

Stadtrath Lampe in Leipzig hat dem städtischen Museum daselbst seine werthvolle Kupferstichsammlung zum Geschenk gemacht, und soll dieselbe in historischer Folge, gleichsam wie zur Verbildlichung des geschichtlichen Entwickelungsganges der Malerei aufgestellt werden.

Mit dem Erscheinen der fünften bis achten Lieferung der Engelbert Seibertz'schen Illustrationen zu Goethe's Faust liegt das Werk nunmehr vollendet vor uns da. Die letzten Zeichnungen aus dem zweiten Theile des Drama's zeigen „Faust im Alter auf dem Gipfelpunkte seines Wirkens", „Faust vom Hauche der Sorge erblindend", „Faust's Tod", den „Kampf der Engel und Teufel um Faust's Unsterbliches", sowie endlich die „Verklärung".

In der Frankfurter „Didascalia" lasen wir neulich einen kurzen Artikel, worin darauf aufmerksam gemacht wurde, daß schon sechs Jahre, bevor der Franzose Daguerre die nach ihm benannte Erfindung machte, d. h. bereits 1833, der Pfarrer Hoffmeister in Klein-Schmalkalden in einem Aufsatz „die Heliographie oder die Sonne als Kupferstecher" (s. d. „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen") ganz dieselben Grundsätze in Bezug auf Anwendung des Sonnenlichts für bildliche Zwecke entwickelt habe.

Ein wichtiges Unternehmen annoncirt soeben die Rudolph Weigel'sche Handlung in Leipzig. Binnen kurzem gelangt nämlich in deren Verlage zur Versendung „le Peintre-Graveur par I. D. Passavant." Das Passavant'sche Werk ist die Frucht zwanzigjähriger Forschungen und setzt sich das Ziel, eine Geschichte der graphischen Künste des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts in Deutschland, Frankreich und Italien zu geben, sowie gleichzeitig einen beschreibenden und mit geringen Ausnahmen nur aus Autopsie hervorgegangenen Katalog der erhaltenen graphischen Werke jenes für die Kunst so wichtigen Zeitabschnittes damit zu verbinden. Das Ganze ist auf sechs Bände berechnet und soll eine Ergänzung und Fortführung des bekannten Buches von Adam Bartsch über den nämlichen Gegenstand sein.

Madame O'Connell, jetzt wohl eine der bedeutendsten flamändischen Malerinnen, ist von Brüssel nach Paris übergesiedelt, um dort eine Kunstakademie für das weibliche Geschlecht zu begründen. Die Dame hat übrigens deutsche Abstammung, indem ihr Vater der vor einigen Jahren verstorbene Erfinder der Dampfchocoladenmaschine, Miethe in Potsdam, war. Im verflossenen Sommer bereitete ihr die Jury des Pariser Salons großes Aergerniß durch Abweisung eines ihrer Bilder, an dem man nicht die Malerei, sondern die Indecenz des Stoffes tadelte. Man sah darauf eine Eva, die sich in üppigen Träumen zu wiegen schien.

Theater und Musik.

Das Dresdener Hoftheater brachte das neue Original-Volksschauspiel von Charlotte Birchpfeiffer: „Der Leiermann und sein Pflegekind," ein Stück, das allerdings besser einem zweiten Theater überlassen bliebe, wo Theater zweiten Ranges in ausreichender Beschaffenheit vorhanden sind. In Berlin wurde das Stück auf Wallners Bühne gespielt, nicht mit gehofftem Erfolg, obschon sich Berlin nicht einbilden darf, an Herrn Kalisch einen bessern deutschen Volksschauspieldichter zu besitzen. Die Figur des Berliner Oberbäckergesellen im Stück hat sicherlich an der Spree herausfordernd und empfindlich gewirkt, und doch ist just diese Figur mit ihrer Contrastirung zum Oesterreicher, ebenfalls Bäckergesellen im Stück, eine höchst ergötzliche. Nehmen wir dazu die Gestalt eines Auswanderers mit seiner Familie aus Meißen, während die Handlung mit der prächtig gezeichneten Figur der Bäckermeisterin nebst ihrem Neffen, einem Matrosen, auf Hamburger Boden spielt, so sind von deutschen Mundarten und Provinzialcharakteren wenigstens vier sehr glücklich vertreten. Auf diesem Gebiet der gemüthlichen Satyre unserer vielgespaltenen Volksthümlichkeit in der Handwerkersphäre sollte die deutsche Komödie sich öfters bewegen; Angely's Fest der Handwerker war seiner Zeit nur ein geringer und allzu trivialer Anfang dazu. Daß die deutschen Provinzialmenschen es übel nehmen, sich in ihren Localschwächen und Localtugenden bespiegelt zu sehen, darf unsern Komus nicht abhalten auf diesem Boden sich anzubauen. Das Stück der Frau Birch bietet hierin sehr Ergötzliches, eine ganze Reihe anspruchlos gemüthlicher Scenen, während die Exposition mit der sentimentalen Neigung eines jungen Mädchens zu einem alten Trunkenbold, der an sich mit seinem Kampf zwischen Spiritus und Wasser sehr komische Momente hat, allzuviel trockene Misère und nassen Jammer entwickelt.

An der Feier des Schillerjubiläums in München, für welche Bodenstedt und Schmid Festspiele schreiben, wird auch eine Veteranin deutscher Schauspielkunst, die hochbetagte Sophie Schröder, Antheil nehmen, welche bereits noch zu Lebzeiten des großen Dichters auf der Bühne thätig war. Persönlich nahe trat sie ihm zwar niemals, doch schuf sie seit 1801 noch in Hamburg ihre Amalie in den „Räubern", Luise in „Kabale und Liebe", Beatrice in der „Braut von Messina", Jeanne d'Arc und Turandot, sowie dann in Wien ihre Maria Stuart, und ferner auch die Elisabeth in demselben Drama, die seitdem nie wieder so groß gesehene Lady Macbeth in der Schiller'schen Bearbeitung, die Lady Milford, die Isabella in der „Braut" und ebenso auch verschiedene episodische Gestalten, wie die Agnes Sorel, die Gräfin Terzky, Julia Imperiali in „Fiesko" und Armgart in „Tell". Keine deutsche Künstlerin dürfte, wie Sophie Schröder, fast die ganze Gallerie Schiller'scher Frauengestalten nach einander auf der Bühne verkörpert haben.

Als erstes Resultat des neuen Sparsystems an den kaiserlichen Theatern zu Wien ist die Pensionirung verschiedener Mitglieder der Hofburg zu betrachten. Mit besonderer Theilnahme sah das Wiener Publicum Herrn Friedrich Wagner aus den Reihen des Personals scheiden, der durch Holbein im Januar 1845 demselben eingereiht worden war. Er war ein Sohn des sogenannten „alten Wagner", der für das Hofburgtheater in früherer Zeit den Typus der alten Diener abgab, ein Rollenfach, das jetzt durch Herrn Paulmann, den Vater des Fräulein Leontine Paulmann in Leipzig, besetzt ist. Friedrich Wagner war durch seine Mittel und Person vor Allen zu derbheiteren, ehrlichen, lebensfrohen Lustspielcharakteren prädestinirt, und mußten deshalb Partien, wie der „Landwirth", wie Waffenberg im „Lügen", Rosen in der „geistigen Liebe" ꝛc. für seine Glanzleistungen gelten. Die Versuche, ihn im Drama, z. B. als Mortimer oder Ferdinand in „Kabale und Liebe" zu beschäftigen, mißglückten dagegen.

Am 13. October feierte in Stuttgart der alte würdige Maurer sein fünfzigjähriges Bühnenjubiläum mit einem ihm vom König bewilligten Benefize, für das er sich ein Stück seines Lehrers Iffland, „die Advocaten", gewählt hatte. Er erschien darin als Zimmermeister Klarenbach, eine Rolle, die der schlichten Einfachheit und ergreifenden Naturwahrheit seines Spieles vollständig sich zu entfalten Gelegenheit gab. Maurer begann seine Wirksamkeit auf den Brettern in Berlin unter Iffland und kam nach einem Decennium gerade aus Stuttgarter Hoftheater, deren Mitglied er ohne Unterbrechung vierzig Jahre lang gewesen ist. Zu den Glanzrollen des noch immer sehr rüstigen Greises gehören vor allen der Wachtmeister in „Minna von Barnhelm", Oranien in „Egmont", Kent in „Lear", der Oberförster in den „Jägern", sowie aus neueren Stücken Tannenhof in „Mathilde", Brömser im „Lustspiel" u. v. a.

Friederike Goßmann hat ihr Gastspiel am Berliner Hoftheater unterbrochen, um auf erhaltene hohe Einladung nach Breslau zu reisen und da während der Anwesenheit des Kaisers von Rußland und des Prinz-Regenten von Preußen in einigen ihrer Glanzrollen aufzutreten. In Berlin erregte sie einen Enthusiasmus, der in seiner Stärke und Dauerhaftigkeit bei dem skeptischen und gern kritisch mäkelnden dortigen Publicum eine

ganz ungewöhnliche Erscheinung war. Die Blätter der Hauptstadt füllen schon seit mehreren Wochen ihre Feuilletons fast einzig mit Berichten über das Gastspiel der jungen Künstlerin.

Von neuen Stücken auf der deutschen Bühne ist außer den in früheren Nummern schon erwähnten nichts zu hören. Nur von einigen Bearbeitungen bekannter Romane spricht man, insofern ein Wiener Schriftsteller Holtei's „Vagabunden" und Frau Birch-Pfeiffer Freytags „Soll und Haben" zu dramatisiren gedenkt. — In den Pariser Theatern erwartet man, wie von Granier de Cassagnac, so auch noch von einem anderen in neuester Zeit vielgenannten politischen Schriftsteller ein fünfartiges Lustspiel. Der Autor desselben wird nämlich **Edmond About**, Verfasser der Broschüre „la question romaine", sein.

Mit dem diesjährigen zweiten Gewandhausconcerte in Leipzig, dessen mit Enthusiasmus begrüßte Primadonna Frau Jenny Bürde-Ney aus Dresden war, verband sich eine gemüthliche, sinnvolle Feierlichkeit. Man sah das Pult **Moritz Klengels**, des alten würdigen Führers der zweiten Geigen, mit Lorbeer umwunden, wodurch der Tag, an welchem der Genannte vor fünfzig Jahren Mitglied der Kapelle geworden war, auf die ehrenvollste Weise bezeichnet wurde. In der Pause ließen dem rüstigen Jubilar seine Collegen durch Herrn Musikdirector Rietz einen silbernen Pokal überreichen.

Die letzte öffentliche Aufführung des Riedel'schen Gesangvereins in Leipzig fand am 23. October in der Thomaskirche statt und hatte wieder ein äußerst zahlreiches, mit Theilnahme zuhörendes Publicum in den weiten Räumen versammelt. Der Glanzpunkt dieses höchst würdigen geistlichen Concerts waren die sieben Worte des Erlösers von Heinrich Schütze, kurfürstlich sächsischem Kapellmeister in Dresden, wo derselbe 1672 im 87. Jahre seines Lebens starb. Er war 1585 zu Köstritz im Voigtland geboren und hatte zum Lehrer den berühmten Giovanni Gabrieli in Venedig. Auch war er es, der bei seiner zweiten Rückkehr aus Italien das eben erfundene musikalische Drama nach Deutschland verpflanzte und die dadurch entstandenen freieren Formen und Ausdrucksmittel, z. B. Recitativ und Instrumentalbegleitung in deutscher Weise bedeutend fortbildete. Bei ihm findet sich zuerst das Oratorium in der Gestalt, wie wir es im Grunde noch heute besitzen. Das ungefähr 220—230 Jahre alte Oratorium „die sieben Worte" — jetzt nur noch höchst selten zu Gehör gebracht, — dürfte in diesem Sinne der Zeit nach als das erste deutsche zu betrachten sein. Die übrigen Nummern des Concerts bestanden aus einer Motette von Palestrina, einer Missa von Benedetto Marrello aus der venetianischen Schule, dem bekannten Passionsliede des Hamburgers J. W. Franck (aus dem Jahr 1687) und der Bach'schen Motette „Jesus meine Freude".

Frankreich verlor dieser Tage eine seiner weiblichen Berühmtheiten, die früher als Schauspielerin und zuletzt als Schriftstellerin ziemlich renommirte Frau **Roger de Beauvais**, geb. Léocadie Doze, die zu Paris im sechsunddreißigsten Jahre verstarb. In litterarischer Hinsicht machte sich dieselbe vor allem durch ihr vielgelesenes Buch „Confidences et causeries de Mlle. Mars" bekannt; außerdem existiren von ihr auch mancherlei dramatische Arbeiten, z. B. unter dem Titel: „L'un et l'autre", „L'amour à la Maréchal" und „Au coin du feu".

Das projectirte neue Opernhaus in Paris soll noch größer werden als das San Carlotheater in Neapel oder die Mailänder Scala, und während das jetzige in der Rue Lepelletier höchstens nur 7500 Francs abendlich einträgt, würde sich die Einnahme des neuen Kunsttempels bei zahlreich besuchten Vorstellungen leicht auf die doppelte Summe belaufen können. Für den Bau hat Staat und Stadt je fünf Millionen bewilligt, unter der Bedingung, daß zu seiner Vollführung keine längere Zeit als die von achtzehn Monaten beansprucht werden soll.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 46. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 12. November.

Inhalt.

Aus dem Leben eines Taschenspielers.

Im ersten Jahrzehend dieses Jahrhunderts wurde ein Uhrmacher in der alten Stadt Blois durch die Geburt eines Sohnes und Erben erfreut, der von Kindheit auf die außerordentlichsten mechanischen Fähigkeiten zeigte. Während andere Knaben mit Soldaten und Pferden spielten, sehnte sich dieser nur nach Hammer und Feile. Kaum acht Jahre alt gebrauchte er nur Spielzeug, das er selbst erfunden und verfertigt hatte. Keine Wunden durch Ungeschick, keine Strafen konnten ihm den Aufenthalt in der Werkstatt seines Vaters verleiden. Mit Werkzeugen umzugehen oder einen Mechanismus auseinander zu nehmen war das Steckenpferd dieses Knaben, der im Verlauf der Jahre zu dem berühmten Taschenspieler Robert-Houdin heranwuchs, der gegenwärtig in Paris die Denkwürdigkeiten seines Lebens „als Gesandter, Schriftsteller und Taschenspieler" in zwei Bänden veröffentlicht hat.

Ein berühmter Taschenspieler zu werden, wird Vielen nicht als ein hohes Ziel erscheinen, und die Beschäftigung, nur darauf berechnet die Müßigen zu ergötzen, keine besonders beachtungswerthe. Houdin widmete sich aber seinem Berufe mit so vielem Künstler-Enthusiasmus, wendete so sehr die ganze Energie seines Geistes auf seine Ausbildung, daß dieses Taschenspielerleben reich an Lehren ist; denn es giebt uns ein redendes Beispiel von der siegreichen Kraft des menschlichen Geistes, mit der er, wenn er sich mit ganzer Seele seinem Ziele widmet, die schwierigsten Hindernisse zu überwinden versteht. Es ist auch ein Heldenkampf, wenn auch auf winzig kleiner Schaubühne: der unbeugsame Wille des Menschen im Ringen mit den Schwächen der eigenen Natur und den Schwierigkeiten, welche die Außenwelt jedem menschlichen Thun in den Weg legt.

Obgleich der Vater gegen die Begabung seines Sohnes als Mechaniker nicht blind blieb, wünschte er doch nicht, daß er Uhrmacher werde, sondern er sollte sich einem der gelehrten Berufe widmen und ward daher auf ein Gymnasium geschickt. Lateinisch und Griechisch aber hatte keinen Reiz für ihn; immer zog es ihn nach der Werkstatt zurück, und in der Ferienzeit beschäftigte er sich mit der Verfertigung von Schlingen und Mausefallen. Nachdem er mehrere Mäuse gefangen hatte, verwendete er ihre Mäusekraft zu mechanischen Zwecken. Unter Anderem hob er Wasser mittelst einer Pumpe, die fast ganz aus Federkielen verfertigt war und welche eine Maus, wie ein Pferd angeschirrt, in Bewegung setzen sollte. Aber ganz konnte sie nicht den Widerstand der Zapfenräder überwinden, und sie bedurfte dazu einiger Nachhülfe des Erfinders. Diesen befriedigte ein so unvollkommenes Resultat nicht und er sah sich nach einer stärkeren Kraft um. Wenn er nur eine Ratte hätte, wie schön würde dann seine Maschine arbeiten! Endlich gelingt es ihm eine Ratte zu fangen. Die Beine werden ihr mit einem Bindfaden festgebunden, und die Gefangene muß sich gefallen lassen, von dem frohlockenden jungen Mechaniker mit nach dem Schlafsaal genommen zu werden, wo Lehrer und Schüler in gesundem Schlummer liegen. Da auch der Knabe der Ruhe bedurfte, steckte er die Ratte — mit dem Kopfe zuerst — in einen seiner Schuhe, den Schuh in einen Strumpf und den Strumpf in die Beinkleider, während er den Bindfaden, mit dem die Beine der Ratte gefesselt waren, an die Bettpfoste band. Und nun zu Bett — und glückliche Träume! Der Morgen bricht an; die Knaben stehen auf; Houdin will sich anziehen und entdeckt zu seinem Schrecken, daß die Ratte, unzufrieden mit dem ihr angewiesenen provisorischen Gefängniß, sich durch Schuh, Strumpf und Beinkleider einen Ausweg genagt hat. Den Bindfaden hatte sie noch nicht zerbissen, und insofern war noch nicht Alles verloren. Was würden aber die Lehrer, die so wenig Sinn für von Rattenkräften bewegte Maschinen hatten, zu den beschädigten Kleidungsstücken sagen? — Er entschloß sich, Alles offen zu bekennen, und erhielt Verzeihung gegen das Versprechen, sich sofort den Studien zu widmen und die Mechanik aufzugeben. Er gab es mit blutendem Herzen, aber er hielt es und kam nach seinem Abgang vom Gymnasium zu einem Advocaten, um sich hinfort der juristischen Laufbahn zu widmen. Hier erwachte jedoch die alte Leidenschaft wieder, und er legte nur gar zu gern die Acten weg, um sich mit mechanischen Künsteleien zu beschäftigen, und der Zufall, der ihm ein viele Taschenspielerkunststücke lehrendes Buch in die Hand spielte, gab jetzt seiner Leidenschaft eine neue Richtung. Lassen wir

ihn diese Wendung seines Schicksals, welche seine spätere Lebenslaufbahn bestimmte, selbst erzählen.

„Ich verschlang voll Begierde jede Zeile des Zauberbuches; der Kopf glühte mir und manchmal erfüllten mich Gedanken der wonnigsten Art. Die Stunden schwanden dahin, und während meine Seele in phantastischen Träumen schwelgte, bemerkte ich nicht, daß mein Licht bis auf den letzten Stumpf ausgebrannt war. Wer kann meine Bestürzung begreifen, als es plötzlich verlöschte! Es war meine letzte Kerze, und der Mangel an einem Dreierlicht zwang mich, die herrlichen Regionen der Zauberwelt zu verlassen. In diesem Augenblicke hätte ich mein ganzes Vermögen für einen dürftigen Schimmer hingegeben. Ganz im Finstern war ich noch nicht; ein schwacher Strahl fiel aus einer nahen Straßenlaterne in mein Fenster; aber ob ich mir gleich alle mögliche Mühe gab, dabei zu lesen, so konnte ich doch kein einziges Wort entziffern und mußte mich zuletzt doch entschließen zu Bette zu gehen. Vergebens aber versuchte ich zu schlafen; die von dem Buche hervorgebrachte fieberhafte Aufregung machte dies ganz unmöglich. Ich konnte nicht länger im Bette bleiben und trat an das Fenster, wo ich neidische Blicke auf die Straßenlaterne warf. Zuerst entstand in mir der Entschluß, auf die Straße hinabzugehen und bei ihrem Lichte zu lesen, der aber alsbald von einem andern verdrängt wurde. In meiner Ungeduld ihn auszuführen, kleidete ich mich nicht erst an, sondern begnügte mich mit meinen Unterbeinkleidern und einem Paar Hausschuhen, nahm den Hut in die eine — eine Zange in die andere Hand und begab mich so auf die Straße hinunter. Dort angekommen ging ich sofort auf die Laterne zu; denn ich muß gestehen, daß meine Begier, auf der Stelle die Taschenspieler-Kunststücke, die ich gelernt hatte, in Anwendung zu bringen, so groß war, daß ich mit nichts Geringerem umging, als die Laterne, welche die Behörde zu größerer Sicherheit der Stadt aufgehängt hatte, verschwinden zu machen. Was der Hut und die Zange dabei zu thun hatten, ist leicht zu erklären: mit letzterer mußte der Kasten aufgebrochen werden, in welchem der die Laterne haltende Strick aufgewunden war, und der Hut mußte als Diebslaterne dienen, um das verrätherische Licht unsichtbar zu machen.

„Alles gelang vortrefflich; und ich wollte mich eben mit meiner Beute frohlockend entfernen, als ein elender Zwischenfall mich um die Frucht meiner Bemühungen zu bringen drohte. Kaum war ich in dem Besitz der Laterne, als alle meine Pläne durch das Erscheinen eines Bäckergesellen, der aus der Thür seines Ladens heraustrat, verwirrt wurden. Ich versteckte mich in einen Thorweg und wartete vollkommen regungslos, während ich mich bemühte den Schein der Laterne nicht sichtbar werden zu lassen, bis der Bäckergeselle wieder ging. Aber man denke sich meinen Schmerz und meinen Schreck, als er sich an die Thür lehnte und ruhig seine Pfeife zu schmauchen anfing! Meine Lage wurde ganz unerträglich; vor Kälte und der Furcht, entdeckt zu werden, klapperten mir die Zähne, und um meine Verzweiflung aufs Höchste zu steigern, fühlte ich, daß das Futter meines Hutes in Brand gerathen war. Zaudern durfte ich nicht; ohne Weiteres drückte ich die Laterne zusammen und löschte so das Feuer; aber es war ein schreckliches Opfer. Mein armer Hut — mein Sonntagshut! — war ganz durchräuchert, voller Oelflecken und zerdrückt. Und während ich alle diese Qualen erduldete, fuhr der Bäckergeselle fort, mit einer Ruhe und Behäbigkeit zu rauchen, die mich fast verrückt machten. Es war ganz klar, daß ich auf meinem Platze nicht bis Tages Anbruch bleiben konnte; aber wie sollte ich aus meiner kritischen Lage herauskommen? Den Bäcker zu bitten, mein Geheimniß zu bewahren, war nicht ohne Gefahr, während, wenn ich geradewegs nach Hause ging, ich gleich verrathen war; denn ich mußte unmittelbar an ihm vorübergehen, und er mußte mich auf der Stelle erkennen. Die einzige Rettung war, eine Nebenstraße hinabzugehen und einen Umweg zu machen, um nach Hause zu gelangen. So auf die Gefahr hin, Jemandem in meinem Badeanzuge zu begegnen, entschloß ich mich zu diesem Auswege und nahm daher ohne weiteres Besinnen Hut und Laterne unter den Arm; denn ich mußte die Beweise meines Verbrechens entfernen und schoß wie ein Pfeil davon. In meiner Angst glaubte ich, der Bäckergeselle verfolge mich; ich glaubte sogar seine Schritte hinter mir zu vernehmen und lief immer schneller und schneller, bald rechts bald links, und kam endlich nach einer Viertelstunde halbtodt vor Erschöpfung auf meiner Stube wieder an.“

Die Lectüre dieses Buches reizte Houdin's Phantasie zu eigner Thätigkeit. Er fing an, sich in den Elementen der Taschenspielerkunst zu üben. Ein Hühneraugen-Operateur lehrte ihn die Anfangsgründe, und sein eigner geduldiger Fleiß that das Uebrige. Er lernte allmählich zwei ganz verschiedene Handlungen zu gleicher Zeit zu verrichten — z. B. vier Kugeln abwechselnd in die Luft zu werfen und zu fangen und dabei in einem vor ihm liegenden Buche zu lesen. Auf diese Weise lernte er auch seine Studien neben seiner gewöhnlichen Tagesbeschäftigung fortsetzen. Damals trug man Ueberröcke mit tiefen Seitentaschen. Wenn Houdin's Hände nicht anders beschäftigt waren, steckte er sie in diese Taschen und übte sie mit Karten, Münzen und anderen Gegenständen. So waren selbst auf Geschäftsgängen seine Hände beschäftigt sich auszubilden, und während er beim Essen den Löffel mit der einen Hand hielt, lernte er mit der andern die Volte schlagen. Solche Hingebung an seine Kunst, die sich selbst durch Geschäftsgänge und durch die gemeine irdische Nothwendigkeit des Essens nicht im Fleiße stören ließ, belohnte sich auch durch rasche Fortschritte, welche noch gefördert wurden durch die zufällige Bekanntschaft, welche Houdin mit Torrini, einem damals in Frankreich Vorstellungen gebenden berühmten italienischen Taschenspieler, machte. Die Lebensgeschichte dieses Torrini, der an Houdin leidenschaftlichen Gefallen findet, weil der junge Taschenspielerdilettant einem Sohne sprechend ähnlich sieht, den Torrini aus Versehen erschossen, weil er die ächte Kugel in die Pistole geladen, ist mit großer Ausführlichkeit erzählt und ganz eine Novelle à la Dumas, durchaus nicht glaubwürdig aber sehr amüsant. Diesem Torrini leistet Houdin einige Zeit lang auf seinen Reisen Gesellschaft und tritt auch einmal für ihn auf. Doch widmete er sich noch nicht ganz der Taschenspielerlaufbahn, sondern begab sich nach Paris, um sich als Mechaniker zu vervollkommnen. Der Ruf, den er sich durch seine Ge-

schicklichkeit hier sehr bald erwarb, war Ursache, daß man ihm die berühmte Ente Vaucansons und Kempelens Schachspieler-Automaten zur Reparatur anvertraute. Die merkwürdigste Leistung der ersteren war bekanntlich, daß sie — außer daß sie alle gewöhnlichen Bewegungen einer Ente machte — auch fraß, trank und verdauete. Wie dies zuwege gebracht ward, hatte Houdin natürlich Gelegenheit gründlich zu untersuchen, und er belehrt uns, daß das Kunststück ebenso einfach als interessant gewesen sei. Ein mit in Wasser aufgeweichtem Samen gefülltes Gefäß wurde dem Vogel vorgesetzt. Die Bewegung des Schnabels zerquetschte das Futter und erleichterte das Verschwinden desselben durch eine unter der unteren Hälfte des Schnabels angebrachte Röhre. Die so hinuntergeschlungenen Samenkörner fielen in ein Kästchen, welches sich unter dem Magen des Vogels befand und alle drei bis vier Tage ausgeleert ward. Die Verdauung wurde folgendermaßen bewerkstelligt: grüngefärbte Brodkrume ward durch eine Kraftspritze herausgetrieben und sorgfältig auf einem silbernen Tellerchen als das Resultat einer künstlichen Nachahmung des Naturprocesses aufgefangen. Dies ward herumgereicht um bewundert zu werden, während der schlaue Taschenspieler sich über die Leichtgläubigkeit des Publicums ins Fäustchen lachte. Mit dem berühmten Schachspieler war es nicht besser. Die verwickelte Maschinerie, die man im vermeintlichen Innern desselben sah, und das geräuschvolle Aufziehen derselben dienten nur dazu, um die Aufmerksamkeit der Zuschauer abzulenken und Zeit zu gewinnen, während ein lebendiger Schachspieler in das wirkliche aber dem Publicum nicht sichtbare Innere der Maschine kroch. Dieser Schachspieler war, wie Houdin erzählt — ob wahr oder unwahr, wagen wir nicht zu entscheiden — ein Pole, Namens Worowsky, der an einem Militäraufstand gegen die Kaiserin Katharina Theil genommen und durch eine Kanonenkugel beide Beine verloren hatte. Diese Verstümmelung befähigte ihn noch besser zu seiner Rolle, zu der ihn schon seine fast unübertroffene Meisterschaft in dem edlen Spiele geeignet machte.

Das Ausbessern dieser Automaten brachte Houdin, der sich unterdessen verheirathet und mit seinem Schwiegervater ein Uhrmachergeschäft etablirt hatte, auf den Gedanken, sich in seinen Mußestunden selbst mit der Anfertigung verschiedener Automaten zu beschäftigen, und er bauete einen Taschenspieler, der mit Bechern und Kugeln spielt, einen Seiltänzer, singende Vögel u. dgl. Was er anfangs nur zur Unterhaltung und als Dilettant betrieben, wurde gar bald Erwerbszweig und sogar Rettung aus dringendster Noth. Das Uhrmachergeschäft ging nicht besonders und die zur Begründung desselben gemachten Schulden wollten bezahlt sein. Ein Wechsel von zweitausend Francs wurde fällig und es war kein Franc im Hause. Houdin war damals soeben auf den Gedanken eines neuen Automaten gekommen, auf welchen er die sanguinischsten Hoffnungen eines sanguinischen Erfinders baute: es war dies ein zeichnender und schreibender Automat, welcher schriftlich oder durch Zeichen die ihm von den Zuschauern vorgelegten Fragen beantwortete. In seiner gegenwärtigen dringlichen Noth eilte er zu einem reichen Raritätenhändler, der ihm schon mehrere seiner Erfindungen abgekauft hatte. Diesem setzte er die neue Idee auseinander, und sie gefiel dem Kaufmann so sehr, daß er sie sofort für fünftausend Francs — die Hälfte baar, die andere Hälfte in anderthalb Jahren bei der Ablieferung — kaufte. Freude kehrte von neuem in die Gesichter und in die Herzen der kleinen Familie zurück. Aber den Erfinder packte bald eine neue Sorge. Er hatte sich verpflichtet, den Automaten an einem gewissen Tage abzuliefern — und jetzt erblickte er tausend Hindernisse, von denen er früher nichts geahnet hatte. Um sich von den zahlreichen Unterbrechungen frei zu machen, welche die Besuche von Verwandten, Freunden, Kunden und Müßiggängern verursachten, faßte er einen weisen Entschluß und führte ihn durch. Er übertrug die Führung seines Geschäfts einem seiner Gehülfen und zog sich trotz des Flehens und der Thränen seiner ganzen Familie in eine Wohnung der Vorstadt Belleville zurück und arbeitete dort in der Einsamkeit muthig an seinem Automaten. Die ersten Tagen der Trennung von Frau und Kindern waren bitter genug, und manche trübe Stunde verging dem Einsamen. Aber die Stärke seiner Leidenschaft und Pflichtgefühl hielten ihn aufrecht. Wenn ihm eine Thräne im Auge stand, machte er es zu, und Bilder der verschiedenen Combinationen, welche den Automaten in Bewegung setzen sollten, erschienen vor seiner Seele; er blickte die Räder an, die er gemacht hatte: auch sie waren seine Kinder und er konnte sie mit dem Lächeln eines Vaters betrachten! Jeden Donnerstag brachten seine Frau und seine Kinder den Abend bei ihm zu, und jeden Sonntag aß er mit ihnen. Diese wenigen Stunden waren die einzigen, welche er der Erholung widmete. Arbeit und einsames Nachdenken füllte alle übrige Zeit aus.

Die mechanischen Schwierigkeiten waren nicht die einzigen, welche Houdin bei dem Bau des Automaten zu überwinden hatte. Er hatte den Rumpf, die Arme, die Beine und den Kopf bei einem Bildschnitzer bestellt. Nach Verlauf eines Monats bekam er sie; Arme, Beine und Rumpf waren gut genug, aber der Kopf war der eines Heiligen, und da der Bildschnitzer nichts Anderes als Heiligenköpfe zu schnitzen verstand, so war auch nichts Besseres von ihm zu erwarten. Nachdem Houdin noch einen vergeblichen Versuch bei einem Andern gemacht hatte, beschloß er den Kopf selbst zu schnitzen und vollendete wirklich diese Arbeit als Autodidakt. Ein reichliches Jahr war vorüber, und der Automat stand fertig da.

„Nach vielen Zweifeln über den Erfolg meines Unternehmens kam der Augenblick, wo ich mit meinem Schreiber die erste Probe machen sollte. Ich hatte den ganzen Tag zugebracht, um die letzte Hand an den Automaten zu legen, welcher vor mir saß, als erwarte er meine Befehle und halte sich bereit, die von mir ihm vorgelegten Fragen zu beantworten. Ich hatte nur eine Feder zu drücken, um die lange erwartete Frucht meiner Thätigkeit zu genießen. Mein Herz klopfte heftig, und obgleich ich allein war, zitterte ich vor Aufregung bei dem bloßen Gedanken an diesen entscheidenden Versuch.

„Ich hatte den ersten Bogen Papier vor meinen Schreiber gelegt und legte ihm die Frage vor: „„Wer ist Dein Schöpfer?““ Darauf drückte ich die Feder und das Uhrwerk fing an sich zu bewegen. Ich wagte kaum zu athmen aus Angst seine

Thätigkeit zu stören. Der Automat verbeugte sich gegen mich, und ich konnte mich nicht enthalten ihn anzulächeln wie meinen eigenen Sohn. Aber als ich die Augen sich mit einem aufmerksamen Blick auf das Papier heften sah — als der Arm, der noch vor wenig Secunden steif und leblos gewesen, sich zu bewegen und mit fester Hand meinen Namen zu schreiben anfing — da drängten sich Thränen in meine Augen und ich dankte inbrünstig dem Himmel, daß er mir einen solchen Erfolg verliehen hatte. Zu dieser Aufregung trug nicht nur der Stolz des Erfinders bei, sondern es war dazu die Gewißheit, nun auch meine Familie mit den Bedürfnissen eines vergleichsmäßig behaglichen Lebens versorgen zu können, was mich mit einem so tiefen Gefühl der Dankbarkeit erfüllte.

„Nachdem ich von dem Automaten meine Unterschrift wohl hundertmal hatte wiederholen lassen, legte ich ihm die andere Frage vor: „„Welche Zeit ist es?““ Einem andern Räderwerk gehorsam schrieb der Automat: „„Es ist 2 Uhr Morgens.““ Das war eine rechtzeitige Warnung. Ich zog von ihr Nutzen und ging geradewegs zu Bett. Gegen meine Erwartung erfreute ich mich eines Schlummers, wie ich ihn seit langer Zeit nicht gehabt hatte.“

Diese wirklich merkwürdige Erfindung war in der Ausstellung von 1844 ausgestellt und von Tausenden besichtigt, auch von der königlichen Familie. Bei dieser Gelegenheit macht Houdin eine sehr zutreffende Bemerkung. „Das Publicum — nicht der eigentlich gebildete Theil —“ sagt er, „versteht meistens nichts von den mechanischen Mitteln, durch welche ein Automat in Bewegung gesetzt wird; aber es sieht derartige Kunstwerke gern und schätzt sie oft nur nach der Vielheit seiner Theile. Ich hatte mir alle nur mögliche Mühe gegeben, um den Mechanismus meines Schreibers so vollkommen als möglich zu machen, und hatte besonders großen Werth darauf gelegt, das Uhrwerk sich geräuschlos bewegen zu lassen. Darin wünschte ich die Natur nachzuahmen, deren verwickeltste Combinationen ihre Thätigkeit fast unmerklich ausüben. Kann man aber glauben, daß gerade diese Vollkommenheit, die zu erreichen mir so schwer geworden, dem Eindruck meines Automaten ungünstig war? Bei der ersten Ausstellung desselben hörte ich häufig Personen, die nur die Außenseite sahen, äußern: „„Dieser Schreiber ist ausgezeichnet, aber der Mechanismus ist wahrscheinlich sehr einfach. Man kann oft mit Kleinigkeiten sehr große Resultate erreichen.““ Das brachte mich auf den Einfall, das Uhrwerk etwas weniger vollkommen zu machen, sodaß man ein schwirrendes und rasselndes Geräusch hörte, ungefähr wie in einer Baumwollenspinnerei. Nun kam das gescheidte Publicum zu einem ganz anderen Urtheil über mein Werk, und die Bewunderung vergrößerte sich in demselben Maße, wie der Lärm zunahm. Jetzt hörte man beständig Ausrufe wie folgende: „„Wie sinnreich! Was für eine complicirte Maschinerie! Was für ein Talent dazu gehören mag, solche Combinationen zu erfinden!““

Die freiwillige Verbannung Houdins nach Belleville war mit der Vollendung dieses Automaten noch nicht aufgehoben, sondern er verfertigte auch noch eine singende Nachtigall und befand sich nun im Besitz von siebentausend Francs. Unterdessen war längst der Plan bei ihm gereift, öffentlich als Taschenspieler aufzutreten, und alle Vorbereitungen dazu waren im Sommer 1845 so weit vollendet, daß er am 3. Juli seine erste Soirée fantastique geben konnte. Sie ging nicht ohne einen Anfall von Lampenfieber vorüber; aber mit jeder neuen Vorstellung gewöhnte er sich mehr daran, vor einem großen Publicum zu erscheinen, und bald zogen seine Vorstellungen Schaaren von Zuschauern herbei. Eine Hauptrolle dabei fiel seinem Sohne zu, der — angeblich begabt mit dem zweiten Gesicht — mit verbundenen Augen dasaß und dennoch alle Gegenstände zu nennen wußte, die ihm das Publicum hingab. Houdin lüftet in seinem Buche jetzt selbst den Schleier von vielen damals unerklärlich scheinenden Leistungen seines Sohnes. Dabei verbreitet er sich zugleich über das System, durch welches er seinen und seines Gehülfen Wahrnehmungssinn zu schärfen wußte. „Ich nahm einen Dominostein — z. B. die 4 und 5 — und legte ihn auf den Tisch. Anstatt meinen Sohn die Points zählen zu lassen, forderte ich ihn auf, mir auf der Stelle die Gesammtziffer zu sagen. „„Neun!““ lautete die Antwort. Ich legte noch einen Dominostein hinzu: 4 und 3. „„Das macht Sechszehn,““ sagte mein Sohn ohne Besinnen. Damit war die erste Lection beendet. Den nächsten Tag gelang es uns, mit einem Blick die Points von vier Dominosteinen zu zählen; den Tag darauf die von sechs, und so fort, bis wir augenblicks die Gesammtsumme der Points von einem Dutzend Steinen angeben konnten.

„So wie wir dies erreicht hatten, beschäftigten wir uns mit der Lösung einer viel schwierigern Aufgabe, die uns einen vollen Monat in Anspruch nahm. Mein Sohn und ich gingen rasch an einem Spielwaarenladen oder einem andern Geschäft vorbei, wo eine große Verschiedenartigkeit von Gegenständen ausgestellt war, und warfen einen aufmerksamen Blick hinein. Ein paar Schritte davon zogen wir Papier und Bleistift aus der Tasche und versuchten, wer die größte Anzahl im Vorbeigehen gesehener Gegenstände beschreiben konnte. Ich muß gestehen, daß mein Sohn bald darin eine größere Fertigkeit als ich erreichte; denn er konnte oft vierzig Gegenstände bezeichnen, während ich kaum dreißig erreichte. Manchmal kehrte ich ärgerlich darüber nach dem Laden zurück, um die Wahrheit seiner Angaben zu prüfen, und sehr selten fand ich, daß er sich geirrt hatte. Meine Leser werden gewiß die Möglichkeit dieses Kunststücks begreifen, aber auch seine Schwierigkeit anerkennen. Was meine Leserinnen betrifft, so bin ich von vornherein überzeugt, daß sie nicht derselben Meinung sein werden, denn sie leisten täglich viel Erstaunlicheres. So kann ich z. B. mit Zuversicht behaupten, daß eine Dame, vor der eine andere in größter Schnelligkeit vorüberfährt, Zeit gefunden hat, ihre Toilette vom Hute bis zu den Schuhen zu analysiren, und im Stande ist, sie auf das genaueste zu beschreiben und sogar anzugeben, ob die Spitzen ächt oder Maschinenspitzen sind. Ich kenne mehr als ein Beispiel, daß Damen dies gethan haben.“

Das war jedoch nur die Vorschule zu den Leistungen seines Sohnes als Besitzer des „zweiten Gesichts.“ Obgleich er ein Mittel hatte, sich mit seinem Sohne auf eine Weise zu ver-

ständigen, welche diesen in Stand setzte, jeden möglichen Gegenstand zu beschreiben, so sah er doch auch andere Schwierigkeiten voraus. „Der Versuch mit dem zweiten Gesicht war immer der effectvolle Schluß meiner Vorstellungen. Jeden Abend stellten sich Ungläubige mit allen möglichen Gegenständen ein, um ein Geheimniß, das sie nicht errathen konnten, in seiner ganzen Richtigkeit bloszulegen." Ehe man zu Robert-Houdins Sohn ging wurden Sitzungen gehalten, in welchen ein Gegenstand gewählt wurde, der den Vater in Verlegenheit setzen mußte. Darunter waren abgegriffene antike Münzen, Mineralien, Bücher in allen möglichen Sprachen und Schriftarten, mikroskopische Gegenstände u. s. w. Am schwierigsten war es, den Inhalt von Paketen zu entdecken, die oft mit Bindfaden zugebunden oder sogar zugesiegelt waren." Aber ich hatte mich so eingerichtet, daß ich mit Erfolg alle Versuche mich in Verlegenheit zu setzen vereitelte. Kästchen, Börsen, Brieftaschen und Aehnliches öffnete ich sehr leicht und unbemerkt, während ich mit etwas ganz Anderm beschäftigt schien. Bekam ich ein versiegeltes Paket, so machte ich einen kleinen Schlitz mit dem Nagel meines linken Daumens in das Papier, den ich zu diesem Zweck immer sehr lang und scharf hielt, und machte mich so mit dem Inhalt bekannt. Eine wesentliche Bedingung war ein vortreffliches Auge — und dieses besaß ich in vollstem Maße. Ich verdankte es ursprünglich meinem alten Handwerk, und Uebung schärfte es täglich. Ebenso unumgänglich nothwendig war es, den Namen jedes mir überreichten Gegenstandes zu kennen. Es genügte z. B. nicht zu sagen: „„Es ist eine Münze,"" sondern mein Sohn mußte auch ihren Namen, ihren Werth, ihr Vaterland und die Jahreszahl, in dem sie geschlagen war, angeben. Durch ein vortreffliches Gedächtniß unterstützt war es uns gelungen, den Namen und Werth aller ausländischen Münzen uns einzuprägen. Wir konnten auch ein Wappen in den technischen Ausdrücken der Heraldik beschreiben oder kunstgerecht blasoniren — eine Fertigkeit, die uns von großem Nutzen in den Salons des Faubourg St. Germain war, wo wir häufig Vorstellungen gaben.

„Ich hatte auch die Schrift von einer Menge Sprachen, wie z. B. chinesisch, russisch, türkisch, griechisch, hebräisch u. s. w. lesen gelernt, obgleich ich kein Wort derselben verstand. Ferner kannten wir die Namen aller chirurgischen Instrumente, sodaß ein chirurgisches Besteck — so vollständig es immer sein mochte — uns nicht in Verlegenheit setzen konnte. Endlich besaß ich eine sehr ausreichende Kenntniß in der Mineralogie von Edelsteinen, Antiquitäten und Curiositäten, und in letzterer Hinsicht war mir die ausgezeichnete Sammlung meines Freundes Aristide le Carpentier sehr hülfreich. Dort brachten mein Sohn und ich viele lange Tage zu, um Namen und Daten zu lernen, mit denen wir dann sehr gelehrt auftraten. Le Carpentier lehrte mich Vielerlei und unter Anderem verschiedene Zeichen, an welchen man alte Münzen mit abgegriffenem Gepräge erkennt. So wurde mir ein Trajan, ein Tiberius oder ein Marcus Aurelius so bekannt wie ein Fünffrankenstück. Mein altes Handwerk hatte mich gelehrt, eine Uhr ganz bequem mit einer Hand aufzumachen, sodaß ich den Namen des Verfertigers lesen konnte, ohne daß das Publicum etwas davon ahnete; dann machte ich die Uhr wieder zu und das Kunststück war fertig; das Uebrige hatte mein Sohn zu thun.

„Am meisten Dienste leistete uns aber immer die Gedächtnißkraft meines Sohnes und sein geübtes Auge, durch deren Hülfe er mit einem Blick die in einem Zimmer befindlichen Gegenstände übersehen und sich merken konnte. Um die Verfahrungsweise zu zeigen, will ich ein Beispiel mittheilen. Eines Abends in einem Hause der Chaussee d'Antin am Schlusse einer Vorstellung, die mit rauschendem Beifalle belohnt worden war, fiel mir ein, daß ich bei unserm Durchgehen durch das Zimmer neben dem, wo wir uns jetzt befanden, meinen Sohn gebeten hatte, einen Blick auf eine dort befindliche Bibliothek zu werfen und sich die Titel einiger Bücher und die Reihenfolge, in der sie aufgestellt waren, zu merken. Dies war von Niemandem bemerkt worden. „Um das Experiment mit dem zweiten Gesicht zum Schluß zu bringen," sagte ich zu dem Hausherrn, „will ich Ihnen beweisen, daß mein Sohn durch die Wand lesen kann. Wollen Sie mir ein Buch leihen?" Man führte mich natürlich nach der oben erwähnten Bibliothek, die ich zum ersten Mal zu sehen vorgab, und ich legte meine Finger auf ein Buch. „Emil," sagte ich zu meinem Sohne, „was ist dies für ein Buch?" „Büffon," gab er rasch zur Antwort. „Und das daneben?" — beeilte sich ein ungläubiger Zuschauer zu fragen. „Rechts oder links?" — fragte mein Sohn. „Rechts" — sagte der Andere, der dies Buch wählte, weil der Druck desselben sehr klein war. „Die Reisen Anarcharsis des Jüngern", entgegnete der Knabe. „Aber," setzte er hinzu, „hätten Sie mich nach dem Namen des Buches links gefragt, so hätte ich geantwortet: Lamartine's Gedichte. Etwas weiter rechts in dieser Reihe stehen Crébillons Werke; darunter zwei Bände von Fleury's Memoiren;" und so nannte mein Sohn ein Dutzend Bücher, ehe er aufhörte. Die Zuschauer hatten keinen Laut hören lassen, solange er sprach, so erstaunt waren sie; aber als das Experiment zu Ende war, belohnte uns begeisterter Beifall."

Die Erfolge Houdins als Taschenspieler waren groß, und er zeigte seine Künste selbst in königlichen Palästen, in Paris vor Ludwig Philipp und in London vor der Königin Victoria. Nachdem er sich ein hübsches Vermögen erworben, zog er sich von seiner öffentlichen Thätigkeit zurück und widmete seine Mußestunden physikalischen Studien. Die Weltausstellung von 1855 verlieh ihm eine Medaille erster Classe für seine Verwendung der Elektricität als mechanische Kraft, und sein Name ist an verschiedene physikalische Entdeckungen geknüpft. Der Gipfelpunkt seiner Laufbahn stand ihm aber noch bevor, und seine Kunst wurde in die Dienste des Staats gezogen. Die französische Regierung schickte ihn nach Algier, um die Kunststücke der Marabuts, durch welche diese die Masse des muhamedanischen Volks in Respect und seinen Fanatismus rege erhalten, durch seine Kunststücke zu überbieten und so die Macht dieser Demagogen zu brechen. Es war — so viel wir wissen — das erste Mal, daß Taschenspielerei als ein anerkanntes Regierungsmittel gebraucht worden, und unleugbar tritt damit Houdin in die Reihe der praktischen Staatsmänner. Auch beschreibt er

uns mit einer gewissen — aber nicht verletzenden — Selbstgefälligkeit seine Siegeslaufbahn, und er ist nicht wenig stolz darauf „seinem Vaterlande einen Dienst geleistet zu haben." Drei Monate war er beschäftigt, ein Arsenal seiner besten Kunststücke auszurüsten, und dann trat er die Reise nach Algerien an. Die Art, wie ihn die Localbehörden empfingen, stand im Einklange mit der Wichtigkeit seiner Mission und am Abend des großen muhamedanischen Festes gab er etwa sechzig arabischen Häuptlingen und deren Gefolge seine erste große Soirée fantastique. Er erzielte damit einen politischen Erfolg, der die meisten diplomatischen Siege von Lord John Russell an in aufsteigender Linie gerechnet bis Talleyrand weit übertraf. Nachdem Houdin die Araber mit Kaffee und Zuckerwerk aus unerschöpflichen Behältern gefüttert, ihre Kräfte mit unbeweglichen Koffern und ihre Nerven durch elektrische Schläge auf die Probe gestellt hatte, setzte er sie durch sein Hauptkunststück in ein mit Grausen vermischtes Erstaunen. Er mag dies selbst erzählen.

„Eins der von Marabuts am häufigsten angewendeten Mittel, bei den Arabern Einfluß zu erlangen, ist: sich als unverwundbar darzustellen. Einer derselben besiehlt z. B. eine Flinte zu laden und sie aus kurzer Entfernung auf ihn abzuschießen, aber vergeblich bringt der Feuerstein einen Regen von Funken hervor; der Marabut spricht einige kabbalistische Worte und die Flinte geht nicht los — weil der Marabut Sorge getragen hat, das Zündloch zu verstopfen. Obrist Neveu setzte mir die Nothwendigkeit auseinander, dieses angebliche Wunder durch ein viel auffälligeres Kunststück in Mißcredit zu bringen, und diesem Bedürfniß konnte ich dienen.

„Ich erklärte den Arabern, im Besitz eines mich unverwundbar machenden Talismans zu sein, und forderte den besten Schützen Algeriens zu einer Wette auf, daß er mich nicht treffen werde.

„Kaum hatte ich die Worte ausgesprochen, als ein Araber, der schon durch die Aufmerksamkeit, mit der er meinen Kunststücken gefolgt war, meine Beachtung auf sich gezogen hatte, über vier Reihen Bänke sprang, durch das Orchester stürmte und dabei Flöte, Clarinette und Violinen umwarf, die Bühne erkletterte — nicht ohne sich dabei an den Fußlampen zu verbrennen — und dann in vortrefflichem Französisch sagte:

„Ich werde Dich tödten!"

Ein lautschallendes Gelächter begrüßte den gewählten Accent des Arabers und seine mörderischen Absichten, und ein neben mir stehender Dolmetscher sagte mir, daß ich es mit einem Marabut zu thun habe.

„Du willst mich tödten?" — gab ich zur Antwort. „Ich aber sage Dir, daß, obgleich Du ein Zauberer bist, ich ein viel größerer bin und Du mich nicht tödten wirst."

Ich hatte ein Reiterpistol in der Hand, welches ich ihm hinreichte.

„Hier, nimm diese Waffe und überzeuge Dich selbst, daß sie nicht vorher zugerichtet ist."

Der Araber blies mehrere Male in den Lauf, dann in das Zündloch, um sich zu versichern, daß dasselbe nicht verstopft sei, und sagte, nachdem er das Pistol sorgfältig untersucht hatte: „Die Waffe ist gut und ich werde Dich tödten!"

„Da Du fest entschlossen bist, so rathe ich Dir der größern Gewißheit wegen eine doppelte Ladung Pulver zu nehmen und selbst einen Pfropf darauf zu setzen."

„Ich bin fertig."

„Hier ist eine bleierne Kugel; zeichne sie mit einem Messer, daß Du sie wiedererkennen kannst, und lade sie mit einem zweiten Pfropf in das Pistol."

„Ich bin fertig."

„Da Du nun ganz gewiß weißt, daß Dein Pistol geladen ist und daß es losgehen wird, so frage ich Dich: fühlst Du keine Reue über Dein Vorhaben, mich zu tödten, obgleich ich meine Einwilligung dazu gebe?"

„Nein! denn ich will Dich tödten" — antwortete der Araber kalt.

Ohne zu antworten, steckte ich einen Apfel auf die Spitze eines Messers, stellte mich ein paar Schritt vor den Marabut hin und befahl ihm zu schießen. „Ziele gerade auf mein Herz!" sagte ich zu ihm.

Ohne im Mindesten zu zaudern, zielte mein Gegner, schoß und die Kugel saß mitten im Apfel.

Ich überreichte den Talisman dem Marabut, der die von ihm selbst gezeichnete Kugel sofort erkannte.

Dieses Kunststück machte einen fast betäubenden Eindruck auf die Zuschauer, und sprachlos vor Erstaunen und Schrecken sahen sie sich an. Ein Intermezzo löste jedoch bald wieder die Zunge. Der Marabut, obgleich bestürzt über seine Niederlage, hatte die Geistesgegenwart nicht verloren; er benutzte den Augenblick, wo er mir das Pistol zurückgab, um sich des Apfels zu bemächtigen, schob ihn in den Gürtel und ließ sich nicht bewegen ihn wieder herauszugeben; denn er war überzeugt, in ihm nun einen Talisman von unschätzbarem Werthe zu besitzen.

Zu dem letzten Kunststück meiner Vorstellung brauchte ich zum Beistand einen Araber.

Auf die mehrfach wiederholte Aufforderung der Dolmetscher willigte ein junger Maure, ungefähr zwanzig Jahr alt, gut gewachsen und reich gekleidet, ein, auf die Bühne zu kommen. Jedenfalls kecker und civilisirter, als seine Stammesgenossen aus der Ebene, trat er festen Schrittes vor mich hin.

Ich führte ihn nach der Tafel, die auf der Mitte der Bühne stand und machte ihn und die andern Zuschauer darauf aufmerksam, daß sie leicht gebaut sei und vollkommen isolirt stehe; darauf forderte ich ohne weitere Vorrede den Mauren auf hinaufzusteigen und deckte ihn mit einem großen oben offenen Kegel von Tuch zu.

Alsdann schob ich den Kegel und seinen Inhalt auf ein Bret, dessen beide Enden mein Diener und ich hielten, und nun trugen wir unsere schwere Bürde bis vor an die Lampen und stürzten sie um. Der Maure war verschwunden — der Kegel war vollkommen leer!

Sofort entwickelte sich ein Schauspiel, das ich nie vergessen kann.

Einen solchen Eindruck machte dieses Kunststück auf die Araber, daß sie — von unwiderstehlichem Entsetzen getrieben — in allen Theilen des Hauses aufstanden und in panischem

Schrecken davoneilten. Um die Wahrheit zu gestehen, war der Haufe der Flüchtlinge am dichtesten an der Thür des ersten Platzes, und die Eile und Verwirrung dieser vornehmen Würdenträger verriethen, daß sie sich am ersten aus dem Staube zu machen wünschten. Vergeblich versuchte Einer von ihnen, der Kaid des Stammes Beni Sala, muthiger als seine Collegen, sie durch seine Worte zurückzuhalten. „Bleibt! Bleibt!" — rief er; „wir dürfen einen unserer Glaubensgenossen nicht so verlieren. Jedenfalls müssen wir erfahren, was aus ihm geworden und was mit ihm geschehen ist. Bleibt! Bleibt!"

Aber die Glaubensgenossen liefen nur um so schneller davon, und bald folgte ihnen der muthige Kaid, verführt von ihrem Beispiel.

Sie ahneten wenig, was ihrer an der Thür des Theaters harrte; denn sie waren kaum die Stufen hinunter, als ihnen der leibhaftige Maure — schon wieder auferstanden — entgegentrat. Ihre erste Bewegung war, noch schneller als oben im Theater davon zu fliehen; aber die Mehrzahl beherrschte sich diesmal, und Alles umdrängte den Mauren, betastete ihn und bestürmte ihn mit Fragen; aber das wurde dieser bald müde und er benutzte die erste günstige Gelegenheit, um so schnell er konnte davonzulaufen."

Nachdem Houdin in der Stadt Algier die Araber mit seinen Kunststücken in Erstaunen versetzt hatte, bereiste er auch die Provinz, um dort den Ruhm der Franzosen als Zauberer zu verbreiten. Aber hierbei gerieth er einmal in große Verlegenheit, aus der ihn nur seine Geistesgegenwart rettete. Es mag dies die letzte Anekdote sein, die wir dieser amüsanten Biographie entnehmen.

„Während einer meiner Vorstellungen trat ein Marabut an mich heran und sagte, daß er sich nicht täuschen lasse.

„Warum nicht?" sagte ich.

„Weil ich nicht an Deine Zaubermacht glaube."

„O wirklich? Wenn Du also nicht an meine Macht glauben willst, so werde ich Dich zwingen, an meine Geschicklichkeit zu glauben."

„Weder an das Eine noch an das Andere."

„Als der Marabut dies sagte, war ich eine ganze Länge des Zimmers von ihm entfernt.

„Bleib dort stehen!" sagte ich zu ihm; „Du siehst dieses Fünffrankenstück?"

„Ja!"

„Mache die Hand fest zu; denn das Geldstück kommt wider Deinen Willen hinein!"

„Ich bin bereit," sagte der Araber in ungläubigem Tone, wie er seine Faust geschlossen in die Höhe hielt.

„Ich faßte das Geldstück mit den Fingerspitzen an, sodaß die ganze Versammlung es sehen konnte, und ließ es, indem ich mich stellte als ob ich es nach dem Marabut würfe, mit dem Worte: „„Passe!"" verschwinden.

„Der Marabut öffnete die Hand und zuckte die Achseln, als er nichts darin fand, als wollte er sagen: Seht Ihr, ich sagte es gleich.

„Ich wußte recht gut, daß das Geldstück nicht dort war, aber es war von Wichtigkeit, für einen Augenblick die Aufmerksamkeit des Marabuts von seiner Schärpe abzulenken, und zu diesem Zwecke machte ich die Finte. „Das wundert mich nicht," gab ich zur Antwort; „denn ich warf das Geldstück mit solcher Kraft, daß es durch Deine Hand hindurchgefahren und in Deine Schärpe gefallen ist. Aus Besorgniß, daß es Deine Uhr zerbrechen könnte, habe ich diese zu mir gerufen: Hier ist sie!" — und ich zeigte ihm die Uhr in meiner Hand.

„Der Marabut fuhr rasch mit der Hand in die Schärpe und war ganz verblüfft, dort das Fünffrankenstück vorzufinden.

„Die Zuschauer waren stumm vor Staunen. Einige fingen an, ihren Rosenkranz mit einem Eifer abzuzählen, der eine gewisse Aufregung verrieth; aber der Marabut runzelte die Stirn, ohne ein Wort zu sagen, und ich sah, daß er Arges im Sinne hatte."

„„Ich glaube jetzt an Deine übernatürliche Macht"" — sagte er; „„Du bist ein wirklicher Zauberer; daher hoffe ich, Du wirst Dich nicht weigern, hier ein Kunststück zu wiederholen, das Du auf Deinem Theater gemacht hast."" Mit diesen Worten bot er mir zwei Pistolen an, die er unter seinem Burnus hervorzog, und fügte hinzu: „„Hier, wähle eine von diesen Pistolen; wir wollen sie laden und ich will auf Dich schießen. Du hast nichts zu fürchten, denn Du kannst alle Kugeln auffangen.""

„Ich gestehe, daß ich für den Augenblick verlegen war; ich suchte eine Ausflucht und fand keine. Aller Blicke hefteten sich auf mich, und voller Spannung erwartete man meine Antwort.

„Der Marabut glaubte sich schon des Sieges sicher, als mir ein Gedanke kam, der mich wenigstens für den Augenblick aus dem Dilemma befreite. Voll ruhiger Zuversicht sagte ich zu meinem Gegner: „Du weißt, daß ich einen Talisman brauche, um unverwundbar zu sein, und unglücklicherweise habe ich den meinigen in Algier gelassen."

„Der Marabut fing an mit ungläubiger Miene zu lächeln.

„Aber trotzdem", fuhr ich fort, „kann ich, wenn ich sechs Stunden lang bete, auch ohne Talisman auskommen und trotze Deiner Waffe. Morgen früh um 8 Uhr will ich Dir erlauben, im Beisein dieser Araber, der Zeugen Deiner Herausforderung, auf mich zu schießen." Damit schien er und die Versammlung zufrieden zu sein.

„Ich brachte natürlich die Nacht nicht mit Gebet zu, sondern verwendete ungefähr zwei Stunden, um mich unverwundbar zu machen; mit dem Ergebniß zufrieden, legte ich mich dann zu Bett und schlief fest bis zum Morgen, denn ich war schrecklich müde.

„Um 8 Uhr am nächsten Morgen hatten wir gefrühstückt, die Pferde standen gesattelt da, und unsere Escorte wartete nur auf das Zeichen zur Abreise, die nach dem großen Kunststücke stattfinden sollte.

„Als wir auf der verabredeten Stelle erschienen, fanden wir, daß keiner der gestern Anwesenden fehlte und daß außerdem eine große Anzahl Fremder herbeigeeilt war.

„Man überreichte mir die Pistolen; ich machte die Umstehenden darauf aufmerksam, daß die Zündlöcher nicht verstopft wären, und der Marabut schüttete eine Ladung Pulver in den

Lauf und setzte den Propf auf. Unter den mir dargebotenen Kugeln suchte ich eine aus, die ich vor Aller Augen in den Lauf rollen ließ, und auf welche wieder ein Papierpfropf gesetzt ward.

„Der Araber beobachtete alle meine Bewegungen; denn seine Ehre stand auf dem Spiele.

„Dasselbe machten wir mit dem zweiten Pistol und der feierliche Augenblick war gekommen.

„Wirklich schien es für Jeden ein feierlicher Augenblick zu sein — feierlich für die Zuschauer, welche über den Ausgang ungewiß waren; — feierlich für Madame Houdin, die mich vergebens gebeten hatte das Wagniß aufzugeben, denn sie fürchtete den Ausgang, und feierlich vor Allen für mich; denn da dieses neue Kunststück nicht durch in Algier getroffene Anordnungen vorbereitet war, fürchtete ich Irrthum, Verrath — ich weiß selbst nicht was.

„Dennoch nahm ich, ohne die geringste Bewegung zu zeigen, meinen Platz fünfzehn Schritt von dem Scheik ein.

„Der Marabut ergriff sofort eine von den Pistolen und legte auf mein Zeichen auf mich an, zielte und schoß.

„Wie sich der Rauch verzogen hatte, hatte ich die Kugel zwischen den Zähnen.

„Voll Aerger und Wuth wollte mein Gegner das andere Pistol nehmen; aber ich kam ihm diesmal zuvor.

„Du hast mir nichts anthun können," sagte ich zu ihm; „aber ich will Dir jetzt zeigen, daß meine Kugel gefährlicher ist als Deine. Sieh diese Mauer an."

„Ich zielte, drückte ab und auf der frisch geweißten Mauer erschien ein großer Blutfleck — genau auf der Stelle, wohin ich gezielt hatte.

„Der Marabut ging hin, tupfte den Finger in das Blut, kostete und überzeugte sich, daß es wirkliches Blut war. Als er sich dessen vergewissert hatte, ließ er die Arme sinken und der Kopf fiel ihm auf die Brust, als ob er vernichtet wäre.

„Es war offenbar, daß er für den Augenblick an Allem zweifelte, selbst an dem Propheten.

„Die Zuschauer erhoben ihre Augen zum Himmel, sagten halblaut Gebete vor sich hin und sahen mich mit einer Art Entsetzen an. Niemand zweifelte mehr, daß er einen wirklichen Zauberer gesehen hatte, nachdem wir davongeritten waren.

„Das Kunststück, das ich eben erzählt habe, ist hübsch — aber trotzdem sehr leicht. Ich will den ganzen Proceß, den ich durchmachte, erklären. Sobald ich mich auf meinem Zimmer allein befand, holte ich aus meinem Pistolenkasten, ohne den ich nie reise, eine Kugelform. Ich nahm eine Karte, bog die vier Kanten in die Höhe und bekam dadurch eine Art Trog, in welchen ich ein Stück von der Wachskerze legte. Sowie dies geschmolzen war, mischte ich etwas Lampenschwarz, zu dessen Gewinnung ich blos ein Messer über die Flamme des Lichts zu halten brauchte, unter die Masse und goß sie in die Kugelform.

„Hätte ich den Teig ganz kalt werden lassen, so wäre es eine volle Kugel geworden; ich brauchte aber eine hohle und ließ deshalb nach etwa zehn Minuten das noch flüssige Wachs im Innern der Kugel auslaufen. Alsdann verfertigte ich eine zweite etwas stärkere hohle Kugel, die ich mit Blut füllte und darauf die Oeffnung mit einem Wachspfropf schloß. Ein Engländer hatte mir einmal gelehrt, wie man sich, ohne Schmerz zu empfinden, Blut aus dem Daumen abzapfen kann, und dies benutzte ich jetzt, um meine Kugel zu füllen. So zubereitete Kugeln sehen ganz wie bleierne aus, namentlich aus einiger Ferne. Nach dieser Erklärung wird man das Kunststück leicht verstehen. Nachdem ich den Zuschauern die Bleikugel gezeigt, vertauschte ich sie mit meiner hohlen Kugel und ließ letztere vor Aller Augen in die Pistole fallen. Durch den Druck des Ladestocks zerbrach das Wachs in kleine Stückchen und konnte mir in der Entfernung, in welcher ich stand, nicht schaden. Sowie das Pistol abgeschossen war, machte ich den Mund auf, um die Bleikugel zwischen meinen Zähnen zu zeigen, während das andere Pistol mit der mit Blut gefüllten Kugel geladen war, welche — ohne eine Spur des Wachses zu hinterlassen — auseinander flog, sowie sie die Mauer berührte, und nur den Blutfleck zurückließ."

Friedrich Bodenstedt.

Das erneute Erscheinen von Bodenstedts Jugendgedichten (Berlin, R. Decker) führt uns in die Zeit seines erstens Auftretens vor der Oeffentlichkeit zurück und giebt uns Gelegenheit, auf seine Heranbildung zum Schriftsteller und die Reihenfolge seiner litterarischen Producte einen Blick zu werfen. Geboren zu Peine im Königreich Hannover am 22. April 1819, erhielt Bodenstedt sehr frühzeitig schon Kenntniß von den alten Sprachen durch Hauslehrer und Privatunterricht; daneben wurde fleißig Geschichte und Naturwissenschaft getrieben, während der Besuch einer Schule in Braunschweig später auch einen guten Grund für neuere Sprachen in ihm legte. Die Idee seiner Angehörigen, ihn dem Kaufmannsstande zu widmen, kam zwar schließlich nicht zur Ausführung, sie raubte ihm aber einen beträchtlichen Theil seiner Jugend, den er besser hätte für gelehrte Studien anwenden können, und es machte ihm viel Mühe, das Versäumte, als seine fernere Laufbahn entschieden war, noch rechtzeitig nachzuholen. Bodenstedt besuchte die Universitäten in Göttingen, München und Berlin, und bei seinen Arbeiten daselbst stand Litteraturgeschichte und Linguistik immer in dem Vordergrund. In seinem zweiundzwanzigsten Jahre wurde er Erzieher der jungen Fürsten Galizin in Moskau, und während der Zeit, welche er in dieser Stellung verlebte, hatte er nicht nur Gelegenheit, viel mit der großen Welt zu verkehren, sondern fand auch Muße, sehr gründliche historische und sprachliche Studien auf slavischem Gebiete zu machen, sodaß es ihm schon im ersten Jahre möglich war, Versuche im Uebersetzen Puschkin'scher und Lermontoff'scher Gedichte zu veröffentlichen. Von Moskau aus ging er später über Woronesch

und durch die Länder der Kosaken, deren Sprache er lernte und deren Volkslieder er fleißig sammelte, nach dem Kaukasus, wo er zwei Jahre blieb, die heißen Sommermonate zu Ausflügen nach Armenien und ins Innere des Gebirges benutzend, die übrige Zeit in Tiflis wohnend und gemeinschaftlich mit Henry Seymour und Georg Rosen (dem preußischen Consul in Jerusalem) bei Mirza-Schaffy orientalische Sprachen studierend. Die Früchte dieses Aufenthalts, dieser Beschäftigungen und Reisen sind besonders in zwei Werken niedergelegt, durch welche er zuerst in weiteren Kreisen seinen Ruf begründete und deren Anerkennung im In- und Auslande noch immer im Wachsen ist: „Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen" (2 Bde., 1849) und „Tausend und ein Tag im Orient" (2 Bde., 1850/51). Schon früher (1845) war „die poetische Ukraine" erschienen, eine Sammlung südrussischer Volkslieder mit einer Abhandlung über die Geschichte der Kosaken. Auch in dem zweiten jener beiden größeren Werke waren die Uebertragungen kurdischer, tartarischer und persischer Gedichte, sowie eines romantischen Singspiels „Askolds Grab" aus dem Russischen des Sagoskin, und des von Lermontoff aus alten populären Gesängen zusammengesetzten Epos vom Czaren Iwan Wassiljewitsch ein anmuthiger Schmuck. Die Geschicklichkeit und Treue, mit der Bodenstedt übersetzt, ist erstaunlich groß; man kann Alles lesen, als ob es in deutscher Sprache gedichtet wäre, und doch findet man keinen wesentlichen Zug, keine Schönheit des Originals übergangen. Was das Verhältniß jener beiden Reisewerke zu einander anlangt, so dürfte die Schrift über die „Völker des Kaukasus" mehr wissenschaftlichen Werth beanspruchen und mit ihren besonders ethnographischen Untersuchungen, ihren wichtigen Aufklärungen über die neue Lehre Schamyls u. dgl. mehr in belehrender Hinsicht leisten, die Schilderung der „Tausend und ein Tage im Orient" dagegen mehr zu unterhalten, mehr das aus ernsten Studien hervorgegangene Bild jener fremden Gegenden und Völker durch fesselnde Reiseskizzen, interessante Charakterporträts und poetische Fragmente zu ergänzen im Stande sein. Die Schilderung des weisen Turkomanen Mirza-Schaffy ist darin ein Meisterwerk feiner und mit humoristischem Sinne dem Leben abgelauschter Zeichnung. Ueberhaupt besitzt Bodenstedt eine außerordentliche Fähigkeit, sich in neuen Umgebungen voller Empfänglichkeit der Seele zurechtzufinden und alles dort Gesehene und Erlebte mit großem Reproductionstalent den Leuten in der Heimath wieder zu erzählen. Er nimmt unter den Touristen und Reisebeschreibern, sowie unter den Uebersetzern der Gegenwart einen hohen Rang ein und hat zur Kenntniß der slavischen Länder und des russischen Morgenlandes in jeder Hinsicht, sei es der politischen, geographischen, ethnographischen oder poetischen, viel beigetragen. Von seinen Uebertragungen fremder Poesien sind außer dem Nachlaß Michael Lermontoffs (2 Bde., 1852) und den Werken Alexander Puschkins (3 Bde., 1854/55), auch noch die schon früher, im Jahre 1851 erschienenen „Lieder des Mirza-Schaffy" zu erwähnen, welche seitdem jährlich in neuen vermehrten Auflagen herauskamen und nicht nur in den Ländern Europa's, sondern auch in America Verbreitung gefunden haben. Sie machten den Geist des alten Hatem und Hafis noch einmal bei uns Mode. Fast gleichzeitig damit veröffentlichte Bodenstedt eine Sammlung seiner eigenen „Gedichte" und erwies sich hierin als Reflexionspoet aus der guten alten Goethe-schen Schule, dem das jugendlich unreife Schwärmen in lyrischen Stimmungen ziemlich fremd ist, der aber desto mehr durch ethischen Gehalt und charaktervolle Männlichkeit der Denk- und Empfindungsweise für sich einzunehmen vermag. Ein bald nachher erschienenes Epos „Ada, die Lesghierin" (1853) war als Ganzes weniger gelungen, als in seinen einzelnen Theilen und bunten, lebensvollen Schilderungen aus dem Morgenlande.

Ueber das schwarze Meer, die Krim, Odessa, Constantinopel, Kleinasien und die griechischen Inseln nach Deutschland zurückgekehrt, hatte Bodenstedt den Sommer und Winter 1846 in München verlebt und war im folgenden Jahre nach Italien gegangen, ganz dem Studium des Alterthums lebend. Erst im Mai 1848 kehrte er nach Deutschland zurück und machte sich nun der journalistischen Welt durch taktvolle Leitung des Lloyd in seiner liberalen Periode zu Triest rühmlich bekannt. Im Jahre 1849 vermählte er sich mit der Tochter des kurfürstlich hessischen Obristen Osterwald und brachte das Jahr 1852 in der Nähe seiner Schwiegereltern, auf einem Landhause bei Cassel zu. Im folgenden Sommer siedelte er nach Friedrichsroda in Thüringen über, und hier lernte ihn Herzog Ernst von Sachsen-Coburg kennen, auf dessen Veranlassung er den Winter in Gotha verlebte. Wenige Monate darnach traf ihn eine Einladung des Königs Max von Bayern, der ihn als Mitglied des um ihn versammelten Kreises von Poeten und Gelehrten in seine Nähe zu ziehen wünschte. Dieser Einladung folgend, wurde er bald darauf zum Professor der slavischen Sprachen und Litteratur an der Universität zu München ernannt, wo er seitdem seine Zeit zwischen gelehrten und poetischen Arbeiten theilt und ein seinen Neigungen und Bestrebungen völlig zusagendes Leben führt. Als poetische Arbeiten, welche aus München datiren, sind außer einigen in Journalen zerstreuten Erzählungen ein neuer Band Gedichte „Aus der Heimath und Fremde" und eine Tragödie „Demetrius" zu nennen. Die Geschichte des falschen Demetrius enthält ächt-tragische Bestandtheile; aber wie günstig auch in der Hinsicht die Sachen für den Dramatiker standen, andererseits hatte er doch immer einen schweren Stand gegenüber dem großartigen Schiller'schen Fragment, welches fast von selbst zum Vergleiche anlockt und die Entscheidung, wem die Krone aufs Haupt zu setzen sei, uns wahrlich nicht schwer macht. Wir werden gerecht sein, wenn wir sagen, daß Bodenstedts Tragödie die Theilnahme trotzdem von Anfang bis Ende fesselt, wenn auch gegen die Mitte hin nicht mehr in gleichem Maße, wie beim Beginn. In der Charakterzeichnung werden wir kräftige Pinselstriche und frische Farben gewahr, die localen Schilderungen geben sich ihrer Lebendigkeit und Treue wegen als Reminiscenzen von Selbsterlebtem und Selbsterschautem kund, und die Sprache verräth denselben Meister, der geübt genug war, die Sprüche und Lieder eines morgenländischen Weisen ebenso vollendet in unser geliebtes Deutsch zu übertragen, als die wilden Ergüsse und melancholischen Klagen des russischen Byron.

In den letzten Jahren hat Bodenstedt auch seine schon

früher eifrig betriebenen altenglischen Studien wieder aufgenommen und besonders über die Vorläufer und Zeitgenossen Shakespeare's umfassende Forschungen gemacht, deren Resultate in einem größeren Werke „Shakespeare's Zeitgenossen" veröffentlicht werden, ein Werk, welches die ganze Entwickelungsgeschichte des altenglischen Drama's nebst entsprechenden Beispielen in Uebersetzungen darstellen wird, und wovon der erste Band, der von John Webster handelt, bereits erschienen ist, während für die folgenden erst noch eine Reise des Autors nach England nöthig war. Nachdem nämlich Bodenstedt im Frühjahr 1859 der Einladung Folge geleistet hatte, den König Max auf einer sechswöchentlichen Gebirgsreise ins bayrische Oberland und Tyrol zu begleiten, begab er sich von München aus für mehrere Monate nach London, um im dortigen britischen Museum weitere Studien für sein Werk über das altenglische Drama zu machen. Während des Aufenthaltes daselbst unterzog er auch die berühmte Folioausgabe Shakespeare's mit den Anmerkungen des alten Correctors einer genauen Prüfung und fand, daß die Handschrift des Letzteren nicht, wie bisher geglaubt, schon dem siebenzehnten Jahrhundert angehört und also alle auf der Annahme eines so frühen Datums fußenden Conjecturen unrichtig werden. Mehrere englische Gelehrte stimmten sogleich seiner Ansicht bei, doch blieb auch heftige Opposition nicht aus, und noch ist die interessante litterarische Streitfrage nicht entschieden. — Als Bodenstedt sich zur Reise nach England anschickte, übergab er vorher noch der Münchener Intendanz einen ersten Versuch im Gebiete des Lustspiels. Das kleine, bisher noch nirgends gegebene Stückchen betitelt sich „König Authari's Brautfahrt" und beruht auf der Erzählung des Paulus Diaconus von der Werbung des Longobardenkönigs Anthari um die bayrische Prinzessin Theudelinde. Bodenstedts Rückkehr nach Deutschland bezeichnet dagegen das Erscheinen einer dritten Auflage seiner zuerst im Jahre 1852 gedruckten „Gedichte", welche in vielfach verbesserter und vermehrter Gestalt nun zugleich den zweiten Band jener späteren, dem Jahre 1856 entstammenden Sammlung „Aus der Heimath und Fremde" bilden. Ueber den vorwiegend lehrhaften, contemplativen Charakter dieser Poesien haben wir uns schon oben ausgesprochen, er macht sich namentlich in den „Liedern und Sprüchen" geltend, die wirklich etwas von jener vielgerühmten „Lebensweisheit" Mirza-Schaffy's in sich tragen. Als Probe der sinnvollen Art, mit welcher Bodenstedts Didaktik in den Erscheinungen der Natur wurzelt und aus ihnen sich dichterische Stoffe holt, möge weiter unten das Gedicht „die höchsten Bäume im Walde" abgedruckt stehen. In den übrigen Abschnitten der Sammlung führt uns der Autor unmittelbar auf den bunten, bilderreichen Schauplatz seiner großen morgenländischen Reise, und daß die poetischen Schilderungen, die Bodenstedt uns davon giebt, die ganze Pracht des Orients in lichter Fülle umfließt, können unsere Leser z. B. aus dem zweiten der mitgetheilten Gedichte, dem „Morgen in Tiflis", genügend abnehmen. Am Schlusse mag auch die glanzvolle Heldengestalt Schamyls, die eben jetzt wieder die erhöhte Theilnahme aller Gebildeten in Anspruch nimmt, in einer wildbewegten, mit blendendem Colorit ausgestatteten Scene erscheinen.

Die höchsten Bäume im Walde.

Die höchsten Bäume im Walde
Hielten einst Zwiegespräch;
So stolz wie ihre Worte
Erklang wohl nie Gespräch.

Ihnen waren die Büsche verächtlich,
Die Pilze, die Blumen zu klein;
Sie wollten Alles vernichten,
Und prangen ganz allein.

„Und wollt ihr Alles vertilgen,
Pilze, Blumen und Strauch,
So müßt ihr aus eurer Höhe
Euch selber stürzen auch!

Es schießen neue Pilze
Und Blumen gar schnell empor,
Doch kaum bringt ein Jahrhundert
Solch hohen Baum hervor!"

So sang zu den stolzen Bäumen
Ein Vogel im grünen Wald —
Da änderten die Bäume
Ihren Plan, den kühnen, bald.

Sie ließen Alles stehen,
Und stürzten nicht herab,
Sie maßen die eigene Größe
An dem kleinen Gewächse ab.

Ein Morgen in Tiflis.

Daß ich so früh dem Schlummer Dich entwand,
O süßes Leben, zürne nicht darum;
Steh auf und kleide Dich in Festgewand,
O, folge mir, Du wirst verstehn warum!

Auch ich lag eben noch im Schlummer tief,
Gebannt durch ein lebendig Traumgesicht —
Da klang mir eine Stimme, die mich rief,
Ich folgte ihr, trat aus der Nacht ans Licht,
Und müde noch, rief ich im Zorn wie Du:
„Was weckst Du mich aus meiner nächt'gen Ruh?"
Doch schwand mein Zorn, denn was mir da geschehn,
War schöner, als was ich im Traum gesehn!

Von einer schönen Welt hatt' ich geträumt,
Wo Alles Liebe, Alles Seligkeit.
Die Erde war dem Himmel eingeräumt,
Versöhnt war alle Creatur vom Streit,
Und Römer, Griechen, Moslem, Protestanten,
Begrüßten sich als nahe Blutsverwandten.

Sie sangen Alle wie aus Einem Mund:
Groß ist der Herr, und schön das Erdenrund!
Es legt der Mönch sein härenes Gewand ab,
Der Krieger läßt vom Morde seine Hand ab,
Und hassesmüd, auf allen Lebenswegen,
Umarmend tritt sich Mensch und Mensch entgegen.
Und Alle schwangen sich in frohen Reih'n,
Durch Erd' und Himmel ging die süße Regung,
Ich stimmte jubelnd in den Chor mit ein:
Liebe ist Leben, Leben ist Bewegung . . .

Da — klopften Rosenknospen an die Fenster
Des Schlafgemachs, verscheuchten die Gespenster,
Und riefen: „Auf vom Lager, säume nicht!
Die schöne Morgenzeit verträume nicht!

Es liegt der Tag im Kampfe mit der Nacht;
Schon sind die Blumen alle aufgewacht,
Die Vögel singen, alle Zweige klingen —
Die Morgenröthe zieht als Königin
Durchs Land, macht Alles froh, wie ich es bin,
Und läßt von Bergen, die gen Himmel ragen,
Sich des Gewandes Purpurschleppen tragen.
Wach auf, Du träger Schläfer! säume nicht,
Die schöne Morgenzeit verträume nicht!"

Und ich stand auf und ging hinaus ins Freie;
Geblendet ward mein Aug', wohin es schweift':
Schon hatte fern der weißen Berge Reihe
Die nächt'gen Nebelkleider abgestreift,
Und badete sich nackt im Morgenglühn.
Von Berg zu Berg die goldnen Strahlen sprangen.
Rings aus der Gärten morgenfeuchtem Grün
Die Blumen glühten und die Zweige klangen.
In seinen Ufern glüht' der Strom im Thale
Wie Feuerwein im goldenen Pocale.

Weiß dampft es von den Felsen — zwischendurch
Erschimmerte glühroth die alte Burg
Mit ihrer weit herabgestreckten Mauer —
Ein Anblick sonst des Schreckens und der Trauer:
Jetzt aber lustig war sie anzusehn,
Ein schimmernder Palast, bewohnt von Feen. . .
Es hing ein Nebelstreif noch hin und wieder
Und flatterte am Fels wie eine Fahne.
Beim Karawanserai die Karawane
Ward ausgerüstet — vor dem Führer nieder
Beugt seine Knie' das stolze Dromedar,
Und wimmert, wie es seine Last empfangen;
Langsam erhebt es dann die schlanken Glieder,
Die Last ist leicht — der Blick wird wieder klar,
Im Glanz des Frühroths ist sein Gram vergangen. . .
Schon rief der Muezzin vom Minaret
Die Gläubigen zum ersten Frühgebet.

Die Töchter Grusiens schliefen auf den Dächern,
Es war so schwül zur Nacht in den Gemächern —
Hell spielten um der Mädchen Angesicht
Die Sonnenstrahlen, und sie merkten's nicht.
Es standen selbst die Wachen an den Thoren
Ganz in der Morgenröthe Glanz verloren;
Und auch auf ihrer Mordgewehre Spitzen
Ließ friedlich sie die goldnen Strahlen blitzen.
Ihr milder Feuerschein hüllt Alles ein,
Verklärt die Welt in Herrlichkeit und Ruh,
Und Nichts fehlt zu dem schönen Bild als — Du!

O komm, Du süßes Leben! säume nicht,
Die schöne Morgenzeit verträume nicht!
Durch frisches Blumenland will ich Dich führen,
Will Dein Gemüth durch Feierklänge rühren;
Sollst selber wie die Morgenröthe glühen
In ihrem Strahl, und mit den Blumen blühen.
O klage nicht, wo Alles jauchzt und lacht:
Dein Herz soll haben was es wünschen mag —
Komm, schönes Morgenroth! ich bin der Tag
Der Dich heraufzieht aus des Lagers Nacht —
Komm! leb' der Freude, und die Sorge tödte!
Ich will Dein Tag sein, schöne Morgenröthe!
Ich will Dein Schleppenträger sein, Dein Alles!
Und wenn Du fällst: die Stütze Deines Falles!

Schamyl in den Wäldern von Itschkeri.

(1837.)

Zum Kampfe gerüstet die Schaaren stehn,
Die Banner des Halbmonds und Adlers wehn.
In Itschkeri's Wäldern, auf freiem Plan,
Zu Schamyl sprengt der Feldherr der Russen heran:
„Ich grüß' Dich, Schamyl, Du furchtloser Held!
Du Herrscher des Landes und Führer im Feld,
Du Leitstern der Völker des Kaukasus:
Der Russenczar sendet Dir Botschaft und Gruß!
Genug ist's der Kämpfe im Daghestan,
Sei des mächtigen Czaren Unterthan,
Und Du sollst zum Leh'n alle Lande empfah'n
Der Heldenstämme von Lesghistan!"
Da runzelt Schamyl sein stolzes Gesicht:
— Was mein ist, brauch' ich als Lehen nicht! —
„Beug', tapfrer Imam, Deinen stolzen Muth!
Was der mächtige Czar Dir aus Gnade thut,
Wird sonst Dir entrissen mit Feuer und Blut:
Siehe, zahllos wie der Sand am Meer
Ist das unübersehbare Russenheer,
Und der Name des Czaren ein Schrecken auf Erden!"
— Und sei wie der Sand die Zahl Eures Heers:
Meine Krieger sind wie die Wellen des Meers,
Die den stiebenden Sand hinwegspülen werden! —
„Greift rächend mein Heerbann zu Schwert und Gewehr:
Weh, Weh Dir, Schamyl, dann, und Weh Deinem Heer!
Wenn sich dunkel die Banner des Adlers entrollen,
Wenn die Donner aus hundert Geschützen grollen:
Was den Kugeln entfleucht und den Schwertern im Kampf,
Sinkt heulend zermalmt unter Rossegestampf!"
— Daß Gott Dir die Zunge im Munde verdorrt!
O schweig, stolzer Prahler, Fluch treffe Dein Wort!
Deiner eigenen Söldlinge grimmes Geschick
Weissagt mir Dein unglückverheißender Blick.
Und flattert der Adler auch stolz und hoch:
Der leuchtende Halbmond glänzt höher noch!
Sieh meine gepanzerten Schaaren stehn:
Den schlanken Kabarder, den stolzen Tschetschén,
Noch nie hat ein Feind ihren Rücken gesehn!
Wie sie halten zu Rosse so stattlich und kühn,
Wie die dunkelen Augen vor Kampflust glühn —
Mehr zählt solch Ein Held aus kaukasischem Blut,
Als hundert von Eurer geknechteten Brut! —
„Ein Wort noch, Schamyl, von dem, der mich gesandt,
Sieh, es hält eine Kugel und Salz meine Hand —
Das Salz deutet Frieden, doch Feindschaft das Blei,
Wähl' Eines, so ist meine Botschaft vorbei.
Doch vernimm, eh' Du wählest: das bleierne Loos
Birgt Weh und Verderben im dunkelen Schooß —
Dein Sohn weilt gefangen in meinem Gezelt,
Schon sind, ihn zu tödten, die Henker bestellt,
Und wählst Du die Kugel, so fällt sein Haupt,
Und dem Sohn hat der Vater das Leben geraubt." . . .
Da zuckt's wie ein Blitz durch die Brust des Imam,
Als er schaudernd das furchtbare Wort vernahm —
Es durchrieselt ihn kalt, seine Wange erbleicht,
Wild ballt sich die Hand, und das Auge wird feucht.
Doch bald faßt er sich wieder, der Kampf ist vollbracht,
Seine Hand greift das Blei:
— Nun, wohlan denn, zur Schlacht!
Und fällt auch mein Sohn unter Henkershand:
Mein Blut ist mir theuer, doch theurer mein Land!
Mein Herz ist gewappnet für Unglück und Wehe,
Allah ist groß, Sein Wille geschehe! —

Friedrich Bülau †.

In dem am 26. October nach längerem Unwohlsein verstorbenen Professor Friedrich Bülau verlor die Leipziger Universität eines ihrer nach Außen hin bekanntesten Mitglieder, sowie die deutsche Presse und publicistische Litteratur einen anerkannt tüchtigen und gewandten Vertreter. Er war am 8. October 1805 zu Freiberg in Sachsen geboren, studierte in Leipzig von 1823 bis 1827 Jurisprudenz und habilitirte sich daselbst 1828 zunächst für sächsisches Staatsrecht, ging aber im folgenden Jahre bereits zur philosophischen Facultät über und ward 1833 außerordentlicher, sowie 1836 nach Ablehnung eines von Kiel aus an ihn ergangenen Rufes ordentlicher Professor der praktischen Philosophie und Politik. Bülau's intimster Freund und Studiengenosse, der noch jetzt in Leipzig lebende, wenngleich nicht mehr active Professor Weiske, war auch Gefährte seiner frühesten litterarischen Bestrebungen, indem Beide zusammen die „Germania" des Tacitus übersetzten und von 1831 bis 1835 eine Zeitschrift „das Vaterland" herausgaben. Von 1837 bis 1844 fungirte Bülau als Censor — ein nicht sehr erfreuliches Amt, welches er jedoch mit großem Takt und mit Humanität führte. Redacteur von Zeitschriften war Bülau in der Folge noch dreimal, d. h., in den Jahren 1838 bis 1849 Redacteur der von Pölitz begonnenen „Neuen Jahrbücher für Geschichte und Politik", von 1843 bis 1848 Redacteur der „Deutschen Allgemeinen Zeitung", sowie 1851 bis 1854 Oberredacteur der halbamtlichen „Leipziger Zeitung". Außerdem betheiligte er sich mit journalistischen Arbeiten in früherer Zeit an den Ruge-Echtermeyer'schen „Jahrbüchern für Litteratur", und später namentlich an dem Gersdorf'schen „Repertorium". Von selbständigen Werken des stets sehr fleißigen und ernsthaft strebenden Mannes nennen wir außer mancherlei kleineren Schriften, vornehmlich nationalökonomischen Inhalts, besonders seine „Encyclopädie der Staatswissenschaften", seine „Geschichte der europäischen Staatensysteme", seine „Allgemeine Geschichte der Jahre 1830—1838", sowie die für die Heeren-Ukert'sche Sammlung unternommene „Geschichte Deutschlands von 1806—1830". Ein originelles, bereits elf Bände umfassendes, doch immer noch nicht zum Abschluß gediehenes Werk sind auch die „geheimen Geschichten und räthselhaften Menschen" (1850—59), ein historisches Curiositätencabinet und Anekdotenmagazin, worin was aus der Chronique scandaleuse der Höfe und Länder für die Wissenschaft von Werth sein kann, mit Hülfe einer immensen Belesenheit aufgespeichert erscheint. Weiter sind zu erwähnen die von Bülau gelieferten Uebersetzungen der „Geschichte Englands" und der „Essays" von Macaulay, auch leitete er als Herausgeber die „historische Hausbibliothek". An vielen periodischen Unternehmungen, z. B. den Brockhaus'schen Encyclopädien, nahm er thätigen Antheil, und auch die Europa und die Männer der Zeit verlieren in ihm einen Mitarbeiter, dessen Beiträge der Redaction stets werthvoll und willkommen waren. — Bülau gehörte im Bereiche der Geschichtswissenschaft zu den Pragmatikern, zu den Männern, die mehr durch Reichthum und Gediegenheit der Kenntnisse, als durch geistvolle Anschauung und Beurtheilung excellirten. In politischer Beziehung war er ein sogenannter Altliberaler, ein Glied der freisinnigen Partei im vormärzlichen Sinne. Demgemäß stand er auch während der Verfassungswirren der Jahre 1848 und 1849 auf Seiten der Regierung und bekleidete gerade in jener Zeit das Rectorat der Leipziger Universität, das ihm die Regierung bei der Reactivirung der Verfassung von 1831 auf ein Jahr verlängerte. Wiederholt vertrat er auch die Universität auf den Landtagen zu Dresden. In Hinsicht seines persönlichen Werthes, bezüglich der Lauterkeit seines Charakters und der liebenswürdigen Art seines Umgangs herrscht nur eine Stimme, die der höchsten Anerkennung, selbst bei Denjenigen, die seine politischen Ansichten nicht immer theilen konnten.

O. Glaubrecht †.

O. Glaubrecht war der angenommene Name des evangelischen Pastors Rudolph Oeser, der neben seinen Collegen Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf), Wilhelm Oertl (O. W. v. Horn), Wildenhahn u. A. sich als Volksschriftsteller in den letzten zwei Decennien eines weitverbreiteten Rufes erfreute. Er wurde am 31. October 1807 in Gießen geboren, studierte an der dortigen Universität bis zum Jahre 1830 Theologie, war dann Hauslehrer in Pfungstadt bei Darmstadt, von 1833 an Pfarradjunct zu Rodheim im Kreise Nidda, sowie endlich vom 7. August 1835 bis zu seinem vor kurzem erfolgten Tode Pfarrer in Lindheim bei Büdingen. Die Trefflichkeit seiner Seelsorge, der sittliche und religiöse Gehalt seiner Predigten und der ganze wackere Charakter des Mannes kam besonders zwar nur der ihm anvertrauten Gemeinde zu Gute; die schriftstellerische Thätigkeit aber, zu der er in seinem Amte noch genügende Muße fand, äußerte sich in viel weiteren Kreisen auf ersprießliche Weise. Seine Schriften haben viel Gutes gewirkt und dem Volke aller deutschen Länder eine kräftige, gesunde Nahrung dargeboten. O. Glaubrecht wurde in dem, was er schrieb, niemals platt und trivial, sondern blieb bei aller Popularität der Darstellung doch edel und manierlich. Auch besaß er unleugbar eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und die Gabe der Beobachtung aller Eigenthümlichkeiten, Schäden und Schwächen, sowie der ferngesunden Natürlichkeit und der Bedürfnisse der niederen Volksclassen. Seine Erzählungen, die sich im Ganzen wohl auf die Zahl von sechszehn bis achtzehn belaufen, und die sich einzeln z. B. „Anna, die Blutegelhändlerin", „die Heimkehr", „der Kalendermann", „Leiningen", „der Zigeuner", „die Heimathlosen", „Ziegendorf" u. s. w. betiteln, fehlen so ziemlich in keiner Volksbibliothek. Das Erste, womit der jetzt Verstorbene im Jahre 1843 vor die Oeffentlichkeit trat, waren „die Schreckensjahre von Lindheim. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des siebenzehnten Jahrhunderts."

Fr. Chr. Petersen †.

Frederik Christian Petersen, ein auch im Auslande rühmlich bekannter Professor an der Universität zu Kopenhagen, starb daselbst am 20. October im dreiundsiebenzigsten Jahre. Er wurde am 9. December 1786 auf Antworskov in Seeland, wo sein Vater Pachter war, geboren, studierte seit 1803 in der dänischen Hauptstadt Theologie und Philologie und promovirte 1818 mit einer Dissertation „De Aeschyli vita et fabulis", um zunächst nur philologische, von 1819—1821 aber auch theologische Vorlesungen zu halten. 1826 ward er Mitglied der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften, 1829 Propst der Stiftungen an der Kopenhagener Universität und 1842 ordentlicher Professor der griechischen Kunst und Litteratur. Als Schriftsteller war Petersen sehr fleißig und er erwarb sich in dieser Hinsicht einen Ruf, der besonders was verschiedene archäologische Einzeluntersuchungen anlangt, wohl noch lange andauern wird. Außer zahlreichen Programmen und Aufsätzen in den zum Theil von ihm selbst redigirten Journalen: „Monatsschrift für Litteratur" (Bd. 1—20, 1829—50) und „Zeitschrift für Litteratur und Kritik" (Bd. 1—7, 1839—42) schrieb Petersen z. B. eine „allgemeine Einleitung in das Studium der Archäologie" (1825, deutsch

von Friedrichsen), sowie als sein Hauptwerk ein „Handbuch der griechischen Litteratur“ (1826—34), das für die Zeit, in der es erschien, als sehr verdienstliche Arbeit bezeichnet werden muß. Aus Anlaß seiner Mitgliedschaft in der Gesellschaft der Wissenschaften entstanden z. B. die Abhandlungen „über die Wegführung des Delphischen Dreifußes durch Herakles“ (1827), „über die Aechtheit der Vorrede zu des Nicephorus Bryennius Geschichte der Komnenen“ (1841), und „über die Epheten und ihre Dikasterien in Athen“ (1847). Seiner archäologischen Ueberzeugung nach gehörte Petersen zu der Schule der sogenannten Orientalisten, d. h. derer, die fremde Einflüsse auf die griechische Kunst anzunehmen geneigt sind.

Generallieutenant v. Witzleben †.

An dem vor kurzem in Neiße verstorbenen Generallieutenant Ferdinand August v. Witzleben besaß die preußische Armee einen wissenschaftlich sehr gebildeten Offizier, der auch schriftstellerisch im Felde der Strategie und Geographie thätig war. Er wurde am 9. August 1800 in Osnabrück geboren und begann seine militärische Laufbahn bereits im dreizehnten Jahre bei der hanseatischen Legion, deren Commandeur damals sein Vater war. Von 1817 an studierte er sodann auf der Universität in Halle, 1818 aber trat er ins preußische Heer ein und stationirte zunächst in Magdeburg, sowie später in Ruppin, Danzig und Frankfurt a/O. 1830 ward er zum Generalstab berufen und zugleich Lehrer an der allgemeinen Kriegsschule in Berlin. 1849 übernahm er das Commando der mecklenburg-schwerinschen Division, in welcher Stellung er auch die vom Großherzog ihm aufgetragene Reorganisation des ganzen Contingents zu betreiben hatte. Im November 1858 jedoch kehrte er wieder in königlich preußische Dienste zurück und wurde alsbald zum Befehlshaber der zwölften Division in Neiße ernannt. Was sein schriftstellerisches Wirken anlangt, so ward er zunächst durch eine historisch werthvolle Darstellung des „russisch-türkischen Feldzugs von 1828 und 1829“ bekannt. Seine Schrift über „die taktische Ausbildung der Infanterie“ (1856) machte in den betreffenden Kreisen geradezu Epoche und gilt in ihrer Art als classisches Werk, wie denn auch die von ihm aufgenommenen Karten, z. B. die Kreiskarten des preußischen Staates, und die Karten von Nordwest-Deutschland und Ostfrankreich in der geographischen Wissenschaft von Bedeutung sind und ihren Werth noch lange behalten werden. — Der Vater Ferdinand Augusts v. Witzleben, der Obrist Karl August v. Witzleben, war der einst unter dem Namen Tromlitz sehr beliebte Romanschreiber, und ein anderes Mitglied der Familie, gegenwärtig königl. preußischer Major, hat sich gleichfalls durch historische Erzählungen bekannt gemacht.

Max Ballmann †.

Der am 29. October nach langwieriger Krankheit verstorbene Max Ballmann war für Leipzig eine locale Berühmtheit, ein Mann, dessen Name und Person in allen Kreisen der Einwohnerschaft sich großer Popularität und Zuneigung erfreute. Als eines der ältesten Mitglieder der städtischen Bühne, schien er mit der Existenz derselben nachgerade unauflöslich verwachsen, und das Publicum durfte seinen Besitz als eine Gewißheit betrachten, die ihm kein Wechsel der Zeiten rauben würde. Der Tod endlich mußte dies enge Band zwischen Darsteller und Zuschauer zerreißen. — Ballmann war im Jahre 1798 in Straßburg geboren und betrat das Theater unter seinem Taufnamen Max 1818 zum ersten Male in Paderborn. Nachdem er eine Zeitlang bei reisenden Gesellschaften gespielt hatte, erhielt er 1820 ein Engagement in Weimar, welches er jedoch wegen ungenügender Beschäftigung bald wieder verließ, um aufs neue an kleineren Bühnen thätig zu sein. 1827 kam er nach Breslau, 1829 nach Magdeburg, und an beiden Orten erwarb er sich allgemeine Beliebtheit. Dasselbe aber war dann auch in Leipzig der Fall, wohin ihn Director Ringelhardt bei Uebernahme der Bühnenleitung berief und wo er am 15. August 1832 als Jetter im „Egmont“ — bis zu seinem Lebensende eine seiner Glanzrollen — mit großem Erfolg debutirte. Seit dieser Zeit gehörte er unserem Theater ununterbrochen, in guten wie in schlechten Tagen, an, und obgleich ein inneres Leiden wohl schon zehn Jahre lang seine ursprünglich kerngesunde Natur unterwühlte, blieb er, mit Anstrengung all seiner geistigen Kräfte den oft sehr herben körperlichen Schmerzen Trotz bietend, doch fortdauernd auf den Brettern wirksam. In seiner Blüthezeit, als er noch jung und frisch war, bildete er mit Albert Lortzing und Leberecht Berthold ein Kleeblatt von Komikern, welches die Leipziger Bühne damals auch nach Außen hin vortheilhaft bekannt machte; beide Collegen sah Ballmann sich schon lange im Tode vorangehen, er blieb allein übrig, und es war ihm endlich auch noch vergönnt, das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner Thätigkeit in unserer Stadt unter der regsten Theilnahme seiner zahlreichen Freunde und Verehrer zu begehen. Im letzten Jahre seines Lebens nahm die unheilbare Krankheit, an der er litt, plötzlich eine so schlimme Wendung, daß das Aeußerste zu befürchten war; doch kam es dazu noch nicht gleich; Ballmann fuhr fort zu spielen, wenn es sein Zustand nur einigermaßen erlaubte, er machte durch bereitwillige Uebernahme mehrerer anstrengenden Partien vor einigen Wochen noch das Gastspiel des Frln. Goßmann möglich, ja ließ sich selbst in dem Zugstück der vergangenen Michaelismesse, den „Maschinenbauern von Berlin“, noch mit einer Rolle bedenken, die die letzte in seinem Leben werden sollte. Am 18. September ward die genannte Posse zum ersten Mal gegeben, und Ballmann spielte darin den alten ergötzlichen Parvenu Hornipel mit der ihm gewohnten trockenen und naturwahren Komik; am 19. schon ward das Stück wiederholt, er aber vermochte seinen Part bereits nicht mehr zu Ende zu führen; sein langjähriger College Stürmer that dies für ihn, und seitdem konnte Ballmann die Bretter überhaupt nicht mehr betreten. Er wurde ganz bettlägerig, und den 29. October Abends nach sieben Uhr, als man im Theater gerade ein sehr heiteres, possenhaftes Stück spielte, erfolgte der Tod des alten Lieblings der Leipziger.

Ballmann war, was man so nennt, ein geborener Komiker, ein ächter und rechter Localkomiker. Seine Persönlichkeit erschien schon, ohne die Zuthat von Reden und Geberden, zur Hervorbringung komischer Effecte geeignet und wirkte auch allein oft genug erheiternd auf das Publicum. Wir erinnern uns eines Abends, wo man das besonders erproben konnte. Es wurden die „Wiener in Paris“ gegeben, Dawison erschien als Bonjour und hatte durch den Vortrag seiner Chansons alle Hörer hingerissen. Da that sich die Thüre auf, und ins Zimmer herein trat Ballmann, der einen alten gemüthlichen Wiener Bedienten gab; ohne ein Wort zu sagen, ohne eine Hand zu rühren und eine Miene zu verziehen, ging er langsam bis vor an die Lampen, aber schon das genügte, um im Publicum einen wahren Sturm von Gelächter hervorzurufen. Und so war es noch oft der Fall; wenn unser Freund aber dann zu sprechen begann, stieg die Lust natürlich noch viel höher. Eine Komik, wie die Ballmanns war, die mit so einfachen Mitteln, so ohne alle Absicht, Uebertreibung und Berechnung doch niemals den humoristischen Zweck verfehlte, wird stets eine Art psychologisches Geheimniß bleiben. Es ist eine ganz eigene Individualität und Temperament dazu nöthig. Studium und Ueberlegung können dagegen fast ganz außer Acht bleiben. Charakteristisch war an der Ballmann'schen Komik neben ihrer Trockenheit auch ihre Harmlosigkeit; er wurde, was besonders bei einem Localkomiker viel heißen will, niemals persönlich, er verletzte nie, hielt sich auch stets vom Gemeinen fern und beobachtete immer das ästhetische Maß und künstlerische Wohlanständigkeit. Das war sein Vorzug neben einer Schwäche, nicht frei von einer stereotypen Art der Auffassung

zu sein. Aus seinem im Laufe der Jahre stets reichhaltiger werdenden Repertoire, das zuletzt wohl mehrere hunderte von Rollen umfaßte, wollen wir hier nur noch einige Partien namentlich erwähnen. Der schon genannte Jetter im „Egmont" war ein frisches, dem Leben abgelauschtes, in niederländischer Manier gehaltenes Bildchen, das stets den gewinnendsten Eindruck hervorbrachte. Im „Faust", als Siebel in Auerbachs Keller, war er der ergötzlichste Interpret des Spruches vom „Klein-Paris", der sich denken läßt. Die Figur des Shakespeare'schen Clown wußte er in all ihren Variationen, als Todtengräber im „Hamlet", Lanzelot Gobbo im „Kaufmann von Venedig", Grumio in der „bezähmten Widerspenstigen", Zettel im „Sommernachtstraum" rc. auf höchst charakteristische Weise wiederzugeben. Köstliche, von Humor und Laune beseelte, an kleinen, oft sogar sehr feinen Zügen reiche Leistungen waren außerdem z. B. sein Wendel in „Königs Befehl", sein „Vater der Debutantin", sein Steidele in der „Schwäbin", sein Schulze im „Proceß", Dr. Berg in „Ein Mann hilft dem andern", Hillermann in „Rosenmüller und Finke", Monsieur Jadis in „Ein prächtiger alter Knabe", Jonathan in „Graf Essex", Pedro in „Preciosa", Pațig in „Familienzwist und Frieden" rc. Auch hatte Ballmann viele Partien des Gesangskomikers in den Berliner und Wiener Possen inne, wie die des Zwirn in „Lumpacivagabundus", oder die des Bluster in „Wenn Leute Geld haben", ja und er war häufig sogar in Opern beschäftigt, worin er komische Episoden gab, z. B. den Schneider in „Hans Heiling", den Brenner im „Waffenschmied", den Banditen in „Fra Diavolo" rc. Man sagt sonst immer, das Fach eines Komikers sei beschränkt, aber Ballmann war auch als Komiker ein Träger des Repertoires.

Soviel von dem Verstorbenen als Künstler. Seine persönlichen Eigenschaften hatten ihn außerhalb der Bühne, in allen geselligen Kreisen Leipzigs zu einer ebenfalls gern gesehenen Erscheinung gemacht. Er war die Seele vieler frohen und gemüthlichen Cirkel, und die Zahl seiner Freunde ungemein groß. Deshalb ward auch die Nachricht von seinem Tode an den verschiedensten Orten gleich schmerzlich empfunden. Wir sagten oben, er sei mit der Existenz der Leipziger Bühne verwachsen gewesen, wir hätten lieber sagen sollen: mit dem Leben der Stadt. Sein Scheiden von der Erde hinterläßt eine Lücke im freundschaftlichen Verkehr vieler unserer Mitbürger, sowie im Personal des Theaters, und diese letztere wird vor allem schwer auszufüllen sein.

Brachvogels Benoni.

Der Ruf, welchen das Drama „Narciß" seinem Autor verschafft hatte, erwies sich bisher noch immer nachhaltig genug, um auch allen folgenden Productionen des Verfassers die Theilnahme des Publicums entgegenzutragen, wenngleich die gespannten Erwartungen fast stets mit Enttäuschung verbunden waren. Brachvogels neuester Roman „Benoni" (3 Bde., Leipzig, Costenoble) ward gleichfalls mit mancherlei Hoffnungen begrüßt, doch denken wir, daß diesmal der Eclat vollkommen wird, denn noch nie traten die Mängel in des Dichters Begabung, und die Unfertigkeit seiner künstlerischen Bildung, die sich vergebens hinter Phrasen zu verstecken sucht, so handgreiflich und in so grellem Lichte vor den Leser hin, als in „Benoni".

Die Prätentionen, mit denen der Autor seinen Roman in die Welt gehen läßt, sind groß. Ein gereimter Prolog soll uns den höheren Sinn des Ganzen erklären, und es heißt darin am Schlusse:

„Auch Du, Benoni, Abglanz unsrer Zeiten,
O Sohn der Schmerzen, Träume und Ideen,
Magst Du nun gleichfalls, Deinen Strauß zu streiten,
Den Wallfahrtsweg empor zur Wahrheit gehen.
Es harren Dein schon auf den Stationen
Des Leidens wie des Irrthums Dornenkronen!"

Der Held der Brachvogel'schen Erzählung soll danach also typische Bedeutung haben, er soll der Mensch der neuen Zeit, eine Personification ihres ängstlichen, schmerzlichen Ringens nach Wahrheit und Glück sein, wobei wir jedoch gleich bemerken wollen, daß diese Tendenz des Romans sich bei der Lectüre durch nichts in demselben wieder in unser Gedächtniß zurückgerufen hat, bis wir am Ende des Ganzen zu einem Epilog kamen, und darin jene philosophischen Ideen von neuem aufgenommen sahen, womit sich der Roman äußerlich prunkend verbrämt hat, die seinen inneren, sehr flachen und seichten Charakter aber durchaus nicht erfüllen und vertiefen. — Die Grenzen, welche sich der Autor in stofflicher Hinsicht setzte, sind sehr weite, für einen Dichter, dessen schwächste Seite von jeher die Composition war, viel zu weit; denn nicht nur eine historische Episode finden wir darin geschildert, sondern ein ganzes langes Jahrhundert der Geschichte mit seinen Kämpfen, Wendungen und Krisen wollte der Verfasser vor uns aufrollen, das vom siebenjährigen Krieg bis zum Ueberwinden der letzten Revolution reichende Jahrhundert nämlich. Natürlich aber mißglückte der Versuch, und die Form des weitschichtigen Ganzen entbehrt der inneren Einheit und Abgeschlossenheit, sie zerbröckelt zu einzelnen, unter einander nicht organisch verbundenen Fragmenten. Der Inhalt des Romans ist kurz folgender. Detlef von Bebran hatte die Schlachten des großen Friedrich mitgeschlagen, und kam als Sieger in das Land seiner Kindheit, nach Schlesien, zurück, wo er sich mit den im Kriege erworbenen Schätzen ankaufte und ein frisches, junges Weibchen nahm. Seine Gattin beschenkte ihn bald genug mit einer Tochter, deren einziger Fehler war, wie er sagte, daß sie „kein Junge" geworden, denn den einen sehnlichen Wunsch hatte Bebran, seine Familie um einen Stammhalter vergrößert zu sehen. Statt daß sich diese Aussicht erfüllt hätte, mußte er aber nach einigen Jahren schon seine Frau auf den Friedhof betten, und im Gram um sein rasch verlorenes Liebesglück war er nahe daran, ein unheilbarer Hypochonder zu werden, wenn nicht ein Ungefähr seinen Sinn fürs Leben wach erhalten hätte. Der Hirtenjunge in seiner Gemeinde, des alten Schäfers Trautmann Sohn, war ein stattlicher Bursche; es schien dem Herrn, er könne ein wackrer Mann werden, und ihm dazu zu verhelfen, wurde die Aufgabe, die Bebran nun über sich nahm. Er ließ den Knaben erziehen und sorgfältig heranbilden; endlich war derselbe so weit, daß er die Breslauer hohe Schule beziehen konnte — da begann eben der letzte Kampf Deutschlands gegen Napoleonische Gewaltherrschaft, und Gottlieb Trautmann war mit einer der Ersten, die am Kriege als Freiwillige Theil nahmen. Mit dem eisernen Kreuze geschmückt, kehrte er nach Besiegung des Tyrannen gerade noch zeitig genug zurück, um seinem alten Wohlthäter die Augen im Tode zudrücken und dessen Segen für den Ehebund mit seiner Tochter Dorothea empfangen zu können. Als reicher Erbe und glücklicher Hausvater hätte Trautmann nun ruhig und harmlos dahinleben dürfen, jedoch auch seine Frau starb, wie ihre Mutter, frühzeitig, nachdem sie ihrem Gemahl einen Sohn geboren hatte, den dieser Benoni nannte. Das ist der eigentliche Held der Erzählung, der erst am Schlusse des ersten von den drei Bänden ins Leben tritt, und der nun also Repräsentant der dritten von den drei Generationen wird, die der Roman vor uns vorüber führt. Seine Jugend wird durch Conflicte bewegt, welche zwischen der Familie seines Vaters und der eines Gutsnachbars, des Doctor Turner, stattfinden. Dieser hat nämlich in früherer Zeit jenen einmal gröblich beleidigt, ein Duell, das fast tödtlichen Ausgang genommen hätte, war die Folge ihres Streites und zugleich mitwirkende Ursache zum Tode der Mutter Benoni's, deren Entbindung gerade in die Zeit fiel, wo ihr Gemahl von der Pistole seines Gegners gefährlich verwundet wurde. Trautmann hat Letzterem ewigen Haß geschworen, und in diesem Haß erzog er auch seinen Sohn, doch soll — so scheint es das Schicksal zu wollen — denselben bald genug Liebe mit der Familie Turner

verknüpfen. Magda, die reizendschöne geistvolle Tochter des Doctors thut es seinem Herzen an, und so gewaltig ist die neue Leidenschaft, daß er, als das Mädchen sich mit den Ihrigen nach Paris begiebt, um ihretwillen seinen alten Vater in Schmerz und Groll verläßt und der Zauberin nachreist, aus deren Banden er nicht loskommen kann, ob er gleich darin der Elendesten Einer unter allen Liebenden ist. Denn durch Magda „geht der Riß unsrer Zeit"; das Verhältniß des Weibes zum Manne füllt ihre stolze, hochfliegende Seele nicht aus, ihr Geist begehrt noch andren Inhalt, sie sehnt sich nach höherer Erkenntniß des Lebens, der Welt, ihrer Erscheinungen und Räthsel — aufrichtig gesagt, wir wissen selber nicht recht, wie wir ihren Zustand bezeichnen sollen, der an einer psychologischen Unklarheit sonder Gleichen leidet. Bei den früheren Helden und Heldinnen Brachvogels hatte man doch immer noch irgend einen schwachen Faden im Labyrinth ihrer Gedanken und Stimmungen zur Hand; bei Magda aber — und sie ist die eigentliche Hauptfigur des Romans, auf die sich der Dichter sehr viel einzubilden scheint, hört alles und jedes Verständniß, jede sichere Berechnung im Voraus und alle Glaubhaftigkeit auf. Sie ist nicht nur eine unverstandene, nein! ein schlechthin unverständliche Seele! Warum sie sich nicht mit der Liebe Benoni's begnügt, warum sie rastlos immer weiter schweift, als suche sie irgend welchen Stern ihres Lebens, irgend welches Ideal ihres Daseins — wer kann es begreifen, besonders da sie am Schluß, ohne einen inneren Proceß, eine Entwickelung ihres Charakters durchgemacht zu haben, endlich doch noch sich in das Glück der Liebe rettet und dem treuen Benoni „das Letzte schenkt, was sie hat — sich selber" nämlich! Der Leser, wie gesagt, sieht Ziel und Zweck all dieser Kämpfe und Verirrungen, all dieses Ringens und Strebens nicht ein; aber der Verfasser hat freilich die Lösung des Räthsels der Sphinx, die philosophische Erklärungsformel für all seinen poetischen Wirrwarr zur Hand, wenngleich wir nicht glauben, daß er selber sich viel dabei gedacht hat, und genau wissen, daß der Leser sich noch weniger viel dabei denken kann. „Wie in Magda und Benoni — so heißt es nämlich in dem Buche — der Ringkampf zwischen Subjectivem und Objectivem, zwischen Allsein und Sondergeist, Abhängigkeit und Freiheit, Herz und Hirn zu einem reinen Glück sich versöhnte, zum irdischen Begriffe wahrer Freiheit, so wird es auch die ganze jetzige Zeit, so dieses Jahrhundert, seine Geschlechter und Völker, so unser holdes, liebes deutsches Vaterland!" In der That — die Worte klingen gut und erbaulich, wenn nur mehr Sinn dahinter steckte.

Durch den Prolog und Epilog macht Brachvogel das Werk zu einer Art philosophischem Roman, der mit seiner tiefsinnigen Haltung an die höher Gebildeten zu appelliren scheint. Diese aber kann er schon darum nicht befriedigen, weil eben seine Tendenz keine recht klare, verständlich, Interesse erregende ist. Seinem eigentlichen Wesen nach, in Form und Ausführung wurde er dagegen für die große Masse des Lesepublicums geschrieben, denn sein Inhalt ist — abgesehen von den gewöhnlich die einzelnen Capitel einleitenden gelehrten Excursen und geschichtsphilosophischen Räsonnements — durchaus trivial, und sein Styl ohne Anhauch höheren Geistes platt und stellenweise sogar sehr salopp. Der großen Masse des Publicums könnten wir also den Brachvogel'schen „Benoni" wohl empfehlen, wenn er nicht auch zugleich im Zurschautragen einer Tendenz ein gewisses vornehmes und apartes Wesen annähme, mit dem sich jene zahlreiche Classe von Lesern niemals recht befreunden kann. Im Grunde paßt daher das neue Werk weder für die Einen, noch für die Andern. — Einzelne Episoden beweisen aufs neue, was der Autor ursprünglich für ein begabter Mann gewesen ist, und was er leisten könnte, wenn er sich nicht gleich von Anfang an in einen Weg der Verbildung verrannt hätte, von dem ihm keine Rückkehr mehr möglich scheint. Der einfachen, natürlichen, naiv schönen Stellen giebt es in dem Roman sehr wenige — dagegen herrscht Manierirtheit und Caprice noch ausschließlicher, als in den früheren Werken Brachvogels. Franz, der untergeschobene Sohn Turners, ein raffinirter Schurke, der den Bösewicht der Erzählung abgiebt, ist neben den abenteuernden Hauptgestalten, Magda und Benoni, der sich zuletzt in das Gewirr der Pariser Februarrevolution einläßt, dann aber im Anschauen der paradiesischen Natur in den Südseegegenden seine innere Wiedergeburt findet, besonders noch ein Zeugniß für das manierirte Schaffen und die capriciöse Feder des Autors.

Die Legende der Jahrhunderte.

Victor Hugo hat nach Jahren politischer Verirrung sich im Exil wieder der Poesie zugewendet, und die Frucht seines erneuten Bundes mit der Muse ist ein Epos, das jetzt ebensowohl durch die Großartigkeit im Entwurfe, als durch Schönheit und Originalität der Ausführung in der gesammten litterarischen Welt Aufsehen erregt. „La Légende des Siècles" betitelt sich das Werk, welches nichts Geringeres, als eine Universalhistorie der Menschheit oder eine Philosophie der Geschichte in dichterischem Gewande zu geben, ja noch mehr, welches in seiner Vollendung, die es lange noch nicht erreicht hat, sogar eine Art von poetischem Kosmos zu werden gedenkt. Bis jetzt ist von dem fast unermeßlichen Ganzen nur erst ein Fragment erschienen, aber dies Fragment gleicht, wie ein französischer Kritiker nicht mit Unrecht sagte, bereits einem Baum, der sich zu einem Wald erweitern wird. Eine Bildergallerie aller Jahrhunderte, von Erschaffung der Welt und von Eva, der gemeinsamen Mutter des Menschengeschlechtes an, bis hinunter ins zwanzigste Säculum, eröffnen schon die beiden Bände des Gedichts, die bisher im Drucke vorliegen, und der Autor griff also darin bereits über die Schranken der Gegenwart hinaus in eine noch weit entfernte zukünftige Zeit. Wie aber am Beginn des Werkes der Mensch selber Held des Epos ist, so werden in den folgenden Abtheilungen die beiden ihn beherrschenden Moralprincipe, das Schlechte und das Gute, personificirt erscheinen, d. h. Satan und Gottheit sollen nacheinander im Gedichte auftreten und der Sieg des Unendlichen und Absoluten über das Endliche und Relative den Schluß des Ganzen krönen. Es ist leicht einzusehen, daß der Autor sich damit eine Aufgabe stellte, die nicht nur über seine, sondern überhaupt über menschliche Kräfte hinausgeht; denn auch die höchste Poesie, deren ein irdisches Wesen fähig ist, muß erlahmen an transcendentalen Tendenzen. Muß also die Anlage, der Plan des Gedichts von künstlerischer Seite auch als zu weit ausgesponnen und zu hochtrabend verworfen werden, so bleibt doch hingegen die Anerkennung für das, was im Einzelnen Schönes und Großes geleistet ist, dem Verfasser unbenommen. Victor Hugo ist noch immer der Romantiker, dessen Schöpfungen einem classischen Geschmack niemals vollständig zusagen können, aber er ist der bedeutendste poetische Genius, den Frankreich in unserer Zeit besitzt, und hat das in seiner „Weltlegende" von neuem glänzend bewiesen. Dieselbe entfaltet einen Reichthum an Bildern, Formen und Gestalten, eine üppige, oft übersprudelnde Phantasie, einen tiefsinnigen Gedankeninhalt, der geradezu erstaunlich ist und nicht ohne Wirkung auf den Leser bleiben kann, auch wenn man mit dem Geiste, der durch das Ganze weht, nicht einverstanden wäre. — Victor Hugo wollte sein neues Werk anfänglich bescheiden genug „Petites épopées" nennen, zog dann aber den mysteriös klingenden Titel „la légende des Siècles" vor, der in dem Inhalte des Buches allerdings seine Erklärung findet. Die Stoffe der einzelnen Gesänge sind der Reihe nach und in chronologischer Folge den verschiedenen Jahrhunderten entnommen, so zwar, daß theils geschichtliche Figuren in erfundenen Handlungen, theils erfundene Figuren auf historischem Hintergrund erscheinen. Auch das ist, wie man sieht, eine sehr romantische Conceptionsweise. Das Ganze wird,

wie erwähnt, mit einer poetischen Composition eröffnet, in der Eva die Hauptrolle spielt. Der erste Abschnitt reicht „von Eva bis Christus"; der zweite umfaßt den Verfall Roms, der dritte den Islam, der vierte den christlichen Heldencyklus, der fünfte das Ritterwesen, dessen Schauplatz Deutschland und besonders die Ufer des Rheines sind, der sechste die Geschichte der abendländischen Throne ꝛc. Zur Schilderung der Zukunft im zwanzigsten Jahrhundert dienen zwei Gesänge „Pleine mer" und „Plein ciel", worin der Leviathan und ein Luftschiff gleichsam wie Embleme der neuen Zeit erscheinen.

Wir knüpfen hieran noch folgende Notiz. Die Rieger'sche Handlung zu Stuttgart bereitet eine neue billige Volksausgabe sämmtlicher prosaischen und dramatischen Werke V. Hugo's vor. Die Uebertragung der lyrischen und epischen Dichtungen — vielleicht das Vorzüglichste, was Victor Hugo überhaupt geschrieben hat, — soll demnächst in gleichem Verlage zur Veröffentlichung kommen. Der Dichter des „Sohnes der Zeit" und Uebersetzer des Aristophanes und Béranger, Dr. Ludwig Seeger, wird nämlich sämmtliche Poesien Victor Hugo's — die „Oden und Balladen", die „Orientalischen Lieder", die „Herbstblätter", „Dämmerungsgesänge", „Innere Stimmen", „Lichter und Schatten" — neu übertragen, und mit der „Weltlegende" soll die Reihe eröffnet werden.

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Major Serre auf Maxen, der Begründer der allgemeinen deutschen Nationallotterie zum Besten der Schiller- und Tiedgestiftung, hat soeben ein Preisausschreiben veröffentlicht, demzufolge durch ein Comité von fünf bewährten Schriftstellern dasjenige Werk mit einem Preise von 100 bis zu 150 Ducaten gekrönt werden soll, welches von allen bis zum 1. August 1860 an das Comptoir der Nationallotterie in Dresden geschehenden Einsendungen als das beste Haus- und Volksbuch für das deutsche Publicum anerkannt wird. Form und Inhalt bleibt dabei dem Ermessen der Bewerber anheimgestellt; es soll gleich sein, ob ein Buch Dichtung, Geschichte, litterar- oder culturhistorische Monographie enthält, nur muß es die Bedingungen der Allgemeinfaßlichkeit und dauernden Werthes erfüllen. Fünf Jahre bleibt das gekrönte Werk den Zwecken der Nationallotterie gewidmet.

Die „Leipziger Zeitung" feiert mit Ablauf dieses Jahres das Fest ihres zweihundertjährigen Bestehens, und es soll dieser Zeitabschnitt durch eine im Druck erscheinende „Geschichte der Leipziger Zeitung" litterarisch bezeichnet werden, mit deren Abfassung der königliche Commissar, Regierungsrath von Witzleben, jetzt eben beschäftigt ist, indem ihm dafür die Benutzung des sächsischen Hauptstaatsarchivs, sowie die des königl. Finanzarchivs freigegeben wurde. Die „Leipziger Zeitung" ist eine der ältesten, wenn nicht in gewissem Sinne die älteste Zeitschrift Deutschlands, insofern zwar die beiden Frankfurter Blätter ihre Entstehung schon aus den Jahren 1615 und 1616 herleiten, soviel wir wissen aber nicht den Beweis ihrer Continuität von jener Zeit an bis auf die Gegenwart zu führen vermögen.

Hoffmann v. Fallersleben hat für sein projectirtes großes Werk, die „Bücherkunde", von Seiten der preußischen Regierung eine Unterstützung erhalten, die hoffentlich die Ausführung dieses wichtigen Unternehmens sichern und zugleich beschleunigen wird. Das Ganze soll nächstens schon mit dem Erscheinen der Bücherkunde der dramatischen Litteratur beginnen.

Dr. **Ludwig Hahn**, bekannt durch eine „Geschichte des preußischen Vaterlandes", sowie durch eine „Geschichte Friedrichs des Großen", hat neuerdings „ein deutsches Fürstenbild" zu liefern, d. h. das bedeutsame Leben und Wirken des „Kurfürsten Friedrich des Ersten von Brandenburg, Burggrafen zu Nürnberg und Ahnherrn des preußischen Königshauses" zu schildern unternommen. Die Schrift ist populär und patriotisch gehalten, wie die früheren Werke desselben Verfassers, und ihre Tendenz ist, zu zeigen, „wie schon an der Wiege des brandenburgischen Staates durch einen beherzigenswerthen Fingerzeig der Geschichte Preußens Beruf für Deutschland klar angekündigt wurde."

Ein höchst wichtiges Werk für die Gelehrten nicht nur, sondern für alle Gebildeten, insofern sie Freunde und Kenner der Antike sind, ist vor kurzem durch Ausgabe der zweiten Abtheilung des zweiten Bandes von Dr. **Heinrich Brunn's** „Geschichte der griechischen Künstler" (Stuttgart, Ebner und Seubert) endlich zum Abschluß gekommen, nachdem seit Erscheinen des ersten Theiles dieser durch die Schärfe und die überraschenden Resultate ihrer Kritik in archäologischen Kreisen geradezu Epoche machenden Arbeit sechs Jahre und seit Veröffentlichung der Fortsetzung länger als drei Jahre verflossen sind. Wie aber die damalige Verzögerung ihren Grund in der Rückkehr des Verfassers von Rom nach Deutschland hatte, wo Heinrich Brunn, der talentvollste Schüler Friedrich Welckers, sich neben diesem Altmeister griechischer Kunstgeschichte an der Bonner Universität habilitirte, so findet auch die jetzige Verspätung im Abschluß des Ganzen ihre Entschuldigung in ähnlichen Verhältnissen, in der erneuten Uebersiedelung des Autors nach Rom nämlich, wo derselbe am archäologischen Institut jetzt die Stelle des verstorbenen Emil Braun bekleidet. Zur Uebersicht erwähnen wir hier noch, daß der erste Theil des Werkes die Bildhauer, sowie der zweite die Maler und anderen Künstler, d. h. in der einen Abtheilung die eigentlichen Maler, ferner die Architekten, die Toreuten und Münzstempelschneider, in der anderen aber die Gemmenschneider und die Vasenmaler behandelt. Angehängt sind die sehr genauen und brauchbaren Verzeichnisse der Künstler und Kunstwerke, welche enggedruckt beinahe den Raum von vierzig Seiten beanspruchen, womit wohl schon ein Beweis für die Reichhaltigkeit des Inhalts geliefert ist.

Wie H. Marggraff den Freundschaftsbund zwischen Schiller und Körner, so hat Director Rönnefahrt in Stendal aus Anlaß des bevorstehenden Jubiläums auch das Bündniß zwischen Schiller und Goethe in einer eigenen Broschüre behandelt, die den Nebentitel führt: „der 13. Juni 1794 ein Segenstag der deutschen Nation" (Leipzig, Dyk). Das war nämlich der Tag, welcher nach einer naturwissenschaftlichen Vorlesung des Professors Batsch, der die beiden Männer beigewohnt hatten, die bisher gleichgültig, wenn nicht gar feindlich sich Gegenüberstehenden zum ersten Mal in lebhaften gelehrten Disput näher brachte, aus welchem zufälligen Anlaß sich denn später jenes intime Verhältniß entwickelte, das wohl als ein „Segen für unser Volk" bezeichnet werden darf, insofern die hervorragendsten Dichterwerke Schillers sowohl wie Goethe's eben Ergebnisse ihrer Vereinigung waren. Rönnefahrt hat die äußerlichen Umstände, wie das innere Wesen und die Resultate der Freundschaft unserer beiden Nationaldichter in dem erwähnten Schriftchen sehr klar und verständig dargelegt, weshalb die Lectüre desselben unseren Lesern wohl empfohlen werden kann.

Wir erwähnten vor einiger Zeit lateinische und griechische Uebersetzungen Schiller'scher und Goethe'scher Gedichte. Auf einen noch originelleren Gedanken ist der aus Bautzen gebürtige Leipziger Student **Th. Dutschmann** verfallen, indem er das „Lied von der Glocke" ins Wendische übertrug und es in dieser Gestalt zum hundertjährigen Geburtstag des Dichters erscheinen lassen will.

Katharina Diez hat in ihrem neuesten Werke, einer Erzählung: „Onkel Martin" betitelt (Stuttgart, Gebr. Scheitlin), aufs neue ihre bemerkenswerthe dichterische Befähigung dargethan, die sich nur noch aus einer gewissen krankhaften Sentimentalität, einem gewissen frömmlerischen Elemente herausarbeiten sollte, um

wahrhaft poetisch Schönes zu Tage fördern zu können. Die genannte Erzählung enthält die Lebensgeschichte eines in seiner Jugend wegen Mangels hervorragender geistiger und körperlicher Eigenschaften oft arg gekränkten und zurückgesetzten, aber doch durchaus braven und edlen alten Mannes, der in Tagen feindseligen Geschicks Schutz und Retter seiner Familie wird und damit endlich zur verdienten Ehre und Achtung gelangt. Die Erfindung der Novelle ist glaubhaft und geschickt, die Darstellung spricht durch Wärme und eine gewisse anständige Einfachheit an.

Otto Leonhard Heubner, von dem schon im Jahre 1850 eine Sammlung lyrischer Gedichte erschien, hat unter dem Titel „Klänge aus der Zelle in die Heimath" (Dresden, R. Kuntze) jetzt auch die Lieder zum Druck befördert, welche er während seiner zehnjährigen Gefangenschaft für die Seinigen niederschrieb und die er nun gleichsam wie zum Gruße und Danke allen Denen bekannt machen möchte, welche bei seiner Befreiung ihm ihre rege Theilnahme kundgegeben haben. Der Werth auch dieser neueren Gedichte ist, wie der der früheren, vorwiegend ein subjectiver. Sie sind, wie der Autor selber sagt, der einfache Ausdruck der Gefühle, die ihn bewegten; „sie kamen vom Herzen" und werden zu Herzen gehen Denen, welche die biedere und liebenswürdige Person des Dichters, ganz abgesehen von politischen Parteiansichten, zu schätzen wissen.

Von den „Gedichten des Freiherrn Gisbert v. Vincke" wird eine Gesammtausgabe vorbereitet, auf die man begierig sein darf, wenn man sich der Sprachgewandtheit und des poetischen Sinnes erinnert, welche der genannte Autor schon vor einigen Jahren in dem Buche „Rose und Distel. Poesien aus England und Schottland" bewährte. Die darin enthaltenen Uebersetzungen waren fast sämmtlich sehr gelungen. Auch ein Lustspiel des Verfassers, betitelt „die Zeitvertreibe", besitzt in der feinen Ausarbeitung seines Dialogs einen Vorzug, der leider durch keine Bühnenaufführung dem größeren Publicum bekannt geworden ist.

Bei Hallberger in Stuttgart wird binnen kurzem der zuerst in der Zeitung „Ueber Land und Meer" mitgetheilte neue Roman von Hackländer: „Tag und Nacht. Eine Geschichte in vierundzwanzig Stunden" nun auch als Buch gedruckt erscheinen, und hat dazu der Professor C. Scheuren siebenundzwanzig Illustrationen geliefert. Die Erzählung selber gehört freilich nicht zu den besten Schöpfungen des Hackländer'schen Humors.

Der deutsche Buchhandel fährt eifrig fort, den Ertrag der Naturwissenschaften in illustrirten Werken zu verallgemeinern, für Haus und Herd zugänglich zu machen. Meidinger in Frankfurt a. M. eröffnet für Hausfrauen und Gewerbsleute eine „Illustrirte Chemie" mit Lief. 1, welche den chemischen Einfluß der Erdatmosphäre erläutert. — Hermann Pösche brachte unter dem Titel: „Das Leben der Hausthiere und ihre Stellung zu Familie, Staat und Landwirthschaft" ein Familienbuch mit Illustrationen; Heft 1 beginnt mit dem Hunde. — Der illustrirte Volkskalender von Heribert Rau: „Nach der Arbeit" bringt neben einem Artikel, der ebenfalls in dies Gebiet gehört: „die Schwalben", von Dr. Brehm, unter anderem vom Herausgeber eine Erzählung: „Actie und Mensch", die den Fluch des todten Capitals schildert. — Professor Roßmäßler in Leipzig läßt seinen früheren vielgelesenen Darstellungen aus der Naturwissenschaft eine neue Abhandlung über „das Wasser" folgen, welche wenigstens in ihrer ersten bereits erschienenen Lieferung (Leipzig, Brandstetter) wieder alle Ansprüche gebildeter Laien zu befriedigen vermag. Neben Hermann Masius, dem Autor der „Naturstudien", und Wilhelm Hartwig, dem Verfasser des „Lebens des Meeres" und des „hohen Nordens", ist besonders auch Roßmäßler einer der Schriftsteller, welche mit der Popularisirung der Lehre von der Natur verdientermaßen große Erfolge errangen.

In der bekannten „Collection Lévy" sind Leopold Kompert's Schilderungen „aus dem Ghetto" in einer französischen Uebersetzung von Daniel Stauben erschienen. Das Buch erregt in Paris, wo Berthold Auerbach und seine Nachahmer überhaupt in großer Gunst stehen, ein Aufsehen, welches das poetische Talent des leider sehr spärlich producirenden Verfassers gewiß verdient. Seine Novelle „Blumele" gehört jedenfalls mit zu dem Schönsten, was die Schule der Dorfgeschichtenschreiber hervorgebracht hat.

Herausgeber der Memoiren und Briefe der Madame Récamier ist ein Neffe der Genannten, Namens Charles Lenormant. Die Erinnerungen der schönen Frau enthalten viel pikantes Detail, aber der Eindruck, den man von ihr daraus empfängt, ist doch durchaus nicht der einer so geistreichen Persönlichkeit, wie man in der gefeierten Salondame bisher suchen zu müssen meinte. Recht hübsch erzählt ist die Episode ihres ersten Zusammentreffens mit der Königin Hortense. Unter den Briefen sind vielleicht die interessantesten die von Chateaubriand, welcher bekanntlich zu der Récamier in vertrauten Beziehungen stand. Auch von Napoleon III. findet man in der Sammlung zwei Schreiben mitgetheilt, wovon das eine an Chateaubriand gerichtete den Plan zu einer von dem Prinzen beabsichtigten Geschichte Karls des Großen enthält. — Ein anderes vielbesprochenes Memoirenwerk, das in Paris ans Licht trat, sind die von Mirécourt herausgegebenen „Confessions de Marion Delorme", denen ein „coup-d'oeil sur le règne de Louis XIII. par Méry" vorangeht. In wie mannichfacher Hinsicht diese Bekenntnisse zu interessiren vermögen, erhellt wohl daraus, daß Marion Delorme nicht nur, was Liebeshändel und Eifersuchtsintriguen anlangt, stets ein sehr bewegtes und abenteuerliches Leben führte, sondern auch in der Politik eine Rolle spielte, da sich bei den ersten Unruhen der Fronde die Häupter der Partei in ihrem Hause versammelten. Mazarin wollte sie deshalb verhaften lassen, sie entging aber der Einkerkerung, indem sie im 39. Jahre ihrem Leben freiwillig ein Ende machte.

Anthologien eigenthümlicher Art veröffentlicht in einer Reihenfolge von Bänden die bekannte zu Paris erscheinende „Collection Hetzel", eine Sentenzensammlung nämlich aus den berühmtesten Schriftstellern und Dichtern aller Länder unter dem Titel: „La morale universelle". Das Material zu der ersten Abtheilung, der Blumenlese aus englischen Autoren, trug der durch seine Reisewerke neuerdings oft genannte Alphonse Esquiros zusammen, während P. J. Martin die Italiener und Spanier, sowie A. Moral die Orientalen behandelte. Das Werk wird fortgesetzt werden.

Miß Warner, die unter dem pseudonymen Namen Elisabeth Wetherell schreibende Verfasserin des Buches „The wide wide world", wird nächstens einen neuen Roman „Say and Seal" veröffentlichen. — Von Novitäten der englischen Litteratur erwähnen wir außerdem in aller Kürze die „Lives of the archbishops of Canterbury by Hook", sowie die „Lives of the princes of Wales by Doran". Ein biographisches Lexikon der Künstlerinnen aller Zeiten und Länder enthält das Buch: „Women artists in all ages and countries by Mrs. E. F. Ellet". Eine „New Exegesis of Shakespeare" endlich basirt, wie es schon der Titel mit besagt, „on the principle of races", auf dem Princip der Gattungen.

Bildende Kunst.

Binnen kurzem wird in Dunckers Verlag die fünfte Lieferung von „Kaulbachs sämmtlichen Wandgemälden im Treppenhause des neuen Museums zu Berlin" erscheinen. Dieselbe enthält neben der Darstellung der Isis die berühmte Composition der Hunnenschlacht in einem Kupferstich, dessen Platte Louis Jacoby in Paris nach vierjähriger Arbeit vollendet hat. — Bei Nicolai in Berlin erschien ferner ein von Flegel in Leipzig ausgeführter sehr gelungener Holzschnitt nach dem bekannten Kaulbach'schen Carton „Macbeth, Banquo und die Hexen", sowie denn

auch von dem durch Kaulbachs große „Shakespeare-Gallerie" veranlaßten kleineren „Shakespeare-Album" nächstens die vierte Lieferung, enthaltend die Photographien zu „Julius Cäsar", ausgegeben werden wird.

Ein neues Werk des sinnigen und innigen **Ludwig Richter** in Dresden sind die „Bilder und Reime für Kinder" mit Text von W. Hey u. A. Auch darin ist Alles wieder „beschaulich und erbaulich", und der wackere Meister hat sich von neuem als Mann so recht nach dem Herzen der Kindheit bewährt. Das ächt jugendliche Gemüth findet in Richter seinen treuesten Schilderer. Die den köstlichen Bildern beigegebenen Reime sind ihrer nicht unwerth.

Zwei Gemälde von **Mozet** in München hat **Emminger** in Stuttgart auf geschickte Weise lithographirt. Stoff dazu boten ein paar der bekanntesten Gedichte Ludwig Uhlands, „die Kapelle" und „das Sonntagslied". Ihre tiefsinnige Poesie tritt in den Bildern schön und gelungen zu Tage, und wenn schon der Blick auf der im Gebirge malerisch gelegenen Kapelle und dem im Thal träumerisch dem Glockengeläut von Oben zuhorchenden Hirtenknaben gern und mit Theilnahme weilt, so steigert sich die Freude des Beschauers noch vor dem anderen Werke, das sich allerdings in der Auffassung eine vom Texte abweichende kleine Version zugestanden hat. Das Lied betitelt sich, wie man weiß, im Original „des Schäfers Sonntagslied", auf Mozets Bilde aber sehen wir auf sonniger Bergeshöhe am prächtigen Lenzesmorgen ein junges Bauernmädchen zum Gebet hingesunken, deren Mienen ihr ganzes unschuldvolles, gläubiges Gemüth wiederspiegeln. Es fragt sich, ob einen solchen Moment der Naturandacht der Maler nicht richtiger noch, als der Dichter, in eine weibliche Seele, statt in die eines Mannes, verlegte?

Es schien erst, als wenn aus Schillers Jugendzeit kein einziges Porträt von ihm erhalten sei, und nun sind rasch hintereinander nicht weniger als vier verschiedene Bildnisse bekannt geworden. Das vierte, von **Milster** lithographirt, befindet sich im Besitz Adolf Stahrs, der es 1852 von Frl. Junot, der Stieftochter von Schillers Tochter Karoline erhielt, welcher es wieder von des Dichters Gattin, ihrer Mutter selber geschenkt worden war. Stahr bezeichnet es als „einziges Porträt des Schiller, der die Räuber „in tyrannos" schrieb.

Von dem Werke „deutsche Ehrenhalle. Die großen Männer des deutschen Volkes in ihren Denkmalen mit geschichtlichen Erläuterungen von Dr. W. **Buchner**" (Darmstadt, Köhler jun.) sind bis jetzt sechs Lieferungen erschienen. Die Monumente berühmter Deutschen sollen darin durch den Stichel dargestellt und von der Feder eines kundigen Historikers erklärt werden, so zwar, daß der litterarische Theil des Werks auch derjenigen Männer gedenkt, die sich um ihr Volk verdient gemacht haben, wenngleich ihnen noch kein Denkmal gesetzt wurde, und das Ganze also ein Buch werden wird, welches die gesammte Geschichte unsrer Nation in eingehender Darstellung enthält. Die bisher erschienenen Lieferungen bringen in schöner Ausführung die Denkmale von Gutenberg in Frankfurt a. M., Goethe und Schiller in Weimar, Herder ebendaselbst, Beethoven in Bonn, Erwin v. Steinbach in Steinbach, dem großen Kurfürsten in Berlin, Philipp dem Großmüthigen in Darmstadt, Bonifacius in Fulda, Karl IV. in Prag und Karl dem Großen in Frankfurt, während der Buchner'sche Text bis auf Luther und die Reformation reicht.

Dr. **Max Schaßler** in Berlin, Redacteur der gegenwärtig einzigen deutschen Kunstzeitschrift „die Dioskuren", wird auf das Jahr 1860 zum ersten Mal einen „deutschen Kunstkalender" herausgeben, der in zwei Haupttheile, einen historisch-kritischen und einen praktischen, zerfallen soll. Jener bringt Novellen aus dem Kunstleben der Vergangenheit, Biographien bedeutender Künstler der Gegenwart, Nekrologe namhafter Künstler und Kunstbeschützer, sowie einen Gesammtbericht über die hauptsächlichsten Kunstschöpfungen im verflossenen Jahre. Der zweite Theil bietet dagegen eine Uebersicht über die staatlichen Kunstinstitute Deutschlands, insbesondere der officiellen Behörden, der Akademien, der Kunst-, Gewerbe- und Zeichenschulen, ferner Mittheilungen über die Organisation und Wirksamkeit der deutschen Kunstvereine, und endlich ein Verzeichniß derjenigen Städte, in welchen sich Akademien, Vereine, öffentliche und Privatsammlungen, Museen, Denkmäler u. s. w. vorfinden. Auch künstlerische Beigaben (Illustrationen und Vignetten) werden dem Unternehmen nicht fehlen.

Moritz v. Schwind malt jetzt an einem Cyclus von Bildern, auf denen wohl die mythischen Gestalten des deutschen Volksglaubens, Elfen, Nixen, Kobolde u. s. w. erscheinen, nicht aber als Figuren eines bekannten Märchens, wie Dornröschen u. s. w., sondern als Personificationen einer im Geiste des Künstlers selbst entstandenen Idee, die einem Dichter künftig vielleicht Anlaß zu einer Romanze oder Ballade geben dürfte.

An der Wand der Jakobskirche in Weimar, nicht weit von der Grabstätte des ältern Lucas Kranach, befand sich ein dem Andenken desselben von den Söhnen des Kurfürsten Johann Friedrich gesetztes Monument, die Person des Künstlers selber in erhabener Arbeit zeigend. Um diesen Denkstein vor der Zerstörung zu bewahren, ist er, mit architektonischem Schmuck umgeben, jetzt ins Innere der Stadtkirche übergeführt worden.

Die Pariser Akademie der schönen Künste hat ein seit lange schon vorbereitetes, bisher aber stets im Entwurfe stecken gebliebenes Werk nun endlich in einer ersten Abtheilung zum Druck befördert, das „Dictionnaire de l'Académie des beaux arts" nämlich (Paris, Firmin Didot). Es scheint dies Lexikon dem vorliegenden Bande nach zu schließen in Allem, was zur eigentlichen Technik der Künste gehört, äußerst vollständig werden zu sollen, wogegen Biographie und Kunstgeschichte principiell fast ganz aus dem Plane wegblieben, um nicht gar zu immense Proportionen für das Werk in Anspruch nehmen zu müssen. Aus früherer Zeit haben zu dem Unternehmen schon Männer, wie Castellan, Quatremère de Quincy, Visconti, Girodet, Mehul, Vincent, Huyot, Berton, Raoul Rochette u. A. mancherlei Material zusammengetragen, und man sieht also, daß das Project bereits seit mehreren Decennien vorhanden gewesen ist, bis es nun endlich der Ausführung nahe kam. Zur Erläuterung besonders schwieriger und wichtiger Punkte dienen verschiedene Illustrationen, wie z. B., um den Begriff „abandon" besser zu erklären, eine sehr gelungene Abbildung der sogenannten „Thauschwestern" aus den Parthenonsculpturen beigegeben ist.

Julius Röting, jetzt vielleicht der begabteste Porträtmaler unter den Düsseldorfern — seine Bilder von Leutze und Lessing sind in ihrer Art anerkannte Meisterwerke — hat ein Porträt des alten Arndt vollendet, welches zum Besten der Erwerbung des Jacobi'schen Grundstücks für die Gesellschaft „Malkasten" gekauft werden soll.

Die beiden Holländer **Guffens** und **Swerts** haben die Kirche zu St. Nicolas in Flandern mit Wandgemälden geschmückt, an denen die treffliche Composition ebenso wie die Pracht der Farben gerühmt wird. Dargestellt sind die sieben Schmerzen der Jungfrau Maria.

Wie der „Moniteur de la Haute Loire" meldet, wird die kolossale Statue von „Notre Dame de France" in Puy auf dem Felsen Corneille 16 Metres (48 Fuß) hoch und ungefähr 100,000 Kilogramm schwer werden. Gegossen ist sie aus mehr denn hundert eingeschmolzenen Kanonen, die den Russen vor Sebastopol abgenommen und von Napoleon III. dem Bischof eigens zu diesem monumentalen Zwecke zum Geschenk gemacht wurden. Im Innern des Standbildes führen, wie bei der Bavaria, Treppen die Höhe hinauf. Diese Treppen haben zusammen achtundfünfzig Stufen, bilden drei Absätze, woraus allemal ein vier Fuß langes und ebenso breites Zimmer mit Fenstern entsteht, und reichen gerade bis an die Schultern der Figur. Zum Scheitel des Hauptes, das geöffnet werden kann, führt dann noch eine Leiter von sechszehn Sprossen.

Theater und Musik.

Robert Gisecke in Dresden, der im historischen Drama schon einmal mit seinem „Johannes Rathenow" einen nicht gerade glücklichen Versuch machte, hat ein neues geschichtliches Trauerspiel „Ein deutscher Fürst" geschrieben. Die Hauptrolle hat Kurfürst **Moritz** von Sachsen inne, den früher bereits Robert Prutz als tragischen Helden hinstellte; doch während dieser mehr die ritterliche Seite seines Charakters hervorhob, faßte ihn der erstgenannte Autor vorwiegend als Diplomaten auf.

Joseph Weilens „Tristan" ist nun auch im Druck erschienen, doch wollen wir mit der Besprechung dieses Drama's noch warten, bis die bevorstehende Aufführung desselben auf der Leipziger Bühne stattgefunden hat. Für heute nur soviel. Man hat es ein Wagniß des Dichters genannt, die Liebesmystik der Minnesänger dem modernen Theater zuführen zu wollen, aber dies Wagniß unternahm schon vor J. Weilen ein anderer dramatischer Schriftsteller, Namens Friedrich Röber, dessen Drama „Tristan und Isolde" jedenfalls auch eine Darstellung auf den Brettern verdient hätte. Einzelne Stellen darin, namentlich die, wo eine lange verhaltene Empfindung endlich sich gewaltsam Bahn bricht, sind dem Dichter trefflich, zum Theil staunenswerth gelungen.

Das neue, der dänischen Geschichte entnommene Drama **Mosenthals** behandelt das Verhältniß der schönen Düveke zu König Christiern II. Derselbe Stoff diente bekanntlich schon vor beiläufig zwanzig Jahren H. Marggraff zu einem Stücke, das sehr mit Unrecht von den Bühnen ausgeschlossen geblieben ist. Mosenthal hat sein Werk bereits bei der Hofburgtheaterdirection eingereicht, und vielleicht gelingt es seinen Connexionen, die rührende Gestalt des „Täubchens von Amsterdam" auf die Bretter zu bringen.

Von bekannteren Autoren kündigen auch **Alfred Meißner** und **Otto Prechtler** neue Trauerspiele an, deren eines sich „die Memoiren des Grafen von Montmorency", und deren anderes sich „König Ludwig und sein Haus" betiteln soll. — Was Erstlingswerke anlangt, so ist beim Hoftheater zu Dresden eine Tragödie von A. **Hirsch** in Wien „Blanka v. Bourbon" angenommen, die im 14. Jahrhundert unter Pedro dem Grausamen in Spanien spielt, während Director Wallner in Berlin ein Drama von **Franz Leibing**, „Ninon de l'Enclos", vorbereitete, das jedoch die Erlaubniß der Polizeibehörde zur Aufführung nicht erhielt. Der Autor will nun beim Ministerium des Innern seiner Sache weiter führen. Sein Stück soll die, welche bisher Einsicht ins Manuscript nahmen, lebhaft an „Narciß" erinnert haben, ohne jedoch etwa wie eine Copie der kecken und blendenden Brachvogel'schen Manier zu erscheinen. Man nennt das neue Werk eine viel verheißende Erscheinung und sagt, es behandle die erschütterndsten Conflicte und Leidenschaften in sehr poesievoller Weise. Der Dichter, der dasselbe ist, was Eduard Tempeltey war, als er mit seiner „Klytämnestra" debutirte, nämlich Student der Philosophie an der Berliner Universität, hat aus dem reichen Stoff, welchen das Leben der modernen Aspasia darbot, die bekannte tragische Episode des Selbstmordes eines ihrer Söhne ausgewählt, der sich heftig in sie verliebt hatte und, als er hörte daß sie seine Mutter sei, nicht länger leben mochte. Das ist denn allerdings ein Thema, an dem sich poetische Kraft und sittlicher Takt hinlänglich bewähren kann. Berechnet ist die Hauptrolle des neuen Stückes für Frau Agnes Wallner, die, wie sie in ihrer Susanne d'Ange und in ihrer Camelliendame bewies, für raffinirte Charaktere der Art ein auserwähltes Talent besitzt.

Außer den verschiedenen Festspielen von Halm, Bodenstedt, Schmid u. A., außer dem Drama „Friedrich Schiller" von Eckardt und dem Schauspiel „Dichters Liebe und Heimath" von Th. Apel hat das bevorstehende Schillerjubiläum in theatralischer Hinsicht auch noch zwei andere kleine Stücke hervorgerufen, von denen das eine, „Ein Tag aus der Jugend Schillers" von **Otto Girndt**, in der Berliner Friedrich-Wilhelmstadt bereits gegeben, das andere, „Schiller in Bauerbach" von **Julius Eberwein**, schon im Druck erschienen ist. Letzteres behandelt die Liebe des jungen Schwärmers zu der halbwüchsigen und seine Leidenschaft gar nicht einmal ahnenden Lotte von Wolzogen, ohne jedoch in der Darstellung dieser Verhältnisse gerade besonderes Geschick und dichterische Begabung zu entfalten.

Unter den volksthümlichen Stücken, die die Wiener Vorstadttheater in den letzten Wochen zur Aufführung brachten, gefiel vornehmlich „Ein Wiener Volkssänger" von **Johann Fürst**. Der Autor, der sich damit zum ersten Male der Thätigkeit für die Bühne widmete, ist dasselbe, was der Held seines Schauspiels, d. h. „ein Wiener Volkssänger", einer jener Leute, die sich des Abends in Bierhäusern für Geld hören lassen, und zwar unter diesen jetzt gerade einer der beliebtesten. Sein Stück soll Momente aus seinem eigenen Leben enthalten und durch Einfachheit und Wahrheit der Schilderungen recht ansprechend wirken.

Zur Aufführung im Nationaltheater zu Prag wurden neuerdings „Wallensteins Lager", Raupachs „Isidor und Olga", Hebbels „Agnes Bernauer" und die Redwitz'sche „Philippine Welser" ins Böhmische übersetzt. — Brachvogels „Narciß" und die sämmtlichen Tragödien Racine's werden dagegen in die polnische Sprache übertragen.

Am 1. October feierte in Cassel der dortige Hofschauspieler **Eduard Francke** sein fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum. Er ist als actives Mitglied der Bühne von weniger Bedeutung, als durch seine schriftstellerischen Beiträge für dieselbe, insofern er als Lustspieldichter mehrere gar nicht üble Talentproben abgelegt hat. Sein Erstlingswerk „Der Verstorbene" machte zwar kein Glück, desto mehr Erfolg aber errang sich das Stück „Karls XII. einzige Liebe", worin die Rolle des schwedischen Königs noch jetzt zu den Lieblingspartien dramatischer Künstler gehört. Das historische Lustspiel „Am Hofe Heinrichs IV." gefiel gleichfalls an verschiedenen Orten.

In Gmunden am Traunsee starb vor kurzem eine ehemals verdienstvolle Schauspielerin des Hofburgtheaters, Frau **Brede**, die, früher in Prag und Stuttgart engagirt, ihre Stellung in Wien 1835 antrat und 1850 pensionirt wurde. Repräsentationsrollen und Anstandsdamen, wie die Orsina und Milford, wie Donna Diana und die Fürstin in „Elise von Valberg", sagten ihr vor allen zu, doch gab sie auch Sappho, Isabella in der „Braut von Messina" u. s. w., und eine ihrer besten Partien blieb noch im Alter die stolze Baronin im „Pariser Taugenichts". — Zu Dresden starb in der Nacht vom 23. zum 24. October nach jahrelangen Leiden Frau **Wanda Dawison** geb. v. Ostoja-Starzewska, die Gattin des berühmten Charakterspielers, dessen Collegin sie einst im polnischen Theater zu Krakau gewesen war. Ihre höchst schmerzliche Krankheit bestand in vollständiger Gliederlähmung, die ihr schon seit Jahren jeden freieren Lebensgenuß versagte.

Während Shakespeare's „Wintermärchen" in der Schlegel-Tieck'schen Bearbeitung auf der Leipziger Bühne Fiasco erlitt, erwarb es sich am Weimarer Hoftheater in der neuen Dingelstedt'schen Einrichtung einen Erfolg, der es dort zum Repertoire- und Cassenstück zu machen verspricht. Dingelstedt ist im Ummodeln und Zustutzen des Textes noch viel freier verfahren, als Tieck. Er entfernte Alles, was ein überfeinertes Gefühl hätte verletzen können, milderte das Derbe in den komischen Scenen, und machte in der Charakteristik manches nur Skizzirte durch weitere Ausführung leichter verständlich. Den guten Eindruck erhöhte noch bedeutend die Flotow'sche Musik, welche zu den gehaltvollsten und frischesten Schöpfungen des Componisten gehört, und in der sich besonders die Ouverture, ferner die melodramatische Begleitung der Gerichts- und Schlußscene, der ländliche Marsch, ein Tanz der Bäuerinnen und der Schäferchor vortheilhaft bemerkbar machten.

Zu Schillers Jubelfeier.

Die Deutsche Schillerstiftung an die Deutschen.

Am heutigen Tage hat sich die Deutsche Schillerstiftung constituirt zu dem in § 1. der Satzungen ausgesprochenen Zwecke:

„Deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche für die Nationallitteratur (mit Ausschluß der strengen Fachwissenschaften) verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solche, die sich dichterischer Formen bedient haben, dadurch zu ehren, daß sie ihnen oder ihren nächstangehörigen Hinterlassenen in Fällen über sie verhängter schwerer Lebenssorge Hülfe und Beistand darbietet."

„Sollten es die Mittel erlauben, und Schriftsteller oder Schriftstellerinnen, auf welche obige Merkmale nicht sämmtlich zutreffen, zu Hülfe und Beistand empfohlen werden, so bleibt deren Berücksichtigung dem Ermessen des Verwaltungsrathes überlassen."

Die Constituirung dieser Stiftung fällt nahe zusammen mit dem hundertjährigen Geburtsfest des unsterblichen Dichters, zu dessen würdiger, nationaler Feier, so weit die deutsche Zunge klingt, die großartigsten Vorbereitungen getroffen werden.

Deutsche! Bei dem festlichen Klang jener Glocke, die in ewiger Höhe tönt, sammelt Euch, nicht blos um zu seinen Ehren ein begeistertes Gedächtnißfest zu begehen, sondern auch um ein bleibendes Denkmal werkthätiger Liebe für unsern volksthümlichsten Dichter auf alle Zeiten zu stiften.

Wie er selbst gesungen:

> Göttern kann man nicht vergelten;
> Schön ist's ihnen gleich zu sein.
> Gram und Armuth soll sich melden,
> Mit den Frohen sich erfreu'n. —

so können wir auch ihm selbst nicht vergelten, wohl aber durch die mit seinem Namen geschmückte Stiftung den Dank seines Volkes dadurch abtragen, daß wir geistig Strebende, die von schwerer Lebenssorge heimgesucht sind, durch Beistand und Hülfe ehren.

Deutsche! Keinen Ort giebt es im Vaterlande, so abgeschieden von den großen geistigen Besitzthümern unseres Daseins, daß nicht Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen darin lebten, in denen die Dankbarkeit glüht für das, was Schiller uns Allen geworden. In der Fremde lebt kein Deutscher, dem nicht der Name Schiller ein heiliger Heimathsruf ist, so daß in diesem Namen eine Weihestimmung, einzig in ihrer Art, und ein Gesammtbewußtsein, auf so vielen Gebieten des öffentlichen Lebens schmerzlich vermißt, zur erhebenden Erscheinung kommt.

So tretet denn am 10. November zur Bildung von Schillerstiftungen überall zusammen; wo eine solche sich nicht gründen läßt, sammelt Beiträge; wo sich frohe Herzen zum Festmahle vereinigen, verkündet diese unsere Worte, und laßt nach dem Festgruß für den Dichter durch die Hände Eurer Frauen und Jungfrauen Spenden der Liebe in Empfang nehmen. Wo Gesangvereine und Liedertafeln, wo Kapellen und Theater seinem Andenken huldigen, opfert ihm den Ertrag seines Ehrentages.

Und du, deutsche Jugend, in deren frische Herzen er die ersten Keime edler Begeisterung senkt, fehle auch du nicht in den Reihen der Opfernden. Die kleinste Gabe ist willkommen.

Auf, Deutsche! Laßt uns ein Beispiel geben zur Ehre für uns und unsere Nachkommen, daß der Freude schöner Götterfunken, der Begeisterung Flamme, nicht wirkungslos verlodere, sondern daß die hundertjährige Jubelfeier von Schillers Geburt als der Geburtstag der in seinem Namen gegründeten Stiftung ein Lichtpunkt sei und bleibe, tröstlich hineinleuchtend in die Nacht der Sorge und der Noth.

Die bis jetzt bestehenden Schillerstiftungen befinden sich in: **Berlin, Breslau, Coburg, Darmstadt, Dresden, Frankfurt a. M., Gratz, Hamburg, Leipzig, München, Nienburg, Nürnberg, Offenbach, Stuttgart, Weimar** (als Vorort für die nächsten fünf Jahre gewählt), **Wien.**

An eine derselben wollen die Beiträge für die Stiftung eingesandt werden.

Dresden, den 10. October 1859.

Die constituirende Versammlung der Deutschen Schiller-Stiftung.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 47. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 19. November.

Inhalt

Der letzte Besuch bei Bonpland.

Als der Reisegefährte unseres großen Humboldt in die Gefangenschaft des eigenthümlichen Dictators Francia gerieth und Jahr auf Jahr verging, ohne daß man etwas Anderes von ihm hörte, als daß er wenig Aussichten habe, die südamericanische Wildniß je zu verlassen, da dachte man sich die Lage des Unglücklichen als die trostloseste der Welt. Man vergaß, daß er Botaniker war und daß der Umgang mit der Natur ihm selbst in Paraguay, unter Wilden und Halbwilden, Quellen des reinsten Genusses erschließen mußte. Endlich wurde er frei, und man hoffte den schwer geprüften Greis wieder in Europa zu sehen. Seine Briefe kündigten ihn mehrmals an, aber wieder verfloß Jahr auf Jahr, und Bonpland kam nicht. In langen Zwischenräumen besuchte ihn einmal ein Europäer, und der Letzte brachte die Trauerkunde, daß die Tage des alten Mannes sich ihrem Ende zuneigten. Dieser letzte gebildete Mann, den Bonpland sah, ist der deutsche Arzt Robert Avé Lallemant, dessen „Reise durch Südbrasilien“ wir die folgenden Zeilen über Bonpland und seine Besitzung entnehmen. Auf das Buch selbst kommen wir zurück.

„Vier Leguas in westlicher Richtung waren wir der Straße nach Concordia gefolgt; kaum einige Reiter und Carreten waren uns begegnet. Das eine oder andere Lehmhaus in der Ebene blieb fernab vom Weg liegen. Es war ein einsamer Ritt. Und doch ward er noch einsamer! Der Peon bog links ab von der Straße. Ohne einigen Weg ritten wir südwestlich, südlich und zuletzt selbst südöstlich vier andere Leguas, während welcher kaum ein Busch, ein Grund mit Mimosen, kaum einige Rinderheerden und trabende Pferde die wirklich furchtbare Einöde des Grasmeeres unterbrachen.

Endlich erblickten wir vor einem grünen Baumgarten ein kleines Gehöft. „Dort wohnt Don Amado,“ sagte mein Peon, und in wenig Minuten hielten wir vor dem Hause.

Doch ist der Ausdruck Haus hier euphemistisch aufzufassen. Die Wohnung des alten Aimé Bonpland bei Restauracion in Corrientes bestand aus zwei großen, in einem rechten Winkel an der Eingangsseite sich treffenden Hütten, deren Lehmwände durch Bambusstäbe und geringes Balkenwerk einigen Halt hatten. Das Dach war von Stroh, auf Bambusrohr festgebunden.

Neben diesen beiden großen Hütten war eine Art von bedecktem Verschlag, auf dessen Boden einige Steine zusammen gelegt waren: Küche und Kochherd des berühmten Mannes. Neben dem Ganzen stand eine alte Carrete und einiges Pfahlwerk zum Trocknen von Fleisch und Anbinden von Pferden.

In die beiden Hüttenhäuser führten zwei Thüren. Fenster hatte die Wohnung nicht; Licht konnte von außen durch die offenen Thüren und die vielen Abbröckelungen und Risse in den Lehmwänden hinreichend hineindringen. Gegen die Rückenwand der einen Hütte waren zwei Baumstämme als Stützen angelehnt; sie neigte sich stark hintenüber, und das Dach war in fast beängstigender Weise gesenkt.

Vier große Hunde schlugen an, als ich abstieg. Anfangs erschien Niemand. Ich klopfte in die Hände; lauter bellten die Doggen. Ein junges, wohlgebildetes Mädchen von etwa fünfzehn Jahren kam aus der Thür und fragte mich bescheiden auf Spanisch, was ich wolle.

Ich gab einen Brief, den mir Herr Kasten mitgegeben hatte, ab. Der Alte schlief. Ich ging in die Hütte hinein, welche als Wohn-, Eß- und Besuchszimmer diente. Ein breites Bret auf zwei Fässern liegend diente als Tisch; eine Bank und zwei Stühle waren zum Sitzen bestimmt; zwei Bettstellen ohne Betten dienten zum Empfang und zur Beherbergung von Gästen. Eine Menge von Sattelzeug, Häuten, Zwiebeln u. s. w. lag im dunkeln Hintergrund des Raumes.

So wohnte Bonpland, unsers berühmten Humboldt Reisegefährte! Ich konnte einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken.

Das junge Mädchen setzte sich mir gegenüber, ein bescheidenes, wohlgesittetes Kind, das mir das höchste Interesse erregte — man hatte mich in alle Verhältnisse des alten Mannes eingeweiht —, und erzählte mir, Don Amado wäre schon seit einigen Monaten kränklich und es wollte gar nicht besser mit ihm werden; doch würde er gleich kommen, denn er ginge noch immer am Tage umher.

Da kam denn endlich der alte unermüdliche Botaniker, einfach gekleidet in Hemd und Beinkleidern aus weißem Baumwollenzeug. Fünfundachtzig vielbewegte Lebensjahre hatten tiefe Furchen in das liebe, freundliche Gesicht des Mannes gegraben, dessen Augen aber noch so rein und klar um sich schauten, wie nur immer möglich. Herzlich und freundlich empfing er mich und entschuldigte seinen ärmlichen Hausrath, den seine Gastfreundlichkeit nur noch mehr dadurch verrieth, daß er mir Fleisch rösten ließ und kaum ein Messer und eine Gabel auf zinnernem Teller mir vorsetzen konnte.

Dann geriethen wir, nachdem ich mit Hülfe meines Taschenmessers und meiner Finger meine Mahlzeit beendet hatte, in gar buntfarbige Gespräche über Botanik und Politik, Estancias und Paris, Humboldt und Sta.-Borja: gar zu arg schweiften des Alten Gedanken umher in den unermeßlichen Räumen, die er durchmessen, und in der gewaltigen Zeit, die er durchlebt hatte. Aber immer noch mehr Raum wollte er, immer noch mehr Lebenszeit erwartete er mit einem gewissen Heißhunger. Wie sollte Santa-Anna, das einsame, reglose, leblose, nach einigen Jahren aussehen!

Ich mußte ihm unendlich vieles erzählen, besonders von Humboldt und meinem Besuch bei demselben am 12. December 1856. Aber er ward matt, weswegen ich ihn dringend bat sich auszuruhen, während dessen ich seinen Garten und das offene Feld besehen wollte. Das war aber nicht leicht. Der gute alte Don Amado war recht eigensinnig und schien mir meinen guten Rath fast übel zu nehmen. Er litt sehr heftig an einem chronischen Blasenkatarrh, der mir nach allem, was er mir darüber sagte und mittheilte, sehr bedenklich erschien. An Stein behauptete er durchaus nicht zu leiden. Ueberhaupt schien er sich all sein Kranksein möglichst ausreden zu wollen, und vorsichtigerweise glaubte ich auch auf nicht mehr eingehen zu dürfen, als er mir ganz beiläufig mittheilte.

So ging er denn wieder in das andere Haus hinein, um sich wieder hinzulegen. Ich besuchte seinen Garten einige hundert Schritt vom Hause fern. Gerade wie in Sta.-Borja waren hier besonders Orangen, Pfirsichen und Rosen angepflanzt, auch einiger Ricinus, Feigenbäume und etwas Gemüse. Aber das überhandnehmende Unkraut redete davon, daß der Gärtner nicht mehr mit voller Sorge wachen und arbeiten könne.

Rings um den Garten streckt sich nun das freie Feld hin. In der Entfernung einer starken halben Meile sieht man das Gebüsch vom Ufer des Uruguay herschimmern; sonst ist alles eine monotone Grasfläche.

Die Regierung von Corrientes schenkte dem alten Botaniker für seine Bemühungen um ein patriotisches Museum der Republik einen großen Campo am Uruguay, dessen Werth man auf 10,000 spanische Thaler anschlagen kann. Doch hat er für den alten Mann eigentlich gar keinen Werth, denn es fehlen ihm alle Mittel, denselben mit Vieh zu besetzen. Dennoch hat der alte Bonpland, in dessen Kopf es wimmelt von einer Menge von Plänen, die feste Idee, seine weite Estancia noch selbst zu bewirthschaften. Eine ganze Reihe, ja alle seine Vorhaben aber sind bei seinem Alter, seinem Gesundheitszustand und seiner relativen Mittellosigkeit unausführbar. Statt nun sein Land zu verkaufen oder zu vermiethen und mit dem Ertrag davon und einer französischen Pension von 3000 Francs ruhig zu leben, darbt er aufs bitterste in seinem Reichthum und erträgt alle nur denkbaren Entbehrungen, um sein Land selbst zu bewirthschaften.

Und darin läßt er sich nicht rathen und nicht helfen. Jedermann achtet und ehrt ihn, aber er will von Niemand etwas, besonders keinen Rath, keine Hülfe; ja er scheut es fast in seiner Noth mit Menschen zusammenzukommen: sie könnten ihm einen guten Rath geben oder Hülfe anbieten wollen. In der Stadt Restauracion hat ihm die correntinische Regierung ein Häuschen angewiesen, aber er kommt nur zuweilen dorthin; die ganze Stadt liebt den alten Don Amado, er aber will nichts von der ganzen Stadt. Kurz, man muß den Alten gewähren lassen, so lange es Gott gefällt. Als er so vor mir saß und ich ihn mit ärztlichem Auge musterte, da konnte ich den wehmüthigen Gedanken nicht von mir abwehren: daß, wenn er auch gerade an dem Tage etwas mehr als wohl sonst angegriffen sein möchte, er doch wohl schon in einigen Tagen sein Leben beschließen würde.*)

Seine Manuscripte und Herbarien liegen in Corrientes, wo er Director des naturhistorischen Museums ist oder war. Noch immer ist er botanisch thätig und zeichnet sorglich von jeder Reise, die er macht, die einzelnen Erscheinungen auf. Eins aber ist auch dabei verfehlt, was er selbst eingesteht: er ist, nachdem er neun Jahre in der Gefangenschaft von Paraguay gewesen, hinter der Wissenschaft etwas zurückgeblieben und würde jetzt nicht mehr dem Fortschritt der Botanik folgen können. So mag denn auch in seinen Sammlungen und Aufzeichnungen neben vielem höchst Bemerkenswerthen doch auch gar vieles veraltet und verkommen erscheinen.

Am Abend ließ er mich in seinen Privatrancho kommen, wo er auf seinem Bette lag. „Erst seit vier Wochen habe ich mir ein ordentliches Bett angeschafft," sagte er mir heiter, „früher genügte mir jedes Lager." Immer neue Fragen that er, wie sehr ich ihm auch halblachend Ruhe anempfahl, denn ernsthaft durfte auch ich ihm keinen Rath geben. Dann kamen einige Leute nach Hause, die im Felde etwas gethan hatten, auch zwei Knaben von etwa zehn und zwölf Jahren, die Brüder jenes jungen Mädchens. Da wünschte ich denn dem Alten, der mit ihnen zu sprechen hatte, eine gute Nacht und legte mich schlafen.

Am folgenden Morgen früh sollte ich wieder zurückkehren nach Uruguayana. Bonpland war nach einer schlechten Nacht ziemlich matt und angegriffen. Ich bat ihn, er möchte gänzlich und in jeder Weise über mich disponiren, falls ich ihm in irgendwelcher Hinsicht behülflich sein könnte in Bezug auf seine Arbeiten und Manuscripte; ich bat ihn so dringend, als das mit Vorsicht geschehen konnte. Aber es ging mir wie allen seinen Freunden: er bedurfte keiner Dienstleistung. Doch gab er mir einen Brief an Dr. Pujol, den Generalgouverneur der

*) So dachte ich am 17. April. Am 4. Mai schon verstarb der liebe Alte.

Republik, mit, den ich in Restauracion zur Weiterbeförderung durch die Post abgeben sollte.

Da ich nun dem lieben alten Mann in gar nichts irgendwelchen Dienst leisten sollte, so nahm ich, nachdem er mir als ein mir unendlich liebes Andenken zweimal seinen Namen auf ein Stück Papier geschrieben hatte, Abschied von ihm mit gerührtem Herzen und tiefer Wehmuth. Ich hätte ihn so gern beredet, nach Europa oder doch wenigstens nach Rio de Janeiro, Montevideo oder Buenos-Ayres zurückzukehren, aber ich fühlte es mit ihm, ja viel mehr noch als er selbst, seine Zeit war vorbei. Er war keine Gegenwart mehr; er gehörte der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts an, nicht der zweiten: ein melancholisches Denkmal für alle diejenigen, welche im Leben etwas Großes, Rühmliches in der Wissenschaft erjagen, und nur das Eine vergessen, daß jegliche Geistesblüthe nur da ihren vollen Duft und Farbenschmuck hat, wo sie mit geschickter Hand sinnig in den vollen Kranz europäischer Gesittung hineingeflochten ist.

Mir schien Bonpland selbst bewegt zu sein, als ich seine beiden welken Hände mit meinen Händen drückte zum Abschied. Nicht viele von denen, welchen das Glück zu Theil ward, dem großen Alexander von Humboldt in Berlin die Hand drücken zu dürfen, sind bis hinter den fernen Uruguay gegangen, um den alten Bonpland zu besuchen. Mir war es eine innere Nothwendigkeit, eine heilige Pflicht: die Estancia von Santa-Anna auf dem rechten Ufer des Uruguay war der südwestlichste Punkt meiner ganzen Reise, mein eigentlicher Wallfahrtspunkt. Und wer weiß, ob ich nicht einer der letzten Sendboten europäischen Stammes, europäischer Wissenschaft gewesen bin, der viele Meilen weit hergekommen war, um für sich selbst und im Namen der Wissenschaft dem alten Bonpland Hochachtung, Liebe und herzliche Freundschaft entgegenzubringen.

Sein großes, starkes corrientinisches Reitpferd stand, ohne Wegweiser freilich, da mein Peon seiner Wege nach Hause geritten war, gesattelt vor der Thür, und in nördlicher Richtung jagte ich ganz allein durch das grüne Gefilde. Kein Weg führte mich, kein Begleiter störte mich; ich war allein mit meinen wehmüthigen Gedanken an den alten vergangenen Bonpland."

Die schwedische Sappho.

Der Beiname der „schwedischen Sappho" war von ihren Landsleuten einer im vorigen Jahrhundert lebenden Dichterin verliehen worden, deren Poesien dem deutschen Publicum erst jetzt durch eine Uebersetzung bekannt gemacht werden. Nahe an hundert Jahre sind bereits verflossen, seit Hedwig Charlotte v. Nordenflycht zu leben und zu singen aufgehört hat. Ihr Name und Ruf als Dichterin ist in ihrem engeren Vaterlande wohl bis auf unsere Zeiten übergegangen, allein ihre Werke erfuhren das unverdiente Schicksal, eine lange Weile vergessen zu sein. Die Ursache hiervon möchte hauptsächlich darin liegen, daß ihre Schriften seit mehr als fünfzig Jahren gänzlich aus dem Buchhandel verschwunden waren, und niemals vollständig gesammelt worden sind. Fischerström gab zwar einen Band ihrer ausgewählten Werke heraus, allein dieser Band umfaßte nur einen unbedeutenden Theil der Dichtungen, und ist gegenwärtig ebenfalls ganz vergriffen. Er versprach zwar, späterhin eine würdigere Auflage zu veranstalten, allein diese erschien niemals, und so wäre denn „die Schäferin im Norden", wie Hedwig v. Nordenflycht auch genannt wurde, vielleicht gänzlich vergessen worden, wenn nicht Atterbom in seinem „Pantheon schwedischer Seher und Sänger" Proben ihrer Kunst mitgetheilt und dadurch das Verlangen, ihre Werke gesammelt zu besitzen, aufs neue im Volke rege gemacht hätte. Im Jahre 1852 erschien denn auch wirklich in Upsala eine Ausgabe ihrer gesammelten Schriften, und daraus nahm wieder ein Nachkomme der Dichterin, der in Stralsund lebende Ferdinand Otto Freiherr v. Nordenflycht, Veranlassung, diese Poesien durch eine metrische Uebersetzung in die deutsche Sprache, die nunmehrige Muttersprache der Familie der Dichterin, der Letzteren nicht nur, sondern auch einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen. Doch sind nicht alle in die neue schwedische Auflage aufgenommenen Gedichte auch der bei Decker in Berlin erschienenen Uebersetzung einverleibt. Manche von ihnen tragen, wie der Uebersetzer berichtet, zu sehr das Gepräge ihrer Zeit, um heute noch auf allgemeinere Theilnahme rechnen zu können. Ebenso wenig ist die Reihenfolge der schwedischen Ausgabe streng inne gehalten, und auch die in derselben oft sehr willkürlich gewählten Ueberschriften sind vom Uebersetzer mehrfach verändert worden. Die vorangehende Lebensskizze ist aber ein wesentlicher Theil des Buchs, weil aus ihr erst die speciellen Motive der darin enthaltenen Lyrik hervorgehen. Wir theilen unseren Lesern einige Proben der letzteren mit, nachdem wir sie mit ersteren durch einen Auszug bekannt gemacht haben.

Hedwig Charlotte von Nordenflycht wurde am 28. Nov. 1718 zu Stockholm geboren, wo ihr Vater Mitglied des königlichen Kammer-Collegiums war. Früh schon zeigte sie eine so heftige Neigung zur Litteratur und Poesie, daß die Mutter, in der Furcht, ihre Tochter möchte allzu einseitig werden, derselben die Lecture gänzlich verbot, und Hedwig nur noch insgeheim über ihren lieben Büchern sein konnte. So floß die Zeit hin, bis sie ihr dreizehntes Jahr vollendet hatte. Ihr Vater zog sich damals auf das Land zurück, und begünstigt von dieser Freiheit, sowie angeregt durch die Schönheit der ländlichen Natur, brach hier ihre dichterische Ader hervor, und Hedwig gab ihrem überschwenglichen Gefühl einen ersten Ausdruck in religiös-schwärmerischen Liedern. Die Gefahr, welche darin auf die Dauer für die Gesundheit ihrer Seele lag, ward noch rechtzeitig abgewendet durch den Umgang mit einem jungen, gebildeten Techniker, Namens Tideman, der ihren Geist auf die Naturwissenschaften lenkte und so die Lust an religiöser Grübelei und alle skeptischen Grillen daraus ver-

scheuchte. Zwei Jahre waren in dieser lehrreichen Zeit verflossen, als ihr Vater starb und auf dem Todtenbette noch den Wunsch aussprach, daß Hedwig und Tideman ein Paar werden möchten. Doch dieser letzte Wille schien der Tochter unmöglich zu erfüllen. Der Genannte war ihr Freund, aber ihren Geliebten, ihren Gatten hatte sie sich bisher immer anders vorgestellt, als unter der wenig einnehmenden gebrechlichen Gestalt Tidemans. Nach langem Kampfe, der endlich zu einer gefährlichen Gemüthskrankheit führte, wichen allgemach die Neigungen und Wünsche des Herzens vor einer ruhigeren und kälteren Ueberlegung; Hedwig zwang sich, „nur noch auf die Schönheit zu blicken, die in des Mannes Seele lag," und verlobte sich mit ihm — aber noch vor der Hochzeit sank der Bräutigam aufs Krankenlager, von dem er sich nicht wieder erhob. Wie schmerzlich nun die Braut den Verlust des Wackern empfand, spricht sich am klarsten in den seinem Andenken gewidmeten Trauerliedern aus. Ein Jahr verging so unter bloßen Klagen, da wandte sie ihre Muße auf die französische Sprache, in welcher sie nur geringe Kenntnisse besaß. Sie wünschte sich einen Lehrer, und ihre Familie ersah dazu einen jungen Geistlichen, Namens Fabricius, welcher bei der französischen Gemeinde in Stockholm fungirte. Dieser war ein schöner, hochgebildeter, trefflicher Mann — der nach Tidemans Tode gefaßte Entschluß, unvermählt bleiben zu wollen, wurde von Hedwig nach dem Bekanntwerden mit Fabricius alsbald aufgegeben, und die Liebe ward ihres Herzens Gebieterin. Auch Fabricius selber faßte eine heftige Neigung, und die Verlobung erfolgte; die Familie der Braut indeß setzte ihrer Verbindung mit dem vermögenslosen und noch in keiner gesicherten amtlichen Stellung befindlichen Manne unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, bis endlich nach vier Jahren der Bräutigam zum Admiralitätsprediger in Karlskrona ernannt wurde. Die Hochzeit wurde bald darauf am 1. Mai 1743 begangen. Auf der Seereise nach dem neuen Bestimmungsort verunglückte das Fahrzeug, und die ganze Ausstattung ging in den Wellen verloren; allein die Liebe ersetzte Alles und die Dichterin fühlte sich über die Maßen glücklich. Nur sollte leider ihr Glück keine Dauer haben, denn ihr Gatte verfiel in ein hitziges Fieber, und nach wenigen Tagen starb er, am letzten Abende desselben Jahres, in welchem die Hochzeit geschlossen war. Der Schmerz und der Kummer war nicht zu beschreiben; sie wurde selbst krank und drei Monate lang stritten sich Leben und Tod um ihren Besitz; endlich siegte die gesunde Kraft ihrer Natur und brachte ihre Genesung zu Stande. Sie begab sich nun nach Stockholm zurück, doch ihre tiefe Trauer ertrug nicht das Geräusch und die Zerstreuungen des hauptstädtischen Lebens; sie sehnte sich nach ungestörter Einsamkeit und miethete sich deshalb in einer abgelegenen Meeresbucht, auf der kleinen Insel Lidingö, eine einfache Wohnung. Hier dichtete sie die „Lieder einer Traurigen", welche, von einem theilnehmenden Freunde gesammelt und dem Drucke übergeben, bald durch ganz Schweden gesungen wurden und ihren Ruf begründeten. Hedwig von Nordenflycht sammelte nun ihre älteren poetischen Versuche, verfaßte neue, und gab ein Werk nach dem anderen heraus. Mit jedem wuchs ihr Ruhm und blieb auch nicht in den Grenzen des Vaterlandes. Man sprach von der nordischen Sappho bald zu London und zu Paris. Haller in der Schweiz, Salomon Geßner in Deutschland, und Holberg in Dänemark feierten ihren Geist. Der Letztere übersetzte auch mehrere ihrer Werke. Gelehrte und Dichter des In- und Auslandes suchten ihren Umgang, traten mit ihr in Briefwechsel, und aus denen, die ihr näher standen, bildete sich unter ihrer Aegide eine Gesellschaft mit poetischer Tendenz. Sie erhielt darin den Namen Urania, und in ihrem Hause waren die Versammlungen. Hedwig von Nordenflycht war nämlich, um dies nicht zu vergessen, inzwischen nach der Hauptstadt zurückgekehrt. Ihre Erfolge auf dichterischem Gebiete, das Glück, welches ihre Werke machten, gingen jedoch Hand in Hand mit vielerlei Widerwärtigkeiten des äußeren Lebens. Bei dem großen Brande in Stockholm vom Jahre 1751 verlor die Arme mit ihrem Hause auch ihre gesammte Habe, sowie eine schätzbare Menge noch ungedruckter Handschriften, und das Einzige, was sie zu retten vermochte, war ihre alte Mutter, die sie auf zitternden Armen mitten durch die Flammen trug. Seit dieser Zeit hatte sie oft mit Geldnoth zu kämpfen, die einige Mal einen so hohen Grad annahm, daß sie sich mit Bittgesuchen an den König wenden mußte. Allein die königlichen Gnadengaben waren nicht eben sehr reichlich, bis sie von Gustav III., als er noch Kronprinz war, ein ausreichendes Jahrgehalt erhielt, wodurch sie der Sorge fortan entrückt wurde. An einer Bucht des Mälarsees erwarb sie sich käuflich ein kleines Gehöft, welches damals Quarnlöten (die Mühlenwiese) hieß, welches sie nun aber Lugnet (die Ruhe) nannte. In dieser Ruhe hoffte die Dichterin ihre noch übrigen Lebenstage in reiner, harmonischer Gemüthsstimmung zu verbringen, allein noch einmal ward Liebe der leidenschaftlichen Frau Unglück. Pachter des in der Nähe ihres kleinen Besitzthums gelegenen Gutes Sjöö war damals ein junger angenehmer Mann, Namens Fischerström; dieser erregte aufs neue zärtliche Gefühle in ihr, erwiderte dieselben aber nicht, sondern schien weniger das Weib, als die Dichterin, weniger ihre Schönheit, als ihren Geist zu schätzen. Zudem war er bereits mit einer Anderen verlobt, und ob er gleich gewillt war, diese seine erste Jugendneigung ihr aufzuopfern, als er den Zustand ihres Innern ganz entdeckt hatte, so lehnte sie dies doch fest ab. Sobald aber ihr Verhältniß zu Fischerström zerrissen, war auch für sie alles Glück des Lebens verschwunden; ihr körperliches Unwohlsein nahm ebenfalls zu, und sie verfiel in so tiefe Schwermuth und solchen Ueberdruß am Dasein, daß sie sich entschloß, demselben in den Fluthen ein Ende zu machen. In wie weit dieser Entschluß mit Ueberlegung oder in krankhafter Exaltation gefaßt war, ist ungewiß, ebenso ob und wie weit es ihr gelang, ihren Vorsatz auszuführen, ob sie etwa schon im Wasser gewesen, oder noch auf dem Wege dahin gehindert wurde. Nur so viel steht fest, daß sie eine heftige Erkältung davontrug, in Folge deren sie ihre Tage auf dem Krankenbette beschloß. Sie starb am 28. Juni 1763, und mit ihr ging jedenfalls eine außergewöhnliche Begabung, ein reiches inneres Leben zu Grunde, das es in seiner

poetischen Production gewiß noch zu größerer Vollendung, Durchbildung und Mannichfaltigkeit gebracht hätte, wenn ihm in den äußerlichen Verhältnissen nur ein höheres Maß von Glück beschieden gewesen wäre. Die Widerwärtigkeiten und Drangsale des menschlichen Daseins bedrückten die Seele der Dichterin so, daß nicht Alles, was darin verborgen lag, zu freier Entfaltung kommen konnte. Aus ihrer Leyer klingen rein und voll nur die trüberen, melancholischen Laute hervor; einzelne heitere Töne und fröhlichere Anklänge zeigen in ihrer Eigenthümlichkeit und Schönheit aber, wie reizend es geklungen haben müßte, wenn Hedwig v. Nordenflycht auch freudig gehobene Stimmungen öfter im Liede hätte fixiren können. Wer ihre Poesien vom Standpunkte ihrer Zeit aus zu beurtheilen vermag, wird sie gewiß nach Verdienst schätzen.

Im Frühling.

Lenz mit seiner Pracht erneut sich,
Alles freut sich,
Abzulegen Winters Tracht;
Lerche singt, der Frühlingsbote,
Daß vom Tode
Neu die Erde ist erwacht.

Knospend schmücken sich die Wälder,
Alle Felder,
Sonne schenkt Gedeihn und Saft:
Auf, auch du, die Brust erschließe,
Komm, genieße
Ganz der Hoffnung Lebenskraft.

Schau, wie Er, der Alles gründet,
Erde ründet,
Selbst der unerschaffne Geist,
Ueberall pflanzt Hoffnungstriebe,
Und in Liebe
Lind'rung jedem Schmerz verheißt.

Ahnte wohl in Schnee gehüllet,
Frosterfüllet
Diese Welt ihr Auferstehn?
Lag erstarret, kahl gebreitet,
Und nun kleidet
Sie das Licht aufs neu' so schön!

Was für Freude dir auch werde
Auf der Erde,
Nichts entrinnt dem Zeitenlauf;
Und es richtet, wenn wir wagen
Oder zagen,
Uns allein die Hoffnung auf.

Drum die Hoffnung segnend preiset:
Sie nur weiset
Uns Erlösung aus der Noth.
Selig der, der Hoffnung heget,
Der sie pfleget
Wie im Leben so im Tod.

Auf, mein Herz, so wähl' das Beste,
Halte feste
An der Hoffnung süßem Ruf:
Hoffe nur, Er wird nicht lassen,
Dich umfassen
Liebend wie Er dich erschuf.

Kann die Welt dir nichts gewähren,
Lern' entbehren
Dieser Erde flücht'ge Freud':
Einst leiht dir der Menschen Vater,
Dein Berather,
Selige Vollkommenheit.

Im Herbst.

Des scharfen Nordwinds Stürme tosen
Mit wildem Hauch und grauser Wucht,
Und all des Sommers reizend Kosen
Nimmt Abschied jetzt in eil'ger Flucht;
Er kleidet ab des Baumes Grün
Und breitet Kälte in den Lüften;
Auf Wies' und Feld, in Hain und Klüften
Erbleicht und welket Alles hin.

Wie stille jüngst der See noch strahlte,
Ein sanftes Gleiten war sein Gang;
In seinem klaren Spiegel malte
Der Himmel sich im Sterngewand.
Es war ein Schauspiel inn'ger Lust.
Doch was noch kaum so sanft gezogen,
Hebt jetzt mit Wuth die wilden Wogen,
Erstarrt das Blut in unsrer Brust.

Die milde Gluth der warmen Sonne
Schuf rings die Luft balsamisch rein,
Die Wesen schöpften neue Wonne.
Wie, mußte das so flüchtig sein?
Den Himmel, jüngst noch rosenroth,
Jetzt düstre Wolken rings bedecken,
Vom Boden sich die Nebel strecken,
In ihrem Hauche geht der Tod.

Der Teppich, den die Schönheit webte,
Daß Aug' und Herz vor Freuden lacht,
Wo süße Lust um Rosen schwebte,
So in des Sommers ganzer Pracht, —
Bewahrt von seinem Zauberglanz
Nichts, als ein trauriges Gedenken.
Ach! gern den Flug die Stürme lenken
Hin nach der Schönheit Blumenkranz.

So kannst du denn nicht länger weilen,
Und giebst den Freuden keine Rast?
Die schönen Zaubertage eilen
Dahin mit ungestümer Hast!
Der kühle Herbst nach kurzer Lust,
Der kalte Winter langsam schreiten.
Die Stunden, die uns Glück bereiten,
Entfliehen, ach! so schnell der Brust!

So soll denn Nebel mich umfangen,
Wie meinen Körper, so den Geist?
Soll wieder ich in Seufzern bangen?
Hält denn, wenn sie im Wechsel kreist,
Die Zeit die Seele so gebannt,
Daß sie bei Sonnenschein muß lachen,
Und weinen, wenn die Stürm' erwachen?
Sind Zeit und Seele denn verwandt?

Auf Ihn, der wechselnd schuf die Zeiten,
Schaut auch mein Herz vertrauend hin,
Er kann Veränd'rung nicht erleiden
Und sel'ge Ruh' find' ich bei Ihm.
Dort herrschet nicht des Wechsels Lauf.
In Ihm ist Heil auf festem Grunde.
Schwing' Dich, mein Geist, vom Erdenrunde
Und steige jubelnd zu Ihm auf! —

Ja lern' die Freude nur erfassen
In dem, was keine Zeit zerstört.
Warum willst du den Wechsel hassen,
Der zu der Schöpfung Plan gehört?
Der Herbst mit aller Traurigkeit
Kann doch noch Frucht zur Reife bringen.
So kannst auch du dir Frucht erzwingen
Von allem Ding, von jeder Zeit.

Der Liebe Schweigen.

Flücht'ge Liebe stets begehret
Laut zu künden all ihr Glück;
Doch die Gluth, die ewig währet,
Hält sich scheu und keusch zurück.
Auch die Flamme, die ich hege,
Die so süß mein Herz beschlich,
Hält sich stets im Busen rege,
Doch für Niemand, als für dich!

Andre ritzen wohl in Steine
Ihren Schmerz, in Rinden ein.
Doch der Name, den ich meine,
Steht im Herzen mir allein.
Niemals wird, um dich zu ehren,
Tönen meiner Laute Klang;
Denn ihn könnte Echo hören,
Neid erwachen bei dem Sang.

Ihr, die schier von Liebe trunken
Laut erhebt der Liebe Lust,
Heget sie doch nur zum Prunken,
Nicht im Heiligthum der Brust.
Läßt doch Vorsicht Niemand wissen,
Was man ihr zu hüten gab:
Liebe, dich recht zu genießen,
Lehr' mich schweigen bis ins Grab.

Freundschaft.

Ein edles Herz kann nur gedeihen,
Wenn es dem Freunde sich ergiebt.
Nur wo man treue Freundschaft übt,
Empfängt das Leben seine Weihen,
Und mag sie die Paläste scheuen,
Die Hütten sind es, die sie liebt.

Was willst du mit des Glücks Geschenken,
Theilt seine Gaben nicht ein Freund,
Dem Herzensneigung dich geeint
Und in der Brust ein gleiches Denken?
Mag dann der Sturm die Seele kränken,
Ein Auge bleibt, das mit dir weint.

Vom ird'schen Gut, wohin wir schauen,
Wie Weniges hat tiefern Werth!
Des Purpurs Ruhe wird gestört
Von Sorgen und durch nächt'ges Grauen.
Worauf du sicher stets kannst bauen,
Wird nur im Freunde dir gewährt.

Drum laßt die Freundschaft warm uns pflegen,
Ob unser Herz in Thränen weint,
Ob hell des Glückes Stern dir scheint:
Sie geht mit uns auf allen Wegen;
Und was wir Süßes mögen hegen —
Das schenket uns ein treuer Freund.

Ein africanisches Königspaar.

Abderrahman, Sultan von Marokko.

Das Leben mohamedanischer Herrscher versteckt sich mit seinen Anfängen in das Dunkel des Harems, in das fremden Augen kein Blick gestattet ist. Wir können daher über das Leben des Sultans bis zu seiner Thronbesteigung wenig sagen. Er wurde im Jahre 1778 während der Regierung seines Großvaters Sidi Mohamed geboren. Als dieser Sultan starb, folgte ihm nicht Abderrahmans Vater, sondern ein jüngerer Sohn, Soliman. In Marokko wird nämlich das Erstgeburtsrecht nicht anerkannt, damit der regierende Sultan unter den Mitgliedern seiner Familie freie Wahl habe und den Würdigsten zu seinem Nachfolger ernennen könne. Als Soliman den Thron bestieg, wurde Abderrahman nach marokkanischer Hofsitte einem Pascha übergeben, der ihn erzog. Später ernannte Sultan Soliman ihn zum Verwalter der Hafenzölle, und er kam nun in zwiefache Berührungen, die auf seinen Charakter einen wesentlichen Einfluß übten. Milderte sein fortwährender Verkehr mit europäischen Kaufleuten und Schiffern die Grausamkeit und die Glaubenswuth, welche die beiden häßlichsten Züge des marokkanischen Volksgeistes sind, so erweckte die Verwaltung der bedeutenden Gelder, welche in die Hafencassen flossen, in ihm eine unersättliche Habsucht. Einen beträchtlichen Theil dieser Gelder brachte er für sich auf die Seite, sodaß er bereits einen großen Reichthum besaß, als der Tod seines Oheims 1822 den Thron für ihn erledigte. Nun trat die gute Seite der Sitten hervor, die er sich in den Hafenplätzen angeeignet hatte. Soliman hatte einen Sohn Mamum hinterlassen, der Ansprüche auf den Thron erhob. Jedermann erwartete, daß Abderrahman diesen Nebenbuhler hinrichten lassen werde, allein er begnügte sich damit, ihn durch eine ewige, übrigens ziemlich erträgliche Haft unschädlich zu machen.

In Marokko wohnen mehrere Völker neben einander: Berbern, welche die Ureinwohner sind und sich in die beiden Stämme der Schilluks und der Amazirghen theilen, Mauren, Araber und Neger. Alle diese Völker hassen und verfolgen sich unter einander und alle sind darin einig, möglichst wenige oder noch lieber gar keine Steuern und Abgaben zu bezahlen. So herrscht ein ewiger Krieg der Stämme unter einander und aller Stämme gegen die Regierung. Höchstens der dritte Theil des marokkanischen Gebiets, dessen Flächeninhalt mehr als 10,000 deutsche Geviertmeilen beträgt, steht unter der Botmäßigkeit des Sultans. In den beiden übrigen Drittheilen haben sich viele unabhängige Gemeinwesen gebildet, deren seßhafte wie umherziehende Bewohner häufig Einfälle in die Nachbarschaft machen. Wo der Sultan anerkannt wird, erhält er dennoch keine Steuern, wenn er sie nicht mit Heeresmacht eintreibt. Er benutzt dazu Neger, aus denen fast sein ganzes Heer besteht, während die Mauren, die habsüchtigsten und treulosesten aller Einwohner, seinen Beamtenstand bilden.

Diesen anarchischen Verhältnissen wollte Abderrahman bei seiner Thronbesteigung ein Ende machen. Nachdem er von 1822 bis 1826 Krieg geführt hatte, überzeugte er sich, daß es ihm nie gelingen werde, eine Herrschaft im europäischen Sinn zu

gründen, und ließ die Waffen ruhen. Er fröhnte nun seiner Leidenschaft, Schätze zu sammeln, die er in dem festesten seiner Schlösser anhäufte und von seiner Leibwache hüten ließ. Da die innern Steuern die unsichersten seiner Einnahmen blieben, so pflegte er besonders die von außen fließenden Quellen und suchte sie durch Handelsmonopole, hohe Zölle und Seeraub, den er unter allen Fürsten der Barbaresken am längsten trieb, einträglicher zu machen. Dadurch wurde er in die erste seiner Streitigkeiten mit europäischen Mächten verwickelt. Oesterreich verweigerte den Tribut von 25,000 Thalern, den Venedig für die Sicherheit seiner Flagge früher entrichtet hatte, und Abderrahman rächte sich, indem er ein österreichisches Handelsschiff wegnehmen und die unglückliche Mannschaft, mit Ketten belastet, in ein abscheuliches Gefängniß werfen ließ. Darauf erschien ein österreichisches Geschwader unter dem Admiral Bandiera, beschoß die Hafenplätze El Araisch und Rabat und erzwang dadurch nicht blos die Herausgabe des geraubten Schiffes und seiner Mannschaft, sondern auch das Aufhören des Tributs (1828). An den marokkanischen Seeräubereien, die von nun an noch vorkamen, hatte Abderrahman keinen Antheil und wußte nicht einmal von ihnen, wie er sie auch nicht abzustellen vermochte. Sie gingen immer von den Amazirghen des Rifs aus, jenes berüchtigten Küstengebirgs, dessen kühne Formen und prachtvolle Wälder das Entzücken des Naturfreundes sind, während sie dem armen Schiffer, der in ihrer Nähe von einer Windstille befallen wird, Entsetzen erregen. Im ganzen Rif besitzt der Sultan nicht einmal einen Schatten von Macht, und von allen Seeräubereien, die dort bis zu jener vorgekommen sind, welche der Prinz Adalbert von Preußen am 7. August 1856 leider nur unvollständig zu bestrafen im Stande war, läßt sich Abderrahman nicht eine einzige zum Vorwurfe machen.

Unmittelbar nach der französischen Besitznahme von Algier machte er einen schwachen Versuch, die Provinz Oran seinem Reiche einzuverleiben. Der unglückliche Ausgang diente ihm zur Lehre und er bemühte sich fortan nach Kräften, ein guter Nachbar zu sein. Die Marokkaner, unter allen Mohamedanern die rohesten und glühendsten Christenhasser, wollten von keinem Frieden wissen, und von ihnen gingen alle späteren Verwickelungen mit Spanien und Frankreich aus. Bis zum Jahre 1844 erhielt Abderrahman die Ruhe. Inzwischen war Abdelkader durch seine Kämpfe gegen die Ungläubigen zum Abgott der Bevölkerung geworden, und die Stimmung der letzteren äußerte sich so drohend, daß Abdelkader, als der spanische Consul Darmon 1844 auf der Jagd einen Eingeborenen zufällig erschoß, keine andere Wahl hatte, als den Unglücklichen hinrichten zu lassen. Die Bevölkerung fügte dieser Beleidigung eine neue hinzu, indem sie die Mannschaft eines spanischen Schiffs ermordete, Spanien forderte Genugthuung, und der Ausgang war, daß Abderrahman einen an Ceuta angrenzenden Strich Landes abtreten mußte. Diesem wenig bedeutenden Streit folgte ein Krieg mit Frankreich auf dem Fuße. Abderrahman handelte unter einem unwiderstehlichen Druck der Volksmeinung, als er dem verhaßten Abdelkader Hülfe versprach und mit einem großen Heer an die algierische Grenze zog. Seine Waffen hatten zu Lande und zur See nichts als Unglück. Der Prinz von Joinville beschoß Tanger und Mogador mit großem Verlust für die Marokkaner, und Marschall Bugeaud zersprengte am Isly in wenigen Stunden des 14. August 1844 ihre zahllosen Reiterschwärme. Den Frieden mit Frankreich vermittelte England, aber vor seinen eigenen Unterthanen vermochte keine fremde Macht dem Sultan Ruhe zu verschaffen. Mehr als einmal brachte Abdelkader, dem einige der mächtigsten Stämme des marokkanischen Gebiets zufielen, seinen Thron zum Wanken, und Abderrahman mußte es als eine wahre Erlösung betrachten, daß der gefährliche Emir 1847 französischer Gefangener wurde.

Bis zum Jahre 1852 entstanden im Innern und an der Grenze Unruhen über Unruhen. Bald waren es Ueberfälle von französischen Kaufleuten auf algierischem Gebiet, oder von Schiffen durch die Amazirghen des Rifs, für die Abderrahman verantwortlich gemacht wurde, bald Aufstände im Innern, die ihm zu schaffen machten. 1850 erklärte sich ein Prinz seines Hauses zum Sultan und erhielt durch seine Vorspiegelungen, die Handelsmonopole des Sultans hätten die damalige Hungersnoth, deren wirkliche Ursache eine allgemeine Dürre war, veranlaßt, einen großen Zulauf, sodaß seine Besiegung Zeit und Blut kostete. Seine letzten Lebensjahre konnte Abderrahman in Ruhe verleben. Im August 1859 starb er als einundachtzigjähriger Greis auf einem seiner Schlösser. Sein Sohn und Nachfolger Sidi Mohamed (geb. 1803) hat sogleich mit inneren Aufständen zu kämpfen gehabt und Streit mit Spanien und Frankreich bekommen.

Aberrahman war nicht von reinem Blut, denn seine Mutter war eine Schwarze. Man sah es an der Mulattenfarbe seines Gesichts, das übrigens einen gutmüthigen Ausdruck hatte. Wenn er nach alter Hofsitte zu Pferde Gehör ertheilte, wozu er wöchentlich viermal verpflichtet war, machte er mit seiner etwas kleinen aber kräftigen Gestalt, seinem rabenschwarzen, bis auf die Brust herabfallenden Bart und seiner volltönenden Stimme den Eindruck eines ächten orientalischen Herrschers. Ob er die Christen und Juden seines Reichs aus angeborener Milde oder deshalb schützte, weil er von ihnen hübsche Einnahmen hatte, wollen wir dahingestellt sein lassen. Geizig blieb er bis zum letzten Augenblicke, und seine Schätze sollen bis auf sechzig Millionen Piaster angewachsen sein. Er hatte drei Residenzen, Fez, Meknas und Marokko, zwischen denen er in jedem Jahre wechselte. Sein Umherziehen von einer zur andern war für die Bevölkerung, die ihn und seinen ganzen Troß zu ernähren hatte, eine Plage, und nicht minder für fremde Bevollmächtigte, denen es verschwiegen werden mußte, wo der Sultan eben sei, und die ihm daher nachreisen mußten, bis sie ihn fanden.

Theodoros, König von Aethiopien.

Bisweilen tauchen in der Geschichte halbcivilisirter Völker große Herrscher auf, welche gleich Meteoren das Dunkel des Völkerlebens erleuchten und dasselbe zu nicht geahnter Kraft und Bedeutung steigern. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen dieser Art ist der jetzige König von Abyssinien, Theodoros, oder wie er früher hieß: Cassai, der sich vom einfachen Soldaten durch Tapferkeit und Intelligenz aufschwang und die zerstreuten Staaten Abyssiniens unter seinem kräftigen Scepter vereinigte. Dieses Land, vom dreizehnten bis achtzehnten Jahrhundert ein mächtiges Königreich unter der sogenannten Salomo'schen Dy-

nastie, zerfiel durch ähnliche Institutionen wie einst das Reich der fränkischen Merovinger. Der Kaiser (Negus) ward eine bloße Schattenfigur, während der Hausmeyer (Ras) die Macht an sich riß, aber zuletzt gegen die mächtigen Reichsbaronien nicht behaupten konnte. Aus diesen wurden unabhängige Lehnsfürstenthümer, deren bedeutendste in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts das Reich Amhara unter Ras Ali, das Reich Tigre unter Ubye und die Provinz Dembea unter dem Fürsten Komfu waren. Andere selbständige, aber mehr abgelegene Staaten sind Narea, Kaffa und das bedeutende Schoa. In diesen Staaten lebt eine kriegerische Bevölkerung, die theils mohamedanisch, aber vorwiegend christlich ist. An der Spitze der geistlichen Hierarchie steht der Abune oder Patriarch, der in Cairo von dem dortigen koptischen Patriarchen gewählt wird und großen Einfluß auf die Bevölkerung ausübt.

Cassai ist von unbedeutender Abkunft, der Sohn eines der kleinen Lehnsfürsten in der Provinz Kuara (Gvara) des Reiches Amhara, die im Westen des Zana-Sees am blauen Nil liegt; seine Mutter soll eine Verkäuferin von Cosso (ein specifisches Mittel gegen den Bandwurm) gewesen sein. Cassai ward um das Jahr 1820 geboren und lernte in einer Schule zu Gondar, der Hauptstadt Amhara's, Lesen und Schreiben. Später wurde er Soldat unter dem obengenannten Gouverneur (Dedschadsch, Fürst, Herzog) von Dembea, Namens Komfu und wohnte den Kriegszügen desselben gegen die Türken bei, als diese unter Mehemed Ali von Sennaar aus gegen Abyssinien vordrangen. Hierbei lernte er einiges von der europäischen Kriegführung, das er späterhin zu seinen Gunsten ausbeutete. Komfu, empfahl den klugen und tapfern Cassai seinem Herrn, dem Ras Ali, der ihm ein Truppencorps und eine Regierungsstelle unter seiner Mutter, der Waisoro Meunen, anvertraute, welcher die Provinz Dembea gehörte. Cassai zerfiel aber bald mit der Dame, nachdem er die Tochter Ras Ali's zu seiner Gattin erwählt hatte, schlug ihr Heer und hielt sie gefangen, bis sie ihm als Lösegeld für ihre Freiheit die schöne Provinz Dembea abtrat; selbst gegen Ras Ali ward er allmählich saumselig im Bezahlen der Abgaben, sodaß dieser endlich 1850 Dembea einem getreueren Satrapen, dem Dedschadsch Buru Goschu von Godjam, schenkte. Dieser überfiel die Provinz, nahm sie in Beschlag, und Cassai sah sich genöthigt in sein heimathliches Gebirgsland zu fliehen. Hier sammelte er seine Getreuen, fiel seinerseits im November 1852 unerwartet in Dembea wieder ein, tödtete in einer siegreichen Schlacht seinen Nebenbuhler mit eigner Hand und ward im folgenden Jahre 1853 nun auch mit seinem eignen Schwiegervater in Krieg verwickelt. Trotzdem daß dieser sämmtliche abyssinische Fürsten, sogar den mächtigen Herrscher von Tigre, Ubye, gegen Cassai aufrief, ward er dennoch von Letzterem im Frühjahr 1853 aufs Haupt geschlagen und mußte zu den Gallas fliehen. So ward Cassai Herrscher von Amhara. Zur Befestigung seiner Macht lud er den Kirchenfürsten (Abune) ein, von Adoa nach Gondar zu kommen, und dieser willigte auch ein unter der Bedingung, daß Cassai die katholischen Missionäre vertreibe, welche in Tigre großen Einfluß bei Ubye erlangt hatten. Dies geschah; Cassai vertrieb die Römer und forderte nun den stolzen Ubye auf, sich ihm zu unterwerfen und Tribut zu zahlen. Dies führte 1854 zum Kriege mit dem Reiche Tigre, dem mächtigsten Staate in Ostabyssinien, welcher ebenfalls zu Gunsten Cassai's ablief. Er nahm Ubye sogar gefangen und verwirklichte nun seinen Plan zur Organisirung eines einheitlichen mächtigen Königreichs, indem er sich in diesem Jahre von dem Abune zum König von Aethiopien salben ließ und den Namen Theodoros annahm. Sein erstes Streben war nun, die Ordnung energisch wieder herzustellen, die katholischen Priester zu vertreiben (die protestantischen Missionäre hingegen durften bleiben) und Gesittung und Cultur zu verbreiten. So erließ er ein Verbot des Sclavenhandels, ebenso der Vielweiberei, ferner der grausamen Emasculation der Feinde, sowie der Verstümmelung erwachsener Gefangenen. Um den Handel zu heben, wurden alle Zollstätten von Gondar nach Halai aufgehoben, überhaupt Ackerbau und Handel möglichst von ihm begünstigt, um das Volk von den Kriegs- und Revolutionsgelüsten zu entwöhnen. Man sieht hieraus, daß Theodoros den richtigsten Weg eingeschlagen hat, sein Volk zu civilisiren. Da er ein großer Freund der Kirche ist, so hat er das Sectenwesen möglichst erschwert und die koptische Kirche als Staatskirche erklärt, der er auch große Gewalt eingeräumt hat. Den Mohamedanern hat er 1855 befohlen, binnen zwei Jahren Christen zu werden oder auszuwandern; ebenso werden alle Gallaneger, deren Land erobert wird, zum Christenthum bekehrt. — Mit richtigem Blick erkennt der Herrscher die Ueberlegenheit abendländischer Cultur und ist bemüht, namentlich europäische Mechaniker in seinen Dienst zu ziehen. In seiner nächsten Umgebung befindet sich ein Engländer John Bell, der sein Adjutant und Ingenieur ist, (einst Lieutenant in der indischen Marine,) und ein Deutscher aus Anhalt Dessau, Namens E. Sander, der die zwei dem Ubye abgenommenen Kanonen befehligt, welche Louis Philippe einst diesem Herrscher schenkte. — Der bekannte protestantische Missionär Dr. Krapf, welcher 1855 Abyssinien besuchte und sehr wohlwollend aufgenommen wurde, schildert den König von mittlerer Größe, schwarzbrauner Gesichtsfarbe und ruhigem, freundlichem Benehmen. Er soll eine scharfe Urtheilskraft besitzen und alle militärischen Operationen selbst leiten, bei denen er sich durch hohen persönlichen Muth auszeichnet. Er ist sehr freigebig und handhabt die Justiz auf eine sehr rühmliche Weise. Seine Unterthanen lieben ihn und vergleichen ihn mit dem König David im alten Bunde, und sie glauben, daß die alte Weissagung, daß ein König Theodoros kommen und Abyssinien groß und glücklich machen, auch Mekka und Medina zerstören werde, sich zu erfüllen beginne. — Gleichwohl ist seine Herrschaft noch vielfach bedroht; das südlichste abyssinische Land Schoa, welches er 1856 seinem Reiche einverleibte und das stark mit mohamedanischen Elementen durchsetzt ist, soll nach neueren Nachrichten in bedeutender Gährung sein; ebenso ist aus der alten Dynastie ein Gegenkaiser Agow Negussi aufgestanden, um den sich die Unzufriedenen sammeln, und den Theodoros noch nicht gewagt hat in offener Feldschlacht anzugreifen. Während an seinem Hofe ein englischer Consul, Plowden, residirt, huldigt der französische Consul in Massowah dem Gegenkaiser, und so wird König Theodoros fürs Erste noch manchen Widerstand gegen sein großartiges Bestreben zu besiegen haben.

Der Schiller-Körnersche Briefwechsel in neuer Auflage.

— Der Briefwechsel zwischen Schiller und Körner, welchen die Buchhandlung Veit und Comp. in Leipzig jetzt in einer wohlfeilen Ausgabe brachte, gehört um deswillen zu den bedeutendsten Documenten für des Dichters Entwicklung, als diese Freundschaft mit Körner in Schillers Leben den Abschluß seiner ersten Epoche, der Sturm- und Drangepoche, bildet. Der junge sächsische Jurist Körner, dessen Person und Charakter wir in Nr. 45 bereits näher schilderten, und dessen Braut Minna Stock, Tochter des Leipziger Kupferstechers, boten dem Dichter der Räuber die ersten bedeutenden Gaben eines rückhaltlosen Enthusiasmus, wurden ihm in seiner Bedrängniß, seit der Flucht nach Bauerbach und von dort nach Leipzig, auch äußerlich die rettenden Helfer und klärten durch ruhige, treue Neigung und stetige Sicherheit den stürmischen Aufruhr in Schillers Natur. Die drei Jahre zu Dresden und Loschwitz in Körners Familienkreise waren epochemachend für den Dichter, weil sie eine Epoche abschlossen. Carlos, der Geisterseher und von kleineren Sachen die Erzählung: „der Verbrecher aus verlorner Ehre“ sind die wichtigen Schöpfungen des Dresdner Aufenthalts (zur Winterzeit in Neustadt, Kohlmarkt Nr. 4, im Sommer auf Körners Weinberg an der Elbe). Mit diesen Werken documentirt er zum letzten Male die ganze Größe seines ersten, gewaltsamen Kraftaufwandes. Körner jubelte ihm zu, allein er schürte nicht das Feuer dieser sich rasch verzehrenden riesigen Titanenflüge; er ward vielmehr Ursache, daß der Freund sich auch nebensächlichen Arbeiten widmete. Es begann für Schiller die Epoche der geschichtlichen Studien, mit denen er seine Professur in Jena vorbereitete, der Herausgabe von Memoiren, der Geschichte des Abfalls der Niederlande ꝛc. Die Studien zur Geschichte des 30jährigen Krieges trieben dann im Wallenstein zu einer Breite der Auffassung, an welcher die dichterische Kraft fast die Concentration einbüßte. Den titanischen Schwung der ersten Periode suchte er nun zu idealisiren, verlor aber damit im Drama den Styl der Lessing'schen pragmatischen Wirklichkeit. Der Einfluß Goethe's vollendete an Schiller, was der Umgang mit Körner zu seiner Reform begonnen.

Eine dankenswerthe und kenntnißreiche Einleitung zu der zweiten wohlfeilen Ausgabe von Schillers Briefwechsel mit Körner lieferte Hermann Marggraff in einer besonderen Broschüre (Leipzig, Veit u. Comp.). Nicht mit Unrecht ist darin gesagt, daß jene Correspondenz in psychologischer Hinsicht ein noch vielseitigeres Interesse und noch größeren Reiz gewähre, als der Schiller-Goethe'sche Briefwechsel. Einmal umfaßt jener einen bei weitem längeren Zeitraum, sodaß wir in ihm auch den werdenden, sich entwickelnden und mit sich ringenden Schiller kennen lernen. Vergessen darf aber auch nicht werden, daß der Bund Schillers mit Goethe, wenngleich vielerlei rein menschliche Beziehungen sich darin geltend machten, doch im Grunde nur eine litterarische Allianz war, eine Allianz zweier dichterischen Großmächte, um Souveränitätsrechte über die kleineren Größen der Poesie und Litteratur auszuüben.

Schillers Werke französisch.

Zur Feier des 10. Nov. erscheinen bei Hachette in Paris die vier ersten Theile einer französischen Uebersetzung von Schillers sämmtlichen Werken. Die Dramen sowie einen Theil der lyrischen Gedichte übertrug der Leiter des ganzen Unternehmens Adolf Regnier, Mitglied des Instituts und früherer Erzieher der Söhne der Herzogin von Orleans. Die übrigen poetischen Stücke übersetzte dagegen Cattant, Professor in Amiens, und Sanejouand, ein leider zu früh verstorbener talentvoller Lehrer am Collège St. Barbe, während die Uebertragung der Geschichte des Abfalls der Niederlande, des dreißigjährigen Krieges und des Geistersehers Jakob Prochat in Lausanne, die aller ästhetischen Abhandlungen Carrard vom Collège Rollin, die der Briefe über ästhetische Erziehung, der philosophischen Briefe von Julius an Raphael und der gesammten Correspondenz Prevost in Toulouse, sowie endlich die der übrigen kleinen Stücke v. Suckau, Sanejouand und Regnier der Sohn lieferten. Der erste Band enthält die Gedichte, Band zwei bis vier die Dramen, Band fünf und sechs die beiden Geschichtswerke, Band sieben die philosophischen Abhandlungen und kleineren Sachen, Band acht bis zehn endlich die Correspondenz. Voran geht noch als Band für sich eine von Adolf Regnier geschriebene, sehr gewissenhafte, gediegene und vollständige Biographie und Charakteristik Schillers. Wie der Bearbeiter selber gesteht, konnte er in dieser Hinsicht freilich nichts anderes thun, als das vorhandene deutsche Material übersichtlich zusammenzustellen und daraus für Frankreich ein ebenso lebendiges als getreues Bild unseres Dichters zu entwerfen. Nur über einen Punkt vermochte Regnier seinem Geständnisse nach dem schon Vorhandenen etwas Neues beizufügen. Es sind das nähere Angaben über das Schiller von der französischen Republik verliehene Ehrenbürgerrecht. Auf Antrag Guadets genehmigte die Gesetzgebende Versammlung in Paris am 26. August 1792 ein Decret, dem zufolge siebzehn Ausländer mit dem französischen Bürgerrecht beschenkt werden sollten. Darunter befanden sich Washington, Kosciusko, und von Deutschen Campe, Klopstock, A. Cloots u. s. w. Ein Mitglied, dessen Name unbekannt geblieben ist, verlangte die gleiche Auszeichnung endlich auch für den „deutschen Schriftsteller Schiller“, — wie Regnier sagt — „wohl besonders deshalb, weil er einige Monate vorher im Moniteur gelesen hatte, der Fiesco sei die Verschwörung des Republikanismus gegen die Monarchie, der in Scene gesetzte Kampf der Principien, der schönste Triumph des Republikanismus in Theorie und Praxis“. Die Versammlung stimmte ohne Widerrede bei, daß Schillers Name in die Liste der „Freunde der Freiheit und allgemeinen Brüderlichkeit“ aufgenommen würde; der Protocollant verstand jedoch falsch, und schrieb Giller statt Schiller, während das Bulletin des lois daraus sogar Mr. Gille machte. Diesen benannte denn auch das von Roland, dem Minister des Innern, unter dem 10. October des ersten Jahres der Republik ausgestellte und von Danton contrasignirte Diplom, welches, nachdem es auf allen deutschen Postbureaus gelegen hatte, erst nach fünf Jahren durch Campe's Vermittelung in Schillers Hände gelangte und von diesem auf der Weimarer Bibliothek niedergelegt wurde. — Wir erwähnen beiläufig, daß die Firma Hachette in Paris nächstens auch eine deutsche Uebersetzung der sämmtlichen Werke Goethe's herausgeben wird, für welche sie den obengenannten Jakob Prochat in Lausanne gewonnen hat.

Frauenbilder aus Weimars Glanzzeit.

Frauen waren es, die den Cultus des Geistes im goldenen Zeitalter unserer Poesie eigentlich ausbildeten, und von Frauen gingen damals zumeist die dichterischen Inspirationen aus. Die Heldinnen jener Tage haben daher für uns kein kleineres Interesse, als die Männer, deren Muse sich gleichsam in ihnen personificirte, und wenn wir das Porträt eines Karl August, eines Goethe und Schiller jetzt mit Theilnahme betrachten, so schenken wir denselben Antheil auch den Bildnissen der weiblichen Genien, welche den Heroen der Weimarer Glanzzeit irgend wie und wann nahe getreten und auf sie von Einfluß

gewesen sind. Die Gallerie dieser Bilder wird immer vollständiger, und man darf voraussehen, daß das darin noch Fehlende über kurz oder lang aus bisher noch verschlossenen Familienarchiven ergänzt werden wird. Die beiden Herzoginnen sind oft schon porträtirt worden; authentische Porträts von den Schwestern von Lengefeld erhielten wir erst neuerdings als künstlerische Zugaben zu dem von der Freifrau von Gleichen-Rußwurm veröffentlichten Buche „Schiller und Lotte", sowie zu der so eben erschienenen „Geschichte des Reichsfreiherrlich Wolzogen'schen Geschlechts." Charlotte von Stein ziert im Bilde als Titelvignette die Sammlung der Goethe'schen Briefe an die von ihm einst so zärtlich geliebte, stolze Frau, und neben ihr, dem Ideale der Goethe'schen Kunstdichtung, fehlt auch die „Titanide" nicht, Frau von Kalb, der Abgott Schiller'scher Poesie in ihrer Läuterungsperiode. Sehr zu beklagen ist, daß die liebliche Muse der „römischen Elegien", Christiane Vulpius, uns nicht auch im Porträt bekannt geworden ist, obgleich sie, wie Riemer erzählt, „ein Familienbild, ein Aquarellgemälde von Goethe's Hausfreund, Heinrich Meyer, ausgeführt in einer der Madonna della Sedia verständig nachgebildeten Situation, als Mutter mit ihrem Erstgeborenen im Arm, in jugendlicher, allgemein ansprechender Gestalt bewahrte." Neuerdings hat die Baumgärtner'sche Modezeitung sich das Verdienst erworben, mehrere bisher noch nie veröffentlichte Bildnisse aus der Weimarer Glanzzeit zum ersten Male publicirt zu haben. So gab sie vor einiger Zeit das Porträt der sogenannten „schönen Frau", d. h. jener reizenden Marquise Branconi, die Goethe auf seiner zweiten Schweizerreise 1779 in Lausanne kennen lernte und dann in Weimar mehrmals wiedersah. Sie war die Frau eines Tänzers in Venedig; Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig kam ihr dort zufällig nahe und vermochte sie, mit ihm nach Deutschland zu kommen. Beider Sohn war der Graf Forstenburg, der in den Napoleonischen Kriegen blieb. Seiner Mutter kaufte der Herzog die Grafschaft Langenstein bei Halberstadt, doch war sie mit ihrem Sohn und dessen Hofmeister viel auf Reisen. Zimmermann nannte sie das größte Wunder von Schönheit in der Natur, und Goethe diente sie nach einer mehrfach verbreiteten, nicht unglaublichen Annahme zum Vorbild für die Gräfin Sanvitale im Tasso. Von ihr schrieb unser Dichter in den Briefen an Frau von Stein: „Sie kommt mir so schön und angenehm vor, daß ich mich etliche Male fragte, ob es auch wahr sein möchte, daß sie so schön sei. Ein Geist! ein Leben! ein Offenmuth! daß man eben nicht weiß, woran man ist. Am Ende ist von ihr zu sagen, was Ulyß vom Felsen der Scylla erzählt: „unverletzt den Flügel streicht kein Vogel vorbei, auch die schnelle Taube nicht, die dem Jovi Ambrosia bringt." Und aus Genf schrieb er an Lavater, zu dem die Branconi in einem wenigstens von ihrer Seite ziemlich leidenschaftlichen Verhältniß stand: „Sie war so artig, mir glauben zu machen, daß ich sie interessire und ihr mein Wesen gefalle, und das glaubt man diesen Sirenen gern. Mir ist herzlich lieb, daß ich nicht an Matthäi's Platz bin — (er war bei ihrem Sohne) — denn es ist ein verfluchter Posten, das ganze Jahr par devoir wie Butter an der Sonne zu stehen." Ihr Bild zeigt sie uns in der That als sehr „schöne Frau", mit einem Ausdruck vornehmer Geistigkeit, in Gegensatz zu welchem das in einer neueren Nummer der „Modezeitung" enthaltene Porträt „Euphrosynens" mehr die bescheidene, anspruchslose Lieblichkeit repräsentirt. Goethe trat den Weimarer Hofschauspielerinnen, die seine Gattin in ungezwungenen, lustigen Abendgesellschaften um sich zu versammeln pflegte, immer nur als Chef gegenüber. Wenn er aber mit einer näher verkehrte, so geschah das, weil er ihr Lehrer und Bildner in der Kunst wurde. Berühmt dadurch ist besonders die reichbegabte, leider früh verstorbene Christiane Becker geb. Neumann geworden, die Goethe und Corona Schröter zusammen unterrichteten. Schon 1797 starb sie, und unser Dichter setzte ihr, „weil liebreiches, ehrendes Andenken Alles ist, was wir dem Todten zu geben vermögen," ein unvergängliches, schönes poetisches Denkmal in der lieblichen Elegie „Euphrosyne". Ihrer Tochter wollte sich Goethe als Vater annehmen, doch zog sie seinen Zorn auf sich, als sie, noch blutjung, mit ihrem Musiklehrer ein zärtliches Verhältniß knüpfte und sich von ihm aus Weimar entführen ließ. Ein Kind aus der Ehe dieser Beiden ist der in Leipzig geborene berühmte Aquarellist Karl Werner. Das Paar ward nämlich unter Küstner beim Leipziger Theater angestellt.

Im Anschluß hieran sei erwähnt, daß die Baumgärtner'sche Handlung mit Hinsicht auf das bevorstehende Jubiläum auch eine Sammlung älterer, auf die Weimarer Glanzzeit bezüglicher Bilder aus der in ihrem Verlage erscheinenden „Modezeitung" unter dem Titel „Schiller-Feier" veranstaltet hat, die abgesehen von der ziemlich willkürlichen Zusammenstellung als eine hübsche Festgabe zu bezeichnen ist. Es enthält diese Sammlung die authentischen Porträts von Friedrich Schiller im Leben und im Tode, dem Vater und der Mutter Schillers, seiner Schwester Nanette Schiller, Charlotte v. Kalb, Christian Gottfried Körner, der Herzogin Amalie v. Weimar und Maria Stuart, welch letzteres Bild jedoch mehr im Sinne der Schiller'schen Dichtung, als nach geschichtlicher Wahrheit aufgefaßt worden ist. Außerdem giebt das Buch Abbildungen von Schillers Geburtshaus in Marbach, der Karlsakademie in Stuttgart, dem Gohliser und Loschwitzer Schillerhaus, der Schillerlinde in Blasewitz, dem Schiller'schen Garten in Jena und seinem Hause in Weimar, dem Geburtshaus der Jungfrau von Orleans und ihrem Denkmal in Orleans, dem Schiller-Goethemonument in Weimar, sowie endlich von dem eine Scene aus Wallenstein darstellenden Freskogemälde aus dem Schillerzimmer im Weimarer Schlosse.

Zur Geschichte der Juden in Oesterreich.

— Oesterreich hat endlich seine innere Reform wieder aufgenommen. Es bedurfte dazu erst von neuem so harter Schicksalsschläge, und erst der Nothschrei führte zu der Ueberzeugung, daß die Feststellung der Rechte der Völker und der Einzelnen nicht länger hintanzuhalten sei. Wie es eine Halbheit war, der Aufhebung der Leibeigenschaft nicht sofort das Gemeindegesetz folgen zu lassen, das die Freigegebenen in einen neuen moralischen Band stellte, so auch in Sachen der Juden, in welchen auf die Aufhebung der Judensteuer (seit 1848) keine positive Reform erfolgte. Man fuhr in Wien fort, jüdische Banquiers zu Baronen zu machen, und wehrte ihnen den ehrlich und offen eingestandenen Besitz von Haus und Hof. Wir wissen von früher den Fall, wo ein jüdischer Kaufherr seinen eigenen Schwiegervater aus Galizien polizeilich für seinen Hausknecht declariren mußte, um für ihn den dauernden Aufenthalt in Wien zu erlangen. Seit Erzherzog Karl dienten Juden mit Auszeichnung im österreichischen Heere, man zählt gegenwärtig 17,000 jüdische Soldaten in Oesterreich, und konnte noch im letzten Kriege einen Proviantmeister, weil er Jude war, beanstanden, während das siegreich heranrückende französische Heer eine Menge jüdischer Obersten aufwies. — Dr. G. Wolf in Wien erhielt die Erlaubniß, zur Zusammenstellung einer Geschichte der Juden die Archive der k. k. Ministerien des Inneren und des Aeußeren zu benutzen. Er brachte einen kleinen Theil der reichen Ausbeute als Vorläufer; er gab die Broschüre: „Ferdinand II. und die Juden" mit interessanten Actenstücken, welche Hurter nur theilweis heranzog (Wien bei Braumüller). Die Broschüre wurde im Mai dieses Jahres mit Beschlag belegt und jetzt erst wieder freigegeben. Der Verfasser belobte die Maßnahmen des als „Katholischen" zubenannten Ferdinand gegen die Israeliten, ließ aber die Motive unerörtert, die zur Zeit des 30jährigen Krieges gegen die Ketzer innerhalb des Christenthums zur Schonung der Juden führten. Diese Motive waren theils Habsucht, theils

Politik. Die jüdischen Kammerknechte wußten am schnellsten Geldmittel zu schaffen. Das kanonische Recht verbot den Christen, Interessen zu nehmen, während die Juden für 8% gegen Unterlegung eines Pfandes, für 10% ohne Pfand liehen. Das Gesetz, wonach Schulden nach Ablauf von zwei Jahren rechtskräftig nicht mehr einzufordern waren, führte gegen die Juden zu dem Mißbrauch, die Einzahlung zu verschleppen. Kaiser Ferdinand II. erließ das Gesetz, wonach der Rechtstitel der Schuld auch nach Ablauf solcher Frist noch gültig blieb. Als Kammerknechte des heiligen römischen Reiches waren die Juden dem jeweiligen Kaiser unterthänig, zugleich aber auch Unterthanen jener Fürsten und Städte, wo sie hausten. Diese Doppelhörigkeit machte sie zu Gegenständen eines doppelten Druckes, aber beim Streit beider Gewalten im Reiche gelang es ihnen, sich trotzdem zu fristen. Schon Kaiser Mathias hatte ein Decret erlassen, wonach die Vertreibung der Juden aus deutschen Einzelländern und Städten nur mit kaiserlicher Erlaubniß stattfinden durfte; Ferdinand II. bestätigte dies Decret. In einzelnen Fällen, wie gegen den Grafen von Hanau, trat er entschieden zu Gunsten der Juden auf. Nicht selten waren die Streitpunkte sehr verwickelt, oft von Seiten der Christen sehr „jüdisch" entschieden. Karl IV. z. B., der Gesetzgeber der goldnen Bulle, hatte die Juden in Frankfurt a. M. der Stadt förmlich verkauft; bei den Türkenkriegen unter Mathias erhob sich nun die Frage, ob dieser Verkauf noch rechtsgültig sei, da der Werth der Juden mit der Zeit bedeutend höher geworden als die frühere Verkaufssumme! — In ihrer innern Organisation ließ man den Juden zur Zeit des großen Christenkrieges völlige Autonomie. In Prag betrug die Judensteuer 1625 monatlich 9000 Reichsthaler, aber man überließ ihnen, diese Summe nach eigenem Ermessen zu repartiren. Auf Befehl eines Papstes war der Talmud verbrannt worden; unter Ferdinand II. aber hatten die Juden ihre eigne Gerichtsbarkeit, in welcher nach Talmudischen Satzungen entschieden wurde. Die Verweisung der Wiener Juden in ein Ghetto, in der Leopoldstadt, damals der „untere Werd" genannt, mit eigner Jurisdiction, war eher eine Wohlthat als eine Beeinträchtigung und Schmach. Nach der Schlacht am Weißen Berge wurden die Juden in Folge kaiserlichen Befehls von der allgemeinen Plünderung verschont, und schon zu jener Zeit wurde ein Jakob Bas-Schewi mit dem Prädicate von Treuenburg in den österreichischen Adelsstand erhoben. — G. Wolf bringt zu all dem aus den k. k. Archiven dreizehn Actenstücke. Möchte er fortfahren, Materialien zur Geschichte der Juden in Oesterreich aus den sichern Quellen zu sammeln.

Erbauliches aus dem Kirchenstaat.

Es muß für das Oberhaupt der katholischen Christenheit allerdings schmerzlich sein, daß die Unterthanen sich wie ein Mann gegen seine weltliche Regierung auflehnen. Der „Statthalter Christi" muß sich gegen sein Volk durch fremde Bajonette schützen lassen! Schon in dieser einzigen Thatsache liegt das härteste Verdammungsurtheil für den Kirchenstaat, in welchem Se. Heiligkeit, Cardinäle und Geistliche herrschen. Niemand wagt in Abrede zu stellen, daß die römischen Besitzungen das am schlechtesten regierte oder verwaltete Land auf dem ganzen Erdball sind. In der jüngsten Zeit hat der Cavaliere Achilles Gennarelli wieder Belege dafür beigebracht, nicht in der spöttelnden und frivolen Art des Franzosen About, der allerdings viele Wahrheiten sagte, sondern ruhig und mit Würde. So verhaßt ist die Regierung des Papstes, daß allein in der Romagna nicht weniger als 275,000 Familienväter, und obendrein noch der Bischof von Rieti, für Abschaffung derselben stimmten und sie für eine heillose Wirthschaft und unerträgliche Tyrannei erklärten. Ein bitteres Wort gegen die Verwaltung des Nachfolgers Christi, aber leider nur zu wahr! Die Römer möchten um jeden Preis den weltlichen Papst los werden, und Gennarelli meint, man solle ihm nur jenen Stadttheil Roms belassen, der zwischen dem Castell Sant' Angelo und dem Ponte Sisto sich bin erstreckt, also die sogenannte Città Leonina. In dieser liegen der Vatican mit seinen geräumigen Gärten und die Peterskirche. Dort möge der Papst als geistlicher Herrscher walten, unbekümmert um die politischen Wirren. Nun wendet man zwar ein, als Monarch könne der Papst von seinen Rechten nichts vergeben. Aber warum denn nicht? Er hat es schon mehr als einmal gethan. Als Papst Pius VI. Commissarien nach Tolentino sandte, um mit dem General Buonaparte zu unterhandeln, sagte er ihnen: „In allem Andern könnt ihr Zugeständnisse machen, nur nicht in dem was den Glauben angeht." Am 19. Februar 1797 verzichtete Pius VI. unbedingt auf Avignon und Venaissain, auf die Provinzen Bologna, Ferrara, Forli und Ravenna. Sein Nachfolger, Pius VII., protestirte nicht etwa gegen diese Abtretungen, als er den Thron bestieg, sondern bestätigte den Vertrag von Tolentino und verzichtete beim Abschluß des Concordats mit Frankreich sogar auf manche geistliche Rechte in den ihm vormals unterworfenen Provinzen. In den Jahren 1843 bis 1845 war zu Ravenna ein Gericht zur Aburtheilung politischer Vergehen in Thätigkeit. Damals erstattete der höchste Polizeibeamte einen Bericht an den Papst, in welchem es wörtlich heißt: „Die ganze Bevölkerung von Ravenna ist in wüthender Opposition gegen die Regierung, und die Polizeiregister enthalten nur dreißig Namen von Personen, welche dem heiligen Stuhl ergeben sind." So erbittert ist das Volk gegen die Priesterherrschaft, daß es Zeiten gab, in welchen man eine „sicilianische Vesper" gegen die Geistlichen in der Romagna befürchtete. Edmund About hat ein Porträt des Cardinals Antonelli entworfen, welches unsre Leser kennen. Die rechte Hand dieses Abkömmlings von Banditen in den Abruzzen ist auch heute noch ein gewisser Filippo Nardoni, Befehlshaber der päpstlichen Gensdarmerie, und von diesem erzählt Gennarelli Folgendes: „Nardoni wurde 1812, unter der Regierung des ersten Napoleon, zur Ausstellung am Schandpfahl und 5jähriger Zwangsarbeit verurtheilt, und als Dieb und Betrüger auf Lebenszeit unter Polizeiaufsicht gestellt. Ich selber fand das gerichtliche Actenstück darüber im Originale in den Archiven des ehemaligen Departements Tronto, und habe es in dem Blatte Speranza zu Rom, in der Nummer vom 6. Novbr. 1848, wörtlich abdrucken lassen. Damals schickte Nardoni den Pater Domenico Buttaoni, Guardian der päpstlichen Paläste, zu mir und ließ mir sagen, er betrachte die von ihm verübten Diebstähle als Jugendirrthümer; er habe nur eine unschuldige Leidenschaft, nämlich jene, in der Lotterie zu spielen, dadurch befriedigen wollen." Das ist die Diebsmoral des päpstlichen Gensdarmeriebefehlshabers, des Freundes von Antonelli. Noch ein Bild. Die Einwohner von Jesi hatten für die in Vicenza gefallenen Landsleute eine Todtenmesse lesen lassen. Darin fand man eine politische Demonstration, und die, welche sich am Hochamte betheiligt hatten, wurden dafür theils mit Geldstrafen belegt, theils ausgepeitscht. Darauf schrieb der in Jesi befehligende österreichische General an den päpstlichen Gouverneur Garampi einen scharfen Brief, worin er Tadel darüber aussprach, daß man bei der Untersuchung mit großem Leichtsinn zu Werke gegangen sei, denn man habe drei Männer abgestraft, die an jenem Tage gar nicht in der Stadt zugegen gewesen seien!

Ein Liebesabenteuer am Hofe des Kaisers von Siam.

x. Von unserm gelehrten Landsmann Robert Schomburgk, der als englischer Generalconsul zu Bangkok in Siam lebt, sind neuerdings interessante Nachrichten eingegangen. Der Oberkönig, Phra Mongkut, behandelte ihn mit großer Aufmerksamkeit und empfing ihn oft im Kreise seiner Familie ohne alles Ceremoniel in zwangloser Weise. Sein Lieblingskind ist eine

angenommene Tochter, Prinzessin Somanas Wadhanawaty, ein liebliches Kind von sechs Jahren. Das Fest der Reisernte, welche allerdings für das Land von großer Wichtigkeit ist, wird auch vom Hofe mit großem Pomp gefeiert. Alle Tänzerinnen des Königs und eine Anzahl seiner Frauen, die schwarze, mit Gold besetzte Sammetröcke tragen und auf reich angeschirrten Pferden sitzen, müssen den feierlichen Umzug mitmachen. Eine dieser Königsfrauen zog durch ihre Schönheit und als kühne, gewandte Reiterin die Aufmerksamkeit Schomburgks auf sich, und er brach in laute Bewunderung aus. Vier Wochen später sandte die kleine Prinzessin Somawaty einen Boten an den Generalconsul und ließ ihn flehentlich bitten, er möge beim Könige eine Fürsprache einlegen, damit ihre Muhme Schom Schoi, eben jene schöne Reiterin, nicht hingerichtet werde. Die Arme war das Opfer einer Hofintrigue. Schoi war Tochter eines hochgestellten Würdenträgers, der sie, nach Landesbrauch, schon in früher Jugend dem Könige für dessen Harem geschenkt hatte, und Somawaty's rechte Mutter war ihre Schwester. Einer von des Königs Hofleuten Nai Kien, der verheirathet war und gleichfalls seinen Harem hatte, wurde von Schoi's Reizen bezaubert; er sandte ihr Geschenke, die von Nai Kiens Hauptfrau selbst überbracht wurden; diese begünstigte ein Liebesverhältniß, das übrigens zu keinerlei verbotenen Vertraulichkeiten führte. Aber Schoi hatte im Harem eine Feindin, der ein seltsamer Zufall Gelegenheit zur Rache darbot. Auch Schoi's jüngste Schwester war in des Königs Harem; sie fand auf dem Schlafkissen einen Streifen Papier mit den Worten: „Ich will gehen zu . ." Weiter stand nichts darauf; sie las die Worte laut in Gegenwart jener Nebenbuhlerin, und diese klagte sogleich Schoi der Untreue gegen den König an. Mongkut ließ eine Untersuchung anstellen und sowohl Schoi als den Hofmann sammt dessen Frau einsperren. Das Urtheil fällte ein aus hohen Würdenträgern zusammengesetzter Gerichtshof, welcher alle drei zu einer schimpflichen Todesstrafe verurtheilte. Dem Könige steht in Siam das Begnadigungsrecht zu. Nun wandte sich, wie schon bemerkt, die kleine Somawaty um Fürsprache an Schomburgk, der dann auch sogleich an den König schrieb: jede Religion lehre, daß man vergeben und verzeihen solle, auch der Buddhismus schärfe diese Lehre ein. Er bitte Seine Majestät, den Fehltritt Schoi's nicht vom orientalischen Standpunkt anzusehen und zu bestrafen, sondern aufgeklärt und hochherzig zu verfahren. Schoi sei noch jung und habe sich doch nur eine Unbesonnenheit zu Schulden kommen lassen. Am andern Tage antwortete der König in englischer Sprache. In seinem Briefe mißbilligt er die Polygamie, welche viele Uebelstände im Gefolge habe, aber sie sei in Siam bei Herrschern und Volk herkömmlich, so weit die Geschichte reiche. „Wenn im Harem der Könige eine Untreue begangen wird, so gilt sie laut den siamesischen Gesetzen für das schwerste Verbrechen gegen das Königshaus. Die Geschichte von Siam enthält manche Beweise dafür, daß, wenn das königliche Blut mit jenem einer niedern Classe vermischt worden ist, gewöhnlich Rebellion oder die Ermordung des rechtmäßigen Herrschers die Folge war." Schoi sei nicht so schuldig, wie ihre Feinde vorgäben, übrigens aber *nicht mehr jung*, weil schon *neunzehn* Jahre alt. Uebrigens solle sie ihr Leben behalten und nur auf Lebenszeit oder eine Reihe von Jahren eingekerkert werden. — Leider jedoch gab der König dem Andringen der Richter und Hofleute nach, die eine scharfe Strafe verlangten. Der Edelmann sammt seiner Frau wurde auf den Richtplatz geführt, und der Vater der Letztern wurde gezwungen, seiner eigenen Tochter den Kopf abzuschlagen. Zweimal hieb er fehl und verstümmelte sein eigen Fleisch und Blut; dann erst trat der Henker hervor, enthauptete auch den Mann, hing dann beide Leichen an eine Art von Galgen, und eine Abtheilung Soldaten feuerten die Kugeln ihrer Gewehre gegen dieselben ab. Ehemals war die Strafe anders, aber nicht minder barbarisch. Man band den Verurtheilten mit Händen und Füßen an die Beine von vier Elephanten, die ihn in Stücke zerrissen! Man sieht, wie viel Raum für die Ausdehnung europäischer Gesittung im südöstlichen Asien offen ist. Der König von Siam ist unbedingt der gebildetste und mildeste Herrscher, welchen Asien seit Jahrhunderten gehabt hat, und doch können „nach Landesbrauch" unter seinen Augen solche Abscheulichkeiten verübt werden!

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Am 30. October starb auf seinem Gute Oppelsdorf bei Görlitz der Jenenser Professor der Philosophie, **Ernst Apelt**. Er war am 3. März 1812 in Reichenau bei Zittau geboren und galt im Reiche der Wissenschaft als ein Vertreter und Fortführer des Fries'schen Systems, mit dessen Urheber er als Schüler und Freund in naher Verbindung stand. Von seinen Werken nennen wir die „Epochen der Geschichte der Menschheit" (2 Bde.), „Joh. Keplers astronomische Weltansicht", die „Theorie der Induction" und zuletzt die „Metaphysik". An einer „Religionsphilosophie" arbeitete der fleißige Mann, als ihn der Tod ereilte.

Ebenfalls am 30. October starb in Karlsruhe, seiner Vaterstadt, der vormalige königlich griechische Hauptmann **Johannes Ziegler**, der litterarischen Welt als Uebersetzer der sämmtlichen Werke Machiavelli's bekannt. In Folge des Aufstandes vom Jahre 1843 verließ er seinen militärischen Posten, blieb aber in Athen noch bis 1849, indem er von da Correspondenzen für die „Allgemeine Zeitung", sowie später für die von Gervinus begründete „deutsche Zeitung" schrieb. Die letzten Jahre seines Lebens waren einer vollständigen Umarbeitung seines Werkes über Machiavell gewidmet, und das Manuscript dazu soll sich, wie es heißt, in seinem Nachlaß fast ganz druckfertig vorfinden.

Am 3. November starb in Zittau ein liebenswürdiger Veteran sächsischer Vaterlandskunde, der Archidiakonus Dr. theol. **Christian Adolf Peschek**. Derselbe war auf wissenschaftlichem Gebiete eine Specialität, indem sich sein ungemein reger Forschergeist nur auf einen kleinen Kreis historischer Gegenstände beschränkte, in bestimmtem Locale aber unausgesetzt thätig blieb. Dies Local war die Lausitz und das anstoßende Böhmen, insofern die von daher in Folge der Religionsstreitigkeiten nach Sachsen eingewanderten Exulanten die Geschichte beider Länder untereinander verknüpften. Als Sproß einer solchen Exulantenfamilie hielt es Peschek für eine Pflicht der Pietät, die Schicksale der für ihren Glauben Duldenden aus allen möglichen historischen Fundgruben und alterthümlichen Chroniken herauszulesen, und Früchte seines rastlosen Fleißes waren die sogar ins Englische übersetzte „Geschichte der Gegenreformation in Böhmen", sowie seine von der Jablonowskischen Gesellschaft gekrönte Schrift über „die böhmischen Exulanten in Sachsen". Auch eine „Geschichte der Stadt Zittau" verdankt man dem jetzt im dreiundsiebenzigsten Jahre Verstorbenen, und was ihm fast den Anflug eines Sonderlings verschaffte, war seine leidenschaftliche Liebe für den benachbarten Berg Oybin mit architektonisch und historisch merkwürdigen Burg- und Klosterruinen und schöner Aussicht, zu dessen Bekanntwerdung und Bereisung er durch Schrift und Wort besonders viel beigetragen hat. Als rüstiger Fußgänger besuchte Peschek noch im höheren Alter fast täglich seinen lieben Berg, und große Freude war es ihm stets, anwesenden Fremden die Merkwürdigkeiten desselben zu zeigen. Er galt in Zittau als wandelnde Chronik des Oybins. Seiner Persönlichkeit nach war Peschek einer jener in der Gegenwart immer seltener werdenden Männer, die sich auch als Greise noch etwas Kindliches und Naives, eine große Harmlosigkeit und Offenheit des Gemüths bewahren.

Die „*Wiener Akademie der Wissenschaften*" hat den Stoff zu ihrer nächstjährigen Preisaufgabe mit Hinblick auf das Schillerjubiläum gewählt. Es soll das Verdienst des

Dichters um die philosophischen und historischen Studien, sowie seine eigenthümliche Stellung zu diesen Wissenschaften nachgewiesen werden, und als Termin der Einsendung ist der 10. November 1860 festgesetzt worden.

Die Cotta'sche Handlung brachte einen starken Band Briefe von Schillers Eltern aus dem Wolzogen'schen Familienkreise: „Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie v. Wolzogen" mit vier Porträts: Schillers Vater, Mutter, Charlotte und Henriette v. Wolzogen. Ein Enkel dieser Letzteren, Alfred v. Wolzogen in Breslau, ist mit Schillers einziger noch lebender Tochter, der Freifrau v. Gleichen-Rußwurm, Herausgeber dieser werthvollen Sammlung. Am wichtigsten sind des Vaters Briefe, oft strenge Mahnbriefe, um den Dichter der Räuber auf seinen Sturmwegen vor Verirrungen zu warnen. Das curriculum vitae des alten Majors auf Solitude ist ebenso streng, gläubig und charakterstark. Die Mutter schreibt orthodox beschränkt, aber brav und selbstbewußt bieder.

Von Friedrich Gerstäckers ansprechendem Werke „die Welt im Kleinen für die kleine Welt" (Leipzig, Schlicke) ist neuerdings der 4. und 5. Band erschienen. Jener handelt von Südamerica, dieser von Polynesien und Australien. Die Anlage des Ganzen ist zweckentsprechend, und mit Rücksicht auf die halb belehrende halb unterhaltende Form darf man von dem Buche sagen, es werde seine jungen Leser in den Stand setzen, „spielend zu lernen." Auch Karten der betreffenden Welttheile fehlen nicht, und die Ausstattung ist der Art, daß das Werk besonders als Fest- und Weihnachtsgeschenk empfohlen werden kann.

Ebenfalls im Schlicke'schen Verlag wurde die deutsche Uebersetzung eines englischen Reisewerkes von einem anonymen Verfasser ausgegeben. Das von Professor Himly in Göttingen nach der fünften Auflage des Originals in unsere Sprache übertragene Buch betitelt sich „das Boot und die Karawane. Eine Familienreise durch Aegypten, Palästina und Syrien" und darf nicht nur der reiferen Jugend, für die es allerdings besonders berechnet ist, sondern jedem wißbegierigen und empfindenden Leser ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht empfohlen werden. Im leichten, leicht faßlichen, gemüthlich heiteren Tone eines Reisetagebuchs geschrieben, giebt es von den genannten Ländern ein lebendiges Bild, welches belehrt und durch seine Mannichfaltigkeit unterhält. Oft poetische Schilderungen von Naturscenen wechseln ab mit Beschreibungen aus dem Gebiete der Kunst, mit Zeichnung der Sitten und Gebräuche, mit statistischen und geschichtlichen Nachweisen rc. An ernsten und scherzhaften Abenteuern und Anekdoten fehlt es nicht, und interessant ist vor allem die bekannte comfortable Reiseart der Engländer in den uncomfortabelsten Ländern, zu Boote den Nil herauf und herab, im Karawanenzuge und im Zeltlager durch die syrische Wüste, das heilige Land und Syrien. Auf der Hin- und Herreise werden Paris, Rom, Neapel, Sicilien, Malta, Marseille, Lyon u. Avignon berührt.

Die „biographische Studie: Kaiser Napoleon III." von Rudolph Gottschall (Liegnitz, Kuhlmey) füllt die Lücke einer zusammengedrängten und Jedem zugänglichen Darstellung eines Lebenslaufes, der zu den abenteuerlichsten und wunderbarsten gehört, von denen die Geschichte aller Zeiten Kunde giebt, so gut aus, als es bei der schweren Aufgabe, Leben und Charakterbild eines Mannes, der noch nicht seine historische Sendung vollständig erfüllt hat, den Zeitgenossen vorzuführen, möglich war. Nicht entgangen ist dem kundigen Biographen des Kaisers „die innere Consequenz im Leben des merkwürdigen Mannes, durch welches sich von Anfang an wie ein rother Faden der Glaube an die Sendung zieht, die Idee des Napoleonischen Kaiserthums zum zweiten Male ins Leben zu rufen." Treffend fanden wir auch den Ausspruch von der „Consequenz in Bezug auf den Zweck, die doch mit Inconsequenz in Bezug auf die Mittel Hand in Hand geht." Von den einzelnen Capiteln des Buches erschien uns am gelungensten das, worin Napoleons Stellung zur Litteratur und zur Börse, zum Arbeiterstand, zur Bourgeoisie und überhaupt zu dem socialen Zustande Frankreichs in der Gegenwart erörtert wird.

Ein neuer culturgeschichtlicher Roman von Luise Otto, „Nürnberg" (Prag, Kober und Markgraf), entrollt vor dem Leser ein buntes und bewegtes Bild des ritterlichen, bürgerlichen und künstlerischen Lebens und Strebens der alten Reichsstadt im fünfzehnten Jahrhundert. Die Verfasserin, die damit das Beste lieferte, was wir in schriftstellerischer Hinsicht von ihr kennen, scheint für ihr Werk recht gründliche Studien gemacht zu haben und wußte die Resultate derselben mit einer ziemlich geschickten poetischen Erfindung ungezwungen zu vereinigen.

Die „Französischen Hofgeschichten" von Georg Hesekiel spielen in der abenteuerlichen, üppigen Zeit des ancien régime, in deren Schilderung der genannte Autor schon mehrfach bemerkenswerthe Proben abgelegt hat. Es fehlt seinem Style nicht an Grazie, und für die Gestalten aus dem Hofleben der alten souveränen Könige hat er in seinem Pinsel stets dichterischen Firniß zur Hand, der ihre Physiognomien mit einem gewissen nicht ungefälligen Glanz überzieht. Die erste der in dem Buche mitgetheilten Novellen, „Der Rehbock des Königs", hat mehr humoristisches, satyrisches Gepräge, während eine andere, „Ein Liebhaber der Pompadour" betitelt, den ernsteren Ton moralischer Entrüstung anschlägt. Held dieser Erzählung ist jener unglückliche Marquis Latude, der seine Leidenschaft für die königliche Maitresse mit dreißigjähriger Haft in der Bastille büßen mußte.

Ein bereits in zweiter Auflage erschienenes „didaktisches" Epos von Franziska Gräfin Schwerin, „der Stunden Gottesgruß" (Leipzig, Veit u. Comp.), hat die Absicht, „eine Apotheose des Lebens, ein Evangelium von dem Gott im Leben" zu geben. Das klingt recht sinnvoll, die Ausführung des Gedankens in der vorliegenden Dichtung leidet aber an Unklarheit und ist nicht frei von mystisch religiösen Elementen, welche auf einen gesunden und kräftigen Geschmack abstoßend wirken müssen.

Eine ähnliche religiös-philosophische Dialektik entwickelt die anonym erschienene Gedichtsammlung: „Vorhofsklänge. Von einem Wahrheitsucher" (Barmen, Langewiesche). Philosophische Fragen, wie über das Sein, über Raum und Zeit, insbesondere auch religiöse Probleme und Prüfung christlicher Dogmen bilden den Inhalt dieser ebenfalls schon in zweiter Auflage vorhandenen Sinngedichte. Mancher hübsche und überraschend wahre Gedanke darin zeugt von der geistigen Frische und dem regen inneren Leben des Verfassers.

Bildende Kunst.

Auf dem katholischen Kirchhof zu Aachen wurde vor kurzem das Grabmonument des Canonicus Dr. Wilhelm Smets (eines Sohnes erster Ehe von Sophie Schröder) enthüllt. Freunde des Verblichenen haben die Kosten dieses Werkes bestritten, welches von dem Architekten Hebernigg modellirt worden ist. Es besteht aus einer Säule in gothischem Styl, woran sich das Medaillonporträt des Todten befindet, und über demselben stehen die Standbilder des heiligen Johannes, des heiligen Paulus und des königlichen Sängers David als Symbole der dreifachen Lebensthätigkeit des Entschlafenen als Priester, Held und Dichter.

Die Auction der gräflich Brabeck'schen Gemäldegallerie in Hannover hat noch mehr als die für einen Verkauf im Ganzen festgesetzten hunderttausend Thaler eingetragen. Die höchsten Preise wurden für einen Correggio und einen Raffael geboten, für letzteren 10,200 Thaler, während den ersteren ein Graf Dahlenburg aus Wien um die Summe von 5000 Thalern erwarb.

Nicaise de Keyser in Antwerpen, der „Schäfer von Sandvliet", ist auf einmal mit der Ausführung von drei Staffeleibildern beschäftigt, die folgende Stoffe haben: „Dante in der Werk-

statt Giotto's, der eine Madonna malt", „Columbus mit seinem kranken Sohne am Portal des Klosters" und „Tasso auf seinen Wanderungen seine Schwester in Sorrent überraschend." Der Künstler, neben Wappers, de Biefve und Gallait der berühmteste Vertreter der belgischen Malerschule in der Gegenwart, hat sich auf seinen früheren Werken stets als einen der vollendetsten Coloristen bewährt, der aber mehr durch Virtuosität im Aeußerlichen, als durch tiefe Auffassung und innere Wahrheit zu imponiren verstand.

In der Buddeus'schen Buch- und Kunsthandlung zu Düsseldorf ist das „Norwegische Bauernleben" von **Adolf Tidemand**, bestehend aus zehn Illustrationen in Farbendruck, bereits in vierter Auflage erschienen. Die Absicht Tidemands bei dem in Oskarshall, dem königlichen Schloß unweit Christiania, befindlichen Bildercyclus ging dahin, „dem Landmann seiner Heimath ein künstlerisches Geleite durch das ganze Leben zu geben," und in welcher Weise ihm dieser Plan gelang, braucht hier nicht erst noch ausführlich dargelegt zu werden. Tidemand erwies sich darin als einer der größten Psychologen unter den Vertretern des Genre's, und in der Individualisirung vermochten ihn bisher nur Wenige zu übertreffen.

Nachträglich haben wir den am 13. September in Sèvres erfolgten Tod des berühmten Porzellanmalers **Louis Pierre Schilt** zu erwähnen. Derselbe wurde am 11. September 1790 zu Paris geboren, und sein Vater war damals Marketender im Heere der Republik, während seine Mutter vor ihrer Verheirathung Schauspielerin gewesen war. Anfangs arbeitete er unter Anleitung Constants und Lefèvre's, deren Ruf er später noch weit überflügelt hat. Besonders excellirte er in der Blumenmalerei, der er sich auf Anrathen seines Freundes, des Thiermalers de Jussien, zuletzt ausschließlich gewidmet hatte. Mit welchem Ernst er bei seiner Kunst war, zeigt der Umstand, daß er die Erwerbung gründlicher botanischer Kenntnisse für nöthig hielt, um derentwillen ihn die Directoren des Pariser botanischen Gartens sogar hochschätzten. Sein Sohn, Abel Schilt, ist mit Erfolg in die Fußtapfen des Vaters getreten.

Theater und Musik.

Der soeben erschienene neunundreißigste Jahrgang des von Gubitz herausgegebenen „Jahrbuchs deutscher Bühnenspiele" enthält unter anderem zwei Beiträge von Frau **Charlotte Birch-Pfeiffer** in Berlin, ihre „Grille" und den „alten Musikanten" nämlich. Ueber das erstere Stück noch des Weiteren sprechen zu wollen, erscheint, da es allbekannt ist, völlig überflüssig. Kurz gesagt ist es ein Werk, reich an Effecten, mit gelungener Charakterzeichnung, stellenweise sogar nicht ohne Poesie, und in den ersten Acten durch eine Fülle dramatischen Lebens ausgezeichnet, die nicht ohne Wirkung bleibt. Eine sehr ungünstige Beurtheilung muß dagegen das andere der erwähnten Stücke erfahren. Es ist nur ein Glied mehr in der traurigen Kette jener Bühnenspiele, die sich mit wahrer Wollust in der menschlichen Misere überhaupt, und insbesondere in der der hungernden Künstler ergehen — ein Stoff, welcher von der Kritik unserer Zeit mit Feuer und Schwert verfolgt zu werden verdient. Das Theater soll wahrlich nicht zum zwecklosen Abklatsch menschlichen Elends gemißbraucht werden. — Noch enthält das „Jahrbuch" einen Wiederabdruck des Schauspiels „John der Ziegler" nach der letzten Handschrift seines Autors, des im Jahre 1857 verstorbenen **Anton Gubitz**. Zu vollständiger dramatischer Freiheit hat sich dieser früh schon dem Leben entrissene Dichter nicht durcharbeiten können. Die poetischen Charaktere sind noch zu reflectirt und ideal, die prosaischen Charaktere dagegen zu gewöhnlich, in zu trivialer Manier gehalten. Der Inhalt des Stückes ist der bekannte Volksaufstand unter König Richard II. Im weiteren Verlaufe des Ganzen erscheint besonders die innere Entwickelung im Charakter der Tochter Watts, Anna, gelungen, die als Opfer des Conflicts zwischen Adel und Volk fallen muß. Die Scene z. B., wo sie ihrem Verführer die Liebe aufkündigt, ist in Empfindung und Ausdruck durchaus poetisch. — Wir erwähnen beiläufig, daß zugleich mit dem „Jahrbuche" in der Berliner Vereinsbuchhandlung auch die „Gedichte" des alten **Friedrich Wilhelm Gubitz** gesammelt erschienen sind.

Anton Ascher ist nach längerer Krankheit, ja, nachdem er einmal sogar schon todtgesagt worden war, wieder frisch und gesund im Wallner'schen Theater zu Berlin aufgetreten. Sein Erscheinen gab zunächst Veranlassung zur Vorführung einer Neuigkeit im Bereiche der Komödie. „Friederike" nennt sich das kleine unterhaltende Stückchen von **Schlesinger**. Zu tadeln erschien daran nur die Speculation, welche in der Wahl des Titels bemerkbar wird; das für die „kleine" Goßmann schwärmende Publicum sollte damit nämlich zum Besuche angelockt werden, und diese Absicht ist denn auch dem Verfasser gelungen. Daß die Heldin des Stückchens eine neue Variation auf das Thema des weiblichen Wildfanges sein würde, war vorauszusehen.

Frau **Ida Schuselka-Brüning**, früher als Soubrette im Genre der Déjazet eine künstlerische Berühmtheit, ist nun in ihrem reiferen Alter zum Fach der Heldenmütter übergegangen, welches jetzt eben nur sehr wenig renommirte und befähigte Vertreterinnen an den deutschen Bühnen aufzuweisen hat. Ihr am Weimarer Hoftheater bevorstehendes Gastspiel in Rollen, wie Elisabeth in „Essex", Dorothea im „Testament des großen Kurfürsten", Fiammina u. s. w., wird hoffentlich beweisen, daß die genannte Dame diese kleine Zahl von Auserwählten um ihre Person zu vermehren im Stande ist. — Zugleich dürfte zu erwähnen sein, daß Frau Schuselka-Brüning eine deutsche Bearbeitung des neuen Schauspiels vom jungen **Alexander Dumas**, „le père prodigue", unter der Feder hat.

Auf dem Pariser Gymnase macht jetzt ein Lustspiel von **Meillac** „le petit fils de Mascarille" Furore. Wer den Molière kennt, wird wissen, daß bei demselben Mascarille der abgefeimte, feile und nichtsnutzige Bediente ist, der durch Belohnungen dazu gebracht, sich in seiner Schlauheit zum eigentlichen Maschinisten der Handlung macht. Aber die Zeiten ändern sich — meinte Meillac. Ein Mascarille der Gegenwart geht nicht mehr in Livree, sondern fein wie ein Galanthomme im Saloncostüm einher; er ist aus den unteren Classen emporgestiegen zu den höheren Ständen, so daß sich denn also der Enkel zwar äußerlich viel nobler, aber im Grunde ebenso schuftig benimmt, als der Großvater. Der Dichter verstand in seinem Stücke das amusant genug und mit großem Freimuth darzustellen.

Die fortwährenden Klagen über die schlechte Leitung des Théâtre français durch Mr. **Empis** haben endlich zu dessen Entlassung Grund gegeben, und sein Nachfolger im Amte ist der durch seine journalistischen Arbeiten für Moniteur und Pays bekannte **Eduard Thierry** geworden.

Das bei Gelegenheit der diesjährigen Brüsseler Septemberfeste auf höchsten Befehl zur Darstellung gekommene vaterländische Schauspiel „Godefroid de Bouillon" von **Jules Guillaume** ist jetzt als erste Nummer eines Cyclus von Stücken unter dem Titel „les Croisades" bei Schnée in Brüssel im Druck erschienen.

Die vor kurzem in Pesth verstorbene berühmte Soubrette des dortigen Nationaltheaters, Frau **Lina Hegedüs**, stand erst im zweiundzwanzigsten Jahre ihres Lebens. Sie war als Tochter des Husarenrittmeisters Andreas Bodenburg 1837 geboren, erhielt ihre Ausbildung im Nonnenkloster zu Kaschau, und gehörte der Bühne seit dem 18. Februar 1854 an. Pesther Zeitungen beklagen ihren Tod geradezu als einen unersetzlichen Verlust für die nationalungarische Kunst.

Am 13. October starb in Petersburg der Senior des dortigen deutschen Theaters, **Mohr** mit Namen. Er war anfangs Sprachlehrer in der russischen Hauptstadt, entschloß sich dann aber, zur Bühne zu gehen, und debutirte 1822 als Präsident Walter in

„Kabale und Liebe". Sein eigentliches Fach waren komische Rollen, und er hat dieselben am genannten Kunstinstitut über dreißig Jahre lang mit Beifall gespielt.

Während sich auf Meyerbeers „Wallfahrt nach Ploërmel" so ziemlich alle größeren deutschen Bühnen vorbereiten, hört man dagegen von einer Einstudierung der Wagner'schen Oper „Tristan und Isolde" noch nirgends Etwas. Grund dafür dürfte wohl besonders der bedenkliche Inhalt des Textbuches bieten. Im zweiten Acte namentlich gehen darin Dinge vor, die sonst stets in die Zwischenacte verlegt zu werden pflegen, ja die sogar Romanschreiber nur mit Gedankenstrichen anzudeuten wagen. — Richard Wagners „Tannhäuser" wird jetzt von Frau Cosima v. Bülow, Gattin des Pianisten Hans v. Bülow und Tochter Franz Liszt's, ins Französische übertragen, wofür die Dame ihre Befähigung schon durch ihre Uebersetzung der Hebbelschen „Maria Magdalena" in der Revue germanique kundgethan hat.

In den Bouffes parisiennes gefällt jetzt eine Operette „le Major Schlagmann" von Adolphe Fétis, dem Sohne des bekannten Kunstkritikers Joseph Fétis. Der Text dieses neuen Singspiels ist wenig zu loben, wogegen die Musik dazu mancherlei Vorzüge besitzt. Der Componist scheint nicht arm an Ideen, und seine Instrumentation ist elegant, wenn auch etwas „luxurirend".

Eine Broschüre von Louis Köhler betitelt sich „die Gebrüder Müller und das Streichquartett" (Leipzig, Matthes). Von biographischen Notizen über die berühmten Quartettisten Müller theilen wir daraus mit, daß vom Jahre 1830 an die vier Brüder Karl, Georg, Gustav und Theodor größere Kunstreisen unternahmen. Nachdem 1855 Georg, der die zweite Violine, und Gustav, der die Viola spielte, gestorben wären, traten zwei Söhne Karls, Hugo und Bernhard, an die erledigten Stellen; später kamen auch noch die zwei übrigen Söhne Karls, Karl für die erste Violine und Wilhelm für das Violoncello, hinzu, und diese vier bilden das jetzige „Quartett der Gebrüder Müller", das seinen Sitz in Meiningen hat, während die Mitglieder des früheren ihren festen Aufenthalt in Braunschweig hatten. Hugo's Violine, die derselbe von seinem Onkel Georg überkam, ist ein Werk des Antonius Stradnarius aus dem Jahre 1724; Karls Geige — die auch schon sein Vater spielte — wurde von Joseph Guarnerius 1732 gebaut; Bernhards Viola rührt von Andreas Guarnerius aus dem Jahre 1716 her, und Wilhelms Violoncello trägt das Zeichen desselben Meisters mit der Jahreszahl 1691.

Unter dem Titel „Erinnerungen an Ernst Theodor Mosewius" ist eine Biographie dieses vor kurzem verstorbenen verdienten Musikers im Druck erschienen. Als ein Hauptzweck des Lebens galt demselben die Gründung und Erhaltung der Breslauer Singakademie auf künstlerischer Höhe. Er war 1788 in Königsberg geboren und lebte seit 1816 ununterbrochen zu Breslau im Mittelpunkt der dortigen Musikzustände, sodaß seine Lebensbeschreibung zugleich ein Abbild dieser letzteren werden mußte. So treu, aufopfernd und ohne jeden Egoismus für die Kunst thätige Männer, wie Mosewius Einer war, gehören leider zu den Seltenheiten.

Louis Spohr hat, wie es heißt, eine Autobiographie hinterlassen, die hoffentlich vor die Oeffentlichkeit gelangen wird. Sein „Leben und seine Werke" verspricht uns außerdem bereits A. Malibran, ein Neffe der berühmten Sängerin gleichen Namens und mehrjähriger Schüler und Freund des Verstorbenen, in einem auf ziemlich großen Umfang berechneten Werke zu schildern.

Bei Veit u. Comp. in Leipzig sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schillers Briefwechsel mit Körner.
Zweite wohlfeile Ausgabe.
4 Bände. 8. 100 Bogen. Eleg. broschirt. Preis 2 Thlr.

Schillers und Körners Freundschaftsbund.
Von Hermann Marggraff.
Zugleich als Einleitung zur zweiten wohlfeilen Ausgabe von „Schillers Briefwechsel mit Körner.“
Octav. 6 Bogen. Elegant broschirt. Preis 15 Ngr.

Statuetten und Basreliefs nach Thorwaldsen

in Biscuit (unglasirtem Porzellan) ausgeführt,

modellirt nach den Originalen in Thorwaldsen's Museum von Künstlern der Akademie zu Kopenhagen unter der Leitung der Professoren Bissen, Christensen, Hetsch und Jensen.

Diese kleinen Kunstwerke haben überall, wo sie bekannt wurden, sich des Beifalls aller Kunstsinnigen zu erfreuen gehabt. Der marmorähnliche Biscuit (unglasirtes Porzellan) läßt sich wie jedes Porzellan abwaschen. Die Figuren leiden demnach durch die Zeit durchaus nicht.

I. Figuren.

	Thlr.	Ngr.
Christus. Stehende Figur. 15 Zoll hoch	10	15
Johannes der Täufer, predigend. Stehende Figur. 15 Zoll hoch	10	15
Der Apostel Johannes. 14 Zoll hoch	10	15
— — Petrus. 14 Zoll hoch	10	15
— — Paulus. 14 Zoll hoch	10	15
— — Mathäus. 14 Zoll hoch	10	15
Der Taufengel. Kniende Figur. 9 Zoll breit, 9½ Zoll hoch	10	—
Thorwaldsen (an die Hoffnung gelehnt). 15 Zoll hoch	10	15
Lord Byron. Sitzende Figur. 14 Zoll hoch	10	—
Die drei Grazien mit Amor. Stehende Gruppe. 14 Z. hoch, 10 Z. breit	30	—
Venus. 13 Zoll hoch	10	—
Adonis. 13½ Zoll hoch	10	—
Psyche. Stehende Figur. 13½ Zoll hoch	8	15
Hebe. Stehende Figur. 13½ Zoll hoch	8	15
Der siegreiche Amor. Stehende Figur. 13 Zoll hoch	10	—
Apollo. Stehende Figur. 14 Zoll hoch	10	—
Jason mit dem goldenen Vließ. Stehende Figur. 14½ Zoll hoch	10	15
Vulkan. Stehende Figur. 14 Zoll hoch	10	15
Ganymedes mit dem Adler, Gruppe. 10 Zoll breit, 9 Zoll hoch	12	—
— — — — (klein) 6 Zoll breit, 5 Zoll hoch	4	—
Der Hirtenknabe mit dem Hunde. Sitzende Figur. 11½ Zoll hoch	10	15
— — — — — (klein) 7 Zoll hoch	4	—
Merkur als Argustödter. Sitzende Figur. 11½ Zoll hoch	10	—
Amor und Bacchus, Trauben stampfend. 8 Zoll hoch, 6 Zoll breit	8	—
Die Tänzerin. Stehende Figur. 11½ Zoll hoch	8	—
Amor der Bogenschütze. Stehende Figur. 7 Zoll hoch	4	—
Amor mit dem Pfeile. Erste Größe. 7½ Zoll hoch, 6 Zoll breit	4	—
— — — — Zweite „ . 5 Zoll hoch	2	—
— — — — Dritte „ . 3½ Zoll hoch	1	—
Amor mit der Lyra. Erste Größe. 6 Zoll hoch, 6 Zoll breit	4	—
— — — — Zweite „ . 4½ Zoll hoch, 5 Zoll breit	2	15
— — — — Dritte „ . 4 Zoll hoch, 4½ Zoll breit	1	20
Amor als Löwenbezwinger. 5½ Zoll hoch, 5 Zoll breit	3	—
Amor auf dem Schwane. 4½ Zoll hoch, 4½ Zoll breit	2	20

	Thlr.	Ngr.
Apollo Musagetes, } Stehende Figuren, 16 Z. h. Pendants.	11	—
Minerva, } Stehende Figuren, 16 Z. h. Pendants.	11	—
Walkyre. Stehende Figur. 13 Zoll hoch	10	—

	Thlr.	Ngr.
Oersted (Büste). 10 Zoll hoch	5	6
Thorwaldsen (Büste). 10 Zoll hoch	5	6
Napoleon (Büste). 10 Zoll hoch	5	6

II. Basreliefs.

1) Viereckige.

	Thlr.	Ngr.
Tanz der Musen auf dem Helikon. 10½ Zoll lang, 5 Zoll hoch	2	20
Die Altee der Liebe. 13 Zoll lang, 5 Zoll hoch	2	24
Taufe Christi. 5 Zoll breit, 6½ Zoll hoch	1	10
Singende Genien, Spielende Genien. } Pendants, 5¾ Zoll lang, 4½ Zoll hoch	1	24
Amor und Bacchus, Faun und Bacchantin. } Pendants, 6 Zoll lang, 4 Zoll hoch	1	20
Amor und Psyche, Amor und Anakreon. } Pendants, 6 Zoll lang, 4 Zoll hoch	1	20
Amor und Hymen, Amor und Ganymedes. } Pendants, 6 Zoll lang, 4 Zoll hoch	1	20
Amor und Knaben Früchte pflückend, Amor und Knabe Trauben pressend. } Pendants, 4½ Z. h. 6 Z. br.	2	—
Amor mit dem Hunde, Amor, Netze strickend. } Pendants, 4 Zoll hoch, 5½ Zoll breit	1	20
Amor, den Löwen zähmend, 4 Zoll hoch, 5½ Zoll breit	—	25
Amor mit der Rose vor Jupiter und Juno, Amor, gebunden bei den Grazien. } Pendants, 4½ Zoll hoch 7½ Zoll breit	2	10

2) Runde.

	Thlr.	Ngr.
Weihnachtsfreude im Himmel. 6½ Zoll Durchmesser	1	6
Christus segnet die Kinder, Maria mit dem Kinde. } Pendants, 6 Zoll Durchmesser	2	—
Drei schwebende Engel. 6 Zoll Durchmesser	1	—
Der Genius des Jahres. 6 Zoll Durchmesser	1	—
Der Tag, Die Nacht. } Pendants, 6 Zoll Durchmesser	2	—
Frühling, Sommer, Herbst, Winter. } Vier Pendants, 6 Zoll Durchmesser	4	—
Die Hirtin mit dem Amorinenneste. 6 Zoll Durchmesser	1	—
Amor und Erato. 6 Zoll Durchmesser	1	—
Genien der Jagd, — des Ackerbaues, — des Handels. } Pendants, 6 Zoll Durchmesser	2	15
— der Musik, — der Dichtkunst, Die komische Muse. } Pendants, 6 Zoll Durchmesser	2	15
Die Poesie und Harmonie, Thalia und Melpomene. } Pendants, 6 Zoll Durchmesser	2	—
Kraft, Weisheit, Gerechtigkeit, Gesundheit. } Vier Pendants, 6 Zoll Durchmesser	3	15
Genius der Malerkunst, Bildhauerkunst, Baukunst, Dichtkunst. } Vier Pendants, 6 Z. Durchm.	3	15

Johannes in der Wüste predigend, Gruppe aus 12 Figuren (mit Console in Gyps von 42 Zoll Länge) 110 Thlr.

☞ Dem Betrage von Bestellungen beliebe man 1½ **Ngr. pro Thaler,** als Entschädigung für Emballage in Kistchen, beizufügen.

Leipzig, Carl B. Lorck.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 48. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 26. November.

Inhalt.

Schiller und die Gegenwart.

Festrede gehalten im Saale des Gewandhauses zu Leipzig am 11. November 1859.

Hundert Jahre sind verflossen, seit Friedrich Schiller das Licht der Welt erblickt, und mehr als fünfzig Jahre, seit der große Dichter dahingeschieden.

Was sind fünfzig, was sind hundert Jahre für den Genius der Weltgeschichte, der seine Epochen nach Jahrtausenden mißt? Und doch — in dieser kleinern Zeitspanne gehen oft merkwürdige Wandlungen des öffentlichen Sinnes und der öffentlichen Meinung vor; oft wird die Menschheit in neue Bahnen gerissen; sie blickt nur vor sich, nicht mehr hinter sich; das Leben der Völker wird von neuen Interessen bewegt, ja die geistige Atmosphäre, die sich über alles Denken, Empfinden und Wollen legt, wird durch unsichtbare Luftströmungen allmählich, anfangs unmerklich, doch mit stets wachsender Fühlbarkeit umgestimmt.

Wir feiern Friedrich Schiller, wie er es kaum in den kühnsten Ahnungen geträumt, wenn er in der Anerkennung einer Nachwelt, die sein Angedenken segnet, Trost suchte für die Enttäuschungen des Lebens. Diese Tage sind wie rothe Kalendertage des Genius, die festlich begangen werden, so weit die deutsche Sprache reicht! Keine Stadt, kein Städtchen in Deutschland, welches nicht des großen Dichters gedächte! Die Marksteine des politischen Deutschlands sind nicht die Grenzscheiden dieser Begeisterung. Das große Slavenreich im Osten erkennt die Macht des deutschen Genius an, welcher auch über ihm aufgegangen und dem strebenden Volksgeiste die Zunge lösen half; in Petersburg und Warschau wird Schiller gefeiert, wie in Paris und London, wo versprengte deutsche Volksgemeinden in diesem wehmüthigen Dichtercultus das Vaterland verherrlichen und fremde Nationen mit fortreißen zum Preise des unbestreitbar Großen, das unser eigen ist. Ja in der neuen Welt, wo der germanische Geist mit rastloser Energie Land auf Land sich erobert und seine Banner wehen läßt über endlosen Savannen, in den Einöden der Felsgebirge und an den Küsten zweier Oceane, besinnt er sich auf die ferne Heimath und das geistige Band, das ihn mit ihr verknüpft, und in das Flüstern der Urwälder, in das Rauschen der Riesenströme, in den Lärm der Arbeit, welche die Wildniß lichtet und neuen Geschlechtern der Menschen die Stätte bereitet, ertönt, wie ein Brudergruß, der in jeder Brust ein Heiligthum erschließt, der Name: Friedrich Schiller!

Griechenland hat die Sieger im Wettkampfe des Gesanges gekrönt, Rom auf dem Capitol den Lorbeer um die Stirn großer Dichter Italiens geschlungen — — aber nicht minder herrlich ist diese allgemeine Dichterfeier, welche die Hütte bekränzt findet wie den Palast, und Millionen von Stammesgenossen verbrüdert. Es tönt durch die Welt wie die großartigen Rhythmen eines hellenischen Cultus, als wäre wiedergeboren das Reich des Schönen, als feierte ganz Deutschland seine Panathenäen, indem es einen Dichter bekränzt, dessen Muse die ernste Schönheit jener Göttin besitzt, deren Tempel stand auf dem Vorgebirge von Sunium und auf der Akropolis von Athen! Schon setzt die Culturgeschichte ihren Griffel an, um diese Tage in ihren Büchern zu verzeichnen und dabei zu bemerken: das Deutschland von 1859 ist ein Land, dem die Dichtkunst voransteht unter den höchsten Interessen des Lebens, und das die Gedenktage seiner Dichter zu den größten Feiertagen macht! Und doch würde Klio sich irren, wie sie oft sich geirrt, und indem sie die Thatsache deutet, nur eine halbe Wahrheit verkünden.

Wohl hat diese Feier eine culturgeschichtliche Bedeutung, indem sie den unverwüstlichen Kern des deutschen Sinns und Geistes wieder unverhüllt zu Tage legt; aber aus den oberen Strömungen der Gegenwart taucht sie hervor, wie eine Anomalie; was der Tag uns bringt, kennzeichnet zum großen Theil den Abfall von Schiller und seinem Ideal, und es wird die würdigste Aufgabe des Jahrhunderts sein, die vorüberrauschende Schillerfeier zu einer dauernden zu machen!

Nicht überschwenglich war die Anerkennung von Schillers Zeitgenossen; selten solche Huldigungen, wie diese Stadt schon damals dem Dichter darbrachte; groß die Zahl der Gegner,

selbst zu neuen Schöpfungen entzündete. Es giebt große Kreise der „Gebildeten", denen die Dichtkunst ebenso fern liegt, wie etwa die Musik der Sphären; für andere wieder ist sie eine Sache der Schulbildung und der Mode geworden — wo aber wird sie anerkannt als eine Macht, welche das Leben erfüllt und gestaltet? Nicht einmal von denen, welche der dunkle Trieb der Nachahmung oder eine kleinliche Abart des Ehrgeizes hinaustreibt auf den lauten Markt mit dem, was eine gebildete Sprache für sie gedichtet und gedacht hat!

Ja, die innere Welt der Empfindung hat an Tiefe verloren! Die ideale Freundschaft eines Carlos und Posa, die ideale Liebe eines Max und einer Thekla — sie waren nicht blos über die Bretter schwebende Schattengebilde, sie waren empfunden aus dem innersten Leben heraus und wurden nachempfunden von vielen tausend Herzen! Unsere Zeit kennt kaum eine andere Freundschaft, als die Gemeinsamkeit der Interessen — der Zauber einer unbegrenzten Hingebung scheint entschwunden! Und was von idealen Lichtern hineinspielt in die Liebe der Geschlechter — wie wird es verdunkelt von dem praktischen Sinne der Berechnung, den aufgewühlten Wogen der Frivolität, den kecken Spielen des Witzes! Ja, im Gegensatze zu hingebender Empfänglichkeit, wie sie der Epoche Schillers eigen, überwiegen jetzt die verneinenden Geister des Witzes, dessen hüpfende Funken, die niemals eine läuternde Flamme bilden, aus der Reibung der gewaltigen Räder unserer Culturbewegung als geistige Mächte hervorspringen. Der Witz aber ist von Hause aus ein Gegner des Ideals; der auflösende Witz, der Witz mit dem Secirmesser in der Hand, der egoistische Witz, der sich selbst Triumphe bereitet, wenn er in den Staub zieht, was nach Geltung ringt! Und was fliegt jetzt so von Haus zu Haus, wie die Blätter des Witzes? Er ist die Waffe, mit welcher sich die Welt des materiellen Interesses, des Gewinndurstes, des Lottospieles jeder Art gegen die geistigen Erscheinungen, die ihr Gespenster dünken, zur Wehr setzt; er ist nicht ein Kind des göttlichen Humors, der die lachende Thräne im Wappen führt, sondern ein Kind der Blasirtheit, aus deren ausgebranntem Krater seine verlornen Funken noch emporsprühen mit der wehenden Asche!

Diese witzhaschende kritische Nüchternheit unserer Zeit, dies selbstgefällige Spiel der Geister, die sich von jeder Größe genirt fühlen, diese nothdürftige Einschränkung der Empfindung auf den Hausbedarf — wie passen sie zu Schillers Weltanschauung, zu seiner in großen Gefühlen und Gesinnungen schwelgenden Muse? Möglich, daß jene Zeit zu weit ging in der Sehnsucht nach den Idealen, im Verkehr mit den Heidengöttern und dem Olymp der Schulstuben, um den sich unser Volk nicht kümmert — aber die unsrige droht in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen, und ohne Ideale und Götter, ohne den heiteren Schmuck der Phantasie, ohne die Gluth der Empfindung und den Schwung der Begeisterung, nur die kahlen Wände des Lebens mit trockenen Ziffern zu beschreiben!

Oder sind dies nur Auswüchse des Augenblicks, Vergängliches, was der Oberfläche angehört und nicht aus innerster Tiefe kommt? Wird die Gegenwart wieder zu edler Besinnung erwachen, aus dem Taumel eines nach außen gerichteten Strebens, welches ohne innere Größe nicht wahrhaft groß ist, sondern nur einen riesigen Schatten wirft über Land und Meer, wie ihn das Licht der untergehenden Sonne zeichnet — wird sie zurückkehren in die Tiefen des Geistes, zum innern Lichte, zum Sonnenaufgange des Guten und Schönen, der maßvoll harmonischen Bildung des Seelenadels und der Herzensgüte, des Gedankenschwunges und der Begeisterung? Ja, diese allgemeine deutsche Schillerfeier bürge uns dafür, daß der deutsche Geist das Reich des Ideals nur verlassen hat, um mit reicherer Lebensfülle in dasselbe zurückzukehren!

Doch auch in der Poesie ist Schillers Geist und Richtung ein „Mädchen aus der Fremde" geworden. Es ist mehr als ein Spiel der Laune und Phantasie, wenn wir uns ausmalen welcher Empfang dem Dichter Schiller von unserer Gegenwart bereitet werden würde, wenn sie, statt seinen elysischen Schatten zu feiern, zum ersten Male zu Gericht sitzen sollte über seine Schöpfungen.

Der Realismus, der heutzutage das große Wort führt und die geheimnißvolle Werkstatt des Dichtergenius in ein photographisches Atelier der Wirklichkeit zu verwandeln sucht, würde mit Schillers dichterischer Erscheinung kurzen Proceß machen. Sie paßt nicht entfernt in seine Schablone — nur „Wallensteins Lager" und „das Lied von der Glocke" würden Gnade finden vor seinen Augen. Wo aber würde er sonst in Schillers Werken ein Bild unseres wirklichen Lebens rühmen können? wo die nationalökonomischen Studien, welche die weit vorgeschrittene Dichtkunst unserer Tage mit alchymistischem Zauber in baares Gold der Poesie zu verwandeln weiß?

Schillers Gedichte — „Rhetorik, Gedankenlyrik nicht ohne Schwung, doch ohne warme Sprache der Empfindung!" Wir kennen ja die ästhetischen Kategorien der Tageskritik. Wie wenig erzählt sich darin der Wald — wie selten plaudern die Rosen mit den Nachtigallen! Wie wenig Märchengeister spuken darin! Unsere Toilettentische sind zu verwöhnt durch die zierliche Miniaturlyrik, um solche gedankenschwere „Ideale" zu ertragen!

Und die Bühnen! Wie viele Dalberge würden einen Fiesko unaufführbar finden! Die gewaltigen Manuscripte würden mit den Begleitschreiben der Hoftheater wieder in das Pult zurückwandern. „Viel Talent, aber keine Technik — der Dichter müßte erst bei Frau Birch in die Lehre gehen!"

Und dann — welche Bedenken stellen sich den Räubern, dem Fiesko, dem Carlos, dem Wilhelm Tell entgegen! „Kein vorschriftsmäßiger, kein rücksichtsvoller Styl — hier und dort ein greller Abschluß, welcher den Applaus des Publicums beeinträchtigt, das so gern versöhnt nach Hause geht!" Eine oder die andere, vielleicht kleinere Bühne würde den Versuch wagen — das Stück würde an der mangelhaften Darstellung, am Geschmack der Menge, an der ungünstigen Constellation des Theaterabends scheitern und für lange Zeit begraben sein!

Und die Kritik? Sie hat schon selten genug dem lebenden Dichter eine Anwartschaft auf Unsterblichkeit gegeben; sie ist ihm oft gehässig entgegengetreten; sie würde heute, wo sie unparteiisch erscheint, Lob und Tadel so in die Wagschale

legen, daß sie sich aufheben und die Wage zum Stehen kommt, weil diese Kritik Nichts zu vergessen pflegt, als das Gewicht des Genius, und Alles auf das Niveau ihrer eigenen Mittelmäßigkeit herabdrückt! Wir übertreiben nicht, wir ziehen nicht zu unrechter Zeit diese Schattenbilder in den Lichtglanz hoher Festtage; es sind nicht Spottlieder, die wir dem Triumphator der deutschen Dichtung nachsingen, wie Cäsars Legionen ihrem ruhmgekrönten Feldherrn — nein, wir wollen nur Schillers Geist wachrufen in der Gegenwart, seine ästhetische „Charte" zu einer Wahrheit machen, der gedankenvollen Lyrik, der großen geschichtlichen Tragödie wieder die Stätte bereiten und Allen zurufen: „Wer Schiller feiert, der bekenne sich auch zu seinem Streben und achte, was auf seinen Bahnen wandelt!"

Und doch knüpft die Gegenwart, wie weit sie auch in andern Richtungen von Schiller abweichen mag, in doppelter Hinsicht ein neues erfreuliches Band mit dem Genius des großen Dichters an.

Die Verherrlichung des Genius geht Hand in Hand mit der Fürsorge für das Talent! In der Schillerstiftung ist ein Werk begründet, welches eine dauernde Schillerfeier in unserem Sinne einschließt. An strebsamen Zeitgenossen will die Nation wieder gut machen, was sie an einem großen Dichter verschuldet, dessen Leben ein beständiger Kampf mit der Noth des Daseins war! Der Flüchtling in Bauerbach und Mannheim, wie der Professor in Jena — wie mußte er, mitten in den bangen Zweifeln, welche den Genius selbst am Wachsthum seines oft verdunkelten Ruhmes beschlichen, noch an der Sorge für Zukunft und Vergangenheit dahinsiechen! Wie wurde er aus dem offenen Himmel des Zeus immer wieder zurückgerufen in die Drangsale der Erde, bei deren Theilung er zu spät gekommen. Die Schillerstiftung ist die thatsächliche Anerkennung, daß dies Loos des Talentes unwürdig ist, die Anerkennung einer praktischen Zeit, welche nach dieser Seite hin jener Zeit der idealen Begeisterung den Rang abläuft, die ihre Lieblinge vergötterte und doch dem Hungertode preisgab!

Und noch eine höhere Bedeutung hat dies Fest, in welcher Schillers thatkräftiger Genius sich wiederfinden würde! Hier ist der Punkt, um den das Ideal des Dichters wieder die ganze zersplitterte Gegenwart versammelt; hier ist der Punkt, wo ihre immer wieder aufleuchtende Empfänglichkeit für die Idee liegt. Reifere Erkenntniß und ein kräftigeres Wollen, eine längere Reihe von Erfahrungen haben nach dieser Seite hin unser Volk gestählt; die nach außen gerichtete Thatkraft hat die öffentlichen Interessen in ihre Kreise gezogen in ganz anderer Weise, als es die Unsterblichen des Weimarer Musenhofes konnten — und in die politische Strebsamkeit, in das nationale Ringen ertönen mit früher kaum geahnter Weihe und Tragkraft die Worte des Sängers der „Ideale". Seine hohe Begeisterung für das Vaterland und die Menschheit, seine prophetischen Blicke in die Zukunft, seine „Posa" und „Tell" sind dieser Welt nicht fremd, wie es Max und Thekla sind — sie sind ein Theil ihres geistigen Lebenswerkes, und wenn die Nation ihrer gedenkt, so schüttelt sie ab von sich den Alp wüstgenialer Träume und Mißgeburten des Witzes, den Alp einer breiten Lebensprosa, die sich zur Dichtung lügt, den ganzen Taumel im Rade der blinden Glücksgöttin — sie erwacht gleichsam zu ihrem besseren Selbst; sie erobert sich wieder aus ihrer Verlorenheit und wird jenes Volk von Denkern und Dichtern, welches der Menschheit heiliges Palladium wahrt, den heiligen Graal für alle Geschlechter und alle Zonen, wie es über sie verhängt ward im Rathe der Weltgeschichte!

Ein einig Volk, einig im Geist, in der Liebe zu den Ideen, einig im Innern, einig nach Außen!

Und zu ihm tönt hernieder vom morgenrothen Rütli des Schiller'schen Tell die weihevolle Botschaft:

> Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
> In keiner Noth uns trennen noch Gefahr.

Heilige Sonne der Humanität, der Schönheit — geh auf über unserem Geschlechte! Dich feiern wir, indem wir Schiller feiern! Es ist kein einseitiger Cultus des Genius, es ist die Feier der höchsten Güter der Menschheit, deren Verkünder er gewesen! Auf raffe sich unser Volk an diesen großen Tagen, die weit hineinleuchten in das Land, wie die Feuerzeichen der Väter am Octobertag, kündend die Befreiung von der Herrschaft des vielgestaltigen Wahnes, den Glauben an das Ideal und die Begeisterung für die unsterbliche Macht der Dichtkunst!

Rudolph Gottschall.

Poetische Gaben zu Leipzigs Schillerfeier.

Prolog zur „Braut von Messina".

Den Dichterspruch: „Seid einig, einig, einig!"
Der Deutsche kennt ihn und er macht ihn wahr;
Er macht ihn wahr in diesem Augenblick,
Wo das Gefühl, das sich in unsrer Brust
Begeistert regt, in Millionen Herzen
Von theuren Lands- und Sinns- und Sprachgenossen
Gleichstimmig wiedertönt, so weit im Kernlaut
Der heil'gen Muttersprache stark und tief
Sich offenbart der menschliche Gedanke.
Denn wo des Kreml goldne Zinnen ragen
Im Mittelpunkt des weiten Czarenreichs;
Wo stolz die Alpen steigen in die Luft,
Der Schutzwall treuer Eidgenossenschaft;
Wo sich durch prächt'ge Quais die Seine windet;
Wo auf der Themse breitem Wellenrücken
Die Flaggen aller Nationen wehn,
Im Schirm der allgerechten Brittenfreiheit;
Wo fern die Fluth des großen Oceans
Neuyorks geräum'ges Hafenbecken füllt;
Wo „still die Myrthe, hoch der Lorbeer steht,"
Und wo in Livlands dürrem Boden nur

Die Birk' und Föhre kümmerlich gedeihn;
In fernen Sitzen des Barbarenthums,
Wie in der minaretenreichen Hauptstadt
Des Islams, dem das niedergehende
Gestirn des Halbmonds nur noch kärglich leuchtet —
Allüberall, wo Deutsche, abgesprengt
Vom Mutterland wie Funken von der Sonne,
Noch deutsche Sprache, Sitt' und Bildung pflegen,
Wird heut ein allgemeines Fest der geist'gen
Verbrüderung gefeiert; keine Mundart
Und kein Bekenntniß trennt uns mehr; vergessen
Ist jeder Zwist; wir sind vereint — vereint
Im Namen, nein, im Geiste Friedrich Schillers,
Den wir heut dankbar feiern als Symbol
Der geistigen Gemeinschaft und als Vorbild
Des unermüdet sittlich reinen Strebens! —

Ein Zug gewaltiger Gestalten, die
Der Dichter schuf, wird heut an euern Blicken
Vorübergehn! Ihr werdet tiefe Sprüche
Voll ernsten Sinns und mächt'gen Klangs vernehmen!
Die Bretter biegen unterm schweren Fußtritt
Des Fatums sich, und drückend liegt ein alter,
Noch ungesühnter Fluch auf dem Geschlecht,
Das auf Orakel seine Hoffnung baut,
Statt sich durch eigne Kraft vom Fluch zu lösen!

Und sind wir rein von Schuld? Grollt nicht das Schicksal
Auch unter unsern Füßen? Ist der Frieden,
Der uns umgiebt, mehr als des Friedens Maske?
Ein Seher ist der Dichter; oh, vernehmt,
Was durch den Chor der Dichter uns verkündet:

„Sorge giebt mir dieser neue Frieden,
Und nicht fröhlich kann ich ihm vertrauen;
Auf der Lava, die der Berg geschieden,
Möcht' ich nimmer meine Hütte bauen.
Denn zu tief schon hat der Haß gefressen,
Und zu schwere Thaten sind geschehn,
Die sich nie vergeben und vergessen;
Noch hab' ich das Ende nicht gesehn."

Und weiter noch vernehmt des Dichters Spruch:

„Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt.
Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen;
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe!"

So warnt der Chor, doch ach, er warnt vergebens;
Herein bricht das Verhängniß unabwendbar,
Und durch die Hallen tönt das mächt'ge Wort:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld!"

Wir sind gewarnt, wir kennen unsre Schuld,
Uns mahnt der grauenvoll blut'ge Bruderzwist,
Uns mahnt der Brudermord, uns mahnt des Chors
Verhängnißvolle Spaltung, daß fortan
Wir einig bleiben, wie wir heute sind,
Nicht einig blos im Dienst der Wissenschaft,
Der Schönheit und der Kunst, nein, einig auch
Im Dienst des Vaterlands, in kräft'ger Abwehr
Ausländischer Gewalt und List und Tücke.
Vergesse nie das jüngere Geschlecht,
Dem unsrer Zukunft Banner ward vertraut,
Des Dichters und des Mahners Warnungswort:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht!" —

Auch ihm, dem edlen Dichter, war das Leben
Der Güter höchstes nicht! Er hat als Held
Gerungen und gekämpft und nachgetrachtet
Kostbarerm Gut, als diese Welt es bietet.
Das Leben, das gemeine, flücht'ge, hat er
Dem Ungemeinen, Ewigen geopfert;
Und darum lebt er, darum lebt er uns
Und künftigen Geschlechtern — er, der Dichter
Des Heldenthums und Held des Dichterthums,
Groß, edel, stark im Schaffen und Vollbringen,
Doch größer fast im Kämpfen und im Ringen,
Die Weltgeschichte schreibend im Gedichte,
Und dichtend in Gestalten der Geschichte;
Voll Stolz auf das Erhabne seines Strebens,
Voll Demuth vor dem tiefen Sinn des Lebens!

Hermann Marggraff.

Hymne auf Schiller

gesungen beim Festzuge auf dem Marktplatze.

Schwingt euch auf, ihr Festgesänge,
Dringt hinauf zum Himmelsthron!
Laßt der Feier heil'ge Klänge
Stimmen zu dem Jubelton!
Jauchzet auf, Ihr deutschen Brüder,
Juble stolz, mein Vaterland,
Wo der König aller Lieder,
Schiller, seine Wiege fand.
Schau in dieser frohen Stunde
Mild herab, verklärter Geist,
Den heut' auf dem Erdenrunde
Jede deutsche Zunge preist.

Freiheit klang in Deinen Liedern,
Freiheit jedem Erdensohn;
Und Du schufst ein Volk von Brüdern,
Von der Hütte bis zum Thron.
Und bei Deines Geistes Wehen
Reichen alle sich die Hand;
Was Du niemals hast gesehen,
Siehst Du heut': Ein Vaterland!

Deutsche, sucht Ihr Euern Dichter,
Suchet Ihr der Freiheit Held?
Blickt hinauf zum ew'gen Richter,
Sucht ihn über'm Sternenzelt.

Kommet, deutsche Festgenossen,
Reichet Euch die Bruderhand.
Das Jahrhundert ist verflossen,
Und ein Jubel braust durchs Land. —
Laßt die Freudenfeuer glänzen,
Da ein Schiller unser war;
Schmücke, Volk, mit frischen Kränzen
Deines Sängers Hochaltar.
Zu dem Meister der Gesänge,
In der Götter sel'gem Chor,
Dringt hinauf, ihr Feierklänge:
Brauset frei zu ihm empor! —

Livius Fürst.

Der Dichterkönig Schiller

Lied, gesungen bei der Festtafel in der Centralhalle.

Mel.: „Wo Muth und Kraft in deutscher Seele flammen" rc.

Kennt ihr den Stern, der hell am Himmel glänzet,
Der bald in heiterm Lichte hoch und hehr
Voll Majestät hinwandelt, strahlumkränzet,
Bald düster glüht im stolzen Aethermeer?
Ein Jeder muß ihn kennen,
Wir dürfen stolz ihn nennen:
Ja, Schiller ist's, der deutschen Dichter Meister,
Ein mächt'ger Herrscher in dem Reich der Geister.

Wer ist's, der gleich der spiegelklaren Quelle
Im heitern Lauf durch duft'ge Gaue fließt;
Doch bald hinab, mit schaumgekrönter Welle
Sich brausend über Felsgestein ergießt? rc. rc.

Kennt ihr den Aar, der mit des Fittigs Rauschen
Sich stolz empor zum Sitz der Musen schwang?
Er wagt' es kühn, der Gottheit Lied zu lauschen,
Als er das Reich der Phantasie durchdrang. rc. rc.

Kennt ihr den Dichter, dessen Machtgesänge
Ein Echo fanden in der deutschen Brust,
Den Sänger, dessen sanfte Saitenklänge
Die Menschenherzen rührten unbewußt? rc. rc.

Der Musensohn, der Liebling der Kamönen,
Ein Deutscher war's, den unsre Zunge preist.
Auf Deutsche! Laßt ihm Lobgesang ertönen,
Erhebt das Glas, stoßt an für Schillers Geist!
Ein Jeder muß ihn kennen,
Wir dürfen stolz ihn nennen:
Ja, Schiller ist's, der deutschen Dichter Meister,
Der mächt'ge Herrscher in dem Reich der Geister.

Livius Fürst.

Fest-Cantate

gesungen bei der Feier im Saale des Gewandhauses.

Chor.

Schwebt empor, ihr Feierklänge,
Schwingt euch, jubelnde Gesänge,
Auf zum Aether, rein und hell!
Dort im Chor der sel'gen Geister
Grüßet den verklärten Meister
An des Lichtes ew'gem Quell!

Einzelne Stimmen.

Durch der Erde Nebelschranken
Drang er früh zum Licht hinan;
Mit dem Banner der Gedanken
Brach sein Heldenstolz sich Bahn.
Falschen Götzen nicht zu fröhnen,
Zog's ihn nach der Wahrheit Land,
Zu dem Urbild alles Schönen
War sein Seherblick gewandt.
Und der Gottheit mächtig Walten
Ahnend leis' in tiefster Brust,
Schuf er edlere Gestalten,
Ew'gen Daseins sich bewußt.
Was die Seele füllt mit Beben
Und mit freud'gem Thatendrang,
Rief er wach — es athmet Leben
Im harmonischen Gesang.

Vier Solostimmen.

Hoher Sänger, edler Streiter!
Ob auch herbes Loos dir fiel,
Kämpftest du, ein Gottgeweihter,
Für der Menschheit goldnes Ziel.
Rastlos ringend, siegreich immer,
Heil'gen Ernstes, reinster Gluth,
War dir dieses Leben nimmer
Aller Güter höchstes Gut.

Chor.

Heil dir, der vollbracht die Sendung,
Eh' die Hülle sank ins Grab!
Schau in himmlischer Vollendung
Segnend heut' auf uns herab!

Solostimmen und Chor.

Deine Werke sind geblieben,
In den Herzen lebst du fort,
Lieben wird dein Volk dich, lieben
Bis zum letzten deutschen Wort!

Chor.

Schwebt empor, ihr Feierklänge,
Schwingt euch, jubelnde Gesänge,
Auf zum lichten Sternenkreis!
Und dir, höchster Geist der Geister,
Der du gabst uns diesen Meister,
Dir sei Ehr' und Ruhm und Preis!

Adolar Gerhard.

Die Schillertage in Leipzig.

Ueber die nationale Bedeutung einer Feier des hundertjährigen Schillerjubiläums ist schon so viel und Verschiedenes gesagt und geschrieben worden, daß wir hier nicht nöthig haben, sie weitläufig zu erörtern. Die Geschichte unsres Volkes weist keinen eigentlichen politischen Nationalcharakter auf, der den gesammten deutschen Stämmen in gleichem Maße nahestände. Vom Kaiser Joseph wissen die österreichischen Lande, vom alten Fritz und von Held Blücher weiß Preußen das Meiste. Aber die Einigkeit, deren wir im Staatsleben ermangeln, ist uns zu Theil geworden auf dem Gebiete der Poesie, und die Namen Goethe und Schiller werden im Norden unseres großen Vaterlandes mit ebenso viel Liebe und Verehrung genannt und gepriesen, wie im Süden. Goethe und Schiller sind in der That die nationalsten Charaktere des deutschen Volkes, und nicht nur ihre Dichtung, sondern auch ihre ganze und eigenste Persönlichkeit ist unser Aller Gemeingut. Sie machen unseren Stolz aus nach Außen, gegenüber fremden Völkern, sowie für das Bewußtsein, welches ein Jeder von uns in sich trägt; denn wir sagen gern und dürfen sagen, sie seien das Abbild unserer Nation in ihrer ethischen Eigenthümlichkeit, wie in ihrer poetischen Begabung.

Die hundertjährige Wiederkehr des Geburtstages solcher Männer festlich zu begehen, mußte sich Jeder gedrungen fühlen, dem ein Herz im Busen schlägt und dessen Sinn nicht ganz unempfänglich ist für Nationalbewußtsein und Ehrgefühl. Das Goethejubiläum im Jahre 1849 fiel leider in die Tage politischen Parteihasses, wo im Widerstreit schroffer Gegensätze der allgemeine Antheil des Volkes an einem seiner größten Dichter nicht lebendig und überzeugend genug empfunden werden konnte. Das Schillerjubiläum fand dagegen gelegenere, bessere Zeit, d. h. eine Zeit, wo nach langem Schlummer Sehnsucht nach staatlicher Gemeinschaft im Volke wieder rege geworden ist, und wo ein Anlaß, der der deutschen Nation wenigstens ihre innere, geistige Gemeinschaft fühlbar machen konnte, nothwendig mit Wärme und Begeisterung begrüßt werden mußte. Im Besitze Schillers sah sich das ganze Volk Deutschlands einig, und dieser Gedanke war der belebende Hauch, der über allen Feierlichkeiten der vergangenen Tage schwebte; er ist vielleicht auch der erste Keim zu einer großen nationalen That, die unsrer Nation eine geistige Wiedergeburt zu schenken vermöchte.

Jede Stadt und jedes Städtchen unseres großen Vaterlandes hat in der verflossenen Woche sein Schillerfest gehabt und erblickte mit richtigem Instinct in der Feier des Schillerjubiläums eine Ehrensache. Sie waren alle berechtigt zu der Feier; verpflichtet dazu aber schienen besonders die Orte, wo der unsterbliche Dichter selbst einmal geweilt hat, die also eine Station auf seiner Wanderung durchs Leben bezeichnen und in der Geschichte seines irdischen Daseins für immer und ewig mit genannt werden.

Auch Leipzig gehört zu diesen Orten, ja der Leipziger Aufenthalt hatte sogar für Schiller eine sehr wesentliche, heilsame Bedeutung. Denn unsere Stadt war es, (wie der Geheimerath von Wächter in seinem Festtoast uns so recht aus der Seele sprach, von woher ihm zuerst eine Freundschaft dargeboten ward, die er einzig und allein seinem Dichtergenius danken mußte; in Leipzig war es, wo Schiller seinen Körner fand und wo im Kreise braver und tüchtiger Menschen seine innere Stimmung alsbald einen solchen Aufschwung erhielt, daß er, der vorher die „Resignation" gedichtet hatte, nun in froher Erregung ein „Lied an die Freude" anheben konnte. Leipzig war es ferner, das den Dichter zuerst seine Popularität, die volksthümliche Wirkung seiner dramatischen Schöpfungen empfinden ließ. Denn als er im September des Jahres 1801 einer Aufführung der „Jungfrau von Orleans" an hiesiger Bühne beigewohnt hatte, da ward ihm eine noch nie von ihm erlebte Huldigung zu Theil, da „erntete er zum ersten Mal einen Erguß ächter Volksbegeisterung." Als der Vorhang nach dem ersten Aufzuge fiel, erscholl aus dem gedrängt vollen Hause der allgemeine stürmische Ruf: „Es lebe Friedrich Schiller!" Trompeten schmetterten mit rauschendem Tusch darein. Am Ende der Vorstellung stürzte und drängte Alles eiligst aus dem Hause, den geliebten Sänger in der Nähe zu sehen. Als er erschien, trat die Menge ehrfurchtsvoll auseinander, rasch entblößten sich alle Häupter, eine tiefe Stille umfing den Dichter, als er durch die Reihen schritt. Alle Herzen, alle Augen strebten ihm zu, die Väter, die Mütter hoben ihre Kinder empor, und flüsterten: der ist es! das ist er! So ehrten bereits unsere Vorfahren ihren Schiller. Und wir, die Nachkommen sind nicht zurückgeblieben. In Leipzigs Mitte besteht schon seit zwei Decennien ein Schillerverein, der alljährlich den 10. November festlich begangen und seinem Zwecke, das Andenken an den großen Mann im Volke wach zu erhalten, stets mit Eifer und Begeisterung gedient hat. Aus Sachsens Mitte war es, wo der Cultus unseres edelsten Nationaldichters in der Form von Erinnerungsfesten und äußeren Zeichen der Dankbarkeit eigentlich ausgegangen ist. In Sachsens Mitte war es wiederum, wo der Gedanke an die nun bereits in großartigem Maßstabe ins Leben gerufene Schillerstiftung Wurzel faßte. So hatte wohl Leipzig sowohl die Pflicht, als auch das Recht, die Tage, die nun hinter uns liegen, festlich zu begehen.

Daß es dies nach Kräften gethan, dürfte der nachfolgende Bericht über die Schillerfeier unsrer Stadt bethätigen. Gern hätten wir in unserem Blatte, das keinen Localzwecken dient, unsrer sonstigen Sitte gemäß, geschildert, in welcher Weise andere Orte Deutschlands und des Auslandes ihrem Gefühl am 10. November Ausdruck verliehen, doch wird Jeder begreiflich finden, daß dieser Wunsch ein völlig unausführbarer war. Wir müssen uns daher, wie gesagt, auf die Beschreibung des Festes in der Stadt, wo unsere Zeitschrift erscheint, beschränken, glauben aber, daß das Interesse dafür nicht durch das Weichbild der Stadt, innerhalb welcher wir allerdings unsere wenigsten Leser zählen dürften, beschränkt sein wird.

Der erste Festtag. 9. Novbr.

Die Ausstellung des Schillervereins.

Das Fest der hundertjährigen Wiederkehr von Schillers Geburtstag begann für die in Leipzig befindlichen Verehrer des Dichters am 9. November mit einem Besuch der Ausstellung von Reliquien und Erinnerungen an den großen Todten, die der Schillerverein im Parterresaal des neuen Museums veranstaltet hatte. Es waren da die im Gohliser Schillerhause aufbewahrten Schätze vereinigt, zumeist bestehend aus den verschiedenartigen großen und kleinen Ausgaben der Werke des Dichters, sowie aus einer Anzahl Druckschriften über ihn und seine Schöpfungen, die jedoch durchaus noch nicht einen vollständigen Ueberblick über die Schillerlitteratur gewähren können. Auf Completirung dieser Sammlung sollte daher das Augenmerk des Schillervereins besonders gerichtet sein. Was die eigentlichen Reliquien anlangt,

so ist das werthvollste Stück darunter wohl die in ein Medaillon gefaßte Locke vom Haar des Dichters, welche seine einzige noch lebende Tochter, Freifrau von Gleichen-Rußwurm, dem Schillercomité einst zum Geschenk gemacht hat. Weiter sah man verschiedene Briefe und Autographen von ihm, sowie von einigen seiner berühmten Zeitgenossen Auch die in Seide gestickte Brieftasche, welche die beiden Schwestern Dora und Minna Stock dem noch unbekannten jungen Mann als Zeichen ihrer Verehrung nach Mannheim schickten, fehlt in der Sammlung nicht. Jene Silhouette Schillers, an der seine Schwester Christophine besonders den „trotzigen Mund" gelungen nannte, ist ebenfalls zu finden, und daneben sah man auch ein für den Buchhändler Crusius gemaltes Oelbild des Dichters, welches die Züge des jugendlichen Gesichts in bekannter Eigenthümlichkeit festhält, dagegen sich in der Haartracht von allen andern Porträts wesentlich unterscheidet; denn nicht das aus der Stirn gestrichene, nach hinten lang hinunterwallende Haar trägt Schiller auf diesem Bilde, sondern ein kürzeres, ungelocktes, das sich in genialer Unordnung um den Kopf legt. Interessant waren uns ferner in der Ausstellung einige alte Leipziger Theaterzettel, darunter der von der ersten Aufführung der „Jungfrau von Orleans" im Jahre 1801, woran sich die Ovation von Seiten des Volks für den anwesenden Dichter knüpfte.

Die Festaufführung im Theater.

Am Abend des 9. Novembers fand zur Vorfeier von Schillers Geburtstag eine festliche Aufführung im Theater statt, das Herr Director Wirsing in all seinen innerlichen Räumlichkeiten prächtig und sinnvoll ausgeschmückt hatte. Die Vorsäle und Treppenaufgänge waren in einen Hain von Bäumen und Blumen verwandelt, und aus grünen, lauschigen Boskets heraus blickten die Statuen berühmter Männer aus Weimars Glanzzeit. Der Zuschauerraum selbst erstrahlte in hellstem Lichterglanz und war vom Parterre an bis hinauf zur dritten Gallerie festlich drapirt. Von den Logendecken herab hingen bunte Glasampeln mit Schlingpflanzen, das Proscenium war von unten bis oben mit Blumen umstellt, vom Kronleuchter aus breiteten sich durch das ganze Haus Guirlanden, und im Orchester hatte, reich umgeben von Blätter- und Blüthenschmuck, die Büste des Gefeierten Platz gefunden. Zur Aufführung gewählt war ein Festspiel von dem in Leipzig lebenden Theodor Apel: „Dichters Liebe und Heimath", dem eine Festouverture vom Musikdirector Th. Hentschel vorausging, wozu die Melodie des „Liedes an die Freude" als Motiv genommen war. Apels Schauspiel behandelt aus Schillers Leben die Episode seines Dresdener Aufenthaltes 1786—87, d. h. seine leidenschaftliche, unglückliche Liebe zu Julie v. Arnim, der hinterlassenen Tochter eines sächsischen Officiers, die damals nebst ihrer etwas zweideutigen Mutter in der Hauptstadt lebte und mit Schiller durch die Schauspielerin Sophie Albrecht bekannt geworden war. Es ruht ein Schleier über dem Verhältniß zwischen ihr und dem Dichter, der wohl nie ganz gelüftet werden wird; nur so viel scheint gewiß, daß Schiller zu dem schönen Mädchen die glühendste Neigung faßte, sowie, daß ein Aufbieten seiner ganzen moralischen Kraft nöthig war, um die ihn in unwürdige Bande zwingende Liebe endlich aus seinem Herzen zu reißen. Apel hat von der dichterischen Licenz reichlich Gebrauch gemacht, um zu motiviren und in den ganzen Verlauf der Sache Klarheit zu bringen. Julie v. Arnim heirathete später einen Grafen Kunheim; dem Stücke zufolge aber war sie bereits zur Zeit ihrer Bekanntschaft mit Schiller dessen Verlobte, ja sie wird von dem Grafen sogar dazu überredet, dem Dichter sich geflissentlich in besonders liebenswürdigem Licht zu zeigen, und dem an seinem Berufe zweifelnden, in seinen Entschlüssen und Absichten schwankenden jungen Mann durch die Liebe über eine gefährliche, unfruchtbare Periode seines Lebens hinwegzuhelfen und ihn aufs neue der Poesie in die Arme zu führen. Der leicht entzündbare Sinn des jungen Brausekopfes fängt in der Nähe der reizenden Julie alsbald Feuer; auch belebt sie von neuem seinen dichterischen Schaffenstrieb, begeistert ihn — was freilich historisch unwahr — zu dem Roman „Der Geisterseher", ja, flößt ihm auch schon den Gedanken an die Jungfrau von Orleans ein — aber zuletzt muß ihm doch entdeckt werden, daß der Gegenstand seiner Neigung bereits versagt ist und nicht mehr für ihn da sein kann. Das Apel'sche Stück leidet unter der Mißlichkeit beinahe aller solcher Festspiele, und daß der Dichter zuletzt als der Betrogene und Gefoppte dasteht, paßte nicht recht zu der festlichen Stimmung, die das Publicum ins Theater mitbrachte. Herr Flüggen als Schiller trug eine treffliche Maske, und das machte bei seinem ersten Eintreten allgemeinen Eindruck; im Spiel aber zeigte sich seine Anfängerschaft gerade in dieser Rolle mehr als je vorher, und daneben war Frl. Ungar eine etwas nüchterne und kalte Julie v. Arnim.

Die dem Festspiele folgende in den Solopartien vollständig zufriedenstellende dramatische Aufführung der „Glocke" in der Romberg'schen Composition war wohl im Stande, eine gehobenere Stimmung hervorzubringen. Freilich bleibt es immer unbestreitbar, daß die herrlichen Schönheiten des Gedichts in der würdigen Declamation eines Einzelnen — wir denken hier z. B. an Karl Grunert in Stuttgart — am allerdeutlichsten und ergreifendsten offenbar werden; aber auch im Gesange erweisen dieselben sich doch unvertilgbar und reißen jeden Hörer mächtig hin zur Begeisterung. Die Romberg'sche Composition ist bekannt; ein auserwähltes, der Schiller'schen Poesie völlig ebenbürtiges, ihren tiefsten Gehalt in Tönen ausdrückendes Kunstwerk wird sie zwar Niemand nennen, doch muß sie jedenfalls als Werk eines begabten Künstlergemüthes, einer sich mit Pietät in den Sinn des Ganzen versenkenden Seele werthgehalten werden.

Die Abendfeier in Gohlis.

Nach beendeter Vorstellung hatten die Theaterbesucher gerade noch Zeit, sich so schnell, als es bei dem Hin- und Herströmen tausender von Menschen gehen wollte, nach Gohlis zu begeben, wohin vorher die vereinigten Leipziger Männergesangvereine im großen Zuge mit Musik, Fahnen und hunderten von bunten Lampen gezogen waren, um vor dem Häuschen auf der Dorfgasse, wo einst das „Lied an die Freude" entstand, unter Karl Zöllners Leitung der Bedeutung des Tages angemessene Gesänge vorzutragen. Dr. med. Reclam bewillkommnete den Zug im Namen des Schillercomité's, die Bewohner von Gohlis aber hatten eine Illumination des ganzen Ortes veranstaltet und durch die Straßen des ansehnlichen Dorfes wogten nun, bis die Nacht kam, dichtgedrängte Reihen von Städtern aller Classen, um diese für ein Dorf ganz ungewöhnliche Feier sich anzusehen. Nur einzelne Villen vermögender Leipziger hielten sich in der Umgebung hellstrahlender Dorfhäuser hartnäckig im Dunkel; mit um so mehr Genugthuung bemerkte man in der Nähe des Schillerhauses selber ein Transparent mit folgender in ihrer Naivität doch den Nagel auf den Kopf treffenden Inschrift:

„Wer heut' nicht anbrennt sein Licht,
Der kennt Schiller's Werke nicht!"

Der zweite Festtag. 10. Novbr.

Die Universitäts-Feierlichkeit.

Am 10. November, dem Geburtstage Schillers und mittleren der drei Festtage, fand die Feierlichkeit der Universität statt, zu der sich außer den Professoren und Studierenden auch eine große Anzahl Damen in der Aula eingefunden hatte. Nach einigen vom Paulinerverein ausgeführten Gesängen bestieg Herr Professor Dr. Wuttke das Katheder und begann die Festrede, in der er zunächst darauf aufmerksam machte, daß das Anmuthende und Bedeutsame in der Erscheinung Schillers besonders in den echtmenschlichen Zügen derselben gelegen wäre.

Nicht als von vornherein fertig, vollkommen und gleichsam göttlich stehe seine dichterische Persönlichkeit vor uns da, sondern was er im höchsten Zenith seines Schaffens gewesen, sei er erst durch stetes und begeistertes Ringen und Streben geworden, so wie ein Jeder von uns ringen und streben müßte, um ein Ziel zu erreichen. Das aber knüpfe für immer ein Band zwischen ihm und uns fest, und er trete deshalb unserem innersten Wesen nahe, so hoch erhaben er auch sonst sich über die gewöhnlichen irdischen Naturen mit dem Fluge seines Genius zeige. Weiter betonte der Redner, daß der eigentliche Werth der Schiller'schen Poesie sich auf ihren tiefen sittlichen Gehalt gründe. Ihre Tendenz sei allenthalben eine ideale, und als Pfleger des idealen Sinnes unter uns werde er der Nation für alle Ewigkeit ein leuchtendes Vorbild bleiben. Er sei der Hort unserer Jugend, der er die leidenschaftliche Spannung unverringerten Strebens nach dem Guten und Schönen einflöße. Mit diesen Worten schloß die Wuttke'sche Rede, die, um zur vollsten Wirkung zu gelangen, nur einen von reicheren äußeren Mitteln unterstützten Vortrag nöthig gehabt hätte. Zuletzt sprach Herr Professor Dr. Wuttke noch im Auftrage der philosophischen Facultät Leipzigs. Anknüpfend an ein Schiller'sches Wort von dem „Hochmuth der Facultäten gegen die Künste", hatte die genannte Facultät zeigen wollen, daß die Zeiten dieses Hochmuths in der Gegenwart vorüber seien, und sich deshalb entschlossen, folgende vier Männer der Kunst und Poesie zu Ehrendoctoren zu ernennen: den Bildhauer Ernst Julius Hähnel in Dresden, den Maler Ludwig Richter in Dresden, den Componisten Julius Rietz, Dirigenten der Leipziger Gewandhausconcerte, sowie endlich den Dichter Franz Grillparzer in Wien.*) Die Wahl dieser vier Männer ist, dünkt uns, eine durchaus tadellose und dürfte überall nur freudige Zustimmung finden.

Die Schulfeierlichkeiten.

Auch die hiesigen Schulanstalten unterließen nicht, den Tag festlich zu begehen. In der Thomasschule trat Dr. Möbius als Festredner auf und erkannte in Schiller den deutschen Nationaldichter, der die tiefinnersten Lebensregungen des deutschen Volks ausgesprochen habe, besonders insofern, als er in seinen Gesängen eine idealisirende Welt- und Lebensanschauung, einen kosmopolitischen Patriotismus und einen religiös-sittlichen Charakter gezeigt habe. In ähnlicher Weise sprach in der Nikolaischule Rathsbibliothekar Dr. Naumann zum Lobe des Dichters, während in beiden Gymnasien überdies Vorträge Schiller'scher Gedichte, unter denen selbst lateinische und griechische Uebersetzungen, sowie von den Schülern selbstgefertigte auf Schiller bezügliche Gedichte mit Gesängen abwechselten. In der Realschule, die zugleich mit der Ersten Bürgerschule den Tag feierte, legten Director Vogel und Dr. Klaunig der Jugend Schillers Bedeutung ans Herz, und ähnliche Feierlichkeiten fanden auch in der Handelsschule, wo Sprachlehrer Kühn namentlich Schillers Verdienste um das Volk hervorhob, in der Zweiten Bürgerschule, wo Lehrer Beger das Wort ergriff, nicht minder in der Dritten Bürgerschule und selbst in der Rathsfreischule und Armenschule statt. Das moderne Gesammtgymnasium hielt seine Feier im Saale des Hotel de Prusse. Der Festrede des Lehrers Mühle folgten Vorträge verschiedener Schüler der Anstalt; den Schluß bildete ein wahrhaft ergreifendes Gebet in gebundener Rede, gesprochen von dem Director Dr. Zille.

Der Festzug.

Kurz vor zwölf Uhr Mittags endete die Feierlichkeit in der Aula und an sie schloß sich zunächst eine Musikaufführung vom Balkon des Rathhauses, der mit den den Leipzigern wohlbekannten grünen Behängen etwas dürftig aufgeputzt war; nebenbei gesagt, war dies der einzige Schmuck an öffentlichen Gebäuden, nur daß die Universität zwei verblichene und zerrissene Fahnen auf dem Dache aufgesteckt hatte. Desto mehr waren die Bürger beeifert gewesen, ihre Häuser in ein würdiges Feiertagskleid zu werfen; die meisten Häuser waren mit Guirlanden, Teppichen und Fahnen verziert, besonders stattlich nahm sich das Café français am Eingang zur Stadt, das Mauricianum, die Buchhändlerbörse, die Stadt Hamburg, das sogenannte Königshaus auf dem Markt und das Hotel de Pologne aus. Am festlichsten war aber doch der Aufzug der Corporationen selber. Die jetzt lebende Generation Leipziger Einwohner hat nichts Aehnliches gesehen. Er bildete in seiner Originalität und großartigen Entfaltung den eigentlichen Glanz- und Mittelpunkt des hiesigen Schillerjubiläums, und ebenso volksthümlich im besten Sinne des Wortes, wie die Idee dazu, muß auch die gelungene Ausführung genannt werden. Gerade eine Stunde währte der Zug, und doch waltete in seinen ungezählten Menschenreihen überall Ordnung, Maß und taktvolle Haltung bei allem Frohsinn und festlich gehobener Stimmung jedes Einzelnen. Herr Architekt Oskar Mothes, unterstützt von dem Künstlerverein, war der Anordner des Ganzen, von dem wir hier nur in flüchtigen Umrissen ein Bild zu entwerfen im Stande sind.

Den die Spitze bildenden Festordnern zu Pferde folgten die Mitglieder der Leipziger Männergesangvereine mit Fahnen und Musik, sowie die Corps der hiesigen Studierenden in vollem Wichs und von zehn berittenen Chargirten angeführt. Es nahten die Künstler mit ihrer schöngemalten Fahne, die von sechs in reiches mittelalterliches Costum gekleideten Herolden getragen wurde. Als erste der Innungen erschienen dann die Lackirer mit Emblemen ihres Handwerks und die Gelbgießer mit zwei massiven Altarleuchtern. Das Musikcorps der Jägerbrigade ging den Vertretern des Kaufmannsstandes voraus, dessen Chargirte an den Mercurstäben, an Ankern u. s. w. kenntlich waren. Die Buchhändler in den drei Abstufungen der Lehrlinge, Gehülfen und Principale ließen in ihrer Mitte auf weißem Atlaskissen die Schillergallerie in prächtigem Einband hertragen, und an sie schlossen sich in ungemein großer Anzahl die Glieder hiesiger und fremder, von den benachbarten Dörfern hereingekommener Turnvereine, die sämmtlich grüne Zweige an dem runden Turnerhut trugen und in einzelne Riegen eingetheilt waren, von denen jede von einem Vorturner mit rother Schärpe angeführt wurde. Die Maurer und Zimmerleute mit angeputztem Handwerkszeug, sowie die Steinmetzen mit zwei in mittelalterliche Tracht gekleideten, nach uralter Steinmetzsitte in Capuzen gehüllten Gesellen folgten nun. Dann kamen, mit Musik, Fahnen und Emblemen mancherlei Art, die Seifensieder, Täschner und Tapezierer, dahinter erschien die Zunft der Bäcker, von denen Mehrere eine kriegerische Scene in Costum aufführten; das Programm besagte: die Bäcker zögen mit der von der Königin Christine von Schweden ihnen einst für die den Protestanten geleistete Hülfe geschenkten Fahne aus dem dreißigjährigen Kriege heim. Die Korbmacher trugen einen Korb mit Blumen und inmitten der Innung schob ein Lehrling einen neumodisch construirten Kinderwagen. Die Buchdrucker führten einen tempelförmigen Festwagen mit sich, worauf Setzkasten, Presse und Gießofen standen und von wo aus Lieder, die dann auf dem Markt gesungen werden sollten, sowie mit Schillers Porträt gezierte Lettern vertheilt wurden. Die Barbiere stellten eine Gruppe von Karlsschülern dar. Hiernach kamen aufs neue Studierende, zuerst die Landsmannschaften mit der alten und neuen Universitätsfahne, in der Mitte Professoren und Lehrer hiesiger Schulen, sowie zuletzt die Nichtverbindungsstudenten mit den vier Facultätsfahnen.

Die Mitte des Zuges bildeten die Mitglieder des Schillercomité und des Stadtrathes, sowie die nur höchst spärlich vertretenen königlichen Behörden; Militärpersonen waren, so weit uns bekannt, gar nicht zugegen.

An der Spitze der zweiten Hälfte des Zuges erschien der reich mit Blumen und Früchten geschmückte Festwagen der Gärtner, auf dem eine Büste Schillers, sowie die allegorischen

*) Vergl. Spalte 1713 u. ff.

Figuren der Flora und Pomona, die sich wohl ein wenig Juni-Sonne gewünscht haben mögen, sich befanden; vom Wagen aus breitete sich ein Blätterdach von Epheuranken über die ganze Innung. Die Klempner mit geharnischten Rittern zu Pferde, die Hutmacher mit dem heiligen Jacobus als mythischen Erfinder ihrer Producte, die Feueressenkehrer in reinlichster Arbeitstracht, die Tischler mit angeputztem Handwerkszeuge, sowie die Buchbinder mit prächtigen Büchereinbänden en miniature ebenso wie im kolossalsten Format zogen dann der Reihe nach an uns vorüber. Die zahlreiche Classe der Cigarrenmacher hatte in ihrer Mitte einen Festwagen, auf dem Mitglieder der Zunft in voller Arbeit waren und von dem die eben gefertigten Cigarren unter das Volk herabgeworfen wurden. Die Töpfer hatten zwei Festwagen, worauf allerhand Producte ihres Gewerbes, besonders eine riesige irdene Vase, standen. Die Schneider erschienen mit einem Zuge Costumirter, welche die Hauptfiguren des Schiller'schen Tell darstellten. Unter den Kürschnern hüpften lustig und behende zwei Tanzbären umher. Die Fischer trugen leider nicht die kleidsame Tracht, welche sie alljährlich zur Feier des Fischerstechens anzuthun pflegen, wodurch dem Zuge ein Farbeneffect ganz eigener Art verloren ging. Einer der Schuhmacher schritt als Hans Sachs stattlich genug einher, seine Umgebung hätte sich wohl aber noch etwas charakteristischer ausnehmen können. Auf die Glaser, Seiler und Böttcher folgten die Fleischer, geführt von Berittenen in weißer, mit Bändern ausgeschmückter Arbeitsjacke und Schürze und kenntlich außerdem durch einen Festwagen, sowie durch eine riesige Wurst, die an langer, unter der Schwere sich biegender Stange von vier Gesellen getragen wurde. Nach den Schmieden kamen die Schlosser, wie die Cigarrenmacher, in voller Arbeit begriffen, auf einem Festwagen, dem selbst der Feuerherd nicht fehlte. Die Instrumentenmacher führte ein Apollo mit der Leier im Arm an; zwei Mohren mit großen Hörnern über der Schulter kennzeichneten die Drechsler; die Glockengießer zogen auf einem Festwagen „Schillers Glocke", ein Geschenk für die Gohliser Gemeinde, herbei; Goldschmiede, Bürstenbinder, Zinngießer, Perrückenmacher ꝛc. schlossen sich ihnen an, und den Beschluß des Ganzen machte endlich die lange Schaar der Maschinen- und Wagenbauer mit ihren vielen kunstreichen Modellen, Maschinen und Handwerkszeugen. Eine hübsche zufällige Vermehrung erhielt der Zug durch vier eben eingetroffene Handwerksbursche mit dem Ränzel auf dem Rücken, die ihre Wanderung mit Anstrengung beschleunigt hatten, um noch an dem Feste Theil nehmen zu können.

Die Feierlichkeit auf dem Marktplatz.

Aus der obigen gedrängten Aufzählung ist schon zu ersehen, welche kolossale Dimensionen der Zug einnahm. Derselbe begab sich nun, überall von den in unabsehbaren Massen vorhandenen, sogar von den Häuserdächern herunterlugenden Zuschauern mit Beifall und freudigen Hochs begrüßt, vom Obstmarkt aus über den Roßplatz und Augustusplatz durch verschiedene Straßen der inneren Stadt nach dem Markt, wo die Communalgarde Spalier bildete und nun die von Livius Fürst gedichtete Hymne nach Mendelssohn'scher Composition gesungen wurde. Der Rector der Universität, Geh. Rath von Wächter, brachte sodann auf der Tribune vor der inmitten des Platzes auf einem hohen Postament errichteten, vom Bildhauer Albrecht modellirten Kolossalbüste Schillers ein mit Begeisterung aufgenommenes Hoch auf den großen Dichter aus. „Mit Jubel", so sprach er, „stimmt Leipzig in die Huldigungen ein, welche heute in unserm ganzen Vaterlande, ja auf dem ganzen Erdenrund, wo irgend deutsche Herzen schlagen, dem Dichter der deutschen Nation im freiesten Herzenserguß dargebracht werden. Fassen wir es in Ein Wort zusammen, was wir für unsern Dichter fühlen: die Ehrfurcht und Bewunderung, von der wir gegen den großen Mann erfüllt sind, die Liebe, mit der wir ihm zugethan sind, den Dank, den wir ihm schulden und zollen. Friedrich Schiller, der Dichter des Volks in der wahrsten und edelsten Bedeutung, der den hohen Dichterberuf wie kein anderer erfüllte, er, der als segenspendender Stern erster Größe uns leuchtet, Friedrich Schiller lebe hoch!" Das Singen mehrerer Verse aus dem Liede „an die Freude" beschloß diese Feierlichkeit im Freien.

Die Festmahle.

In dem großen Saale der Centralhalle fand nun ein Festessen von gegen eilfhundert Gedecken statt, welches Prof. Wuttke mit einer Festansprache eröffnete. Der einfache Sinn derselben war, daß wir an Schillers Dichtungen nicht nur die vollendet schöne Form, sondern noch vielmehr ihr inneres Wesen, ihren ächt moralischen Inhalt zu bewundern haben. An diese in den weiten Räumlichkeiten leider ziemlich verhallenden Worte schloß sich dann Gesang und Declamation. Fräulein Auguste Baudius trug die „Worte des Glaubens" und die „Hoffnung" mit Schwung und Innigkeit, Herr Dr. Reichenbach die „Worte des Wahns" und die „Ideale" mit zuviel Pathos vor. Vielleicht war von den Festordnern etwas zu wenig darauf geachtet, daß auch die Körper derjenigen, die 5—6 Stunden an dem Festzuge Theil genommen, ihr Recht haben wollten.

Zur selben Zeit hatte sich im schönen Saale des Schützenhauses auf Einladung des Buchhändler-Gehülfen-Vereins eine Gesellschaft von 5-600 Personen, größtentheils aus Buchhändlern und deren Angehörigen bestehend, zum Festmahle versammelt, wobei der Vorsitzende des Gehülfen-Vereins, Herr Schürmann, eine mit wahrer Begeisterung aufgenommene treffliche Anrede hielt. — Die Buchdrucker und Schriftgießer hatten sich im Wiener Saal vereinigt. Von Seiten der Gehülfendeputation war an sämmtliche Leipziger Principale eine Einladung zu dieser Festfeier ergangen. Der Vorsitzende der Gehülfendeputation, Herr Greßner, hieß die Anwesenden willkommen, worauf die Festrede, welche Herr Heinlein übernommen hatte, folgte. Ein vom Festredner verfaßter und während des Festzuges ebenfalls gesetzter und gedruckter Toast auf sämmtliche Principale Leipzigs wurde vom Vorsitzenden der Gehülfendeputation ausgebracht. — Die Turner, welche bei dem Zuge mit mehr als fünfhundert Mann betheiligt waren, hatten sich gemeinschaftlich ins Tivoli begeben. Herr Advocat Rose hielt hier die Festrede, in der er namentlich die Bedeutung Schillers für die Jugend hervorhob, der die Zukunft gehört.

Die Festvorstellung im Theater.

Wer bei einem der in ungezwungener Fröhlichkeit verlaufenden Festessen bis zum Schluß anwesend blieb, kam freilich nur noch zum letzten Theile der im Theater stattfindenden Vorstellung der „Braut von Messina" gleichzeitig zurecht. Hier in diesen glänzend decorirten Räumen hatte sich, wie am vorigen Tage, wieder ein äußerst zahlreiches Publicum eingefunden, und besonders das schöne Geschlecht war stark vertreten. Eröffnet wurde die festliche Aufführung mit einer Ouverture vom Kapellmeister Riccius, sowie mit dem sinnvollen Prolog Hermann Marggraffs, der vielleicht noch zündendere Wirkung gehabt haben würde, wäre er von einer männlichen Stimme, statt von einer Dame (Frau Wohlstadt) gesprochen worden.

Im Ganzen war die Darstellung eine der Bedeutung des Tages angemessene. Wer aber nach Schluß der Aufführung aus dem Theater kam, dem bot sich unverhofft ein schöner Anblick dar. Herr Director Wirsing hatte nämlich das Gebäude auch äußerlich prächtig illuminirt. An der Façade erblickte man in kolossalem Transparent Schillers Verklärung und tausende von bunten Lampen verbreiteten ein helles Licht. Die Aufstellung dieser Lampen auf alle Vorsprünge und Zierrathen des winkeligen, eckenreichen Baues war von höchst malerischem Effect.

Der Fackelzug.

Beschlossen wurden die Feierlichkeiten des 10. Novembers mit einem großartigen Fackelzug, an dem alle im Tagesfestzug Anwesenden mit ihren Musikchören, Fahnen und Chargirten Theil nahmen. Der Fackelträger waren gegen zweitausend. Das

Ziel des Zuges war jenes Haus in der Hainstraße, wo Schiller, von Mannheim nach Leipzig kommend, im Jahre 1785 zuerst und später auch noch einmal 1789 Wohnung genommen hatte. An diesem Hause, früher das „kleine Joachimsthal", jetzt „Vetters Hof" genannt, war eine nach Angabe des Bildhauers Knaur vom Kunstgießer Weber gegossene Gedenktafel angebracht worden, die jetzt enthüllt werden sollte. Der Bürgermeister Koch sprach, vom Beifall öfters unterbrochen, folgende Worte: „Alle Völker deutscher Zunge feiern heute ihren großen Dichter, Friedrich Schiller. Auch Leipzig hat sich zu solcher Feier gerüstet, und sie ungetrübt und würdig bis hierher geführt. Hell umstrahlt vom Licht der Fackeln soll auch dieser festliche Zug unsere Feier verherrlichen, indem er wallfahrtet zur Stätte, wo Schiller zuerst in unsern Mauern gewirkt und gelebt hat. Wir wollen heute diese Stätte weihen und sie mit einem bleibenden Denkmal bezeichnen, damit die Nachwelt daran erkenne, daß auch unsere Zeit das Andenken des großen Sängers unserer Nation in treuer Liebe und Verehrung pflegte. Wie gering auch dieses Merkzeichen äußerlich erscheinen mag, so liegt doch in ihm ein tiefer Sinn, ein hoher Werth; denn dasselbe giebt Zeugniß von dem kostbaren Zuge der Zusammengehörigkeit, der in dem deutschen Volk lebt und der dem heutigen Fest erst seine wahre, ja seine weltgeschichtliche Bedeutung verleiht. Lassen wir uns die hohe Freude an diesem so rein menschlichen und doch erhebenden Gefühl nicht beeinträchtigen, wie auch immer dasselbe von Einzelnen bemäkelt werden mag. Halten wir daran fest, daß die Nation in unsers Dichters Werken ein gemeinsames Gut besitzt, das uns kennzeichnet als ein einig Volk von Brüdern. Und wie der Lieblingssänger immer nur den edelsten und erhabensten Gedanken und Gefühlen Worte der Kraft und der Schönheit verliehen hat, so wollen auch wir zu seiner Ehre stets eingedenk sein, daß nur ein edles und ein kräftiges Volk dieses unvergänglichen Schmuckes würdig ist. Und so mag denn die Hülle fallen, welche die einfache Denktafel umgiebt, möge das Andenken an den großen und herrlichen Sohn der Nation rein und dauernd wie dieses Metall unter uns erhalten bleiben, möge rein und lauter der Ruf aus aller Brust erschallen: Dem Andenken Friedrich Schiller's ein dreifaches Hoch!" Hierauf fiel die Hülle, die die Tafel bedeckt hatte, unter Absingung eines Liedes von Adolf Böttger.

Der dritte Festtag. 11. Novbr.

Die Gohliser Feier.

Auf den dritten und letzten Tag des Leipziger Schillerfestes war die seit Jahren übliche Feierlichkeit in Gohlis vor dem dortigen Schillerhause festgesetzt. Dieselbe, von jeher der populärste und gemüthlich ansprechendste Theil des Ganzen, wurde diesmal von besonderer Weihe getragen, indem bei Gelegenheit der Pflanzung einer Linde vor dem Schillerhause Herr Kirchen- und Schulrath Hoffmann eine meisterliche, die versammelte Menge tief ergreifende Rede hielt. Besondere Bedeutung erlangte diese Rede noch durch einen äußeren Umstand. Das Leipziger Schillerfest war ein ächt bürgerliches, von der Bürgerschaft hervorgerufenes und ausgeführtes, aber kein officielles, vom Staate bevorwortetes. Die Regierungsbehörden als solche hatten und nahmen daran keinen anderen Antheil, als daß sie es ohne Verbot oder Beschränkung hingehen ließen; sie selber hielten sich mit geringen Ausnahmen davon fern, und wie es auffallen mußte, daß im Festzuge nicht nur Geistlichkeit und Officiercorps, sondern überhaupt die verschiedenen königlichen Behörden und Richtercollegien fast vollständig fehlten, haben wir schon oben kurz erwähnt. In Herrn Kirchen- und Schulrath Hoffmann trat nun ein Mann der Regierung auf und erklärte sich laut und entschieden gegen die Mißdeutungen, welche das Schillerfest von einigen Seiten erfahren hatte. Ein Geistlicher unserer Stadt eiferte am vorigen Sonntag von der Kanzel herunter gegen „Menschenvergötterung" und „heidnischen Cultus des Genies"; Herr Kirchenrath Hoffmann wies im Gegentheil auf die reine und edle Quelle der Feierlichkeit hin, indem er es als eine Pflicht der Pietät auffaßte, den Geburtstag eines unserer größten Dichter und Menschen würdig und mit Begeisterung zu feiern.

„Es bedarf bei unserer Feier", hieß es in seiner Rede, „nicht der Worte zur Erklärung oder gar Rechtfertigung, selbst wenn es möglich wäre, die allgemeine, einmüthige Begeisterung zu mißdeuten, zu verkleinern, zu verdächtigen, mit welcher das deutsche Volk, auch seine Söhne in fernen Landen und jenseit des Meeres nicht ausgenommen, an diesem Tage das Andenken eines seiner größten und edelsten Männer und jedenfalls seines volksthümlichsten Dichters feiert und dem unschätzbaren Werth der Ergüsse seines reinen und tiefen Gemüths dankbare Anerkennung gezollt hat. Oder wenn es gälte, denen Rede zu stehen, welche behaupten, daß nicht überall das rechte Maß oder der geeignete Ausdruck getroffen worden wäre, selbst dann müßte das völligste Einverständniß darüber vorhanden sein, daß ohne Verletzung der Pflicht der Dankbarkeit, ohne gänzliche Verleugnung alles Gefühls für nationale Selbstachtung das hundertjährige Geburtsfest des Mannes, welcher unter den Gründern und Förderern deutscher Bildung und Gesittung die höchste Stelle einnimmt, wenigstens an den Orten nicht still vorübergehen kann, wo er längere oder kürzere Zeit die Stätte seines Aufenthalts nahm." Dann hieß es weiterhin: „Eine Schillerlinde wollen wir vor dem Schillerhause pflanzen, auf daß sie tief wurzele und hoch aufwachse und weithin ihre Zweige und Aeste breite; ein Sinnbild ebenso gut, daß im Herzen des deutschen Volks Liebe zu dem Gefeierten lebt, als ein Sinnbild der Größe und des Adels seines über alles Gemeine und Niedrige erhabenen Sinnes, seines aufs Höchste gerichteten Strebens und weithin reichenden Einflusses. Oder sollen wir anstehen, dem längst Entschlafenen dieses sinnige Denkmal der Verehrung zu weihen, weil etwa auch dagegen der schnellfertige Vorwurf sich erheben könnte, daß es nur eitle und schnöde Menschenvergötterung, nur ein heidnischer Cultus des Genius sei? Sorgen wir vielmehr, daß ein solcher Vorwurf uns nicht treffen könne. So wenig wir den Baum dem Schooß der Erde anvertrauen anders als in der Hoffnung, der Herr werde ihn schirmen und nähren, so wenig vergessen wir, daß der Vater des Lichts auch im Reiche der Geister waltet, und Schillers Geist ausgestattet hat und seinen Beruf ihm verliehen. Und auch die sittliche Frucht wird nicht fehlen, wenn wir in Schiller nicht nur den reichbegabten Dichter und Denker, sondern auch den redlichen Forscher, den Freund der Wahrheit und des Rechts, die edle Persönlichkeit ehren, welcher zuletzt ein Jeder darin nacheifern kann, daß er an seinem Platze dem Vaterlande und der Menschheit nach Kräften dient. So wird im Aufblick zum Höchsten unser Rückblick in die Vergangenheit zum frohen Dank, und unser Hinblick auf die Zukunft zu dem demüthigen Flehen, daß Gott unserm Volk mit allen andern Gnadengaben und mit der Liebe zu dem heiligen Worte, an das doch kein Menschenwort reicht, auch den Sinn für die Geistesschätze erhalte, die er durch seine großen Dichter ihm erschlossen und anvertraut hat."

Nach dieser Rede fand ein kurzer Gesang der Gohliser Schulkinder statt, und dann brachte Dr. med. Heyner auf Schiller ein Hoch aus, in das die Anwesenden mit Enthusiasmus einstimmten. „Auch die Todten sollen leben!" rief der durch machtvollen Stimmklang imponirende Redner, „und so wollen wir denn, hinaufblickend zum Sternenzelt, wo sein guter Vater wohnt, Schiller gleichfalls leben lassen." Man begann nun, das „Lied an die Freude" zu singen, wie das schon seit Jahren so hergebracht ist, nicht ohne daß der vielstimmige Vortrag dieses Liedes gerade vor dem kleinen bescheidenen Häuschen, in dem es entstand, immer von neuem ein begeisterndes, tief bewegendes Moment in sich trägt; und darauf fand im Saale des Gohliser

Schulgebäudes noch die übliche Prämienvertheilung an fleißige Kinder statt, wobei Dr. Paul Möbius eine herzliche Ansprache hielt.

Die Abendfeier im Gewandhause.

Am Abend des 11. November wohnte ein auch die äußersten Räume erfüllendes gewähltes Publicum der Festfeier im Gewandhause bei. Eröffnet wurde dieselbe durch eine aus Anlaß des Jubiläums eigens componirte treffliche Ouverture vom Kapellmeister Dr. Rietz; dieser folgte die Festrede von Dr. Rudolph Gottschall aus Breslau, die bei dem schönen Vortrag des Sprechers doppelte Wirkung machte, sowie die vom hiesigen Advocaten Adolar Gerhard gedichtete und vom Musikdirector Richter componirte schwungvolle Festcantate. Den Glanzpunkt der Feier aber machte die Vorführung der neunten Symphonie von Beethoven aus, die so bis ins Kleinste gelungen war, wie man das nur von den bewährten Kräften des Gewandhausorchesters und der Singakademie erwarten konnte.

Gleichzeitig fand im Theater eine Darstellung des „Tell" statt, zu der Herr Director Wirsing mehrere hundert Freibillets an die Schüler der hiesigen Gymnasien und Realschulen vertheilt hatte. Wie animirt die Stimmung im Hause daher war, kann man sich denken, und besonders an die Rollen Tells (Herr Köckert) und Stauffachers (Herr Stürmer) heftete sich der ungestüme Beifall der jugendlichen Zuschauer.

Die Festtafel im Hotel de Pologne.

Nach neun Uhr begann die Festtafel im Hotel de Pologne, zu der sich gegen 900 Theilnehmer eingefunden hatten, und deren Leitung der Geheimerath v. Wächter übernommen hatte, der auch das Hoch für Schiller ausbrachte. Er entwickelte zuerst, wie für Schiller die Begeisterung namentlich um deswillen so innig sei, weil seine Schöpfungen Jeden veredelten, höher trügen, ihm den kräftigen Entschluß zur rechten That reifen ließen, jedem Alter, jedem Geschlecht, jedem Stande in den verschiedensten Lagen des Lebens zur Seite ständen, und führte dann, in der von uns in unsern einleitenden Worten bereits angedeuteten Weise, ausführlicher aus, warum das Schillerfest für Leipzig seine besondere Bedeutung habe, und schloß mit den Worten: „Stimmen wir ein in den Dank gegen Schiller, nicht nur mit Worten, sondern lieben und ehren wir so, wie er es will, die Frauen, seien wir treue, biedere und verläßige Freunde, halten wir am Vaterlande fest und widmen ihm unsere besten Kräfte. In diesem Sinne stimmen Sie mit mir ein in den Ruf: Schiller hoch!" — Eine durch Herrn Heinr. Brockhaus angeregte Sammlung für die Schillerstiftung gewährte, wenn auch wohl jeder schon vorher aus vollem Herzen und mit vollen Händen gegeben hatte, ein nicht unerfreuliches Resultat; besonderer Beifall begrüßte ein Couvert mit der Ueberschrift „Goethe seinem Schiller", worin sich 100 Thaler als Ertrag einer Gastdarstellung des „Faust" vorfanden. — Aus Weimar, dem Vorort der Schillerstiftung, ging von dem Vorsitzenden Dingelstedt folgende telegraphische Depesche ein: „Der Vorort grüßt mit Ehrerbietung Deutschlands ältesten Schillerverein! Möge unserm hundertjährigen Feste tausendfältiger Same erblühen. Dank Leipzig! Hoch Schiller! Heil Deutschland!" Diese Depesche ward mit rauschendem Beifall aufgenommen und sogleich erwiedert, auch Schillers Tochter durch den Telegraphen Nachricht von dem hiesigen Feste zu geben beschlossen.

Der Toast auf die Frauen war Theodor Apel übertragen, der denselben durch den Mund des Schauspielers Flüggen sprechen ließ. Die Schlußzeilen:

Wie Schillers Wort zur Tugend uns erhebt,
Zu kühnem Muth, zu edlem Thatentriebe:
So fühlt der Jüngling stark sein Herz belebt,
Grüßt ihn der Jungfrau Blick in reiner Liebe.
So tritt der Mann, sich seiner Kraft bewußt,
Getrost zum Kampf mit jeglicher Beschwerde,
Er weiß in seines treuen Weibes Brust
Sein Glück gesichert an des Hauses Herde!
So schaut der Greis mit freudigem Vertrauen
Der Enkeltöchter Schaar, die fromm und zart
Schon hier die Seligkeit ihm offenbart,
Die ihn empfängt in Paradieses Auen.
Und wir, die wir, durchglüht von Lebenslust,
Den Sternen Schillers heut den Tempel bauen,
Begeistert rufen wir aus voller Brust:
Die Frauen hoch! Hoch, hoch die deutschen Frauen!

wurden mit lebhaftem Beifall begrüßt, nicht minder das Hoch, welches Herr Adolar Gerhard „der hohen, göttlichen Kunst, ihren geweihten, unter uns weilenden Priestern und Meistern, ihren talentvollen Pflegern und Pflegerinnen in dankbarer Anerkennung der Hingebung, Begeisterung und Uneigennützigkeit, die sie beim Feste bewiesen haben," brachte.

Eine besondere Festtafel hielten zu gleicher Zeit die Mitglieder des Leipziger Theaters im Buffetsaale ab. Aus den dort ausgebrachten Lebehochs wollen wir als besonders zu Herzen gehend und Begeisterung erweckend nur das von Roderich Benedix angestimmte auf den „nicht gestorbenen, sondern ewig im Volke fortlebenden Schiller" hervorheben.

Mit diesen beiden Festtafeln endete die Leipziger Feier des Schillerjubiläums; doch wenn sie auch nun vorüber, sie wird Allen unvergeßlich bleiben, die an ihr irgendwie Theil genommen haben. Es war eine Feier, wie sie Leipzigs, eines der Hauptsitze deutscher Cultur und Bildung, würdig erschien. Kein Mißton, kein Unfall oder Ueberschreiten des Maßes störte das Fest, und an ihm konnte sich eines Jeden Sinn erfrischen und erheben.

Georg v. Wächter.

Karl Georg v. Wächter, gegenwärtig im zweiten Jahre Rector der Universität Leipzig, hatte sein Amt am Reformationsfeste, den 31. October 1858 mit einer Rede, die als glänzende Vertheidigung der in jüngster Zeit vielfach angefochtenen akademischen Freiheit gelten konnte, angetreten, und nun, zu Anfang seines zweiten Rectorates, beim Schillerfest durch seine thätige Theilnahme und sein beredtes Wort die seinem großen Landsmanne geltende Feier wesentlich gefördert und verschönt. Wo Schillers Wiege stand, in dem schwäbischen Städtchen Marbach am Neckar, ward auch Wächter geboren, und zwar am 24. December 1797. Von dort ging der Knabe Georg mit seinem Vater, der zuletzt württembergischer Oberconsistorialdirector war, nach Eßlingen und dann nach Stuttgart. 1815 bezog er die Universität in Tübingen, 1818 die in Heidelberg; noch in demselben Jahre vollendete er seine Studien und erhielt eine Aspirantenstelle beim Obertribunal in der Hauptstadt seines Landes. 1819 wurde er Assessor beim Oberappellationsgericht in Eßlingen, 1820 in Tübingen außerordentlicher, zwei Jahre später ordentlicher Professor der Rechte; seit 1825 war er mehrere Jahre lang Rector, als welcher er, so jung man ihn damals auch noch nennen mußte, soviel Energie und Takt bewies, daß ihm das schwierige Amt selbst in den Zeiten, da die Regierung Ursache zu haben glaubte, den in Tübingen herrschenden Geist zu beargwöhnen, fortdauernd belassen wurde. 1829 ernannte man ihn zum Vicekanzler an der Universität, doch legte er diese Stelle schon im folgenden Jahre nieder und verließ zu Ostern 1833 Tübingen, um einem Ruf als Professor der Rechte nach Leipzig Folge zu leisten. 1836 aber, kurz nachdem er durch Verleihung des Ordens der württembergischen Krone den persönlichen Adel erlangt hatte, wurde Wächter als Kanzler nach Tübingen zurückberufen; er war als solcher zugleich auch Mitglied der württembergischen Kammer. Die Kammer der Abgeordneten machte ihn in zwei Wahlen zu ihrem Präsidenten, und so verwaltete er dann dies Amt ununterbrochen bis zum März 1848, wo der im Ministerium eintretende Wechsel ihn veranlaßte, seiner Stelle zu entsagen. Er nahm Theil an dem Frankfurter

Vorparlament und ward von diesem auch in den Fünfzigerausschuß gewählt. Nach seiner Rückkehr übertrug ihm die Regierung den Vorsitz in einer neuerrichteten zeitweiligen Commission für Gesetzgebung; im September 1848 war er Präses der Versammlung deutscher Universitätslehrer in Jena. Nach langer Unterbrechung docirte er dann wieder einige Zeit in Tübingen und nahm an den Landtagsverhandlungen nur noch ausnahmsweise Antheil. 1851 trat er von dem Amte des Kanzlers auf immer zurück und ging als Präsident des Oberappellationsgerichts der vier freien Städte nach Lübeck. Doch ließ ihm diese Stelle, so werth und erwünscht sie ihm auch war, allzu wenig Zeit für reinwissenschaftliche Arbeiten, und im Drange, sich diesen auch ferner zu widmen, nahm er bereits im folgenden Jahre seinen Abschied und ging zum zweiten Male als ordentlicher Professor der Rechte nach Leipzig, wo er auch jetzt noch wirkt. Der König von Sachsen hat ihn zum wirklichen geheimen Rath ernannt und ihm in dem neuerrichteten Staatsrathe Sitz und Stimme verliehen. Außer dem Comthurkreuz der württembergischen Krone schmückt ihn auch das Großkreuz des Friedrichsordens.

Die bedeutendsten Werke Wächters sind folgende: „Lehrbuch des römisch-deutschen Strafrechts", „Die Strafarten und Strafanstalten des Königreichs Württemberg", „Abhandlungen aus dem Strafrechte", „Das gemeine Recht Deutschlands, insbesondere das gemeine deutsche Strafrecht", „Beiträge zur deutschen Geschichte, insbesondere zur Geschichte des deutschen Strafrechts", „Handbuch des in Württemberg geltenden Privatrechts", „Erörterungen aus dem römischen, deutschen und württembergischen Privatrecht", sowie endlich „Beurtheilung des Entwurfs zu einem Civilgesetzbuch für das Königreich Sachsen". Außerdem ließ er zerstreute Abhandlungen erscheinen in dem von ihm mit Mittermaier herausgegebenen „Archiv für civilistische Praxis", ferner im „neuen Archiv für das Criminalrecht" und in der von ihm mit Mohl begründeten „kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft".

Auf politischem Gebiete hat sich Wächter stets als gesinnungstüchtigen und überzeugungstreuen Parteigenossen der gemäßigt Liberalen zu erkennen gegeben, während er in wissenschaftlicher Hinsicht, namentlich was das Criminalrecht anlangt, als Autorität gilt, die sich nicht bloß theoretisch durch gelehrte Werke, sondern auch praktisch durch einen im höchsten Grade einnehmenden und fesselnden Vortrag vom Katheder herab Geltung zu verschaffen weiß. Wie früher in Tübingen, so gehört er jetzt in Leipzig zu den beliebtesten Docenten der Rechte, und er hat sich durch seine liebenswürdige, den treuherzigen süddeutschen Charakter bekundende Persönlichkeit in allen geselligen Kreisen, und namentlich auch unter der Studentenschaft zahlreiche Freunde und Verehrer erworben. Leipzig kann stolz darauf sein, daß er sich selbst „einen Leipziger" nennt.

Ernst Julius Hähnel,

der viele der größten Meister der Künste durch seine Kunst ihrer Größe würdig darstellte, der Meister des Beethovendenkmals in Bonn, wurde 1811 in Dresden geboren und machte seine Studien, die zugleich auch der Baukunst gewidmet waren, unter Rietschels Leitung und später in Schwanthalers Werkstatt. Seine erste bedeutendere Arbeit nach der Rückkehr von einer italienischen Reise waren die in Gemeinschaft mit Rietschel übernommenen Verzierungen am neuen Theater zu Dresden. Von ihm sind die an den Auffahrten angebrachten Statuen Molière's und Shakespeare's, sowie die darüber befindlichen des Sophokles und Aristophanes, und außerdem bildete er für den oberen Fries auf der Packhofsseite en relief einen Bacchuszug, dessen Composition viel künstlerischen Sinn und Phantasie verräth. Darauf betheiligte er sich an der Concurrenz um Ausführung des Beethovendenkmals für Bonn. Sein Modell erhielt den Vorzug, und er schuf eines der hervorragendsten Werke der Neuzeit in dieser Statue des großen Tondichters. Das Denkmal wurde am 12. August 1845 enthüllt und begründete den Ruhm des jugendlichen Künstlers auf die Dauer. Sein nächstes Werk war eine Statue Karls IV., die er für das fünfhundertjährige Jubiläum der Prager Universität fertigte. In demselben Jahre ward er zum Professor der Bildhauerei an der Kunstakademie zu Dresden und zum Mitglied des akademischen Rathes daselbst ernannt. Schon vorher hatte er den Auftrag zu dem Modelle einer Statue des Componisten K. M. v. Weber für Dresden erhalten, jedoch selbst den Vorschlag gemacht, eine Concurrenz darum zu eröffnen. Bekanntlich wählte das Comité den Entwurf Rietschels. Im Jahre 1850 bildete er eine „Madonna", und nächstdem vollendete er in Gemeinschaft mit seinem früheren Lehrer die Verzierungen am neuen Museum zu Dresden. In der Höhe desselben auf der Zwingerseite ist z. B. seine ausgezeichnet schöne Statue des Raffael Sanzio angebracht, eine jugendlich schlanke, blühende Gestalt voller Hoheit und Grazie, die, wie Wuttke in seiner Festrede sagte: „in Einfachheit, in ernster Gehaltenheit die Vollendung der Griechen erreicht." Auch Michel Angelo, Albrecht Dürer und Lysippus (mit den Gesichtszügen Genelli's) sind am Dresdener Museum von Hähnels Hand. Eine Büste von Cornelius ist das einzige Werk, welches er bis jetzt in Marmor schuf. 1857 ward sein nach London gesendeter Entwurf zu einem Wellingtondenkmale von den Preisrichtern öffentlicher ehrender Anerkennung gewürdigt, und neuerdings ist ihm der Auftrag geworden, das projectirte Standbild des Königs Friedrich August II. von Sachsen für Dresden zu modelliren. — Einen Ruf an die Wiener Kunstakademie lehnte Hähnel ab.

Er ist gleich seinem Lehrer Rietschel Anhänger des Realismus, jener gesunden Richtung der Kunst, die zwar im Gegensatz zu dem bloßen einseitigen Idealismus steht, welche aber darum mit dem Materialismus noch durchaus keine Gemeinschaft hat, indem sie zwar dem Naturalismus der Form nachstrebt, jedoch nicht der Idealität in der Auffassung sich entschlagen hat. Im Style, in der Ausführung divergiren aber Rietschel und Hähnel. Denn jener zeigt sich als Schüler von Rauch in der Ruhe und Würde, dem Gehaltenen und Leidenschaftslosen seiner Statuen, während dieser, ebenso wie sein zweiter Lehrer Schwanthaler, mehr Vorliebe für ein gewisses Pathos, für bewegten und lebendigen Ausdruck besitzt. Unter den Jüngern des letztgenannten Meisters, z. B. unter Widnmann, Brugger und Halbig in München, ragt Hähnel als der am meisten Begabte hervor.

Ludwig Richter,

der Zeichner des Naiven, welcher den Inhalt deutscher Dichtungen unserem Volke in Liedern vorführte, die nicht blos die Dichtung nachbilden, sondern schöner Empfindung voll, sie ergänzen, wurde am 28. September 1803 in Dresden geboren. Als Knabe schloß er mit einem etwas ältern Hausgenossen, dem spätern Landschaftsmaler Oehme, einem ebenso künstlerisch gebildeten als charakterfesten Mann, ein Freundschaftsbündniß, das auf seine Laufbahn einen wesentlichen Einfluß üben sollte. Richter zählte eben siebenzehn Jahre, als ein russischer Fürst Narischkin ihn aufforderte, ihn als Zeichner auf einer Reise nach Frankreich zu begleiten. Seine Ausbildung erhielt auf diese Weise eine erste Begünstigung, welcher eine zweite auf dem Fuße folgte. Kurze Zeit nach seiner Rückkehr machte er die

*) Die hervorgehobenen Zeilen zum Beginn der Biographie Hähnels, Richters, Rietz' und Grillparzers sind die Worte, womit Herr Professor Wuttke in seiner Festrede die Ertheilung der philosophischen Doctorwürde an die vier Genannten motivirte. D. Red.

Bekanntschaft des wackern Buchhändlers Arnold, der sich von ihm wegen Richters überraschender Aehnlichkeit mit einem Sohn, der ihm durch den Tod entrissen worden war, mächtig angezogen fühlte und bald auch den liebenswürdigen Menschen und tüchtigen Künstler in ihm schätzen lernte und ihm die Mittel zur Reise nach Italien verschaffte.

Der junge Maler verweilte jenseits der Alpen volle dreizehn Jahre, von 1823 bis 1836. In Rom, wo er meistens lebte, traf er wieder mit Oehme zusammen und machte viele Studien mit diesem Freunde gemeinschaftlich. Dieser Aufenthalt in Italien gab seiner Kunst die feinere Ausprägung. Der Süden hat in seiner Landschaft eine liebliche Anmuth, die dem rauheren Norden fehlt, und die menschlichen Formen sind dort plastischer als bei uns. Dort nahm Richter, indem er das deutsche Gemüthsleben die lebendige Wurzel seiner Kunst bleiben ließ, die reine Harmonie des italienischen Himmels in sich auf. Der Charakter seiner späteren Werke, der zugleich ein tiefer und ein liebenswürdiger ist, war damit gegeben.

Von Italien zurückgekehrt wurde Richter an der Zeichenschule angestellt, welche damals noch mit der Meißener Porzellanfabrik verbunden war. 1841 erfolgte seine Anstellung an der Akademie zu Dresden als Professor und Vorsteher der Werkstatt für Landschaftsmaler. Seit dieser Zeit behielt er seinen Wohnsitz in der sächsischen Hauptstadt, der seine Wirksamkeit auch im Sommer angehörte, wenn er das Haus im nahen Loschwitz bezog, wo Weber die Musik zum Freischütz geschaffen hat. Später verband er sich mit dem vorzüglichen Holzschneider Gaber zu einem Verlagsgeschäft, dem wir eine bedeutende Förderung des deutschen Holzschnitts verdanken.

Auf den Arbeiten Richters, die durch den Holzschnitt Verbreitung gefunden haben, beruht sein Ruf in den ausgedehntesten Kreisen. Nicht Alle, welche sich an diesen sinnigen Schöpfungen erquicken, wissen, daß der Meister auch Oelgemälde vollendet hat, die in hoher Achtung stehen. Seine Illustrationen zu Büchern sind so zahlreich, daß wir nur die bedeutendsten anführen können. Mehrere der frühesten Arbeiten Richters enthält das bei G. Wigand erschienene malerische und romantische Deutschland. Er gab dann Bilder zu Musäus' Volksmärchen, ein Richter-Album, Zeichnungen zu Hebels allemannischen Gedichten, Beschauliches und Erbauliches, ein Goethe-Album, Schillers Lied von der Glocke in Bildern, „Fürs Haus", Bilder und Reime für Kinder, und noch vieles Andere, unter dem wir, als mit dem vorherrschenden Interesse des Augenblicks sich begegnend, seine Bilder zu Scherr's Leben Schillers nennen.

Das obenstehende, in kurzen Worten gegebene Urtheil Professor Wuttke's bezeichnet das Wesen von Richters Kunstleistungen richtig. Sie zeigen uns das Leben in heiterem und dichterischem Gewande, aber sie lassen uns zugleich seinen ernsten Hintergrund sehen. Daß der Künstler dem falschen Geschmack der Zeit nie ein Zugeständniß gemacht hat, nie weichlich oder im niedrigen Sinne des Worts elegant geworden ist, rechnen wir ihm besonders hoch an.

Julius Rietz,

dessen Streben in der Theorie wie in der Praxis, in selbständigem Schaffen wie im Leiten der Ausführung fremder Tonwerke unverrückt dem Hohen und Schönen zugewandt ist und sich dem Rechten in jeder Kunst ebenbürtige Ziele setzt, ist am 28. December 1812 in Berlin geboren. Sein Vater und ein viel älterer Bruder waren in der königlichen Hofkapelle, jener ein tüchtiger praktischer Musiker, dieser ein ganz vortrefflicher Violinist, und als solcher vielleicht einer der freiesten Künstler, die je ein Instrument in die Hand genommen. Zu bedauern war nur, daß sein außerordentlicher Unabhängigkeitssinn ihn nicht allein seine Stelle aufgeben, sondern auch dem Publicum ganz sich entziehen, und sein Leben mit Unterrichtgeben hinbringen ließ. Er war der vertrauteste Freund Mendelssohn's, der ihm seine Violinsonate und sein berühmtes Octett widmete. Diese beiden Männer übten auf die ästhetische Bildung von Julius Rietz, der von seinem achten Jahre an Violoncell gespielt, und schon im zwölften Jahre eine bedeutende Fertigkeit erlangt hatte, den entschiedensten und nachhaltigsten Einfluß. Auch Zelter nahm ihn in Schutz, sodaß er ausschließlich in dem Besten, was die Zeit hatte, auferzogen wurde, und schon in seiner frühen Jugend eine Bahn betreten hat, von der er sein ganzes späteres Leben hindurch nie um ein Haarbreit abgewichen ist. Der Verlust seines Vaters, dem zwei Jahre darauf sein Bruder folgte, zwang ihn schon früh sich eine eigene Existenz zu gründen, deshalb trat er sechszehn Jahr alt in das Orchester des Königstädtischen Theaters, in dessen Repertoire er allerdings für seine ernste Kunstrichtung die erwünschte Nahrung nicht finden konnte. Aber er erregte die Aufmerksamkeit Spontini's, der unsern Künstler sehr protegirte und ihn zunächst als Cellist der königlichen Kapelle, dann aber einem weiteren Wirkungskreise zuzuführen gedachte, — Mendelssohn jedoch berief ihn nach Düsseldorf als Musikdirector des von Immermann begründeten Theaters. Das Verhältniß zu Immermann, der die Oper nur als nothwendiges Uebel ansah und ihr deshalb durchaus keine Aufmerksamkeit schenkte, war nicht angenehm, und Rietz sah sich veranlaßt noch im Jahre vor der Auflösung des (nur drei Jahre bestehenden) Theaters abzugehen, und die vordem von Mendelssohn bekleidete Stelle als städtischer Musikdirector anzunehmen. In jener meist sehr angenehmen Wirksamkeit blieb Rietz zwölf Jahre lang; ein sehr gebildetes Publicum, die frische Malerschaar an der Spitze, unterstützte ihn in seinem Bestreben, nur gute Musik zu verbreiten, und wirklich sind die Concertzettel jener Düsseldorfer Zeit mustergültig für alle ähnlichen Institute. Rietz dirigirte außer den Concerten auch die Musik in den katholischen Kirchen, sowie einen sehr guten Gesangverein, die Malerliedertafel, anfänglich mehrere Male mit Mendelssohn auch das große Musikfest zu Pfingsten, später wiederholt allein, wie er auch in den meisten rheinischen Städten als Violoncellist häufig auftrat. 1847 folgte er zum Nutzen für die Musikzustände in Leipzig einem Rufe dorthin. Kapellmeister beim Theater, Dirigent der Singakademie, seit 1848 auch Lehrer am Conservatorium und Kapellmeister am Gewandhause, führte er diese vier Aemter zugleich vier Jahre lang, dann zwei Jahre das erste derselben allein, 1854 ging er jedoch vom Theater ab und widmete dem Gewandhause und der Singakademie ausschließlich seine Thätigkeit.

Seine Wirksamkeit als Componist begann schon in Berlin mit Instrumental- und Clavierwerken, Streichquartetten, Musiken zu Holtei'schen Singspielen, darunter „Lorbeerbaum und Bettelstab". Darauf folgten in Düsseldorf Musiken zu Immermann'schen Bearbeitungen classischer Stücke: Goethe's Faust, Calderons Richter von Zalamea, Tiecks Blaubart 2c. außerdem die frische und populär gewordene A-dur-Ouverture, die zu Hero und Leander, eine Lustspielouverture, der altdeutsche Schlachtgesang, die Dithyrambe, die G-moll-Symphonie, viele Lieder, sechs Psalmen für die Altstimme 2c.

Wenngleich die fast übermäßige Beschäftigung in Leipzig der Production nicht förderlich sein konnte, so entstanden hier dennoch die Oper „der Corsar", die Musik zu Hebbels Judith, eine neue schöne Symphonie, in letzter Zeit die einactige Oper „Georg Neumark", zuerst in Weimar aufgeführt, und außerdem das Lied vom Wein für Männerstimmen mit Orchester, wie auch seine andern Männergesänge, besonders hervorgegangen aus dem Bestreben, den Männergesang durch ernste Werke der Verflachung zu entreißen. Seine neueste Composition war die Festouverture zur Schillerfeier im Leipziger Gewandhause.

So bescheiden er selbst über seine specifischen Compositions-

talente auch denkt, vollkommene Bewältigung der Form und Factur nach allen Richtungen, nächst ernstem und edlem Sinn und Streben machen seine Thätigkeit als Componist höchst achtenswerth. Als Dirigent entfaltet er außerordentliche Kräfte, das Gewandhaus verdankt hauptsächlich ihm die Fortdauer seiner ehrenvollen künstlerischen Bedeutung; seine Wirksamkeit auch bei der Singakademie würde noch erfolgreicher sein können, wenn die Möglichkeit unumschränkten Handelns in seiner Hand läge. In der Reinheit seiner Kunstrichtung besitzt Leipzig eine reelle Widerstandskraft gegen die Aufdrängung und Anmaßung aller von der wahren Sache abweichenden Parteiungen, während andererseits sein parteilos aufrichtiges Bestreben, junge Talente zu fördern, in einem durch Verhältnisse weniger begrenzten Wirkungskreise für die Kunst noch größere Früchte tragen könnte.

Franz Grillparzer,

der Dichter, der fast schon einem abgeschlossenen Zeitraume der deutschen Litteraturgeschichte angehört, und dem die Nachwelt eine vollere Gerechtigkeit gewähren wird, als bisher die Mitwelt, ist zu Wien am 15. Januar 1790 geboren, vollendete seine akademischen Studien im Jahre 1811 und trat 1813 in Staatsdienste ein, indem er zuerst „Conceptpraktikant" bei der kaiserlichen Hofkammer wurde. Der Leser mag sich in diesen und ähnlichen speeifisch österreichischen Ausdrücken zurechtfinden, so gut es geht. Seit 1819 Privatsecretär bei der Kaiserin, ernannte man ihn 1823 zum „systematisirten Hofconcipisten" und 1832 zum Archivdirector, welche letztere Stelle er jetzt noch inne hat. Das ist eigentlich Alles, was aus seinem Leben mitzutheilen wäre, da Grillparzer stets ein sehr einfaches, ruhiges, auf sich beschränktes Dasein führte und nicht blos den politischen Angelegenheiten, sondern auch dem eigentlich litterarischen und künstlerischen Verkehr fern blieb. Seine Vaterstadt Wien, dies „Capua der Geister", wie er sie selbst schilt, hat er nur zweimal auf kurze Zeit verlassen, leider aber nicht um Deutschland, sondern 1819 um Italien, und später, um die Türkei, Kleinasien und Griechenland kennen zu lernen. Seine Anwesenheit in letzterem Lande fiel gerade mit den Stürmen des Befreiungskampfes zusammen; aber es kam damit keine politische Sympathie über den Dichter Oesterreichs. Wir kennen vom edlen, tiefsinnigen Grillparzer, der doch so innig für Menschenweh fühlt, kein Griechenlied; der alte Archivar müßte denn in seinem Pulte Verse dieser Art verschlossen halten. Grillparzer's Muse befand sich überhaupt nicht wohl im lauten Treiben des Völkerlebens; es gehörte zu seinem Wesen eine lyrische Vertiefung in sich selbst, die nirgends sich heimisch weiß und in seiner Person auch als Mensch an Vereinsamung grenzt.

In Deutschland außerhalb Oesterreichs hat Grillparzer nur zur Zeit der spanischen Romantik im Drama Epoche gemacht, mit seiner „Ahnfrau", welche mit lyrischer Gewalt die ganze Krankhaftigkeit dieser Richtung zum Ausdruck brachte und eigenthümlicher, auch als Symptom bedeutsamer war als alle Erzeugnisse der Nachahmung und Nachfolge. Im ganzen nördlichen Deutschland ist Grillparzer zu wenig bekannt und durchaus nicht nach Verdienst gewürdigt; seine späteren dramatischen Werke sind von den meisten Bühnen schon wieder verschwunden oder haben auf denselben gar keinen Eingang gefunden, und nur im Hofburgtheater erscheint dann und wann eines seiner Stücke aufs neue, gleichsam um den Wienern Gelegenheit zu geben, sich des in ihrer Mitte lebenden, still verborgenen Altvaters ihrer Poeten zu erinnern. Es war 1817, als allenthalben seine Ahnfrau die Runde über die Bühnen machte und die Hörer lange Zeit hindurch zu begeistern verstand. Sie hielt sich bekanntlich in dem Kreise jener eben damals in der höchsten Gunst stehenden Dramen, welche der „Schuld" und dem „vierundzwanzigsten Februar" auf dem Fuße folgten; ja, noch mehr, sie brachte das Genre der Schicksalstragödien eigentlich zum Abschluß, indem sie das Höchste leistete, was darin zu leisten war, und so alle späteren Versuche darin unnütz machte. So unheimlich und undramatisch auch die Erfindung in der Ahnfrau ist, so ist doch die Composition eine durchweg in sich abgeschlossene und vollendete, und die Sprache vermag uns zu ergreifen, trotzdem sie ganz unnatürliche Situationen verdeutlichen muß. — Von den Nachtunholden der Romantik schweifte Grillparzers Phantasie sogleich über zu den heiteren und lebensvollen Gestalten der griechischen Sage, aber er konnte sie nicht in plastischer Weise zur Erscheinung bringen. Im Gegentheil, er blieb auch auf classischem Boden immer derselbe Romantiker. In „Sappho", sowie im „goldnen Vließ" wuchert die neumodische Sentimentalität, welche dem Hellenenthum nicht einmal dem Namen nach bekannt war, so üppig, als wären es verweichlichte Menschen aus der Kotzebuezeit Deutschlands. Gleich von vornherein leistete Grillparzer auf alles dramatische Leben Verzicht in seinem dritten, dem classischen Alterthum entlehnten Stücke, welches unter dem Titel „des Meeres und der Liebe Wellen" die Sage von Hero und Leander scenisch darstellen sollte; er begnügte sich hierin mit den einzelnen lyrischen Effectstellen, die freilich voll hoher Schönheiten sind, wie denn überhaupt stets bei Grillparzer die lyrische Erhebung über allen Tadel erhaben, und nur der das Ganze durchdringende Gedanke, die geistige Auffassung, die Grundempfindung eine verfehlte ist. War die antike Welt für Grillparzer ein fremdartiges Gebiet, so gilt das fast in noch höherem Grade von der deutschen historischen Vorzeit, welche ihm zu den zwei Stücken „König Ottokar's Glück und Ende" und „Ein treuer Diener seines Herrn" die Stoffe gab.

Und doch ist Grillparzer ohne Zweifel ein ächter Dichter und besitzt die Göttergabe poetisch schöner Empfindung und Schilderung. Unter dem ganzen zahlreichen Epigonengeschlecht, das nach Goethe und Schiller Platz ergriff am deutschen Parnaß, ragt er hervor durch sein Talent nicht minder wie durch die Reinheit seines künstlerischen Gefühls, welches ihn stets nur die höchsten Ziele verfolgen und von allem Niedrigen und Gemeinen absehen ließ. Ja, so ernst dachte er von seiner Kunst, daß ihm dies, als er ein einziges Mal eine Komödie („Weh' dem. der lügt") zu schreiben begann, zum Nachtheil ausschlug. Seine Novelle „der arme Spielmann" ist ein Cabinetsstück virtuoser Ausmalung des Einzelnen und im Anfang von soviel Frische und Lebenswahrheit, wie man sie von dem ergrauten Romantiker Oesterreichs gar nicht erwartet hätte, weiterhin macht sich aber auch hier eine gereizte hypochondrische Befangenheit geltend.

Grillparzers lyrische Gedichte sind der kräftigste Ausdruck seiner innern Begabung. Mitunter athmen sie sogar eine epigrammatische Schärfe, die, meisterhaft in der Form, dem Inhalte nach wie heimliche Rache für versagte Freiheit im offnen Flügelschlage klingt. Um so mehr muß man bedauern, daß er trotz mannichfacher Ermunterung sich bis jetzt noch nicht hat entschließen können, seine Gedichte, von denen nur die allerwenigsten in die Oeffentlichkeit gedrungen sind, gesammelt herauszugeben. Wir erinnerten schon an sein bedeutsames Gedicht auf Wien, das „Capua der Geister"; in den letzten stürmischen Jahren wagte sich auch seine Muse aus der stillen Klause auf den lärmenden Markt der Tagesereignisse, um den Heldengreis Radetzky im Gesange zu feiern. Diesem Helden Oesterreichs gegenüber überfällt ihn das Bewußtsein seiner Schwäche, und auf seine Lippen tritt das Geständniß: „In Deinem Lager ist Oesterreich; wir Anderen sind nur Träumer!" Es ist schlimm, wenn ein bedeutender Sänger seiner Nation dies sagen muß, Angesichts der großen Bedeutsamkeit, die sein Staat haben würde, wäre er so deutsch, wie Kaiser Joseph ihn haben und nur allzu gewaltsam umschaffen wollte.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Hierzu eine Beilage.



Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Humboldt's Reisewerke in der Hauff'schen Ausgabe.

In einem Augenblicke, wo ein Fest, das unserem großen Schiller galt, in unserer Seele nachklingt, wird uns ein Werk eines andern unvergeßlichen Todten dargeboten. Es ist, als sollten wir darauf hingewiesen werden, wie unermeßlich reich unsere Vergangenheit war, und wie ernst wir streben müssen, wenn wir uns würdig zeigen wollen, solche Fürsten der Dichtkunst und der Wissenschaft einst besessen zu haben. Humboldt's Werk, nächst dem Kosmos seine größte That, und als bahnbrechendes Ereigniß noch bedeutsamer als jenes riesige Gemälde des Weltalls, gehörte uns lange nur mit dem deutschen Geiste an, der es durchdringt, nicht mit der Sprache. Gründe, die ihre Rechtfertigung in sich selbst tragen, bestimmten seinen Schöpfer, es der Mitwelt in französischer Sprache zu schenken. Lange beschäftigte sich Humboldt mit dem Gedanken, eine deutsche Ausgabe seiner Reisen in die Aequinoctialgegenden zu veranstalten. Immer aber drängten sich andere Arbeiten dazwischen, und zuletzt gab das Gefühl der Pflicht, den ganzen reichen Schatz seines Wissens vor seinem Scheiden in einem letzten Werke, dem Kosmos, niederzulegen, den Ausschlag gegen die Ausführung des Planes. So waren wir, wenn wir von den Wanderungen des ersten aller Naturforscher am Orinoko und an den Anden in deutscher Sprache lesen wollten, auf eine Uebersetzung angewiesen, die allerdings vollständig, aber in sprachlicher wie in materieller Beziehung höchst mangelhaft war. Wie haben wir uns daher zu freuen, daß Humboldt in den letzten Jahren seines Lebens dem Plan einer gewissenhaften und geschmackvollen Uebertragung durch Hermann Hauff seine Zustimmung gab und es zugleich unternahm, die Arbeit durchzusehen und mit Zusätzen und Berichtigungen zu versehen. Seine leitende und ordnende Hand hat dem Buche den Stempel eines Vermächtnisses aufgedrückt, das uns zu den ersten Arbeiten eines Lebens zurückführt, dessen Wirken der Kosmos den großartigsten Abschluß gab.

Daß jene Reise in die Aequinoctialgegenden der neuen Welt einen Markstein bildet, der das Hinüberschreiten der Wissenschaft in eine neue Epoche bezeichnet, ist ebenso bekannt, wie die Reise selbst. Wir wollen daher blos mit kurzen Worten ins Gedächtniß zurückrufen, daß Humboldt's Wanderungen in der Zeit die Jahre 1799 bis 1804 umfaßten und sich im Raume über Cuba, Mexico, Venezuela, Peru, einen Theil der Anden und der Flußthäler des Amazonenstromes und des Orinoko erstreckten. Die Beschreibung dieser Reisen verbindet so viele Vorzüge, daß die Entscheidung schwer sein würde, ob der wissenschaftliche Werth oder der Reiz der Darstellung überwiege. Diese Beschreibung ist in der That ein Kunstwerk. Nicht genug, daß der Leser die seltenste Bereicherung seiner Kenntnisse empfängt, erweitert sich auch seine Seele. Was jedes Blatt von Humboldt auszeichnet, daß die Ideen unter allgemeine Gesichtspunkte gebracht und in einen Rahmen zusammengefaßt werden, findet sich hier in hohem Grade. Dabei sind diese Ideen tief wie ein Alpensee und ebenso durchsichtig. Was dem gebildeten Nichtfachmann allein schwer verständlich ist, das sind die für die Naturforscher bestimmten Zugaben über stündliche Barometer-Veränderungen, Neigung der Magnetnadel, Intensität der magnetischen Erdkraft, und diese Zusätze sind in der deutschen Bearbeitung weggeblieben.

Ein Werk, das Humboldt's Namen und zugleich die letzten Spuren seiner Thätigkeit trägt, auch nur mit einem Worte empfehlen zu wollen, würde eine unverzeihliche Anmaßung sein. Daß wir dem Uebersetzer und der Verlagshandlung unsern freudigsten Dank darbringen, ist das Einzige, was wir uns gestatten dürfen. Für unsere Leser verbinden wir damit die Anzeige, daß bis jetzt drei Lieferungen in einem Gewande, das des Inhalts würdig ist, erschienen sind.

Habent sua fata libelli.

Der Professor der Philosophie Gottlob Wilhelm Gerlach in Halle hat zur Feier seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums eine kleine Broschüre herausgegeben unter dem Titel: „Die Rettung der Wittenberger Universitätsbibliothek durch deren ersten Custos. Zur Geschichte des Jahres 1813.“ Wir erhalten darin Aufschluß darüber, wie die Wittenberger und von Ponikau'sche Bibliothek auf zwei Elbkähne kam und wem man es zu verdanken hat, daß diese beiden unersetzlichen werthvollen Büchersammlungen nicht auf dem Grunde des Stromes liegen, sondern aus Noth und Gefahr für die Dauer errettet wurden. Vergebens hatte selbst Napoleon der Universität Wittenberg und ihrer Bibliothek Sicherung verheißen. Kaum hatte er die Stadt verlassen, als dieser alle ihre Räumlichkeiten zu militärischem Zweck genommen wurden. Der Gouverneur de la Poype war Vandale genug, erklären zu lassen, daß binnen vierundzwanzig Stunden die Säle der Bibliothek geräumt sein müßten oder die Bücher auf die Straße geworfen werden würden. Nur Frauen und Kinder konnten zur Arbeit gewonnen werden. Im Proviantamte wurden Räume für die Bibliothek angewiesen, und man konnte weiter keine Ordnung beobachten, als daß die v. Ponikau'sche und die Universitätsbibliothek in besondere Haufen aufgeschüttet wurden. Der sächsische Oberkirchenrath befahl nun, daß die Bücher in Kisten auf zwei Elbkähne gepackt und nach Dresden geführt werden sollten. Der damalige Custos, eben jener obengenannte Gerlach erhielt den Auftrag, in die Hauptstadt zu reisen und als Sachverständiger das Ausladen und Unterbringen seiner Schätze in die Kreuzkirche zu leiten; doch blieb er voller Berufstreue selber bei dem Transport der in 333 großen schweren Kisten verpackten Bücher — einige Bund Stroh waren nur sein Lager. Erst am dritten Tage wurde Torgau erreicht, dessen Commandant schon die Schiffe nicht weiterfahren lassen wollte; nur weil er die Ladung nicht unterbringen konnte, erlaubte er ihr Passiren. Am fünften Tage der Reise waren die Kähne bis auf 4 Meilen vor Dresden gekommen. Zwischen den Felsen oberhalb Seußlitz ertheilte ihnen ein Generaladjutant des Kaisers den Befehl, nicht weiter zu fahren, denn bei Lebensstrafe der Führer sollte kein Kahn mehr die Elbe befahren. Jetzt übernahm der muthige Gerlach selbst die Leitung der Expedition. Auf seinen Rath wurden die Masten niedergelegt und die Schiffe in eine durch Gebüsch versteckte Bucht gezogen. Er selbst machte sich unter persönlicher Gefahr auf nach Dresden und erhielt hier den mündlichen Auftrag, Alles zu thun, was zur Rettung der Bibliothek und der Schiffe gethan werden könnte. Seußlitz, ein Rittergut, ward von Gerlach ausersehen, seine Bücherschätze aufzunehmen. Der Sohn des Besitzers, Kaufmann Claus in Leipzig, leistete, als der Landrath nur versprechen konnte, die Ausladung zu ignoriren, redlich Beistand, und noch an demselben Tage ward Alles zum Ausladen vorbereitet. Am zweiten Tage war man um 9 Uhr schon mit dem zweiten Schiffe fertig bis auf 30 Kisten, als Kosaken erschienen. Der Anführer, ein russischer Fürst, ließ ihnen Zeit, diese Kisten auszuladen; er interessirte sich, wie er sagte, für die Erhaltung der Bibliothek von „Luther und Melanchthon.“ Sobald die letzte Kiste ausgeschifft war, stießen die Kosaken ab; sie wurden von den Franzosen angegriffen, die Schiffe aufgefangen und verbrannt. Gerlach konnte aber im Laufe des Nachmittags die am Ufer stehenden Kisten noch unter Dach und Fach bringen lassen;

er blieb bei der Bibliothek und achtete nicht darauf, daß ihm die Franzosen als Führer der Schiffe den Proceß zu machen gedachten. Noch waren aber seine Abenteuer nicht zu Ende. Nach der Schlacht bei Leipzig erschien der preußische Major von Falkenhausen, um die Bibliothek nach Breslau zu führen. Magister Gerlach vertheidigte auch gegen diesen seine Schätze, erhielt bei der Gelegenheit Stubenarrest, aber hatte doch die Genugthuung, daß die Bibliothek gerettet war.

Die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Amalie Sieveking" (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 1860), die in deren Auftrage von einer Freundin verfaßt wurden, und welche Dr. Wichern mit einem Vorwort eingeleitet hat, stellen das reiche Lebensbild der in weiten Kreisen auch außer Hamburg bekannten und verehrten Amalie Sieveking (geb. den 25. Juli 1794, gest. den 1. April 1859) in höchst anziehender Weise dar, und sind zugleich ein interessanter Beitrag zu der Geschichte der tieferen Geistesbewegungen, die schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Hamburg sich vorbereiteten und hervortraten, und von dort aus im deutschen Volksleben sich Geltung verschafft haben. Besonders aber lernen wir hier die charaktervolle Persönlichkeit der ächt-christlichen Frau, deren Namen die „Denkwürdigkeiten" tragen, und in der Darstellung ihres Wirkens sie selbst als den „kräftigen Antrieb und das belebende Vorbild zur Gründung so vielfacher Verbindungen und Stiftungen" kennen, schätzen und lieben, „in denen eine seltene Fülle christlicher, weisheitsvoller Frauenliebe sich tröstend und helfend durch die vielfache Noth unserer ärmeren Classen ergießt," und woraus ein lauter und vernehmlicher Ruf an die protestantische Frauenwelt unserer Tage ergeht, „sich ihres Berufes für die Gegenwart und Zukunft ihres Geschlechts aufs neue bewußt zu werden und ihn mit aller Energie des Glaubens zu erfüllen." Das Buch ist besonders den christlichen Frauen und Jungfrauen zu empfehlen.

Dem lebendigen Interesse unserer Zeit und namentlich des deutschen Volks für die Musik und den Gesang, das auch die Geschichte beider, und ebenso ihre Vergangenheit wie ihre Zukunft mit Liebe umfängt, kommt eine kleine gehaltreiche Schrift entgegen, welche soeben (Leipzig, Veit u. Comp.) unter dem Titel: „Musikalische Rundschau über die letzten drei Jahrhunderte. Von J. M. Fischer, königlich bayerischem Gymnasialprofessor" (in Zweibrücken) erschienen ist. Sie stellt sich als eine Gabe der Erinnerung an die dreihundertjährige Feier der Studienanstalt in Zweibrücken am 9. August 1859 dar, und ist nicht nur ein Zeugniß von der Denk- und Gefühlsweise dessen, der sie schrieb, sondern auch der Zeit, in welcher sie geschrieben ist. Der Verfasser, der seinen Gegenstand mit Kenntniß und Wärme behandelt, findet durch seine „musikalische Rundschau" vor allem die Wahrheit bestätigt, daß „treue und lautere Pflege der Musen, und der Muse der Tonkunst insbesondere den Menschen wie die Menschheit für Humanität, für edle Menschlichkeit beseligt und beseelt;" aber nur um so mehr verlangt er, daß den Musen wie der Musik nur „edle und ernste Pflege" zu Theil werde, soll diese selbst nicht in „eitle Tändelei und leere Förmlichkeit" ausarten, sondern „den göttlichen Adel menschlicher Natur und Kunst treu bewahren und zur lebendigen Darstellung und Anerkennung im Leben bringen."

Aus der Masse der litterarischen Gaben zum Schillerjubiläum wollen wir schließlich noch folgende drei erwähnen. Die Cotta'sche Handlung hat eine Auswahl Schiller'scher Gedichte für Schulen veranstaltet, die in Württemberg und anderwärts zu unentgeltlicher Vertheilung unter die Jugend gekommen ist. „Schiller'sche Gedichte in lateinischen Uebersetzungen" gab bei Engelmann in Leipzig der vormalige Gymnasiallehrer Heinrich Lindemann heraus, und der jetzt in Brüssel lebende Karl Grün, schon von früher her durch ein gediegenes deutsches Werk über unseren Dichter bekannt, schrieb nunmehr auch in französischer Sprache, d. h. mit besonderer Rücksicht auf belgische Leser ein Buch: „Frédéric Schiller. Sa vie et ses oeuvres" (Brüssel, Schnée).

Als ein Curiosum der Schillerlitteratur dürfte endlich noch „der politische Jahrmarkt. Ein Fastnachtsspiel von Schillero Rescidivo" (Stuttgart, Fischhaber) zu nennen sein. Dieser dramatisirte Scherz, in Form und Manier die Goethe'schen Walpurgisnachtsceenen nachahmend, will, wie wenigstens aus einigen Stellen hervorgeht, eine Parodie unseres staatlichen und socialen Lebens sein. Freilich wird diese Absicht oft genug undeutlich; originell bleibt aber der Gedanke, das Ganze aus nicht weniger als 91 Seiten bestehende Stück nur aus Schiller'schen Sentenzen und Sprüchen zusammenzusetzen. Oft wirkt diese Idee sehr effectvoll, zwei Mal aber stört ein Irrthum des Autors, denn es sind auch aus Versehen einige Goethe'sche Stellen (aus Faust) mit aufgenommen worden.

Der Nürnberger „Correspondent" machte neulich auf eine Dichterin aus dem Volke aufmerksam, deren poetisches Streben ganz zufällig entdeckt worden war. In Schwabach lebt, höchst einfach und in beschränktem Kreise erzogen, die Tochter eines armen Gewerbtreibenden, Henriette Schilffarth, in deren Händen ihr Arzt, als sie vor kurzem einmal krank wurde, Gedichte sah, die sie, ihrer Aussage zufolge, in freien Stunden selbst gefertigt hatte. Die obengenannte Zeitung theilte dieselben mit und wir waren erstaunt über die fast ganz tadellose Form, wie noch mehr den schönen und gediegenen Inhalt dieser Poesien. Das Mädchen soll durchaus nicht höher gebildet sein; sie soll von Goethe und Schiller bisher nur das Wenigste gekannt, noch nie ein Theater besucht haben u. s. w. Was sie daher in ihren Gedichten gab, floß ganz allein aus ihr selbst, aus ihrem Inneren, das die Gabe des Gesanges von Natur aus in reichem Maße empfangen zu haben scheint. Hoffentlich wird bald eine Sammlung ihrer Lieder veranstaltet.

Der bekannte Jugend- und Volksschriftsteller W. O. v. Horn (der Superintendent Oertel in Sobernheim bei Kreuznach 1797 in Horn auf dem Hundsrück geboren) hat kürzlich unter dem Titel: „Silberblicke" (Frankfurt a. M. 1859 bei Sauerländer) Züge aus dem Leben ausgezeichneter Menschen veröffentlicht und der Jugend und dem Volke dargeboten. Das Buch empfiehlt sich durch eine lebendige, ebenso charaktervolle als anziehende und anregende Darstellung, und kann namentlich zu dem bevorstehenden Weihnachtsfeste als eine passende Gabe empfohlen werden. Die „ausgezeichneten Menschen" sind aus allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, übrigens meistentheils aus dem Leben der deutschen Nation entlehnt, und neben Gellert, Haydn, Mendelssohn-Bartholdy, Jung-Stilling, Garrick, Horace Vernet, Beranger, Shakespeare, Superintendent Großmann, findet der Leser Friedrich den Großen, Joseph II., Maximilian Joseph von Bayern, Washington, den Großherzog Leopold von Baden und viele Andere, die auf den Höhen des Lebens standen. Auch außer den Kreisen der Jugend empfiehlt sich das Buch durch Wahl, Darstellung und Gehalt.

Die Handlung von Schnée in Brüssel kündigt zwei interessante litterarische Erscheinungen an, neue Ausgaben nämlich von den Werken des Grafen Saint-Simon und des Fürsten v. Ligne. Die „Oeuvres choisies de C. H. de Saint-Simon" (3 Bde.) werden das Porträt des Verfassers, sowie eine Charakteristik seiner socialistischen Lehre enthalten und z. B. aus folgenden einzelnen Stücken bestehen: „Briefe eines Genfers an seine Zeitgenossen, Einleitung in die Wissenschaften des 19. Jahrhunderts, Versuch über das Wissen der Menschen, Versuch über eine Reorganisation der Gesellschaft, System der Industrie, Katechismus der Industriellen, das neue Christenthum u. s. w. — Die „Oeuvres du prince de Ligne" werden gleichfalls eine Einleitung (aus der Feder Albert Lacroix') enthalten und in vier Bänden Gedichte, Lustspiele, Briefe,

Memoiren, Reisebeschreibungen, Kritiken, Romane und militärische Briefe bringen. Der Verfasser — seiner Zeit eine Celebrität ersten Ranges in der Politik, wie im litterarischen und gesellschaftlichen Leben — gilt als einer der geistreichsten Humoristen Frankreichs.

Vor kurzem starb in Paris der Gründer und Leiter der „Illustration", Jean Baptiste Alexandre Paulin. Er war im Jahre 1793 geboren und wollte zuerst Advocat werden, widmete sich dann aber dem Buchhandel und der Journalistik. Als Schriftsteller gehörte er früher der politischen Opposition an. Ein Freund Armand Carrels, gründete er mit diesem, sowie mit Thiers und Mignet den „National", arbeitete fleißig daran mit und war sein Gérant 1829—34. Am bekanntesten aber wurde er durch die Zeitschrift „Illustration", zu deren Herausgabe er mit Dubochet und Charton, dem Redacteur des „Magasin pittoresque", 1843 zusammentrat. Sie begann in Frankreich die lange Reihe illustrirter Zeitschriften, deren Concurrenz ihr aber nicht gefährlich werden konnte. Paulin war auch Verleger der Thiers'schen Werke, und Herausgeber der Werke Carrels.

In Marseille starb Anfang Novembers der im Jahre 1815 geborene Amédée Renée, bekannt durch seine bis in die letzte Zeit währende politische Thätigkeit als Redacteur en chef des halb officiellen „Constitutionnel", in welcher Stellung er seit 1857 den Herrn v. Césena ersetzte. Vorher schon war er Leiter des „Moniteur de la Flotte" und Mitarbeiter an Thierry's „Geschichte des Tiers-Etat", sowie an Sismondi's „französischer Geschichte". An der gesetzgebenden Versammlung nahm er als Deputirter für Calvados Theil, und in seiner Stellung als Bibliothekar der Sorbonne veröffentlichte er die geistvoll und elegant geschriebenen historischen Monographien: „Les nièces de Mazarin", „Madame de Montmorency" und „Louis XVI. et sa cour". Auch übersetzte er die Briefe des Lord Chesterfield und das Geschichtswerk des Italieners Cantu. Sein erstes Werk waren 1841 die „Heures de poésie", das letzte dagegen der auf Anregung des Kaisers Napoleon entstandene Roman „La grande Italienne".

Theater und Musik.

Karl Reissiger †.

Nur wenige Tage nach dem Hingange Ludwig Spohr's wurden die musikalischen Kreise Deutschlands schon wieder durch einen Todesfall in Trauer versetzt. Der königlich sächsische Hofkapellmeister Karl Gottlieb Reißiger zu Dresden starb am 7. November plötzlich und unerwartet, nachdem seine Gesundheit zwar schon seit einem Jahre durch einen Schlaganfall wankend geworden war, sich aber durch eine Badekur in diesem Sommer wieder neu gestärkt zu haben schien. Reißiger war am 31. Januar 1798 zu Belzig bei Wittenberg geboren, wo sein Vater die Stelle des Cantors inne hatte. Er wurde Alumnus der Leipziger Thomasschule, und schon damals zog er durch seine musikalischen Fähigkeiten die Aufmerksamkeit Schichts auf sich, der dann sein Lehrer ward, als der junge Mann die im Jahre 1818 von ihm bezogene Leipziger Universität, wo er Theologie zu studieren begann, wieder verließ und sich ganz und gar der Tonkunst widmete. 1821 ging Reißiger zu weiterer Ausbildung nach Wien, wo er seine erste, soviel wir wissen, niemals zur Aufführung gekommene Oper „das Rockenweibchen" schrieb, sowie 1822 nach München, wo er Winters Unterricht genoß, und 1823 nach Berlin, wo es ihm sogar gelang, sich die specielle Huld des Königs Friedrich Wilhelm III. zu erwerben. Dieser bewilligte ihm ein Reisestipendium, welches ihm Holland, Frankreich und Italien zu besuchen gestattete, und machte ihn auch nach seiner Rückkehr im Jahre 1825 zum Lehrer am königlichen Musikinstitut in Berlin. Schon 1826 aber erhielt er auf ein Mal zwei Berufungen nach auswärts, d. h. sowohl nach dem Haag, als nach Dresden, und die letztere Stadt war es, die Reißiger zu fernerem Aufenthalte wählte. Er wurde zunächst an Marschners Stelle Musikdirector der königlichen Kapelle, sowie dann als Nachfolger K. M. v. Weber's neben Morlacchi zweiter Kapellmeister, in welcher Stellung er die deutsche Oper des Hoftheaters zu leiten hatte, während jener über die italienische gesetzt war. Sein College im Amte wurde nach dem Tode des Letzteren Richard Wagner; als Reißiger aber 1857 sein fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum feierte, ernannte ihn König Friedrich August II. von Sachsen sogar zum ersten Kapellmeister, wie er denn schon einige Jahre vorher auch Ritter des Civilverdienstordens geworden war. Von seinen Opern: „die verlassene Dido", „der Ahnenschatz", „Libella", „Turandot", „die Felsenmühle", „Adele de Foix" und „der Schiffbruch der Medusa" hat sich keine auf dem Repertoire erhalten, obgleich in ihnen eine edle musikalische Richtung vertreten war und sie alle zu ihrer Zeit Epoche machten. Nur das von Theodor Hell einem französischen Muster nachgebildete Melodram: „Yelva oder die Stumme" wird noch heutzutage dann und wann gespielt, da die Hauptrolle mehreren Virtuosinnen der Tanzkunst Gelegenheit zu einem mimischen Meisterstück bietet. Mehr, als im dramatischen, machte sich Reißigers Talent im geistlichen Style geltend, worin er sich besonders durch die Musikaufführungen in der katholischen Kirche zu Dresden bewähren konnte. Seine zehn großen Messen, von denen er selber besonders die dritte, fünfte, achte und neunte zu schätzen schien, gehören zu dem Bedeutendsten, was aus neuerer Zeit in ihrer Art vorhanden ist, und ebenso trefflich, gedankenreich und weihevoll sind seine Misereres für Singstimme mit Orgel, sein Requiem, seine vollständige Vesper und sein Oratorium „David", das letzte Werk Reißigers. Von seinen Liedercompositionen sind verschiedene Männerquartette und einzelne humoristische Sachen, wie „Vater Noah", sehr populär geworden. Speciell für Dresden war er lange Jahre hindurch Vertreter des Classicismus und der deutschen Musik, die er in seiner einflußreichen und hervorragenden Stellung soviel als möglich begünstigte und pflegte. Die königliche Kapelle verlor in ihm einen unermüdlich thätigen, durch seine Humanität und Güte bei allen Mitgliedern höchstbeliebten Dirigenten. Beiläufig sei erwähnt, daß einer seiner getreuesten und ältesten Mitarbeiter am Gedeihen des Dresdner Hoftheaters, der pensionirte Regisseur und Chordirector Wilhelm Fischer ihm am 4. November im Tode vorangegangen war.

Ein neues Lustspiel von Max Ring.

Max Ring in Berlin hat schon früher im Bereiche der Komödie Erfreuliches geleistet, insofern seine kleineren Stücke, wie „Scarron's Liebe", „Dichter und Wäscherin", „Am Fenster" u. s. w. Zierlichkeit der Technik mit feiner Erfindung verbinden, und sein im Verein mit Robert Bürkner gearbeitetes größeres Lustspiel „Alle speculiren" an der immerfrischen Wiederkehr eines stets in neue Gewänder gehüllten Grundgedankens einen Reiz besaß, den ihm selbst der für ein gesellschaftliches Thema der gesellschaftlichen Feinheit doch allzusehr entbehrende Dialog nicht rauben konnte. „Unsere Freunde" betitelt sich ein neues Lustspiel des fleißigen, für die Bühne jedenfalls befähigten Autors, und es hat dasselbe in Berlin, Hamburg und München beträchtlichen Beifall davongetragen, wogegen es bei uns in Leipzig nur eine sehr laue Aufnahme fand — ein Schicksal, das wir allerdings etwas gar zu hart und unverdient nennen möchten, wenn auch die Mängel des Stückes seine Vorzüge überwiegen. Das fünfactige Lustspiel will in einer Episode der englischen Parlamentsgeschichte die alte Wahrheit zeigen, daß unberufene Freunde gewöhnlich mehr schaden und verderben, als offene, erklärte Feinde. Die Hauptrollen haben Addison und Steele inne, von denen Letzterer schon einmal in Gutzkow's „Richard Savage" Bühnenfigur war. Rings Werk ist seiner Anlage nach ein Intriguenspiel in Scribe'scher Manier; auch stofflich in der Schilderung des Kampfes zwischen Tories und Whigs, lehnt es sich an dessen „Glas Wasser"; in der Ausführung aber schlägt es einen zu schwerfälligen Gang ein, macht sich zu viel mit

ernsten Empfindungen und pathetischen Ergüssen zu schaffen, und entbehrt mit einem Worte der komödienhaften Leichtigkeit, die uns allein eine im Grunde so kleinliche Behandlung und Darstellung der Weltgeschichte, wie sie sich das Intriguenstück erlaubt, erträglich machen kann. Auch sind vom Verfasser zur Entfaltung der verschiedenen Machinationen hier und da unpassende und unwahrscheinliche Mittel gewählt worden. Doch besitzt der Autor ein unverkennbares Talent für die Situationskomik, und ohne zwar den historischen Ton bei seinem auf geschichtlicher Basis ruhenden Lustspiel festzuhalten, ging seine Licenz doch nicht so weit, daß er den verschiedenen Personen nicht wenigstens einen Hauch localer oder historischer Färbung verliehen hätte. — Gespielt wurde nicht mit so viel Raschheit und Präcision, als wünschenswerth gewesen wäre, wennschon die einzelnen Leistungen Beachtung verdienten. Den Lordkanzler gab Herr Stürmer mit der nöthigen Würde; die zugleich humoristische und innige Spielweise des Herrn Köckert in Steele's Scene mit der Gräfin fanden wir anziehend, wogegen zu Anfang der Rolle das Wesen des Bonvivants noch ungezwungener sich hätte zeigen sollen. Als Warwick trug Herr Kühns eine frappante Maske, die er aber nicht consequent in allen ihren einzelnen Manieren festhielt. Den Addison sprach Herr Fisiggen mit schöner Wärme, einige Male freilich für Lustspielsituationen mit gar zu rhetorischem Anflug. Die bekannte Figur des jüdischen Bankiers spielt ihrem Prototyp Döring in Berlin vielleicht Niemand so wirksam nach als unser Czaschke; das bewies auch in Max Rings Stück sein Bankdirector Gilbert Heathcote; doch ist die Gestalt selber durchaus modern und hätte vom Darsteller nicht in ein der Vergangenheit entlehntes Bühnengemälde verflochten werden sollen. Frau Wohlstadt könnte die Gräfin wohl noch feiner herausarbeiten, und was endlich Fräulein Hermine Raschauer anlangt, so hat sie als Georgine ebenso wenig wie früher uns fühlen lassen, daß es ein Verlust gewesen wäre, wenn sie sich nicht dem Theater gewidmet hätte.

Ein Graf von Holtzendorff hat aus Anlaß des Schillerjubiläums einen Vorschlag gemacht, der wohl nähere Prüfung und Besprechung verdient. Er regte nämlich zur Hebung der dramatischen Poesie die Idee eines sogenannten **Schillerpreises** an, der alljährlich am Geburtstage des großen Dichters einem von den dazu erwählten Preisrichtern besonders trefflich befundenen Stücke zugesprochen werden solle. Das gekrönte Werk solle außerdem von Koryphäen der deutschen Bühne an einem der vielen stehenden Theater zur Aufführung gebracht werden, und zwar so, daß als Orte der Aufführung der Reihe nach die verschiedenen Städte, welche Theater besitzen, ausgewählt würden.

Der **Kaiser von Oesterreich** hat beschlossen, der an den Wiener Hofbühnen eingeführten Tantième eine weitere Ausdehnung zu geben, d. h. auch noch alle die Stücke österreichischer Dichter in Genuß derselben zu setzen, welche zwar schon vor der Zeit der Tantième zur ersten Darstellung gelangten, sich aber bis heute auf dem Repertoire erhalten haben.

Arthur Müller, bekannt als Autor des Lustspiels „die Verschwörung der Frauen", hat ein neues Stück „Va banque" geschrieben. Denselben Titel führte schon ein vor mehreren Jahren hier und da gegebenes Schauspiel von Robert Gisecke. — Außer von dieser Novität hört man auch noch von einer Komödie „**Crescentia**" sprechen, die an der Wiener Hofburg vor der Hand ohne den Namen des Verfassers aufgeführt werden soll. Ein neues Drama, von Herrmannsthal, das gleichfalls die genannte Bühne einstudiert, betitelt sich „**der letzte Ravenswood**".

Barrière in Paris, der Dichter des „Aschenbrödels", das die Thränen der Kaiserin in Mode brachten, ist in letzter Zeit sehr fleißig gewesen, d. h. er hat auf einmal zwei neue Stücke vollendet, von denen das eine „Les gens nerveux", bereits mit Beifall gegeben worden ist, während das andere, „Feu au couvent" nächstens in Scene gehen soll. — Von Léon Laya brachte das Gymnasetheater in Paris ein Lustspiel „le duc Job", welches als gelungene Persifflage des Börsenschwindels schon mehrere volle Häuser gemacht hat. — Die neue Komödie von Camille Doucet heißt „la confédération."

In Paris starb am 2. November der Director des Vaudevilletheaters, Louis Lourine. Die letzte That seiner Bühnenleitung war die mit großem Beifall begrüßte Wiederaufführung des Balzac'schen „Marâtre", seine letzte litterarische Schöpfung aber — denn Louis Lourine war auch Schriftsteller — eine zierliche Novellensammlung: „Ici l'on aime." Wir haben darüber in Nr. 28 der Europa berichtet.

Bildende Kunst.

Wilhelm v. Kaulbach hat sämmtliche bisher erschienene Nachbildungen seiner Werke in Kupfer- oder Stahlstich dem germanischen Museum in Nürnberg geschenkt, indem er dabei hoffte, daß andre Künstler seinem Beispiele folgen würden und sonach sich mit der Zeit eine ganze Sammlung der berühmtesten Malerwerke neuesten Datums bilden könnte. — Von dem im Verein mit seinem Schwiegersohn Kreling durch Kaulbach herausgegebenen „Dürer-Album" ist vor kurzem die neunte Lieferung fertig geworden, enthaltend die drei Holzschnitte: „der Prophet Elias wird von den Raben ernährt", „die Vorstellung der Jungfrau im Tempel" und „das heilige Abendmahl."

Die Cotta'sche Buchhandlung wird nachträglich noch eine **Prachtausgabe von Schillers Gedichten** erscheinen lassen, die binnen anderthalb Jahren in sechszehn Lieferungen zum Abschluß kommen und außer einem photographirten Titelblatte 30 größere und 16 kleinere Photographien, sowie eine Menge Holzschnitte nach den bewährtesten Meistern enthalten soll.

Dem vor einigen Jahren verstorbenen Berliner Architekten **Wilhelm Stier** (bekannt als Autor der „Hesperischen Blätter" u. s. w.) wird von seinen Freunden auf dem Kirchhof der Schöneberger Gemeinde ein Grabdenkmal gesetzt werden, das in einem dorischen Tempelbau aus polirtem schlesischen Marmor bestehen soll. Außerdem gedenkt man auch seine Büste im Akademiegebäude aufzustellen.

Die Büste **Friedrich Welckers** wird auf Befehl des Prinz-Regenten von Preußen in der Universitätsaula zu Bonn eine Stätte finden — für den noch Lebenden eine Auszeichnung, die durchaus verdient erscheint.

Hermann Grimm in Berlin, der sich vor kurzem mit Gisela v. Arnim, der jüngsten Tochter Bettinens vermählt hat, arbeitet an einem umfassenden Werke über **Michel Angelo**, welches insofern allerdings eine Lücke in der Kunstlitteratur ausfüllen dürfte, als, soviel wir wissen, bisher noch keine monographische Darstellung des Lebens und Wirkens Buonarotti's vorhanden war.

Dr. Ignaz Zingerle aus Inspruck hat neuerdings die Burgen und Ruinen Tyrols bereist, um daselbst Forschungen nach mittelalterlichen Kunstdenkmalen anzustellen. Im Schloß Lichtenstein bei Giarns gelang es ihm denn auch, Reste eines uralten Frescobildes zu entdecken, welches aller Wahrscheinlichkeit nach Scenen aus dem Hildebrandsliede zum Vorwurf hatte. Es heißt, der merkwürdige Fund soll in ähnlicher Weise, wie etwa der Gemäldecyclus in Schloß Runkelstein bei Botzen, der Oeffentlichkeit übergeben werden.

Anfang Novembers starb in der französischen Hauptstadt Pierre Charles Delorme, einer der bedeutendsten Historienmaler aus der sogenannten classischen Schule, mit der er durch seinen Lehrer Girodet (den Schüler Davids) in Verbindung stand. Delorme wurde 1783 in Paris geboren, und sein Name war zuerst in der Ausstellung vom Jahre 1810 mit einem „Tod Abels" vertreten. Von seinen späteren ziemlich zahlreichen Werken erwähnen wir noch die Fresken in der Kirche St. Gervais, sowie einige Bilder in der Nationalgallerie zu Versailles.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 49. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 3. December.

Inhalt.

Ein Ritt auf den Parnaß.

Von Bayard Taylor.

Wir verließen Athen am 13. April, um den Parnaß und die nördliche Grenze Griechenlands zu besuchen. Die Gesellschaft bestand aus François, unserm Dragoman, Breisted, mir selbst und Ajax und Themistokles, unsern Agoyats oder Reitknechten. Es war ein herrlicher sonnenheller Tag mit zarten florartigen Wolkenstreifen am Himmel und einem erfrischenden Westwind, der durch den Paß von Daphne herüberwehte. Der Meerbusen von Salamis war reiner Ultramarin mit einem sammtnen Schimmer, während die Inseln und der Berg Kerata in durchsichtigen purpurnen und violetten Tinten schwammen. An einem solchen Tage ist Griechenland wieder das lebendige Griechenland. Die Seele der antiken Kunst und Poesie pulsirt in der sonnendurchleuchteten Luft und gießt ihren göttlichsten Schimmer über die Landschaft aus.

Nachdem wir die geheiligte Ebene von Eleusis hinter uns gelassen, gelangten wir in die Gebirge, einen niedrigen Ausläufer des Kithäron, welche die Ebene von der böotischen trennen. Die Höhen sind jetzt bis zur Spitze mit jungem Nadelholz bedeckt, und François machte mich auf die Schnelligkeit aufmerksam, mit welcher sich das Gebirge bewaldet, seitdem die Ausrottung junger Bäume von dem Gesetz verboten ist. Das Gedeihen des Ackerbaues hängt in vielen Gegenden Griechenlands ganz allein von der Wiederherstellung der zu Grunde gegangenen Wälder ab. In den engen Schluchten schien die Sonne entsetzlich heiß und der Schatten der alten Tannen des Kithäron erquickte uns gar sehr. Im Laufe des Nachmittags begegneten wir, außer vielen Reisenden, einem Zuge Ulanen, die von der thessalischen Grenze zurückkehrten. Unter den Packpferden der letzteren fanden wir zu unserer Ueberraschung zwei alte Bekannte; Pegasus und Bellerophon — die dürren Rosse, welche uns durch den Peloponnes getragen hatten, und bald darauf erschien auch Aristides in schmuckem Osterfeiertagsanzuge. Es verdroß ihn einigermaßen, uns hier zu begegnen; denn er hatte beabsichtigt, uns mit seinen eigenen geflügelten Rossen nach dem Sitz der Musen zu bringen.

Gegen Abend stiegen wir in das Thal des eleusinischen Kephissus am Fuße des Kithäron hinab, wobei wir an einem 20 Fuß hohen verfallenen Thurme vorbeikamen. Mit Sonnenuntergang, wo der Himmel mit gewitterdrohenden Wolken bedeckt worden war, gelangten wir nach dem einsamen Khan Casa am Fuße eines steilen Felsens, gekrönt von der Akropolis von Oenoë, und waren herzlich froh, vor dem heftigen Sturm, der sich draußen erhoben hatte, eine Zuflucht in dem sonst der Zugluft offenen Gebäude zu finden. Die zwei Frauen, denen der Khan gehörte, waren alte Bekannte François', und unser Empfang war daher sehr herzlich. Eine Kaserne, bewohnt von einigen Soldaten unter einem Corporal — angeblich zum Schutz gegen die Räuber der Umgegend, befand sich nur wenige Schritte von uns. Die untergehende Sonne malte einen prächtigen Regenbogen auf die schweren Wetterwolken, die donnernd und blitzend nach Athen zogen.

Am andern Morgen war der Himmel wieder wolkenfrei, und nach dem Kaffee kletterten wir nach Oenoë hinauf. Bald gelangten wir an den untern Theil der Mauer, der aus großen Blöcken von grauen Kalksteinen, wie er aus den Felsen selbst gebrochen, gebaut ist. Die Mauern sind 8 Fuß dick und werden von viereckigen vorspringenden Thürmen verstärkt. Auf der Nord- und der Südseite erleichtert der steile Absturz des Felsens die Vertheidigung. Als wir die nordwestliche Ecke der Umwallung erreichten, überraschte uns der Anblick einer Reihe von hohen viereckigen Thürmen, die mit den sie verbindenden Courtinen noch sehr gut erhalten waren. Von den neuen Thürmen, welche diese Seite der Stadt vertheidigten, haben 6 noch eine Höhe von 20—25 Fuß. Alle hatten Schießscharten für Pfeile oder Wurfspieße, und an den Wänden waren noch die Löcher für die Balken zu bemerken, welche den Fußboden des zweiten Stockwerks trugen. Auf der Südseite hängt die Mauer über der tiefen Schlucht, durch welche der Hauptarm des Kephissus fließt. Die Umwallung ist besser erhalten, als irgend eine, welche ich in Griechenland gesehen habe. Sie stammt aus der Zeit Alexander des Großen. Die Lage der Feste unter den wildromantischen Gipfeln des Kithäron macht sie zu einer der malerischsten Ruinen des Landes.

Wir erstiegen jetzt die Hauptkette des Gebirges und er-

reichten in weniger als einer Stunde dessen höchste Spitze, wo die große böotische Ebene sich plötzlich vor unsern Augen öffnete. In der Ferne schimmerte der See Kopaïs und die Berge, welche dessen Hintergrund bilden; im Westen erhob sich der schneebedeckte Gipfel des Parnaß klar und hell aus dem Morgennebel; und wie wir beim Herabsteigen an der einen Seite des Berges hingingen, erschien auch links der Helikon und vervollständigte die classischen Züge der Landschaft. Wir gelangten alsbald in das Sommerdorf Vilia, dessen Bewohner während des Winters einen Theil der Ebene bebauen. Wassermangel zwingt sie, während des Sommers nach einem andern Dorfe im Gebirge zu ziehen, so daß ihr Leben in einem regelmäßigen Hin- und Herwandern besteht und jedes Dorf ein halbes Jahr verlassen ist, eine Sitte, welche man übrigens unter den Landleuten Griechenlands häufig findet.

Noch eine Stunde und die Hufe unserer Pferde trabten über das geheiligte Feld von Platäa. Die Mauern der Stadt lassen sich fast noch in ihrem ganzen Umfange verfolgen. In ihrer Bauart gleichen sie ganz denen von Oenoë, und wie diese sind sie mit viereckigen Thürmen verstärkt. Man sieht noch die Grundmauern verschiedener Gebäude, von denen wohl einige Tempel waren, und auf der Seite, welche an das gegenwärtige Dorf stößt, liegen 4 große Sarkophage, in welchen jetzt in der Herbstzeit Wein gekeltert wird. Ein unschuldigeres Blut, als einst über die Wahlstatt von Platäa floß, färbt jetzt die leeren Grabstätten der Helden. Wir ritten in das kleine elende Dorf hinein, setzten uns in die Kirchenthür und verzehrten dort unser Frühstück — vor uns die Ebene unter den Ruinen, auf welcher aller Wahrscheinlichkeit nach der Sturm der Schlacht getobt hatte. In dem grellen Mittagssonnenschein war keine Illusion möglich. Die armseligen Hütten ringsum; die wüsten Steinhaufen, die hier und da aus dem Grase hervorragten; die kahlen verlassenen Höhen im Hintergrund — sollten diese etwa an die alte Tapferkeit und den alten Ruhm erinnern? Die Landschaft ist wie ein abgetragenes Kleid, welchem der goldne Schimmer des Sonnenunterganges oder der Zauber des Mondscheins einen Schein von Herrlichkeit geben kann; bei Mittag besehen, wo jeder Riß und jeder Flicken sich dem Auge aufdrängt, sind es nichts als Lumpen.

Nichtsdestoweniger ritten wir über die Ebene, prägten uns die Züge der Landschaft ein und lenkten dann unsere Rosse nach der Wahlstatt von Leuktra, wo die rohe Säbelherrschaft der Spartaner ihre erste Niederlage erlitt. Die beiden Schlachtfelder liegen so nahe bei einander, daß ein Theil des Kampfes auf beiden stattgefunden haben muß. Die genaue Lage von Leuktra ist übrigens so wenig sicher bestimmt, daß ich mich ganz auf François verließ, der seit 30 Jahren Reisende hingeführt hat, und einige Blumen von der Stelle pflückte, die er mir zeigte. Dann wendete ich mein Pferd, um nach Theben zu gelangen, das wir in zwei Stunden erreichten.

Es war ein freundlicher Anblick, obgleich so verschieden von dem, was er vor 2000 Jahren war. Die Stadt steht zum Theil auf dem Hügel des Kadmeion und zum Theil auf der Ebene unten. Ein Aquäduct auf moosbewachsenem Boden versorgt sie mit Wasser und hält die Gärten in frischem Grün. Die Ebene nach Norden zu ist selbst ein einziger weiter Garten zu Füßen des Sphinxhügels, jenseits welchem man den Schimmer eines blauen Sees erblickt, dann eine kahle Gebirgskette und über Allem — der schneebedeckte Kegel des Berges Delphi auf Euböa! Von der alten Stadt ist nichts übrig, als Steinhaufen; denn der große viereckige Thurm — jetzt ein Gefängniß — stammt aus keiner ältern Zeit, als der der lateinischen Fürsten. Neuerliche Ausgrabungen haben die Entdeckung der Grundmauern eines Gebäudes aus dem Mittelalter, aus Werkstücken der classischen Zeit aufgeführt, veranlaßt. Ist das vielleicht der Palast des Kaufmannes aus Theben, der das Herzogthum Naxos kaufte und mit Königen in die Schranken trat — das architektonische Wunder Griechenlands während des Mittelalters? Die Lage der Stadt ist prachtvoll. Der Helikon und der Parnaß ragen im Süden und Westen empor, und selbst vom Pentelikus ist eine Ecke sichtbar. Während ich neben dem alten Thurme saß und den Berg der Sphinx zeichnete, zog ein Adler — der Geist Pindars — langsam seine Kreise oben in dem tiefblauen Himmelsmeer. Die Erinnerung an Pindar und Epaminondas heiligen die Stätte von Theben, obgleich es durch seine selbstsüchtige Eifersucht auf Athen Griechenland mit zu Grunde gerichtet hat. Es ist kein zufälliger Umstand, daß die Stadt so vollständig verschwunden ist, während die Propyläen der Akropolis von Athen, welche Epaminondas fortzuschaffen drohte, immer noch stehen — und mögen sie in alle Ewigkeit stehen!

Ein gelehrtes Mitglied der französischen Akademie fand sich Abends bei uns ein. Er suchte Inschriften. Die französischen Gelehrten forschen beständig nach Inschriften, und es ist wunderbar, wie viele archäologische Windeier sie entdecken! Diesmal hatte er sichere Nachricht von einem vollen Neste und war auf einem eiligen Ritt begriffen, um die Beute zu sichern. Am nächsten Abend trafen wir ihn wieder in Livadia, durchnäßt bis auf die Haut, ohne ein α oder ein β gefunden zu haben, und vielmehr geneigt, das Geheimniß des Pindar'schen Rhythmus in dem rothen böotischen Weine zu finden, als noch länger in leeren Kellern herumzusuchen.

Am andern Morgen früh ritten wir vom Kadmeion thalwärts und schlugen die Landstraße nach Livadia quer durch die böotische Ebene ein. Es ist der schönste angeschwemmte Boden, den es vielleicht auf der Welt giebt, reiner schwarzer Humus von großer Tiefe, dessen Production fast unbegrenzt sein müßte, wenn er gehörig cultivirt würde. Vor uns lag blau und dunkel unter einer Wolkenschicht der Parnaß, und im fernen Hintergrunde der weiten Ebene stiegen die blauen Spitzen des Oeta empor. In drei Stunden standen wir an dem Fuße des Helikon und blickten hinauf zu den Schneestreifen, welche die Musenquelle speisen. Gleich darauf kam ein Quell, hell und klar wie die Luft, aus dem gespaltenen Schooße des Berges hervor. „O fons Bandusiae, splendidior vitro!" — rief ich aus. Aber es war ein göttlicherer Brunnen, als der Bandusische, welcher in flüssigen Daktylen über die Marmorkieseln tanzte. Ajax und Themistokles hatten im Schatten eines Gartens am Ufer Halt gemacht; François packte ihre Satteltaschen aus und ich sprang von Erato —

meinem Roß — herab, kniete unter den Asphodelen nieder und trank. Das Wasser war so rein und lieblich, daß man es mehr wie Luft einzuathmen als wie Wasser zu trinken glaubte. Der Gaumen schwelgte in dem köstlichen Naß mit einem Genuß, welcher keine Sättigung kannte. „Was ist das?" sagte ich, indem ich aufblickte, „ist's der Musen heiliger Quell, der herniederrauscht zur Stell'? Woher das Klingen durch meine Brust? Woher zum Singen unlöschbare Lust? Feuer in meinen Adern glüht — reicht mir die Leyer zum begeisterten Lied!"

„Bah!" sagte François, „Jedem bleibt es nun vergonnen, sich zu erletzen am Musenbronnen. Die Götter mit den schlanken Gliedern, und die Nymphen mit allzuknappen Miedern sind nicht mehr daheim in ihrem Schrein. Solchen Aberglauben zu nähren, will einen Mann Ihrer Bildung nicht ehren. Diese Träume können Sie nicht blenden; wir wollen das Wasser zur Suppe verwenden."

„Ich glaube wahrhaftig, Ihr seid alle Beide verrückt"! — erwiederte der Andere, der keinen Durst gespürt hatte. Aber das Pferd Erato, das mit langen Zügen aus der Quelle getrunken, wieherte freudig, warf den Schweif empor und galoppirte einen Hexameter nach dem andern ab, wie wir unsere Reise fortsetzten. So kann ich gläubig bezeugen, daß der Helikon noch nicht versiegt ist und daß dem Musenquell noch seine alte Kraft beiwohnt.

Des Nachmittags ritten wir um einen Gebirgssporn — eine Art vorgeschobener Posten zwischen dem Helikon und dem Parnaß — herum und sahen vor uns Livadia am Abhange eines hohen Berges. Eine verfallene türkische Feste mit zwei runden Thürmen gab dem Orte ein wildes malerisches Aussehen, während die grünen Gärten und Maulbeerwäldchen unten zu den kahlen grauen Klippen, die sich oben in die Höhe thürmten, eine freundliche Abwechselung boten. Helles klares Bergwasser rauschte in vollen Strömen die Schlucht herunter und verbreitete sich befruchtend über die weite reiche Ebene. Wir erreichten einen großen ungemüthlichen Khan, als es zu regnen anfing, und besuchten noch, nachdem wir uns für die Nacht eingerichtet hatten, die Höhe des Trophonius. Sie befindet sich am obern Ende der Stadt in einer Schlucht, von der die überhängenden fast 1000 Fuß hohen Felsen fast jeden Sonnenstrahl ausschließen. Der wilderhabene Eindruck, den die Stelle macht, mag wohl zu dem alten Aberglauben Anlaß gegeben haben, daß, wer einmal die Höhle betreten, nie wieder lächle. Trotz dieses schlimmen Rufs suchte ich in einer der Höhlen Schutz vor dem strömenden Regen, den der Wind durch die Schlucht herniedertrieb.

Ein dreistündiger Ritt brachte uns am nächsten Morgen nach Chäronea — das Schlachtfeld, wo die Böotier ihren letzten Verzweiflungskampf gegen Philipp von Macedonien wagten. Die Ruinen der Stadt sind verschwunden mit Ausnahme des Theaters, dessen Sitze aus dem natürlichen Fels gehauen sind, und einiger Werkstücke von Marmor und Breccia; aber das den in der Schlacht gefallenen Böotiern errichtete Denkmal ist eins der interessantesten in Griechenland. Der auf dem Leichenhügel stehende kolossale Löwe war allmählich in die Erde eingesunken und so erhalten worden, als der Palikarenhäuptling Odysseus während des Unabhängigkeitskrieges ihn entdeckte und ihn mit Pulver in die Luft sprengte. Noch ist der Kopf unverletzt erhalten, die Augen in Todesqual emporgerichtet und die Zähne mit einem letzten Geheul vor Wuth und Verzweiflung knirschend. Ich habe nie ein großartigeres und rührenderes Denkmal gesehen. Das verstümmelte Haupt verkörpert den Todesschrei Griechenlands; es drückt sich darin eine so grausige und doch so heroische Verzweiflung aus, daß sich Niemand zu schämen braucht, wenn ihm beim Beschauen desselben plötzlich Thränen in die Augen treten.

Der Khan von Chäronea gewährte kaum das nothdürftigste Obdach, und für unsere Betten fanden wir keinen andern Platz, als in dem Stall unter den Pferden. Die Nacht verging jedoch ziemlich ruhig; aber am Morgen verlangte der Wirth nicht weniger als drei Dollars für das schlechte Lager, und nun entspann sich eins jener schrecklichen Wortgefechte, in welchen François zu allen Zeiten die Kaltblütigkeit eines Veteranen zeigte. Zuletzt verlangten noch einige Landleute, deren Pferde neben den unsrigen in unserm Schlafzimmer untergebracht gewesen waren, Bezahlung für das den Thieren gereichte Futter, weil, sagten sie, wir die unsern im Stall gefüttert hätten, was sie genöthigt, überflüssigerweise ihren Pferden auch Futter zu reichen. Die Griechen glauben, daß, wenn ein Pferd ein anderes fressen sieht ohne selbst zu fressen, es krank wird und vielleicht stirbt. Bis ich das Vorhandensein dieses Aberglaubens kannte, war ich immer sehr verwundert zu sehen, wie bei unserer Ankunft in einem Khan alle Pferde aus dem Stalle herausgeholt wurden, bis unsere gefüttert waren, wo sie dann wieder hineingebracht wurden.

In der Frühe hingen schwere schwarze Wolken über dem Parnaß, und tiefblauer Schatten, mit Streifen grellleuchtenden Sonnenscheins abwechselnd, breitete sich über das weite Thal des Kephissus aus — die Heerstraße, auf welcher die Perser und die Macedonier in Griechenland einfielen. Wie wir über die Ebene auf die südöstliche Ecke des Parnaß zuritten, zeigte uns François ein Dorf, das oben an einem Felsenvorsprung des Berges hing. Es war Daulia, das alte Daulis, der Geburtsort der Nachtigall, und auch heute hallte jedes Gebüsch an den Bächen von dem Gesange der herrlichen Sängerinnen wieder.

Wir erreichten jetzt einen durch hohe Felsen führenden Paß, der uns an der Südseite des Parnaß nach Delphi führte. Das Land war steinig und unfruchtbar, nur mit Ginster und anderem Gebüsch bewachsen, und erinnerte mich an einige der wildern Gegenden Schottlands. Es ist das rechte Land für Räuber, die auch in den unzugänglichen Schlupfwinkeln des Gebirges hausen. Ein Hirtenknabe, der eine Gesellschaft von schwarzen Ziegen beaufsichtigte, rief uns zu: „Die Räuber sind aus dem Gebirge heruntergekommen! — Seid Ihr welchen begegnet?" Er erzählte uns, daß sie vor fünf Tagen einen reichen Griechen entführt hätten, den sie in einer Höhle in den Felsen über dem Passe gefangen hielten. Sie verlangten 30,000 spanische Piaster Lösegeld und wollten ihn nicht eher wieder freilassen, als bis sie das Geld baar empfangen hätten.

Vorüber an der Stelle, wo Oedipus seinen Vater erschlug, und der wilden Schlucht von Schiste erreichten wir gegen 11 Uhr den Khan von Jsmenos, ziemlich hoch oben am Abhange des Parnaß, dessen schneebedeckter Gipfel, umhüllt von einem nebelhaften Schleier von im Winde wirbelndem Schnee in den Himmel emporragte. Der Wind war entsetzlich. Er blies mit fürchterlicher Kraft und eisiger Kälte, so daß unsere Glieder erstarrten und das Blut in unsern Adern zu gerinnen schien. Um den höchsten Gipfel des Parnaß wüthete ein Schneesturm, der, wenn die Wolken auseinander rissen, sich unsern Augen mit einem weißen blendenden Schimmer zeigte. Während wir frühstückten, traf eine Gesellschaft von Hirten ein. Anstatt arkadischer Schäferstäbe trugen sie Flinten und Dolche und sahen sich jedenfalls nach Anderem um, wie nach Schafen. Es waren wildaussehende prächtige Kerle, in deren Adern gewiß noch altes hellenisches Blut rollte. Zwischen Zweien von ihnen sollte der Besitzer des Khan als Schiedsrichter entscheiden, indem der Eine den Andern beschuldigte, ihm zwei Schafe gestohlen zu haben, während der Letztere Ersatz für den Schaden verlangte, welchen acht Schafe des Erstern in seinem Getreide angerichtet. Es war ein schwer zu entscheidender Doppelfall, und der Schiedsrichter, ein kleiner sanfter Mann, verlor fast den Verstand in dem Sturme, der um ihn wüthete. Die Fäuste ballten sich, zornige Worte flogen herüber und hinüber, Dolche wurden gezückt, und jeden Augenblick fürchtete ich, Blut fließen zu sehen. Es war ein wildes aufregendes Schauspiel in eigenthümlicher Harmonie mit dem Orkan draußen, der das Haus in seinen Grundfesten erzittern machte.

Wie wir unsere Reise südlich dem Abhang des Parnaß entlang fortsetzten — hoch über der Schlucht zwischen dem Berge und einer Gruppe kahler Spitzen, die ein Vorgebirge zwischen den Buchten von Salona und Aspopitia bildet, warf mich die Heftigkeit des Windes mehreremal fast aus dem Sattel. In zwei Stunden jedoch erreichten wir das Dorf Arachova, das höchst malerisch an einem steilen Abhang mitten in einem Amphitheater von in Terrassen sich über einander erhebenden Weinbergen liegt. Der Ort war fast ganz verlassen, da die Bewohner auf den Feldern oder mit ihren Heerden auf den Bergen waren. Die Wenigen, welche wir sahen, bestätigten jedoch die Annahme, daß man auf dem Parnaß, wie um den Taygetos, noch Spuren vom alten hellenischen Blut findet. Hier sind die Formen des Phidias noch lebendig — der rohe plebejische Typus der edlen und vervollkommneten Schönheit, welcher ihm die Modelle zu seinen Helden, Halbgöttern und Gottheiten lieferte. Das barfußgehende Mädchen dort, welches den Wasserkrug am Brunnen füllt, wäre in einem höhern gesellschaftlichen Kreise eine Venus von Milo geworden; der Schäfer, der auf dem windgeschützten Rasenhügel unter dem Felsen schläft, ist schon ein Faun des Praxiteles und hätte ein Theseus oder ein Perseus werden können; und diesen Kindern fehlt blos die Schönheit der Nacktheit, um Cupidos, Ganymede und Psyches darzustellen. Die Symmetrie der scharfgeschnittenen Züge, die niedrige Stirn, die kurze Oberlippe und das runde Kinn, das schöne Gleichgewicht der Gliedmaßen und die vollkommene Ausbildung des Rumpfs, welche die Entwicklung der Muskeln weder zu sehr verbirgt, noch zu sehr hervortreten läßt, finden sich alle hier — soweit der Körper durch seine Verhüllungen zu sehen ist. Die ächten Griechen unterscheiden sich von den Albanesen und dem türkisch-slavisch-venetianischen Mischlingsvolk, welches den Haupttheil der Bevölkerung bildet, in Allem — im Charakter, in der Gestalt, in den Gesichtszügen und in der Haltung — und ich begreife nicht, wie enthusiastische Reisende darauf bestehen können, in Jedem, der Grieche heißt, einen Nachkommen des Perikles, des Leonidas oder des Homer zu sehen.

Als wir Arachova hinter uns hatten und uns auf dem Wege nach Delphi befanden, öffnete sich die tiefe Schlucht und zeigte uns im Hintergrund im blauen Schimmer der Ferne den Meerbusen von Korinth und die achäischen Berge. Ungeheure Wände von blaugrauen Kalkfelsen thürmten sich rechts von uns hoch über dem Thal von Delphi, das sich bald unsern Blicken zeigte, auf. In den Felsen ausgehauene Gräber verkündeten uns die Nähe der heiligen Stätte. Wir bogen um eine scharfe Ecke des Berges, und plötzlich standen die riesigen, den höchsten Gipfel des Parnaß tragenden Wände in erhabener Größe vor uns, mitten durch von einer gähnenden Schlucht in die zwei Gipfel getheilt, welche dem Berge seinen Namen geben. Auf dem Boden dieser Schlucht sprudelt die kastalische Quelle hervor und füllt einen steinernen Trog neben der Straße. Auf einem langen, sanft geneigten Hang auf der andern Seite, nach Osten schauend, standen ehedem Stadt und Tempel von Delphi und steht jetzt das Dorf Kastri.

François führte uns die Höhe hinauf nach dem Hause des Herrn Triandaphylli (Rose), eines gutmüthigen alten Burschen, der uns mit seiner Frau in der herzlichsten Weise empfing. Sie wohnten in einem zweiten Stock mit zwei Zimmern, in deren einem sich ein großer Kamin befand, an welchem sie ihr Mittagessen kochten. Obdach und Feuer waren uns gleich willkommen und nicht weniger die Pokale, gefüllt mit rothem nach Harz schmeckenden Weine, den uns Frau Rose mit der Miene einer Pythia kredenzte. Ein alter Soldat, als Aufseher über die Alterthümer angestellt, — eine bequeme Weise, ihn auf Kosten der Reisenden zu ernähren, — hatte uns von weitem gewittert und bot jetzt seine Dienste als Führer an. Wir waren anfangs abgeneigt, das Haus zu verlassen; aber die Wärme und der delphische Wein brachte bald all die Begeisterung zurück, welche die parnassischen Winde bei uns herausgeblasen hatten, und wir traten unsere Wanderung an.

Natürlich galt unser erster Gang dem Heiligthum des delphischen Orakels unten in der Schlucht zwischen den beiden Gipfeln. Die glattgehauene Felsenfläche mit einer Nische, wo wahrscheinlich Pythia auf dem Dreifuß gesessen hat, und ein verborgener Gang unter dem Fußboden des Heiligthums sind allein noch übrig. Die kastalische Quelle quillt immer noch aus dem Boden und fließt in eine viereckige Vertiefung, das Bad der Pythia genannt und mit Schlamm, Wassergewächsen und Steinen angefüllt. Unter den Wassergewächsen fiel mir eins durch sein bekanntes Aussehen auf, und ich pflückte davon und kostete. Wahrhaftig! — es war Brunnenkresse von merk-

würdiger Größe und Würze. Wir dachten nicht mehr an Apollo und sein Heiligthum, sondern griffen tief in den kastalischen Schlamm hinein und pflückten große Sträuße des profanen Krautes, die wir in der heiligen Quelle wuschen und François übergaben, um einen Salat daraus zu bereiten.

Wir stiegen dann zu einem kleinen Kloster hinab an dem gegenüberliegenden Abhang der Schlucht. Im Hofe an der Thür einer kleinen phantastischen Kirche lehnten drei oder vier antike Basreliefs. Das eine war ein männlicher Torso in Lebensgröße und sehr gut modellirt; ein anderer stellte vier feurige Pferde vor einem Wagen dar. Das Kloster steht auf einer antiken Terrasse aus schönen viereckigen Werkstücken, die — wie der Soldat behauptete — früher einer Schule oder einem Gymnasium als Unterbau gedient hatte. Ueberall in Kastri, selbst in der ganzen Umgebung, finden sich Theile ähnlicher Terrassen — zum Theil von uralter Bauart — vor. Von dem Tempel Apollo's sind nur unbedeutende Mauertrümmer und einige Bruchstücke von Säulenschäften übrig.

Als die Sonne unterging, setzte ich mich auf die Marmorblöcke und zeichnete die der Unsterblichkeit geweihte Landschaft. Hoch über mir links stiegen die Riesenzwillingsgipfel von blaßgrauen Felsen empor, halb im Schatten der von unten anschwellenden Bergesmassen, halb von dem Schimmer des Sonnenuntergangs vergoldet. Vor mir erhob sich Welle hinter Welle, die Parnassuskette, getheilt von tiefen Seitenthälern, während der Helikon in der Ferne unter der Last sich sammelnder Wolken wie ein Gewitter dräuete. Ueber diese wilde großartige Landschaft warfen die treibenden Wolken breite Streifen von blauen kalten Schatten, die mit Streifen von flammengelbem Licht abwechselten, in welchem die Berge in durchsichtiger Gluth zu leuchten schienen. Wüthend heulte und zischte der Wind um die Trümmerhaufen, und ein paar nach Hause zurückkehrende Schäfer waren die einzigen Menschen, welche die Landschaft belebten.

Als wir nach der Wohnung Triandaphylli's zurückkehrten, fanden wir die alte und junge „Rose" beim Abendessen. Es bestand aus mit Zwiebeln gedämpftem Kalbfleisch und Brot und gutem Wein. Die alte Dame reichte mir ihr Glas hin, und ihr Mann suchte mir ein auserlesenes Stück Fleisch und bot es mir auf der Gabel an, als ein Zeichen der Gastfreundschaft. Während unserer Abwesenheit hatte François die Gelegenheit benutzt und unserm Wirth allerlei Auskunft über uns gegeben. Als ich daher das Glas Wein nahm, stand Frau Rose auf wie eine Pythia mit ausgebreiteten Armen und sprach — vom Delphi'schen Geiste erfüllt — prophetische Worte. Was sie sagte, hast Du, Leser, kein Recht zu erfahren, es genügt zu wissen, daß das Orakel noch nicht stumm ist. Es hat zu mir gesprochen, und in dem Zauberbann der heiligen Stätte habe ich an seine Worte geglaubt. „Sind sie in Erfüllung gegangen?" fragst Du. Genau genommen — Nein!

François schlief unter den Rosen, und wir in einem äußeren Zimmer, eingesungen von einem Winde, der das Haus in seinen Grundfesten erschütterte. Des Morgens wehte der Wind noch so heftig, daß ich den Plan aufgab, die corcyrische Höhle zu besuchen, zumal da ich hörte, daß das obere Plateau des Parnaß noch mit Schnee bedeckt sei. Dafür besahen wir uns das Stadium der delphischen Spiele, welches oberhalb des Dorfes sich am Berge hinzieht. Alsdann nahmen wir Abschied von unsern freundlichen Wirthen und ritten zum alten Thore von Delphi hinaus, das in den natürlichen Fels gehauen ist. Als wir um die Ecke des Berges herumbogen, that sich uns ein herrlicher Anblick auf die fruchtbare mit Olivenwäldern bedeckte Ebene unten, auf den Meerbusen von Korinth mit Erymanthus und Panachaikum im Hintergrunde, und das schöne dorische Gebirg im Westen auf. Es war ein herrlicher Abschied vom Parnaß!

Enthüllungen über Ludwig Kossuth.

Unter allen öffentlichen Charakteren, die vor zehn Jahren eine Rolle spielten, hat keiner so sehr die öffentliche Achtung, auch jene der eigenen Parteigenossen, verloren, als der ehemalige „Gouverneur" von Ungarn. Dieser Mann ist von Geburt ein Slowak, hat sich aber in einen fanatischen Magyaren umgestaltet, und ist von dem Wahnglauben erfüllt, daß Ungarn sich gleichsam in ihm verkörpere. Unleugbar besitzt er ein nicht geringes Talent, aber ihm fehlt der gediegene Charakter und die staatsmännische Einsicht. Alles in Allem genommen ist er vorzugsweise ein sehr gewandter Phrasenmacher, ein Held in Worten.

Beim Ausbruche des italienischen Krieges ließ er sich bekanntlich mit dem Manne des zweiten Decembers ein, der ihn je nach den Umständen zu benutzen gedachte. Ueber dieses Verhältniß ist viel geschrieben worden; eine eigentliche Erläuterung des Sachverhaltes finden wir aber nun in einem Neuyorker Blatte, der Tribune, von einem Londoner Correspondenten, der schon mehrfach Mittheilungen über die politischen Flüchtlinge in England gemacht hat. Da sich dieselben bisher stets als richtig bewährten, so hat auch das, was er jetzt über Kossuth meldet, wenigstens Anspruch auf Beachtung, und wir wollen es unsern Lesern mittheilen.

„Man kann," so sagt der Londoner Berichterstatter, „nicht länger dulden, daß dieser Mann mit der einen Hand Geld von dem nimmt, welcher der französischen Republik den Untergang brachte, und in der andern das Banner der Freiheit schwingt. Er darf nicht auf der einen Seite den Märtyrer und auf der andern den Hofmann spielen. Er ist Werkzeug eines Usurpators geworden und will zugleich Organ seines Volkes sein. Bonaparte und dessen Sykophanten und Kossuth sammt seinen Parteigenossen möchten nun einen Schleier über Verhältnisse werfen, durch welche jener vor den Monarchen, dieser vor den Völkern compromittirt wird.

Herr Kossuth hat manche nicht gewöhnliche Eigenschaften, aber es fehlt ihm durchaus an Festigkeit. Er hat keine Consistenz. In seiner ganzen öffentlichen Laufbahn gleicht er einem

Improvisator, der seine Eindrücke vom Publicum empfängt, nicht aber eigene Ideen folgerichtig vertritt. Sein Mangel an Festigkeit im Denken spiegelt sich ab in seinem Handeln, das keine Folgerichtigkeit hat. Als er zu Kutayeh in Kleinasien sich aufhielt, trat er in innige Verbindung mit David Urquhart (der bekanntlich von dem Wahne besessen ist, in allen Leuten, die über politische Dinge nicht genau so denken wie er selbst, bezahlte Agenten Rußlands zu wittern). Dieser wußte Herrn Kossuth zu der Ueberzeugung zu bringen, daß auch Mazzini nur ein russischer Agent sei, und er gab ein bündiges Versprechen, sich von diesem Italiener fern zu halten. Aber kaum war er in London angekommen, als er auch schon mit Ledru Rollin und Mazzini das bekannte Triumvirat bildete. Darüber wurde Urquhart böse und veröffentlichte seinen Briefwechsel mit Kossuth, dessen Doppelzüngigkeit er nachwies.

Kossuth hielt viele Reden in England, und gleich in der ersten bezeichnete er den Lord Palmerston als seinen Busenfreund. Dieser ließ ihn zu sich durch ein bekanntes Parlamentsmitglied einladen; Kossuth wollte aber vom englischen Minister als Gouverneur von Ungarn empfangen sein, und auf diese Forderung konnte der Lord natürlich nicht eingehen. Dadurch fühlte der „Gouverneur" sich gekränkt, und ließ nun veröffentlichen, er habe die Einladung Palmerstons abgelehnt, weil er, nachdem er schon in Kleinasien das Blaubuch über Ungarn durchgelesen, sich überzeugt habe, daß Palmerston (den er doch kurz vorher als seinen Busenfreund bezeichnet) in Betreff Ungarns mit Rußland unter einer Decke gespielt und dasselbe verrathen habe. Als im Jahre 1853 in Mailand eine Mazzinistische Meuterei ausbrach, wurde dort ein an die ungarischen Soldaten gerichteter Aufruf angeschlagen, welchen Kossuth unterzeichnet hatte. Er forderte jene Soldaten auf, den Aufständischen in Italien sich anzuschließen; als aber die Meuterei fehlschlug, erklärte er in Londoner Blättern, daß jener Aufruf ein Betrug sei, und gab damit seinem Freunde Mazzini, der doch mit Kossuths Einverständniß gehandelt hatte, ein Dementi. Dieser sah sich dann nach einem zuverlässigern Mann unter den ungarischen Flüchtlingen um; diese waren jedoch unter sich uneinig, und so kam Mazzini wieder auf Kossuth zurück, den er nun nicht öffentlich blosstellen durfte. Er verzieh ihm.

Im Herbst 1858 machte Kossuth eine Rundreise durch Schottland, hielt in vielen Städten lange Reden und warnte überall nachdrücklich vor den verrätherischen Absichten und Umtrieben bonapartistischer Agenten. Unter anderm äußerte er am 20. November zu Glasgow: „Ich habe schon einmal hervorgehoben, daß Ludwig Bonaparte den Nationalhaß aufstachelt. Ich will damit nicht sagen, daß er einen Einfall in dieses Land beabsichtigt; er möchte wohl, wenn er könnte, es geht ihm aber wie dem Fuchs in der Fabel, die Trauben sind sauer. Cherbourg ist lediglich gegen England gebauet worden. Er will, gemeinschaftlich mit Rußland, einen neuen Zusammenstoß im Osten hervorrufen, damit ein großer Theil der englischen Flotte hier bleiben muß, während er den brittischen Interessen im Orient einen tödtlichen Streich versetzt. Nahm der Krieg in der Krim ein Ende zum Vortheil Englands und der Türkei? Die Moldau und die Walachei erhielten eine Verfassung, welche in der Höhle der geheimen Diplomatie, diesem Fluch unseres Zeitalters, ausgeheckt wurde. Denken Sie sich eine Verfassung, welche ein Bonaparte gemeinschaftlich mit Rußland und Oesterreich verfertigt hat. Alle Drei sind ja bekanntlich glühende Freunde der Volksfreiheit! Hat nicht Bonaparte, der theure Verbündete, seine Officiere nach Montenegro geschickt, um den wilden Bergbewohnern Unterricht im Schießen zu ertheilen? Er denkt an einen neuen Tilsiter Vertrag, wenn er ihn nicht schon in der Tasche hat."

Also im Herbst 1858 war Kossuth ein entschiedener Feind Bonaparte's. Noch im Anfang 1859, als dieser mit seinen Plänen auf Italien hervortrat, eiferte er in Mazzini's Zeitschrift Pensiero ed Azione gegen den „holländischen Betrüger", und warnte alle wahren Republikaner, Italiener, Ungarn und selbst die Deutschen, sich von dem „kaiserlichen Quasimodo" nicht als Katzenpfote mißbrauchen zu lassen. Er war ein Echo von Mazzini, äußerte sich, wie dieser in seinem Manifest vom 16. Mai sich aussprach. Ganz in demselben Sinne stachelte er auch die Presse auf. Aber zwischen Januar und Mai 1859 ging dann ein Umschwung in den Ansichten des ungarischen Improvisators vor. Vor sechs Monaten hatte er Schottland durchzogen, um gegen die bonapartische Politik zu eifern; jetzt hielt er in England öffentliche Reden und predigte, daß man in Kaiser Napoleon Vertrauen setzen müsse, und daß es für England keine ersprießlichere Politik gebe, als jene der Neutralität.

In Paris befanden sich drei Ungarn, welche dem Prinzen Napoleon, dem Vetter des Kaisers, den Hof machten. Dem Prinzen ist die Rolle zugefallen mit der Revolution zu kokettiren, etwa so wie der andere Bonaparte mit „Religion, Ordnung und Eigenthum." Diese drei Leute waren Oberst Kisz, Graf Teleky und General Klapka. Diese Drei verhandelten mit dem Prinzen über Kossuth, der dann veranlaßt wurde, nach Paris zu gehen, wo er mit einem englischen Passe, der auf einen Herrn Brown lautete, im Anfang des Maimonats anlangte. In einer langen Unterredung setzte er dem Prinzen seine Ansichten auseinander. Ungarn müsse durch 40,000 französische Soldaten, denen sich die magyarischen Flüchtlinge anzuschließen hätten, insurgirt werden. Die Landung müsse bei Fiume stattfinden, und sogleich eine provisorische Regierung mit Kossuth an der Spitze eingesetzt werden. Am 3. Mai führte der Prinz im eigenen Wagen den Herrn Kossuth in die Tuilerien, um den Magyaren dem Manne des Decembers vorzustellen. Prinz Napoleon setzte auseinander was Kossuth ihm vorgeschlagen, der Kaiser hörte aufmerksam zu und äußerte dann: es stelle sich ein wesentliches Hinderniß heraus, das ihm verbiete auf Kossuths Vorschläge einzugehen; er meine, daß derselbe Republikaner sei und in vielfachen republikanischen Verbindungen stehe. Kossuth warf sofort seinen Republikanismus von sich, betheuerte, daß er niemals Republikaner gewesen sei; nur politische Nothwendigkeiten und eine seltsame Verflechtung von Umständen hätten ihn gezwungen, eine Zeitlang mit den republikanischen Flüchtlingen gemeinsame Sache zu machen. Zum Beweis, wie wenig republikanisch er sei, bot er die Krone Ungarns im Namen des Volkes dem Prinzen Bonaparte an.

Republikanische Einfachheit ist freilich Herrn Kossuths Sache nie gewesen. In Pesth verlangte er für sich eine Civilliste von 300,000 Gulden, um den Glanz der vollziehenden Gewalt aufrecht zu erhalten. Das Patronat über die milden Stiftungen, welches eine Erzherzogin bis dahin ausgeübt, übertrug Kossuth seiner Schwester; er strebte dahin, ein Soldatenregiment nach seinem Namen benennen zu lassen; er hatte eine Camarilla; er klammerte sich auch auf fremdem Boden zäh an den Gouverneurstitel, welchen er doch zur Zeit der Katastrophe in Ungarn ausdrücklich abgelegt hatte. Er spielt den Prätendenten, und ich wiederhole noch einmal ausdrücklich, daß Ludwig Kossuth vor dem Decembermanne den Republikanismus abschwor und die ungarische Krone dem Prinzen Napoleon anbot. Andrerseits ist aber ein Gerücht, daß Kossuth die geheimen Pläne seiner ehemaligen Verbündeten von der republikanischen Partei an Napoleon verrathen habe, durchaus unbegründet; dergleichen ist nicht von ihm verlangt worden, und er würde eine solche Zumuthung sicherlich mit Entrüstung abgewiesen haben.

Nachdem er alle Besorgnisse wegen des Republikanismus beseitigt und eine bonapartische Dynastie für Ungarn in Vorschlag gebracht hatte, wurden drei Millionen Francs zu seiner Verfügung gestellt, denn er gebrauchte Geld, um die ungarischen Flüchtlinge militärisch zu organisiren, und erhielt dasselbe von seinem neuen Verbündeten. Es ist Thatsache, daß er davon sogleich 75,000 Francs für seine persönlichen Bedürfnisse verwandte, und sich eine einjährige Pension für den Fall zusichern ließ, daß der italienische Krieg nicht zu einer Invasion nach Ungarn führen sollte. In den Tuilerien wurde dann noch mit ihm verabredet, daß er den vermeintlich österreichischen Tendenzen des Ministeriums Derby entgegenarbeiten und zu diesem Zweck die öffentliche Meinung in England für die Neutralität bearbeiten solle. Die Whigs und die Männer der blödsichtigen Manchesterschule arbeiteten in demselben Sinne.

Seit 1851 hatten sich die bedeutenderen Männer unter den ungarischen Flüchtlingen von Kossuth fern gehalten. Jetzt aber stellte er ihnen französische Hülfe für die Revolutionirung Ungarns in Aussicht, er verfügte über drei Millionen, und nun schaarten sich jene Leute, mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen, um sein Banner. Seine Verhandlungen mit ihnen hatten allerdings einen Beigeschmack decembristischer Corruption; er bot ihnen höhere Grade an, und Lieutenants wurden sofort zu Majors ernannt. Alle erhielten Reisegeld nach Piemont, prächtige Uniformen, sechs Monate Löhnung im Voraus, und die Zusicherung, daß ihnen nach Abschluß des Friedens noch ein Jahressold ausgezahlt werde.

Folgende Ungarn nahmen bonapartisches Geld: die Generale Klapka, Perczel, Vetter und Czecz; die Obersten Szabo, Emerie und Etienne; sodann Kisz, Graf A. Teleky, Graf Bethlen, Mednyarszky, Ihasz und einige Oberstlieutenants und Majors. Unter den Leuten bürgerlichen Standes sind zu nennen Graf L. Teleky, Puky, Pulszky, Iranyi, Ludwig, Szimonyi, Henselmann, Veres und noch Andere. Nur Wecovicz, der Gelehrte Ronay, beide in London, und B. Szemere in Paris bilden Ausnahmen; sie ließen sich nicht gewinnen. Man kann nicht annehmen, daß jene oben genannten Männer sammt und sonders des Geldes wegen sich auf Kossuths bonapartistische Pläne eingelassen hätten; die meisten wurden von ihm, wenn man so sagen darf, übertölpelt; viele waren schlichte Soldaten, und nicht im Stande, die politischen und diplomatischen Verflechtungen zu überblicken oder gar zu durchschauen. Perczel zum Beispiel trat sogleich zurück, als er begriff, worauf es ankam, und wollte mit der ganzen Sache nichts mehr zu thun haben."

So weit die Enthüllungen. Daß Kossuth, der noch im Januar 1859 in Mazzini's Blatte gegen Napoleon III. eiferte und wenige Monate später sich zu dessen Werkzeuge hergab, durch eigene Schuld sich völlig zu Grunde gerichtet hat, unterliegt keinem Zweifel. Keine Partei setzte Vertrauen in ihn, und aus der Revolutionirung Ungarns konnte nichts werden. Napoleon legte ein Werkzeug bei Seite, das ihm vorerst unbrauchbar geworden, nun aber auch völlig abgenutzt worden ist. Kossuth hat seine Rolle ausgespielt: auf ihn paßt das Wort des Dichters: „ein Talent, doch kein Charakter."

ε—

Letzte Gaben einer deutschen Dichterin.

„Wie seltsam haben mich diese Poesien ergriffen! Es spricht eine überaus eigenthümliche Organisation aus diesen Versen. Ich vernehme in ihnen neue geheimnißvolle Laute, ich bin überrascht von wunderbaren Gedanken, ich sehe absonderlich gefärbte Gemälde. Ja, in dieser Dichterin lebt eine viel zu wenig gekannte und gewürdigte Originalität. Es fehlt in ihren Gedichten nicht an einem freundlichen und kräftigen Humor, aber die Lustigkeit blüht dann wie eine welke Rose am Abhang, oder sie blitzt wie ein heller Strahl in einem tiefversteckten Waldteich. Wenn auch hin und wieder ein Thema scherzt und kichert, der Grundton aller dieser Dichtungen ist entschieden die Elegie."

Das waren ungefähr die Worte, welche vor Jahren einmal Wolfgang Müller über die Gedichte der Annette Freiin von Droste-Hülshoff sprach, und die uns in der Erinnerung blieben, weil sie das Charakteristische dieser Gedichte in der That höchst treffend bezeichneten. Sie kamen uns wieder in die Gedanken, als wir vor kurzem den poetischen Nachlaß jener hochbegabten Dichterin in Händen hatten, der unter dem Titel „Letzte Gaben" bei Rümpler in Hannover gedruckt erschienen ist.*) Auch ihm könnte jenes Urtheil W. Müllers als Motto vorgesetzt werden. — Annette von Droste-Hülshoff ist einer alten bekannten westphälischen Adelsfamilie entsprossen

*) Außer Gedichten enthält derselbe auch die früher schon in einem Münchener Blatte erschienenen meisterlichen „Bilder aus Westphalen", sowie eine Erzählung, „Die Judenbuche", deren düsterer Stoff die Trefflichkeit der einzelnen Schilderungen freilich fast in Schatten stellt.

und am 12. Januar 1798 auf dem Schlosse Hülshoff bei Münster geboren. Ihre aristokratische Herkunft verleugnet sich auch in ihren Gedichten nicht, denn das Beiwerk ist immer der Art, daß daran die deutlichsten Beziehungen zu adeligen Kreisen wahrnehmbar werden. Doch prahlt Annette von Droste nicht mit diesen Dingen, sie sind ihr eben nur Staffage zu einem poetischen Bilde, das Bild selber aber spiegelt immer eine innere Stimmung wieder, die nichts von der Exclusivität eines gewissen Standes an sich trägt, sondern rein menschlich und natürlich zu nennen ist. Und gerade jene Staffage möchten wir in ihren Gedichten nicht vermissen, denn die Meisterschaft, mit der Annette von Droste Zeichnung und Colorit handhabt, wird darin erst recht offenbar. Ihre Naturschilderungen ziehen durch die Localfarben ihrer westphälischen Heimath an, und sie weiß dieselben mit so feinem Verständniß und sinniger Beobachtungsgabe zu mischen, daß dieses ihr Talent auch Solche, welche die „rothe Erde" sehr genau kennen, besonders an ihr zu schätzen pflegen. Und in der Darstellung ihrer eigenen Erlebnisse ist die Dichterin ebenso interessant und originell, wie in der der landschaftlichen und localen Umgebung. Freilich fehlt es hier an großen Thatsachen, an gewaltsamen Conflicten und leidenschaftlichen Erregungen. Eine gewisse zarte Melancholie, die fast Eintönigkeit in ihren Gedichten erzeugt, breitet über dieselben einen Schleier aus, hinter dem der eigentliche Zustand ihres Innern nicht recht zu erkennen ist. Elegie, sagt W. Müller, ist der Grundton aller dieser Poesien. Wir könnten es auch Resignation nennen, was jede gehobenere Stimmung in der Dichterin alsbald niederzuhalten, und alle größeren, heftigeren Affecte, wozu hier und da ein Anlauf genommen wird, sogleich wieder in das stillere Gefühl schmerzlicher Entsagung zu verwandeln weiß. Gelöst wird das Räthsel dieser Resignation oder Melancholie, die zwar eine ungemein reizvolle, dichterische Physiognomie zeigt, aber im Grunde doch etwas Ungesundes einschließt, vielleicht dadurch, daß wir in das Leben Annettens ein trübes Ereigniß versetzen, welches eine von ihr gehegte Liebe durch den Tod oder äußere Widerwärtigkeiten gelöst haben mag. Annette starb am 24. Mai 1848 unvermählt; einige ihrer Poesien aber lassen es fast ahnen, daß in ihr ein reiches und glückliches Liebesleben plötzlich durch die Hand des Schicksals vernichtet worden ist. Gewiß wird das freilich nicht erkannt, denn erotische Ergüsse vermeidet die alternde Jungfrau mit feinem weiblichen Takte, und überhaupt weilt sie im Reich der Beziehungen beider Geschlechter zu einander stets nur auf Momente und immer gleichsam mit Scheu und Scham. Doch was wir in dieser Hinsicht hören, ist allerdings so schön, daß wir nochmals in die Worte W. Müllers einstimmen mögen, wenn er sagt: „Wie Schade, daß dies Herz nicht an einem Herzen geschlagen hat! Wir würden sonst sicher eine Fluth von tiefsinnigen Gesängen der Liebe durch sie erhalten haben! Wie Schade, daß sie keine Wiegenlieder für das eigene Fleisch und Blut dichten konnte!"

Eine wie originelle fesselnde Erscheinung Annette von Droste als Dichterin ist, können unsere Leser aus den mitgetheilten Proben ersehen, die wir den „Letzten Gaben" entnommen haben. Sie werden daran auch merken, wie kräftig, reich an Bildern und voller Plastik ihre Sprache ist, die nur manchmal nicht so klar und durchsichtig scheint, wie man es wünschen müßte, um einen völlig künstlerischen Eindruck zu erlangen.

Grüße.

Steigt mir in diesem fremden Lande
Die allbekannte Nacht empor,
Klatscht es, wie Hufesschlag vom Strande,
Rollt sich die Dämmerung hervor,
Gleich Staubeswolken mir entgegen
Von meinem lieben starken Nord,
Und fühl' ich meine Locken regen
Der Luft geheimnißvolles Wort,

Dann ist es mir, als hör' ich reiten
Und klirren und entgegenziehn
Mein Vaterland von allen Seiten,
Und seine Küsse fühl' ich glühn;
Dann wird des Windes leises Munkeln
Mir zu verworrnen Stimmen bald,
Und jede schwache Form im Dunkeln
Zur tiefvertrautesten Gestalt.

Und meine Arme muß ich strecken,
Muß Küsse, Küsse hauchen aus,
Wie sie die Leiber könnten recken,
Die modernden, im grünen Haus;
Muß jeden Waldeswipfel grüßen,
Und jede Haid' und jeden Bach,
Und alle Tropfen, die da fließen,
Und jedes Hälmchen, das noch wach.

Du Vaterhaus mit deinen Thürmen,
Vom stillen Weiher eingewiegt,
Wo ich in meines Lebens Stürmen
So oft erlegen und gesiegt; —
Ihr breiten, laubgewölbten Hallen,
Die jung und fröhlich mich gesehn,
Wo ewig meine Seufzer wallen,
Und meines Fußes Spuren stehn,

Du feuchter Wind von meinen Haiden,
Der wie verschämte Klage weint, —
Du Sonnenstrahl, der so bescheiden
Auf ihre Kräuter niederscheint; —
Ihr Gleise, die mich fortgetragen,
Ihr Augen, die mir nachgeblinkt,
Ihr Herzen, die mir nachgeschlagen,
Ihr Hände, die mir nachgewinkt.

Und Grüße, Grüße, Dach, wo nimmer
Die treu'ste Seele mein vergißt,
Und jetzt bei ihres Lämpchens Schimmer
Für mich den Abendsegen liest,
Wo bei des Hahnes erstem Krähen
Sie matt die graue Wimper streicht,
Und einmal noch vor Schlafengehen
An mein verlassnes Lager schleicht.

Ich möcht' euch alle an mich schließen,
Ich fühl' euch alle um mich her.
Ich möchte mich in euch ergießen,
Gleich siechem Bache in das Meer.
O wüßtet ihr, wie krank geröthet,
Wie fieberhaft ein Aether brennt,

Wo keine Seele für uns betet,
Und keiner unsre Todten kennt!

Spätes Erwachen.

Wie war mein Dasein abgeschlossen,
Als ich im grünumhegten Haus
Durch Lerchenschlag und Fichtensprossen
Noch träumt' in den Azur hinaus.

Als keinen Blick ich noch erkannte,
Als den des Strahles durchs Gezweig,
Die Felsen meine Brüder nannte,
Schwester mein Spiegelbild im Teich!

Nicht rede ich von jenen Jahren,
Die dämmernd uns die Kindheit beut, —
Nein, so verdämmert und zerfahren
War meine ganze Jugendzeit!

Wohl sah ich freundliche Gestalten
Am Horizont vorüberfliehn;
Ich konnte heiße Hände halten
Und heiße Lippen an mich ziehn.

Ich hörte ihres Grußes Pochen,
Ihr leises Wispern um mein Haus,
Und sandte schwimmend, halbgebrochen,
Nur einen Seufzer halb hinaus.

Ich fühlte ihres Hauches Fächeln
Und war doch keine Blume süß!
Ich sah der Liebe Engel lächeln
Und hatte doch kein Paradies.

Mir war, als habe in den Noten
Sich jeder Ton an mich verwirrt,
Sich jede Hand, die mir geboten,
Im Dunkel wunderlich verirrt.

Verschlossen blieb ich, eingeschlossen
In meiner Träume Zauberthurm,
Die Blitze waren mir Genossen
Und Liebesstimme mir der Sturm.

Dem Wald ließ ich ein Lied erschallen,
Wie nie vor einem Menschenohr,
Und meine Thräne ließ ich fallen,
Die heiße, in den Blumenflor.

Und alle Pfade mußt' ich fragen:
Kennt Vögel ihr und Strahlen auch?
Doch keinen: wohin magst du tragen,
Von welchem Odem schwillt dein Hauch?

Wie ist das anders nun geworden,
Seit ich ins Auge dir geblickt;
Wie ist nun jeder Welle Borden
Ein Menschenbildniß eingedrückt!

Wie fühl' ich allen warmen Händen
Nun ihre leisen Pulse nach,
Und jedem Blick sein scheues Wenden
Und jeder schweren Brust ihr Ach.

Und alle Pfade möcht' ich fragen:
Wo zieht ihr hin, wo ist das Haus,
In dem lebend'ge Herzen schlagen,
Lebend'ger Odem schwillt hinaus?

Entzünden möcht' ich alle Kerzen
Und rufen jedem müden Sein:
Auf ist mein Paradies im Herzen,
Zieht Alle, Alle nun hinein!

Der Abschied.

Das Abendroth war schon zerflossen,
Wir standen an des Weihers Rand,
Und ich hielt ihre Hand geschlossen
So fest in meiner kalten Hand:
So müssen wir denn morgen scheiden,
Das Schicksal würfelt mit uns beiden,
Wir sind wie herrenloses Land.

Von keines Hauses Pflicht gebunden,
Meint Jeder nur, wir seien grad
Für sein Bedürfniß nur erfunden,
In Noth das hülfbereite Rad.
Was hilft es uns, daß frei wir stehen,
Auf keines Menschen Hände sehen,
Man zeichnet täglich uns den Pfad.

Wo dicht die Bäume sich verzweigen,
Da zögert nicht des Wandrers Stab,
Wo tausend Nachbaräste neigen
Sich schützend um den Stamm herab;
Doch drüben sieh die einz'le Linde,
Ein Jeder schreibt in ihre Rinde,
Ein Jeder bricht ein Zweiglein ab.

O hätten wir nur Muth zu walten
Der Gaben, die das Glück beschert!
Wer darf uns stören, darf uns halten,
Und wehren uns den eignen Herd? —
Wir leiden nach dem alten Rechte,
Daß, der sich selber macht zum Knechte,
Ist nicht der goldnen Freiheit werth.

Zieh' hin, wie du berufen worden,
In der Campagna Gluth und Schweiß,
Und ich will stehn in meinem Norden,
Zu fiechen unter Schnee und Eis.
Nicht würdig sind wir beßrer Tage,
Und daß nur Keins dem Andern klage,
Schweige, wer nicht zu kämpfen weiß.

So ward an Weihers Rand gesprochen,
Im Zorne halb und halb in Pein;
Wir hätten gern den Stab gebrochen
Ob all den kleinen Tyrannei'n.
Und als die Regenwolken stiegen,
Da sprachen erst wir mit Vergnügen
Uns in den Aerger recht hinein.

So lang die Tropfen einzeln fielen,
War's Stoff ja nur für unsern Trutz,
So recht als von des Schicksals Spielen
Zum Schaden uns und keinem Nutz.

Doch als der Himmel Schloßen streute,
Da machten wir's wie andre Leute
Und suchten auf der Linde Schutz.

Hier stand ein Häuflein dicht beisammen,
Sich schauernd unterm Blätterdach;
Die Wolke zuckte Schwefelflammen
Und jagte Regengüsse nach.
Wir hörten's auf den Blättern rauschen
Und konnten ganz behaglich lauschen
Aus unserm laubigen Gemach.

Fürwahr, ein armes Völklein war es,
Das hier dem Wettersturm entrann,
Ein dürrer Jud gebleichten Haares,
Mit seinem Hund ein blinder Mann,
Des Frohners Weib mit blonden Löckchen,
Und dann mit seinem alten Röckchen
Der kleine hinkende Johann.

Und alle sahn bei jedem Blitze
Vertrauend an dem Stamm hinauf,
Behaglich rückend sich im Sitze
Und drängten lächelnd sich zu Hauf;
Denn wie gewalt'ger schlug der Regen,
So breiter warf dem Sturm entgegen
Der Baum die grünen Schirme auf.

Der Baum, der keines Menschen Eigen,
Verloren in der Haide stand,
Nicht Früchte trug in seinen Zweigen,
Nicht Nahrung für des Herdes Brand;
Der nur gepflanzt von Gottes Händen,
Dem müden Frohner Schutz zu spenden,
Dem Wandrer in der Steppe Sand:

Er kämpfte muthig und mit Treuen
Zu schützen, was sich ihm vertraut,
Und rauschend schien er sich zu freuen
Des Glaubens, der auf ihn gebaut;
Ich fühlte seltsam mich befangen,
Beschämt mit hocherglühten Wangen
Hab' in die Krone ich geschaut.

Zur Freundin sah ich, sie herüber:
Wohl Gleiches dachten wir vielleicht,
Denn ihre Mienen wurden trüber
Und ihre lieben Augen feucht;
Doch haben wir kein Wort gesprochen,
Vom Baum ein Zweiglein nur gebrochen,
Und still die Hände uns gereicht! —

Sylvesterabend.

Am letzten Tage des Jahres,
Da dacht' ich, wie Mancher todt,
Den ich bei seinem Beginne
Noch lustig gesehen und roth;
Wie Mancher am Sargesbaume
Gelacht, unterm laubigen Zelt,
Und wie vielleicht auch der meine
Zur Stunde schon sei gefällt.

Wer wird dann meiner gedenken,
Wenn ich nun gestorben bin?
Wohl wird man Thränen mir weihen,
Doch diese sind bald dahin!
Wohl wird man Lieder mir singen,
Doch diese verweht die Zeit!
Vielleicht einen Stein mir setzen,
Den bald der Winter verschneit.

Und wenn die Flocke zerronnen
Und kehrt der Nachtigall Schlag,
Dann blieb nur die heilige Messe
An meinem Gedächtnißtag;
Nur auf zerrissenem Blatte
Ein Lied von flüchtigem Stift,
Und mir zu Häupten die Decke
Mit mooszerfressener Schrift.

Wohl hab' ich viele Bekannte,
Die gern mir öffnen ihr Haus,
Doch wenn die Thüren geschlossen,
Dann schaut man nimmer hinaus;
Dann haben sie einen Andern
An meiner Stelle erwählt,
Der ihnen singt meine Lieder
Und meine Geschichten erzählt.

Wohl hab' ich ehrliche Freunde,
Die greift es schon härter an;
Doch wenn die Kette zerrissen,
Man flickt sie so gut man kann;
Zwei Tage blieben sie düster,
— Sie meinten es ernst und treu, —
Und gingen dann in die Oper
Am dritten Tage aufs neu.

Ich habe liebe Verwandte,
Die tragen im Herzen das Leid;
Allein wie dürfte verkümmern
Ein Leben so Vielen geweiht?
Sie haben sich eben bezwungen,
Für andre Pflichten geschont,
Nur schweben wohl meine Züge
Zuweilen noch über den Mond.

Ich habe Bruder und Schwester,
Da ging ins Leben der Stich,
Da sind viel Thränen geflossen
Und viele Seufzer um mich.
O hätten sie einsam gestanden,
Ich lebte im ewigen Licht!
Nun haben sie meines vergessen
Um ihres Kindes Gesicht.

Ich hab', ich hab' eine Mutter,
Der kehr' ich im Traum bei Nacht,
Die kann das Auge nicht schließen,
Bis mein sie betend gedacht;
Die sieht mich in jedem Grabe,
Die hört mich im Rauschen des Hains, —
O vergessen kann eine Mutter
Von zwanzig Kindern nicht eins.

Wilhelm Kunst †.

Es dürfte unter den Schauspielern unserer Zeit wenige geben, die ein so bewegtes, abenteuerliches und schwankendes Künstlerleben geführt haben, als der einst hochgefeierte, von Goethe selber gerühmte, in den letzten Jahren aber nur noch etwa als Curiosität geltende Wilhelm Kunst, der am 17. November in Wien gestorben ist. Geboren im Jahre 1798 zu Hamburg, bediente er in seiner Jugend mehrere Schauspieler und wurde, von diesen protegirt, als Statist auf der Bühne beschäftigt, auch spielte er schon damals dann und wann auf Liebhabertheatern, aber ohne besonderen Erfolg. 1813 nahm er Dienste bei den Hanseaten, machte einige kleinere Kämpfe mit, mußte jedoch bald wegen Krankheit nach Hause zurückkehren. Dann ging er zum französischen Militär, nahm Theil an dem Feldzug in Mecklenburg und zog mit der „großen Armee" bis nach Münster, von wo er sich wieder nach der Heimath wandte. Eine vermögende Tante wollte ihn nun studieren lassen, doch zerschlug sich dieser Plan; Kunst kam also zu einem Kaufmann in die Lehre, welchen er aber wegen Mangels an Lust und Ausdauer im Geschäft bald verließ, um von neuem auf Liebhabertheatern sein Glück als Schauspieler zu versuchen. Als im Jahre 1817 das Theater in der Vorstadt St. Georg eröffnet wurde, nahm er hier sein erstes bezahltes Engagement; dann ging er an die Bühnen in Mölln, wo er eine Wochengage von einem Thaler zwölf Groschen erhielt, und Preußisch Minden, wo er einen Winter lang der erklärte Liebling des Publicums war. Im Frühjahr 1819 wurde er Mitglied des Lübecker Theaters, und hier spielte er zuerst die Rollen, welche ihm später seine Berühmtheit verschafften, d. h. z. B. Abällino, Wetter v. Strahl u. s. w. Die nächsten Orte, wo er — an jedem nur kurze Zeit — verweilte, nachdem er die früheren oft nicht gerade auf dem legalsten Wege verlassen hatte, waren Stettin, Danzig, Bremen, Münster, Pyrmont, Osnabrück, Leipzig, Elberfeld, Coblenz, Mannheim, Düsseldorf, Würzburg und München. In letzterer Stadt war er am Isarthortheater engagirt, dessen Director, dem bekannten Karl, er 1828 an das Theater an der Wien in Wien nachfolgte; und hier war es, wo er im folgenden Jahre die gefeierte Sophie Schröder kennen lernte und alsbald mit ihr zu einer Ehe schritt, die jedoch schon wenige Wochen nach der Vermählung wieder factisch gelöst wurde. Dann gastirte Kunst in Pesth, und zwar nicht blos in Helden- und Liebhaberrollen, sondern auch in der Oper, z. B. als Sarastro, ferner in Hamburg, Berlin und Elbing, bis er 1830 die Regie und darauf auch die Direction des Theaters in Königsberg übernahm, welche er aber nur bis zum nächsten Frühjahr aufrecht erhalten konnte. Er gastirte nun in Stettin, Halle, Braunschweig, Hannover, kam endlich, nachdem er seinen sechswöchentlichen Urlaub eigenmächtig auf zwei Jahre ausgedehnt hatte, 1831 wieder nach Wien und wurde vom Director Karl wie vom Publicum aufs freundlichste aufgenommen, schloß auf längere Zeit einen neuen Contract, fand sich aber veranlaßt, nach etwa einem Jahre im Stillen wieder abzureisen und ein Engagement in Leipzig anzunehmen, von wo er nach sieben Monaten wieder im Stillen abreiste und nach Wien zurückkehrte, wo ihn Director Karl mit Jubel von neuem aufnahm und ihm aus Freude über sein Erscheinen sogar ein Reitpferd zum Geschenk machte. Kunst richtete sich nun ganz häuslich in Wien ein, doch seines Bleibens war auch jetzt nicht lange, denn bald entfernte er sich wieder, und zwar, da man seine Papiere nicht herausgab, als Bedienter des Schauspielers v. Hanstein. So kam er nach Leipzig, während man ihn von Wien aus mit Steckbriefen verfolgte und Director Karl jede Bühne, die ihm Gastfreundschaft gewähre, für ehrlos erklärte. Später ward jedoch die Differenz zwischen beiden dahin ausgeglichen, daß Kunst nach wie vor ein buntes, auf alle Städte und Städtchen Deutschlands ausgedehntes Wanderleben führen durfte und nur zeitweilig nach Wien zurückzukehren brauchte, wo ihm allemal wieder der alte Enthusiasmus entgegenkam. So hat er es bis auf die jüngste Zeit gehalten, doch geizten zuletzt freilich die Directionen nicht mehr darum, ihn als Gast auf ihrer Bühne begrüßen zu können, fast nur wie aus Gnade ließen sie den armen ergrauten Komödianten noch hier und da auftreten, und größere Theater betrat sein Fuß schon lange nicht mehr. Er war eine gefallene Größe, die von ihrem einstigen Rufe zehren mußte. Seine Berühmtheit erwarb er sich vor allem durch die imposanten äußeren Mittel, über die er in seiner Jugend zu gebieten hatte und die er sich trotz seines unruhigen, rastlosen Lebens sehr lange frisch zu erhalten wußte. Seine gewaltige, kraftvolle Gestalt, sein gluthefülltes, beredtes Auge, ein herrliches, im Zorn wie im Schmerz gleich voll und schön tönendes Organ, angeborner Sinn für Plastik und eine poetische Individualität würden ihn zum ersten Heldenspieler Deutschlands gemacht haben, wenn sich seinem Genie mehr Studium und künstlerische Bildung zugesellt hätten. Die Auffassung war bei ihm immer nur Sache des Zufalls, und für diese seine Auffassung sprechen Thatsachen, die wir einem früheren Biographen Kunst's entlehnen. Derselbe gab an, daß er „den Schröder'schen Hamlet meisterhaft spielte, während er dem Schlegel'schen nicht eine gelungene Scene abgewinnen konnte, daß er im Klingemann'schen Faust vortrefflich war, während er den Goethe'schen nie recht zu lernen vermochte; daß er als Wallenstein in Bahrdt's Grabesbraut ein herrliches historisches Bild lieferte, während ihm der Schiller'sche immer nur stückweise gelang u. s. w." Wo physische Kraft den Erfolg bedingte, da war Kunst immer unübertrefflich; der vierte Act seines Karl Moor z. B. war bewundernswerth, nicht nur wegen des enormen Kraftaufwandes, sondern wegen der wahrhaft großartigen Auffassung und Darstellung. Kunst ist als vorzüglichster und blendendster Repräsentant jener Zeit der Ritter- und Räubertragödien zu betrachten; er gab in dem Wust derselben oft Einzelheiten, die der Verewigung werth gewesen wären. — Sein Sohn ist gleichfalls Schauspieler und wirkt jetzt als erster Held an der deutschen Bühne in Neuyork.

Schiller im Burgtheater.

Unter dieser Ueberschrift brachte die neueste Nummer der Wiener „Recensionen" Notizen über die Aufführung Schiller'scher Stücke in der Hofburg, welche auch für weitere Kreise, wohin das für gewöhnlich nur in der Kunstwelt gelesene Blatt nicht zu dringen pflegt, von Interesse sein dürften. Wir erfuhren daraus zunächst die merkwürdige Thatsache, daß das Erstlingswerk unseres Nationaldichters, „die Räuber", erst im Jahre 1850 durch Heinrich Laube der kaiserlichen Bühne in Wien zugeführt worden sind, während sie früher nur auf den Vorstadttheatern hatten gegeben werden dürfen. Wilhelm Kunst war der Erste, der den Karl Moor in Wien spielte und zwar ganz in der ihm eignen Manier, naturwüchsig, in äußerlicher Kraft und blendendem Glanze unübertroffen; Ludwig Löwe zeichnete sich dann vor ihm durch innere Macht und Gluth aus, später gab die Rolle auch noch Lucas; an der Hofburg aber hat sie bisher nur einen Repräsentanten gehabt: Joseph Wagner nämlich. Neben diesem erschien bei jener ersten Aufführung der „Räuber" im Jahre 1850 Dawison als Franz Moor, Anschütz als Schweizer, L. Löwe als Spiegelberg u. s. w. Im Gegensatz zu dieser Engherzigkeit, welche dem frühesten Drama Schillers so lange

Zeit den Eingang zur kaiserlichen Bühne verwehrte, stand die Eile, mit der man den „Fiesko" an der Hofburg zur Darstellung brachte.

Bei Erwägung der Localverhältnisse muß es billig in Staunen versetzen, wenn wir dies „republikanische" Trauerspiel bereits am 1. December 1787 in Wien gegeben sehen — eine Vorstellung, in der die Titelrolle von dem damals sehr renommirten Joseph Lange, dem Schwager Mozarts, sowie der Verrina von dem berühmten Brockmann gespielt wurde. Außer „Fiesko" gelangte dann auch noch die „Jungfrau von Orleans" bei Lebzeiten des Dichters, d. h. am 27. Januar 1802 auf die Bretter der Hofburg, und zwar gab die Johanna Mad. Müller, den König Klingemann, den Burgund Brockmann, den Dunois Lange und den Talbot Koch. Die Reihenfolge der übrigen Schiller'schen Stücke ist mit Rücksicht auf ihre Aufnahme ins Repertoire der kaiserlichen Bühne zu Wien folgende: Kabale und Liebe befindet sich darin seit 1808 (als Präsident erschien damals Koberwein, als Wurm Ochsenheimer, als Miller Koch, als Lady die aus den Weimarer Kreisen bekannte Mad. Vohß und als Luise Mad. Koberwein); Don Carlos ward zuerst im Jahre 1809 gegeben (mit Brockmann als König, Korn als Carlos, Lange als Posa, Mad. Koberwein als Elisabeth und Mlle. Lefevre als Eboli); die „Braut von Messina" wurde 1810 einstudiert und es gab damals Frau v. Weißenthurn, die Lustspieldichterin, die Donna Isabella, Korn den Don Manuel, Koberwein den Don Cesar, Fräulein Adamberger die Beatrice. Eine eigene Bewandtniß hatte es mit „Wallenstein". Ein aus den „Piccolomini" und „Wallensteins Tod" zusammengesetztes fünfactiges Stück unter diesem Namen, bearbeitet von einem gewissen W....r, gab man in der Hofburg schon im Jahre 1814 mit folgender Besetzung: Wallenstein Koberwein, Max Korn, Buttler Ochsenheimer, Thekla Fräulein Adamberger und Gräfin Terzky Frau v. Weißenthurn. Eine neue Einrichtung des Drama's brachte 1827 West, die Trilogie in ihrer ursprünglichen Gestalt und Totalität aber führte erst Holbein kurz vor den blutigen Octobertagen des Jahres 1848 zum ersten Male auf. In „Wallensteins Lager" erschien damals Wilhelmi als Wachtmeister, Fichtner als Jäger und Beckmann als Kapuziner; doch ward dies Vorspiel 1855 wieder von Seiten der Regierung verboten und nur ausnahmsweise, nachdem es zur Säcularfeier des Maria-Theresienordens benutzt worden war, im Juni 1857 noch einmal gegeben. Ebenfalls noch im Jahre 1811 wurde „Maria Stuart" aufgeführt, und zwar spielte damals Mad. Koberwein die Titelrolle, Frau v. Weißenthurn die Elisabeth, Korn den Mortimer, Ochsenheimer den Burleigh und Koberwein den Leicester. „Wilhelm Tell" fand 1827 Aufnahme mit folgender Vertheilung der Partien: Tell Anschütz, Geßler Wilhelmi, Attinghausen Heurteur, Melchthal L. Löwe, Stauffacher Koberwein. Das Demetriusfragment endlich brachte die Festvorstellung am 10. November 1859, und ward dabei die Marfa von Frau Rettich und der Demetrius von Joseph Wagner gegeben. Shakespeare's „Macbeth" in der Schiller'schen Bearbeitung ist seit 1808 auf der Hofburg heimisch. „Der Neffe als Onkel" ward 1810, „der Parasit" 1841 zum ersten Male gegeben, und also ist nur noch „Turandot" übrig, um Schillers Originalwerke, sowie seine Uebersetzungen und Einrichtungen vollständig im Repertoire der kaiserlichen Bühne zu haben.

Ein Schiller'sches Originallustspiel.

Daß Schiller im heiteren Genre keine Bedeutung erreichte, scheint nicht wunderbar, wenn man ihn selber über sich in einem Briefe an Körner so urtheilen hört: „Zwar glaube ich noch, derjenigen Komödie, wo es mehr auf komische Zusammenfügung der Begebenheiten, als auf komische Charaktere und auf Humor ankommt, gewachsen zu sein, aber meine Natur ist doch zu ernst, und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen." Bei diesen Worten ist nur Eines sonderbar: daß nämlich ein paar französische Komödien, welche wirklich gar „keine Tiefe" hatten, unseren Schiller so lange „anziehen" konnten, als er brauchte, sie auf freie Weise ins Deutsche zu übertragen. „Der Parasit" und „der Neffe als Onkel" — so heißen bekanntlich die beiden nicht sowohl auf öffentlichen Bühnen eingebürgerten, sondern meist nur auf Liebhabertheatern dargestellten Stückchen.

Daß Schiller sich aber wenigstens einmal auch auf originale Weise im Bereich des Lustspiels versucht hat, ist eine bisher nur den Eingeweihteren bekannt gewordene, von Manchen wohl sogar angezweifelte Thatsache, die uns Alfred von Wolzogen jedoch neuerdings wieder bestätigt hat. Die Herren Wilhelm und Karl Künzel, Oheim und Neffe, besitzen nämlich in Heilbronn am Neckar eine der werthvollsten Autographensammlungen, in der namentlich auch die Glanzperiode unserer Litteratur stark vertreten ist. Diese beiden nun kauften nach dem im Jahre 1831 erfolgten Tode Christian Gottfried Körners aus dessen Nachlaß von seinem Adoptivsohn Ullrich das Manuscript eines Lustspieles, welches Schiller in der glücklichen ersten Zeit seines Dresdener Aufenthaltes in seinem siebenundzwanzigsten Jahre entworfen hatte. Damals, als er in dem Winzerhäuschen zu Loschwitz frohe Tage verbrachte, als er mit Gustel Segadin in Blasewitz „auf dem heitersten Neckfuß stand" und voller Humor die „Bittschrift eines niedergeschlagenen Trauerspieldichters an die Körner'sche Waschdeputation" schrieb, entstand auch als Product einer momentanen übermüthigen Laune eine Reihenfolge komischer Scenen, die auf das Körner'sche Haus Bezug hatten. Emil Palleske erzählt uns von dem Inhalte derselben im zweiten Bande seines bekannten biographischen Werkes (S. 32) Folgendes: „Es ist 8 Uhr Morgens. Körner steht gerüstet, ins Consistorium zu gehen. Nun kommt das Gesinde, Jeder hat etwas zu fragen, die Hausgenossen, der Friseur, der Wechsler bringen den geduldigen Körner allmählich in Harnisch, schließlich kommt noch ein Candidat der Theologie, der dem Herrn Consistorialrath eine Abhandlung vorlesen will. Körner, dessen Geduld erschöpft ist, weist ihm die Thüre; aber seine Gutmüthigkeit siegt über seine Grobheit, er bittet seine Minna, schleunigst den hinausgewiesenen Candidaten zu Mittag einzuladen. In einer andern Scene steigt Dora auf einen Stuhl, um ihrem langen Ferdinand (Huber) einen Kuß zu geben" u. s. w. Man sieht also, es war jedenfalls ein scherzhafter privater Anlaß für den Entwurf des Lustspiels vorhanden; eine Arbeit von künstlerischer Bedeutung und allgemeinerem stofflichen Interesse, ein Werk für die öffentliche Bühne besitzen wir daran gewiß nicht; doch aber ist der von Alfred von Wolzogen ausgesprochene Wunsch nach Publication des Manuscripts kein unberechtigter. Schillers Person und jede seiner Schriften ist und soll Gemeingut der Nation sein, und es heißt dieselbe benachtheiligen, wenn man ihr eines seiner Producte, und sei es auch das relativ werthloseste, vorenthält. Wie das Gerücht besagt, hat Körners Adoptivsohn beim Verkaufe des Manuscripts die Bedingung gestellt, es nie zu veröffentlichen, weil mehrere geradezu indecente Stellen darin vorkommen sollen. Doch wäre dies auch der Fall, der gesunde Sinn des Volkes würde auch diese Ausschreitungen des Humors richtig zu beurtheilen und sich zu solchen Stellen in einem Schiller'schen Werke ebenso gut zu stellen wissen, wie zu vielen ähnlichen bei Goethe. Wir stimmen demnach Herrn Alfred von Wolzogen bei, wenn er den Wunsch ausspricht, es möge der Cotta'schen Handlung, die schon mehrmals vergeblich bei den Besitzern des Manuscripts anzupochen versuchte, endlich doch noch gelingen, sie zu einer Publication in der von ihr vorbereiteten kritischen Gesammtausgabe Schiller'scher Schriften zu bewegen.

Wie steht es mit dem türkischen Sultan?

y. Die Verschwörung gegen das Leben Abdul Meschids hat weite Verzweigungen gehabt, und man hat bis jetzt noch nicht alle Fäden bloßlegen können. Türken und Christen im osmanischen Reiche sind mit dem Sultan unzufrieden; er hat sich durch übermäßigen Genuß der Freuden des Harems und des Schaumweines um alle Energie gebracht. Schon im vorigen Sommer gingen in Constantinopel seltsame Dinge vor, über welche wir jetzt erst das Nähere erfahren. Stets fehlt es dem Beherrscher der Gläubigen an Geld; deshalb wird geborgt, erpreßt, um die Hälfte entwerthetes Papiergeld ausgegeben und dabei finnlos verschwendet. Der Harem verschlingt ungeheure Summen. Alle Lieblingsfrauen Abdul Meschids stammen aus Circassien und kamen als Sclavinnen nach der türkischen Hauptstadt. Jede hat ihren besondern Hofhalt, der aus vierzig bis sechszig Personen besteht, und für die vielen Kinder des Kaisers muß auch gesorgt werden. Diese Frauen saugen wie Blutegel am Sultan, keine kann genug an Geld und Juwelen bekommen, und eine will der andern nicht nachstehen. Nicht selten giebt es heftige Auftritte im Harem, und Abdul Meschid hat mit den vielen Weibern seine liebe Noth. Da er im neunzehnten Jahrhunderte und so zu sagen unter den Augen von ganz Europa lebt, so kann er eine Frau, die ihm lästig wird, doch nicht füglich in einen Sack nähen und in den Bosporus werfen lassen, und muß sein Schicksal tragen, so gut es eben geht. Manchmal reißt ihm freilich die Geduld. Dann besteigt er ein Kaik, läßt sich nach einem der reizend gelegenen Kioske rudern, ißt und trinkt gut, und Abends schafft man ihn wieder heim. Auch die Politik macht ihm große Sorgen, und längst weiß er, daß er lediglich ein Werkzeug in den Händen der europäischen Großmächte ist. Gegen seine Minister hegt er Mißtrauen. Man sagt, sie hätten ihn im Sommer zu seiner Reise, die eigentlich bis Aegypten ausgedehnt werden sollte, nur deshalb veranlaßt, weil sie der Hoffnung gewesen seien, daß Seekrankheit und Hitze den entnervten Mann völlig zu Grunde richten würden. Die Fahrt, welche große Summen verschlang, ging aber nur bis Salonichi, das im Sommer eine ungesunde Stadt ist. Dort schlug man, wie es heißt, mit Vorbedacht des Sultans Zelt in der Nähe eines Sumpfes auf, und richtig bekam er auch das Fieber. Als Heilmittel dagegen empfahl man ihm starken Wachholderbranntwein. Die Staatseinnahmen sind auf Jahre hinaus verpfändet, an den Zollstätten ist großartiger Unterschleif an der Tagesordnung, und man muß sich nur wundern, daß dieses osmanische Reich auch nur nothdürftig zusammenhängt. Aber der Tag der Auflösung rückt immer näher.

Epilog von Karl Siebel.

Gesprochen bei der Schillerfeier in Manchester.

Ins Herz des Volkes grub der Baum
Die Wurzeln ein, der ob der Fürstengruft
Zu Weimar seine stolzen Aeste breitet
Und in der großen Todten stille Räume
Die Grüße rauschet von des Volkes Liebe: —
Der Lorbeerbaum Unsterblichkeit.

Jüngst zog ein Frühling durch des Baumes Wipfel,
Der ewiggrüne Lorbeer sproßte Blüthen,
Des Lenzes Sänger kamen all gezogen,
Und tausend Blumen, voll und reich und duftend,
Und tausend Klänge, wie Musik der Sphären,
Sie fielen nieder auf die Gruft der Großen,
Sie schwebten liebend in das Herz des Dichters.

Da wird es wach, das liebend große Herz,
Und aus der stillen Gruft hervor
Steigt er, der Liebling seines Volkes!
Nach Freiheit dürstend und von Schönheit trunken,
Orakelsprüche auf den blassen Lippen,
Auf hoher Stirn der Ideale Schimmern,
So steht er da und hebt die Geisterhände
Zum Segen über Deutschland,
Das stolz er einig sieht in seinem Namen.

So ward zur Wahrheit heut das alte Wort:
In Einem Eins! — In seinem Namen eins!
Das Volk der Denker und der Träumer,
Das niemals ein'ge Volk ist heut
In Einem eins!

In eine Welt, die hoch
Sich über dieser Erde Welt erhebt,
Erhob sich Deutschland heut, den Geist zu feiern,
Der die Gedanken träumt, die Träume denkt,
Der seiner Lieblingswelt der größte Herrscher,
Der König ist im Reich der Ideale.

So laßt auch uns ein Lorbeerblatt ihm bringen, —
So laßt auch uns die hohe Schläfe schmücken,
Die Bildniß ist der Werkstatt seines Geistes.

(Bekränzung der Büste.)

Der Baum Unsterblichkeit grün' ewig weiter
Ob seiner Stirn!
Des Volkes Liebe treib' ewig neue Blüthen!
So wird in seinem Dichter
Das deutsche Volk unsterblich einig sein!

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Von **Hans Wachenhusen**, dem Autor der mit vielem Beifall aufgenommenen Erzählung „Rom und die Sahara", ist ein neues Werk „die Wüstenjäger" (2 Bde., Berlin, R. Wagner) im Druck erschienen. Es enthält, wie der Titel besagt, „Bilder aus dem Kriegerleben der Saharastämme" und führt den Leser in eines jener wunderbaren Thäler der Wüste, welche unter dem Namen der Oasen in dem unendlichen Einerlei der Sahara stellenweise die ganze Pracht der africanischen Natur entfalten. Wachenhusen nennt diese Oasen „so schön wie keine Phantasie sich ein Paradies zu malen vermag, so herrlich und üppig, so reich und poetisch, daß selbst die Feder dessen, welcher in diesen Feengärten geschwelgt, vor der Aufgabe zurückschreckt, ein Zauberland zu schildern, wie wir es kaum in unseren Träumen erblicken." „Die Feder aus dem Fittig eines Engels — meint der Autor — gehörte dazu, um das zu schildern, was Engel schufen und pflegen, und dies mag der meinigen zur Entschuldigung dienen, wenn sie hinter ihrer Aufgabe zurückbleibt. Was mir vielleicht besser gelingen könnte, das wird die Schattenseite sein, welche auch dieses africanische Paradies bietet; wird all die Schuld, all das Blut, all der Gräuel sein, die der Mensch mit seinen Leidenschaften in dies Eden hineingetragen hat. Diese letzteren aber sind eben der Gegenstand meiner Geschichte." Wir führten die eignen Worte Wachenhusens hier an, um im Gegensatz dazu zu versichern, daß gerade die landschaftlichen Schilderungen in seinem neuen Roman uns den besten Theil desselben auszumachen scheinen. Sie tragen ein glänzendes, farbenreiches Colorit an sich, dessen freilich nur materiellem Reize der Sinn des Lesers sich unwillkürlich gefangen giebt. Der Stoff der „Wüstenjäger" dünkt uns hingegen weniger interessant. Eine gute und lebendige Erzählungsweise, ja selbst die Fremdartigkeit des Locals und Costüms kann doch nicht vergessen machen, daß wir es im Grunde mit einer schon recht verbrauchten und gewöhnlichen Erfindung ohne tieferen Gehalt zu thun haben. Zwei Frauen, die liebliche Leilah und die böse, heimtückische Sellna, sind einem und demselben Manne, dem schönen Häuptling Ben-Jahia, in Leidenschaft zugethan.

Letztere ringt um seinen Besitz mit allen Opfern und Mitteln, ja mit Verleugnung ihrer selbst, aber es ist Alles umsonst und zu ihrer Qual muß sie ihn endlich in den Armen der Nebenbuhlerin sehen, die sie vergeblich zu beseitigen und zu verderben gesucht hatte.

„Der Pedlar", Roman von **Otto Ruppius** (Berlin, bei F. Duncker), hat unter den Deutschen in America außerordentliches Aufsehen gemacht, und binnen wenigen Wochen sind dort mehrere tausend Exemplare davon verkauft worden. Hier zu Lande wird er nicht die gleichen Erfolge erringen, die nur bei viel geringerer Concurrenz und zugleich in dem Theile der Welt, wo seine Handlung vor sich geht, möglich waren, aber Beachtung verdient das sehr geschickt und spannend geschriebene Buch doch auch bei uns. Otto Ruppius ist einer der deutschen Flüchtlinge aus der Revolutionszeit; vor 1848 machte er viel von sich reden mit Dorfgeschichten und populären Erzählungen der verschiedensten Art; jedoch war in seinem damaligen litterarischen Wirken die Tendenz immer die Hauptsache, und die dichterische Begabung des Autors verschwand so ziemlich hinter derselben. Jetzt nun ist das anders geworden. Sein Roman „aus dem americanischen Leben" hat seine Stärke eben in der eigentlich künstlerischen Mache. Er ist gut erfunden, mit Lebendigkeit, Wärme und in gebildetem Tone erzählt, und die darin erscheinenden Personen, besonders die Frauen (Pauline Morton und Ellen Leslie an der Spitze) können in dem Leser wohl mehr als augenblickliches Interesse erregen. Auch löst sich die Verwickelung — der Held des Romans kommt nämlich in den Verdacht, einen Mord begangen zu haben — ohne allzu sehr ans Criminalistische zu streifen, zuletzt auf durchaus ungezwungene und gefällige Weise.

Mit dem soeben erschienenen vierten Bande von **Theodor Königs** historischem Romane „Luther und seine Zeit" ist das umfangreiche Werk zum Abschluß gediehen. Der Inhalt dieses letzten Theils hat noch sehr zusammengedrängt werden müssen, damit wenigstens das Wichtigste aus dem späteren Lebenslaufe des Reformators gebührend in den Vordergrund gestellt werden konnte. „Sickingens letzter Kampf" und „Ulrich von Huttens Tod" bilden unter Anderem den Stoff zu zwei warmgefühlten, trefflich geschilderten Capiteln. „Thomas Münzer, der Wiedertäufer", erscheint in historischer Porträtähnlichkeit, und Scenen aus dem „Bauernkriege" sind im ächten Chronikstone gehalten. Der Zeichnung des „häuslichen Stilllebens" endlich, welches Luther, ziemlich spät freilich, noch genießen konnte, fehlt nicht die trauliche Stimmung. Im Ganzen bestätigt der vorliegende Schlußband aufs neue das schon früher von uns Gesagte. Die Kräfte des Autors sind während seiner Arbeit noch gewachsen, und die letzten Theile derselben stehen an dichterischem Werth hoch über den ersteren. Leider ist dadurch, in der Totalität betrachtet, eine störende Ungleichheit der Behandlung in den Roman gekommen.

Die neue illustrirte Ausgabe von „1001 Nacht" in der Uebersetzung von **Alexander König** ist nunmehr vollständig erschienen. Sie besteht aus 24 Bändchen, deren jedes mit einer Aquarelle geschmückt ist, und wird bei dem billigen Preis des Ganzen nicht verfehlen, in weiteren Kreisen Eingang zu finden und auf die berühmte Märchensammlung nochmals die Aufmerksamkeit des deutschen Lesepublicums zu lenken.

Denen, welche an der Person und den Werken Heinrich von Kleists Antheil nehmen, wird die Nachricht erwünscht kommen, daß der Briefwechsel dieses Dichters mit seiner Schwester Ulrike nächstens zum ersten Mal im Druck erscheinen soll. Herausgeber der Sammlung ist der verdiente Litterarhistoriker **Koberstein**.

Unter dem Titel: „Juweelen van Berthold Auerbach. Vertoold door Z. C. C. van Lennep" ist soeben eine holländische Uebersetzung des „Schatzkästleins des Gevattermannes" in zwei prachtvollen Bänden, mit Kupfern und einer Vorrede von dem „holländischen Walter Scott", fertig geworden.

Die vlämische Litteratur und Sprachbewegung verlor in dem vor kurzem gestorbenen **Prudens van Duyse** einen ihrer berühmtesten Vertreter. Der Name des Todten war ebensowohl durch seine Gedichte, wie durch gediegene prosaische Werke berühmt geworden.

Von den Gedichten des seiner Zeit hochberühmten James Montgomery hat **Robert Wilmot Aris** eine neue Ausgabe mit über 100 Illustrationen von John Gilbert u. A. veranstaltet. Montgomery war am 4. November 1741 in einem schottischen Städtchen geboren und kam nach dem Tode seines Vaters, der als Missionär in Westindien starb, auf das Seminar nach Leeds. Dann sollte er Kaufmann werden, aber heimlich und zu Fuß ging er nach London, um einem Buchhändler seine ersten Verse anzubieten. Dieser nahm ihn als Gehülfen in sein Geschäft, und dadurch gelangte er später zur Redaction der Zeitschrift „The Sheffield Iris", die er über dreißig Jahre lang führte. Von seinen Poesien, die in England noch immer sehr geschätzt werden, in Deutschland aber leider noch ziemlich unbekannt sind, erwähnen wir hier nur den herrlichen „Wanderer im Schweizerland", das Epos „The world before the flood", sowie die poetische Schilderung der arktischen Natur in seinem Gedichte „Greenland".

Bildende Kunst.

In dem Palais des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen zu Berlin ist die innere Ausschmückung der Gedenkhalle seit kurzem vollendet worden. Die sechszehn Gemälde an der Kuppel rühren vom Professor v. Klöber her und beziehen sich auf die folgenden acht, darunter befindlichen Medaillons: 1) Humboldt (Erd- und Himmelskunde) von Begas; 2) Schleiermacher (Theologie und Platonische Philosophie) von Wolff; 3) Tieck (christliche Romantik. Phantasus mit einem Traumgott) von Wredow; 4) Mendelssohn (alttestamentarische Musik und Lieder) von Schievelbein; 5) Borsig (Vulcan entsendet die Locomotive, Schmiede und Gießer) von Stürmer; 6) Beuth (Minerva als Lehrerin der Industrie, Production in plastischer Form und Weberei) von Heidel; 7) Schinkel (gothische und griechische Architektur und Malerei) von Bläser; 8) Rauch (die Geschichte mit einem Waffengenius Preußens, Bildhauer von Genien des Ruhmes bekränzt) von Hagen. Drei historische Gemälde in Oel stellen dar: die Landung Friedrich Wilhelms III. in England 1814 und sein Empfang durch den Prinz-Regenten, nachherigen König Georg IV., das Zusammentreffen Blüchers und Wellingtons nach der Schlacht bei Belle-Alliance, sowie die Pathenschaft des jetzigen Königs bei der Taufe des Prinzen von Wales. Diese drei Bilder sind Werke von Julius Schrader, Adolf Menzel und Eybel. Zwei Landschaften, das Schloß Babelsberg und Windsor-Castle, malten Professor Gräb und Schirmer; zwei kunstvoll gearbeitete Tische endlich gingen aus dem Atelier des Bildhauers Hang hervor.

In der Kunsthalle zu Karlsruhe ist jetzt ein neues Oelgemälde von Lessing, das erste, welches er an seinem neuen Wohnorte malte, ausgestellt. In einem halbverfallenen Gemäuer, das vielleicht als Kapelle eines Klosters gedient hat, steht ein Sarg mit rothatlasnem Bahrtuch behängt und verziert mit dem kaiserlichen Adler. Zur Seite kniet ein junger Mönch im Gebet. Ringsum aber ist alles kahl, kein Lichtlein, kein Heiligenbild, kein Kreuz, keine Blume, nur kümmerlich aufkeimendes Gras und vermodertes Gestein, ein düsteres Bild der Verlassenheit. Wir sehen den „Sarg Heinrichs IV." vor uns, ohne kirchliche Ehren, ohne menschliches Gedenken, von der Kirche ausgestoßen, von den Menschen gemieden, vom eigenen Sohne vertrieben. Zur offenen Thüre im Hintergrund hinaus schweift der Blick in das liebliche Thal der Maas, in eine friedliche, idyllische Natur, die nichts von Menschenhaß und irdischem Kummer weiß und die mit ihrem ruhigen Zauber zu der Scene vorn in ergreifendem Contrast steht.

Paul Bürde in Berlin, der Bruder des Dresdner Hofschauspielers **Emil Bürde** und Schwager der Sängerin Jenny Bürde-

Rey, deren trefflich gelungenes Porträt er vor einigen Jahren lieferte, hat jetzt bei Sachse in Berlin ein Oelgemälde ausgestellt, dessen Composition, so einfach sie ist, doch zum Gemüthe spricht und das auch in der Noblesse seiner ganzen Ausführung ungemeinen Reiz auf den Beschauer ausübt. „Das Bildniß der verstorbenen Frau“ heißt das Werk, und wir sehen darauf einen Mann, der, in die Farbe der Trauer gekleidet, ernstsinnend und mit schmerzlicher Wehmuth auf ein Porträt blickt, welches die Züge seiner dahingeschiedenen Gattin darstellen mag. Neben ihm, auf seine Schulter gelehnt, steht ein liebliches kleines Mädchen, das sein Auge ebenfalls auf dem Bilde der todten Mutter ruhen läßt, zugleich aber den Vater durch ihre Nähe daran zu erinnern scheint, wie er ja immer noch nicht ganz verlassen und unglücklich sei.

Karl Sohn in Düsseldorf hat im Auftrag der Königin Victoria von England ein lebensgroßes Porträt der in blühender Jugend verstorbenen Königin Stephanie von Portugal vollendet. Es gehört dasselbe zu den vollendetsten Leistungen des Künstlers im Fache der Porträts, worin er bekanntlich schon seit Jahren hohen Ruhm behauptet. Der Bildnißmaler ist leider genöthigt, viele uninteressante Köpfe wiederzugeben. Sohn aber ist selbst hier edel und treu, denn er weiß mit seiner Beobachtungsgabe jedem Antlitz die besten Seiten abzugewinnen. So hat er denn selbst alte Damen überraschend dargestellt. Wenn ihm aber die Schönheit entgegentritt, wie hinreißend weiß er da zu wirken!

Ward, unter den neueren englischen Malern einer der talentvollsten und berühmtesten, hat soeben das dritte Bild aus dem Cyclus von Fresken vollendet, womit er den Corridor des Hauses der Gemeinen ausschmücken soll. Eine von Macaulay in seinem Geschichtswerk erzählte historische Scene bildet den Gegenstand der Arbeit: „Lady Alice Lisle schützt nach der Schlacht von Sedgemoor zwei in ihr Haus Flüchtende.“ Die neueste Nummer der „Illustrated London News“ bringt eine Copie des Bildes, und man muß sagen, daß dasselbe in großem Styl erfaßt und mit Energie und innerer Wahrheit wiedergegeben ist. Besonders gelungen scheint die Hauptfigur, die trotz ihrer passiven Haltung das tiefste Interesse zu erregen vermag.

Caspar Scheuren in Düsseldorf hat ein „Fischeralbum“: „Fischerleben in Lust und Leid. Zwei Tage in zweiundzwanzig Bildern“ herausgegeben. Einzelne der Blätter waren schon früher daraus bekannt geworden; das Ganze aber, wie es nun vor uns liegt, giebt in genial skizzirten Aquarellen ein kleines Epos aus dem Fischerleben, das Dichter nicht besser erfinden könnten. Die volle Poesie des Meeres hat in dieser Reihe mannichfach wechselnder Scenen und Situationen ihren Ausdruck gefunden. Sie sind in den Rahmen zweier Tage gefaßt, und zwar so, daß derselbe Stoff zwei Mal in verschiedener Art behandelt wird. Der Inhalt des zweiten Tages ist das wehmüthige Gegenbild zu den heiteren Vorgängen des ersten.

Zur Einsendung von Entwürfen für das Berliner Schillerdenkmal wird eine Concurrenz eröffnet und sind die Entwürfe bis zum 10. Mai (dem Todestag des Dichters) nächsten Jahres einzusenden. Aus Anlaß des Jubiläums hat übrigens auch die Stadt Mannheim beschlossen, dem Dichter ein bleibendes Monument zu errichten, wofür von Seiten der Commun zweitausend Gulden bewilligt und durch Theatervorstellungen, öffentliche Sammlungen u. dgl. überdies bereits sechstausend Gulden aufgebracht wurden.

Der belgische Bildhauer **Fraikin** in Brüssel hat das Modell zu dem Denkmal vollendet, welches den Grafen Egmont und Horn auf dem Marktplatz der Residenz, vor dem sogenannten Maison du Roi, errichtet werden soll.

Theater und Musik.

Christian Wilhelm Fischer, der vor kurzem in Dresden verstorbene pensionirte Opernregisseur und Chordirector war am 16. October 1790 zu Oberbobritzsch bei Freiberg geboren, wo sein Vater als Dorfschulmeister lebte. Seine Jugendbildung empfing er auf der Schule zu Freiberg, sowie dann auf dem Seminar in Bautzen, wo ihm der bekannte Organist Bergt Gesangsunterricht ertheilte. Auf seine schöne Baritonstimme aufmerksam geworden, beredete ihn der Schauspieldirector Nitzschke, der sich damals zeitweilig in Bautzen aufhielt, zum Theater zu gehen, und so betrat denn Fischer 1810, in seinem zwanzigsten Jahre, zum ersten Male die Bühne unter Joseph Seconda's Leitung auf dem jetzt eingegangenen Theater am Linke'schen Bade zu Dresden. Als Baßbuffo berief ihn sodann der Hofrath Küstner 1817 nach Leipzig, und als Chordirector blieb er dessen Unternehmen in genannter Stadt bis 1828, d. h. bis zu seiner Auflösung, fortwährend treu zugethan. In gleicher Eigenschaft wirkte er später in Magdeburg, aber schon 1829 kam er wieder nach Leipzig, wo er nun noch drei Jahre lang an dem neu organisirten Hoftheater die Stelle eines Opernregisseurs und Chordirectors bekleidete, bis er 1832 dieselben Aemter in Dresden übernahm. In Leipzig hatte Fischer außer mit den Devrients und Genasts besonders auch mit Heinrich Marschner in Freundschaft gestanden, der für ihn den Toms Blunt im „Vampyr“ und den Bruder Tuck im „Templer und die Jüdin“ schrieb. In Dresden spielte er nur kleinere Rollen, denn seine anderweitige Thätigkeit nahm ihn an der großen Bühne fast vollständig in Anspruch. Und zwar fällt Fischers erfolgreiches Wirken als Regisseur gerade in die glänzendste Zeit der Dresdener Oper: die Schröder-Devrient, Maschinka Schubert, Henriette Kriete, Michael und Therese Wächter, Risse, Tichatscheck, Dettmer, Mitterwurzer, Johanna Wagner, zuletzt auch Jenny Bürde-Ney, waren oder wurden unter seiner Regie engagirt, und er war es auch, der die ersten Wagner'schen Opern, d. h. den „Rienzi“ 1842, den „fliegenden Holländer“ 1843, den „Tannhäuser“ 1845, sowie von Glucks Werken die „Armide“ 1843 und die „Iphigenie in Aulis“ 1847 in Scene setzte. Den durch ihn trefflich organisirten und geschulten Chor der Oper überließ Fischer im Sommer 1856 seinem Sohne, sein Amt als Regisseur aber verwaltete er mit kurzen Unterbrechungen von 1832 an bis zum 1. Januar 1859, an welchem Tage der beinahe Siebenzigjährige in den Pensionszustand trat.

Frau **Marie Wohlbrück**, geb. v. Carlsberg, die Gattin des Theaterdirectors in Bremen, starb dort Mitte November. Ihr Gemahl war jener einst sehr renommirte Charakterdarsteller August Wohlbrück, der als Heinrich Marschners Schwager demselben den Text zu einigen seiner Opern, zum „Vampyr“ nämlich und zum „Templer“ lieferte. Die Verstorbene selber erschien in früheren Jahren gleichfalls auf der Bühne, und speciell uns ist sie noch wohl erinnerlich als Julie in den „Bekenntnissen“ und Sabine in der „Leibrente“, welche Rollen sie während des Engagements ihres Gatten in Leipzig einmal als Gast spielte. Es war damals anziehende Frische und geistiges Leben in ihrem ganzen Auftreten. Später hat sie sich in Bremen auch noch in älteren Partien gezeigt.

Berliner Blätter berichten, daß der dortigen Hoftheaterintendanz jetzt nicht weniger als 28 neue Stücke zur Begutachtung vorliegen. Außer mehreren anderen schon erwähnten ward aus der Zahl derselben neuerdings zur Aufführung in Berlin angenommen: „Des Hauses Ehre“, Trauerspiel von einem aus Pesth gebürtigen, jetzt aber in der preußischen Residenz lebenden jungen Dichter Namens **Hugo**.

Der Prinz-Regent v. Preußen hat in Sachen der dramatischen Kunst zwei Entschließungen gefaßt, deren Resultate theils dem gesammten Deutschland, theils speciell der Stadt Berlin zu Gute kommen werden. Um nämlich die noch immer nicht vollständig zusammengebrachten Kosten zum Ausbau des neuen Victoriatheaters decken zu helfen, miethete der Prinz-Regent auf sieben Jahre eine Loge für den jährlichen Pachtpreis von 15,000 Thalern, und zahlte vorschußweiße an die Direction bereits 95,000 Thaler aus. Außerdem aber stiftete der erlauchte Herr auch

einen in jedem dritten Jahre am 10. November, d. h. an Schillers Geburtstag, zu ertheilenden Preis von 1000 Thalern in Gold, welcher von ihm selbst nach dem Urtheile von Sachverständigen dem Dichter des besten in diesem Zeitraum erschienenen dramatischen Werkes bewilligt werden soll. Die aus eilf Artikeln bestehende Stiftungsurkunde über diesen Schillerpreis — womit also die in voriger Nummer erwähnte Holtzendorf'sche Idee bereits zur theilweisen Ausführung gelangt — ist schon ausgestellt, und wird der nächste Termin der Preisvertheilung der 10. November 1860 sein.

G. v. Moser hat am Wallner'schen Theater in Berlin schon wieder eine seiner allerliebsten und pikanten Kleinigkeiten darstellen lassen. Der Titel dieses neuesten Stückchens ist „das häusliche Gleichgewicht", woraus schon erhellt, daß darin ein ergötzlicher Streit zwischen zwei Ehegatten über das Principat im Hause den Inhalt ausmacht. Launige Wahrheit der Erfindung, frische und kräftige Farben in der Charakteristik, sowie Maß und Takt in der komischen Situationszeichnung sind bei G. v. Moser allenthalben zu finden, und es bleibt nur zu wünschen übrig, daß er sein hübsches Talent nicht immer nur an solchen einactigen, flüchtig hingeworfenen Scherzen ausgebe, sondern sich auch einmal an ein größeres Werk, an ein Lustspiel in kunstvollerem Styl wage.

Der eilfte Band der „dramatischen Werke" von Roderich Benedix enthält außer einem noch in Iffland'scher Manier, wenngleich etwas moderner gehaltenen Schauspiel „die Gesellschafterin" zwei den Abend füllende Komödien „Auf dem Lande" und „die Schuldbewußten." Für die erstere der beiden bot sich dem Verfasser die Schwärmerei der Stadtbewohner für das Landleben zum Stoff dar. Er legte dieselbe in das Gemüth einer jungen Dame und zeigte nun in verschiedenen zum Theil recht wirksamen Scenen, wie der Glaube an ein arkadisches Schäferthum unsrer Tage nichts Andres, als ein Aberglaube, ein leerer Wahn sei. Statt Damon und Phyllis, deren Bekanntschaft von Angesicht zu Angesicht zu machen die junge Dame erwartet hatte, begegnen ihr Bauern und Bäuerinnen, wie sie wirklich sind, von egoistischem, halsstarrigem, ungraziösem und ungemüthlichem Wesen, und da sie dieser Art „Natur" keinen Geschmack abzugewinnen vermag, so verläßt sie das Dorf und flüchtet sich in die Arme und unter den Schutz eines braven Mannes in der Stadt. Der eigentliche Werth dieses Lustspiels liegt in der Charakterzeichnung der bäurischen Gestalten, wogegen wir der städtischen Gruppe nicht so unbedingte Lebensfähigkeit zugestehen möchten. Was „die Schuldbewußten" anlangt, so ist es zwar ein komisches Motiv, wenn eine Anzahl Personen gewisse Thatsachen unter sich geheim halten und erschrecken, so oft sie sich zu verrathen Gefahr laufen. Immer aber müssen in diesem Fall die einzelnen Heimlichkeiten sich irgend einer Fabel unterordnen, an welcher alle Mithandelnden zu gleicher Zeit betheiligt sind. Nur dann verwickelt sich die Intrigue auf erheiternde Art; nur dann löst sie sich durch eine einzige, Alle zu gleicher Zeit bloßstellende Entdeckung. Der Verfasser führt uns aber statt einer Fabel ein kleines Chaos vor.

Mr. Santley, der junge und treffliche englische Sänger, welcher in London neuerdings die schwierige Partie des Hoel in Meyerbeers „Dinorah" mit großer Auszeichnung durchführte, ist 1834 in Liverpool geboren und hat seine Studien bei italienischen Meistern in Mailand gemacht. 1857 zur Zeit des Carnevals debutirte er auf dem Theater zu Pavia als Ernani, sowie in Verdi's „Traviata." Im October desselben Jahres kehrte er nach England zurück und ließ sich vor dem Publicum der Hauptstadt zuerst in der Partie des Adam aus der „Schöpfung" hören. Jetzt ist er eins der gefeiertsten Mitglieder des Coventgardentheaters und seit kurzem mit Gertrud Kemble, der Enkelin des großen Charles Kemble und Nichte von Fanny und Adelaide Kemble, vermählt. Sie war auch bereits Schauspielerin, hat aber als Frau die Bühne verlassen.

Litterarische Anzeigen.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 50. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 10. December.

Inhalt.

Der Hainbund und die Eutiner Freunde.

Wilhelm von Bippen gab uns in seinen „Eutiner Skizzen" (Weimar, Herm. Böhlau) einen durch Gründlichkeit der Forschung, wie durch die vielfach neuen Resultate derselben gleich bemerkenswerthen Beitrag zur Cultur- und Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts oder, um genauer zu sein, jener Zeit, wo „die still und einsam verkehrende, jahrhundertlang dem Volke selbst sprachlich entfremdete Wissenschaft endlich doch die edle Blüthe einer Nationallitteratur trieb und der dadurch nach langem Schlummer geweckte Vaterlandssinn sich immer lauter und verbreiteter als Volksstimme geltend machte und unter dem steten Gegendruck des Auslandes, wie unter den innern Widersprüchen confessioneller Spaltung und staatlicher Zerrissenheit immer bewußter und mannhafter erstarkte." Es ward dem deutschen Geist unsagbar schwer gemacht, sich geltend zu machen, da seinen Bestrebungen gerade in den beiden größten Staaten sich mannichfache feindliche Elemente machtvoll entgegenstellten. In Oesterreich lähmte das Römerthum, der Klerus, jedes Bemühen, durch welches Kaiser Joseph sein Volk mit den Litteraturgrößen des Gesammtvaterlandes bekannt zu machen gewünscht und Klopstock, Wieland und Lessing nach Wien zu ziehen versucht hatte. In Berlin aber unterhielt die Vorliebe für französische Litteratur sowohl des alternden Friedrich wie seines Hofes Unempfindlichkeit für alles Deutsche, mochte es als politische Meinung, mochte es als dichterischer Erguß sich äußern wollen. Vergebens widmete der Professor Christoph Heinrich Müller dem Könige eine Sammlung altdeutscher Gedichte, darunter das Nibelungenlied, Tristan und Isolde, Flor und Blankflor. Die von W. v. Bippen mitgetheilte Antwort wird Niemand ohne schmerzliches Staunen lesen können. Sie lautete nämlich so: „Hochgelahrter, Lieber, Getreuer. Ihr urtheilt viel zu vortheilhaft von denen Gedichten aus dem 12. 13. u. 14. Seculo, deren Druck Ihr befördert habet und zur Bereicherung der deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver werth, und verdienen nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Büchersammlung wenigstens würde ich dergleichen elendes Zeug nicht dulden, sondern herausschmeißen. Das mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal in der dortigen (Berliner) großen Bibliothek abwarten. Viele Nachfrage verspricht jedoch demselben nicht Euer sonst gnädiger König Friedrich. Potsdam, den 24. Februar 1784." So blieben denn, obwohl nach Goethe's Ansicht der siebenjährige Krieg und des großen Königs Thaten den ersten wahren und höheren Lebensgehalt in die deutsche Poesie einführten, Ramlers und Kleists patriotische Oden, Gleims Grenadierlieder, Sulzers und Nicolai's kritisches Streben, sowie Mendelssohns und Lessings kühnerer Geistesflug am Throne gleich unbeachtet.

Fördernd und theilnehmend bewiesen sich nur die kleinen deutschen Höfe. Schon der Held des siebenjährigen Krieges, Karl Wilhelm Ferdinand, Erbprinz von Braunschweig, hatte Abt, Ebert, Zachariä, Leisewitz, C. A. Schmid und andere geistvolle Männer um sich versammelt, und zu diesen trat Lessing, der seinen antiquarischen Briefen den Ruf nach Wolfenbüttel verdankte. Herzog Karl von Württemberg gründete in Stuttgart die seinen Namen tragende Schule, die zwar zunächst nur der Dressur für die Anforderungen unterer Amtskreise dienen sollte, die aber durch Heranbildung von Männern, wie Marschall v. Biberstein, Leupold, Cuvier, Pfaff, Autenrieth, Kielmeyer, Jäger, Parrot, Schaffauer, Dannecker und vor Allen Friedrich Schiller in das Triebrad deutschen Volkslebens aufs nachhaltigste eingriff. In Mainz herrschte unter Kurfürst Emmerich Joseph eine von Kanzler Benzel, von Dalberg, Hoheneck und dem Grafen Stadion begünstigte, von Forster, Huber und den besuchenden Freunden Klinger und Goethe nach verschiedenen Richtungen entfaltete geistige Regsamkeit. Am Hofe des Markgrafen Karl Friedrich von Baden wurde durch den wackern Freiherrn v. Edelsheim, und eine Zeitlang unter Klopstocks Einfluß ein edler Sinn für das Große und Schöne gepflegt. Auch im landgräflichen Schlosse zu Darmstadt wandte man unter Mitwirkung des „höchst bedeutenden"

Präsidenten v. Moser, sowie des scharfsinnigen Johann Heinrich Merk deutscher Kunst und deutschem öffentlichen Leben die wärmste Theilnahme zu. Der Herzog v. Coburg, der Fürstbischof v. Würzburg, der Fürst von Waldeck und seine hochgebildete Gattin, der Fürst v. Dessau und sein treuer Diener v. Erdmannsdorf betheiligten sich aufs eingehendste an den nationalen Interessen. Vor Allen aber ward der Musenhof in Weimar bald der glänzendste Mittelpunkt, von dem jedes für das politische und geistige Wohl des Vaterlandes empfängliche Herz höhere Wärme und neue Bewegung gewann, und dessen Zauber sogar dem gerne skeptisch negirenden Fürsten v. Ligne den Ausruf entlockte: „J'estime Goethe, j'aime Wieland, j'adore le Duc!"

Auch am fürstbischöflichen Hofe zu Eutin, den uns W. v. Bippen jetzt zum ersten Male monographisch geschildert hat, wohnte eine warme deutsche Gesinnung. Um den Leser gleich mit dem Locale vertraut zu machen, erwähnen wir, daß Eutin damals Wohnsitz des Fürstbischofs v. Lübeck und zugleich einzige Stadt seines Bisthums war, welch letzteres schon im zehnten Jahrhundert von Otto dem Großen gegründet und anfangs von geistlichen Herren verwaltet wurde, mit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts aber in weltliche Hände, an das Haus Holstein-Gottorp gelangte. Zu der Zeit, da auch Eutin durch das Zusammenleben verschiedener begabter Männer an der Entwicklung und Ausbildung der deutschen Litteratur und unsres nationalen Lebens Theil nahm, bekleidete Peter Friedrich Ludwig, Herzog zu Schleswig-Holstein, Stormarn und Dithmarschen, Herzog und regierender Administrator zu Oldenburg, die Würde des Fürstbischofs von Lübeck. Er ließ in Eutin Schloß und Palais verschönern und erweitern, sowie den Schloßgarten in einen weithin berühmten Park verwandeln. Dabei suchte er durch Gründung einer musikalischen Kapelle, durch Ankauf werthvoller Gemälde, durch Herbeiziehung des talentvollen Landschaftsmalers Strack und später durch die des genialen Wilh. Tischbein den allgemeinen Kunstsinn zu fördern. Durch bessere Ordnung der vorhandenen und durch Ankauf neuer Bücherschätze wurde sowohl in Oldenburg wie in Eutin der Grund zu reichen öffentlichen Bibliotheken gelegt, zugleich an beiden Orten und später auch im übrigen Lande für den Gewinn tüchtiger Lehrkräfte gesorgt, eine neue Ordnung der kirchlichen Verhältnisse und eine verbesserte Einrichtung der Armenpflege herbeigeführt u. s. w. An die Spitze der weltlichen Regierung des etwa 20,000 Seelen umfassenden Fürstbisthums ward 1791 der bereits längere Zeit in Diensten seines Landesherrn lebende Friedrich Leopold v. Stolberg berufen, und dessen schon früher geltend gemachtem Einflusse war es besonders zuzuschreiben, daß die Wellen der Geistesbewegung, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts das Gesammtvaterland befruchtend überflutheten und überall neues, ungeahntes Leben erweckten, ihre Kreise auch nach dem fernen, kleinen, dem großen Weltverkehr entlegenen Eutin trieben. Schon seit einer Reihe von Jahren lebte daselbst als Schulrector auch Johann Heinrich Voß, der zu dieser Stelle ebenfalls durch Stolbergs Vermittelung gelangt war und mit demselben das Paar der bedeutendsten Persönlichkeiten bildete, welches in den „Eutiner Skizzen" geschildert werden mußte.

Beide waren Jugendfreunde noch von ihrer Göttinger Studienzeit her. Im Herbst 1772 wählten nämlich die Brüder Christian und Friedrich Leopold v. Stolberg Göttingen zur Fortsetzung ihrer Studien. Hierher zog sie vor Allen Heyne, der, auf Ruhnkens Empfehlung als Professor der Beredsamkeit dorthin berufen, der unermüdliche Förderer gründlicher Alterthumskunde, aber auch eines feineren ästhetischen Sinnes daselbst geworden war. Die deutsche Litteratur blieb jedoch dort seit Albrecht v. Hallers Abgang ganz ohne wesentliche Pflege. Nur Lichtenbergs secirender Witz und Kästners beißende Epigramme berührten oberflächlich das Gebiet derselben. Als ein Schüler und einstiger Anhänger Gottscheds hatte Kästner sich aber eine warme Theilnahme für Dichtkunst bewahrt und mit bereitwilliger Freundlichkeit die Bemühungen des jungen Heinrich Christian Boie unterstützt, als dieser mit seinem Freunde Gotter 1770 die Herausgabe eines Göttinger Musenalmanachs unternahm. Boie war dadurch mit allen bedeutenden Schriftstellern jener Zeit in lebhaften brieflichen Verkehr gelangt und unter diesen mit Klopstock näher bekannt geworden. Zugleich vereinigte das Entstehen des Almanachs um ihn einen Kreis strebsamer Jünglinge, zu welchem sich im Frühjahr 1772 auch der aus der Oertzen'schen Familie als Hauslehrer kommende Joh. Heinr. Voß, sowie bald darauf die Brüder Stolberg gesellt hatten, und die mit Boie das in unsrer Litteratur vielfach genannte Göttinger Dichterbündniß, „den Hainbund", schlossen. Zuerst war Voß nur mit Boie bekannt. Dieser verschaffte ihm dann die Bekanntschaft mit Bürger, der damals schon in Gelliehausen als Amtmann wohnte, und ferner mit Joh. Martin Miller, geboren zu Ulm, mit Wehrs, einem Hannoveraner, und Hölty, der 1748 zu Mariensee bei Hannover geboren, schon 1776 ein Opfer der Schwindsucht wurde. Alle waren erfüllt von dem Eindruck, den Lessings kürzlich erschienene Emilia Galotti und Klopstocks David hervorgerufen, sowie begeistert im Glauben an ihren eigenen Dichterberuf. Auch Karl Friedrich Kramer, der Sohn eines Kopenhagener Hofpredigers, Gottlob Dietrich Miller, ein Vetter Johann Martins, Esmarch aus Angeln, Meyer aus Harburg, Hahn aus Zweibrücken, Johann Anton Leisewitz aus Cöln, die Gothaer Ewald und Seebach schlossen sich neben manchen Andern jenem Sängerkreise als Mitwirkende und Mitempfindende an. Boie war außerdem als geborener Dithmarse mit den in Göttingen studierenden Holsteinern landsmännisch befreundet, so mit den Söhnen des ehemaligen dänischen Staatsministers Grafen v. Reventlow. Als nun die Stolberge bei ihrer Ankunft in der Universitätsstadt in den Reventlows Jugendfreunde begrüßten, wurden sie durch Letztere auch mit Boie bekannt. Bald stellte dieser sie den dichterischen Bundesbrüdern vor, unter denen Voß nach kaum gemachter Bekanntschaft mit Entzücken meldet: „Die Grafen Stolberg sind Leute von der feinsten Empfindung, dem edelsten Herzen, voll Vaterland und Gott, den vortrefflichsten Talenten zur Dichtkunst und ohne den kleinen Stolz, kurz Leute, die Klopstock schätzt und liebt." Der leicht zur

Schwärmerei hingerissene jüngere Graf schloß sich wunderbarer Weise an den seiner innern Natur nach phantasiearmen, obwohl damals auch im Jugendfeuer glühenden Voß sogleich aufs engste an.

Die zum Theil noch aus ganz unbenutzten Quellen zusammengestellten Mittheilungen, welche W. v. Bippen uns über den Hainbund macht, bilden einen der werthvollsten Abschnitte der „Eutiner Skizzen". Schon im Sommer 1772 begannen die obengenannten Jünglinge sich unter Boie's Vorsitz regelmäßig an jedem Sonntage, später am Sonnabend Nachmittags zu versammeln, um bei Kaffee und Tabak Klopstocks und Ramlers Gedichte zu lesen, sodann die Producte der Genossen anzuhören und gegenseitig zu beurtheilen. Bald aber artete das sittsame Dichterkränzchen in tolles Bardenspiel aus, das sich im rührsamen Mondscheinrausche, in dem sentimentalsten Freundschaftsenthusiasmus, in abstracter Freiheitsträumerei und deutschthümelndem Schwindel kundthat. Schon am 12. Sept. verführte eine laue Mondnacht zu Wehnde bei Göttingen die Dichterfreunde zu einer jener überschwenglichen Scenen, in der sie, mit Eichenlaub bekränzt und von Milch begeistert, tanzend um die Bäume kreisten und sich bei den Sternen ewige Freundschaft schworen. Zwar widerstrebte der verständige Boie dem allzutollen Treiben der Musensöhne. Dennoch konnte er's nicht wehren, wenn Hölty in übermüthiger Rheinweinlaune sich auf Rosenblätter lagerte und gleich Anakreon den Bart salbte, oder wenn beim Abschiedsschmause Ewalds, nachdem in einem Augenblicke „voll heiliger Schauer" auf Klopstocks Wohl angestoßen war, bald der donnernde Fluch erscholl: Es sterbe der Sittenverderber Wieland! Dieser, der als Franzosenfreund Geächtete, und Klopstock, der vorzugsweise deutsche Sänger, bildeten die Pole, zwischen welchen sich Liebe und Haß der Bundesbrüder in auf- und absteigender Linie bewegten. So wenig ihr gespreiztes Deutschthum damals eine reale Grundlage hatte, oder ein bestimmt erkanntes vaterländisches Ziel verfolgte, so gewann doch die Litteratur durch jene von Klopstock angeregte und von den Göttinger Barden geschürte Sucht einen doppelten Vortheil. Zunächst entwöhnte man sich der noch durch Ramler, Gleim und Wieland vertretenen Neigung, bei jeder Gelegenheit Apoll und die neun Musen oder andere Götter vom classischen Olymp herbeizurufen. Statt ihrer wurde jetzt, wenn auch in übertriebener Weise, die germanische Mythologie ausgebeutet, und so der Weg für ein allgemeineres Interesse und für ein tieferes Verständniß derselben gebahnt. Sodann zwang die Vernachlässigung oder gar völlige Verwerfung des Reims, dieses uralten, mit unserer Sprache innig verwebten Bandes von Ton und Sinn, die damaligen Dichter zur größeren Pflege der bisher wenig beachteten deutschen Prosodie. Namentlich dienten die bald beginnenden metrischen Uebersetzungen, vor allen Vossens Leistungen, in dieser Beziehung eine neue Aera zu begründen. Im Widerspruche mit jener überspannten Begeisterung wurde übrigens die Dichtkunst von den Jünglingen ziemlich handwerksmäßig betrieben. So meldet Voß an Brückner, daß er mit Hölty und Hahn verabredet, nach einem Gartenhause zu wandern, „dort Kaffee zu trinken und Jeder ein Gedicht zu machen. Erst machten wir uns recht vergnügt, und darauf ging Jeder für sich in verschiedenen Gängen und dichtete beim Schein des Mondes. Um sieben Uhr kehrten wir zurück, mit Beute beladen." Ein andres Mal geht Voß mit den Freunden aufs Land, „um die Nacht hindurch Verse zu machen." Sie ziehen im Mondschein nach Wehnde und dichten da „um die Wette". Die Bundesversammlungen wurden sehr regelmäßig abgehalten und ein Bundesbuch in schwarzvergoldetem Lederbande zur Aufnahme allseitig gebilligter Dichtungen angelegt. Dabei wurde brav Kaffee getrunken und so leidenschaftlich geraucht, daß fast „der ganze Parnaß zu Tabaksängern wurde." Denn schon hatte Voß den „Pfeifenkopf", darauf Hölty die „Tabakspfeife" besungen und Ewald in einem Liede den Apoll sogar zum „Tabaksgott" erhoben. Bei der Plattheit dieser Gegenstände, bei dem Mangel an Tiefe des Gedankens und an jeglicher Spur von einem synthetischen Geiste glaubte man das dichterische Element durch ungewohnte Sprachformen, durch Unklarheit des Ausdruckes und Unverständlichkeit der Idee ersetzen zu können.

Als im Frühjahr 1773 Klopstock dem Bunde seinen Messias sandte, war des allgemeinsten Entzückens kein Ende. „O welch ein Mann ist Klopstock," schreibt Voß, „ein Prophet, ein Engel Gottes kann nicht mehr die Seele durchbohren, als unser Klopstock!" Am 2. Juli wurde zu Ehren von des Dichters Geburtstag auf Hahns Zimmer große Tafel veranstaltet. „Ein langer Tisch war gedeckt und mit Blumen geschmückt," so erzählt Voß von dieser Feier. „Oben stand ein Lehnstuhl ledig, für Klopstock, mit Rosen und Levkoien bestreut, und auf ihm seine sämmtlichen Werke. Unter dem Stuhle lag Wielands Idris zerrissen. Jetzt las Kramer aus den Triumphgesängen und Hahn etliche auf Deutschland sich beziehende Oden von Klopstock vor. Darauf tranken wir Kaffee; die Fidibus waren aus Wielands Schriften gemacht. Boie, der nicht raucht, mußte doch auch einen anzünden, und auf den zerrissenen Idris stampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein Klopstocks Gesundheit, Luthers Andenken, Hermanns Andenken, des Bundes Gesundheit, dann Eberts, Goethe's, Herders. Klopstocks Ode „der Rheinwein" ward vorgelesen, und noch einige andere. Nun ward das Gespräch warm. Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von Tugendgesang, und Du kannst denken, wie. Dann aßen wir, punschten, und zuletzt verbrannten wir Wielands Idris und Bildniß." Um Michaelis 1774 war gleichfalls großer Jubel im Dichterkreise; denn Klopstock, der Angebetete, erschien in edler, umfaßbarer Leiblichkeit. Er weilte zwei Tage in Göttingen und weihte sich ausschließlich den Bundesgenossen, denen er die großen, unter ihrer Mitwirkung verfolgten Zwecke darlegte und erläuterte. Aber zu eben der Zeit, da der Verein auf dem Gipfel stolzester Entfaltung angelangt schien, und seine Glieder welterschütternde Pläne für die Zukunft faßten, waren dessen Augenblicke schon gezählt. Bald nacheinander mußten Leisewitz, Hahn und die Miller Göttingen verlassen. Boie trat längere Reisen an und legte die Weiterleitung des Almanachs in Vossens Hände. Diesem wurde jedoch auch der Aufenthalt in Göttingen mehr und mehr

verleidet. Seinen Gönner Heyne hatte er sich durch Rücksichtslosigkeit und schroffen Widerspruch entfremdet. Die älteren Freunde waren bis auf Hölty sämmtlich geschieden und dieser bereit, mit Voß nach Wandsbeck weiter zu ziehen. Der Bund lebte zwar noch eine Zeitlang im Herzen der Brüder fort, aber bald fehlte der Schwärmerei die Nahrung und der Reiz, welchen der tägliche Austausch von Gesinnung und Empfindung gewährt hatte. An die Stelle selbstgewählter ungeheuerlicher Zwecke trat bei nahender Mannesreife die dringende Stimme nächster Staats- und Bürgerpflichten. Die Titanenkraft, die sich über die Breite des Universums ergießen sollte, wurde durch das eiserne Gesetz der Nothwendigkeit in die Enge des Philisterthums eingezwängt, wo die Anforderungen von Amt und Haus, die Sorge für das tägliche Brot die einzigen Zwecke des ehemaligen Bündners blieben. In Göttingen selber ward der Hainbund nach Klopstocks Abreise und während seines augenscheinlichen Zerfalls mit bitterstem Spott verfolgt. Gab schon der Name des Meisters zu wohlfeilem Wortspiel reichlichen Anlaß, so steigerte die übertreibende Fama bald die jugendlichen Thorheiten zum abenteuerlichsten Wahnwitz. Da erzählte man von Eichenkränzen, welche die Verbündeten Tag und Nachts auf ihren Häuptern trügen, und von einem geheimnißvollen Ochsenberge, wo sie, vierhundert an der Zahl, in Ziegenfelle gekleidet, nach Hexenart nächtliche Orgien feierten und sich aus maßlosen Krügen in Eimbecker Bier berauschten. Diese Spöttereien, der Abfall mancher ehemals begeisterten Bundesbrüder, die zunehmende äußere Vereinsamung und ein wachsender Groll gegen den einst hochverehrten Heyne verbitterten Voß die letzten Tage in Göttingen.

Um Ostern 1775 verließ er die Stadt, dasselbe that bald nachher auch Hölty, und mit ihrem Abgang war der Bund zersprengt; Hohn und Schadenfreude lächelten seinem Untergange zu; aber nach mehr als einem halben Jahrhundert lebten im Munde des deutschen Volkes noch die Lieder fort, die der Begeisterung unerfahrener, aber auch unverdorbener Jünglinge entstiegen waren. Wird doch noch heute in manchem älteren Kreise gern der Rundgesang und das Neujahrslied von Voß angestimmt, noch heute Kramers: „Feinde ringsum!", Millers: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut?" und Hölty's Lieder: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit", „Wer wollte sich mit Grillen plagen", und: „Rosen auf den Weg gestreut", auch wohl Overbecks: „Blühe, liebes Veilchen", von Jüngling und Jungfrau gesungen.

Die Gebrüder Stolberg waren schon im September 1773 aus Göttingen abgereist, und der Trennungstag, der damals die Grafen dem Freundeskreise entführte, ist uns von den Gliedern des letzteren selber verschiedentlich geschildert worden. Die Genossen waren beim Punsch vereint, als nach Mitternacht erst die Scheidenden in das Versammlungsgemach eintraten. Man sang Millers Abschiedslied, dann ein Trinklied von Voß, sah sich wehmüthig an, fragte „zehnmal gefragte Dinge", schwur sich ewige Freundschaft, und sang noch einmal das Abschiedslied. Dann „ward ein lautes Weinen". Um drei Uhr Nachts endlich machte Clauswitz, der Hofmeister der Grafen, der thränenreichen Scene ein Ende. Auf seine Mahnung entfernten sich die Brüder unbemerkt, „stumme Sehnsucht ihres Gesprächs und ihres Kraftgesangs nachlassend."

Als Voß und Friedrich Leopold Stolberg sich nach langen Jahren in Eutin wieder nahe traten, waren die Verhältnisse und das Wesen ihres Charakters ganz anders geworden. Der von jeher rationalistisch gesinnte Voß besaß nun eine kühle Verständigkeit, die mit allen ihren Consequenzen in Denken und Thun zu der im Laufe der Zeit eher noch mehr in Schwärmerei versunkenen Empfindungsweise des Grafen den auffallendsten Contrast bildete. Der Zwiespalt zwischen Beiden war vornehmlich religiöser Art. Durch den Einfluß des Münster'schen Kreises, d. h. der Fürstin Galitzin und der um diese interessante Frau sich schaarenden Persönlichkeiten, welche Stolberg auf seiner Reise nach dem Süden besucht hatte, ferner durch den erneuerten persönlichen Verkehr mit Lavater und durch das, was er in Italien und im Umgange mit dem Klerus an religiösen Eindrücken empfangen, hatte sich der Graf nach und nach in die Unmittelbarkeit des Offenbarungsglaubens vertieft und den intoleranten Standpunkt der Orthodoxie eingenommen, während Voß das Recht der absolutesten Denkfreiheit verfocht. Die vertrauensvolle Innigkeit und die begeisterte Hingebung der Jugendfreundschaft mußte sich daher nach der Wiedervereinigung in Eutin nothwendig zu einem kälteren und gemesseneren Verkehr umwandeln und dürfte dies weniger befremdlich scheinen, als das noch siebenjährige Fortbestehen eines näheren Umgangs, zumal, da Stolberg leicht leidenschaftlich erregt, in Wort und Werk rasch und heftig war, Voß dagegen eine die Grenze der Grobheit so nahe berührende Ungezwungenheit besaß, daß er, wie ein Freund versichert, selbst das Angenehmste auf unangenehme Weise zu sagen gewöhnt war. Der tägliche Umgang hatte fortan für Beide oft etwas Peinigendes und Beängstigendes; zum offnen Bruche kam es jedoch erst, als Stolberg durch den Uebertritt zum Katholicismus Convertit seines Glaubens geworden war.

Abgesehen von diesen Beiden bestand der in der Litteraturgeschichte oft genug erwähnte „Eutiner Kreis" noch aus verschiedenen anderen vielfach bemerkenswerthen Persönlichkeiten, von denen allen W. v. Bippen uns die ersten genauen und erschöpfenden Charakterbilder gegeben hat. Der bekannteste Namen darunter ist wohl der von Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, einem dänischen Rittmeister, dessen Tragödie „Ugolino" durch Shakespeare'sche Regellosigkeit vielen Anstoß erregte, ihres widerlichen Stoffes wegen von Bodmer durch den „Hungerthurm in Pisa" parodirt, von Anderen dagegen hochgeschätzt, von Stolberg sogar den Werken beigezählt wurde, die dem Namen des Verfassers die Unsterblichkeit sichern müßten. 1771 arbeitete Gerstenberg an einem Drama, „das der Waldjüngling heißen und die Empfindung eines Menschen, der außer sich nichts gesehen, entwickeln" sollte, ein Thema, das vielleicht dem Calderon entlehnt war, und als eine des Dichters Kräfte übersteigende Aufgabe unvollendet blieb. So unselbständig Gerstenberg in seinen eignen Productionen war, so bleibt ihm doch das Verdienst, das Verständniß Shakespeare's und das Interesse für nordische Dichtung geweckt und wesent-

lich gefördert, und dadurch der weichlichen Empfindsamkeit ein neues kräftigendes Element entgegengestellt zu haben. Die Formlosigkeit seines Ugolino gab zugleich Anstoß zu der stürmischen Bewegung, welche sich bald im allgemeinen Originalitätsdrange offenbarte.

Die einzelnen Glieder des Eutiner Dichter- und Gelehrtenkreises waren jedoch nicht auf den Ort selber nur beschränkt. Als Professor in Kiel lebte eine Zeitlang Karl Friedrich Kramer, sowie weiter nach Westen, in Meldorf, Heinrich Christian Boie, die, wie oben erwähnt, beide einst dem Göttinger Hainbunde zugehört hatten. Der Bedeutendere war Boie, welcher als Herausgeber eines nach dem Muster des Pariser Almanac des Muses mit Gotter begonnenen deutschen Musenalmanachs und als tieferer Kenner der damals auf dem Continente noch sehr wenig verbreiteten englischen Litteratur unter dem Bardennamen Werdomar das Haupt des jungen Dichterbundes wurde, gegen dessen Unwesen er oft vergeblich kämpfte. Seine eigne Muse nannte Boie schon 1770 eine „sehr schwächliche. Sie ist gleich außer Odem! Höchstens dann und wann ein Quartreim. Weiter wagt sie sich selten." Desto mehr wirkte er als wesentlicher Förderer der deutschen Litteratur, indem er nicht nur junge Talente aufzusuchen, zu ermuntern, rechtzeitig zu tadeln, und in den Kreis der Oeffentlichkeit einzuführen wußte, sondern auch älteren und anerkannten Schriftstellern durch kritische Beihülfe oder durch Unterstützung bei Herausgabe ihrer Werke mit Eifer und Selbstverleugnung zur Seite stand. Namentlich erwies er sich dem Dichter der „Lenore" als warmfühlender, überall helfender Freund. Von Lübeck aus verkehrte mit Eutin der ehemalige Hainbündler Christian Adolf Overbeck, Vater des berühmten Malers Friedrich Overbeck in Rom, der sich zu seiner Zeit neben der wärmsten Anerkennung seiner Verdienste um die Verwaltung und die Justizpflege auch einen sehr geehrten Dichternamen erwarb. Seine Lieder, unter denen „Blühe, liebes Veilchen", „Warum sind der Thränen" und „Das waren mir selige Tage" die bekanntesten blieben, fanden einst große Verbreitung und an Schulz, Himmel, Hurka, André, Reichardt und Mozart ausgezeichnete Componisten. Die unter dem Titel: „Fritzchens Lieder" bekannte Sammlung belebt noch heute die Kinderwelt mit heitern Klängen.

Ein jüngerer Landsmann Overbecks war Georg Philipp Schmidt, als Dichter mit dem Zusatz „von Lübeck" bekannt, dessen Poesien noch 1847 in einer dritten Auflage erschienen sind. Das ferne Hamburg sandte seltener, als Lübeck, Besuche nach Eutin. Klopstock hielt von der nach damaligen Begriffen weiten Reise außer dem zunehmenden Alter die Entfremdung ab, in die er mit Voß wegen abweichender Ansichten über deutsche Prosodie und Metrik, mit Stolberg durch die Verschiedenheit religiöser Meinungen gerathen war. Claudius dagegen, „der Wandsbecker Bote", war durch seine beschränkte äußere Lage an die Scholle seines Wohnortes gebunden, doch stand er Vossen noch aus früherer Zeit geistig sehr nahe. Beide hatten ja nach der Abreise des Letzteren von Göttingen in Wandsbeck ein idyllisches Zusammenleben geführt, das Voß brieflich also schilderte: „Wir liegen den ganzen Tag im Walde oder in Claudius' kleinem Garten auf einem Grasstücke neben einer Laube von zwei Stockwerken und hören den Kukuk und die Nachtigall. Seine Frau liegt mit ihrer kleinen Tochter im Arm neben uns, mit losgebundenem Haar und als Schäferin gekleidet. So trinken wir Kaffee oder Thee, rauchen ein Pfeifchen dabei, und schwatzen oder dichten." Als Gäste aus weiter Ferne erschienen 1793 Lavater und die Fürstin Galitzin in Eutin; ein Jahr lang, von 1797 bis 1798, hielt sich auch Schlosser, der Schwager Goethe's, da auf; einen sehr bedeutenden dauernden Zuwachs erhielt aber schließlich der dortige Kreis in Jacobi, der als Flüchtling aus den Rheinlanden vor den Kriegsnöthen nach dem abgelegenen Norden floh. Friedrich Heinrich Jacobi schien mehr als jeder Andere bestimmt, die harten Gegensätze zwischen Stolberg und Voß zu versöhnen, doch seine „Dämmerungsphilosophie" konnte weder der Sehnsucht des Einen dauernde Befriedigung gewähren, noch dem Anderen genügen, dessen Verstande nur das bestimmt und klar Erfaßliche zusagte.

So bildeten Hausfreunde und Amtsgenossen, Besuchende aus den Nachbarstädten und Reisende aus der Fremde in Eutin einen fast ununterbrochenen Zusammenfluß ausgezeichneter Geister. Durch den Zutritt von Jacobi und Schlosser besonders war der Eutinische Cirkel zu solcher Höhe und Vielseitigkeit gelangt, daß von einer gegenseitigen Durchdringung und Fortentwickelung seiner Kräfte die hervorragendsten Leistungen und eine wohlthätige Einwirkung auf Staat und Kirche, Lehre und Kunst erwartet wurde. Der Zerfall des Kreises aber war gerade damals schon ein nahe bevorstehendes Ereigniß. Stolberg verließ die Stadt, als er sich in den Schooß der „alleinseligmachenden Kirche" geflüchtet hatte; Voß, seit mehreren Jahren an Harthörigkeit leidend, durch den Verlust des Freundes und ihre Entzweiung im tiefsten Herzen verwundet, empfing 1802 den erbetenen Abschied nebst Pension und siedelte sich zunächst in Jena an, um dort mit Griesbach, Goethe, Schiller u. A. in traulicher Verbindung zu stehen. Jacobi wurde 1804 als Mitglied der Akademie nach München berufen, und später zum Präsidenten derselben erhoben. Nicolovius endlich, jener Schwiegersohn Schlossers, der durch Stolbergs Verwendung Eutinischer Kammersecretär geworden war, blieb in dieser Stellung bis 1805 und trat dann in das Königsberger Consistorium ein. Als letzter Ueberlebender starb er im Jahre 1839. Eutin aber war, nachdem sie alle geschieden und bei der Säcularisation des Bisthums 1803 auch der herzogliche Hof bleibend nach Oldenburg verlegt war, wieder, was es gewesen, „ein freundliches Oertchen ohne Wall und Mauer." Seine Bewohner aber hegten und pflegten mit treuer Pietät das Andenken der Vergangenheit und freuten sich des fort- und nachwirkenden Segens derselben. E—l.

Die Höhle des Guacharo.

Hermann Hauff's Bearbeitung der Reisen Humboldt's von 1799 bis 1804*) führt uns in den bisher erschienenen drei Lieferungen schon tief nach Südamerica hinein. Das Werk enthält so viele Glanzstellen, daß eine Auswahl für unsere Blätter schwer wird. Die classische Abhandlung über den Golfstrom, die nicht minder berühmte Beschreibung der Besteigung des Piks von Teneriffa und noch viele andere Schilderungen fesseln so lebhaft, daß wir ungern an ihnen vorübergehen. Wenn wir Humboldt's Besuch in der Höhle des Guacharo wählen, so geschieht es nicht blos wegen des ungemeinen Reizes der Darstellung, sondern auch deshalb, weil diese Stelle des ausgezeichneten Werkes zu den minder bekannten gehört.

Jene Höhle war eine der ersten merkwürdigen Punkte des Festlandes, die Humboldt auf seiner Reise von Cumana ins Innere sah. In ihrer Nähe liegt das Kloster Caripe, in dem damals aragonesische Kapuziner wohnten. Von diesem Kloster bis zur Höhle hatte Humboldt drei kleine Meilen zurückzulegen. Seine Schilderung ist die folgende.

Ein schmaler Pfad führte zuerst anderthalb Stunden lang südwärts über eine lachende, schön beraste Ebene, dann wandten wir uns westwärts an einem kleinen Flusse hinauf, der aus der Höhle hervorkommt. Man geht drei Viertelstunden lang aufwärts bald im Wasser, das nicht tief ist, bald zwischen dem Fluß und einer Felswand, auf sehr schlüpfrigem, morastigem Boden. Zahlreiche Erdfälle, umherliegende Baumstämme, über welche die Maulthiere nur schwer hinüberkommen, die Rankengewächse am Boden machen dieses Stück des Weges sehr ermüdend.

Wenn man am Fuß des hohen Guacharoberges nur noch vierhundert Schritte von der Höhle entfernt ist, sieht man den Eingang noch nicht. Der Bach läuft durch eine Schlucht, die das Wasser eingegraben, und man geht unter einem Felsenüberhang, so daß man den Himmel gar nicht sieht. Der Weg schlängelt sich mit dem Fluß, und bei der letzten Biegung steht man auf einmal vor der ungeheuren Mündung der Höhle. Der Anblick hat etwas Großartiges selbst für Augen, die mit der malerischen Scenerie der Hochalpen vertraut sind. Ich hatte damals die Höhlen am Pik von Derbyshire gesehen, wo man, in einem Nachen ausgestreckt, unter einem zwei Fuß hohen Gewölbe über einen unterirdischen Fluß setzt. Ich hatte die schöne Höhle von Treshemienshiz in den Karpathen befahren, ferner die Höhlen im Harz und in Franken, die große Grabstätten sind für die Gebeine von Tigern, Hyänen und Bären, die so groß waren, wie unsere Pferde. Die Natur gehorcht unter allen Zonen unabänderlichen Gesetzen in der Vertheilung der Gebirgsarten, in der äußeren Gestaltung der Berge, selbst in den gewaltsamen Veränderungen, welche die äußere Rinde unseres Planeten erlitten hat. Nach dieser großen Einförmigkeit konnte ich glauben, die Höhle von Caripe werde im Aussehen von dem, was ich der Art auf meinen früheren Reisen beobachtet, eben nicht sehr abweichen; aber die Wirklichkeit übertraf meine Erwartung weit. Wenn einerseits alle Höhlen nach ihrer ganzen Bildung, durch den Glanz der Stalaktiten, in allem, was die unorganische Natur betrifft, auffallende Aehnlichkeit mit einander haben, so giebt andererseits der großartige tropische Pflanzenwuchs der Mündung eines solchen Erdlochs einen ganz eigenen Charakter.

Die Cueva del Guacharo öffnet sich im senkrechten Profil eines Felsen. Der Eingang ist nach Süd gekehrt; es ist eine Wölbung achtzig Fuß breit und siebenzig hoch, also bis auf ein Fünftheil so hoch als die Colonnade des Louvre. Auf dem Fels über der Grotte stehen riesenhafte Bäume. Der Mamei und der Genipabaum mit breiten glänzenden Blättern strecken ihre Aeste gerade gen Himmel, während die des Courbaril und der Erythrina sich ausbreiten und ein dichtes grünes Gewölbe bilden. Pothos mit saftigen Stengeln, Oxalis und Orchideen von seltsamem Bau wachsen in den dürrsten Felsspalten, während vom Winde geschaukelte Rankengewächse sich vor dem Eingang der Höhle zu Gewinden verschlingen. Wir sahen in diesen Blumengewinden eine violette Bignonie, das purpurfarbige Dolichos und zum ersten Mal die prachtvolle Solandra, deren orangegelbe Blüthe eine über vier Zoll lange fleischige Röhre hat. Es ist mit dem Eingang der Höhlen, wie mit der Ansicht der Wasserfälle; der Hauptreiz besteht in der mehr oder weniger großartigen Umgebung, die den Charakter der Landschaft bestimmt. Welcher Contrast zwischen der Cueva de Caripe und den Höhlen im Norden, die von Eichen und düstern Lärchen beschattet sind!

Aber diese Pflanzenpracht schmückt nicht allein die Außenseite des Gewölbes, sie dringt sogar in den Vorhof der Höhle ein. Mit Erstaunen sahen wir, daß achtzehn Fuß hohe prächtige Heliconien mit Pisangblättern, Pragapalmen und baumartige Arumarten die Ufer des Baches bis unter die Erde säumten. Die Vegetation zieht sich in die Höhle von Caripe hinein, wie in die tiefen Felsspalten in den Anden, in denen nur ein Dämmerlicht herrscht, und sie hört erst dreißig bis vierzig Schritte vom Eingang auf. Wir maßen den Weg mittelst eines Stricks und waren gegen vierhundertdreißig Fuß weit gegangen, ehe wir nöthig hatten die Fackeln anzuzünden. Das Tageslicht dringt so weit ein, weil die Höhle nur Einen Gang bildet, der sich in derselben Richtung von Südost nach Nordwest hineinzieht. Da wo das Licht zu verschwinden anfängt, hört man das heisere Geschrei der Nachtvögel, die, wie die Eingeborenen glauben, nur in diesen unterirdischen Räumen zu Hause sind.

Der Guacharo hat die Größe unserer Hühner, die Stimme der Ziegenmelker und Procnias, die Gestalt der geierartigen Vögel mit Büscheln steifer Seide um den krummen Schnabel. In der Lebensweise kommt er sowohl den Ziegenmelkern als den Alpenkrähen nahe. Sein Gefieder ist dunkel graublau, mit kleinen schwarzen Streifen und Tupfen; Kopf, Flügel und Schwanz zeigen große, weiße, herzförmige, schwarzgesäumte Flecken. Die Augen des Vogels können das Tageslicht nicht ertragen, sie sind blau und kleiner als bei den Ziegenmelkern. Die Flügel

*) Vergl. Europa Nr. 48 Spalte 1721.

haben siebenzehn bis achtzehn Schwungfedern und ihre Spannung beträgt vierthalb Fuß. Der Guacharo verläßt die Höhle bei Einbruch der Nacht, besonders bei Mondschein. Es ist so ziemlich der einzige körnerfressende Nachtvogel, den wir bis jetzt kennen; schon der Bau seiner Füße zeigt, daß er nicht jagt wie unsere Eulen. Er frißt sehr harte Samen, wie der Nußhäher. Die Indianer behaupten, der Guacharo gehe weder Insecten aus der Ordnung der Lamellicornia (Käfern), noch Nachtschmetterlingen nach, von denen die Ziegenmelker sich nähren. Man darf nur die Schnäbel des Guacharo und des Ziegenmelkers vergleichen, um zu sehen, daß ihre Lebensweise ganz verschieden sein muß.

Schwer macht man sich einen Begriff von dem furchtbaren Lärm, den Tausende dieser Vögel im dunkeln Innern der Höhle machen. Er läßt sich nur mit dem Geschrei unserer Krähen vergleichen, die in den nordischen Tannenwäldern gesellig leben und auf Bäumen nisten, deren Gipfel einander berühren. Das gellende durchdringende Geschrei der Guacharos hallt wieder vom Felsgewölbe, und aus der Tiefe der Höhle kommt es als Echo zurück. Die Indianer zeigten uns die Nester der Vögel, indem sie Fackeln an eine lange Stange banden. Sie staken sechszig bis siebenzig Fuß hoch über unsern Köpfen in trichterförmigen Löchern, von denen die Decke wimmelt. Je tiefer man in die Höhle hineinkommt, je mehr Vögel das Licht der Copalfackeln aufscheucht, desto stärker wird der Lärm. Wurde es ein paar Minuten ruhiger um uns her, so erschallte von weither das Klaggeschrei der Vögel, die in andern Zweigen der Höhle nisteten. Die Banden lösten einander im Schreien ordentlich ab.

Jedes Jahr um Johannistag gehen die Indianer mit Stangen in die Cueva del Guacharo und zerstören die meisten Nester. Man schlägt jedesmal mehrere tausend Vögel todt, wobei die Alten, als wollten sie ihre Brut vertheidigen, mit furchtbarem Geschrei den Indianern um die Köpfe fliegen. Die Jungen, die zu Boden fallen, werden auf der Stelle ausgeweidet. Ihr Bauchfell ist stark mit Fett durchwachsen, und eine Fettschicht läuft vom Unterleib zum After und bildet zwischen den Beinen des Vogels eine Art Knopf. Daß körnerfressende Vögel, die dem Tageslicht nicht ausgesetzt sind und ihre Muskeln wenig brauchen, so fett werden, erinnert an die uralten Erfahrungen beim Mästen der Gänse und des Viehes. Man weiß, wie sehr dasselbe durch Dunkelheit und Ruhe befördert wird. Die europäischen Nachtvögel sind mager, weil sie nicht wie der Guacharo von Früchten, sondern vom dürftigen Ertrag ihrer Jagd leben. Zur Zeit der „Fetternte", wie man es in Caripe nennt, bauen sich die Indianer aus Palmblättern Hütten am Eingang und im Vorhof der Höhle. Wir sahen noch Ueberbleibsel derselben. Hier läßt man das Fett der jungen, frischgetödteten Vögel am Feuer aus und gießt es in Thongefäße. Dieses Fett ist unter dem Namen Guacharoschmalz oder -Oel bekannt; es ist halbflüssig, hell und geruchlos. Es ist so rein, daß man es länger als ein Jahr aufbewahren kann, ohne daß es ranzig wird. In der Klosterküche zu Caripe wurde kein anderes Fett gebraucht als das aus der Höhle, und wir haben nicht bemerkt, daß die Speisen irgend einen unangenehmen Geruch oder Geschmack davon bekämen.

Die Menge des gewonnenen Oeles steht mit dem Gemetzel, das die Indianer alle Jahre in der Höhle anrichten, in keinem Verhältniß. Man bekommt, scheint es, nicht mehr als hundertfünfzig bis hundertsechszig Flaschen (zu vierundvierzig Kubikzoll) ganz reine Manteca; das übrige weniger helle wird in großen irdenen Gefäßen aufbewahrt. Dieser Industriezweig der Eingeborenen erinnert an das Sammeln des Taubenfetts in Carolina, von dem früher mehrere tausend Fässer gewonnen wurden. Der Gebrauch des Guacharofetts ist in Caripe uralt, und die Missionäre haben nur die Gewinnungsart geregelt.

Das Geschlecht der Guacharos wäre längst ausgerottet, wenn nicht mehrere Umstände zur Erhaltung desselben zusammenwirkten. Aus Aberglauben wagen sich die Indianer selten weit in die Höhle hinein. Auch scheint derselbe Vogel in benachbarten, aber dem Menschen unzugänglichen Höhlen zu nisten. Vielleicht bevölkert sich die große Höhle immer wieder mit Colonien, welche aus jenen kleinen Erdlöchern ausziehen; denn die Missionäre versicherten uns, bis jetzt habe die Menge der Vögel nicht merkbar abgenommen. Man hat junge Guacharos in den Hafen von Cumana gebracht; sie lebten da mehrere Tage, ohne zu fressen, da die Körner, die man ihnen gab, ihnen nicht zusagten. Wenn man in der Höhle den jungen Vögeln Kropf und Magen aufschneidet, findet man mancherlei harte, trockene Samen darin, die unter dem seltsamen Namen „Guacharosamen" ein vielberufenes Mittel gegen Wechselfieber sind. Die Alten bringen diese Samen den Jungen zu. Man sammelt sie sorgfältig und läßt sie den Kranken in Cariaco und andern tief gelegenen Fieberstrichen zukommen.

Wir gingen in die Höhle hinein und am Bache fort, der daraus entspringt. Derselbe ist achtundzwanzig bis dreißig Fuß breit. Man verfolgt das Ufer, so lange die Hügel aus Kalkincrustationen dies gestatten; oft, wenn sich der Bach zwischen sehr hohen Stalaktitenmassen durchschlängelt, muß man in das Bette selbst hinunter, das nur zwei Fuß tief ist. Wir hörten zu unserer Ueberraschung, diese unterirdische Wasserader sei die Quelle des Rio Caripe, der wenige Meilen davon, nach seiner Vereinigung mit dem kleinen Rio de Santa Maria, für Piroguen schiffbar wird. Am Ufer des unterirdischen Baches fanden wir eine Menge Palmholz; es sind Ueberbleibsel der Stämme, auf denen die Indianer zu den Vogelnestern an der Decke der Höhle hinaufsteigen. Die von den Narben der alten Blattstiele gebildeten Ringe dienen gleichsam als Sprossen einer aufrecht stehenden Leiter.

Die Höhle von Caripe behält, genau gemessen, auf vierhundertzweiundsiebenzig Meter oder tausendvierhundertachtundfünfzig Fuß dieselbe Richtung, dieselbe Breite und die anfängliche Höhe von sechszig bis siebenzig Fuß. Ich kenne auf beiden Continenten keine zweite Höhle von so gleichförmiger, regelmäßiger Gestalt. Wir hatten viele Mühe, die Indianer zu bewegen, daß sie über das vordere Stück hinausgingen, das sie allein jährlich zum Fettsammeln besuchen. Es brauchte das ganze Ansehen der Patres, um sie bis zu der Stelle zu

bringen, wo der Boden rasch unter einem Winkel von sechszig Grad ansteigt und der Bach einen kleinen unterirdischen Fall bildet. Diese von Nachtvögeln bewohnte Höhle ist für die Indianer ein schauerlich geheimnißvoller Ort; sie glauben, tief hinten wohnen die Seelen ihrer Vorfahren. Der Mensch, sagen sie, soll Scheu tragen vor Orten, die weder von der Sonne, Zis, noch vom Monde, Nuna, beschienen sind. Zu den Guacharos gehen, heißt so viel, als zu den Vätern versammelt werden, sterben. Daher nahmen auch die Zauberer, Piaches, und die Giftmischer, Imorons, ihre nächtlichen Gaukeleien am Eingang der Höhle vor, um den Obersten der bösen Geister, Ivorokiamo, zu beschwören. So gleichen sich unter allen Himmelsstrichen die ältesten Mythen der Völker, vor allen solche, die sich auf zwei die Welt regierende Kräfte, auf den Aufenthalt der Seelen nach dem Tod, auf den Lohn der Gerechten und die Strafe der Bösen beziehen. Die verschiedensten und darunter die rohesten Sprachen haben gewisse Bilder mit einander gemein, weil diese unmittelbar aus dem Wesen unseres Denk- und Empfindungsvermögens fließen. Finsterniß wird aller Orten mit der Vorstellung des Todes in Verbindung gebracht. Die Höhle von Caripe ist der Tartarus der Griechen, und die Guacharos, die unter kläglichem Geschrei über dem Wasser flattern, mahnen an die stygischen Vögel.

Da wo der Bach den unterirdischen Fall bildet, stellt sich das dem Höhleneingang gegenüber liegende, grün bewachsene Gelände ungemein malerisch dar. Man sieht vom Ende eines geraden, zweihundertvierzig Toisen langen Ganges darauf hinaus. Die Stalaktiten, die von der Decke herabhängen und in der Luft schwebenden Säulen gleichen, heben sich von einem grünen Hintergrunde ab. Die Oeffnung der Höhle erscheint um die Mitte des Tages auffallend enger als sonst, und wir sahen sie vor uns im glänzenden Lichte, das Himmel, Gewächse und Gestein zumal wiederstrahlen. Das ferne Tageslicht stach grell ab von der Finsterniß, die uns in diesen unterirdischen Räumen umgab. Wir hatten unsere Gewehre fast auf Gerathewohl abgeschossen, so oft wir aus dem Geschrei und dem Flügelschlagen der Nachtvögel schließen konnten, daß irgendwo recht viele Nester beisammen seien. Nach mehreren fruchtlosen Versuchen gelang es Bonpland, zwei Guacharos zu schießen, die, vom Fackelschein geblendet, uns nachflatterten. Damit fand ich Gelegenheit, den Vogel zu zeichnen, der bis dahin den Zoologen ganz unbekannt gewesen war. Wir erkletterten nicht ohne Beschwerde die Erhöhung, über die der unterirdische Bach herunterkommt. Wir sahen da, daß die Höhle sich weiterhin bedeutend verengert, nur noch vierzig Fuß hoch ist und nordostwärts in ihrer ursprünglichen Richtung, parallel mit dem großen Thale des Caripe, fortstreicht.

In dieser Gegend der Höhle setzt der Bach eine schwärzliche Erde ab, die große Aehnlichkeit hat mit dem Stoff, der in der Muggendorfer Höhle in Franken „Opfererde" heißt. Wir konnten nicht ausfindig machen, ob diese feine, schwammige Erde durch Spalten im Gestein, die mit dem Erdreich außerhalb in Verbindung stehen, hereinfällt, oder ob sie durch das Regenwasser, das in die Höhle dringt, hereingeflößt wird. Es war ein Gemisch von Kieselerde, Thonerde und vegetabilischem Detritus. Wir gingen in dickem Koth bis zu einer Stelle, wo uns zu unserer Ueberraschung eine unterirdische Vegetation entgegentrat. Die Samen, welche die Vögel zum Futter für ihre Jungen in die Höhle bringen, keimen überall, wo sie auf die Dammerde fallen, welche die Kalkincrustationen bedeckt. Vergeilte Stengel mit ein paar Blattrudimenten waren zum Theil zwei Fuß hoch. Es war unmöglich, Gewächse, die sich durch den Mangel an Licht nach Form, Farbe und ganzem Habitus völlig umgewandelt hatten, specifisch zu unterscheiden. Diese Spuren von Organisation im Schooße der Finsterniß reizten gewaltig die Neugier der Eingeborenen, die sonst so stumpf und schwer anzuregen sind. Sie betrachteten sie mit stillem, nachdenklichem Ernst, wie er sich an einem Orte ziemte, der für sie solche Schauer hat. Diese unterirdischen bleichen, formlosen Gewächse mochten ihnen wie Gespenster erscheinen, die vom Erdboden hierher gebannt waren. Mich aber erinnerten sie an eine der glücklichsten Zeiten meiner frühen Jugend, an einen langen Aufenthalt in den Freiberger Erzgruben, wo ich über das Vergeilen der Pflanzen Versuche anstellte, die sehr verschieden ausfielen, je nachdem die Luft rein war oder viel Wasserstoff und Stickstoff enthielt.

Mit aller ihrer Autorität konnten die Missionäre die Indianer nicht vermögen, noch weiter in die Höhle hinein zu gehen. Je mehr die Decke sich senkte, desto gellender wurde das Geschrei der Guacharos. Wir mußten uns der Feigheit unserer Führer gefangen geben und umkehren. Man sah auch überall so ziemlich das Nämliche. Ein Bischof von St. Thomas in Guyana scheint weiter gekommen zu sein als wir; er hatte vom Eingang bis zum Punkt, wo er Halt machte, 2500 Fuß gemessen, und die Höhle lief noch weiter fort. Die Erinnerung an diesen Vorfall hat sich im Kloster Caripe erhalten, nur weiß man den Zeitpunkt nicht genau. Der Bischof hatte sich mit dicken Kerzen aus weißem spanischen Wachs versehen; wir hatten nur Fackeln aus Baumrinde und einheimischem Harz. Der dicke Rauch solcher Fackeln in engem unterirdischen Raum thut den Augen weh und macht das Athmen beschwerlich.

Wir gingen dem Bache nach wieder zur Höhle hinaus. Ehe unsere Augen vom Tageslicht geblendet wurden, sahen wir vor der Höhle draußen das Wasser durch das Laub der Bäume glänzen. Es war, als stünde weit weg ein Gemälde vor uns und die Oeffnung der Höhle wäre der Rahmen dazu. Als wir endlich heraus waren, setzten wir uns am Bache nieder und ruhten von der Anstrengung aus. Wir waren froh, daß wir das heisere Geschrei der Vögel nicht mehr hörten und einen Ort hinter uns hatten, wo sich mit der Dunkelheit nicht der wohlthuende Eindruck der Ruhe und Stille paart. Wir konnten es kaum glauben, daß der Name der Höhle von Caripe bis jetzt in Europa völlig unbekannt gewesen sein sollte. Schon wegen der Guacharos hätte sie berühmt werden sollen; denn außer den Bergen von Caripe und Cumanacoa hat man diese Nachtvögel bis jetzt nirgends angetroffen.

Die Missionäre hatten am Eingang der Höhle ein Mahl zurichten lassen. Pisang- und Vijaoblätter, die seidenartig

glänzen, dienten uns nach Landessitte als Tischtuch. Wir wurden trefflich bewirthet, sogar mit geschichtlichen Erinnerungen, die so selten sind in Ländern, wo die Geschlechter einander ablösten, ohne eine Spur ihres Daseins zu hinterlassen. Wohlgefällig erzählten uns unsere Wirthe, die ersten Ordensleute, die in diese Berge gekommen, um das kleine Dorf Santa Maria zu gründen, haben einen Monat lang in der Höhle hier gelebt und auf einem Stein bei Fackellicht das heilige Meßopfer gefeiert. Die Missionäre hatten am einsamen Orte Schutz gefunden vor der Verfolgung eines Häuptlings der Tuapocans, der am Ufer des Rio Caripe sein Lager aufgeschlagen.

So viel wir uns auch bei den Einwohnern von Caripe, Cumanacoa und Cariaco erkundigten, wir hörten nie, daß man in der Höhle des Guacharo je Knochen von Fleischfressern oder Knochenbreccien mit Pflanzenfressern gefunden hätte, wie sie in den Höhlen Deutschlands und Ungarns oder in den Spalten des Kalksteins bei Gibraltar vorkommen. Die fossilen Knochen der Megatherien, Elephanten und Mastodonten, welche Reisende aus Südamerica mitgebracht, gehören sämmtlich dem aufgeschwemmten Land in den Thälern und auf hohen Plateaus an. Mit Ausnahme des Megalonyx, eines Faulthieres von der Größe eines Ochsen, das Jefferson beschrieben, kenne ich bis jetzt auch nicht Einen Fall, daß in einer Höhle der neuen Welt ein Thierskelett gefunden worden wäre. Daß diese zoologische Erscheinung hier so ausnehmend selten ist, erscheint weniger auffallend, wenn man bedenkt, daß es in Frankreich, England und Italien auch eine Menge Höhlen giebt, in denen man nie eine Spur von fossilen Knochen entdeckt hat.

Die interessanteste Beobachtung, welche der Physiker in den Höhlen anstellen kann, ist die genaue Bestimmung ihrer Temperatur. Die Höhle von Caripe liegt ungefähr unter 10° 10" der Breite, also mitten im heißen Erdgürtel, und 506 Toisen über dem Spiegel des Wassers im Meerbusen von Cariaco. Wir fanden im September die Temperatur der Luft im Innern durchaus zwischen 18°,4 und 18°,9 der hunderttheiligen Scale. Die äußere Luft hatte 16°,2. Beim Eingang der Höhle zeigte der Thermometer an der Luft 17°,6, aber im Wasser des unterirdischen Baches bis hinten in der Höhle 16°,8. Diese Beobachtungen sind von großer Bedeutung, wenn man ins Auge faßt, wie sich zwischen Wasser, Luft und Boden die Wärme ins Gleichgewicht zu setzen strebt. Ehe ich Europa verließ, beklagten sich die Physiker noch, daß man so wenig Anhaltspunkte habe, um zu bestimmen, was man ein wenig hochtrabend die Temperatur des Erdinnern heißt, und erst in neuerer Zeit hat man mit einigem Erfolg an der Lösung dieses großen Problems der unterirdischen Meteorologie gearbeitet. Nur die Steinschichten, welche die Rinde unseres Planeten bilden, sind der unmittelbaren Forschung zugänglich, und man weiß jetzt, daß die mittlere Temperatur dieser Schichten sich nicht nur nach der Breite und der Meereshöhe verändert, sondern daß sie auch je nach der Lage des Ortes im Verlauf des Jahres regelmäßige Schwingungen um die mittlere Temperatur der benachbarten Luft beschreibt. Die Zeit ist schon fern, wo man sich wunderte, wenn man in andern Himmelsstrichen in Höhlen und Brunnen eine andere Temperatur beobachtete, als in den Kellern der Pariser Sternwarte. Dasselbe Instrument, das in diesen Kellern zwölf Grad zeigt, steigt in unterirdischen Räumen auf Madera bei Funchal auf 16°,2, im St. Josephsbrunnen in Cairo auf 21°,2, in den Grotten der Insel Cuba auf 22 bis 23 Grad. Diese Zunahme ist ungefähr proportional der Zunahme der mittleren Lufttemperaturen vom 48. Grad der Breite bis zum Wendekreis.

Wir haben eben gesehen, daß in der Höhle des Guacharo das Wasser des Baches gegen zwei Grad kühler ist als die umgebende Luft im unterirdischen Raum. Das Wasser, ob es nun durch das Gestein sickert oder über ein steinigtes Bette fließt, nimmt unzweifelhaft die Temperatur des Gesteins oder des Bettes an. Die Luft in der Höhle dagegen steht nicht still, sie communicirt mit der Atmosphäre draußen. Und wenn nun auch in der heißen Zone die Schwankungen in der äußern Temperatur sehr unbedeutend sind, so bilden sich dennoch Strömungen, durch welche die Luftwärme im Innern periodische Veränderungen erleidet. Demnach könnte man die Temperatur des Wassers, also 16°,8, als die Bodentemperatur in diesen Bergen betrachten, wenn man sicher wäre, daß das Wasser nicht rasch von benachbarten höheren Bergen herabkommt.

Aus diesen Betrachtungen folgt, daß, wenn man auch keine ganz genauen Resultate erhält, sich doch in jeder Zone Grenzzahlen auffinden lassen. In Caripe, unter den Tropen, ist in 500 Toisen Meereshöhe die mittlere Temperatur der Erde nicht unter 16°,8; dies geht aus der Messung der Temperatur des unterirdischen Wassers hervor. So läßt sich nun aber auch beweisen, daß diese Temperatur des Bodens nicht höher sein kann als 19°, weil die Luft in der Höhle im September 18°,7 zeigt. Da die mittlere Luftwärme im heißesten Monat 19°,5 nicht übersteigt, so würde man sehr wahrscheinlich zu keiner Zeit des Jahres den Thermometer in der Luft der Höhle über 19° steigen sehen. Diese Ergebnisse, wie so manche andere, die wir in dieser Reisebeschreibung mittheilen, mögen für sich betrachtet von geringem Belang scheinen; vergleicht man sie aber mit den kürzlich von Leopold v. Buch und Wahlenberg unter dem Polarcirkel angestellten Beobachtungen, so verbreiten sie Licht über den Haushalt der Natur im Großen und über den beständigen Wärmeaustausch zwischen Luft und Boden zu Herstellung des Gleichgewichts. Es ist kein Zweifel mehr, daß in Lappland die feste Erdrinde eine um drei bis vier Grad höhere mittlere Temperatur hat als die Luft. Bringt die Kälte, welche in den Tiefen des tropischen Meeres in Folge der Polarströme fortwährend herrscht, im heißen Erdstrich eine merkbare Verminderung der Temperatur des Bodens hervor? Ist die Temperatur dort niedriger als die der Luft? Das wollen wir in der Folge untersuchen, wenn wir in den hohen Regionen der Cordilleren mehr Beobachtungen zusammengebracht haben werden.

beklagen zu dürfen. Die Königin der Nacht aber verspricht ihm ihre Tochter Pamina (die Freiheit), welche er jedoch erst aus den Händen eines angeblich grausamen und tyrannischen Königs Sarastro (die Weisheit einer besseren Gesetzgebung) befreien soll, der sie ihr geraubt habe. Diese Tochter war freilich von der Mutter auch schon dem Mohren Monostatos (dem Adel und den Emigranten) zur Ehe bestimmt. Als Tamino nun das Wagniß der Befreiung auf sich nimmt, erhält er zur Begleitung und zum Schutze einestheils den Papageno mit, d. h. die Reichen, die aus Haß gegen den Adel und den Klerus vor der Revolution das Volk unterstützten, anderntheils die drei Genien (Klugheit, Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe). Der allegorischen Bedeutung des Sarastro gemäß, findet Tamino natürlich an ihm gerade das Gegentheil von dem bestätigt, was die Repräsentantin des „ancien régime" über die „Weisheit einer besseren Gesetzgebung" Uebles ausgesagt hatte. Die Symbolik des Textes erstreckt sich, wie wir in Breiers Roman lesen, sogar bis auf Einzelheiten. Papageno's Hirtenpfeife deutet z. B. auf die Rohheit seiner Bildung, das Glockenspiel versinnlicht die Wirkungen des Reichthums, nach dessen Pfeife Alles zu tanzen pflegt. Die Alte, welche den Papageno heimsucht, ist die Gleichheit; sie verwandelt sich aber durch Sarastro in ein hübsches junges Mädchen, nachdem jener Besserung versprochen. Die Intrigue, welche Monostatos gegen Tamino spinnt, allegorisirt die feindseligen Gesinnungen der Emigranten, und die Thiere, deren Wildheit die „Zauberflöte" bändigt, sollen die Wappen der Regierungen sein, die Frankreichs Revolution erst unterdrücken wollten, so der Löwe die Niederlande, der Leopard England, der Adler Oesterreich 2c.

Der Pater Ventura.

Ueber diesen „seltsamen Theatiner-Mönch", welcher sogar General des Theatiner-Ordens gewesen war und noch Mitglied desselben ist, und der im Jahre 1848 während der Revolution in Rom „eine sehr merkwürdige Figur spielte", frischen einzelne Mittheilungen in Mundt's „Italienischen Zuständen" (3 Thle., Berlin, Janke, 1859) das Gedächtniß der Zeitgenossen wieder auf. Man glaubte damals, daß in ihm ein „neuer Savonarola" gekommen sei. Aus seinem einsam gelegenen Kloster war er nach Rom gekommen, um ein Buch „über Revolution und Kirche", welches er im Kloster selbst geschrieben hatte, auf den Markt der Tagesbewegung zu werfen und damit die Gemüther des Volkes wunderbar zu locken. Nicht blos in den Kirchen, sondern auch auf dem alten römischen Forum und vom Capitol herab ließ der Theatiner-Mönch seine inbrünstige und gewaltige Stimme erschallen. Schon vorher, als der katholische Demagog aus Irland, Daniel O'Connell, im Mai 1847 in Genua auf seiner Pilgerreise nach Rom gestorben war und man nur sein Herz nach Rom hatte bringen können, wo es in der alten Kirche St. Andrea della Valle feierlich beigesetzt ward, hatte Ventura in der von ihm gehaltenen Leichenrede Worte über dem Herzen des irländischen Freiheitsmannes gesprochen, die durch ganz Italien wiederklangen. Die Kirche und die Freiheit waren darin zu einem wunderbaren Bilde der Einheit und Unzertrennlichkeit in einander geschmolzen, und Pater Ventura erklärte den Papst für den „ächten und einzigen Propheten der Freiheit und für die wahre Bürgschaft, unter welcher die Freiheit in der Gesellschaft verwirklicht werden könne." „Einst" — rief der gewaltige Redner mit seinem mächtigen Organ — „wollten die heidnischen Kaiser, welche sich zu Christen machten, das Christenthum nicht begreifen, und gedachten den heidnischen Despotismus über die Kirche auszuüben, aber die Kirche entäußerte sich ihrer und verließ sie. Sie verschwanden von dem Schauplatz der politischen Welt und verdarben ohne Erben und Nachfolger. (Wen meint denn hier der geschichtskundige Pater?) Wenn aber in neuerer Zeit wieder die Machthaber sich von dem heidnischen Elemente, das wesentlich despotisch ist, durchdringen ließen, indem sie dem christlichen Elemente entsagen, das wesentlich das Element der Freiheit ist, weil es ganz und gar Liebe und Barmherzigkeit ist, und wenn sie nicht mehr die Lehre der religiösen Freiheit der Völker und der Unabhängigkeit der Kirche begreifen wollen, so wird die Kirche sich ihrer abermals zu entäußern wissen. Die Kirche wird sich dann zur Demokratie wenden, sie wird diese wilde Königin (sic!) taufen, sie wird sie zur Christin machen und auf ihre Stirn das Siegel der conservativen Absichten Gottes drücken; sie wird zu ihr sagen: Herrsche, und sie wird herrschen!" Diese Richtung predigte damals Ventura unter ungeheurem Zulauf in Rom, und die Verbindung der Demokratie mit dem Katholicismus, dieser demokratische Katholicismus, fesselte eine Zeitlang selbst die rein revolutionären Geister Italiens, welche dessen politische Unabhängigkeit anstrebten, in der religiösen Richtung. Nachdem jedoch die römische Revolution verlaufen und die neue Aera, die der Pater Ventura in seiner Leichenrede auf O'Connell durch Pius IX. laut verkündet hatte und welche den Bund zwischen Freiheit und Religion schließen wolle, ihr frühes Ende noch früher, als man gedacht, gefunden hatte, weil der arme Pius IX., mit dem die Rosse der Zeit unaufhaltsam durchgingen, die Zügel derselben verloren hatte, verschwand mit anderen Verkündigern einer neuen Zeit in Italien auch Pater Ventura, der neue Savonarola, von der öffentlichen Bühne der politischen Bewegung der Jahre 1848 und 1849, und erst später trat er wieder in eine gewisse Oeffentlichkeit. Er war inzwischen „Consultor der heiligen Congregation der Ritus und Examinator der Bischöfe und des römischen Klerus" geworden und wirkte da im Stillen für die Interessen der römisch-katholischen Kirche. Während der Fastenzeit 1857 erschien er in Paris und hielt dort in der Kapelle der Tuilerien vor dem Kaiser Napoleon Fastenpredigten, die dann, der Zahl nach neun, unter dem Titel: „Die christliche Politik" 1858 in Mainz erschienen. Sie athmen die Luft des römischen Katholicismus, geschwängert mit dem Fanatismus einer unchristlichen Intoleranz gegen Alle, die nicht in der römischen Kirche sind. Nur der Katholicismus sichert, nach dem Ausspruche des Pater Ventura, „die Erhaltung der Ordnung und sogar das Dasein der Gesellschaft," und der Geist Gottes, sagt er, ist nur im Katholicismus. Er unterließ daher auch nicht, dem Kaiser Napoleon selbst zu sagen, daß das französische Kaiserreich nur insofern „einen dauernden Bestand haben werde, als es dem Geiste Gottes treu bleiben und nur Gott und für Gott leben werde," und er kann daher auch die Politik des Kaisers Napoleon nur dann als eine christliche gelten lassen, wenn sie den „conservativen Absichten Gottes" auch im Kirchenstaate und im Betreff der weltlichen Herrschaft des Papstes gemäß ist. Nach Mundt freilich ist der Kirchenstaat in seinen socialen, politischen und geistlichen Einrichtungen nichts weiter, als eine „heilige Cloake".

Ein armseliger Humboldt.

x. Unser großer Landsmann sagte bei Lebzeiten: „Man hat mir große Domänen geschenkt, die mir nichts nützen. Kane gab mir hoch im Norden einen ungeheuren Gletscher, am Stillen Weltmeer habe ich das Cap Humboldt und in der Wüste von Utah einen kläglichen Fluß." In der That kann es nichts Traurigeres geben als diesen letztern, von welchem Horace Greeley, der ihn im Juli dieses Jahres besuchte, folgende Schilderung entwirft. — Ich reisete von der Stadt am Großen Salzsee auf der großen Auswandererstraße nach dem Carsonthale und weiter nach Californien. So kam ich an den Humboldt, den ich für den armseligsten Strom auf Erden halte. Er entspringt in den Humboldtbergen, kaum hundertfünfzig englische Meilen von der Mormonenstadt entfernt, und bildet anfangs zwei Arme mit klarem Wasser. Aber dieses wird bald durch die salzhaltigen Bestandtheile des Bodens verdorben, und auf der weiten Strecke von zwei Dritteln seines Laufes ist es abscheulicher wie irgend ein an-

men dieser drei auf Tänze übertrug. — Die Zahl der mit historischen Namen versehenen böhmischen Nationaltänze ist damit aber noch nicht abgeschlossen. Zur Zeit der französischen Kriege kam z. B. ein Tanz unter dem Landvolk auf, der ein förmlicher Spottanz war und den Namen Napoléon trug. Die Melodie dazu war einem der damals viel geleierten „Napoleonischen Siegesmärsche" entlehnt. Und als im Jahre 1813 der General Vandamme mit seinem ganzen Corps bei Kulm gefangen genommen wurde, schuf sich das über dies glückliche Ereigniß hocherfreute Volk gleich einen Tanz, der nach dem verhaßten feindlichen Feldherrn selber benannt wurde. Er soll aus einer Art Drehwalzer bestanden, aber aller Anmuth und Zierlichkeit entbehrt haben. Endlich gab es noch einen Localtanz, der gar nach dem Namen eines berüchtigten Räuberbandenchefs „Babinsky" getauft wurde. Man muß sich hier in der That wundern, bis zu welchen Extremen und Bizarrerien sich Phantasie und Humor des Volkes zuweilen versteigen.

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Die „neuen Erzählungen aus dem Ries" von **Melchior Meyr** werden sich die Freunde, welche der erste Band derselben sich in großer Zahl erwarb, gewiß zu erhalten wissen, da sie durch die gleichen Vorzüge ausgezeichnet sind. Besonders erfreut daran die sinnvolle und kluge Art, womit der Autor sich gerade in der goldenen Mitte, fern von den beiden Extremen der Dorfgeschichte, dem allzuweit getriebenen Idealisiren, wie dem rohen, unkünstlerischen Naturalismus, zu halten weiß. „Regine" heißt die eine der „neuen Erzählungen" mit tragisch ergreifendem Schluß, während die andere, „der Sieg des Schwachen", eine gewisse naive Komik entfaltet, welche in der nächtlichen Cavalcade des Schneiders durch das Pfarrhaus ihren Gipfelpunkt erreicht. Die Wirkung dieser Scene ist eine ungemein lustige und liefert einen schlagenden Beweis von des Verfassers hervorragendem Talente für humoristische Schilderungen. Jedenfalls ist Melchior Meyr ein begabter Poet, von dem wir uns noch mancherlei Schönes und Bedeutendes versprechen können, zumal wenn er künftig einmal den Versuch wagen wird, die enge Schranke der Dorfgeschichte zu durchbrechen und die Stoffe für seine Romane anderswo zu suchen, als auf ihrem ausgetretenen Pfade.

Fr. Friedrich, aus früherer Zeit nicht unvortheilhaft bekannt durch seine Romane „die Orthodoxen" und „des Zweiflers Umkehr", hat in letzter Zeit leichtere Waare ins Publicum gebracht, als jene schon durch ihre sociale Tendenz einigermaßen ins Gewicht fallenden früheren Erzählungen es waren. „Studentenfahrten" und „Kriegsbilder" (Jena) heißen seine neuesten Productionen, die eine gewisse Frische und Keckheit der Schilderungen besitzen, wenn sie auch in ihrer ganzen Art und Weise nur darauf berechnet sind, das Bedürfniß flüchtiger, von Nebengedanken und Reflexionen nicht erschwerter Unterhaltung zu befriedigen. Es sind Bilder und Scenen aus dem Leben, etwa in Hackländer'scher Manier erzählt. Künstlerisches Wesen tragen sie nicht eben an sich, und um kurz über sie abzuurtheilen, kann man sagen: „sie lassen sich lesen." In dem zweiten der beiden Bücher streift jene oben erwähnte Keckheit einmal, in dem Capitel „der Marketenderich", freilich nahe ans Unziemliche, wogegen wieder der Schluß „die Heimkehr" durch eine gewisse Zartheit und seelenvolle Darstellung zu erfreuen vermag.

Die allgemeine illustrirte Zeitung „Ueber Land und Meer" verheißt ihren Lesern für das Jahr 1860 einen neuen größern Roman von **Otto Müller**: „Roderich", in welchem die geheime Chronik eines der kleinen süddeutschen Höfe enthalten sein soll. Zugleich erschien von dem bewährten Autor die zweite Auflage seines Familienromans: „Der Stadtschultheiß von Frankfurt", den wir denjenigen unsrer Leser, die ihn vielleicht noch nicht kennen sollten, hiermit aufs wärmste empfohlen haben wollen. Die Titelfigur ist Goethe's Großvater mütterlicher Seite, Johann Wolfgang Textor, den eigentlichen Inhalt bildet aber die Liebe seiner Tochter Katharina Elisabeth zum schönen, unglücklichen Kaiser Karl VII., wovon uns Bettina zuerst so anmuthig erzählt hat, sowie ihre spätere Verheirathung mit dem Rath Johann Caspar Goethe. Ein ganz meisterlich gelungenes Sittenbild des vorigen Jahrhunderts wird uns in dem Roman geboten. Der Localton ist aufs glücklichste getroffen, und die Charakterzeichnung des alten Stadtschultheißen, seiner Frau Anna Margaretha, der alten Frau Cornelia Goethe, ihres Sohnes und der „Prinzeß-Tochter" Elisabeth ohne Makel, voll der sinnigsten Einzelheiten und ächt poetischer Züge.

Julius Rodenberg hat ein Skizzenbuch aus dem „Alltagsleben in London" veröffentlicht, welches sich, obgleich uns in jüngster Zeit beträchtlich viele Reisewerke über England und seine Hauptstadt dargeboten wurden, doch immer noch gut und mit Interesse liest. Das Ganze ist eine Zusammenstellung pikant geschriebener Feuilletonartikel, wovon einzelne es bedauern lassen, daß sie eben nur das sind. Die Erzählung von Sweet Minnie und die Episode von der Kutscherefrau wären z. B. wohl einer weiteren Ausführung werth gewesen.

Das Jubiläum des 10. Novembers hat auch zweien der berühmtesten Schiller'schen Gedichte zu ausführlichen Commentaren verholfen. **Wiedasch**, bekannt durch eine neue deutsche Homerübersetzung, erläuterte „das Lied von der Glocke als Beweis für Schillers edle Geistesrichtung", und im „Morgenblatt" entwickelte ein ungenannt Gebliebener Sinn und Bedeutung des „Spazierganges" auf eine Weise, die wir als ungemein verständig und warmgefühlt bezeichnen müssen. — Aus der kaiserlichen Staatsbuchdruckerei zu Wien ging zur Feier des 10. Novembers ein typographisches Prachtwerk hervor: das „Schillerbuch" von **Constant v. Wurzbach**. Wie Wenzels Schrift „Aus Weimars goldenen Tagen", enthält dasselbe eine möglichst vollständige Uebersicht der Schillerlitteratur, Schillers Briefwechsel, sowie verschiedene Porträts und Photo-Autographen.

Die von der Gräfin **Ida Hahn** herausgegebenen „Bilder aus der Geschichte der Kirche" enthielten im ersten Bande „die Märtyrer" und im zweiten „die Väter der Wüste". Der dritte Band soll sich mit den „Kirchenvätern" beschäftigen, und zwar thut dies die bereits erschienene erste Abtheilung desselben mit den Kirchenvätern der orientalischen Kirche. Man findet darin die Charakterbilder von Athanasius dem Großen, Basilius dem Großen, Gregor von Nazianz, Gregor von Nyssa und Johannes Chrysostomus. In verschiedenen Einzelheiten werden die Forschungen der fromm gewordenen Weltdame den Historiker zu Danke verpflichten, wogegen der Geist des Ganzen aller objectiven Anschauung entbehrt und sich auf dem Standpunkte eines sehr beschränkten Glaubens hält.

In Wien starb am 23. November der 1806 in Ofen geborene Geschichtsforscher **Georg Zappert**, dessen ziemlich zahlreiche und meist Specialitäten gewidmete Werke, z. B. „der älteste Plan von Wien", „das Badewesen in mittelalterlicher und späterer Zeit", und das französisch geschriebene Buch „Gravure en bois au XII. siècle" ihm in wissenschaftlichen Kreisen einen geachteten Namen verschafften.

Nur kurze Zeit nach dem Tode Paulins, des Redacteurs der Pariser „Illustration", starb auch Ernest Béquet, einer der fleißigsten Mitarbeiter an dieser Zeitschrift. Béquet war schon seit 1830 ein in seinem Vaterlande vielgenannter Journalist und bekleidete seit 1836 eine Stelle im Gouvernement zu Algier.

Als Fortsetzung und vielfache Wiederholung seines Buches über „die Liebe" hat **Michelet**, der Salonphilosoph, eine neue Schrift „La femme" veröffentlicht, welche bereits von der Pariser Polizei wieder in Beschlag genommen worden ist. So paradox

und verwegen wie jenes Werk, stellt sich dieses zwar nicht dar, es ist im Ganzen zahmer und vernünftiger, seiner Anlage nach aber ist es gleichfalls ein poetisirendes, naiv sentimentales Gemenge von Physiologie, Pathologie, Moral, Statistik u. dgl. m. Einen großen Theil des Buches füllt die Erziehungskunde aus, und hierbei fehlt es dem Verfasser nicht an praktischen und tiefgedachten Beobachtungen und Anweisungen. Deutsche Leser werden es nicht ungern hören, daß Michelet auch unsre — Fröbelschen — Kindergärten mit Wärme und Nachdruck anempfiehlt.

In London ist unter dem Titel „Reynard the Fox" eine englische Uebersetzung des „Reineke Fuchs" von Goethe erschienen. Sie floß aus der Feder Thomas Arnolds und es sind ihr siebenzig gelungene Holzschnitte nach den Kaulbach'schen Illustrationen beigegeben. Auch unser altes Volksbuch „Till Eulenspiegel" ist ins Englische übertragen worden und hat beim Londoner Publicum so viel Gefallen erweckt, daß schon nach ein paar Tagen eine zweite Auflage nöthig wurde.

Die Firma Brockhaus kündigt eine „Sammlung englischer Classiker im Original" an, die zunächst folgende englische Dichter enthalten wird: Shakespeare, Milton, Byron, Th. Moore, W. Scott, R. Burns, Coleridge, Campbell, Woodsworth, Shelley und Tennyson. Für die Ausgabe Shakespeare's ist der als Shakespeare-Kritiker, auch durch seinen gelehrten Streit mit Delius, bekannte Professor Tycho Mommsen, Bruder des Verfassers der „römischen Geschichte", gewonnen worden. — Ueber den hier erwähnten, im Jahre 1844 verstorbenen schottischen Dichter Campbell hat einer seiner noch lebenden Freunde, Cyrus Redding, eine Monographie veröffentlicht, der zufolge das Leben dieses begabten Mannes ein sehr unglückliches gewesen sein mag. Der Titel des Buches lautet: „Literary Reminiscences and Memoirs of Thomas Campbell."

Bildende Kunst.

Wilhelm v. Kaulbach hat den Entwurf für das sechste Wandgemälde im Berliner Museum, „die Reformation" darstellend, bereits vollendet; doch darf man nicht denken, daß der Künstler eben nur die Kirchenerneuerung zum Vorwurf seines Tableaus genommen habe, welches vielmehr die ganze Epoche der Entdeckungen und der Wiedererweckung der alten Kunst und Litteratur in ihren hervorragendsten Persönlichkeiten verbildlichen wird. Außer Luther, Melanchthon und den Genossen der Reformation werden also auch Columbus, Petrarca, Shakespeare, Reuchlin, Erasmus, Raffael, Leonardo, Leo X., Copernikus, Galilei u. A. in dem Gemälde enthalten sein. — Neben seinen größeren Werken und dem Shakespeare-Album arbeitete Kaulbach neuerdings noch an einer Gallerie Goethe'scher Frauen, deren Kreidezeichnungen nächstens in photographischen Nachbildungen erscheinen sollen. Die Letzteren werden aus dem Atelier des rühmlich bekannten Joseph Albert in München, dem auch die Photographien für die Cotta'sche Jubelausgabe von Schillers Gedichten übertragen sind, hervorgehen.

Ein anderes photographisches Werk von Bedeutung unternahm der Münchener Meister Franz Hanfstängl, indem er „die vorzüglichsten Gemälde der Dresdener Gallerie" in 120 photographischen Nachbildungen erscheinen lassen wird. Das Ganze soll aus 20 Lieferungen mit je 6 Blättern bestehen. — Das neueste Heft des Hanfstängl'schen „Albums der Zeitgenossen" enthält mehrere Mitglieder der Münchener historischen Commission, z. B. Leopold Ranke und Jakob Grimm, sowie die Veteranin deutscher Schauspielkunst, Sophie Schröder.

Die fünfundzwanzig Illustrationen Schiller'scher Gedichte, womit Eugen Neureuther, der Meister der Randzeichnungen zu Goethe's Balladen, am 10. November den Münchener Odeonssaal ausgeschmückt hatte, werden durch den Holzschnitt vervielfältigt werden.

Gustav König, durch seine Scenen aus dem Leben Luthers in weiteren Kreisen bekannt, hat den Plan gefaßt, die Psalmen bildlich darzustellen, und sollen seine Zeichnungen von Thäter und Merz in Kupfer gestochen werden.

Von Ludwig Richters schönem Werke „Fürs Haus" ist soeben das zweite Heft erschienen, welches, im Gegensatz zu dem ersten, das Illustrationen des Lebens im Winter brachte, in theils humoristischen, theils ernster gefühlten Compositionen das Treiben im Frühling veranschaulicht.

Zur Fortsetzung der Versuche mit der Stereochromie hat König Max von Bayern die Summe von 800 Thalern bewilligt und eine Commission ernannt, die, aus Chemikern wie aus Künstlern bestehend, die vorzunehmenden Arbeiten beaufsichtigen soll. Aus den Reihen der Maler sind Piloty, Dietz und Seibertz zu Mitgliedern des Ausschusses ernannt worden.

Das Denkmal, welches der verstorbenen Königin Stephanie von Portugal im Düsseldorfer Schloßgarten gesetzt werden soll, wird Julius Bayerle, der die Schlösser und Besitzungen des Fürsten von Hohenzollern schon mit manchem schönen Bildwerke schmückte, im Modell fertigen. Die letzte Schöpfung des talentvollen Künstlers war eine Statue des heiligen Suitbert.

Die von August Kiß, dem Meister der „Amazone", vollendete kolossale Gruppe „St. Georg im Kampfe mit dem Drachen" ist vom Prinz-Regenten von Preußen behufs der Aufstellung auf dem Berliner Opernhausplatze angekauft worden. Das nächste Werk des Genannten wird das Monument für Beuth sein.

Das seit längerer Zeit verpfändete Grabdenkmal für Albert Lortzing ist jetzt von den Mitgliedern des Braunschweiger Hoftheaters eingelöst worden und soll nun endlich, nachdem wohl sechs Jahre darüber vergangen sind, an die ihm bestimmte Stelle auf dem Friedhof vor dem Rosenthaler Thore in Berlin gelangen. Es besteht aus einer gothischen Bogennische mit dem Medaillonporträt des Componisten.

Kaum hat Prudens van Duyse, der Vorfechter für die Rechte vlämischer Sprache und Litteratur, die Augen geschlossen, und schon ist die Stadt Gent, wo er als Advocat und Archivar lebte, Willens, das Andenken an ihn durch ein Monument wach zu erhalten.

In der Werkstatt von Robinson und Cottam ist vor kurzem der Guß der Londoner Mendelssohnstatue bewerkstelligt worden. Zur Errichtung derselben veranstaltete die Sacred Harmonic Society vor sechs Jahren die ersten Sammlungen, und besonders war es auch die Königin Victoria, die sich mit reichen Spenden an dem Unternehmen betheiligte. Modellirt hat das über acht Fuß hohe erzene Standbild der bekannte Bacon. Sein Platz wird, wenn die Regierung es gestattet, auf der Nordseite des St. James-Parks in der nach Buckingham-Palace führenden Chaussee sein.

England verlor binnen wenigen Tagen zwei seiner berühmtesten Maler durch den Tod. Der ältere Ward, gewöhnlich der „englische de Potter" genannt, starb als Senior unter den Mitgliedern der Akademie im einundneunzigsten, sowie Frank Stone, der Aquarellist, im einundsechszigsten Lebensjahre.

Interessante Neuigkeiten der englischen Kunstlitteratur sind: Mrs. Grote's „Memoir of the life of the late Ary Scheffer" und R. A. Leslie's „Life of Sir Joshua Reynolds. With notices of Hogarth, Wilson, Gainsborough and other artists, his contemporaries". Reynolds war, wie Burke sagt, „der erste Engländer, welcher Auszeichnung in den schönen Künsten zu den anderen Ruhmestiteln seines Vaterlandes fügte."

Theater und Musik.

Die erste Neuigkeit im königlichen Schauspielhause zu Berlin war während der laufenden Saison „Maria", Trauerspiel in fünf Acten von J. L. Klein, dem bekannten Kritiker der „Preußischen Zeitung". Die letzten Geschicke des deutschen Kaisers Otto III., die schon Raupach, Mosen und P. Heyse dramatisirten,

bilden den Inhalt der Composition, und wer irgend mit der Geschichte und der mittelalterlichen Sage vertraut ist, wird dem Verfasser, neben der Anerkennung für die Wahl eines vaterländischen Gegenstandes, gern das Zugeständniß machen, daß er in eine große und bedeutungsvolle Zeit hineingegriffen. Welche schwunghafte Tendenzen knüpfen sich an den Namen jenes Kaisers, der „das Wunder der Welt“ genannt wurde, und der, als er im zweiundzwanzigsten Jahre starb, bereits ein ereignißreiches Leben hinter sich hatte! Lag ihm doch nichts Geringeres in dem Sinn, als das alte Römerreich wieder herzustellen und von Rom aus abermals den Erdkreis zu beherrschen. Wie kommt so Vieles dem Dramatiker entgegen, was große und weite Perspectiven eröffnet, und wie hat selbst die Sage den Tod Otto's in ein Motiv gehüllt, das der ferneren Erfindung trefflichen Anhalt bot. Die Wittwe des hingemordeten Römers Crescentius, heißt es, habe den jugendlichen Kaiser durch Liebe gefesselt und dann durch Gift aus der Welt geschafft. Diese „Maria“ ist die Hauptfigur des Klein'schen „Drama's“, die aber unter den Händen des Autors lange nicht zu dem geworden ist, was sie hätte werden können. Sie bleibt dem Publicum völlig unverständlich, und das ist ein beträchtlicher Mangel an dem Stücke, dessen Vorzüge nur in Bedeutsamkeit der geschichtlichen Auffassung, in gewissen geistvollen Details der Situationen und in der Sprache gelegen sind. Sonst fehlt auch, abgesehen von dem ersten Acte, der ein deutliches Bild zweier kampfbereiten Gegensätze giebt, in den folgenden Acten der feste Zusammenhang und die klare Anschaulichkeit der im Uebermaße vorhandenen Motive. Daraus entsteht eine arge Zersplitterung des Inhalts, ein fortwährendes Durchkreuzen des Hauptconflicts, und ein nur fragmentarisches Zeichnen der Charaktere.

Aufsehen erregt in Berlin das auf Wunsch der französischen und österreichischen Gesandtschaft erfolgte Verbot der ferneren Aufführung eines satyrisch-allegorischen Zeitgemäldes von **Otto Girndt**, worin derselbe unter dem Titel „*Cäsar Bock*“ eine Persifflage der französischen Zustände vom Staatsstreich an bis zu dem Frieden von Villafranca geben wollte. Sämmtliche Darsteller erscheinen darin unter der Verhüllung von Thiermasken, wozu Hosemann die Zeichnungen entworfen hatte. Der Bock macht sich im Reiche der Vierfüßler zum Kaiser, erhebt das Kätzchen zu seiner Gemahlin, sowie den „Hundeproletarier“ zum Minister, und führt mit dem „changeantfarbigen“ Bären einen Krieg, der dann zu plötzlichem Frieden zwischen beiden Anlaß giebt. Es macht sich in dem Stück viel guter Humor geltend, und nicht wenige von den Einfällen des Verfassers entfalten eine schlagende und beißende Satyre auf wohlbekannte Persönlichkeiten und Ereignisse; nur bleibt der sittliche Ernst zu vermissen, der solchen leichtfertigen Späßen erst ihr wahres künstlerisches Recht verleiht. Wenn man auf dem Aristophanischen Wege vorwärtsschreiten will, muß man auch den festen moralischen Standpunkt einnehmen, an dem dieser griechische Dramatiker bei seiner Phantastik doch stets inneren Halt besaß.

Das zum Schillerjubiläum in Wien und Weimar gegebene Festspiel von dem am 10. November durch die philosophische Facultät zu Jena honoris causa zum Doctor creirten **Friedrich Halm**: „*Vor hundert Jahren*“ zeigt dem Zuschauer in der ersten Scene Germania, wie sie sich mit Hinblick auf den siebenjährigen Krieg in Klagen über ihr feindliches Geschick ergeht. Die Göttin der Poesie verheißt ihr zum Trost den Besitz Schillers und die Parzen verkünden dessen Geburt. Nun entrollt die Dichtkunst ein Bild seines Lebens und nennt die Werke, die er seiner Nation schenken wird. Als Illustrationen hierzu erscheinen vier lebende Bilder: „Schillers Vaterhaus“, „die Vorlesung der Räuber“, „Wallensteins Lager“ und „Attinghausens Sterbestunde“. Zum Schluß ergeht von der Poesie ein Aufruf an Germania, sich des großen Mannes werth zu machen; seine Büste zeigt sich in idealer Landschaft, und Kränze werden zu ihren Füßen niedergelegt.

Das neue Drama Alfred Meißner's „*die Memoiren des Grafen von Montmorency*“ spielt in Frankreich kurz vor der ersten Revolution und hat zur Hauptfigur eine interessante litterarische Persönlichkeit, Bernardin de St.-Pierre nämlich, den Verfasser der allerwärts bekannten romantischen Erzählung „Paul und Virginie“.

In Berlin, seiner Vaterstadt, starb am 21. November nach langen Leiden der, am 17. August 1826 geborene, dramatische Dichter **Wilhelm Bienke**, der 1850, als zwischen Preußen und Oesterreich ein kriegerischer Zusammenstoß zu befürchten war, durch ein tendenziöses Schauspiel „*Habsburg und Hohenzollern*“ viel von sich reden machte. Seine anderen Stücke waren auch patriotischen Inhalts und hießen z. B. „der Schlüssel zum siebenjährigen Kriege“ und „Blüchers Lager“.

Das Dresdner Hoftheater, das erst vor kurzem durch den Hintritt Reißigers und Wilhelm Fischers in Trauer versetzt wurde, hat durch den jähen Tod eines seiner jüngeren weiblichen Mitglieder schon wieder einen schmerzlichen Verlust erlitten. **Frida von Schütz** starb am 26. November an einem Nervenschlage, den sie sich durch Erkältung auf der Reise zuzog, im blühenden Alter von einigen zwanzig Jahren. 1855 betrat dieselbe zu Raschau in Ungarn beim Director Kramer (Vater des Dresdner Hofschauspielers) zum ersten Mal die Bühne; dann war sie in Nürnberg, am Münchener Autheater und im Kroll'schen Etablissement zu Berlin engagirt; 1858 aber gewann sie die Intendanz zu Dresden für die Specialität süddeutscher Dialektrollen, in denen sie jedenfalls ohne Nebenbuhlerin dastand. Rosl im „letzten Fensterle“ war seit lange eine Glanzleistung der Wienerin Zerline Wildauer; jedoch auch diese übertraf Frida v. Schütz noch. Ihre Almerin war, wie viele Notabilitäten der Kunst und Kritik zugestanden haben, eine unvergeßliche Gestalt ächter Volkspoesie und die Seelenmalerei im Nachspiele bei der Wiederkehr des Geliebten gehörte zu den ergreifendsten Momenten der heutigen Bühnendarstellung.

Der erste Bassist am Berliner Hoftheater, **August Zschiesche**, feierte am 24. November das fünfzigjährige Jubiläum seines künstlerischen Wirkens. Er ist am 29. März 1800 in der preußischen Hauptstadt geboren, wo damals der Vater sich, seine Frau und sieben Kinder kümmerlich genug als Hautboist ernährte. 1809 fand der Knabe Aufnahme im Cölnischen Gymnasium und Sängerchor, und in demselben Jahre noch betrat er als *Waisenmädchen* in Weigl's alter Oper „das Waisenhaus“ zum ersten Mal die Bretter des Hoftheaters. Seine zweite Rolle war der kleine Wahrsager Elamir in Salieri's „Axur“, dann wurde er Altist im Sängerchor des Werder'schen Gymnasiums und begleitete zugleich seinen Vater als Flötenspieler an öffentliche Orte, namentlich an die in den Kriegsjahren vielbesuchte Wirthschaft „Hundeleben“. Als neunzehnjähriger Jüngling trat er unter Graf Brühl in den Chor des Hoftheaters ein; Solopartien aber übernahm er zuerst in Pesth, wo der Regisseur Babnigg, als Tenorist bekannt, sein Lehrer wurde. Er blieb hier unter dem steten Beifall des Publicums bis 1826 engagirt und heirathete währenddem die Tochter seines Wirthes, Anna Tufner. Dann fand er eine Stellung am Königsstädtischen Theater zu Berlin, das damals auch Henriette Sonntag zu seinen Mitgliedern zählte; 1829 wollte ihn Spohr nach Cassel ziehen, Spontini aber wußte ihn für die königliche Bühne in seiner Vaterstadt zu gewinnen, und so debutirte er denn auf derselben am 4. September dieses Jahres als Maffern im „unterbrochenen Opferfest“. Seitdem hat er alle ersten Baßpartien mit größtem Erfolg zu repräsentiren gewußt, und nennen wir aus seinem reichhaltigen Repertoire z. B. die Gluck'schen Oberpriester, den König in „Armide“, den Thoas in „Iphigenie“, den Scherasmin, Sarastro, Osmin, Rocco u. s. w.

Ueber den vom Prinz-Regenten von Preußen gestifteten *Schillerpreis* sind wir heute im Stande, noch Näheres mitzutheilen. Vor jeder Preisvertheilung wird vom Unterrichtsminister eine aus neun Mitgliedern bestehende Commission von Sachverständigen gebildet werden, die theils aus Gliedern der Berliner

Akademie der Wissenschaften, theils aus den Notabilitäten anderer deutscher Länder zusammenzusetzen ist. Zur Concurrenz zuzulassen sind nur solche Originalwerke der dramatischen Litteratur, die durch eigenthümliche Erfindung und gediegene Durchbildung in Gedanken und Form dauernden Werth haben und zur Aufführung auf der Bühne sich besonders eignen, ohne doch dem vorübergehenden Geschmacke des Tages zu huldigen. Sollte kein Stück des Preises für werth erachtet werden, so wird nach Verlauf der nächsten dreijährigen Periode der Preis verdoppelt oder es sind geeigneten Falls zwei kleinere Preise aus den Hälften der Summe zu bilden. Bei längerem Mangel an preiswürdigen Stücken kann eine dem Preise gleichkommende Geldsumme auf andere Weise zur Anerkennung und Förderung der deutschen Dichtkunst verwandt werden. Einem und demselben Autor ist der Preis nicht öfter als zweimal zuzugestehen, auch bleibt das zweite Mal die Denkmünze im Werthe von 100 Thalern in Gold weg, die sonst noch mit dem Preise von 1000 Thalern verbunden werden soll.

Die neue Oper Jean Botts, für die ihm Julius v. Rodenberg den Text schrieb, heißt „Aktäa, das Mädchen von Korinth". Auch Emil Naumann in Berlin, der Componist der „Judith", faßte den Plan zu einem neuen Werke, dessen Text Wolfgang Müller fertigen wird.

Von François Hugo's französischer Shakespeare-Übersetzung ist soeben der vierte Theil erschienen, der unter dem Titel „les Jaloux" die drei Stücke „Troilus et Cressida", „Beaucoup de bruit pour rien" und „Le conte d'hiver" zusammenstellt. Sonderbar genug fehlt noch die Eifersuchtstragödie par excellence, der „Othello".

Litterarische Anzeigen.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 51. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 17. December.

Inhalt.

Die Epochen der Musik.

Unter dem Titel „Musikalische Rundschau über drei Jahrhunderte" (Leipzig, Veit u. Comp.) ließ zur dritten Säcularfeier der königlichen Studienanstalt in Zweibrücken (am 9. August 1859) der Gymnasialprofessor J. M. Fischer ein mit Verständniß und Wärme geschriebenes Schriftchen erscheinen, das in seinen ersten Abtheilungen ästhetisch-kritische Erörterungen über das Wesen der Tonkunst und über die Mittel zur Darstellung ihrer Erzeugnisse enthält, in seinen Schlußcapiteln aber einen übersichtlichen Geschichtsabriß liefert, welcher besonders den Bedürfnissen und Anforderungen gebildeter Laien zu genügen im Stande sein dürfte. Wir können im Folgenden natürlich nur Andeutungen des Entwickelungsganges geben, welchen die Tonkunst von Anfang unserer Zeitrechnung bis auf die Gegenwart nahm, und verweisen den Leser, welcher noch ausführlichere Notizen wünscht, auf das, wie wir aussprechen können, recht empfehlenswerthe Fischer'sche Buch.

In den ersten drei Jahrhunderten nach Christi Geburt beschränkte sich die Tonkunst in ihrer würdigen Erscheinung zunächst auf Gesang für kirchliche Zwecke; dazu benutzte sie die Ueberlieferung griechischer Weisen, welche im vierten Jahrhundert bereits schulmäßig eingeübt wurden, besonders in Rom unter Papst Sylvester 330. Mit Theilung des römischen Reichs theilten sich in die Pflege des Gesanges, im Osten Ephraem der Syrer, im Westen Ambrosius 390, daher die Benennung ambrosianischer Gesang, immer noch auf griechischer Grundlage. Im sechsten Jahrhundert fand der Kirchengesang besondere Pflege und Verbreitung durch Papst Gregor den Großen 590; er hieß nun gregorianischer Gesang und bewegte sich immer noch im Einklang und in Tönen von gleichem Zeitwerthe, doch etwas melodischer als der ambrosianische. Die Wirkungen der Völkerwanderung, die bei damals noch langsamer Entwicklung der Geschichte der Menschheit um so langwieriger nachhielten, erlaubten der Kunst keinen raschern Fortschritt. Erst Huebald, ein Mönch aus Flandern 900, dann Guido von Arezzo, der Benedictiner, 1000, gelten als Förderer der Tonkunst durch schriftliche Darstellung der noch höchst einfachen Tonwerke mittelst der nicht so einfachen Neumen oder notae romanae. Der Tonumfang der Gesänge steigerte sich damals von vier auf sechs Töne. Der Uebergang zur gegenwärtigen Notenschrift geschah allmählich erst im zwölften Jahrhundert. Mit Einführung der Orgel, welche zwei- und mehrstimmige Griffe von selbst an die Hand gab, stellte sich Punkt dem Punkte gegenüber im Contrapunkt; damit ergab sich für jede besondere Stimme die Nothwendigkeit bestimmten Maßes — Mensur — und zur Bezeichnung des Maßes eine bestimmte Gestaltung der Noten — Figuren.

Die Tonkunst im Sinne und Geiste der Gegenwart betrachtet, beginnt ihre Geschichte erst mit dem sechszehnten Jahrhundert, in welchem sie, nach vielen langwierigen Vorbereitungen, unter mehrfach unterbrochenen Versuchen, allmählich zur Ausbildung reifte und durch Denkmale sich verewigte, auf welchen sie bis zur gegenwärtigen Vollendung sich erhob. An allen Förderungsmitteln der neuen Zeit nahm nun auch die Tonkunst ihren Antheil; auch sie wurde zeitgemäß an Universitäten gelehrt, auch sie gründete Schulen, auch sie benutzte die Erfindung der Buchdruckerkunst zum Notendruck, der, wie die Tonkunst selbst allgemein verständliche Sprache, so allgemein verständlich lesbare Schrift für alle Völker der Cultur geworden ist. Erst begnügte man sich mit Holzschnitt zu Notendruck; Ottavio Petrucci begann mit beweglichen Typen zu Venedig 1520; bald folgte hierin Paris 1530, Lyon, Straßburg, Augsburg, Nürnberg, Leipzig, Wittenberg.

In der Theorie führen nun das Wort die Niederländer, neben ihnen in Melodie die Italiener. Als hervorragender Lehrer gilt Josquin des Près 1500. Hadrian Willaert 1550 gründete die Venetianer Schule. Als leuchtender Stern in der Geschichte der Tonkunst aber wandelt Orlando Lasso aus Bergen im Hennegau von Norden nach Süden. Etwa 1520 geboren, mit anmuthiger Stimme begabt, brachte ihn in seinem zwölften Jahre der Vicekönig von Sicilien, Ferdinand Gonzaga, nach Italien. Hier in der Tonkunst unterrichtet und ausgebildet, wurde er Musiklehrer in Neapel und Kapellmeister im Lateran zu Rom. Nach zwei Jahren trieb ihn die Sehnsucht nach der Heimath; er verweilte in Antwerpen und folgte dann dem Rufe des Herzogs Albrecht von

Bayern als Kapellmeister nach München, wo er bis zu seinem Tode verblieb, ungeachtet des italienischen Namens Orlando Lasso, in Deutschland nationalisirt als Roland Laß. Seine Werke, großentheils geistlichen Inhalts, sind zahlreich, doch verschieden nach Styl und Werth. Die königliche Bibliothek in München bewahrt sie alle — darunter seine sieben Psalmen in vier Prachtbänden. Mit Orlando schließt die niederländische Schule; er war Vorläufer des Palestrina-Styles.

Palestrina's Lehrer war Orlando Lasso's Zeitgenosse Goudimel aus der Franche Comté, 1500 geboren, als Hugenott zu Lyon 1572 ermordet. Er gründete in Rom die römische Schule und setzte Psalmen vierstimmig, die sich bei den Reformirten in Frankreich erhielten und durch Lobwassers Uebertragung ins Deutsche auch den Deutschen zugänglich wurden. — In Mitte des sechszehnten Jahrhunderts drang das Concil zu Trient nach dem Wunsche mancher Verehrer kirchlicher Tonkunst auf Reinigung der Kirchenmusik von allem Weltlichen, auch von jenen künstlichen contrapunktischen Verschlingungen, die kein Textverständniß zuließen, viel weniger den Wortausdruck durch Tonausdruck unterstützten und dem Gefühle näher legten. Es sollte alle Figuralmusik aus den Hallen der Kirche verbannt werden, und zur Lösung dieser Aufgabe fand Papst Marcellus ein vermittelndes Organ in der Person seines Günstlings Palestrina, 1524—94. Als Kapellmeister bei St. Peter gründete derselbe 1571 mit Nanini, seinem Lieblingsschüler, eine Musikschule zu Rom, aus welcher der streng-ernste, sogenannte Palestrina-Styl hervorging in Mitte zwischen dem Neapolitaner- und Venetianer-Styl, welch letzterer durch lebensvolle Lieblichkeit sich auszeichnete und daher auch bald dramatisch der Oper sich zuwendete. Dagegen rührt und ergreift der Palestrina-Styl durch edle, erhabene Einfalt, in welcher die einzelnen Stimmen auf den Stufen der Accordenfolge nach einander sich erheben und in den verschiedenen Richtungen neben-, über- und untereinander fortschreiten, ohne besonders hervortretende Melodie, wodurch Leo erst im folgenden Jahre die Harmonie zu beseelen suchte. Im Style seines Lehrers, ja noch einfacher, schrieb auch Nanini, der gleichfalls viele tüchtige Schüler erzog, unter diesen Allegri, 1630, dessen herrliches Miserere alljährlich während der Charwoche in der sixtinischen Kapelle zur Aufführung kommt. Neben der Richtung, die Palestrina verfolgte, bahnte Joh. Gabrieli (1550—1612) den Uebergang aus älterem Kirchenstyle zur modernen Tonkunst.

So gelangte zunächst durch Palestrina Italien zur Herrschaft in der Musik. In Deutschland suchten und fanden indessen die Bewegungen der Reformation ihren Ausdruck im Kirchenliede, das sich im Chor der Gemeinde zum Choral gestaltete. Die Melodie dazu bot entweder volksthümliche Vererbung oder das jedesmalige Gefühl muthiger Erhebung oder christlicher Ergebung. Aber bald machte sich die Forderung geltend, den Choral einem bestimmten Maße durch Takt und einem sichern Fortschritt durch gleichförmig wiederkehrenden Rhythmus zu unterwerfen. Die Choräle wurden harmonisirt. Von Meistern im Choral seien aus jener Zeit erwähnt: Luther, der zu einigen frei gedichteten Texten selbst die geeigneten Melodien fand, die sein Freund Walther aufschrieb, da Luther im Technischen der Kunst nicht bewandert war, ferner Ludwig Senfl, Paul Speratus, Hermann Fink u. s. w. Als vorzüglicher deutscher Meister vielstimmigen Satzes erscheint Jacobus Gallus, eigentlich Hahn, 1550 – 91, mit einer Polyphonie von vierundzwanzig selbständigen Stimmen. Der Charakter deutscher Kirchenmusik nahm jedoch eine doppelte Richtung: in der katholischen stellte der Sängerchor die Gemeinde dar, in der protestantischen übte die Gemeinde das gemeinsame Amt des Sängers.

Neben der Kirchenmusik und auf Grund von dieser erhob sich die Kammermusik für einzelne Gesangstimmen und für mehrere kunstgeübte Sänger. Die Instrumentalmusik in noch unentwickelter Form hielt sich in gesonderter Abgeschlossenheit für sich. So stand es das sechszehnte Jahrhundert hindurch. Um diese Zeit, 1620 etwa, versuchten strebsame Mitglieder der unter Lorenzo Medici gegründeten Akademie in Florenz das antike Drama der Griechen auf die Bühne zu bringen. Aus den vergeblichen Versuchen, das Alte neu zu beleben, ergab sich ein zeitgemäßes Neues, die Oper, die sich bald rasch über Italien und von da an die Höfe verschiedener Länder verbreitete, wo sie ebenso verführerisch auf die Kirchenmusik, als förderlich auf die Kammermusik wirkte. Zur lebhafteren Färbung des Gesanges wirkten allmählich verschiedene Instrumente, die selbst wieder durch technische Vervollkommnung in ihrer Verwendbarkeit fortschritten; ein Orchester trat dem Gesange zur Seite, ja wetteiferte bald mit ihm. Ins Mittel zwischen weltliche Oper und Kirchenmusik trat nun das Oratorium, dem Inhalte nach im Dienste der Kirche, nach der Form der Oper verwandt. Philipp Neri, der Gründer des Hospitals in Rom 1588, ließ zu wohlthätigen Zwecken im Betsaale, Oratorium, Musik zur erbaulichen Aufführung bringen; daher nannte man derartige Musik selbst Oratorium. Den künstlichen, mehrchörigen, nur für große Kirchen berechneten Werken des Palestrina-Styles gegenüber schrieb der Spanier Ludovico Viadana, gest. 1625, gegen Ende des Jahrhunderts Kapellmeister in Mantua, ein- bis vierstimmige Sätze für kleinere Kirchen, die zur eindringlichen Wirksamkeit sich mehr durch ansprechende Melodie als durch künstliche Harmonie empfehlen mußten. So nahm die Kirchenmusik durch Viadana das Melodische auf, wozu die Oper schon vorbereitet hatte. Die Begleitung solcher Tonstücke durch die Orgel, deren Bau um diese Zeit in Deutschland wie in Italien mit großer Kunst durch Deutsche betrieben wurde, forderte nun bezeichnendere Angabe der Accorde und Accordfolgen durch Bezifferung des bisherigen Basso continuo, der mit den Chören gleichmäßig fortschritt. Dadurch ergab sich das Generalbaßspiel. Auf der Bahn Viadana's ging Monteverde 1640 noch weiter in freierer Benutzung des Melodischen durch seine „heiligen Concerte“ und Madrigale; diese letzteren hatten Weltliches zum Gegenstand; Kirchliches und Geistliches behandelten die Motetten, vom französischen Worte mot, biblischer Spruch, oder vom lateinischen mutare, d. i. von dem lebhafteren Wechsel der Harmonie durch Modulation in dieser Art von kirchlichen Stücken. Der stärkere Ausdruck lebhafterer Darstellung forderte auch stärkere

und mehrfache Instrumentation; so gewann die Instrumentalmusik allmählich selbständigere Stellung; um diese zu behaupten genügte nicht mehr die Stegreifbegleitung; für jedes Instrument mußte nun die Stimme, der Part, besonders vorgeschrieben werden; die einzelnen Stimmen, zur Uebersicht übereinander geschrieben, gaben die Partitur. An Stelle des Madrigals, welches in der Regel mehrstimmig war, trat um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts die Kammercantate. Reine Instrumentalsätze ohne Gesang hießen nun Symphonien, freilich in ganz anderer Form und Weise als nach gegenwärtigen Begriffen. Gleich thätig in allen genannten Stylarten erwies sich Alessandro Scarlatti, zu Neapel geboren 1650. Er soll über hundert Opern geschrieben haben, in welchen das Recitativ bereits durch das Streichquartett, nicht mehr blos vom Basse, begleitet wurde. Von der Oper fern hielt sich Durante, geboren 1693, benutzte aber in der Kirchenmusik, wie dort Scarlatti, die Instrumente nicht blos im Dienste des Gesanges, sondern selbständig in ansprechender Form. Besondere Erwähnung unter den Italienern dieser und der folgenden Zeit verdienen noch Leo, 1700, der gründliche Schüler Scarlatti's, ferner der geniale Jomelli, Pergolesi der Anmuthige, Emanuel d'Astorga der Elegische u. A. m.

Im achtzehnten Jahrhundert entwickelte sich die Tonkunst mächtig auch in Deutschland durch deutsche Meister und zwar von vorn herein durch zwei geniale Geister von gleicher Größe, zu gleicher Zeit, wenn auch auf verschiedenen Bahnen, durch Sebastian Bach und Händel, die der Tonkunst eine neue ruhmvolle Zukunft begründeten, und das Scepter der Herrschaft in dieser Kunst für kommende Zeiten bis in die Gegenwart an Deutschland übertrugen. An diese Beiden reihte sich als Dritter Gluck, der wie Bach in deutschen Landen, wie Händel in England, so deutsche Tonkunst vertrat in Frankreich. Nach Bach (1685—1750) ist kaum ein wesentlicher Fortschritt denkbar in schulgerechter und künstlicher Behandlung der Harmonie; auch die Melodie macht in seinen Werken gelungene Versuche, den kolossalen Körper der Harmonie zu beleben und zu beseelen. Kein Wunder, wenn sich dieser in seiner Uebermacht noch nicht vollkommen zum Dienste hergab, wenn hinter der Größe des harmonischen Gebäudes die Melodie in Schatten trat. Bachs Werke erscheinen in ihrer Großartigkeit zunächst als Orgelcompositionen; diesen Charakter verleugnen selbst die Gesangeswerke des Meisters nicht; auch sie sind mehr der Orgel, als der menschlichen Brust entsprungen und verwandt. Die Instrumentalmusik außerhalb des monarchischen Bereiches der Orgel liegt noch in ihrer Kindheit; Gesang und Instrumentalmusik bedurften noch eines halben Jahrhunderts, um volljährig und mündig sich zu vermählen und Kunstschöpfungen hervorzubringen, die Zeugniß geben von des Vaters Kraft und von der Mutter Anmuth. Diese Reife zu fördern, mußte neben Bach noch Händel erscheinen (1685—1759). Nach seines Vaters Tode, der ihn zur Rechtswissenschaft zwingen wollte, fand sich dieser zuerst in seinem Elemente in Hamburg, wo die Oper bereits Frühlingsblüthen trieb. Hier brachte er mehrere seiner Opern mit Glück zur Aufführung. Mit den dadurch gewonnenen Mitteln wanderte er von Norden nach Süden, kleidete in Rom und Neapel italische Melodie in deutschkräftige Harmonie und errang so bisher noch nicht gekannten Erfolg. Mit der Weihe der Harmonie und Melodie ausgestattet, betrat er 1710 England; zunächst dem Theater zugewandt, von der hohen Aristokratie begünstigt, schrieb er 40—50 Opern, deren Aufführung ungewöhnliche Gesangskräfte forderte, insbesondere für die nicht eben sangbaren noch dankbaren Arien. Die noch deutschstarren Formen der Händel'schen Oper bedurften des Schmelzes italischer Sangeskehlen, um zur vollen Wirkung zu gelangen. Darum suchte Händel italienische Sänger und Sängerinnen zu gewinnen, deren Virtuosität seinen Werken zur Anerkennung verhalf. Nach gefährlicher Krankheit erwies sich Händels neuerstandene Schöpferkraft im Oratorium. Voll Ausdruck in der Charakteristik, mit Sicherheit getragen von urkräftigem Orchestersatz, mächtig gehoben durch des Meisters durchgreifendes Orgelspiel, erbrausten die Chöre, wie das stolze Element um das Eiland, auf dem sie entsprungen. Entschiedenen Fortschritt in glücklicher Verbindung der Melodie mit Harmonie machte die Tonkunst ferner durch Ausbildung der Oper unter dem deutschen Meister Gluck, 1700—1787. Er bemächtigte sich während so langen Lebens der bereits durch seine Vorgänger gebotenen Vortheile, versuchte sich in England und Italien mit glücklichem Erfolge und beseitigte die gehaltlose Förmlichkeit aus der italienischen Oper, welche, dem Dienste beliebter Sängervirtuosität verfallen, leerer Kehlenfertigkeit und nicht immer bestem Geschmacke in Cadenzen und Bravourkünsten fröhnte. Er betonte vorzugsweise das Dramatische und verhalf diesem durch die Mittel der Tonsprache zu drastischem Ausdrucke. Einen glänzenden Triumph feierte er zuletzt noch in Paris, wo schon unter Ludwig XIV. Lully, dann Rameau und insbesondere Grétry (1741—1813) für die Oper förderlich wirkten. Dort errang Gluck durch seine beiden Iphigenien den glänzendsten Sieg nicht blos für seine persönliche Ueberlegenheit in der Oper dem italienischen Meister Piccini gegenüber, sondern auch für die deutsche Oper über die italienische überhaupt.

Im Geiste gegenseitiger Durchdringung der Melodie und Harmonie, des Gesanges und der Instrumental-Composition wirkten im 18. Jahrhundert noch manche deutsche Meister, unter diesen Hasse (1705—1783), der Schüler Scarlatti's und Gemahl der damaligen Göttin des Gesanges, der gefeierten Faustina Bordoni aus Venedig. Gleich gewandt in der Oper, wie in damaliger Kirchen- und Kammermusik, gewann er seine Zeitgenossen durch italienische Anmuth der Melodie seiner Arien mit nur dreistimmiger Begleitung. Bei aller Nachgiebigkeit gegen den herrschenden Geschmack verleugnete er bei der Menge seiner Werke von 45 Opern, 11 Oratorien u. s. w. doch nie die deutsche Nationalität. Neben Hasse verdient Graun (1701—1759) besondere Erwähnung. Schule und Bildung ist bei beiden so ziemlich dieselbe; wie jener verband auch dieser mit erhabenem Ernste deutscher Gründlichkeit italienische Anmuth in der Art, daß jener ausschließend in den Chören, diese in den Arien vorzüglich zur Geltung kam, während bei Hasse beide in einem und dem-

selben Satze verschmolzen. Grauns bekanntestes Werk ist „der Tod Jesu" nach Ramlers Text, in welchem sich der Uebergang zu dem neueren Oratorienstyl deutlich zu erkennen giebt. Die Hasse'sche Periode brachte zum Abschluß Naumann, wie Graun ein geborner Sachse, 1741—1801, dessen „Vater unser" nach Klopstock, in Cantatenform gelungen behandelt, seine Wirkung noch jetzt nicht verfehlt.

Innerhalb eines Menschenalters erstanden, wie einst in Hellas schönster Zeit die Trias der Tragödiendichter, so in deutschen Landen abermals drei Sterne an dem Himmel der Tonkunst, von welchen jeder für sich allein groß und strahlend genug erschien, ein ganzes Jahrhundert zu erleuchten. Der mildeste von diesen drei Sternen erster Größe, und darum der allgemein anziehendste, der Vermittler zugleich zwischen lieblicher Vergangenheit und glänzender Zukunft, war Joseph Haydn, 1732—1809. Als Kapellmeister beim Fürsten Esterhazy mit 400 Gulden Gehalt, schuf er, in treuester Ergebenheit an seinen fürstlichen Gönner, in unermüdlicher Thätigkeit über 118 Symphonien, 83 Quartette, viele Concerte und Trios, 19 Opern und 15 Messen außer vielen Gelegenheitscompositionen. Gegen Ende dieser Periode 1785 schrieb er auf Bestellung von Cadix das Oratorium „die sieben Worte". In diesem Werke spricht sich bewunderungswürdig das Eine Gefühl des Schmerzes und der Trauer in sieben Tonsätzen, in siebenfacher, jedesmal eigenthümlicher Verschiedenartigkeit aus, wie Ein Lichtstrahl sich in sieben Farben bricht. Das Oratorium, ursprünglich Instrumentalcomposition, wurde später zum Gesangeswerke, so sehr liegt der Gesang in Haydns Werken schon im Instrumentalsatze; das Sangbare ist überall bei ihm Urgrund seines Tonsatzes, und der Instrumentalsatz beruht stets auf Gesang, daher die innige gegenseitige Durchdringung von beiden. Nach Esterhazy's Tode ging Haydn nach England und wurde nach seiner eigenen Aeußerung dadurch erst im deutschen Vaterlande bekannt. Aus England brachte er auch den Text zur „Schöpfung", die 1797—98 entstand, und ihr folgten zur Wendezeit der beiden Jahrhunderte „die Jahreszeiten". Aus diesen beiden großen Oratorien ergiebt sich die Summe von Haydns vorzugsweiser Gabe und Befähigung, Melodie und Harmonie, Gesang und Instrumente genial in innigste Beziehung zu einander zu setzen, in bisher nicht erreichtem und vielleicht für immer unübertrefflichem Grade. Haydn ist im eigentlichen Sinne Schöpfer der neueren Tonkunst; sein Nachfolger und zugleich Vollender des von ihm begonnenen Werkes war Mozart, 1756—91. Bereits Schöpfer von mehr als achthundert Werken verschiedenster Art, starb Mozart schon im sechsunddreißigsten Jahre seines Lebens, noch vor der Wendezeit seines Jahrhunderts in das gegenwärtige — im Lyrischen der Opernmusik entschieden der glücklichste Meister, obgleich er das eigentlich Dramatische weniger scharf ins Auge faßte und die Texte gutmüthig nahm, wie man sie bot. Das Lyrisch-Melodische, der Hauch rein musikalischen innersten Seelenlebens durchdringt alle seine Werke so wunderbar ergreifend, daß sie an Sinnigkeit des Ausdrucks, an Anmuth harmonischer Begleitung, an schönstem Ebenmaße von Melodie und Harmonie, sowie an seelenvollem Inhalt immer meisterhaft, selten erreichbar erscheinen. — Der dritte Stern ging an dem Himmel der Tonkunst in Beethoven auf, 1770—1827. Lebhaften, feurigen Naturells, aufgeregt durch die Erschütterungen, welche zur Zeit seiner Entwickelung die Welt bewegten, war er das auserwählte Organ, dem inneren Leben seiner Zeit durch das Mittel der Tonsprache zum Ausdruck zu verhelfen. Das Ungestüm der Weltbewegungen, das die bestehenden Formen des äußeren Lebens umgestaltete, konnte nicht ohne tief eingreifende Wirkung bleiben auf das innere Leben des Gemüthes; die gewaltigen Erscheinungen der Geschichte übten überwältigenden Eindruck auf die Stimmung des Seelenlebens, und diese tönte wieder im entsprechenden Echo der Töne. Wie die Leidenschaften heftiger in ihren Aeußerungen und greller in ihren Uebergängen hervortraten, so forderte auch die Sprache für sie, die Tonkunst, mächtigeren Ausdruck, schreiendere Instrumente, ergreifendere Tonarten, grellere Uebergänge, überraschendere harmonische Verbindung, bewegteres Zeitmaß, stürmischere Gangart des Rhythmus, kräftiger markirte dynamische Schattirung. Für solche Umgestaltung war Beethoven mit eigenthümlicher Kraft ausgestattet; schon in seinen ersten Werken, noch den lieblichen Gebilden Haydns und Mozarts nachgeschaffen, treten die Gedanken kräftiger, ausdrucksvoller aus der Plastik seiner Stirne, schwungreicher aus der schwellenden Muskulatur seiner Mimik hervor. Seit 1810 bereits taub, fühlte er sich von allem Verkehr mit der Außenwelt geschieden, und so trostlose Vereinsamung befähigte den unruhigen, strebsamen Geist freilich zu so ausgezeichneter Malerei leidenschaftlicher Seelenzustände, wie sie aus seinen Instrumentalwerken ohne erklärenden Worttext deutlich genug spricht. Das Drama blieb ihm fremder, sein lyrischer Erguß strömte aus in seinen Claviersonaten. Alle seine Instrumentalwerke tragen nicht das anmuthige Gepräge des Gesanges und der Sangbarkeit, wie jene von Haydn und Mozart; dagegen haben selbst seine Gesangwerke das Gepräge des Instrumentalsatzes. Beethovens Absolutismus behandelte Sänger und Sängerinnen als Instrumente, ja die Instrumente selbst ohne Rücksicht auf Leistungsfähigkeit und Leistungsmöglichkeit. Solcher Despotismus frevelte zuletzt gegen die bestehenden Gesetze melodiöser und harmonischer Stimmführung, und zuletzt mußte der große Meister noch die Kränkung erleben, seine gediegensten Werke durch Rossini's sang- und klangvolle Melodien in zeitweisen Schlummer der Vergessenheit versenkt zu sehen. Der Zauber, welchen Rossini durch Italiens Melodien nicht blos der menschlichen Stimme, sondern selbst den Instrumenten des Orchesters verlieh, daß jegliches gleichsam concertirend in seinen Opern hervortrat, drängte bei der nicht musikalischen, theilweise selbst bei der musikalischen Welt den großen deutschen Meister Beethoven und seinen gigantischen Geist wie einen unheimlichen Schatten wenigstens zwei Jahrzehnte in den Hintergrund.

Beethovens Werke zunächst für Clavier veranlaßten durch die darin niedergelegten Schwierigkeiten der Technik jenen Fortschritt in der Tonkunst, der sich als Virtuosität mehr und mehr allgemein geltend machte. Die Romantik, von K. M. v. Weber so bezaubernd ins Dasein gerufen, gedieh nach den Befreiungskriegen üppig in der Kunst, wie im Leben. Nach

diesem goldnen Zeitalter der Romantik folgte als Umschlag und nothwendige Reaction der Stimmung und des Geschmacks das eiserne des Materialismus. In diesem befinden wir uns jetzt noch und eine parteilose Darstellung der Musikzustände in der Gegenwart ist daher nicht wohl möglich. Auch Fischer, der vorher den Entwickelungsgang der Tonkunst so klar, besonnen und gerecht besprach, wird am Schluß seiner Erörterungen polemisch. Eine Antheilnahme an dieser Polemik halten wir bei Gelegenheit einer objectiv historischen Uebersicht, die wir auf vorstehenden Blättern gaben, nicht für angemessen. E—ch.

Der Handschuhhändler Harvey.

Aus den Papieren eines englischen Advocaten.

Vor ungefähr fünfzig Jahren wohnte James Harvey, der Inhaber eines eleganten Handschuhladens, in der Holbornstraße in London. Er war von allen seinen Nachbarn geachtet und sein Geschäft galt für ein sehr solides. Wie ein großer Theil der Londoner Kaufleute stammte Harvey aus der Provinz. Arm und noch sehr jung war er in die Hauptstadt gekommen, um da sein Glück zu machen. Ausdauernde Thätigkeit und die Geschäftskenntnisse, die er sich erworben, unterstützt von einem kleinen Capital, das ihm ein entfernter Verwandter dargeliehen, gestatteten ihm endlich ein selbständiges Geschäft zu begründen. Bald darauf heirathete er ein junges Mädchen aus seiner Geburtsstadt, mit dem er von Jugend auf verlobt war, und zu der Zeit, wo unsere Erzählung beginnt, war er glücklicher Vater von drei Kindern.

Der Laden James Harvey's war einer der besuchtesten des Quartiers; beständig sah man Kunden aus- und eingehen und das Geschäft mußte von bedeutendem Umfang sein. Aber trotz dieses günstigen Scheines standen die Angelegenheiten Harvey's nicht gut und der nicht unbeträchtliche Gewinn, den sein Geschäft abwarf, machte ihn nicht reicher. Er schwebte in einer Art Gleichgewicht zwischen Zugrundegehen und Emporkommen, neigte sich aber mehr dem Zugrundegehen zu, obgleich er sich Mühe gab, die Wagschale nach der andern Seite sinken zu machen. Die kaufmännische Buchführung hatte damals noch lange nicht die Vollkommenheit erreicht, in der man sie jetzt sogar in den kleinen Geschäften findet. Der Schubkasten des Ladentisches nahm ohne Unterschied alle Einnahmen auf, über welche übrigens keine Rechnung geführt wurde; dies war ein erster Grund des Verderbens. Rechnen wir noch dazu, ohne weiter zu gehen, die Unehrlichkeit eines Commis, der es in der Geschicklichkeit, eine Guinee aus dem Schubkasten in seine Tasche verschwinden zu machen, mit den berühmtesten Taschenspielern aufnehmen konnte, so kennen wir die doppelte Krankheit, an welcher Mr. Harvey's Geschäft litt.

Selbst zu ehrlich und zu wenig mißtrauisch, um strenge Aufsicht zu führen, blieb es Harvey lange verborgen, daß er täglich bestohlen wurde. Cartwright (so hieß der Commis) war nicht mehr jung; er war zwischen vierzig und fünfzig Jahre alt. Er hatte früher schon mehrere Stellen bekleidet, sich überall fleißig und thätig gezeigt und nirgends Ursache zur Klage gegeben; blos seine übermäßige Reizbarkeit und seine Vergnügungssucht tadelte man. Wirklich war er ein sehr sittenloser Mensch, und seit vielen Jahren hatte die Casse seines zu wenig argwöhnischen Principals ihm die Mittel geliefert, seine Ausschweifungen zu bezahlen. Zu gutmüthig und zu wenig bereitwillig, von den Menschen Böses zu glauben, wehrte sich Harvey lange gegen den Verdacht, der sich allmählich seines Geistes bemächtigte. Endlich konnte er nicht länger zweifeln, denn er ertappte Cartwright auf der That, als er Gegenstände von beträchtlichem Werthe fortschaffen wollte. Der Schuldige erschien in Old-Bailey vor Gericht; aber ein Formfehler in der Anklageacte, geschickt von seinem Advocaten benutzt, führte seine Freisprechung herbei. Aus den Händen des Gerichts gerettet, aber mit zu Grunde gerichtetem Rufe und außer Stande, eine neue Stelle zu finden, fühlte der Elende sich von einem wilden Haß gegen seinen ehemaligen Principal erfüllt und athmete nichts als Rache. Anstatt seiner eigenen Schlechtigkeit sein Unglück zuzuschreiben, machte er den armen Harvey dafür verantwortlich, dessen Nachsicht ihn so lange geschont hatte. Er wendete jetzt alle Energie an, deren seine boshafte Seele fähig war, um seinen Ruf zu schädigen und ihn ins Unglück zu stürzen. Das wurde jetzt sein Lebenszweck, und bald wurden die Spuren seiner Thätigkeit sichtbar. Besser als Andere wußte er, daß und bei wem Harvey Schulden gemacht hatte, und er verstand durch anonyme Briefe voll erfinderischer Bosheit Besorgniß unter seinen Gläubigern zu verbreiten. Diese drängten den Handschuhhändler um Zahlung, die er so schnell nicht leisten konnte. Es kam zum gerichtlichen Verfahren mit seinen beträchtlichen Kosten, und bald war der Bankerott da.

Man kann sich denken, welch ein Schlag dies für den Handschuhhändler und seine Familie war. Dennoch gab Harvey noch nicht alle Hoffnung für eine bessere Zukunft auf. Da sein Credit in England zu Grunde gerichtet war, gedachte er seinen Fleiß und seine Geschäftskenntnisse in America auf einem neuen Schauplatz zu verwerthen. Einige Freunde kamen ihm zu Hülfe, und er sah sich bald in den Stand gesetzt, mit Frau und Kindern seine Reise anzutreten. Gegen Ende Februar langte er in einem Seehafen an, um sich von dort nach Boston einzuschiffen Bei seiner Ankunft stieg er mit seiner Familie in einem der besten Gasthöfe ab. Das paßte jedenfalls wenig zu seinen Vermögensverhältnissen; aber später rechtfertigte er sich vor dem Gericht durch das Anführen, daß das Schiff, welches ihn über das Meer bringen sollte, schon den nächsten Tag unter Segel gehen wollte und daß er es vorgezogen habe, diese Mehrausgabe zu tragen, als seine damals leidende und ein Kind stillende Frau gefährlichen Entbehrungen oder den Nachtheilen des Zusammenseins mit ungebildeten Leuten ausgesetzt zu sehen.

Aber es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß Harvey mehr als eine Nacht im Gasthause zubringen sollte.

Die Capitäne, namentlich diejenigen von Auswanderungsschiffen, nahmen es damals ebenso wenig wie jetzt sehr genau mit ihren Versprechungen. Obgleich das Fahrzeug jeden Morgen absegeln sollte, vergingen doch vierzehn lange Tage, ehe Alles zur Abfahrt bereit war, und dieser Aufschub sollte dem unglücklichen Kaufmann viel verhängnißvoller werden als der Bankerott.

Cartwright, dessen Rachedurst der erste Erfolg nur gesteigert hatte, folgte allen Bewegungen seines Opfers; von einer dunkeln Hoffnung erfüllt, Harvey noch einen letzten Schlag beibringen zu können, war er seinem Opfer nach dem Einschiffungsorte gefolgt. Geheimnißvoll umschlich er das Haus, in welchem der Gegenstand seines Hasses wohnte, — beständig mit den wahnsinnigsten Plänen beschäftigt, um sein Ziel zu erreichen. Mehrmals war er unter verschiedenen Vorwänden in das Gasthaus gegangen, um die Oertlichkeit zu studieren, hatte dabei aber immer die größte Sorge getragen, ein Zusammentreffen mit Harvey oder dessen Familie zu vermeiden. Dennoch war der Tag der Abreise erschienen, ohne daß er die gewünschte Gelegenheit gefunden hätte. Das Schiff stand im Begriff, die Anker zu lichten; die Mehrzahl der Passagiere war bereits am Bord, und auch Mrs. Harvey und ihre Kinder hatten sich mit fast allem Gepäck eingeschifft; nur Harvey war noch am Lande geblieben, um einige Kleinigkeiten zu kaufen und, nachdem er noch Einiges im Gasthofe bezahlt, einen kleinen Handkoffer mit aufs Schiff zu nehmen. Cartwright hatte ihn den ganzen Tag über nicht aus den Augen verloren; da er ihn auf offener Straße nicht anfallen konnte, folgte er ihm zuletzt bis an das Gasthaus — entschlossen, mit ihm abzurechnen und auf den Zufall vertrauend.

Harvey ging zuerst in das Gasthaus; aber anstatt geradewegs auf sein Zimmer zu gehen, begab er sich in das Comptoir, um die kleine Rechnung der beiden letzten Tage zu bezahlen. Cartwright, der davon keine Ahnung hatte, stieg rasch die Treppe hinauf und kam in seinen Hoffnungen getäuscht wieder herunter, da er Harvey weder in seinem Wohn- noch in seinem Schlafzimmer fand. Am Fuße der Haupttreppe sah er die Thür eines Zimmers offen stehen, ging hinein und erblickte auf einem Tisch eine goldene Uhr mit Kette. Niemand war in dem Zimmer; der Bewohner mußte es eben verlassen haben und kehrte jedenfalls gleich zurück; ein teuflischer Gedanke fuhr jetzt wie ein Blitz dem Elenden durch den Kopf, der Zufall war ihm endlich günstig, nachdem er ihn so lange getäuscht hatte. Er erinnerte sich, daß in dem Zimmer Harvey's ein Koffer stand und daß an diesem Koffer der Schlüssel stak. Die Uhr wegnehmen, sie unten in den Koffer Harvey's verbergen, das Gasthaus auf einer Seitentreppe ungesehen verlassen — Alles dies geschah in kürzerer Zeit als zum Niederschreiben gehört.

Nachdem Harvey im Comptoir seine Rechnung bezahlt hatte, ging er auf sein Zimmer, schloß den leichten Koffer zu, lud ihn auf die Schulter und benutzte, um schneller an den Hafen zu gelangen, dieselbe Seitentreppe, welche Cartwright's Flucht begünstigt hatte. Schon hatte er die unterste Stufe erreicht, als ihn ein Kellner anhielt, welcher ihn beschuldigte, das Gasthaus, ohne zu bezahlen, verlassen zu wollen. Harvey hatte sich die besondere Feindschaft dieses Kellners durch seine durch Armuth nur zu sehr begründete Sparsamkeit zugezogen, weshalb dieser um so lieber eine Gelegenheit ergriff, sein Müthchen an ihm zu kühlen, als er wirklich nicht wußte, daß derselbe die letzte Rechnung bezahlt hatte. Vergeblich protestirte Harvey; der Andere weigerte sich hartnäckig ihn gehen zu lassen, bevor er ihn in das Comptoir zurück begleitet hätte.

Die Beiden waren noch im lautesten Streit begriffen, als ein heftiges Klingeln durch das ganze Gasthaus schallte. Von der obersten Treppe herab hörte man verwirrte Stimmen, eilige Schritte und alle Zeichen größter Aufregung. Ein Dienstmädchen kam heruntergelaufen und sagte, daß aus Nummer 17 eine goldene Uhr gestohlen sei und daß Niemand das Haus verlassen dürfe, ehe man sie gefunden habe. Der Besitzer des Gasthauses, von dem Lärm herbeigezogen, ging auch an dem Orte vorbei, wo sich Harvey immer noch mit dem Kellner herumstritt.

„Was bedeutet dieser Lärm, John?" fragte er Letztern.

„Ich fand es seltsam, daß ein Reisender das Gasthaus auf der Seitentreppe verläßt, und verlangte Erklärung, als Sally uns zurief, eine goldene Uhr wäre aus Nummer 17 verschwunden und Niemand dürfte das Haus verlassen."

Jetzt erschien auch Nummer 17, ein alter Militär von strengem und mürrischem Aussehen, der für den Augenblick vom heftigsten Zorn erfüllt war und dem Besitzer des Hauses mit dem Gerichte drohte, wenn man ihm den erlittenen Schaden nicht ersetzte.

Harvey war zugleich bestürzt und entrüstet; kaum jedoch konnte er sich enthalten über das, was er sah und hörte, zu lachen.

„In wiefern geht mich das an?" sagte er. „Meine Rechnung habe ich bezahlt; ich habe also das Recht zu gehen, wenn es mir beliebt. Vergessen Sie nicht, daß Sie für alle Folgen zu stehen haben, wenn ich die Ueberfahrtsgelegenheit nach Boston verliere."

„Es thut mir unendlich leid, Sie aufhalten zu müssen," entgegnete der Gasthofsbesitzer; „aber dieser Diebstahl zwingt uns, Jedermann im Hause zu durchsuchen; Sie können es nur natürlich finden, daß man mit Ihnen beginnt, da Sie auf dem Punkte stehen abzureisen; alsdann steht es Ihnen ganz frei zu gehen, wohin es Ihnen beliebt."

Das war so vernünftig gesprochen, daß Harvey — ohne weiter zu antworten — seine Schritte nach einem nahen Saale richtete und dort — seiner Unschuld sicher — seinen Koffer offen hinstellte.

Der Kellner, dessen Habsucht zum Theil Schuld an diesem Abenteuer war, nahm die Untersuchung vor. Er nahm jeden Gegenstand einzeln heraus und fand endlich die Uhr, welche er den Umstehenden mit triumphirender Miene und einem verächtlichen Blick auf Harvey zeigte.

„Wer hat das hinein gethan?" rief Harvey ganz entrüstet aus. „Wer hat mir diesen Streich gespielt? Mir ist es vollständig unbekannt, wie diese Uhr in meinen Koffer gekommen ist."

Niemand antwortete, sondern Alle verharrten in düsterem Schweigen.

„Mein Herr!" sagte endlich der Gasthofsbesitzer zu Harvey,

nachdem er sich einigermaßen von seinem Staunen erholt, „ich bedaure, mich Ihnen gegenüber zu unangenehmen Schritten gezwungen zu sehen. Durch die sträfliche Gier nach dem Besitz einer solchen Lappalie bringen Sie großes Unglück auf sich und Ihre Familie. Da die Ehre meines Hauses bei dieser Angelegenheit betheiligt ist, darf ich sie nicht vertuschen. Ich muß Sie vor den Polizeirichter führen. John, schicke den Hausknecht nach einem Constabler!" befahl der Wirth weiter.

Harvey setzte sich auf einen Stuhl und legte das Gesicht in beide Hände. Ein kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn. Sein Herz schlug krampfhaft, als wollte es zerspringen. Was sollte aus ihm werden? Er sah seine und seiner Familie Zukunft durch ein plötzliches, nicht wieder gut zu machendes Unglück vernichtet. „Mein Gott!" betete er halblaut vor sich hin, „verlaß nicht Deine schwache und unglückliche Creatur. Gieb mir die nöthige Kraft, um diesen neuen und schrecklichen Schlag zu ertragen!" Einigermaßen gestärkt durch dieses Gebet stand er auf und sagte zu dem Gasthofsbesitzer gewendet: „Führen Sie mich vor den Polizeirichter, um dieses Blendwerk des Teufels aufzuklären. Ich bitte inständigst, über meine Ehrenhaftigkeit Erkundigung einzuziehen." „Es ist überflüssig, ein Wort zu verlieren," bemerkte der Wirth, „hier ist ein Constabler, der uns sofort zum Polizeirichter des Quartiers bringen wird. Hier John, nimm diesen Koffer, und Du, Sally, gehst auch mit."

Alle zusammen begaben sich nun vor das Polizeigericht. In dem dort angestellten Verhör erschien aber die Schuld Harvey's so offenbar, daß er trotz seiner Betheuerungen in Haft genommen und des Diebstahls in einem bewohnten Hause angeklagt vor die Assisen verwiesen ward, deren Session in wenig Tagen beginnen sollte.

Es war im Jahre 18..; ich war damals noch jung und im Anfang meiner Laufbahn; ich machte meine erste Rundreise in der Provinz. Am Abend meiner Ankunft im Hauptorte der Grafschaft, wo die Assisen gerade ihre Sitzung hielten, beschäftigte ich mich eben mit der Lecture eines neuen Buchs über das Criminalrecht, als man an die Thür klopfte und die Eigenthümerin des Hauses, in dem ich wohnte, hereintrat.

„Entschuldigen Sie, mein Herr," sagte sie, „wenn ich störe; aber eine Dame möchte Sie wegen einer sehr ernsten und seltsamen Angelegenheit sprechen. Wollen Sie dieselbe annehmen?"

„Wer ist sie?" fragte ich.

„Das kann ich nicht sagen. Alles, was ich weiß, ist, daß sie sich Mrs. Harvey nennt. Sie, ihr Mann und ihre Kinder standen vor wenigen Tagen auf dem Punkte, sich nach Boston einzuschiffen. Sie waren schon am Bord, mit Ausnahme des Mannes, der in dem Augenblick, wo er das Gasthaus verließ, in welchem sie abgestiegen waren, des Diebstahls verdächtig verhaftet wurde. Der unglückliche Gefangene schrieb eine hastige Zeile an seine Frau, um sie zu bitten, mit den Kindern und mit dem Gepäck wieder ans Land zu kommen. Das Lootsenboot brachte sie zurück, aber von Schreck und Schmerz so angegriffen, als sie ausstieg, daß mein Bruder, der Zollbeamter ist und gerade den Dienst am Landungsplatze hatte, sich ihrer annahm, und sie und ihre Kinder in ein nahes Gasthaus gebracht hat. Da es ihm gerade einfiel, daß ein Advocat aus London bei uns wohnte, so rieth er der unglücklichen Dame, Sie über die Angelegenheit ihres Gatten zu Rathe zu ziehen."

„Schon gut. Ich werde sehen, was ich für sie thun kann. Bitten Sie die Dame einzutreten."

Die Dame trat gleich darauf herein. Sie war hübsch gewesen, und war es sogar noch; aber die schweren Sorgen sprachen sich auf ihrem Antlitz in einer Todtenblässe aus. Sie war einfach, doch nicht ohne Eleganz gekleidet, und ihr Anblick erweckte sofort Interesse.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Madame," sagte ich mit einer Verbeugung, „und setzen Sie mir die ganze Sache ausführlich auseinander."

Die Arme konnte anfangs vor Thränen nicht sprechen, aber sie faßte sich gewaltsam und erzählte mir ihre und ihres Gatten ganze Geschichte.

Die Advocaten sind so vertraut mit den vielen Schlauheiten und Listen, deren sich ein Angeschuldigter bedient, um sein Leben oder seine Freiheit zu retten; sie haben so tiefe Blicke in die Heuchelei gethan, deren die menschliche Natur fähig ist, daß ich — aufrichtig gestanden — nicht an die Unschuld Harvey's glaubte.

„Es ist in dieser Sache noch manches Unerklärliche, was eine ernste Prüfung verlangt," gab ich zur Antwort. „Der Ruf Ihres Mannes ist doch in jeder Hinsicht unbefleckt — vermuthe ich?"

„In jeder Hinsicht. Allerdings hat er Unglück im Geschäft gehabt; aber man hat ihm sein Certificat ohne Aufschub ausgestellt — so günstig fiel die Untersuchung für ihn aus. Es fehlt nicht an Leuten, welche für seine Rechtlichkeit Zeugniß ablegen können." Und hier entlockte die Erinnerung an die Vergangenheit und eine Ahnung der Zukunft meiner Clientin eine Thränenfluth.

„Ich glaube mich des Ladens Mr. Harvey's entsinnen zu können," sagte ich, indem ich sie zu beruhigen versuchte. „Ihr Geschäft schien recht gut zu gehen. Wir wollen sehen, was zu machen ist. Fassen Sie nur Muth. Es ist eine schwere Prüfung. Meine größte Sorge ist, daß vielleicht der Richter A... bei der Verhandlung über die Sache Ihres Mannes den Vorsitz führt. Er ist sehr streng, und wenn Mr. Harvey zu seiner Rechtfertigung keine Beweise beibringen kann, so läuft er Gefahr — deportirt zu werden." Ein verhängnißvolleres Wort, das ich fast ausgesprochen hätte, blieb mir im Halse stecken.

„Haben Sie einen Attorney*) zu Rathe gezogen?" setzte ich noch hinzu.

„Nein — ich habe noch keinen weiteren Schritt gethan, als Sie zu bitten, die Vertheidigung meines Mannes zu übernehmen."

„Ich werde mir's überlegen. Ich werde mit einem Attorney sprechen, damit er die Materialien zur Vertheidigung sammle. Wir werden alles Mögliche thun, um eine Frei-

*) Der Anwalt, welcher die materiellen Unterlagen zu einem Proceß für den Advocaten sammelt, welcher nur plaidirt.

sprechung zu erlangen. Morgen soll er Ihren Gatten im Gefängniß besuchen."

Die unglückliche Dame entfernte sich mit tausend Danksagungen. Ich will den Leser nicht mit langen und unnützen Einzelheiten über diesen merkwürdigen Proceß ermüden. In Gemeinschaft mit dem Attorney, der ungewöhnlich gewandt in seinem Fache war, vernahm ich viele Zeugen und besichtigte den Ort der That. Unsere Nachforschungen, gestützt auf die Hypothese von Harvey's Unschuld, machten die Sache — anstatt sie aufzuklären — nur noch dunkler und räthselhafter. Es ließ sich auch nicht eine einzige dem Angeklagten günstige Thatsache entdecken. Allerdings war sein Ruf bis dahin unbefleckt gewesen; aber dieser Umstand konnte bei sonst überführenden Beweisen bei den Geschworenen von keinem Gewicht sein. Um das Unglück vollständig zu machen, war es nur zu wahrscheinlich, daß der Richter A... den Vorsitz haben würde. Dieser Mann war ein sehr gelehrter Jurist, und sein Privatleben war fleckenlos; aber wie die meisten Richter einer Zeit, wo es kein seltenes Schauspiel war, an einem Morgen ein Dutzend Menschen in Newgate henken zu sehen, lebte er des festen Glaubens, daß der Galgen der wirksamste Sittenverbesserer und der Retter der Gesellschaft sei. Im Uebrigen war er eben von einer langen und gefährlichen Krankheit genesen, und die Spuren seiner Leiden waren noch sichtbar auf seinem bleichen Gesicht voll starrer Ruhe.

Endlich kam der Tag, wo Harvey vor Gericht erschien. Die Zeugen wurden alle vernommen. Ich that alles Mögliche zu seinen Gunsten; aber damals war es dem Vertheidiger noch nicht gestattet, sich zu Gunsten des Clienten unmittelbar an den Gerichtshof zu wenden. Ich hatte daher keine Gelegenheit, die Aufmerksamkeit der Geschworenen auf den unbedingten Mangel aller Beweise gegen den Angeschuldigten zu lenken. Auch Harvey gab sich Mühe, die Unwahrscheinlichkeit seiner Schuld zu zeigen; aber er war kein gewandter Dialektiker, und seine Beweisführung machte auf die Geschworenen keinen Eindruck. Der Richter resumirte endlich die Verhandlung. Mit Nachdruck hob er einige Hauptpunkte hervor. Ein von Geldmitteln entblößter Mensch miethet sich in einen Gasthof ersten Ranges ein; er verläßt sein Zimmer heimlich auf einer Seitentreppe; die gestohlene Uhr wird in seinem Koffer gefunden: es ist ganz und gar unwahrscheinlich, daß ein Anderer als der Angeklagte sie dort hinein gethan haben könnte; im Gegentheil kann gar nichts wahrscheinlicher sein, als daß er den Diebstahl während der paar Augenblicke begangen hat, die er brauchte, um sich von dem Comptoir des Gasthauses auf sein Zimmer zu begeben. Zum Schluß sagte er zu den Geschworenen: „Wenn Sie trotz aller dieser Beweise an die Unschuld des Angeklagten glauben können, so müssen Sie mir gestatten, andrer Meinung als Sie zu sein. Die Sache erscheint mir so klar, wie die Sonne am hellen Mittag. Die Aussagen der Zeugen sind außerdem unanfechtbar, und wenn in so einfachen Fällen die Vorschriften des Gesetzes nicht beobachtet würden, so giebt es keine Sicherheit mehr für das Eigenthum, und der Bau der Gesellschaft müßte in Trümmer fallen. Meine Herren Geschworenen, treten Sie ab und geben Sie Ihren Wahrspruch."

Die Geschwornen hielten es für unnütz, abzutreten. Nachdem sie sich einige Minuten unter sich berathen hatten, stand der Vormann auf und sprach im Namen der Uebrigen das „Schuldig" aus. Nun bedeckte sich der Richter feierlich mit der schwarzen Mütze, und der Gerichtsschreiber fragte den Angeklagten, wie es herkömmlich ist, ob er noch etwas zu seiner Vertheidigung und gegen die Anwendung der Todesstrafe, welche das Gesetz über sein Verbrechen verhängte, zu sagen habe.

Kaum wagte ich den Unglücklichen anzusehen. Als die schrecklichen Worte sein Ohr trafen, stand er zitternd da und hielt sich krampfhaft mit beiden Händen an der Einfassung der Angeklagten-Loge fest. Er schien ganz verwirrt zu sein, wie ein Mensch, der eben von einem bösen Traum aufwacht. Er hatte die Worte gehört, aber fast ohne sie zu begreifen; denn in einer Art geistiger Störung waren seine Gedanken zurück in eine glücklichere Vergangenheit geschweift. Aber das Schluchzen seiner Kinder und seiner Frau, die man schleunigst aus dem Saale entfernte, führte ihn wieder in die Wirklichkeit zurück, und er konnte jetzt den ganzen Umfang seines Unglücks ermessen. Nach einer peinlichen Pause wiederholte der Gerichtsschreiber seine Frage. Mit einer gewaltigen Anstrengung bemeisterte jetzt Harvey seine Aufregung und antwortete voller Entrüstung:

„Ich hätte im Namen der Gerechtigkeit viel gegen die Abscheulichkeit des über mich ausgesprochenen Urtheils zu sagen; aber ach! — das würde mir bei Euch, die Ihr blinde Werkzeuge des Todes seid, nichts helfen. Ihr glaubt mit einer Macht und Eigenschaften ausgestattet zu sein, die nur dem Allmächtigen zukommen, und ich erkläre Euch hier am Rande des Grabes, in das ich bald steigen werde, daß Ihr Euch des grausamsten und überlegtesten Mordes schuldig macht."

Er schwieg; die Geschworenen sahen sich unter einander an, als wollte Jeder bei dem Andern eine Bestärkung für seine erschütterte Ueberzeugung holen. Die Stimme des Gewissens fing an sich in ihnen zu regen; aber der Verstand übertönte sie bald wieder und sagte ihnen, daß sie nicht anders hätten entscheiden können, und was ja von Zweifeln noch übrig blieb, beseitigte vollends die Autorität des Richters.

„Angeklagter!" sagte dieser mit kaltem Tone, ruhig und unversöhnlich wie das Schicksal, „ich kann auf solche Bemerkungen keine Rücksicht nehmen. Ihr seid von Geschwornen, die Eure Mitbürger sind, nach langer und gewissenhafter Verhandlung eines schweren Verbrechens überführt worden. Auch ich bin von Eurer Schuld so fest überzeugt, als ob ich mit eigenen Augen das Verbrechen Euch hätte begehen sehen. Eure Stellung in der Gesellschaft, Eure Erziehung, und viele andere Umstände, welche Euch von einem so gemeinen Vergehen hätten abhalten sollen, vermehren nur noch Eure Strafbarkeit. Aber es geht uns hier nichts an, was Ihr hättet sein können: Ihr müßt Euer Verbrechen auf dem Schaffot büßen. Das Gesetz ist gerecht; mit vollem Rechte verhängt es zum Schutze der Gesellschaft die Todesstrafe über solche Verbrechen. Unsere einzige Pflicht ist: ihre Anwendung anzuordnen."

Der Verurtheilte antwortete nicht; er lehnte — das Ge-

sicht mit den Händen bedeckt — auf der Vorderseite der Loge, während der Richter in der vorgeschriebenen Form das Todesurtheil aussprach. Der Gerichtshof hob jetzt die Sitzung auf, und ein Gefangenwärter nahm den Verurtheilten beim Arme, um ihn in den Kerker zurückzuführen. Aber dieser richtete sich plötzlich hoch auf, sah sich mit finsterm Blick im Saale um und rief mit schrecklicher Stimme: „Mylord!"

Der Richter machte eine ungeduldige Geberde, daß man den Gefangenen fortführe, und kräftige Hände packten ihn. Aber er riß sich durch eine rasche Bewegung los, trat bis vorn an die Einfassung der Loge und breitete die Arme nach dem Richter aus, der wie gebannt sitzen blieb.

„Mylord," sagte er feierlich, „ehe ein Monat vergangen ist, werdet Ihr vor dem Weltenrichter erscheinen, um Rechenschaft abzulegen von dem Leben — von dem unschuldigen Leben, das Gott mir gegeben hat, und das Ihr mir wie eine verächtliche Kleinigkeit nehmt." Er hörte auf zu sprechen, und man schleppte ihn fort. Der Gerichtshof ging in großer Aufregung auseinander.

Man glaubte, daß die schwankende Gesundheit des Richters dem Verurtheilten diese Prophezeiung eingegeben habe. Aber der Vorfall war doch bald vergessen, nachdem er einige Tage lang Stadtgespräch gewesen war.

In einem solchen Falle ist die Stellung eines Advocaten immer sehr peinlich. Ich brauche nicht erst zu sagen, wie sehr mich dieser Ausgang betrübte. Ueberzeugt, daß der Verurtheilte — selbst wenn er schuldig war — den Tod nicht verdiente, sparte ich keine Anstrengungen, um eine Milderung der Strafe zu erlangen. Ich begab mich selbst zu dem Richter, aber er wollte von keiner Suspension der Strafe hören. Im Verein mit einer Anzahl Personen, welche meistens der Quäkergemeinde angehörten, richtete ich eine Bittschrift an die Krone; aber da sie von keiner Empfehlung des Richters begleitet war, blieb sie unberücksichtigt. Es blieb nichts übrig, als — das Gesetz auszuführen. Das Gesetz! Wie viele Grausamkeiten hat man nicht unter dem Schutze dieses Wortes begangen!

Ich gehe rasch über die nächsten Tage nach der Verurtheilung Harvey's hinweg. Da ich das Leben des Unglücklichen nicht retten konnte, versuchte ich ihn in seinen letzten Stunden zu trösten und besuchte ihn oft in seiner Zelle. Je öfter ich ihn sah, desto mehr wuchs meine Theilnahme an seinem Schicksal. „Ich bin recht unglücklich," sagte er zu mir eines Tages. „Das Schicksal scheint ein Vergnügen darin zu finden, mich zu verfolgen. Es ist als ob ich von Gott und den Menschen verlassen wäre; demungeachtet weiß ich, oder möchte mich wenigstens überreden, daß der Himmel meine Unschuld eines Tages rächen wird. Gehenkt zu werden wie ein Hund wegen eines Verbrechens, das ich nicht begangen habe, und dessen bloßer Gedanke schon mein Herz empört! Wie strafbar diese blinden Geschwornen und dieser Richter mit einem Herzen von Stein sind, welche ohne Erbarmen einen Mitmenschen zu einem ehrlosen Tode verdammen! Mein Gott, stehe mir bei und gieb mir Kraft, diese bittere Stunde zu überwinden!"

Und nun warf sich der Unglückliche auf das Bett und weinte heiße Thränen.

Wer könnte seine letzte Zusammenkunft mit seiner Frau und seinen Kindern schildern! Sie lagen auf den Knieen und beteten mit aller Inbrunst der Unschuld; krampfhaft hielten sie ihre Hände verschlungen; für einen Fremden wäre es mehr als unzart gewesen, Zeuge dieses traurigen Auftrittes zu bleiben. Ich eilte fort und in meine Wohnung, um sie nicht eher wieder zu verlassen, als bis Alles vorbei war. Den Tag darauf endete James Harvey als das Opfer barbarischer Gesetze auf dem Schaffot.

Drei Wochen später eröffneten dieselben Richter in einer volkreichen Stadt des Westens die Assisen.

„Nun, ist das Verzeichniß lang?" fragte ich meinen Collegen, als ich am Morgen in den Saal trat.

„Nicht gar zu lang für die Märzassisen," sagte der Andere, indem er seinen Platz einnahm. „Ein einziger Straßenraub, — der Angeklagte ist ein gewisser Cartwright, und ich habe im Namen der Krone die Anklage zu führen. Er wird gehenkt und vielleicht noch vier bis fünf Andere."

„Ein guter Lieferant für den Galgen ist dieser A...", sagte der Untersheriff, indem er zu uns trat und sich die Hände rieb, als ob ihm die Aussicht auf einige Hinrichtungen Befriedigung gewährte. „Es scheint nicht viel Aussicht vorhanden, daß die Prophezeiung von neulich erfüllt werde."

„Durchaus nicht!" gab mein College zur Antwort. „A... hat nie besser ausgesehen. Er ist vollkommen wieder hergestellt, und dieser schwere Tag wird ihn nur noch jünger machen."

Die Anklage gegen Cartwright kam endlich zur Verhandlung. Ich hatte diesen Menschen nie gesehen und hatte keine Ahnung, daß es derselbe sei, den Harvey gegen mich erwähnt hatte. Bis zum letzten Augenblick seines Lebens hatte der Unglückliche nicht die entfernteste Ahnung gehabt, daß er als ein Opfer der Tücke dieses Verworfenen starb.

Das Verbrechen, welches ihn vor Gericht führte, war ein Diebstahl von elenden acht Schillingen, die er einem Pächter in der Nähe von Ilfracombe abgenommen hatte. Er plaidirte: „Unschuldig"; da er aber keine Entlastungszeugen beibringen konnte, fiel der Wahrspruch der Geschwornen gegen ihn aus und A... verurtheilte ihn in Form Rechtens zum Tod am Galgen. Ein Ausdruck satanischer Bosheit ward jetzt auf dem Antlitz des Elenden sichtbar, welcher um Erlaubniß bat, einige Worte an den Gerichtshof richten zu dürfen. Man gab sie ihm. Er stützte sich dann mit den Händen auf die Vorderseite der Loge und sagte, die Augen fest auf den Richter geheftet: „Weil ich für die acht armseligen Schillinge sterben muß, die ich dem Pächter gestohlen habe, so will ich Ihnen, Mylord, ein schweres Verbrechen eingestehen, das mir auf dem Gewissen lastet. Sie besinnen sich noch auf Harvey, den Sie neulich haben henken lassen?"

„Nun ja! Was habt Ihr darüber zu sagen?" entgegnete der Richter, dem plötzlich das Blut in das Gesicht stieg.

„O, nichts Besonderes, Mylord! Höchstens daß er an dem Verbrechen, das er am Galgen gebüßt hat, so unschuldig war wie ein Kind im Mutterleibe. Ich bin es gewesen, der das Verbrechen verübt hat! Ich habe die Uhr in seinen Koffer gethan!" Und er erzählte mit allen Einzelheiten die Entstehung

seines Hasses gegen Harvey und den Genuß, den er darin gefunden, ihn auf das Schaffot zu bringen. Grausendes Entsetzen packte Jeden im Saale.

„Ungeheuer! Ausgeburt der Hölle!" rief ihn der Richter an.

„Aber doch gut eingefädelt! Nicht wahr, Mylord?" fuhr der Verworfene mit cynischer Ironie fort. „„Die Aussagen der Zeugen waren unanfechtbar," sagten Sie, „das Verbrechen so klar, wie am hellen Mittag: und wenn in so einfachen Fällen die Bestimmungen eines nothwendigen und gerechten Gesetzes nicht befolgt würden, so gäbe es keine Sicherheit mehr für das Eigenthum, und der Bau der Gesellschaft müßte in Trümmer fallen."" Waren das nicht Ihre eignen Worte? Wie ich damals Ihren Scharfsinn und Ihre Beredsamkeit bewundert habe! Die Gesellschaft muß zu Grunde gehen, wenn ein Unschuldiger nicht gehenkt wird! Hahaha! Köstlich! Köstlich!" rief der Wahnsinnige mit teuflischem Gelächter aus, und gleichzeitig beobachtete er aufmerksam den Eindruck, den seine Worte auf den Richter machten.

„Führt den Verurtheilten fort!" rief der Sheriff.

Ein Gefangenwärter wollte gehorchen, als der Richter mit einer Handbewegung den Befehl widerrief. In seinem Gesicht zuckte es krampfhaft. Er schien sprechen zu wollen, aber die Worte erstarben ihm auf den Lippen.

„Mylord!" fuhr Cartwright mit gedämpfter und eindringlicher Stimme fort, „Sie wissen wohl, daß die unglückliche Frau Harvey's ihrem Leben freiwillig ein Ende gemacht hat? Der Coroner und seine Geschwornen haben nach dem Leichenbefund erklärt: sie sei zufällig ins Wasser gefallen. Ich aber weiß es besser: die Verzweiflung hat sie in den Tod getrieben. Ich habe ihre Leiche mit der ihres kleinsten Kindes gesehen, das sie fest an ihren Busen gedrückt hielt. Da begriff ich, daß ich auf ewig verdammt sei. — Aber, Mylord!" fuhr der Elende mit grauenerregendem Hohne fort, „was mich tröstet, ist: daß wir zusammen nach dem Orte gehen, wo unsre schönen Thaten bekannt sind! Dieser Gedanke quält Sie ein wenig, nicht wahr? Blutdürstiger Tiger! Gesetzmäßiger Mörder! Elender! Ha! ich verachte Dich und spucke Dir ins Angesicht."

Diese schreckliche Anrede ward von den Gefangenwärtern abgeschnitten, welche das wuthschäumende Ungeheuer hinausschleppten.

Der Richter A... war mit dem Kopf bewußtlos auf den Tisch gefallen. Das schwarze Baret lag unten auf der Erde. Die Hände waren steif und ausgestreckt. Einige von den ringsum sitzenden Advocaten eilten ihm zu Hülfe. Die Sitzung wurde inmitten einer unbeschreiblichen Verwirrung aufgehoben. Zwei Tage darauf las man in der Grafschaftszeitung: „Der Richter A... starb am 27. d. in seiner Wohnung an einem hitzigen Fieber in Folge des Rückfalls in eine Krankheit, von der er noch nicht vollständig wieder hergestellt war."

Die Prophezeiung Harvey's war in Erfüllung gegangen.

Mariengarn.

Ein Liederkranz von Eduard Tempeltey.

Fädchen fliegen und steigen,
Mariengarn genannt,
Will der Sommer sich neigen,
Zahlreich über Land.

Dachte der Zeit heut wieder,
Wo meine Lieb' erstand,
Hab' drum diese Lieder
Mariengarn genannt.

Fliegt, Marienfädchen,
Wieder heimathwärts,
Haucht dem theuren Mädchen
Letzte Grüß' ins Herz!

Auch als Lyriker beweist sich Eduard Tempeltey als ächter Dichter. Seine Herzensgeschichte „Mariengarn" (Leipzig, Herbig) entfaltet von Anfang bis Ende eine solche Tiefe des Gemüths, daß die einzelnen Lieder der dem Sinne nach ein Ganzes bildenden Sammlung zu den schönsten Perlen deutscher Lyrik aus neuester Zeit gehören. Sechs verschiedene Abtheilungen enthält das zierliche Büchelchen. Die erste leiht dem Vorgefühl der Liebe, dem süßen Ahnen erwachender und erwiederter Leidenschaft Ausdruck; in der zweiten schwelgt der Dichter in der Gewißheit seines Glückes; dann beginnen sich Zweifel zu regen; die äußeren Verhältnisse der beiden Liebenden sind Schranken, welche nicht überstiegen werden können; es kommt die Zeit harter innerer Kämpfe, und zuletzt schließt Alles mit schmerzlicher Entsagung ab. So stellt sich aus den verschiedenen Gedichten mit wechselnder Stimmung ein Seelengemälde zusammen, das auf empfängliche Herzen nicht verfehlen wird, einen tiefen Eindruck zu machen. „Mariengarn" nannte der Dichter sein Buch, weil es die Nachklänge einer schönen sommerlichen Zeit der Gefühle enthält, ähnlich wie die silberweißen Fädchen, die, will der Herbst sich nahen, so „zahlreich übers Land fliegen und steigen", fast ein letzter Gruß des scheidenden Sommers in der Natur zu sein scheinen. Wir können uns nicht versagen, einige von den Liedern zur Probe hier abzudrucken. Wem das Ganze zu subjectiv und eintönig gehalten sein sollte, den erinnern wir an des Dichters gleichzeitig ins Publicum gekommenes Hohenstaufendrama, über welches wir nächstens ausführlicher berichten werden. Darin waltet der ächte Objectivismus und die Mannichfaltigkeit der Geschichte.

In die Herrlichkeit des Himmels.

Sommerabend; überm Walde
Lag der Himmel rein und blau,
An den Gräsern, in dem Moose
Hing schon hie und da der Thau.

Lichter ward es jetzt; der Boden
Hob sich steil zum Waldesrand,
Daß dem Auge alle Ferne,
Die dahinter lag, verschwand.

Rüstig ging ich; durch die Tannen
Brach ein heller Grün hervor,
Zarte Birken auf der Höhe
Neigten sich zum Waldesthor.

Und wo an den Saum der Haide
Sich der Saum des Himmels schloß,
Lag die Sonne, die im Scheiden
In ein Strahlenmeer zerfloß.

Tausendfache Gluth der Flammen,
Goldner Abendsonnenschein, —
In die Herrlichkeit des Himmels
Schritt ich geraden Wegs hinein.

Und nun dehnte mir zu Füßen
Lachend sich die Ebne aus;
Feld und Wiese, Flur und Garten
Und ein weinumranktes Haus.

Vor mir lag das Ziel des Wanderns,
Aber sie war nicht zu sehn, —
O nicht länger mocht' ich zögernd
Auf der lichten Höhe stehn.

Auf die Fenster fiel vergoldend
Noch ein matter letzter Schein, — —
In die Herrlichkeit des Himmels
Schritt ich geraden Wegs hinein!

Wir standen unter dem Blüthenbaum.

Wir standen unter dem Blüthenbaum,
Der Abend stieg hernieder,
Die Vögel sangen wie halb im Traum
Des Tages letzte Lieder.

Die Glocke hatte mit dumpfem Schlag
So eben ausgeklungen,
Mit müdem Schlag den müden Tag
Zur Ruhe eingesungen.

Dämmernd begann auf Hof und Flur
Die Nacht sich einzurichten,
Ein matter Schimmer streifte nur
Scheidend den Saum der Fichten.

Und alles sog aus Abendduft
Erfrischung vom Gewühle; —
Uns aber schien so eng die Luft,
So schwühl die Abendkühle;

Uns war's als stünden wir am Ziel
Von unsern Lebenstagen
Und hätten erst uns doch so viel,
So viel noch, uns zu sagen.

Wir sprachen Worte, fremd und kalt,
Durchs abendliche Schweigen;
Da schien aus kalten Worten bald
Ein tiefer Sinn zu steigen.

Und dann ward's stille unterm Baum,
Die Nacht warf ihre Schatten;
Wir standen stumm und wußten kaum,
Was wir geredet hatten.

Und wie es Nacht war um uns her,
Ward's Tag in unsern Herzen:
Nun fanden wir Worte inhaltschwer,
Geboren aus Freuden und Schmerzen;

Nun sahen wir leuchten Weg und Steg,
Von Engeln nur belauschet,
Nun haben im heiligen Zwiegespräch
Wir Wort und Kuß getauschet.

Und wie das Wort gesprochen war,
Es Einer vom Andern vernommen,
Da ist der Himmel wunderbar
Still über uns gekommen.

Wir standen und wußten selber kaum,
Daß wir gefunden uns hatten;
Wir standen unter dem Blüthenbaum, —
Schweigend lagen die Matten.

Klar muß es sein!

Klar muß es sein! Ich kann entsagen,
Wenn mir's das Schicksal zubestimmt;
Viel leichter, als den Zweifel tragen,
Der Kraft auf Kraft mir stückweis nimmt.

Aus Schmerzen kann ich mich erheben,
Und gegen Stürme wächst der Muth,
Doch zwischen Furcht und Hoffnung schweben,
Das läßt verdorr'n in Sonnengluth.

Feigherz'ge Ohnmacht mag sich sonnen
An flüchtig trügerischem Licht, —
Nein, ganze Schmerzen, ganze Wonnen,
Nur gegen Schatten kämpf' ich nicht.

Ein einmal ausgesprochen Wort.

Ein einmal ausgesprochen Wort
Ist nicht zurückzubringen,
Die leichten Lüfte tragen es fort
Auf geflügelten Schwingen.

Sie tragen's, wohin keine Stimme trägt,
Du kannst es nicht ereilen;
Und wo es eine Wunde schlägt, —
Die Wunde ist nicht zu heilen.

Wieviel du andre Worte sprichst,
Das eine bleibt gesprochen, —
Die Treue, die du einmal brichst,
Bleibt allezeit gebrochen.

That nur ein einzig Wörtlein kund
Dein Hassen oder Lieben,
Es bleibt auf tiefstem Herzensgrund
Für immer eingeschrieben.

Und wüchse Gras auch dicht und schwer,
Und wär's, wie's einst gewesen, —
Ein Sturmwind fährt darüber her,
Und wieder ist's zu lesen.

O Menschenkraft reicht wunderweit,
Nichts kann mit ihr sich messen;
Doch lernte sie in Ewigkeit,
Nie lernt sie, nie, vergessen.

Fernan Caballero in Deutschland.

Der Name Fernan Caballero ist seit zehn Jahren einer der gefeiertsten der spanischen Litteratur. Seine Werke sind in vielen Ausgaben verbreitet, seine Landsleute gestehen ihm einstimmig den Ruhm zu, den Roman im modernen Sinn erst bei ihnen eingeführt zu haben, und nehmen keinen Anstand, ihn ihren Walter Scott zu nennen. Trotz dieser Berühmtheit des Autors aber kann sonderbar genug noch Niemand mit Bestimmtheit die Frage beantworten, wer Fernan Caballero ist. Die Einen halten diesen Namen für den wirklichen, rechtmäßigen des Verfassers, und die Breslauer Buchhandlung Joseph Max u. Comp., in deren Verlag jetzt die Geyder'sche Uebersetzung von Caballero's Werken erscheint, behauptet sogar, von ihm selbst ein Schreiben empfangen zu haben, worin die Worte vorkommen sollen: „Sie haben Unrecht gethan, indem Sie den mancherlei über mich verbreiteten Nachrichten Glauben schenkten. Ich bin nicht die Person, für die Sie mich zu halten scheinen; ich bin Don Fernan Caballero, das ist mein Name." Unter „der Person, für die Sie mich zu halten scheinen," war wohl eine Person weiblichen Geschlechts verstanden, denn daß sich hinter dem Namen Caballero, welcher ursprünglich der eines Fleckens in der Mancha ist, eine Frau verberge, wurde schon im Jahre 1849, wo der Verfasser zuerst im Feuilleton des Clamor Publico mit dem Roman „die Möve" auftrat, gemuthmaßt. Da der Autor oder die Autorin aber unerschütterlich bei der Pseudonymität verharrt, ist die Frage noch heute nicht mit Sicherheit zu beantworten, und wir können uns daher nur zum Echo der allgemeinen Stimme in Spanien machen, welche sämmtliche unter dem Namen Fernan Caballero erschienenen Romane und Novellen der Frau Cäcilia de Arrom in Sevilla zuschreibt. Diese ist die Tochter des durch seine Forschungen über die spanische Litteratur rühmlichst bekannten Johann Nicolas Böhl v. Faber aus Hamburg, den gewiß viele unserer Leser schon in ihrer Kindheit bei der Lecture des Campe'schen Robinson in der Gestalt des ernsten, verständigen und wißbegierigen Johannes kennen gelernt haben. Böhl, gegen seine Neigung zum Kaufmann erzogen, leitete, bevor er sich ganz den Wissenschaften widmete, in Gemeinschaft mit seinem Bruder (dem Gottlieb des Robinsonkreises) das von seinem Vater ererbte große Handlungshaus in Cadix, und aus seiner Ehe mit einer Spanierin, Frasquita de Larea, wurde ihm auf einer Reise durch die Schweiz im Jahre 1797 seine Tochter Cäcilie geboren. Ihr erstes Lebensjahr brachte sie mit ihren Eltern theils in Hamburg, theils in Braunschweig zu, an welch letzterem Orte ihr Vater, um seinem geliebten Lehrer Campe nahe zu sein, sich ganz niederzulassen gedachte, ein Plan, der nur durch die entschiedene Abneigung seiner Frau und Schwiegermutter gegen norddeutsches Leben und norddeutsche Sitte vereitelt wurde. Nach einem abermaligen, mehr als siebenjährigen Aufenthalt in Spanien, lebte Cäcilie, deren Erziehung in Hamburg vollendet wurde, mit ihrem Vater wiederum in Deutschland, kehrte aber 1813 für immer nach Spanien zurück, wo sie noch jetzt zu Sevilla in dritter Ehe und in den angenehmsten Verhältnissen lebt. Diese Dame wird als Verfasserin verschiedener geistvoller Schriften genannt; es ist jedoch in Deutschland Nichts von ihr bekannt geworden, als eine deutsch geschriebene Novelle „Sola", die in den Hamb. Lit. u. Krit. Blättern der Börsenhalle vom Jahre 1840 gedruckt war. Ob und in wiefern diese oder andere Werke Veranlassung gegeben haben, Cäcilie Böhl mit Fernan Caballero zu identificiren, ist gleichfalls bisher nicht entschieden.

Wir entlehnten die vorstehenden Angaben dem Vorworte zu der Lemcke'schen Uebersetzung von Caballero's Werken (Braunschweig, Westermann). Sollen wir nun aber nach der Lecture zweier Romane „die Möve" und „Clementia" uns zu einer der beiden Parteien in der Streitfrage bekennen, so neigen wir allerdings jener Annahme von einer weiblichen Feder zu. Der Brief an Joseph Max u. Comp. kann unserer Meinung nach nicht als stricter Gegenbeweis angeführt werden, denn wer bürgt dafür, daß ihn nicht eine Schriftstellerin schrieb, um ihre Pseudonymität, an der ihr aus irgend welchen Gründen viel gelegen scheint, fortdauernd aufrecht zu erhalten? Unsere Gründe, warum wir in Fernan Caballero eine Dame, und zwar eine dem deutschen Wesen und Empfinden nicht ganz fremde Dame, d. h. also vielleicht wirklich jene Cäcilie de Arrom, geb. Böhl v. Faber suchen, liegen tiefer; sie beruhen auf dem Charakter und der Art der Caballero'schen Romane selber. Lemcke, der Uebersetzer, hatte Recht, wenn er sagte, es leide keinen Zweifel, daß der Autor, möge er sein, wer er wolle, eine für einen Spanier beispiellos gründliche deutsche Bildung genossen habe. „Er kennt nicht nur die deutsche Sprache und Litteratur, sondern auch deutsche Sitte, deutsches Leben und deutsche Traditionen in einem Umfange, wie er ohne längeren Aufenthalt im Lande selbst beinahe undenkbar ist; Erinnerungen an Deutschland, die sich bis auf geliebte und vertraute Namen erstrecken, steigen wie Jugendträume in ihm auf, er fühlt mit deutschem Gemüthe, der Gedanke an den Klang eines deutschen Posthorns erregt in ihm eine Empfindung, die jenseits der deutschen Grenzen unverständlich ist." Dies und Aehnliches könnte die Identität Caballero's mit Cäcilie Böhl wahrscheinlich machen; warum es uns aber überhaupt glaubhaft dünkt, hier eine „Verfasserin", keinen „Verfasser" anzunehmen, das geht nicht nur aus der an Caballero sehr bemerkbaren Vorliebe für die Schilderung weiblicher Charaktere und der besonderen Kunst darin, sondern auch aus Styl, Darstellung und allen sonstigen Merkmalen hervor, an welchen weibliche Federn zu erkennen sind. Wir könnten viele solcher Merkmale anführen. Schon daß Caballero nicht den historischen Roman, sondern das sogenannte „Familien- und Sittengemälde" cultivirt, dürfte bezeichnend sein; doch auch indem sie sich auf diesem, in allen Litteraturen der Welt besonders gern von Frauen bebauten Gebiete bewegt, entfaltet sie zumeist die specifisch weiblichen Seiten einer poetischen Begabung. Die große Empfänglichkeit für äußere Eindrücke der verschiedensten Art, der feine und scharfe Blick in die Tiefen der Gemüthswelt, der mehr, als dies für gewöhnlich männlichen Augen möglich, aufs Einzelne gerichtet ist, der keusche Takt und verständige Ernst in allen Fragen der Sittlichkeit und namentlich der Liebe und Ehe, ja sogar das etwas eigensinnige und beschränkte Verharren auf dem altspanischen Standpunkt in allen Sachen der Nationalität — dies und viel Anderes noch scheint uns so recht dazu angethan, die Annahme, daß hinter Fernan Caballero eine Dame sich verstecke, zu rechtfertigen.

Der altspanische Patriotismus, den wir hier erwähnten, ist nun eigentlich, nach Lemcke's treffender Bemerkung, die bewegende Kraft der gesammten dichterischen Thätigkeit der „Dame Fernan Caballero", und ein Theil ihrer Dichtungen hat die offen ausgesprochene Tendenz, ihren Landsleuten die sorgfältige Erhaltung der alten Nationalsitte, wo sie noch besteht, und die Rückkehr zu derselben, wo sie verloren gegangen, dringend ans Herz zu legen. Zu diesem Zwecke sucht sie, obwohl ihrer Lebensstellung nach den höchsten Classen der Gesellschaft angehörend und an Gesinnung eine Aristokratin, die alte Nationalsitte da auf, wo sie in Spanien fast allein noch zu finden ist, beim Volke, und zwar vorzugsweise in den von der modernisirten Hauptstadt entferntesten Provinzen, zunächst in ihrer eignen Heimath Andalusien. Sie liebt dies Volk, weil es national, weil es eigen-

thümlich, weil es poetisch ist, sie studiert seine Anschauungsweise, seine Sitten, seine Traditionen, seine Gebräuche, seine Poesie, und entwirft davon ein naturgetreues Bild zur Belehrung derjenigen Schichten der Gesellschaft, denen die alte Nationalsitte abhanden gekommen ist. In dem Tone eines Reisenden, der von entlegenen Ländern berichtet, erzählt sie ihren Standesgenossen, wie das Landvolk in Andalusien lebt, denkt, fühlt, tanzt und spielt, singt und sagt, liebt und leidet. Und in frappantem Gegensatze dazu malt sie mit gleicher Lebendigkeit und Naturwahrheit die höheren Stände Spaniens, die sie aus nächster Nähe kennt. In der Kunst, den feinen Ton dieser vornehmen Gesellschaft lebendig und getreu wiederzugeben, steht Fernan Caballero nach dem Urtheile spanischer Kritiker unübertroffen da. Der Rahmen dieser Gemälde aber, die eigentliche Fabel der Dichtungen Caballero's ist in der Regel sehr einfach. Nicht um außergewöhnliche Situationen, nicht um künstliche Verwickelung ist es ihr zu thun, sondern um psychologisch wahre Zeichnung von Charakteren und naturgetreue Schilderung des nationalen Lebens in allen seinen Kreisen.

Die vorstehenden Bemerkungen mögen zur Einführung der Werke Caballero's in die Leserkreise der „Europa" genügend befunden werden. Die Franzosen, sonst, wo es sich um die Anerkennung bedeutender Erscheinungen der ausländischen Litteratur handelt, das gerade Gegentheil von uns Deutschen, sind uns in diesem Falle mit einem guten Beispiele vorangegangen und haben sich mehrere von Caballero's Romanen längst, theils in Auszügen, theils in vollständigen Uebersetzungen zu eigen gemacht. Daß dies nun auch das deutsche Publicum im Stande sei, dafür wirken seit kurzem zwei Uebersetzungen auf einmal, die wir beide wegen ihrer Treue und Gewandtheit rühmen und empfehlen können. Von der Uebersetzung August Geyder's (Breslau, J. Max u. Comp.) erschienen bereits drei Bände, enthaltend die Romane „Clementia" und „die Möve"; von der Uebersetzung L. G. Lemcke's (Braunschweig, Westermann) sind bisher zwei Theile vorhanden, welche durch „die Möve" ausgefüllt werden. Wir freuen uns des Versuches, Fernan Caballero bei uns einzubürgern, wahrhaft, und können allen Lesern versichern, daß sie die Bekanntschaft eines nicht gewöhnlichen dichterischen Talentes machen werden, dessen feine Bildung und sittliches Zartgefühl es auch besonders zum Eintritt in Familienkreise berechtigt. Confessionelle Bedenken können dagegen füglich nicht erhoben werden, denn die orthodox-katholischen Grundsätze der Dame Caballero, die, ebenso wie ihre streng royalistischen Ansichten, in unmittelbarem Zusammenhange mit ihrem altspanischen Patriotismus stehen, sind, wie Lemcke richtig bemerkt hat, „in großem Maße Sache des poetischen Gefühls", und es wäre falsch, wenn man sich dadurch die objective Freude an dem Kunstwerk verderben lassen wollte.

Alfred Rethel †.

In der Nacht zum 1. December starb zu Düsseldorf am Rhein der seit Jahren einem unheilbaren Wahnsinn verfallene Historienmaler Alfred Rethel aus Aachen. Er war am 15. Mai 1816 geboren und zeigte schon in früher Jugend ein staunenswerthes Talent. Gleich nach der Confirmation, Ostern 1829, kam er bereits nach Düsseldorf und wurde alsbald das „Wunderkind" der Akademie. „Seine ersten Zeichnungen — meint Wolfgang Müller — boten das Ansehen, als hätte ein gewiegter Künstler diese energischen Linien gezogen; seine frühesten Compositionen wiesen schon Gedanken auf, als wären sie der reifsten männlichen Anschauung entsprossen." Der in seltener Weise befähigte Jüngling begab sich in den Unterricht Wilhelm Schadows, doch stellte sich die Richtung, die er in seiner Kunst nahm, bald als eine solche heraus, die sich ein anderes, vielleicht kann man sagen, höheres Ziel steckte, als die der meisten Genossen seines Kreises. Nicht mit Unrecht ist die Ansicht ausgesprochen worden, daß Rethel eigentlich der Münchener Schule eines Cornelius mit ihrem concreten Naturalismus, nicht aber den Düsseldorfer Cirkeln mit ihrem abstracten Idealismus hätte zugehören sollen. Er ging aber, als ihm seine Umgebungen in Düsseldorf endlich gar zu unbehaglich wurden, doch nicht nach München, sondern Frankfurt a. M., wo Philipp Veit seit kurzem verweilte, wurde sein Ziel, als er 1836 der von Schadow geleiteten Akademie, in welcher damals gerade die bekannten Mißhelligkeiten zwischen Rheinländern und Fremden ausgebrochen waren, unter daher genommenem schicklichen Vorwand Lebewohl sagte. Gleichwohl dienten ihm auch in Frankfurt noch Compositionen aus der Düsseldorfer Zeit als Stoffe, deren Ausführung er sich widmete. Er begann in der religiösen Richtung, d. h. seinen ersten Arbeiten lag die Einführung des Christenthums in Deutschland zu Grunde. Sein frühestes Bild „der heilige Bonifacius" mit vortrefflich gelungener Einzelfigur ist im Besitz des Consuls Wagner zu Berlin: dann malte er diesen Apostel auch noch umgeben von einer Gruppe alter Germanen, wie er die Eiche des Wodan fällen läßt, um von ihrem Holze dem Christengott eine Kapelle zu bauen, deren Grundriß der Prediger auf den Boden zeichnet. 1834 entstand eine „Landschaft mit Fabrikgebäuden", 1837 „der Verbrecher, den die Nemesis verfolgt" — eine allegorische Darstellung von großartiger Intention, über welche die Sage geht, daß das Bild einen falschen Richter, dem es durch die Verlosung des Frankfurter Kunstvereins zugefallen war, in den Wahnsinn getrieben habe. Das folgende Jahr brachte „die Manteltheilung des heiligen Martin", „das Auffinden der Leiche Gustav Adolphs bei Lützen", sowie den „Daniel in der Löwengrube", der sich im Städel'schen Institut zu Frankfurt befindet und durch Stich und Lithographie vielfach bekannt geworden ist, wie er denn auch in Betreff der Ausführung in Oel wohl die gelungenste Arbeit Rethels genannt werden muß. Die Entwürfe zu diesen Werken, die er erst nach seinem Austritt aus der Düsseldorfer Schule malte, entstanden, wie gesagt, alle noch in Düsseldorf selber und vor dem zwanzigsten Jahre des Künstlers. Auch ihrer Conception nach gehörten dem Frankfurter Aufenthalte Rethels folgende Werke an: „die Versöhnung Kaiser Otto's I. mit seinem Bruder Heinrich" (1841) — jedenfalls eine der schwächern Arbeiten des Künstlers, ferner „der Apostel Petrus, die Lahmen heilend" (1845), sowie aus früherer Zeit noch drei höchst gelungene Charakterporträts für den Römersaal: „Karl V." (1839), „Maximilian II." (1840) und „Philipp von Schwaben" (1842). Zu erwähnen sind sodann seine vielen Zeichnungen für den Holzschnitt, so die Illustrationen zu Rottecks „Weltgeschichte" und die Blätter, die er 1848 zur Revolutionszeit unter dem Titel „Auch ein Todtentanz" mit Versen von Robert Reinick durch Hugo Bürkner in Holzschnitt ausführen ließ. In derselben Manier waren ferner die Zeichnungen zu den Holzschnitten „der Tod als Würger" und „der Tod als Freund" gehalten. Anregung zu der erstern Composition erhielt Rethel durch die haarsträubenden Berichte von dem Auftreten der Cholera auf einem Maskenball in Paris 1831; auf der zweiten läutet der Tod einem alten Thürmer, der in seiner Kammer hoch oben im Thurme verschieden ist, die Sterbeglocke. Als Frucht einer Reise nach Rom brachte der Künstler Zeichnungen mit nach Hause, die den Zug Hannibals über die Alpen nach den Schilderungen des Livius und Polybius darstellen und zum Theil die genialsten Einzelheiten enthalten. — Sein letztes und berühmtestes Werk aber waren die vom Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen bei ihm bestellten Fresken aus dem Leben Karls des Großen für den Aachener Rathhaussaal. 1841 fand die Concurrenz statt, Rethel gewann den Preis und im Jahre 1847 begann er die Ausführung, für die er sich durch die italienische Reise vorbereitet hatte. Von den zehn Frescobildern vollendete der Künstler selber vier: 1) die Eröffnung des Grabes Karls des Großen zu Aachen im Jahre 1000 durch Otto III. — ein Stoff, den neuerdings bekanntlich

auch Kaulbach für das germanische Museum in Nürnberg behandelt hat —; 2) die Zerstörung der Irmensäule bei Paderborn im Jahre 772; 3) Karl der Große besiegt die Sarazenen bei Corduba 778, und 4) die Eroberung von Pavia 774. Nach Vollendung dieses Bildes im Jahre 1851 machte Rethel eine Reise nach Dresden, und hier war es, wo ihn plötzlich der Dämon des Wahnsinns überfiel, der ihn seit jener Zeit nie wieder losließ und nach und nach in vollständige Geistesabwesenheit stürzte. Statt seiner vollendet die Fresken nach seinen Entwürfen Joseph Kehren; es waren noch folgende fünf: die Taufe Wittekinds und Alboins 785, die Krönung Karls des Großen in Rom durch Papst Leo III. 800; die Gesandtschaft Harun al Raschids; die Erbauung des Aachener Doms 804; Karl legt die Kaiserwürde nieder und ernennt seinen Sohn Ludwig zum Nachfolger 813. Von dem zehnten Gemälde fand sich der Entwurf nicht in Rethels Nachlasse. — Er war jedenfalls einer der bedeutendsten Historienmaler der Neuzeit. An Originalität und Kühnheit der Auffassung, an reicher Fülle und Größe der Ideen stellte er sich den Meistern seiner Kunst ebenbürtig zur Seite. Was die praktische Seite anlangt, so konnte man ihn vorzugsweise als Zeichner rühmen; weniger zu loben ist seine Malerei, denn weil ihm die Composition stets Hauptsache schien, werden seine Farben häufig kalt und kraftlos. Mit dem Stift und der Kohle leistete er stets Vollendetes, wenn er sich nur einer gewissen Affectation zu erwehren vermochte, die ihm eine alterthümelnde Manier des Styles eingab. Auch als Frescomaler hätte er noch Großes bieten können.

Keudells „Glückskind".

Rudolf v. Keudell war schon vor beiläufig zehn Jahren ein vielgenannter Name unserer Litteratur. Er gab damals eine Novellensammlung „Bergan!" heraus, die durch ihre künstlerische Haltung Aufsehen machte, selbst in den Tagen des politischen Fanatismus. Man versprach sich von der weiteren Entfaltung seines dichterischen Schaffungsvermögens große Resultate, jedoch blieben die Hoffnungen unerfüllt, denn der Autor ließ nichts mehr von sich hören; er ward sogar in den Kreisen, wo er zumeist bewundernde Achtung gefunden hatte, über der Masse der Nachstrebenden bald vergessen, und als er endlich sein zehnjähriges Schweigen wieder brach und vor kurzem einen zweibändigen Roman „Ein Glückskind" (Leipzig, Brockhaus) erscheinen ließ, mußte sich Publicum und Kritik erst langsam auf seinen Namen besinnen. Das neue Werk macht freilich auf uns den Eindruck des Ueberlebten; es ist, wie wenn eine dichterische Kraft die Zeit ihrer rüstigen Jugend ungenützt vorüberließ und nun noch vom Alter das Reifen von Früchten verlangt, die nur im Frühling des Lebens gedeihen können. Der Inhalt ist kurz folgender. Felix Morgenroth gilt als der Sohn eines Cantors in der Provinz. Er ist ein junger, von Natur sehr hübscher, von Charakter sehr tüchtiger Student, dessen frisches Aeußere und unverdorbenes, ohne Arg sich den Eindrücken hingebendes Gemüth so sehr das Gefallen der schönen Sängerin Miranda Valori rege macht, daß diese abgefeimte Kokette in ächt südlicher Leidenschaft für das Kind des Nordens erglüht und ihn vor allen ihren vornehmen, aber blasirten Verehrern mit höchster Gunst beglückt. Der von der Liebe des schönen, gefährlichen Weibes völlig Berauschte muß ein paar Tage nachher an der offenen Wirthstafel seine Angebetete von einem Officier geschmäht und beleidigt hören; er fordert Genugthuung, und als ihm, einem Bürgerlichen, dieselbe verweigert wird, züchtigt er mit eigener Hand seinen Feind; es kommt zum öffentlichen Scandal, und um allen üblen Folgen des Auftritts vorzubeugen, läßt ihn ein alter leutseliger Baron, der seine Bekanntschaft ganz zufällig kurz vorher erst gemacht hatte, heimlich auf sein tief in Litthauen gelegenes Gut entführen, wo Felix bald mit dem eben zur Jungfrau erblühenden Enkelkind seines Gönners ein zärtliches Verhältniß anknüpft, das schließlich nach mancherlei Irrungen und verhängnißvollen Thaten und Ereignissen zum guten Ende eines Ehebündnisses ausschlägt. Denn die Liebe, die Felix für die reine, kindliche Maria hegt, ist, wie der Verfasser uns zu zeigen strebt, die ächte und berechtigte Liebe, während seine Leidenschaft für Miranda ein Fehltritt war, den der Jüngling wieder gut macht, indem er sich vor den Verfolgungen der begehrlichen Sirene immer aufs neue zu retten weiß. Zuletzt wird auch noch das Geheimniß entdeckt, das von Anfang an mit romantischem Lichte über seiner Geburt schwebte. Er ist nicht der Sohn des einfachen Cantors, sondern adeliges Blut fließt in seinen Adern. Bei der sehr exclusiven Haltung des Romans und der offenbaren Vorliebe des Autors für „distinguirte" Personen war uns dieser Ausgang schon von Beginn der Erzählung ziemlich klar. Die Sache verhält sich nämlich so: der Bruder des erwähnten alten Freiherrn von Rudau, Julius, hatte sich gegen den Willen des in Familienvorurtheilen befangenen tyrannischen Vaters mit einer schönen Italienerin, Giulia Montanara, vermählt, und die Frucht dieser sehr tragisch endenden Ehe war eben Held Felix. Seine Eltern starben, man weiß nicht recht ob freiwillig, schon ganz früh, der Vater noch vor, die Mutter gleich nach seiner Geburt; da er nun aber als „Einer von den Rudaus" anerkannt ist, steht seiner Verbindung mit der hübschen Nichte — denn das ist ja nun Maria — natürlich nichts mehr entgegen. Dadurch jedoch, daß er plötzlich zum reichen, vornehmen Manne wird und dazu auch ein reiches, vornehmes und schönes Mädchen zum Weibe nehmen kann, macht er eben dem Titel eines „Glückskindes" erst die rechte Ehre. — Gut und lebhaft, vor allem in gebildetem Tone ist der Keudell'sche Roman jedenfalls geschrieben, und einzelne Scenen zogen uns durch Plastik der Schilderungen, sowie mehrere Figuren durch glückliche Versuche in der Charakterisirung an. Im Ganzen aber hat, wie gesagt, das Werk in uns keine Theilnahme zu erregen gewußt; der Erzähler erscheint zwar überall als ein feiner, kluger, Menschen und Welt beobachtender und kennender Mann, doch es fehlt ihm der rechte poetische Blick in die Tiefe und die Wärme eines wahrhaft dichterischen Gemüthes. Sein Roman erinnert uns an die Landschaften, die in der Zeichnung des Einzelnen sehr fein und minutiös zu Werke gehen, denen aber doch Seele und Verständniß für die Natur fehlt, weil sie über ihre Gebilde nicht lebendigen und Leben gebenden Duft genug auszugießen wissen. Als das Schwächste an der Erzählung möchten wir die Figur der Miranda Valori bezeichnen. Sie soll eine Art dämonischen Eindruck machen, bringt aber, weil der Autor nicht mit den gehörigen Mitteln agirt, gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor.

Chinesische Journalistik.

Ueber dieselbe bringt die von Charles Dickens herausgegebene Zeitschrift „All the year round" Notizen, die europäischen Ohren höchst befremdlich und ergötzlich klingen. Die „Foochow-Neuigkeiten" sind ein chinesisches Journal, welches als Muster der ganzen Gattung angesehen werden kann. Es hat etwa das Format einer englischen Banknote und nur der Titel ist gedruckt, während es sonst blos in Abschriften cursirt. Der Inhalt beschränkt sich auf das täglich am Gouvernementsgebäude angeschlagene Placat, und zuweilen ist noch ein Supplement in Form eines winzigen Papierstreifens vorhanden, auf dem die allerneuesten Vorkommnisse verzeichnet stehen. Die Nummer vom 10. März d. J. lautete von Anfang bis Ende, wie folgt: „Am Hofe des General-Gouverneurs haben sich heute diese Beamten als angekommen gemeldet: Wei-yin-sang, der von Yung-an Gefangene nach der Hauptstadt gebracht hat; Makin-shen und Pingpien-huh, die von ihren Staatsgeschäften aus Chang-chou zurückkehrten, um einen Sieg zu verkünden. Makin-shen erbat sich außerdem einen Urlaub. Pien-kin-lan stattete vor seiner Abreise

nach Yen-ping, wo er unter die Truppen Vorräthe vertheilen wird, einen Besuch ab. Der Vicegouverneur ging heute hinaus zum Tempel des Gottes der Litteratur und verrichtete seine Huldigung durch Darbringen von Brühe, Schweinefleisch, Kalbfleisch und Rindfleisch. Nachdem er Weihrauch geopfert, kehrte er zu seinem Hof zurück; da kam ein Beamter Chinchoo-lung in außerordentlichen Geschäften zu ihm.“ Dies ist der ganze Inhalt einer Nummer der „Foochow-Neuigkeiten“, wobei uns der alte Hoffmann v. Fallersleben'sche Vers ins Gedächtniß kam: „Wie ist doch die Zeitung interessant!“

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Bereits beginnt die Weihnachtslitteratur wieder ihren Flor zu entfalten und erscheint dies Jahr in nicht minder prächtigem Gewande als früher. Strahlend von Goldschnitt und bunten Verzierungen an der gepreßten Leinewand, liegen z. B. zwei Anthologien der fleißigen Frau Pfannenschmidt (Julie Burow) vor uns, die den Leserinnen der „Europa“ ganz besonders liebe Gaben sein dürften. „Blumen und Früchte deutscher Dichtung“ benennt sich das eine der beiden Bücher, welches eine verständig und mit Gefühl zusammengestellte Sammlung neuerer lyrischer Gedichte in deutscher Sprache enthält, während das andere, „Denksprüche für das weibliche Leben“ darbietend, nicht nur dem heimathlichen Boden entnommen, sondern außer den Geistesschätzen unseres Vaterlandes auch die Kerngedanken vieler großen Geister anderer Völker zu einem ansprechenden und werthvollen Ganzen vereinigt.

Ein sehr liebenswürdiges Büchelchen: „Aus unseren vier Wänden“ von Rudolf Reichenau (Leipzig, Herbig) giebt Bilder aus dem Kinderleben, wie man sie sich treuer und schöner gar nicht denken kann. Der Verfasser, der vor einigen Jahren schon, wenn wir nicht irren, ein Lustspiel „die Hypochondercuren“ schrieb, bietet in seinem neuen Werkchen wieder eine Art Hypochondercur, denn mag der Leser auch noch so verstimmt und griesgrämig an die Lectüre des Büchleins gehen, der Inhalt desselben wird Jeden bald aufs innigste erfreuen und erheitern. Es gehört gewiß eine große Empfänglichkeit und Reinheit des Gemüthes dazu, in die Welt der Kinder sich mit so liebevollem Behagen und so feinem Blick vertiefen zu können, wie dies Reichenau möglich gewesen ist. Für die Kleinen selber ist sein Buch nicht geschrieben, sondern für die Eltern und alle Erwachsenen, die die Kinder gern haben und mit ihnen spielen mögen. Sie werden durch das Buch, welches die Unschuld, die Harmlosigkeit und das Glück der Kinderwelt in den verschiedensten, zum Theil ungemein reizend erfundenen Bildern vor uns erscheinen läßt, sie selber nur noch in höherem Grade liebgewinnen. Den Müttern und jungen Frauen sind diese anmuthigen Schilderungen „Aus unseren vier Wänden“ vorzüglich zu empfehlen.

Von Karl v. Holtei steht ein neuer, mehrbändiger Roman: „Die Eselsfresser“ zu erwarten. Der sonderbare Titel bedarf der Erklärung, daß „Eselsfresser“ in der Mark ein Spitzname für die Schlesier ist. Die Erzählung wird demzufolge auf schlesischem Grund und Boden spielen, und das ist ja von jeher das eigentliche Terrain von Holtei's dichterischer Production. Wir dürfen uns von dem Romane nur um so Besseres versprechen.

Aus dem Nachlaß des bekannten Volksschriftstellers O. Glaubrecht sind „neue Erzählungen aus dem Hessenlande“ erschienen, welche wieder alle die populären Vorzüge seiner früheren Werke in sich vereinigen. Julius Gundling, dessen „Advocat Schnobeles“ den Verfasser auf einer höheren Stufe der Entwickelung zeigte, stellt unter dem Titel „Satan Gold“ drei „Familiengeschichten“ zusammen, die die schrecklichen Folgen des „Geldteufels“ schildern sollen.

Der Pseudonymus W. Bachmann hat sich in letzter Zeit durch Bearbeitung der polnischen Romane des Grafen Heinrich Rzewuski einen Namen gemacht. Der Erzählung „der Fürst mein Liebchen“ folgte das „Schloß Krakau“ und als drittes Fragment schließt sich seit kurzem daran der Roman „Kerkerwonne“, welcher das Leben des polnischen Nationalhelden Adam Smigielski schildert. Er spielt in jener Zeit der bevorstehenden Katastrophe, wo die Parteizerwürfnisse des seiner Auflösung entgegenschreitenden Reiches noch einmal sehr bewegte öffentliche Zustände hervorriefen. Czar Peter, Karl XII., August der Starke und Stanislaus Lesczinski sind die großen historischen Gestalten, welche in das Lebensbild des Helden verwebt erscheinen. Die socialen Verhältnisse Polens im 17. und 18. Jahrhundert wußte der Verfasser besonders charakteristisch zu zeichnen.

„Aus Westminsterabtei“ benennt sich ein Gedicht Friedrich Wilhelm Rogge's, welches in pathetischen Versen die großen Todten der Abtei feiert und somit eine Reihe glanzvoller historischer Bilder im Reime an uns vorüberziehen läßt. Erwähnenswerth sind auch die am Schluß gegebenen geschichtlichen Notizen über Gründung und Alter der königlichen Begräbnißstätte.

Ein interessanter Beitrag zur monographischen Litteratur Frankreichs ist Eugène Noëls Buch: „Rabelais. Sa vie et ses oeuvres“. — Von dem längst mit Spannung erwarteten Briefwechsel des verstorbenen Chansonniers Béranger wird binnen kurzem der Anfang ins Publicum kommen. Das ganze Werk, dessen Zusammenstellung der Buchhändler Paul Boiteau übernommen hat, wird vier Bände umfassen.

Eine bemerkenswerthe Stelle nimmt in der neuesten englischen Memoirenlitteratur folgendes Buch ein: „Dramatic Reminiscences on Actors and Actresses in England and America. By George Vandenhoff.“ Vandenhoff, dessen hier erwähnte Erinnerungen aus dem Leben Seymour Carleton herausgab, war selber ein sehr berühmter Schauspieler und stand mit fast allen einheimischen Notabilitäten seiner Kunst in Verkehr. So können seine Memoiren uns z. B. von den beiden Keans, den beiden Kembles, von Macready, Phelps, Buckstone, Webster, Mathews, den zwei Brahams, der Siddons, der Ellen Tree, der Helen Faucit, der Rachel, Ristori u. v. A. mancherlei interessante Züge und Anekdoten erzählen.

Bildende Kunst.

In Berlin machen zwei neue Landschaften von Eduard Hildebrandt großes Aufsehen. In der „Abendlandschaft“ sieht man Gegend, nichts als Gegend, keine Berge, keine Hügel, nur eine lange, von struppigen Gräsern bewachsene Fläche, die auf der einen Seite von einem klaren, fast durchsichtigen Wasser begrenzt ist, das ein kleines Mädchen, sein Schwesterchen auf dem Rücken tragend, soeben durchschreiten will. Das ist die ganze Scenerie, mit der der Künstler doch durch seine feine und anmuthige Malerei eine ungemeine Wirkung hervorzubringen wußte. Eine idyllische Ruhe breitet sich über das Bild, welche selbst die Seele des Beschauers mit in den Zustand des friedevollen, harmlosen Träumens hineinzuziehen vermag. Das andre der beiden Gemälde zeigt am Himmel ein nahendes Unwetter. Noch ist der Kampf zwischen Regen und Sonnenschein nicht entschieden, dunkle und helle Wolken jagen sich wie streitend am Horizonte einher, und der Fischer, der mit seiner Familie vor der Hütte sitzt, späht mit dem Fernrohr hinaus aufs Meer, wo er an den aufgeregten Wogen den Verlauf des bevorstehenden Ausbruchs der Elemente erkennen will. Eine so behagliche, gleichmäßige Stimmung, wie das erste Bild, eine so wechselvolle erregt in uns dies zweite. Die menschliche Staffage behandelt Hildebrandt in seinen Landschaften immer nur nebensächlich, während er den Hauptaccent auf das Pathos der Natur legt. Das hat er auch hier wieder, und zwar mit Virtuosität, gethan.

Die Rottmann'schen Gemälde in den Arcaden des Münchener Hofgartens sind von dem Bruder des verstorbenen Künstlers jetzt sämmtlich in Oel copirt worden. Es geschah dies im Auftrag

der Herren von Lubenz, welche jene Meisterwerke in getreuer Nachbildung auf ihrem Schlosse bei Bamberg haben wollten, um so mehr, da die Originale an ihrem ursprünglichen Platze doch einmal der Vergänglichkeit anheimfallen werden.

Das Project, dem Minister v. Stein und dem Kanzler v. Hardenberg in Berlin Denkmäler auf Staatskosten zu errichten, wird neueren allerhöchsten Beschlüssen zufolge wirklich ausgeführt werden. Auf dem Opernhausplatze sollen die Monumente ihren Platz finden, und in ihrer Mitte wird noch eine Statue Friedrich Wilhelms III. zu stehen kommen.

In der Münchener Erzgießerei ist neuerdings unter Millers Leitung der Guß des Hofer'schen Standbildes von Eberhard im Bart, dem ersten Herzog in Württemberg, vollendet worden. Es wird fernerhin dem Residenzplatz in Stuttgart zur Zierde gereichen. Das Roß des herzoglichen Reiters gilt allgemein als ein tadelloses Meisterwerk, während an der Figur des Fürsten selber mancherlei auszusetzen ist, namentlich der ruhige, kalte Ausdruck des Gesichts, trotz des wie im Kampfe hoch erhobenen Schwertes.

Auf dem Platze vor der Militärakademie in der Wiener Neustadt soll der Kaiserin Maria Theresia ein kolossales Denkmal errichtet werden. Die Statue von Richard Löwenherz, die Marochetti modellirte, wird in London zwischen dem Parlamentsgebäude und der Westminsterabtei aufgestellt. Robert Stephenson erhält in Newcastle ein Monument, und Statuen von Schiller werden außer in Berlin und Mannheim, auch in Wien, Hamburg, Mainz und Frankfurt a. M. errichtet. Am letzteren Orte soll das Werk nach dem Dielmann'schen Modell ausgeführt werden.

Auf der Berginsel bei Innsbruck wird zum Andenken an Andreas Hofer ein Monument in Form eines Thurmes mit Eingangspforte und Fenstern erbaut. Das Innere ist zur Aufnahme der Büsten von Franz I., Ferdinand I. und Franz Joseph I., dem Erzherzog Karl Ludwig, dem Sandwirth Hofer selber und dem Freiherrn von Roßbach, Gouverneur von Innsbruck, bestimmt, während an den Wänden verschiedene Gedenktafeln die Namen der Tyroler Vaterlandsvertheidiger von 1810—48 enthalten sollen.

Gustav Schauer in Berlin wird seinem „Raffael-Album" auch photographische Nachbildungen der Werke Tizians, Paul Veronese's, Correggio's, Murillo's, Rubens', Rembrandts, van Dycks u. A. folgen lassen. Zunächst steht das Erscheinen des „Tizian-Albums" mit Text von Adolf Stahr bevor. — Die Handlung von Muquardt in Brüssel zeigt ein ähnliches Werk an: „L'oeuvre de P. P. Rubens, gravé au burin par les anciens maîtres flamands et reproduit par la photographie." Den Text zu dieser Sammlung von Photographien schreibt M. C. Fétis. Die erste Lieferung „La Bible" enthält die Stoffe des alten und neuen Testaments auf vierzig Blättern in groß Folio, während die zweite, Anfang nächsten Jahres erscheinende, „die Heiligen" zusammenstellen wird.

Theater und Musik.

Fräulein **Auguste Baudius**, eine Pflegetochter des einst ziemlich renommirten Charakterdarstellers Karl Baudius, machte auf der Leipziger Bühne als Shakespeare's „Julia", „Anna-Lise" und „Gretchen" ihre ersten theatralischen Versuche. Das Publicum war taktvoll genug, um ein unbestreitbar vorhandenes Talent bei seinem ersten Gange vor die Lampen mit warmem Beifall aufzumuntern, während die Kritik freilich nicht umhin kann, die Wahl Shakespeare'scher und Goethe'scher Partien für solch einen ersten Versuch doch gar zu kühn und hochgreifend zu nennen, um so mehr, als wir die betreffenden Rollen erst diesen Sommer von Frau Marie Seebach in so entzückender Vollendung gesehen haben. Wo es einen Flug auf die höchsten Höhen der Tragik galt, erlahmten die noch nicht in der Praxis gestählten Kräfte der Debutantin, und ihre Erscheinung war da noch eine unfertige, der künstlerischen Reife entbehrende. Der leichteren Partie der „Anna-Lise" zeigte sich Fräulein Baudius viel mehr gewachsen.

Ueber das wechselvolle und bewegte Leben **Wilhelm Kunsts** ergehen sich die Wiener Blätter in einzelnen, zum Theil sehr bezeichnenden Notizen. In seiner Blüthezeit war der Verstorbene, um mit H. Heine zu reden, ein ächter „König der Bretter", der in eigener Equipage, mit Secretär und Dienerschaft, in den Ländern herumzog, der aus Rußland mehrmals reich mit Rubeln beladen von Gastspielen wiederkehrte, der in Wien, als er bei Director Karl engagirt war, ein beinahe fürstliches Haus machte, und in Braunschweig die besondere Gunst des jetzt vertriebenen Herzogs genoß, welcher ihm seine Chatoulle, seinen Reitstall u. s. w. zur freien Verfügung gestellt hatte. Und wo starb dieser einst von Glanz und Wohlleben umgebene Mann? Halb verhungert und wahnwitzig hauchte er im Hospitale der Wiener Josephstadt seine letzten Seufzer aus, und in seinem Nachlaß fand man nichts, als seine Tagebücher und ein Exemplar der „Räuber", das vorher in des Dichters eignem Gebrauch gewesen und von dessen Sohn dem berühmten Darsteller des Karl Moor zum Geschenk gemacht worden war. Aus Kunsts Tagebüchern geht hervor, daß der einst sehr bekannte Schauspieler Wurm das in ihm schlummernde Talent zuerst an die Oeffentlichkeit gezogen hat. Nicht weniger als 274 verschiedene Bühnen betrat der Verstorbene im Laufe der Jahre, und den Babo'schen „Otto v. Wittelsbach" spielte er an die 500 Mal. Seine Ehe mit Sophie Schröder ist, was wir bisher noch nicht wußten, gerichtlich gar nicht getrennt, und die berühmte Veteranin sonach erst jetzt zum dritten Male Wittwe geworden.

L. P. Seidler, dessen Roman „Paul Werkmann und seine Freunde" nicht ohne verdiente Beachtung von unserer Seite geblieben ist, gab ein dramatisches Gedicht „Claudia Procula" heraus, das keinen Geringern, als den göttlichen Stifter unserer Religion, mit unter seinen Figuren zählt. Abgesehen von dem unglücklichen Versuch, „Jesus von Nazareth" auf die Bühne zu bringen, ist das Drama sonst nicht ohne Geschick, Bildung und Wärme geschrieben. „Claudia Procula" selber war die Gattin des Pontius Pilatus, die durch ihr christliches Glaubensbekenntniß in tragischen Conflict mit ihrem Gemahl geräth und von diesem ermordet wird.

August Weihrauch, dessen „Maschinenbauer" es in der Berliner Friedrich-Wilhelmstadt schon zur über hundertsten Aufführung gebracht haben, ist bereits wieder mit einer neuen den Kreisen des jetzigen Volkslebens entlehnten Posse beschäftigt. Er ward übrigens neulich plötzlich todtgesagt, bis man erfuhr, daß nicht er selber, sondern sein Bruder Wilhelm Weihrauch gestorben sei. Dieser war auch ein begabter und strebsamer Komiker, den wir von seinem Engagement bei Director Reomüller in Dresden noch in gutem Gedächtniß hatten.

In Paris spricht alle Welt von dem bevorstehenden Wiederauftreten des nunmehr mit einem künstlichen Arme spielenden Tenoristen **Roger**. Bereits ist das Haus zu seinem Benefize fast ganz ausgekauft, indem er mit der Borghi-Mamo einen Act der „Favoritin" und mit Marietta Alboni einen Act des „Propheten" singen wird.

Am 28. November starb in Paris der 1788 geborene **Comte**, dem Ludwig XVIII. den Beinamen „Taschenspieler des Königs" gab. Als Escamoteur konnte denselben nur Houdin an Ruhm überflügeln. Später war er lange Jahre hindurch Director eines Kindertheaters, das sich fortdauernd in der Gunst des Publicums und der Behörden erhielt, während das mit ihm concurrirende Gymnase enfantin sehr bald im Interesse der Sittlichkeit wieder geschlossen werden mußte. Comte's Theater befand sich in der sogenannten Passage Choiseul, in jenem Saale, der neuerdings von Offenbach für seine „Bouffes parisiennes" gepachtet worden ist.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Hierzu eine Beilage.

Bücher, Kunstsachen und Musikalien,

welche sich größtentheils zu Festgeschenken eignen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen sind.

Prachtwerke und Festgeschenke

aus dem Verlag von **Hermann Costenoble** in **Leipzig**, vorräthig in allen Buchhandlungen oder schnell durch dieselben zu beziehen:

Heine, Wilhelm, Reise um die Erde nach Japan. Mit 11 Ansichten in Holzschnitt und Tondruck.
2 Bde. Lex.-8. Brosch. 6 Thlr.

Heine, Wilhelm, Expedition in die See'n von China, Japan und Ochotsk. Mit 28 Ansichten
und Abbildungen in Holzschnitt und Tondruck nebst 4 Karten. Lex.-8. 3 Bde. Brosch. à Band $3\frac{1}{4}$ Thlr.

Livingstone, Dr. D., Missionsreisen und Forschungen in Südafrika. Autor. vollständ. Ausgabe.
Nebst 23 Ansichten in Tondruck und zahlreichen Holzschn., 2 Karten und einem Portrait. Gr. 8. 2 Bde. Brosch. $5\frac{1}{3}$ Thlr.

Andersson, Charl. J., Reisen in Südwestafrika bis zum See Ngami. Mit 16 Stahlstichen
in Tondruck und zahlreichen Holzschnitten nebst einer Karte. Gr. 8. 2 Bde. Brosch. $5\frac{1}{2}$ Thlr.

Mökern, Philipp van, Ostindien, seine Geschichte, Kultur und seine Bewohner. Gr. 8. 2 Bde.
Brosch. $4\frac{1}{4}$ Thlr.

Roßmäßler, Prof. E. A., Reiseerinnerungen aus Spanien. 2 Bde. 2te Auflage. Broschirt $2\frac{5}{6}$ Thlr.

Bunyan, J., Die Pilgerreise aus dieser Welt in die zukünftige. Mit Einleit. und Anmerk.
von Pastor **Friedrich Ahlfeld.** Prachtausgabe mit 12 Holzschnitten. Zwei Theile in Einem Bande. Kl. 8. Broschirt $1\frac{5}{6}$ Thlr.
Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Haan, Dr. Wilh., Superintendent., Das Gebet vermag viel! Stunden religiöser Erbauung.
Mit einem Titelkupfer. Gr. 8. Brosch. $1\frac{1}{4}$ Thlr. Eleg. geb. $1\frac{3}{4}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Miniatur-Ausgabe. Broschirt. 24 Ngr.
Eleg. gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Miniatur-Ausgabe. Brosch.
24 Ngr. Eleg. gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Böttger, Adolf, Habana. Lyrisch-epische Dichtung. Min.-Ausgabe. 2. Aufl. Brosch. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Prachtvoll geb. m. Goldschnitt. 1 Thlr. 16 Ngr.

Roßmäßler, Prof. E. A., Flora im Winterkleide. Mit 150 Abbildungen in Holzschnitt
und einem Titelbilde in Tondruck. In farb. Umschlag geb. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Wallfischfänger. Erzählung für die Jugend. Mit color. Titelbild
und Buntdruckumschlag. Geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Erzählung für die Jugend.
Mit 6 color. Bildern und Buntdruckumschlag. Geb. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der erste Christbaum. Ein Märchen. Mit sechs colorirten Bildern
und Buntdruckumschlag. Geb. 1 Thlr.

Körner, Friedrich, Die Weltgeschichte in Lebensbildern und Charakterschilderungen der Völker.
Ein Handbuch für Lehrer und erwachsene Schüler. 8. 3 Bde. Brosch. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Arkansas. (Aus dem Waldleben Amerikas. 1 Abthl.)
Neue wohlfeile Stereotypausgabe. Klassikerformat. 3 Bde. Eleg. brosch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Flußpiraten des Mississippi. (Aus d. Waldleben Amerikas. 2. Abth.)
Neue wohlfeile Stereotypausgabe. Klassikerformat. 3 Bde. Eleg. brosch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt), Das Buch der Erziehung in Haus und Schule.
Erste Abth.: **Des Kindes Wartung und Pflege** und **die Erziehung der Töchter** in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. Brosch. 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Zweite Abtheilung:
Die **Erziehung der Knaben** in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. Brosch. 27 Ngr.

Zur Anschaffung für **Journalzirkel, Lesekabinette, Cafés und geschlossene Gesellschaften** wird folgende interessante, auf das gebildete Publikum berechnete Zeitschrift empfohlen:

Anregungen

für Kunst, Leben und Wissenschaft. Herausgeg. von **Fr. Brendel** und **Richard Pohl.**

Verlag von C. Merseburger in Leipzig.

Monatlich erscheint ein Heft von $2-2\frac{1}{2}$ Bogen. Preis halbjährig 1 Thlr.

☞ Probehefte sind durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die deutsche Literatur der Gegenwart 1848—1858.

Von **Robert Prutz.**

2 Bände. 8. Elegant geb. Preis 3 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, Voigt & Günther.

Wohlfeile Unterhaltungsliteratur.

Conversations-Bibliothek. 1—32.

In Bändchen von dem Inhalt eines gewöhnlichen Octavbandes. Preis für den Band 10 Ngr.

1. **Aus der russischen Gefangenschaft.** Von Alfred Royer. Aus dem Englischen von C. A. Kretzschmar.
2. **Ein Besuch im türkischen Lager.** Von Hans Wachenhusen.
3. **Katie Stewart.** Aus dem Englischen von J. Seybt.
4. **Von Widdin nach Stambul.** Streifzüge durch Bulgarien und Rumelien. Von Hans Wachenhusen.
5. **Ein Sommer in Schleswig.** Skizzen und Bilder von Dr. H. Aus dem Dänischen von H. Helms.
6. **Eine Nordfahrt.** Streifzüge in Island von Pliny Miles. Aus dem Englischen (American.) v. W. E. Drugulin.
7. **Benjamin Franklin.** Eine Biographie von F. A. Mignet. Aus dem Französischen von Dr. Ed. Burckhardt.
8. **Die Mormonen.** Ihr Prophet, ihr Staat und ihr Glaube. Von Dr. Moritz Busch.
9. **Kaiser Nikolaus I.** Vom Grafen de Beaumont-Vassy.
10. **Das neue Paris.** Von Hans Wachenhusen.
11. **Wolfert's Rust.** Von Washington Irving. Deutsch von W. E. Drugulin.
12. **Skizzen u. Bilder aus der Krim.** Von S. Steinhard.
13. **Tolla Feraldi.** Von Ed. About. Deutsch von Dr. A. Diezmann.
14. **Aus dem Seeleben.** Von Basil Hall. Deutsch von W. E. Drugulin.
15. **Finnland und seine Bewohner.** Von M. v. Lindeman
16. **Der Löwenjäger.** Von Jules Gerard. Deutsch von Dr. A. Diezmann.
17. **Sicilianische Novellen und Skizzen.** Von H. P. Holst. Deutsch von H. Helms.
18. **Das Fräulein von Malepeire.** Von Reybaud. Aus dem Französischen von C. W. Bleich.
19. **Eine Novelle aus Lappland.** Von G. H. Mellin. Aus dem Schwedischen von H. Helms.
20. **Leipzig. Skizzen aus der Vergangenheit und Gegenwart.** Von Dr. A. Diezmann.
21. **Ein indischer Königshof.** Nach dem Englischen des W. Knighton. Von L. Thiele.
22. **Von Cöln bis Worms u. Speyer.** Von F. G. Kühne.
23. **Das Klosterleben Karls V.** Von W. H. Prescott. Aus dem Englischen (Americanischen) von J. Seybt.
24. **Aus den Annalen der englischen Aristokratie** nach J. B. Burke. Deutsch bearbeitet von J. Seybt.
25. **Bilder aus den Alpen.** Erinnerungen eines Malers. Von Ludwig Thiele.
26. **Die Entdeckungsreisen in Nord- und Mittel-Afrika** von Richardson, Overweg, Barth und Vogel. Herausgegeben von Karl Arenz. Mit einer Karte.
27. **Im Elbthal** von Meißen bis Leitmeritz. Von Lud. Thiele
28. **Nach Norwegen.** Von Friedrich Mehwald.
29. **Eine Winterreise durch Lappland.** Von Bayard Taylor. Deutsch bearbeitet von Friedr. Coßmann.
30. **Leben Georg Stephensons.** Nach Samuel Smiles. Deutsch bearbeitet von L. Thiele.
31. **Lebensbilder vom Sächsischen Erzgebirge.** Von Berthold Sigismund.
32. **Ein Winterfrühling in Nizza.** Von A. G. Wiesner.

Zu Weihnachtsgeschenken empfehlen wir:

Bilguer, v., Handbuch des Schachspiels. 3. Auflage. Elegant gebunden 3¾ Thlr. = 6 Fl. 45 Kr.
Böckh, des Sophokles Antigone. Griechisch u. deutsch. 1⅔ Thlr. = 3 Fl.
Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. 2. Ausgabe. 4 Bde. (100 Bogen.) 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Kr.
Briefwechsel zwischen Schiller und Fichte. ⅔ Thlr. = 45 Kr.
Droysen, Geschichte der preußischen Politik. 3 Bde. 9⅔ Thlr. = 17 Fl. 24 Kr.
— **das Leben des Generals York.** Pracht-Ausgabe. 3 Bde. geb. 8 Thlr. = 14 Fl. 24 Kr.
— Dasselbe, wohlfeile Ausgabe. 2 Bände. geb. 2⅓ Thlr. = 4 Fl. 12 Kr.
Fischer, Musikalische Rundschau über die letzten drei Jahrhunderte. ⅔ Thlr. = 1 Fl. 12 Kr.
Hotho, die Malerschule Huberts van Eyck. 2 Bde. 3 Thlr. = 5 Fl. 24 Kr.
Jaffé, Regesta Pontificorum Romanorum. 4. cart. 6⅓ Thlr. = 11 Fl. 24 Kr.
Jessen, Psychologie. 3⅚ Thlr. = 6 Fl. 54 Kr.
Lasa, v. d., Leitfaden für Schachspieler. 2. Aufl. geb. 1⅔ Thlr. = 3 Fl.
Marggraff, Schiller und Körner's Freundschaftsbund. ½ Thlr. = 54 Kr.
Ranke, Neun Bücher preußischer Geschichte. 3 Bde. 6 Thlr. = 10 Fl. 48 Kr.
Schefer's, Leopold, ausgewählte Werke. 12 Bde. 3⅓ Thlr. = 6 Fl.
— **Laienbrevier.** Elfte Auflage. Eleg. geb. 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Kr.
— **Gedichte.** 3. Ausg. Eleg. geb. 1¾ Thlr. = 3 Fl. 10 Kr.
Schwerin, Franziska, Gräfin, der Stunden Gottesgruß. Den deutschen Müttern geweiht. Min.-Ausg. Eleg. geb. 1⅓ Thlr. = 2 Fl. 24 Kr.
Werder, Columbus. Ein Trauerspiel. 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Kr.
Morphy, Paul. Eine Skizze aus der Schachwelt. 2 Bde. 1⅓ Thlr. = 2 Fl. 54 Kr.

Leipzig, Verlag von Veit & Comp.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Männer der Zeit. Biographisches Lexikon der Gegenwart.

Erster Band. 500 Biographien. 1000 Spalten in 4. Preis 4 Thlr.

Empfehlenswerthe literarische Festgeschenke.

H. C. Andersen.

Gesammelte Werke.

Neue wohlfeile Cabinet-Ausg. 9 Bde. Eleg. brosch. Preis 7 Thlr. Inhalt. I. Märchen. Historien. Bilderbuch ohne Bilder. II. Der Improvisator. III. Eines Dichters Bazar. IV. Nur ein Geiger. V. O. Z. VI. Die zwei Baronessen. VII. Dram. Dichtungen. VIII. Reiseskizzen. Märchen meines Lebens. IX. Sein oder nicht sein.
NB. Diese Ausgabe wird nur complet abgegeben.

H. C. Andersen.

Bilderbuch ohne Bilder.

Min.-Ausgabe. 6. Aufl. Eleg. geb. mit Goldschnitt 25. Ngr.
Ausgabe in kl. 8. 5. Aufl. Eleg. broschirt 10 Ngr.

Henrik Hertz.

König René's Tochter.

Miniat.-Ausgabe. 5. Aufl. Eleg. geb. m. Goldschnitt 25 Ngr.
Ausgabe in kl. 8. Eleg. brosch. 10 Ngr.

H. C. Andersen.

Gesammelte Märchen und Historien.

1 Band von 50 Bogen enth. 86 Märchen. Höchst elegant in engl. Leinwand gebunden, mit reicher Rücken- und Deckenvergoldung 1 Thlr. 15 Ngr.

Joseph Wenzig.

Kränze aus dem böhm. Dichtergarten.

Miniat.-Ausgabe. Eleg. geb. m. Goldschnitt 1 Thlr. 20 Ngr.

H. C. Andersen.

Sämmtliche Werke.

Ausgabe in 43 Bändchen. Eleg. brosch. à 10 Ngr.
NB. Von dieser Ausgabe werden einzelne Werke abgegeben.

Boz (Dickens).

Gesammelte Werke.

Nach den letzten Ausgaben der englisch. Originale aufs Neue revidirt von Jul. Seybt. Mit einer liter.-historisch. Einleitung von Dr. Julian Schmidt. 23 Bde. Eleg. brosch. 18 Thlr.

Ossian. Deutsch von Adolf Böttger.

Zweite Aufl. Brosch. 1 Thlr. Eleg. geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

H. C. Andersen.

Gesammelte Historien.

Wohlfeile Ausg. in kl. 8. Brsch. 1 Thlr. Elg. gb. 1 Thlr. 10 Ngr.
Miniatur-Ausgabe Eleg. geb. mit Goldschnitt. 1 Thlr. 10 Ngr.
Illustrirte Ausgabe. Brosch. 2 Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Boz (Dickens).

Weihnachtsmärchen.

Brosch. 1 Thlr. Eleg. geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

H. C. Andersen.

Gesammelte Märchen.

Wohlfeile Ausgabe. 6. Aufl. Brosch. 1 Thlr. Eleg. gebunden 1 Thlr. 10 Ngr. Miniatur-Ausgabe. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 20 Ngr.

H. C. Oersted.

Gesammelte Schriften.

6 Bände brosch. 6 Thlr. Eleg. geb. 8 Thlr.

Verlag von C. Wiedemann in Leipzig.

Leipzig. Verlag von Ph. Reclam jun.

Shakspere's dramatische Werke,

übersetzt von Böttger u. s. w.
12 Bände mit 12 Stahlstichen.
Preis geheftet 1½ Thlr. — gebunden 2 Thlr.

In allen Buch- und Musikalienhandlungen ist zu haben:

Mozart's Don Juan.

Vollständiger Clavier-Auszug mit deutschem und italienischem Text. 1 Thlr. **H. Hartung in Leipzig.**

Bei **Reinhold Kühn** in **Berlin** ist erschienen, und zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Allerliebstes Puppenkochbuch
für kleine Mädchen.

Herausgegeben von Marianne Natalie. Preis 5 Sgr.

Viele Expl. dieses Büchelchen befinden sich bereits in den Händen der kleinen Köchinnen, und dürfte es als Geschenk den Kindern viele Freude machen.

Bei **N. Kymmel** in **Riga** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Literarisches Taschenbuch
der Deutschen in Rußland.

Herausgegeben von **Jegór von Sivers.**

20 Bogen gr. 8. Eleg. geh. Preis 2 Thlr. 10 Ngr. Schön gebunden 2 Thlr. 24 Ngr.

Durch alle Buchhandlungen kann bezogen werden:

Selbsterlebtes
während der Belagerung von Lucknow.

von **L. E. Runtz Rees.**

Mit dem Plane der Stadt nebst der Residenz und dem Portrait des Generals Sir Henry Lawrence.

Eleg. geh. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. Schön geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

In der **Reichenbach'schen Buchhandlung** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Secrétaire universel.

Traité complet et gradué de correspondance à l'usage des écoles ou recueil des meilleures lettres parues jusqu'à ces jours. Par A. Gros Claude. 1re. Partie: Pour la jeunesse. 2de. Partie: Pour l'âge mûr. 3me. Partie: Pour le commerce.

Der erste Theil, für die Jugend, enthält Musterbriefe für verschiedene Jahres- und Familienfeste, über manche Vorkommnisse im Familien- und Schul- oder Pensionatleben, sowie über allgemeinere Gegenstände. Für das reifere Alter folgt im zweiten Theile eine Auswahl Briefe von Mad. de Sévigné, ferner von Fénélon, Racine, Voltaire, Rousseau, Mad. de Genlis etc. Im dritten Theile stehen jungen und alten Kaufleuten sehr zu empfehlende Handelsmaximen des Philosophen Raynal voran; dann folgen Briefe über die mannichfaltigsten Geschäftsvorfälle. Dieses Bändchen ist nicht nur Kaufleuten, sondern auch Lehrern an Handelsschulen sehr zu empfehlen.

Jeder Band bildet ein in sich abgeschlossenes Ganzes und ist einzeln verkäuflich. Preis eines jeden Bandes eleg. brosch. ½ Thlr.

Wohlfeiles und empfehlenswerthes Festgeschenk.

Carl B. Lorck's Hausbibliothek.

Preis für den Band 1 Thlr.; für den Doppelband 1⅓ Thlr. Für eleganten Einband 10 Ngr.

Jeder Band bildet ein selbstständiges Werk und ist einzeln zu haben.

Inhalt der bis jetzt erschienenen 66 Bände.

(Die mit * bezeichneten Bände sind Doppelbände.)

1. **Geschichte Friedrich's des Großen.** Von Franz Kugler. Mit dem Portrait Friedrich's nach Schadow.
2. **Geschichte von Belgien.** Von Hendrik Conscience. Mit Stahlstich: Egmont's Tod nach de Hoy.
3. **Geschichte des Kaisers Napoleon.** Nach P. M. Laurent. Mit dem Portrait Napoleon's nach Delaroche.
4. **Geschichte des Kaisers Joseph II.** Von A. Groß-Hoffinger. Mit dem Portrait Joseph's.
5. **Erzherzog Karl von Oesterreich.** Von A. Groß-Hoffinger. Mit dem Portrait des Erzherzogs Karl.
6. **Nelson und die Seekriege von 1793—1813.** Von J. de la Gravière. Mit dem Portrait Nelson's nach Abbot.
7. **Geschichte Peter's des Großen.** Von Eduard Pelz (Treumund Welp). Mit dem Portrait Peter's nach Le Roy.
8. **Johann Huß und das Concil zu Costnitz.** Von E. de Bonnechose. Mit dem Portrait Johann Huß'.
9. **Geschichte der französischen Revolution.** 1789—1813. Von F. A. Mignet. Mit dem Portrait Mirabeau's nach Raffet.
10. **Geschichte der nordamerikanischen Freistaaten.** Nach E. Willards. Mit dem Portrait Washington's nach Longhi.
11. **Geschichte Dänemarks bis auf die neueste Zeit.** Von F. A. Allen. M. d. Portr. Christian's IV. Nach K. v. Mandern.
12. **Geschichte der Februar-Revolution.** Nach A. de Lamartine. Mit dem Portrait Lamartine's.
13. **Geschichte des Kaisers Maximilian I.** V. Karl Haltaus. Mit dem Portrait Maximilian's nach Albrecht Dürer.
14. **Geschichte der englischen Revolution bis zum Tode Karl's I.** Von F. Guizot. Mit dem Portrait Karl's I.
15. **Der falsche Demetrius.** Von Prosper Mérimée. Eine Episode aus der Geschichte Rußlands.
16. **Das Leben Mohamed's.** Von Washington Irving. Mit dem Portrait Mohamed's.
17. **Geschichte Karl's des Großen.** Von Joh. Friedr. Schröder. Mit dem Portr. Karl's d. Gr. nach Albrecht Dürer.
18. **Geschichte Norwegens.** Von Andr. Faye. Mit dem Portrait Peter Tordenskjold's nach Denner.
19. **Der Hansabund.** Von Dr. Gustav Gallois. Mit dem Portrait Jürgen Wullenweber's von Milde.
20. **Geschichte Spaniens.** Nach Ascargorta. Mit dem Portrait Philipp's II. nach van der Werff.
21. **Geschichte der Königin Maria Stuart.** Von F. A. Mignet. Mit dem Portrait Maria's nach Zuchari.
22. **Geschichte Gustav Adolph's.** Nach Andr. Fryxell. Mit dem Portrait Gustav Adolph's nach Ant. van Dyk. 2. Aufl.
23. **Geschichte Frankreichs** von den ältesten Zeiten bis zum Ausbruche der Revolution. Nach E. de Bonnechose. Mit dem Portrait Richelieu's nach Phil. Champagne.
24. **Geschichte des Herzogs von Marlborough und des spanischen Erbfolgekrieges.** Von Archibald Alison. Mit dem Portrait Marlborough's nach Kneller.
25. **Geschichte Peter's des Grausamen von Castilien.** Von Prosper Mérimée. M. d. Portr. Peter's n. A. Carnirero.
26. **Geschichte Franz Sforza's und der italienischen Condottieri.** Von Dr. Friedr. Steger. Mit d. Portr. Sforza's.
27. **Geschichte des osmanischen Reiches** von der Eroberung Konstantinopels bis zum Tode Mohamed's II. Von Baptistin Poujoulat. Uebersetzt u. bis auf die neueste Zeit fortgesetzt von Jul. Seybt. Mit dem Portrait des Sultan Abdul Medschid nach Dussault.
28. **Geschichte des Kaisers Nikolaus I.** und der Entwickelung Rußlands seit d. Wiener Congreß. Vom Grafen de Beaumont-Vassy. Mit d. Portr. des Kaisers Nikolaus, gest. v. Weger.
29. **Geschichte des Kaisers Karl V.** Von Ludwig Storch. Mit dem Portrait Karl's nach Tizian.
30. **Geschichte der alten und mittleren Zeit** (bis 1500). In biographischer Form bearb. von Dr. Adolf Geisler.
31. **Geschichte der neueren Zeit** (bis 1815). In biographischer Form bearbeitet von Dr. Adolf Geisler.
32. **Geschichte der neuesten Zeit** (von 1815—1854). Von Dr. A. Geisler.
33. **Geschichte der Kalifen.** Vom Tode Mohamed's bis zum Einfall in Spanien. Von Washington Irving.
34. **Geschichte Oliver Cromwell's und der englischen Republik.** Von F. Guizot. Mit dem Portrait Cromwell's.
35. **Das Türkische Reich in historisch-statistischen Schilderungen.** Von Roibech, Chesney und Michelsen.
36. **Eine Weltumsegelung** mit der schwedischen Kriegsfregatte „Eugenie" 1851—1853. Von R. J. Andersson. Deutsch von Professor Dr. Kannegießer.
37. **Reise-Erinnerungen aus Sibirien** von Prof. Christoph Hansteen. Deutsch von Dr. H. Sebald.
38. **Die Krim und Odessa.** Reise-Erinnerungen von Prof. Dr. Karl Koch.
39. **Süd-Rußland und die Donauländer.** In Schilderungen v. L. Oliphant, Shirley Brooks, Patrik O'Brien und W. Smyth.
*40. **Der Geist in der Natur.** Von H. C. Oersted. Deutsch von Prof. Dr. Kannegießer. Mit d. Portr. des Verfassers.
41. **Naturschilderungen** von Joakim Frederik Schouw. Aus dem Dänischen unter Mitwirkung des Verfassers von H. Zeise. Mit Biographie und Portrait des Verfassers. 2te Aufl.
42. **Geschichte des Russischen Reiches** von der ältesten Zeit bis zum Tode des Kaisers Nikolaus I. von J. H. Schnitzler. Deutsch von Dr. Ed. Burckhardt.
*43. **Attila und seine Nachfolger.** Von Amedée Thierry. Deutsch von Dr. Ed. Burckhardt. 2. Aufl.
44. **Die Kaukasischen Länder und Armenien.** In Schilderungen von A. Curzon, K. Koch, F. Macintosh, O. Spencer und R. Wilbraham. Herausgegeben von Prof. Dr. K. Koch.
45. **Die afrikanische Wüste und das Land der Schwarzen am obern Nil.** Nach dem Französischen des Grafen d'Escayrac de Lauture.
46. **Wanderungen durch die Mongolei** nach Thibet zur Hauptstadt des Tale Lama von Huc und Gabet. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von Karl Andree.
47. **Wanderungen durch das chinesische Reich** von Huc und Gabet. In deutscher Bearbeitung von K. Andree.
48. **Chemische Bilder aus dem Alltagsleben.** Nach dem Englischen des James Johnston.
49. **Die Witterungslehre** auf ihrem neuesten Standpunkte dargestellt zur Belehrung und Unterhaltung für alle Stände von Dr. G. A. Jahn.
50. **Katechismus der Naturlehre.** Von Dr. E. C. Brewer. Nach der 8. Aufl. des englischen Originals und der 2. Aufl. der vom Verfasser besorgten französischen Ausgabe.
51. **Aus dem Feldlager in der Krim.** Briefe des Timescorrespondenten W. Russell. Deutsch bearbeitet von Jul. Seybt.
52. **Geschichte Italiens.** Von der ersten franz. Revolution bis zum Jahre 1850. Aus dem Englischen des R. H. Wrighton. 2te Aufl. Mit dem Portrait des Papstes Pius IX.

53. **Geschichte Richard Cromwell's und der Wiederherstellung des Königthums in England.** Von Fr. Guizot. Deutsch von Jul. Seybt. Mit dem Portrait des Generals Monk.
54. **Central-Amerika,** insbesondere die Staaten Honduras, San Salvador und die Moskitoküste. Nach Squier. Deutsch herausgegeben von Karl Andree.
55. **Buenos-Ayres und die Argentinischen Staaten.** Nach den neuesten Quellen. Herausgeg. von Karl Andree.
56. **Wanderungen durch Australien.** Von Oberstlieutenant Godfroy Charles Mundy. Deutsch bearbeitet v. Friedr. Gerstäcker.
57. **Mungo Park's** Reisen in Africa von der Westküste zum Niger. Neu bearbeitet von Dr. Fr. Steger.
*58. **Geschichte von Indien** von Thomas Keightley. Uebersetzt und bis auf die neueste Zeit fortgeführt v. J. Seybt.
59. **Reisen im Nordpolmeere** von F. Elisha Kent Kane. Deutsch von J. Seybt.
60. **Wanderungen durch Texas** und im mexikanischen Grenzlande. Aus dem Englischen des F. L. Olmsted.
61. **Westslawischer Märchenschatz.** Deutsch bearbeitet von Jos. Wenzig.
*62. **Die Ostsee und ihre Küsten.** Von Anton v. Etzel.
63. **Geschichte Karl's des Zwölften.** Nach Andr. Fryxell. Deutsch v. A. v. Etzel. Mit d. Portr. Karl's nach Chodowiecki.
*64. **Südafrika und Madagascar.** Geschildert durch die neuesten Entdeckungsreisenden. Herausg. v. Karl Andree.
*65. **Drei Reisen um die Welt.** Von James Cook. Neu bearbeitet von Friedr. Steger.
*66. **Die Begründer der französischen Staatseinheit.** Vom Grafen Louis de Carné. Deutsch bearbeitet von J. Seybt.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Sophokles Tragödien.

Uebersetzt und erklärt von **Oswald Marbach.**

I. König Oedipus, Text und Erklärung. 24 Ngr.
II. Oedipus in Kolonos, Text. 12 Ngr.
III. Antigone, Text und Erklärung. 24 Ngr.
IV. Trachinerinnen, Text. 12 Ngr.
V. Ajas, Text. 12 Ngr.
VI. Elektra, Text. 12 Ngr.
VII. Philoktetes, Text u. Erklärung. 24 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westphalen

und einigen andern, besonders den angrenzenden Gegenden Norddeutschlands.
Gesammelt und herausgegeben von **Adalbert Kuhn.**
Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Ein edles Weihnachtsgeschenk.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.**

Bellona Orientalis.

Zwölf politische Hymnen.
Nebst einem Schluß-Hymnus Bellona Occidentalis
von **Friedrich Karl Meyer.**

gr. 8. Fein Velinpapier. Geh. Preis 1 Thlr. 15 Gr.
Elegant in englisches Leinen gebunden Preis 1 Thlr. 25 Gr.

In diesen großartigen, halb pindarisch, halb prophetenartig gehaltenen Hymnen, die einen ganz neuen Ton der deutschen Lyrik anschlagen, schildert der Dichter die beim letzten orientalischen Kriege in Thätigkeit getretenen Mächte, sowohl der Zeit als Europas: er singt (wie es in der, an den Prinzen-Gemahl von England gerichteten, Widmung heißt) „von Bellonas Posaunenstößen wachgeschreckt, der Zeit Gewissen." Der letzte Gedanke des Gedichts aber, in dem alle andern Betrachtungen zusammenlaufen, ist die Schilderung der politischen Zustände Deutschlands, und die religiös-poetische Rechtfertigung des deutschen Einheitsbedürfnisses. Diesen Gedanken verfolgt auch der, nach dem Frieden von Villafranca gedichtete Schlußgesang.

Illustrirtes Familienbuch.

8000 Auflage. — Zehnter Jahrgang. — **8000 Auflage.**

Monatlich ein Heft mit 3 Stahlstichen. Preis per Heft 10 Ngr., per Jahrgang 4 Thlr. Pr. Cour.

Inhalt: Original-Novellen, Sagen und Märchen. Geschichtliches und Biographisches. Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur. Schilderungen aus der Heimath und Fremde. Gedichte. Literaturbericht von Levin Schücking.

Triest. Direction der liter.-art. Abtheilung des österr. Lloyd.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Für Portraits-Sammler.

Historische Portraits in Stahlstich. Abdrücke in kl. fol. Chines. Pap. à 10 Ngr.

Abdul-Meschid nach Dussault.
Tycho Brahe von Weger.
Christian IV. nach Karl von Mandern.
Oliver Cromwell.
Friedrich der Große nach G. Schadow.
Gustav Adolph nach A. van Dyk.
Johann Huß von Weger.
Erzherzog Johann von Weger.
Joseph II. von Weger.
Niels Juel nach Cramer.
Erzherzog Karl von Weger.
Karl der Große nach A. Dürer.
Karl I. nach Geoffroy.
Karl V. nach Tizian.
Karl XII. nach Chodowiecki.
Thomas Kingo von Weger.
Lamartine nach Caron.
Henry Lawrence.
Luther nach Lucas Kranach.
Königin Margarethe von Dänemark.
Herzog von Marlborough nach Kneller.
Maximilian I. nach A. Dürer.
Mirabeau nach Raffet.
Mohamed nach Duflos.
General Monk nach van der Werff.
Napoleon nach Delaroche.
Nelson nach Abott.
Nikolaus I. von Weger.
H. C. Oersted von Weger.
Oscar von Schweden.
Lord Palmerston nach W. C. Ross.
Peter der Grausame nach A. Carnicero.
Peter der Große nach Le Roy.
Philipp II. nach van der Werff.
Franklin Pierce.
Pius IX. nach Maurin.
Daniel Rantzow.
Richelieu nach Ph. Champagne.
J. F. Schouw nach M. Marstrand.
Franz Sforza.
Maria Stuart nach Zucchari.
Peter Tordenskjold nach Denner.
Washington nach Longhi.
Jürgen Wullenweber von Milde.

Leipzig, Verlag von Carl B. Lorck.

Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck).





